Kotzebue's Ermordung,

in Hinsicht

ihrer Ursachen

und

ihrer wahrscheinlichen literarischen Folgen

für Deutschland.

Betrachtet

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Es brennt in der That und hat schon lange gebrannt in Deutschland das heilige Feuer der Freiheitsliebe, und es wird fortbrennen, so lange noch ein deutsches Volk in diesen Gauen wohnt, und so lange noch Sinn für Wissenschaft und Kunst, für Recht und Pflicht, für Tugend und Religion dieses Volk belebt.

Krug.

Berlin 1819.

Verlegts die Neue Berlinsche Buchhandlung des H. Ph. Petri, Petri-Platz, Nr. 4.

(Leipzig, Gräff in Commission.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Die Ermordung Kotzebue's muß das Herz jedes Rechtlichen mit Unwillen, und tiefer Trauer erfüllen, nicht wegen des literariſchen Verluſtes, den unſer Vaterland dadurch leidet, der wäre noch wohl zu verſchmerzen; ſondern wegen der unheilbringenden Folgerungen, welche leider, aus dieſem Ereigniſſe gezogen werden.

Schon jetzt wagt man, laut deutsche Gelehrte und Schriftsteller, die mit Kotzebue's politischen und sittlichen Ansichten, besonders in der letzten Zeit seines Lebens nicht übereinstimmten, sondern ihm ernst und kraftvoll widersprachen, zu beschuldigen, als hätten sie durch Rede und Schrift, ja vielleicht gar durch Mitwissenschaft um seine Ermordung, dieselbe veranlaßt. Man träumt selbst von geheimen Verbindungen deutscher liberaler Schriftsteller, die auf den Umsturz der bestehenden Verfassungen abzwecken sollen, und sucht die Ermordung Kotzebu's, den man thörichter Weise für die schreibende Stütze der Thronen und des Adels hielt, als ein Ergebniß jener

Verbindungen, seinen Mörder aber als ihr Werkzeug darzustellen.

Es sei mir, der ich nicht zu der Partei der Finsterlinge und Blindschleichen gehöre, welche August von Kotzebue in seinem literarischen Wochenblatte so häufig in Schutz nahm, erlaubt, nicht bloß über jenes schauervolle Ereigniß, dessen Ursachen und vermuthliche Folgen, sondern auch über Kotzebue's literarisches und politisches Wirken in sittlicher Hinsicht einige Worte zu sagen. Wiederholt bin ich von ihm in seinem literarischen Wochenblatte angegriffen worden, das soll mich aber nicht hindern, ihm wegen seiner mannichfachen großen und glänzenden Vorzüge Gerechtigkeit

wiederfahren zu lassen. Uebrigens schadet dem Todten die Enthüllung seiner Irrthümer, seiner Thorheiten, ja selbst seiner Vergehungen nichts; allein der Welt kann sie nützen. Die Todtengerichte der Egypter waren besser, als der alte Wahlspruch: daß man von den Todten nichts Böses reden müsse. Von den Todten nur die Wahrheit, von den Lebenden nur das Gute, oder das Unschädliche! wäre wohl richtiger.

Der Verfasser.

Ueber Kotzebue's literarisches und politisches Wirken in sittlicher Hinsicht. *)

Man hat Kotzebue irgendwo den deutschen Voltaire genannt, und diesen Namen verdiente er eben so sehr wegen seiner Eitelkeit, seiner Ruhmgier, seiner Geldliebe **), denen er in seinen Schauspielen und andern Werken Religion, Sittlichkeit, die Ehre und den guten Namen an-

*) Es ist nicht mein Zweck, hier eine Biographie dieses merkwürdigen Mannes zu liefern. Seine Lebensumstände sind theils aus seinen eigenen, theils aus andern Werken und aus öffentlichen Blättern zur Genüge bekannt. Blos einzelne Thatsachen aus seinem literarischen und politischen Leben werde ich beiläufig ausheben, die über seinen Charakter und seine Handlungsweise ein Licht verbreiten können.

**) Die aber nie in Geiz ausartete.

derer Menschen aufopferte, als wegen der Leichtigkeit und Gewandtheit, womit er die verschieden artigsten Stoffe in allerlei Formen zu behandeln wußte, wegen seines blendenden, oft sehr hämischen Witzes, seiner schöpferischen Erfindungskraft und seines durchdringenden Scharfsinns, kurz wegen der Vielseitigkeit und Ausbildung seiner Talente und der Flachheit mancher seiner Kenntnisse. Wer das Gute verkennen wollte, was er durch mehrere seiner politischen Schriften in früherer Zeit geleistet, die Verdienste verachten könnte, die er um manche Zweige unserer schönen, besonders der dramatischen Literatur sich erworben hat, müßte eben so undankbar, als ungerecht sein. Unstreitig treten aber auch manche dieser Verdienste des Ermordeten um so glänzender hervor, viele seiner literarischen, politischen und sittlichen Vergehungen werden um so weniger beachtet, je mehr man es fühlt, daß sein Tod zu bedauern ist. Selbst der Tod eines gewöhnlichen Menschen auf dem Siechbette verwischt einen großen Theil seiner Fehler und Thorheiten aus dem Gedächtnisse der Lebenden; wie viel mehr muß dies nicht der Fall sein bei einem Mann, wie Kotzebue, der einen so bejammernswerthen Tod starb? Am Grabe schweigt in der Regel Tadel, Feindschaft

und Haß, allein um so lauter erhebt sich die Stimme des Lobens und Rühmens, und selbst der Feind sendet dem todten Feinde noch wohl eine Thräne nach.

Dies soll uns indessen nicht abhalten, Kotzebue's literarisches und politisches Handeln zu würdigen, zumal da eine solche Würdigung dazu beitragen kann, manchen unbefugten und ungerechten Ankläger, der jetzt laut, um des Todten willen, seine Stimme gegen die Lebenden erhebt, zum Schweigen zu bringen.

Schon in früher Jugend zeigte Kotzebue eine ungezügelte Begierde nach Ruhm, die durch das Lob, welches ein großer Mann einigen seiner Jugendarbeiten ertheilte, noch mehr angefeuert ward. Es ist gewiß ein schöner, herrlicher Wunsch, von seinen Mitmenschen und von der Nachwelt gekannt, geliebt und geachtet zu werden, und insofern ist die Liebe des Ruhms gewiß eines der kräftigsten Beförderungsmittel zur sittlichen und geistigen Veredlung. Allein Kotzebue's Ruhmliebe beschränkte sich bloß auf das Streben, seinen Namen allgemein und möglichst lange genannt zu machen. Jedes Mittel, wodurch er dieses Ziel zu erreichen wähnte, war ihm willkommen; die Anwendung mochte gute oder schlimme Folgen für

Andere haben, das kümmerte ihn nicht, und es gieng ihm hier, wie manchen Eroberern, denen es gleichgültig ist, ob man ihre Namen mit Fluch und Abscheu, oder mit Verehrung und Liebe nennt, wenn sie nur von Mit- und Nachwelt genannt werden. So füllte auch Trajan zu einer Zeit die Welt mit Blut und Leichen, und war zu einer andern Zeit Vater seines Vaterlandes, je nachdem seine Liebe zum Ruhm und seine Herrschgier es erforderten.

Wo Kotzebue in seinen Schriften etwas Gutes zu wirken strebte, da geschah es wahrlich nur selten um des Guten willen: Geld und Ruhm waren die Hebel seiner Handlungen. Er hätte sich, seine Feder und sein Tintefaß dem Teufel verkauft, wenn der ihm nur Jenes verbürgt hätte. Dies Urtheil scheint hart, allein man werfe einen Blick auf sein ganzes literarisches Wirken, so wird man es durchgehends bestätigt finden.

Vor seiner Erhebung in den Adelstand, die eigentlich dadurch geschah, daß er 1785 zum Präsidenten des Gouvernementsraths von Esthland ernannt wurde, mit welcher Stelle auch der Adel verbunden ist, zeigte er sich als erbitterten Feind des Erbadels, den er bei allen Gelegenheiten in

seinen Schriften bespöttelte. Kaum hatte er jenen Dienstadel durch die ihm übertragene Stelle erhalten, als er sein bekanntes Werk: über den Adel, schrieb, wodurch er sich mit den gebornen Edelleuten aussöhnen wollte, um von ihnen, wenn auch nicht als ein Herr vom Leder, doch als einer von der Feder anerkannt zu werden. Kaum war diese Schrift erschienen, kaum begann man, die in Frankreich zur Ausbildung gekommenen vernünftigern Grundsätze über den Erbadel aufzufassen und zu begreifen, als auch Kotzebue wieder anfing, den Adel, welchen er kurz zuvor in einem sehr breiten Werke vertheidigt hatte, zu verhöhnen. Dieser chamäleontische Farbenwechsel möchte ihm als damals jungem Manne noch zu verzeihen sein; man hat ja alte Ultra's, die vor wenigen Jahren durch ihren Feuereifer nicht bloß gegen den Adel, sondern auch gegen alle bestehenden Verfassungen die ganze Welt in Lärm setzten, und jetzt, da das Pensiönchen gut schmecket, jeden andern ehrlichen Mann, der vielleicht ein freies Urtheil über einen vor mehreren Jahrhunderten verstorbenen König fällt, nicht allein als einen Widersacher des Adels, sondern auch als einen Königsfeind und Jakobiner zu bezeichnen suchen.

Schlimmer, als durch jene Wetterhahnschaft, zeigte sich Kotzebue in sittlicher Hinsicht durch seine 1790 herausgegebene Schandschrift: **Bahrdt mit der eisernen Stirne**, vielleicht das schändlichste, unerhörteste Pasquill, was je auf deutschem Boden erschienen ist. Er dachte unwürdig genug, dies Machwerk, welches ihm und dem Leibarzt Marcard sein Dasein verdankte, dem Freiherrn Knigge aufbürden zu wollen, der sich dagegen im **Jahrbuche für die Menschheit, herausgegeben von Friedrich Burchard Beneken**, rechtfertigte, und den damaligen Herrn Präsidenten von Kotzebue öffentlich einen „niederträchtigen Buben" nannte, wogegen dieser nichts einzuwenden hatte. In der gedachten Schandschrift wurden viele der berühmtesten und geachtetsten Gelehrten Deutschlands verhöhnt und verächtlich gemacht. Der unglückliche Klockenbring in Hannover, der als geistvoller Schriftsteller, als thätiger und brauchbarer Geschäftsmann, und als Mensch allgemein geehrt ward, verlor seinen Verstand darüber, und ward nach wenigen Jahren seiner unglücklichen Gattin und seinen unmündigen Kindern durch den Tod entrissen. Der in jeder Hinsicht so verehrungswerthe Erdbeschreiber Ebeling wurde in diesem Pasquill

wegen seiner Taubheit *) verspottet, und der Oberstlieutenant von Mauvillon in Braunschweig und der Aktor Zimmermann wurden darüber in einen bittern Prozeß verwickelt, da der erstere den letztern, trotz der heiligsten Versicherungen, daß er es nicht sei, für den Verfasser des Pasquills hielt. Mauvillon starb mit bitterm Groll gegen Zimmermann. Indessen konnten Kotzebue und Marcard ihre eigene Schande nicht verschweigen; sie wünschten doch die Ehre nicht einzubüßen, als Verfasser der Schmähschrift bekannt zu sein, und plauderten deshalb es selbst aus. Kotzebue's Absicht in der Welt, Aufsehen zu machen, ward dadurch erreicht.

Unter allen politischen Wetterhähnen war Kotzebue übrigens gewiß der kenntnißreichste, klügste und gewandteste. Die Farben, welche er wechselte, schillerten bei ihm so unmerklich und fein vom Dunkeln ins Helle, vom Hellen ins Dunkele hinüber, daß nur ein sehr geübtes Auge

*) Ueberhaupt hatte Kotzebue die unanständige Gewohnheit, körperliche Gebrechen anderer Menschen zur Zielscheibe seines Witzes zu machen. In seinen Lustspielen findet man häufig, daß Fehler dieser Art die Stelle des Komischen vertreten müssen.

das chamäleontische Farbenspiel wahrnahm, und Viele nach völliger Umwandlung mit Erstaunen es einsahen, welch' ein „changeantes Genie" (um mit Gottwerth Müller zu reden), vor ihnen stand. Andere politische Apostaten torkelten dagegen so unbeholfen und schwerfällig von einer Partei zur andern, von den Ultramonarchisten zu den Ultraliberalen, und von diesen wieder zu jenen hinüber, daß sie durch ihre Plumpheit, ihre in die Augen springende Folgewidrigkeit und Einfalt mehr ein mitleidiges Lächeln, als Zorn und Unwillen erregten. Mit Kotzebue gieng es ganz anders! Er war feiner Politiker. Die Partei, welche ihn zu besitzen glaubte, hielt ihn oft dann noch für den ihrigen, wenn er schon im Begriff war, ihr den Todesstreich zu versetzen. Geldliebe, Eitelkeit und Ruhmsucht waren die Haupthebel seiner Handlungen. Der alte kosmopolitische Wahlspruch: Ubi bene, ibi patria, war auch der seinige. Er würde Napoleon Buonaparte gedient haben, wie er dem Russischen Kaiser diente, wenn jener ihn nur zum französischen Senateur gemacht, ihn mit Orden geschmückt, und vor Allem ihm eine reiche Dotation beschert hätte.

Die allgemeine Verachtung, welche Kotzebue durch seine Schrift: Bahrdt mit der eisernen

Stirne sich zugezogen, war ihm übrigens sehr schmerzhaft. Er suchte das Uebel wieder gut zu machen, bemühte sich, die Schuld auf fremde Schultern zu wälzen, und machte es eigentlich damit noch ärger. „Nach einem Aufenthalt in Pyrmont im Jahre 1790, sagt er *), tauchte ich meine Feder in fremde Galle, und schrieb einige nur zu übel" (gewiß nicht zu übel, noch lange nicht übel genug) berüchtigte Bogen, über welche ich mich in einem fliegenden Blatte hinlänglich erklärt habe. Meine dort geäußerten Gedanken sind und bleiben dieselben, die reinste Wahrheit jedes dort gesprochene Wort. Der brave Zimmermann ist nun todt. Man soll nicht sagen: de mortuis nil nisi bene, sondern de mortuis nil nisi vere. Ich habe weder Gutes, noch Böses mehr von ihm zu hoffen; man muß mir glauben, wenn ich aus der Fülle meines Herzens sage: er war ein vortrefflicher Mann! — vielleicht führte seine Excentricität ihn zuweilen irre, aber selbst seine Schwachheiten waren nicht gemein. Ich könnte eine Anekdote von ihm erzählen, die den Leser in Erstaunen setzen, und ihn zwingen würde,

*) M. s. „Die jüngsten Kinder meiner Laune" Band 5. S. 226.

sich vor seinem Aschenkruge nieder zu stürzen. Ich würde es thun, wenn die darin verflochtenen Personen, die mich allein verstehen, nicht noch lebten. Genug, mein Enthusiasmus für ihn war kein Verbrechen; aber eine fremde Hand vergiftete die Quelle, ich schöpfte und — leerte den Becher selbst! — ja mir — mir allein hat jene gehässige Begebenheit geschadet, und es ist mir tröstlich, das Solamen miserum nicht auf mich anwenden zu können.

Wie konnte wohl ein vernünftiger Mensch, wie konnte wohl ein so kluger Mann als Kotzebue war, sich auf eine so nichtswürdige Weise zum Werkzeuge fremder Rachgier gebrauchen lassen, um das Glück edler, rechtlicher Menschen zu untergraben oder völlig zerstören zu helfen, und sie und ihre Familien ins Elend zu stürzen? Der Enthusiasmus, auch für den edelsten Freund, kann Handlungen solcher Art nicht entschuldigen, viel weniger rechtfertigen. Und dann jene Bübereі — man verzeihe diesen Ausdruck, ich weiß keinen bessern dafür — jene Bübereі, sage ich, noch einem dritten unschuldigen und edeln Mann (Knigge) diese Unthat aufbürden zu wollen! Herr von Kotzebue, der sonst gerne für den Weisesten unter allen Menschenkindern galt, und dem es auch

wirklich an Lebensklugheit nicht fehlte, stellt sich in der angezogenen Stelle selbst als die dumme Katze dar, mit deren Pfoten ein oder zwei Affen (Marcard und Zimmermann) glühende Kohlen aus dem Ofen holten. Bloß das Gefühl allgemeiner Verachtung trug diesen Sieg über seine Eitelkeit davon; wäre ihm dieses Gefühl nicht so schmerzhaft gewesen, schwerlich würde er jene Stelle niedergeschrieben haben, und der Hauptsache nach billigt er auch noch, was er gethan, und wozu er sich hat brauchen lassen.

In Anfange des erwähnten Aufsatzes in den jüngsten Kindern seiner Laune äußert er: daß er nur ein Buch und eine Broschüre andern Leuten zu gefallen geschrieben habe, und das wären seine schlechtesten Arbeiten geworden. Er hat andern Leuten zu gefallen, weit mehr Bücher, Broschüren und Bülletins geschrieben, die, wo ich nicht mächtig irre, wohl eben so schlecht sind, als Bahrdt mit der eisernen Stirn und das elende Machwerk vom Adel, worauf er hier anspielt. Was muß man von einem Schriftsteller in sittlicher Hinsicht denken, der andern Leuten zu gefallen, Bücher und Broschüren schreiben kann, in denen rechtliche Menschen angeschwärzt, verlästert, gegen einander verhetzt, und ganze Volks-

klassen ungerechter Weise auf Kosten der übrigen erhoben werden? Man mag aus Gefälligkeit für Andere über wissenschaftliche Gegenstände wohl ein Buch schreiben, durch welches Niemand gekränkt und beeinträchtigt wird, aber eine Gefälligkeit, wie jene des Herrn von Kotzebue, bleibt immer eine Handlung, die eines ehrlichen Mannes unwürdig ist.

„Ich erwähnte, fährt er späterhin (am angeführten Orte S. 236) fort, ich erwähnte, daß ich nur einmal in meinem Leben andern Leuten zu gefallen ein Buch geschrieben: es war das Werk vom Adel. Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht." Wie geheimnißvoll er hier thut, um Andern die Schuld auf den Hals zu wälzen, und um sich bei seinen Gegnern zu rechtfertigen." Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewissen Gattung meine vor- und nachher geäußerten, aber mißgedeuteten Gesinnungen, mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde, wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt; wahrlich, man würde dieses Produkt aus einem andern Gesichtspunkte beur-

theilen; man würde nicht bloß den Schriftſteller, ſondern auch den Bürger (?) und Vater dabei im Auge behalten. Indeſſen geſtehe ich gern, daß ich mir eine übelverſtandene Gefälligkeit zu Schulden kommen laſſen, und der Kritik manche Blöße gegeben habe. Nur auf die Strafe war ich nicht vorbereitet, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, und deſſen Freundſchaft ich verdient, wenigſtens erworben zu haben glaubte, mich bitter deshalb angriff."

Gewiß konnte Kotzebue von allen ſeinen Feinden auf keine verächtlichere Weiſe dargeſtellt werden, als er ſelbſt es in dieſen wenigen Zeilen thut. Er hatte das Buch vom Adel geſchrieben, welches den gleich nachher ſich allgemein ausbreitenden, vernünftigern Anſichten in diametriſcher Richtung entgegen ſtand. Er hatte es geſchrieben, um ſich bei den Großen und bei dem Adel beliebt zu machen. Jetzt fühlte er, daß er einen Misgriff gethan hatte. Viele Mitglieder der höhern Stände ſahen in ihm nur einen knechtiſchen, unzuverläſſigen Apoſtaten, und mißtrauten ihm; andere einſichtsvollere erkannten zugleich, mit den Bürgerlichen die Thorheit angeerbter ausſchließlicher Anſprüche auf Vorzüge und Ehrenſtellen; die nichtadlichen Klaſſen, zu denen er

seiner Geburt nach gehörte, hatten gleichfalls oft und laut genug ihren Unwillen über sein, mit der Vernunft und dem Geiste der Zeit streitendes Machwerk bezeugt. Was wär zu thun? Das Uebel sollte gut gemacht werden, und damit er, durch verminderten Absatz und Beifall seiner Schriften und Schauspiele nicht an seinen Einkünften und seinem Ruhme leiden möchte, gieng er eiligst von einer Apostasie zur andern über. Hatte er früherhin durch sein Buch vom Adel den bürgerlichen Stand beleidigt und verrathen, so handelte er jetzt wieder auf gleiche Weise gegen den Adel. „Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf es nicht!" äußerte er, um die Menschen glauben zu machen, als habe man ihm etwa die Pistole auf die Brust gesetzt, und ihm Traktätlein abgezwungen nach Räuberart. „Wenn man wüßte, — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweideutigen Ruf meine vor- und nachher beharrlich geäußerten und gemißdeuteten Gesinnungen mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde ꝛc." Wer erkennt hier nicht die Sprache eines gemeinen Verräthers: „Wenn du wüßtest, wie man mir mitgespielt, wie man mich gemar-

tert hat, Du würdeſt mir gewiß nicht böſe ſein, daß ich dich angab!" ſo ſpricht ein Judas zu dem Freunde, den er freiwillig oder gezwungen, mit Recht oder mit Unrecht, den Ketten und Banden überlieferte, um ſich in den Augen des Verrathenen noch weiß zu brennen. „Wenn man wüßte, fährt er fort, welche Aufmunterungen und von wem ich ſie erhielt, wahrlich man würde dieſes Produkt aus einem andern Geſichtspunkte beurtheilen; man würde nicht bloß den Schriftſteller, ſondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten." Dies iſt bei Gott, die gemeinſte Stelle in dem ganzen Dinge. Alſo nicht bloß aus dringender Furcht vor Gefahren, die ihn bedroheten, ſondern aus dem niedrigſten, habſüchtigſten Eigennutze ſchrieb er jene, für die nichtadlichen Stände höchſtbeleidigende, jedes menſchliche Gefühl empörende Schrift. Was er wohl unter Bürger verſtand, da er jenes ſchrieb? Gleichſam als ob es Verhältniſſe des Bürgers gäbe, die demſelben erlaubten, ein ſo nichtswürdiges Werk gegen andere Stände zu ſchreiben, wie jenes vom Adel.

Offenbar übte Kotzebue durch dieſen Widerruf gegen die Adlichen, deren Partei er kurz zuvor genommen hatte, einen eben ſo großen Ver-

rath, als er früherhin gegen die nichtadlichen Stände begangen hatte. Ja, er that noch mehr! Er bezeichnete die adliche Partei und sogar die Fürsten als die unwürdigsten Despoten, die theils durch gewaltsame Mittel, theils durch Verheissungen ihm jenes Werk entlockt hatten. Dieß mußte ihn natürlich in den Augen aller Parteien verächtlich und verhaßt machen. Hätte er zarteres sittliches Gefühl gehabt, er hätte gewiß lieber die Sache ihren Gang gehen lassen, als diese Stelle niedergeschrieben.

Doch — genug über diesen Gegenstand! Wir gehen zu einem andern Werke über, in welchem Kotzebue der Schriftsteller sich in sittlicher und rein menschlicher Rücksicht noch deutlicher ausspricht. Es ist die Flucht nach Paris.

Nachdem er in Pyrmont seinen Bahrdt mit der eisernen Stirn fabricirt hatte, kehrte er zu seiner ersten, damals schwangern Gattin, welche sich in Weimar aufhielt, zurück. Allgemein sagt man, er habe mit dieser Frau höchst unglücklich gelebt, ja sie sei das Opfer dieser traurigen Ehe geworden. Er behauptet das Gegentheil, schildert seine Verbindung mit einer wahrhaft ermüdenden Breite und Geschwätzigkeit als die glücklichste, welche je unter dem Monde gewe-

geweſen; aber gerade dieſe redſelige Breite, mit der er von ſeiner verſtorbenen Friederike gleich nach ihrem Tode ſpricht, erregt gegen die zärtliche Liebe der beiden Gatten manchen Zweifel. Wahre Liebe macht unter ſolchen Verhältniſſen nicht viele Worte, iſt nicht ſo verlegen um ſchöne Redensarten, nicht ſo fruchtbar in idylliſchen Schilderungen. Doch davon nachher. Seine Gattin ward bald nach ihrer Entbindung ſehr krank. „An dieſem Tage, ſagt Kotzebue, wurde Menſchenhaß und Reue gegeben. Natürlich verließ ich das Bette meiner Frau nicht, aber ich kann nicht umhin eines Zuges zu erwähnen, der mir Freude gemacht hat. Es waren nämlich wol achtzig Studenten aus Jena herüber gekommen, um das Stück zu ſehen. Sie pflegen dann gewöhnlich nach dem Schauſpiel ſich noch einige Stunden luſtig zu machen, und ſodann gegen Mitternacht, nicht ohne Lärmen, Schreien und Klatſchen, wieder abzuziehen. Ihr Rückweg führt ſie durch die Straße, welche ich bewohnte; aber in dieſer Nacht zogen ſie alle einen andern Weg durch entfernte Straßen, kein einziger Wagen oder Pferd paſſirte meine Wohnung, um die Ruhe meiner kranken Frau nicht zu ſtören. Ich erzählte es meiner Friederike am andern Morgen, ſie ſchien ſich

darüber zu freuen, und ich danke diesen Herren hier öffentlich für ihre schonende Gefälligkeit."

Wirklich verrieth dieser Zug viel Bildung und Zartgefühl jener jungen Männer. Das „Lärmen, Schreien und Klatschen," dessen Herr von Kotzebue erwähnt, kann ihnen wohl nicht zum Vorwurfe gereichen, dergleichen hat er wahrscheinlich und habe auch ich als Student gethan. Wer etwas mehr als ein bloßer Pandektenritter oder Postillenhusar werden soll, wird in seiner Jugend kein Ofenhocker sein, und gewiß dann und wann seine Fröhlichkeit etwas laut werden lassen. Wie war es nun möglich, daß Kotzebue in Gemeinschaft mit dem Wallachen Stourdza gerade diese Universität, deren jetzige akademische Bürger sich noch weit mehr als ehemals durch ein gesitteres, edles und rechtliches Betragen, durch Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnen sollen, so muthwillig verschreien konnte, gleichsam als ob es ein Haufe junger Rebellen wäre, die man kantschuen und „wallachen" müsse?

Herr von Kotzebue erzählt die Krankheitsgeschichte seiner Gattin sehr umständlich, und unter andern auch, daß sie von Niemandem, als von ihm sich habe (salva venia) Klystiere setzen lassen. Als er so eben im Begriff war, ihr auf

den Rath des Arztes, das letzte zu geben, trat wieder ein heftiger Blutſturz ein, die Kranke ward immer ſchlimmer und ſchlimmer, und ihr Gatte, der auf dieſen Fall ſchon acht Tage vorher Poſtpferde hatte beſtellen laſſen, eilte ohne ihren Tod abzuwarten mit einem Freunde davon, und nach Paris. Natürlich betrachtete man in ganz Weimar dieſe Handlungsart eben nicht als ein Zeichen großer Zärtlichkeit für ſeine Gattin und Kinder; er ſelbſt wollte es aber dafür gehalten wiſſen. Seine Art zu lieben unterſchied ſich alſo merklich von der aller übrigen Menſchen und ſelbſt der Thiere, die ſich ungerne und oft nur mit dem Leben von dem Orte trennen, wo die Reſte eines ihnen theuern Gegenſtandes begraben ſind. Auf eine feine, aber nicht undeutliche Art ſucht er die Aerzte ſeiner Gattin zu beſchuldigen, daß die letztere bei einer andern Behandlung wol nicht geſtorben wäre, und dies gab vielleicht zu dem Gerüchte eine Veranlaſſung, Herr von Kotzebue ſelbſt ſei nicht ganz unſchuldig. — Dem ſei wie ihm wolle, faſt jeder Abſatz des vorliegenden Werkes ſchließt mit einem oft an Vergötterung gränzenden Lobſpruche auf die ſelige Friederike. In Hinſicht des jüngſten Kindes äußert er übrigens: „ich geſtehe gern, daß der Anblick deſſelben

eine Qual mehr für mich sein würde. Ach, es hat meiner Friederike das Leben gekostet! Es wird lange währen, ehe es mir möglich sein wird, es zu lieben.“ Guter Gott, das arme Würmchen war doch wohl weniger schuld daran, daß seine Mutter in den Wochen starb, als der Vater? Ueberhaupt herrscht in diesem ganzen Buche, so weit es Kotzebue's erste Gattin betrifft, deren er fast auf jeder Seite erwähnt, eine Affektation des Gefühls, der man es nur zu deutlich ansieht, daß alle Wahrheit fehlt. Wie er ein solches Buch in die Welt schicken konnte, begreift man kaum.

Indessen war die Reise für ihn von trefflicher Wirkung. Unter den Schauspielerinnen des Théatre Italien in Paris fand er wenige Wochen nach seiner Abreise von Weimar, „ein allerliebstes Geschöpf, Rose Renand genannt, von kaum sechzehn oder siebenzehn Jahren, mit einem so sanften, unschuldsvollen Gesichte, daß er sich nicht enthalten konnte, seinen Nachbar zu fragen: ob das Gesicht dieses Mädchens nicht lüge? Ob sie wohl noch wirklich unschuldig sei? „Auch versäumte er nicht, wie er selbst es der Länge und Breite nach sehr naiv erzählt, mit mehreren Mädchen des Palaisroyal Bekanntschaft zu machen, und als „ein niedliches kleines Ding von kaum sech-

„zehn Jahren, drollig und lebhaft, ihn mit aus-
„gelassener Lustigkeit zum Souper (nämlich auf
„seine und seines Freundes Kosten) einlud, so
„entschloß er sich mit ihr zu gehen, um doch ein-
„mal zu sehen, wie es bei einem solchen Mädchen
„aussähe und auf welchem Fuß sie lebe." Als ob
er dies nicht schon früher gewußt hätte. Er ver-
sichert übrigens ganz ernsthaft, nichts Böses dort
gethan, und an seine selige Friederike gedacht zu
haben. „Ein Gedanke an dich! ruft er dem
Schatten derselben zu. Vielleicht hat dein Geist
mich umschwebt! Wohl mir, ich darf deine Ge-
genwart nie scheuen, selbst nicht bei einem Freu-
denmädchen!" Wie pathetisch und drollig zugleich!
Lieber Gott, als ob er besser gewesen wäre, als
andere ehrliche Menschen; als ob er nicht auch
Fleisch und Blut gehabt hätte! „Ich biete der
Venus Trotz, mich dem Andenken meiner Frie-
derike untreu zu machen!" fügt er recht thea-
thralisch hinzu. Am meisten scheint ihm die
„kleine, liebe, unschuldige Rose Renaud" gefallen
zu haben, die er gar nicht genug sehen und be-
wundern, und gar nicht vergessen konnte.

Ich führe diese Züge keineswegs an, um
Kotzebue nach seinem Tode noch zu bespötteln;
sondern bloß zu zeigen, daß sein Geschwätz von

reiner, ewiger Liebe nichts weiter als eitles Geschwätz war. Seine Liebe war bloße Sinnlichkeit; wie hätte er sonst wol seine Gattin in dem Augenblicke ihres Todes verlassen können? Wie war dies möglich? Welches menschliche Herz wird nicht dadurch verletzt? Ich habe Gatten gekannt, die wirklich sich liebten, und keine Bitten, keine Zuredungen konnten sie bewegen, von dem Leichname und dem Sarge ihrer Verstorbenen zu weichen; kaum konnte man sie zurückhalten, daß sie nicht dem Todten nach sich ins Grab stürzten. Ein Anderes war es mit Kotzebue! Wenige Tage nach dem Tode seiner Gattin, den er nicht einmal abwartete, kann er ferne von ihrem Grabhügel schon Bibliotheken und Kunstwerke besehen, Schauspiele besuchen, in Theaterprinzessinnen sich verlieben und mit Freudenmädchen ein Souper einnehmen; und dennoch sucht er in wohlklingenden Redensarten seinen Lesern weiß zu machen, daß Niemand den Tod seines Weibes jemals inniger gefühlt und betrauert habe, als er den Verlust seiner angebeteten Friederike, und daß ihm ohne diese nie wieder ein Blümchen blühen, ein Vögelchen singen werde.

So suchte Kotzebue häufig die Welt und seine Umgebungen zu äffen. Es war gar wenig Wah-

res an ihm; aber nur solche Menschen vermochte er zu täuschen, die empfundenes und erheucheltes Gefühl nicht zu unterscheiden wußten. Alles war bei ihm theatralisch, selbst sein Tod war ein Theatercoup, obgleich von allen Trauerspielen und Spektakelstücken, die wir ihm verdanken, das allererbärmlichste.

Außer Rose Renaud fand Kotzebue in Frankreich wenig zu loben, und seine plötzliche Flucht oder Zerstreuungsreise nach Paris, (wie man sie wol passender nennen könnte), scheint nicht ganz ohne politische Zwecke gewesen zu sein. Ob er dazumal schon Büllettins schrieb, ist unbekannt. Sein Präsidentengefühl ward jedoch tief gekränkt, als der Schneider, welcher ihm ein Kleid brachte, nach damaliger französisch-revolutionärer Sitte seinen Huth bei ihm aufsetzte, und „als guter Kamerad mit ihm sprach." Die Kokarde auf dem Huthe des Schneiders, meint er, habe laut dazwischen gerufen: Nous sommes tous égaux. Diese Kokarde war also klüger, als mancher alte und neugebackene Edelmann. Nicht minder verdroß ihn die Unverschämtheit seines Lohnbedienten, der bei schlechtem Wetter ihn bat, ihn doch zu sich in den Wagen zu nehmen. Der Kardinal Richelieu, sagt er, hat sich einen Adel errungen,

den keine National- und keine Völkerversammlung ihm rauben wird, wenn man auch alle seine Wappen zertrümmerte.“ Richelieu's Adel war nichts besser, als der Kotzebuesche. Richelieu war ein stolzer, herrschsüchtiger, blutgieriger Pfaffe, dem Menschenwohl und Völkerglück eitel Thorheit waren, wenn er nur seine Leidenschaften befriedigen konnte. Ein Beweis, daß Kotzebue wol vom Brief-, oder Bullenadel, nicht aber vom sittlichen Adel einen Begriff hatte.

Mit Recht muß man Kotzebue es zugestehen, daß er während der französischen Zwingherrschaft durch mehrere gegen Napoleon und dessen Helfer gerichtete Aufsätze in Ello's Blumenkörbchen, durch die Biene und andere Schriften den Unwillen der Deutschen gegen ihre Bedrücker aufzuregen suchte. Vaterlandsgefühl war es aber nicht, was ihn hiezu bewog. Er wünschte nur den Herrscher in Deutschland verändert zu sehn; der Druck konnte bleiben, denn an der politischen und geistigen Freiheit seiner ursprünglichen Landsleute lag ihm nichts; das hat er späterhin durch sein Wochenblatt und andere bekannte Sächelchen, die Buonaparte auch zuweilen schrieb, hinlänglich bewiesen. Ob übrigens englisches Geld ihn veranlaßte, obige Schriften gegen das Fran-

zosenthum zu schreiben, oder nicht, läßt sich wol schwerlich entscheiden.

Sein „russisch-deutsches Volksblatt" womit er 1813 auf die große Weltbühne trat, kündete es nur zu klar an, wie sehr er seinem deutschen Vaterlande entfremdet war, und wie wenig er den Geist seiner Zeit begriffen hatte. Er wollte in diesem Blatte das Russenthum mit dem Deutschthum amalgamiren, und jene Zeit herbeiführen, von welcher geschrieben stehet in den Propheten, daß Alles Ein Hirt und Eine Heerde werden soll. Dazu war es aber noch viel zu früh. Der Sachse und der Korjäke, der Kalmucke und der Brandenburger, der Kamtschadale und der Mecklenburger sind an Geistesbildung, Sprache, Religion und Sitten zu verschieden, als daß schon jetzt eine solche Vereinigung möglich wäre. Indessen arbeitete Herr von Kotzebue doch tapfer darauf los, sein russisches Deutschthum in Deutschland gänge und gebe zu machen. Er pries deshalb auch den Deutschen in seinem literarischen Wochenblatt die Glückseligkeit des russischen Sklaven- oder Bauernstandes an, dessen Freilassung er sehr ernsthaft widerrieth; er zeigte sehr gründlich, daß es höchst weise sei, wenn man nur für das Haupt sorge, und sich um den Rumpf und

die Beine, welche dem Haupte zur Stütze dienen und es tragen müssen, nicht weiter bekümmere. Sein ganzes Russendeutschthum zweckte darauf ab, die herrlichsten uns von unsern edlen vortrefflichen Fürsten zugesicherten Rechte, als den Thronen gefährlich, zu zerstören, die dem Zeitgeiste gemäßen, uns verheißenen Verfassungen zu verhindern, und durch allerlei Machinationen zu untergraben, unsere Universitäten in klösterliche Erziehungsanstalten umzuwandeln, statt der hin und wieder noch sehr beschränkten Preßfreiheit den strengsten Censurzwang einzuführen, das Feudalsystem und den Adel völlig in die alten Rechte und das vormalige Ansehen wieder herzustellen, und unsere Bürger und Bauern unter die Knute zu bringen. Zu diesem Zweck suchte er nicht bloß seinen vortrefflichen freisinnigen Kaiser, sondern auch die deutschen Fürsten durch mancherlei Schriften und Maschinerieen mistrauisch gegen die Anhänglichkeit und Treue der deutschen Völker zu machen, und besonders ihnen Argwohn gegen alle liberale Schriftsteller und Gelehrte einzuhauchen, die von ihm und seinen Blindschleichen als Rebellen bezeichnet wurden.

Ein solches Verfahren Kotzebue's im Mittelpunkte Deutschlands, in einem der hochgebildet-

ſten Länder und in der Reſidenz eines der weiſeſten, gerechteſten und freigeſinnteſten Fürſten Europa's mußte natürlich Aufſehen und allgemeinen Unwillen erregen. Beides ward noch vermehrt durch ſeinen höchſt ungerechten Streit mit den edlen deutſchen Männern Luden, Oken und Wieland, von denen die erſtern beiden zu den geachtetſten Lehrern einer Hochſchule gehörten, auf welcher viele unſerer größten und vorzüglichſten Köpfe gebildet worden, und welchen Kotzebue gleichfalls ſeine frühere literariſche Bildung verdankte. Der Rechtsſtreit mit den drei oben gedachten Gelehrten ward freilich anfangs für, ſpäterhin aber gegen Kotzebue entſchieden.

Sein Benehmen bei allen dieſen Angelegenheiten ſcheint nicht den Beifall des großen und guten Kaiſers gehabt zu haben, denn bald nach Alexanders Ankunft in Deutſchland (im Herbſt 1818) verließ Herr von Kotzebue Weimar, und zwar, wie öffentliche Blätter behaupteten, auf Befehl des Kaiſers, um nach Rußland zurückzukehren. Hätte er doch gleich das Letztere gethan, wie froh, wie glücklich könnte er dann in Friedenthal oder Reval auf ſeinen, in Deutſchland errungenen Lorbeeren ruhen!

Ueber den eigentlichen Zweck von Kotzebue's

Sendung nach Deutschland und seinen Aufenthalt in Weimar ward sehr verschieden geurtheilt. Die Morning Chronicle und andere englische Blätter nannten ihn einen „russian Spy;“ viele Deutsche überfetzten dies buchstäblich, und glaubten es. Dies erklärte ich im 87sten Stück der Zeitschrift: die Leuchte, für eine Verleumdung und versicherte: daß Herr von Kotzebue nichts weiter sei, als „ein Kundschafter, ausgesandt, um „das Land zu erkunden, wie es ist, und das „Volk, das darinnen wohnet, ob es stark „oder schwach, wenig oder viel ist; und was für „ein Land ist, darinnen zu wohnen; ob sie in „Gezelten oder Festungen wohnen; und was für „ein Land sei, ob's fett oder mager, und ob „Bäume darinnen sind oder nicht.“ 4 B. Mos. 13, V. 19—21. Kotzebue, der, wie ich bestimmt weiß, die Leuchte las, hat dem nicht widersprochen, aber wahrscheinlich zum Lohn für meine Apologie mich wiederholt wegen einiger meiner Schriften in seinem literarischen Wochenblatt angegriffen; ein Beweis daß er sehr undankbar war. Doch dem sei, wie ihm wolle! Einem gebornen Russen konnte die Annahme einer solchen Sendung von den Deutschen nicht als Vergehen ausgelegt werden. Kotzebue war aber ein geborner

Deutscher, und betrug sich in Deutschland, wie ein geborner Russe. Dies mußte natürlich auf seinen Charakter einen häßlichen Schatten werfen, zumal da sein Kaiser, der bis zu Kotzebue's Bülletin- und Wochenblattsschreiberei immer eine große Vorliebe für deutsche Gelehrte und Schriftsteller und für die deutsche Nation überhaupt gehabt, ihn zu einem solchen Benehmen gewiß nicht veranlaßt hatte. Daß Alexander es keineswegs billigte, dafür würde schon seine Weisheit, sein freier, edler Sinn und seine Gerechtigkeit bürgen, wenn auch Kotzebue's Zurückberufung selbst es nicht deutlich bewiese. Schwerlich war es einem Deutschen zu verzeihen, daß er seinen Landsleuten das Herz, das Wohlwollen und das Vertrauen eines Fürsten zu entwenden suchte, den sie von jeher auf das Innigste verehrten und liebten, und auf den sie stolz sind, weil er der Nachkomme zwei noch blühender deutscher Fürstenhäuser ist. Kotzebue hatte, außer seinem Theaterkram, gar den Geist der Zeit, welcher in Deutschland waltet, nicht gehörig begriffen oder wollte ihn nicht verstehen. Er war ein Russe geworden, und zu diesem oder einem ähnlichen Glück wünschte er auch uns zu verhelfen. Auch wir sollten unter eben solchen Despotismus gera-

then, als der war, unter welchem er in dem merkwürdigsten Jahr seines Lebens so bitter geklagt hatte. Sittliche und geistige Veredlung der Menschen und der Völker dünkte ihm nichts; wenn sie nur so viel Verstand behielten, eine Kotzebuesche Posse beklatschen und sein langweiliges Wochenblatt buchstabiren zu können, dann waren sie klug genug. Dafür daß sie nicht weiter kämen, sollten die Fürsten, und die samojedischen, korjäkischen und wallachischen Professoren sorgen, die er und Herr von Stourdza auf unsern Universitäten anstellen wollten. Ein Streben der Art stieß mit der in Deutschland herrschenden Ideenmasse und mit den wirklichen Verhältnissen zu scharf zusammen, als daß es Beifall hätte finden können. Es mußte aber auch gegen den Mann aufbringen, der laut gegen seine bessern Ueberzeugungen sprach, und dessen frühere Schmarotzerei ihn längst um alle Achtung gebracht hatte.

Wirft man einen Blick auf Kotzebue's dramatische Werke, so ist die Mehrzahl derselben keineswegs geeignet, ihm auch in sittlicher Rücksicht Achtung zu verschaffen. Der Rehbock sollte auf keiner deutschen Bühne vor den Augen deutscher Frauen und Mädchen gegeben werden.

In vielen seiner übrigen Stücke stellt Kotzebue gleichfalls nur zu häufig das Verbrechen in dem schimmernden Gewande einer edlen Handlung, und das Laster in dem Kleide der Tugend und Unschuld dar. Viele seiner kleinern Stücke enthalten hämische Beleidigungen und Anzüglichkeiten gegen lebende Personen, denen der Verfasser gram war. Auch dies zeugt von wenig Edelmuth. Possen der Art bestrafen übrigens ihren Verfasser sehr bald mit der Vergessenheit, in die sie gerathen, wenn jene Personen nicht mehr sind, oder der Sache doch nicht mehr gedacht wird. Manche seiner andern dramatischen Arbeiten, gegen deren sittliche Tendenz sich nichts einwenden läßt, da sie eigentlich eine bloß politische haben, werden gleichfalls seinen Ruhm nicht verewigen. Sie verdanken häufig nur einem augenblicklichen Zeitereignisse ihr Interesse, wie zum Beispiel: der Flußgott am Niemen und noch Jemand, und haben gar keinen dramatischen Werth, oder sie nehmen bloß eine momentane politische und örtliche Stimmung der Gemüther in Anspruch, wie Herrmann und Thusnelde, *) ohne durch

*) Sollte dies Stück, welches gerade hier in Berlin gegeben ward, als die Nachricht von Kotzebue's Ermordung am

Dauer und Allgemeinheit des Intereſſes ſich auszuzeichnen.

Mag man übrigens Kotzebue immerhin vorwerfen, er habe die Charaktere der in ſeinen dramatiſchen Werken handelnden Perſonen nicht mit gehöriger Tiefe aufgefaßt; immer wird er doch wegen ſeiner wahrhaft ſchöpferiſchen Erfindungskraft, ſeines ächtkomiſchen Witzes, und ſeines ſeltenen Talents, Zuſchauern und Leſern bald ein Lächeln, bald Thränen zu entlocken, ſeinen Rang unter den erſten dramatiſchen Dichtern Europa's behaupten. Viel ſcheint Deutſchland in dieſer Hinſicht durch Kotzebue's unglücklichen Tod verloren zu haben! Doch wie können wir arme Sterbliche wiſſen, ob ſein längeres Leben ihm und uns gefrommt hätte!

Ich habe vorhin ſeiner Eitelkeit als eines charakteriſtiſchen Zuges erwähnt. Allenthalben ſowol in Geſellſchaften, als in ſeinen Schriften, ſprach Kotzebue gerne und oft von den ihm durch Fürſten

---

Tage vorher hier eingetroffen war, dauerndes und allgemeines Glück auf deutſchen Bühnen machen, ſo muß es daſſelbe dieſer vortrefflichen Komposition von Bernhard Anſelm Weber zu verdanken haben.

Fürſten und andere Große wiederfahrnen Ehrenbezeugungen, und gerne drängte er ſich an die Gewaltigen dieſer Erde an, um von ihnen auf irgend eine Weiſe ausgezeichnet zu werden. Daß ſeine Schriften häufig und in viele Sprachen überſetzt wären, erwähnte er ſehr oft, und pflegte den Recenſenten der Literaturzeitungen und anderer Zeitſchriften, die etwas von ihm tadelten, wenn er eine Antikritik ſchrieb, entgegen zu ſtellen: Seine Werke wären zum Theil bereits ins Ruſſiſche, Neugriechiſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italieniſche ꝛc. ꝛc. überſetzt, und auf dieſe Autoritäten geſtützt, glaubte er ſich dann natürlich über jeden Tadel erhaben.

Jene Anführung bewies übrigens, ſo gegründet ſie auch ſein mochte, wol mehr ſeine Eitelkeit und ſeinen Hang zur literariſcher Prahlerei, als die Güte ſeiner Schriften.

Auf alle Weiſe ſuchte er in der Welt von ſich reden zu machen und Aufſehen zu erregen. So hatte er in das 145ſte Stück des Hamburgiſchen Correſpondenten von 1818 die höchſtwichtige Nachricht einrücken laſſen: „daß der Gou„verneur der Philippiniſchen Inſeln ein großer „Freund der ausländiſchen ſchönen Literatur, be-

„sonders der Schriften des Herrn von Kotzebue „sei, und diesem zum Beweise seiner Hochachtung „einen Sack des besten Kaffee's und der besten „Zigarren überschickt habe." Der Redakteur jener Zeitung machte die Bemerkung in Klammern: „Eingesandt!" Von wem? konnte man ja eben so leicht denken, als sich begreifen ließ, daß die ganze Nachricht eine Aufschneiderei war. Allein wäre sie auch gegründet gewesen, was giengen wohl die Welt Herrn von Kotzebue's Kaffeebohnen und Zigarren und die Lektüre des Gouverneurs der philippinischen Inseln an?

Nicht allein in literarischer, sondern auch in anderer Hinsicht war Kotzebue sehr eitel. Besonders hielt er auf seinen Adel, seine Orden und seine Titel ungemein viel, und suchte sie, wo er nur konnte, bekannt und geltend zu machen. So nannte er auf den Titeln seiner frühern Werke sich oft mit Weglassung des Vornamens: „den Präsidenten von Kotzebue." Das verleideten ihm die Gebrüder Schlegel und ihre Anhänger aber dadurch, daß sie ihn zum Theaterpräsidenten ernannten.

So empfindlich ihm auch jeder Tadel war, so konnte er doch manchmal gerecht gegen seine

Feinde sein. Von der Parodie seiner Hufflten vor Naumburg, welche unter dem Titel Herodes von Bethlehem erschien, und die, wo ich nicht irre, von Mahlmann ist, bekannte er, daß sie das Witzigste sei, was die Deutschen in dieser Hinsicht besäßen.

Als Mensch besaß Kotzebue manches Gute, welches, wenn man es auch nicht mit den Namen von Tugenden bezeichnen kann, doch keineswegs bei der Anführung seiner literarischen Vergehungen vergessen werden darf. Er war überaus zuvorkommend, gefällig und dienstfertig, und dabei im Ganzen genommen ein so guter Sohn, Gatte und Vater, als sich dies nur von einem so überfeinerten Weltmann erwarten läßt. Wo es die Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten galt, da schonte er freilich weder Freunde noch Feinde, und war eben so bereit, sich mit diesen zu versöhnen, als mit jenen zu brechen, wenn sein Vortheil es heischte.

Mögen diese wenigen Andeutungen, die ich über diesen merkwürdigen Mann hier mittheile, auch von seinem künftigen Lebensbeschreiber nicht übersehen werden. Sein Schicksal ist eben so

innig zu bedauern, als jene Worte, welche er schon vor länger als zwanzig Jahren zu seiner Grabschrift bestimmte, rührend, inhaltschwer und voll Ahnung sind:

Ihm möge Gott und Welt verzeihen,
Er hat der Welt verziehn.

Ueber Kotzebue's Ermordung, ihre Ursachen, und ihre wahrscheinlichen literarischen Folgen in Deutschland.

Ein Martyrer giebt auch der schlimmsten Sache einen Heiligenschein! Das weiß jene ultramonarchische Partei, an deren Spitze Kotzebue stand, und deren Wunsch und Streben es ist, alles sittliche und geistige Fortschreiten der Menschheit zu hemmen, Mistrauen, Argwohn und Groll zwischen deutschen und ausländischen Fürsten und Völkern zu säen, und wo möglich die alten Gebäude des Feudal- und Adelsystems, des Pfaffenthums und eines weder durch Gesetze, noch durch Verfassungen beschränkten Despotismus wiederherzustellen. Darum erneuet man das alte Geschwätz von geheimen, den Umsturz der Thronen

und Verfassungen bezweckenden Bündnissen deutscher liberaler Schriftsteller und Gelehrten; man sucht Kotzebue's Tod als einen Martyrertod und seine Ermordung als das Werk jener angeblichen geheimen Verbindungen zu bezeichnen. Karl Ludwig Sand's schreckliche That ward daher sogar in öffentlichen Blättern nicht als das, was sie war, als die Handlung eines wahnsinnigen Fanatikers, sondern als der Ausbruch eines wilden Parteihasses dargestellt. Französische ultraroyalistische Zeitschriften, welche so gerne den Saamen der Zwietracht in Deutschland ausstreuen möchten, beschuldigen laut und öffentlich die liberalen Schriftsteller der Deutschen einer nähern oder entferntern Theilnahme und Mitwirkung an jenem Ereignisse, und suchen noch mehr Oel in die Flamme zu gießen.

Nach den bisherigen Nachrichten hat der Mörder jede fremde Mitwissenschaft und Theilnahme abgeleugnet. Seine Handlung war das Ergebniß einer politisch religiösen Schwärmerei und kann Niemanden weiter zugerechnet werden, als etwa ihm selbst, wofern nicht, welches sehr zu vermuthen steht, wirklicher Wahnsinn zum Grunde lag.

Die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe, die Grundſätze und die allgemein anerkannte Rechtlichkeit derjenigen, mit denen Kotzebue in literariſche und andere unangenehme Berührungen gerathen war, bürgen dafür, daß ſie nicht allein gar keinen wiſſentlichen Antheil an jener Unthat nahmen, ſondern dieſelbe auch auf das Aeußerſte mißbilligten. Wie ſollten wol Leute von Kopf, Weltkenntniß und Erfahrung, Leute, die glücklich, allgemein geliebt und geehrt in ihren bürgerlichen, geſellſchaftlichen und häuslichen Verhältniſſen leben, Leute, die ſich durch ihr ſittliches Betragen bis jetzt allgemeine Liebe und Achtung erwarben, auf den tollen Gedanken gerathen, ihr und der Ihrigen ganzes Lebensglück, ihre Ehre und die Ruhe ihres Gewiſſens einem elenden, wahnſinnigen Schwärmer anzuvertrauen, um ſich durch einen ſchändlichen Meuchelmord zu rächen? Kotzebue's literariſche und politiſche Stellung war in dem Augenblicke, wo er ermordet ward, von der Art, daß er Niemanden mehr ſchaden konnte. Er war von ſeinem Monarchen zurück berufen, und ſtand im Begriff nach Rußland abzugehen. Ob er ſein literariſches Wochenblatt dort fortſetzte, oder nicht, konnte uns allen ganz gleichgültig ſeyn. In Deutſchland hätte es

wenig Leser anders, als etwa unter der ultramonarchischen Partei gefunden; die deutschen Fürsten kümmerten um seine politischen Saalbadereien sich nicht, und der Kaiser von Rußland mußte, wie Kotzebue's Zurückberufung zeigte, gleichfalls keinen Geschmack an seinen Bülletins finden. Warum sollte man denn einen fanatischen, wahnsinnigen Meuchler verhetzen, ihn zu tödten? Wäre man schlecht genug dazu gewesen, so hätte man es doch wohl früher gethan!

Kotzebue lebte in den Jahren 1790 und 1791, als er jenes nichtswürdige Pasquill Bahrdt mit der eisernen Stirn geschrieben hatte, durch welches so viele rechtliche Menschen verletzt wurden, mitten in Deutschland. Man schnitt wol eine Feder, aber man zückte keinen Dolch wider ihn. Er hat noch späterhin unter uns gelebt, in in Weimar, in Wien und Berlin, und nie ist er von irgend einem Deutschen angegriffen worden. Er hauste die letzten Jahre seines Lebens in Weimar, führte von dort aus Federkriege und Processe, allein Niemanden fiel es ein, körperlich ihn anzutasten.

„Wir gestehen Euch zu, erwiedert man hier, daß ihr keinen thätigen Theil an jener Unthat

genommen, daß ihr auch wol nicht einmal darum gewußt habt. Allein durch Eure Reden und Schriften, über Völker- und Menschenrechte, über Vertretung der Völker durch selbstgewählte Repräsentanten, über Preßfreiheit und geistige Veredlung der Menschheit, deren Widersacher Kotzebue war, durch Eure Angriffe auf den Erbadel, auf den unbeschränkten Despotismus, auf die Leibeigenschaft, auf den Kantschuh und die Knute, deren eifriger Vertheidiger Kotzebue war, habt ihr die Gemüther erhitzt, auch Sand's Gemüth ist dadurch erhitzt worden, und so habt ihr jene Mordthat veranlaßt!

Dies ist eigentlich die jetzige, auf Kotzebue's Tod gegründete Anklage der diltgern Anhänger der aristokratischen Partei gegen die Liberalen; denn bei weitem der größere Theil setzt sein albernes Geträtsche von geheimen Verbindungen und von einer Mitwissenschaft und thätigen Theilnahme an Kotzebue's Ermordung fort, ohne sich durch die augenscheinlichsten Beweise des Gegentheils eines Bessern belehren zu lassen.

Viele der Schriftsteller und Universitätslehrer, die man jetzt so hämisch als Freiheitsschwind-

ler dem Mistrauen und Unwillen der Fürsten zu bezeichnen sucht, waren die ersten, welche mit Hinterlassung ihrer Gattinnen und Kinder zu den Waffen eilten, oder auch ihre Söhne in den blutigen Kampf schickten, und so ein glänzendes Beispiel ihrer Vaterlands- und Fürstenliebe gaben. Andere, denen ihre Verhältnisse dies nicht gestatteten, versagten sich selbst die nothwendigsten Bedürfnisse, gaben von ihrem oft kärglichen Einkommen wichtige Beiträge, und ermunterten Alles, was fähig war, die Waffen zu tragen, für Deutschlands Freiheit und Fürsten zu streiten. So handelten jene Schriftsteller und Gelehrte, die jetzt plötzlich in meuchelmörderische, thronenstürmende Jakobiner sich verwandelt haben sollen!

„Auf den Hochschulen sollen Wissenschaften gelehrt, aber nicht die Gemüther der Jugend erhitzt werden, sagt man. Kotzebue's Unglück ist ein Beweis, wie richtig Stourdza über unsere Universitäten und ihre Lehrer geurtheilt hat. Die Preßfreiheit wird von den Schriftstellern gemißbraucht; indem sie den Adel, die Stütze der Thronen angreifen, wollen sie die Thronen selbst untergraben."

Nicht bloß die Wiſſenſchaften ſollen auf den Hochſchulen gelehrt, auch die Herzen der dort ſtudirenden Jünglinge ſollen für alles Gute, Edle und Schöne erwärmt werden. Nur wo Wärme iſt, da iſt auch Leben und Licht, wo Leben und Licht iſt, da iſt auch Wärme. Wenn ein teller, von Kindheit auf zu religiöſer Schwärmerei ſich hinneigender Fanatiker dort, wo Andere nur eine wohlthätige Wärme fühlen, bis zum Siedpunkte erhitzt wird, und in vermeintlichem Eifer für Religion, Tugend und Vaterland, den Mordſtahl ergreift, ſo kann dies eben ſo wenig den Hochſchulen, auf denen er ſtudierte, zum Vorwurfe gereichen, als der Religion und Tugend, für deren Beſtes er in ſeinem Wahnſinn zu morden glaubte. Sand war von Kindheit auf ſchwärmeriſch und ſchwermüthig; alſo weder in Jena, noch in Erlangen oder Heidelberg ward der Grund zu jenem Verbrechen bei ihm gelegt. Nicht allein ſein Betragen, ſondern auch die bei ihm vorgefundenen Papiere beweiſen es, daß er ein wahnſinniger Fanatiker war. Vielleicht kam ſelbſt eine Art von Ruhmſucht bei ihm ins Spiel; er wollte ſeinen Namen verewigen, ein Brutus oder — Ravaillac ſein, und hatte weder einen Cäſar, noch einen Heinrich, ſondern einen Thea-

terdichter gewählt. Die Verworrenheit ſeines Verſtandes und ſeiner Ideen geht aus dem, was uns in öffentlichen Blättern von ſeinen Schreibereien mitgetheilt worden, deutlich hervor.

Wie darf man behaupten, daß die Jünglinge auf unſern Hochſchulen zu religiöſen und politiſchen Schwärmern und Meuchelmördern gebildet werden? Und das geſchieht doch offenbar, wenn man ſelbſt in öffentlichen Blättern Sand's Handlung als das Reſultat des Parteihaſſes darſtellt, den er auf den von ihm beſuchten Univerſitäten ſollte eingeſogen haben. Man blicke doch hin auf die Männer und Jünglinge, welche auf deutſchen Hochſchulen ihre Bildung empfingen, ob nicht die meiſten derſelben als biedere, thätige und brauchbare Geſchäftsleute, als Lehrer der Religion, der Weisheit und Tugend, als edle Menſchen und treue Bürger des Staats, als Gatten und Väter, kurz in allen Verhältniſſen des öffentlichen, häuslichen und bürgerlichen Lebens ſich Liebe und Achtung erwerben? Ich will hiemit keineswegs leugnen, daß nicht manche Rohe und Schlechte unter der großen Anzahl der Studierten und Studierenden gefunden werden. Man handelte aber wahrlich ſehr ungerecht, wenn man der Einrich-

tung unſerer deutſchen Univerſitäten und den dabei angeſtellten Lehrern die Schuld geben, und dieſe nicht vielmehr in der erſten Erziehung der jungen Leute ſelbſt ſuchen wollte.

Den Wahnſinn eines Einzelnen aber als den Esprit du Corps nicht bloß der meiſten akademiſchen Lehrer und Studirenden, ſondern auch aller liberalen Gelehrten und Schriftſteller überhaupt darſtellen, und ſie auf dieſe Weiſe der Verachtung und dem Haſſe ihrer Mitbürger und dem Unwillen ihrer und anderer Regierungen Preis geben zu wollen, iſt beinahe eben ſo entſetzlich, als Sands grauſenvolle Mordthat!

Das Urtheil des Wallachen Stourdza über unſere Univerſitäten und deren Einrichtung iſt bereits von Krug *) trefflich gewürdiget worden. Das Licht, welches von den deutſchen Hochſchulen über Europa und die übrigen Welttheile verbreitet iſt, bürgt für die Vortrefflichkeit dieſer Inſtitute. Daß ſie, wie alles Menſchliche, gleichfalls ihre Mängel haben, wird kein Vernünftiger

*) M. ſ. Stourdza's Denkſchrift über Deutſchland, gewürdigt von Krug.

leugnen. Aber höchſt unweiſe wäre es, dieſe Univerſitäten in klöſterliche oder militäriſche Erziehungsanſtalten umwandeln, und damit die freie Geiſtesentwickelung der deutſchen ſtudierenden Jugend hemmen zu wollen, bloß weil ein Fanatiker eine Unthat verübte, die von keinem Deutſchen gebilligt wird, und ihm allein zur Laſt fälle. Die Behauptung, daß durch die allgemeine politiſche Exaltation der Gemüther Staatsumwälzungen herbeigeführt werden könnten, iſt höchſt thöricht. Die Anhänglichkeit der Deutſchen an ihre Verfaſſungen und Fürſten hat ſich ſeit den Jahren 1805 bis 1815 auf eine ſo glänzende Weiſe beurkundet, daß gewiß kein Einziger unſerer Regenten im Ernſte den Umſturz ſeines Thrones befürchten wird. Selbſt nach der politiſchen Eintheilung Deutſchlands iſt deraleichen nie zu beſorgen. Ein Land, welches beinahe in vierzig größere und kleinere Staaten getheilt iſt, deren Einwohner die verſchiedenartigſten religiöſen, politiſchen und ſittlichen Intereſſen und Anſichten haben, kann nie der Schauplatz einer allgemeinen Staatsumwälzung werden. Keinem Deutſchen wird es jemals einfallen, dergleichen gewaltſame Erſchütterungen durch Reden, Schriften oder geheime Verbindungen herbei zu führen. Die all-

gemeine Exaltation der Gemüther iſt das Ergebniß einer großen thaten- und ereignißvollen Zeit, einer Zeit der Erwartungen, Beſorgniſſe und Hoffnungen. Von den Thronen herab iſt Manches verheiſſen, aber nicht Alles gewährt. Unſere Fürſten ſelbſt haben durch ihre Proclamationen und Verheiſſungen die Gemüther auf das kräftigſte angeregt. Die Ideen von politiſcher und literariſcher Freiheit, von Gleichheit der Staatsbürger ſowohl vor dem Geſetze als bei Beſetzung der Staats- und Kriegsämter ſind nicht allein von den Schriftſtellern und Gelehrten, ſondern auch von den Fürſten ausgeſprochen, und eben ſo vernünftig als zeitgemäß.

Sand's Mordthat ſoll das Ergebniß einer allgemeinen, durch geheime Verbindungen bewirkten politiſchen Stimmung ſein, da ſie doch offenbar als das Werk eines einzelnen Fanatikers erſcheint, der Gott und ſeinem Vaterlande durch ein Verbrechen einen Dienſt leiſten wollte. Daß eine politiſch-ſchwärmeriſche Exaltation der Unthat zum Grunde lag, iſt freilich unleugbar; aber eben ſo gewiß iſt es, daß Sand durch körperliche und geiſtige Dispoſition in einem ungewöhnlichen Grade

zur Schwärmerei ſich hinneigte, und daß er ohne dieſen Hang, der vielleicht durch ſeine jugendliche Erziehung noch verſtärkt ward, nie eine ſolche Mordthat begangen hätte. Wo iſt wol etwas Großes, Schönes und Göttliches, das nicht zu ähnlichen Handlungen Veranlaſſung gab? Auch die Religion erhitzt die Gemüther; die Bibel hat mehr Schwärmereien und Meuchelmorde veranlaßt, als die Politik und die Freiheitsliebe der Deutſchen; aber wer würde wol wegen einzelner Fanatiker Religion und Bibel verdammen?

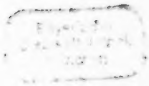
Schwer iſt es zu entſcheiden: ob für Deutſchlands literariſche und politiſche Freiheit ſich von Kotzebue's Ermordung Nachtheile befürchten laſſen. Weiſe und gerechte Fürſten werden die Unthat eines einzelnen Fanatikers nicht der Geſammtheit deutſcher liberaler Schriftſteller, Univerſitätslehrer und Studierenden zurechnen. Schwachſichtige und furchtſame Regierungen werden vielleicht durch verſtärkten Druck eine Ideenmaſſe erſticken wollen, die zu allgemein verbreitet iſt, um vertilgt zu werden. Man wird eine Stourdzaiſche Univerſitätsverbeſſerung vornehmen, die hin und wieder ſehr beſchränkte Preßfreiheit

noch mehr beſchränken, und einen den Verhältniſſen der Zeit und der Ausbildung widerſtreitenden Geiſtesdruck einzuführen ſuchen. Druck erzeugt Gegendruck. Verſchuldete Härte duldet der Menſch im Gefühl des begangenen Unrechts; aber für fremdes Vergehen läßt er ſich nicht ſtrafen.

Daß man ſogar in öffentlichen Blättern die liberale Partei der deutſchen Schriftſteller anklagte, das unglückliche Ereigniß veranlaßt und dazu mitgewirkt zu haben, war eben ſo unvernünftig, als ungerecht. So könnte man die Ultra's gleichfalls beſchuldigen, daß ſie Kotzebue's Ermordung bewirkt hätten, um ſich einen Märtyrer, und dadurch ihrer Sache einen Heiligenſchein zu erwerben.

So ſehr ich überzeugt bin, daß Sand keine Theilnehmer gehabt, ſo innig wünſche ich die ſtrengſte Unterſuchung eines Verbrechens, welches ſeiner Natur nach uns Deutſchen durchaus fremd iſt, und den Unwillen und Abſcheu von ganz Europa erregt hat. Dieſe Unterſuchung wird zur Rechtfertigung aller derjenigen dienen, gegen

welche ſich im erſten Augenblick ſo laut die Stimme des Partethaſſes erhob, und unſre Fürſten und Regierungen überzeugen, daß es in Deutſchland keine geheime Verbindungen giebt, welche den Umſturz der Throne und die Ermordung der Ultras bezwecken.



J. publ. G. 925/2

Ueber die große preußische Verschwörung,

über

meine Verhältnisse zu den Verschwornen

und über

geheime Verbindungen im Allgemeinen.

Eine

Rechtfertigungsschrift

und

ein politisches Glaubensbekenntniß

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Jesum Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint.

Germanien, 1819.

Min. d. Inn.

Vorwort.

Nie hätt' ich geglaubt, daß man in Berlin, dem Herzen der altpreußiſchen, ihrem edeln Könige mit ſo feſter Treue ergebenen Staaten eine große Verſchwörung entdecken würde, „deren Zweck der Umſturz aller Thronen und die Einführung einer allgemeinen republikaniſchen Verfaſſung ſeyn ſoll.“ Noch weniger aber hätt' ich jemals geahnet, daß ich der Theilnahme an einer ſolchen Verſchwörung würde beſchuldiget werden.

Ohne von den Vorgängen in Berlin das Mindeſte weiter zu wiſſen, als was öffentliche Blätter ſehr oberflächlich, und die Gerüchte ſehr verſchieden erzählten, lebte ich unbeſorgt und ruhig zu Plagwitz, einem Dorfe bei Leipzig, blos mit meinen literariſchen Arbeiten beſchäftigt, als ich Abends vom 19.

auf den 20. Julius benachrichtigt ward: „ich würde „noch in derselben Nacht aufgehoben und nach dem „Preußischen abgeführt werden. Ein Herr von W. „und ein Anderer (dessen Namen ich vergessen habe) „wären bereits erschossen. Wäre ich heute den „19. Julius) nach Leipzig gekommen, so würde ich „unfehlbar schon verhaftet seyn. Ich möchte meine „Flucht möglichst beschleunigen, und Bülow's, Mas„senbach's, Jahn's und Anderer Schicksal bedenken, denn in wenigen Minuten würde Mannschaft „zu meiner Aufhebung eintreffen."

Mein Erstaunen war größer, als mein Schrekken. Ich war mich nicht des geringsten Verbrechens gegen Sr. Majestät den König von Preußen und gegen den preußischen Staat selbst bewußt. Ich hatte beinahe zwei Jahre bis zum 29. April 1819, in Berlin als Fremder mich aufgehalten, und von dem Ertrage meiner schriftstellerischen Arbeiten als ruhiger Einwohner gelebt. Ich hatte mit keinem der Angeschuldigten, von denen ich nur zwei oder drei dem äußern Ansehen nach kannte, mich in den mindesten nähern Verhältnissen befunden. Die ganze Nachricht schien mir ein Mährchen. Ich hatte wenige Tage vorher aus Berlin einen Brief von einem Freunde erhalten, worin weder der angeblichen Verschwörung, noch irgend eines andern

politischen Ereignisses gedacht war. Ich hielt mich in dem Bewußtseyn meiner gänzlichen Unschuld zu sicher, als daß ich mich augenblicklich zu einer übereilten Flucht hätte entschließen können; allein die wiederholten Betheurungen des Warnenden: „daß „preußischer Seits Requisitionsschreiben an die kö„niglich sächsische Regierung erlassen worden und „von dieser die Verfügung an die Prätur zu Leipzig „ergangen sey, mich sofort verhaften zu lassen: daß „die Prätur auch bereits dem Gerichte zu Plagwitz „das Nöthige deshalb mitgetheilt habe"; diese wiederholten Betheurungen, sage ich, verbunden mit der Betrachtung, daß auch andere Männer, welche wahrscheinlich eben so schuldlos wären, als ich, theils nach Festungen abgeführt, theils erschossen seyn sollten, bestimmten mich endlich, dem mir angedroheten Schicksale zu entfliehen. Was ich zurückließ, war zu unbedeutend, um deshalb Leben und Freiheit in Gefahr zu setzen.

Ob übrigens jene, mir ertheilte Nachricht gegründet war, weiß ich bis diesen Augenblick nicht. Hart würde ich aber den Warnenden, der heilig versicherte, aus der lautersten Quelle geschöpft zu haben, nicht allein bei der preußischen und der sächsischen Regierung, sondern auch öffentlich vor dem Richterstuhl der Menschheit anklagen, wenn er mutwillig

und eines niedrigen Interesses hätte, mich zu meiner Flucht, durch welche meine Gesundheit untergraben, und selbst mein Leben in Gefahr gesetzt wurde, veranlaßt hätte. Ich werde bald hierüber ins Klare kommen, und wehe ihm, wenn er mich auf eine schändliche Weise hinterging. Das Wenige, was er etwa durch meine übereilte Entfernung zu gewinnen suchte, wird ewig nicht zureichen, ihn für die Schande zu entschädigen, der ich öffentlich seinen Namen bezeichnen werde. Ein Brief, den mein Warner, gleichzeitig mit meinem Weggange von Plagwitz, an eine Buchhandlung schrieb, mit welcher ich wegen Herausgabe eines Werks in Verbindung stand, wird ihn überzeugen, daß, wenn auch seine Warnung noch so gegründet seyn mochte, seine scheinbare Theilnahme doch nichts weniger als redlich, und daß ihm mein Unglück höchst erwünscht war, weil er hoffte, auf meinen Trümmern sein Glück zu bauen.

Für jetzt schweige ich über das Nähere dieses Verhältnisses. Möge jener Mann, wenn seine Nachricht nicht bloße Erdichtung war, dies Stillschweigen als den einzigen Lohn betrachten, den er von mir zu erwarten hat. Falschheit und Undankbarkeit eines vermeintlichen Freundes, schmerzt Nie-

manden tiefer, erbittert Niemanden mehr, als den Unglücklichen.

Jetzt bin ich gerettet und sicher. Meine etwanigen Verfolger werden und können mich nicht mehr ereilen. Dank den redlichen und edeln Männern, die ohne Rücksicht auf Grundsätze und politische Verhältnisse mir so herzliche, wohlwollende Theilnahme bewiesen, und mir Rath, Schutz und Beistand gewährten. Ich habe in dieser unglücklichen Periode meines Lebens viele großherzige, vortreffliche Menschen kennen gelernt, die auch mit Gefahr ihres eigenen Daseyns mich gerettet hätten.

Der redliche Mann braucht nicht Mitglied geheimer Verbindungen zu seyn; er findet zur Zeit der Gefahr und der Noth bei allen Guten Hülfe, Rettung und Trost. Und nun noch einmal herzlichen Dank Euch, Ihr biedern Thüringer, Sachsen und Baiern! Was Ihr für einen hülflosen, geächteten Flüchtling gethan, wird Heil und Segen auf Eure Familien und Glück auf Eure Länder bringen!

Die künftige Darstellung meiner Verhältnisse zu den angeblichen, preußischen Verschwornen wird hinlänglich zeigen, daß ich mein jetziges Schicksal nicht verdiente. Vor der Welt und hoffentlich auch in den Augen der preußischen Regierung werd' ich dadurch gerechtfertigt erscheinen. Gewiß wird kei-

ner der Angeſchuldigten mich als Theilnehmer eines Hochverraths oder als Mitglied eines geheimen, den Umſturz irgend eines Thrones beabſichtigenden Bündniſſes angeben und angeben können. Aus den Papieren aller jener Männer wird hervorgehen, daß ich mit ihnen theils gar nicht, theils durchaus in keiner vertrauten Verbindung ſtand. Ich betheure hiermit vor Gott dem Allmächtigen und Wahrhaftigen, der einſt und vielleicht bald mein Richter ſeyn wird, daß mir nie Anträge zur Theilnahme an Staatsumwälzungen und Empörungen gemacht worden ſind; daß ich nie von irgend Einem der wenigen Angeſchuldigten, die ich kenne, die mindeſte hochverrätheriſche oder unzufriedene Aeußerung über die preußiſche Verfaſſung gehört oder vernommen habe, und daß mich die Nachricht: in Berlin ſey eine Verſchwörung entdeckt, der Graf G—u, Schleyermacher und Jahn ſeyen Mitglieder derſelben, in das äußerſte Erſtaunen verſetzte, da während meines Aufenthalts in Berlin, ſo viel ich wußte, die größte Ruhe und Zufriedenheit herrſchte. Daß Männer, wie G—u und Schleyermacher, von denen der Erſte ſo hoch ſtand, und der Andere ſich wohl mehr um die Wiſſenſchaften, als um politiſche Händel bekümmerte, ſich in ſolche Verbindungen ſollten eingelaſſen haben, ſchien mir eben ſo lächer-

lieber als daß Jahn, ein eifriger Preuße, der 1813 und 14 gleichfalls für König und Vaterland focht, gegen beide sich sollte verschworen haben. Ich glaubte dem Gerüchte deshalb auch erst, als ich in den Leipziger Zeitungen eine sehr oberflächliche, und auf Schrauben gestellte Nachricht las. Hieraus sieht man, daß ich zu keiner Verbindung der angedeuteten Art gehörte, sonst würden die Mitglieder derselben doch mir wohl gleichfalls Kunde von dem Vorgehenden gegeben haben. Das allein kann schon in den Augen jedes Vernünftigen mich rechtfertigen; noch mehr wird dies in der Folge geschehen.

Nie werde ich Theil nehmen an gewaltsamen Staatsumwälzungen. Ich habe die Geschichte studirt, ich weiß, was sie kosten; und wie selten etwas wahrhaft Gutes und Herrliches daraus hervorgeht. Englands Protektorat und Frankreichs dreißigjährige Leiden können Völkern und Fürsten zur heilsamen Warnung dienen. Wer kann es vorher wissen, wenn man ein Unkraut ausreißt, ob nicht ein weit giftigeres wieder aufkeimt? Regenten und Völker können, wenn sie nur ernstlich es wollen, auch ohne gewaltsame Mittel einen bessern und glücklichern Zustand herbeiführen. Das beweist Baiern. Wer Revolutionen zu bewirken sucht, ist ein Frevler an der Menschheit, der gewöhnlich nur sich selbst, nicht

das Wohl seiner Mitbürger im Auge hat. Er treibt ein gottloses Zufallsspiel, wobei nicht allein er selbst, sondern Millionen Andere Glück, Ehre, Zufriedenheit und Leben verlieren können, ohne daß ein Einziger das Mindeste gewinnt. Ich stehe in keinen geheimen Verbindungen (1), und ich würde, das betheure ich, vor Gott dem Allwissenden, mich nie in ein Bündniß einlassen, welches den Umsturz irgend einer Verfassung zum Zweck hätte, wenn es mir auch anscheinend noch so glänzende Vortheile darböte. Indessen bin ich versichert, daß es nicht allein erlaubt, sondern auch Pflicht jedes Weltbürgers ist, dort, wo er etwas Schädliches sieht, es in Rede und Schrift zu rügen und bemerklich zu machen, und auf diese Weise zum allgemeinen Besten nach Möglichkeit beizutragen. Darum ist er Weltbürger und Mensch. Nie werde ich dieses Recht mir nehmen und abstreiten lassen; nie es um Pensionen oder Titel verkaufen. Ich bin Weltbürger und Mensch. Ich bin verpflichtet, alles zu thun, was zum Glücke der Menschheit mitwirken kann, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob es einzelnen Individuen und

(1) Mit Ausschluß einer einzigen, die auch Kaiser, Könige und Fürsten unter ihren Mitgliedern zählt, und meines Wissens gar keine politische Tendenz hat.

Kaſſen Schaden oder Vortheil, Verdruß oder Freude bringt.

Wer das Gegentheil von mir begehrt und erzwingen will, verlangt, daß ich die heiligſten Pflichten des Menſchen verletzen, den unveräußerlichſten Rechten deſſelben entſagen, daß ich aufhören ſoll, rechtlicher Menſch zu ſeyn. Die Erfüllung eines ſolchen Verlangens würde mich aus der Kette geiſtig-wirkſamer und ſittlicher Weſen vertilgen; ein blos phyſiſches vegetirendes Glied dieſer Kette mag und will ich nicht ſeyn. Soll ich es durchaus, ſo nehmt mir den Kopf, mit welchem ich denke, oder durchbohrt mir das Herz, womit ich empfinde. Mein Daſeyn hat keinen Reiz mehr für mich, wenn es Niemandem nützen, wenn ich nicht nach dem Umfange meiner geiſtigen Kräfte zum Beßten des Ganzen thätig ſeyn darf.

Selbſt in den beſten Staatsverfaſſungen werden Mängel und Fehler bleiben; die weiſeſten Regierungen werden wie ſie ja ſo häufig beweiſen, hin und wieder Mißgriffe thun, denn alles Irdiſche iſt unvollkommen. Aber Pflicht des Menſchen iſt es zu beſſern, nur ſoll er nicht gewaltſam zerſtören und das Gute mit dem Schlimmen vernichten.

Es wird eine ſchöne, eine goldne Zeit kommen, wo die Schwerdter in Pflugſcharen ſich verwandeln

und die Völker im Glück und Vertrauen, in Freiheit und Frieden mit einander leben werden. Allein weder Eroberungen, noch gewaltsame Revolutionen, weder geheime Verbindungen, noch rachsüchtige Verfolgungen sind die Mittel, einen so glücklichen Zustand der Menschheit herbei zu führen. Nur ein möglichst hoher Grad sittlicher und geistiger Veredlung nicht allein der Völker, sondern auch ihrer Regenten kann dies bewirken, und um dahin zu gelangen, bedarf es eines freien und ungehinderten Geistesverkehrs. Jeder muß seine Ansichten und Meinungen frei und und offen mittheilen dürfen, ohne den Dolch fanatischer Meuchler oder Ketten und Kerker fürchten zu müssen. Palm's Ermordung und Napoleons geistige Zwingherrschaft waren eben so große Verbrechen gegen die Menschheit, als Sand's schreckliche Mordthat. Diese ist nichts schlimmer, als jene; jene sind nichts besser, als diese, wenn sie gleich von einem dazumal gekrönten Haupte ausgingen. Ansichten und Gründe müssen durch Widerlegungen und Gegengründe, nicht durch Dolche, nicht durch Ketten, Banden und Hinrichtungen bekämpft werden. Wer sich physischer Gewalt und Waffen im geistigen Kampfe bedient, zeigt, daß seine Sache nicht rein ist. Aus Einem Gegner, den er auf solche Weise zum Schweigen bringt, erstehen

ihm tausend und mehr bittere Feinde, die jenen zu rächen suchen, und was mehr noch als Alles ist, die Stimme der ganzen Menschheit wird sich wieder ihn erheben, das Urtheil der Nachwelt, das Urtheil Gottes wird ihn verdammen, wenn auch seine Sache noch so gerecht schiene.

Nie werde ich den Dolch des Meuchlers zükken, um einen meiner Feinde zu tödten; aber im Gefühle meines Rechts und meiner Unschuld würd' ich mit dem letzten Blutstropfen meine persönliche Freiheit vertheidigen, und sollte ich übermannt werden, so würde ich meine Zuflucht zu einem heilsamen Mittel nehmen, dessen unträgliche Wirkung ich kenne, und welches jeden Verzweifelnden, der sich seiner bedient, sicher und schnell von aller Trübsal der Erde befreiet. Lieber will ich schuldlos das Blutgerüst besteigen, als zeitlebens in Ketten und Banden schmachten. Ich bin keines Verbrechens mich bewußt. Ich habe ein ruhiges Gewissen und einen gnädigen Gott, der seinen schwachen Kindern die Sünde verzeihet, und nur das Verbrechen bestraft.

Gewiß, es wird eine Zeit kommen, wo den Königen und Fürsten die Augen geöffnet werden. Dann werden sie es einsehen, aber vielleicht für Manchen zu spät, daß Eigennutz, Privathaß und andere niedere Leidenschaften die einzigen Beweg-

gründe der geheimen Ankläger waren, die rechtlichſten Männer verdächtig zu machen, und dadurch das Unkraut der Zwietracht unter Regenten und Völkern zu ſäen. Dann wird man nicht länger die fanatiſche Mordthat eines wahnſinnigen Meuchlers für das verabredete Werk vieler Tauſende halten; nicht länger es dulden, daß unſchuldige Worte und Aeußerungen als Beweiſe hochverrätheriſcher und empörerischer Abſichten ausgelegt und gemißbraucht werden; nicht länger den ruhigen, friedſamen Bürger verfolgen, und jenes ſchändliche verworfene Gezücht, welches ohne Dolch und Waffen, mit ſeiner giftigen Zunge ärger noch wüthet, als Sand und ſein Nachahmer Löning, öffentlich und ſtrenge zur Rechenſchaft ziehen.

Darum verzweifelt nur nicht, Ihr Gattinnen und Kinder, wenn Euch Eure Gatten und Väter entriſſen und in Ketten und Banden geſchmiedet ſind. Noch waltet ein Kaiſer der Kaiſer, ein König der Könige über uns, welcher recht richtet. Er wird auch Eure Thränen trocknen! Sie werden feurige Kohlen auf den Sterbebetten Eurer Feinde und Verfolger, und dereinſt wahrlich keine glänzende Perlen in ihren Diademen ſeyn.

Der Verfaſſer.

Einleitung und Geständniß.

Ja, es iſt wahr! Es giebt in Deutſchland eine groſe ungeheure Verbindung gegen alle monarchiſche und despotiſche Staaten, die noch unſichtbarer iſt, als die unſichtbare Kirche der Heiligen, noch unſichtbarer ſelbſt, als das Nichts, aus welchem der groſe Baumeiſter der Welten die Erde ſchuf.

Ich, einer der Mitangeſchuldigten und Verfolgten, ich will alles bekennen, und das ſchreckliche Geheimniß enthüllen, welches den Thronen ihren Untergang und den Ultra's und Schmarotzern Tod und Verderben droht.

Es iſt eine furchtbare Verbindung, von welcher ich reden will; aber vorher ſey mir erlaubt, eine alte Geſchichte zu erzählen, die mit den gegenwärtigen Ereigniſſen viel Aehnlichkeit hat.

Vor einigen zwanzig Jahren lebte in einem bekannten norddeutſchen Staate ein Edelmann, Herr von Altrock genannt, der durch ſchlechte Wirthſchaft, durch Spiel,

Gesöff, Hurerei, kurz durch alle Ausschweifungen und Thorheiten es dahin gebracht hatte, daß sein Anfangs bedeutender Reichthum zuletzt in nichts weiter, als in einem alten Rocke und einer ungeheuern Anzahl von Gläubigern bestand. Herr von Altrock, der den letztern gerne gerecht werden, und auch sich einen neuen Rock anziehen wollte, erdichtete einen Verschwörungsplan, zufolge dessen der Regent des Landes abgesetzt, eine republikanische Verfassung eingeführt und alle Ultra's erdolcht werden sollten. Dieser Verschwörungsplan ward theils mit Briefen belegt, die Herr von Altrock selbst mit mannigfach verstellter Hand geschrieben hatte, theils mit angeblichen oder doch sehr verdrehten Aeußerungen allgemein geachteter Staatsbürger. Viele der Angeschuldigten wurden aus den Armen ihrer weinenden Gattinnen und Kinder gerissen, in schmähliche Kerker geschleppt, und in eine lange schimpfliche Untersuchung verwickelt. Durch einen ganz unverhofften Zufall — ich weiß nicht mehr welchen — klärte das Geheimniß sich auf; Herr von Altrock wurde entlarvt, gerade in dem Augenblick, wo mehrere der achtbarsten Männer auf dem Punkte sich befanden, den Händen des Henkers überzeben zu werden; der falsche Ankläger wurde nun aus dem Lande verwiesen, und die sämmtlichen Angeschuldigten wurden entlassen. Jetzt traten diese zum Theil wider den Fürsten als Kläger auf, wider den leichtgläubigen Fürsten, der sich durch die Vorspiegelungen eines elenden Wichts hatte bethören lassen; sie verlangten Schadloshaltung für die Schmach, die ihnen geworden war, ihre Familien klagten laut den Ver-

genten an, der sie in Jammer und Elend versetzt hatte; allein dieser, welcher zwar Mehrere entschädigte oder auf erhobene Klage beim damaligen Reichskammergerichte entschädigen mußte, war immer zu schwach und unvermögend die Thränen der Angst und Verzweiflung zu vergüten, welche um die schuldlos Eingekerkerten von Müttern, Gattinnen, Kindern und Freunden vergessen waren. Lange noch dauerte der Groll und Unwille der Unterthanen wider den sonst biedern Fürsten, der statt als weiser Regent sie zu schützen, viele ihrer geachtetsten Mitglieder auf das tiefste gekränkt hatte.

Doch dies ist eine alte Geschichte; ich wende mich zu der neuern.

Wahr ist, was ich sagte, es giebt eine große und furchtbare geheime Verbindung in Deutschland, die manchen Thronen in der Art, wie sie gerne seyn möchten, gefährlich werden kann. Es ist die Verbindung der Vernünftigen und Guten, die ohne alle voraufgegangene Besprechung und Berathung, ohne jemals einander gesehen oder geschrieben zu haben, frevelhafter Weise erwarten, daß Alles dasjenige gewährt und gehalten werde, was 1813 und 1814 von den wankenden Thronen herab verkündet und verheißen ward. Diese Menschen sind hochverrätherisch genug, nicht allein Pistolen und Dolche, sondern auch Messer und Säbeln, Sensen und Sicheln, Aexte und Beile, Nähe- und Stecknadeln und andere mörderische und gefährliche Waffen bei sich zu führen. Besonders sollen die Weiber und Mädchen mit der kleinern Waffenart vorzüg-

lich versehen seyn, und manchen lüsternen Prinzen, Ultra und Junker sehr schmerzhaft verwunden.

Das ist die große, geheime Verbindung, welche ich kenne und meine, und der man endlich Gott sey gelobt! durch die eifrigen Bemühungen eines K — und anderer wackerer Männer auf die Spur gekommen ist. Sie besteht schon seit mehren Jahrtausenden und hat sich nicht allein über Deutschland und über Europa, sie hat sich über den ganzen Erdkreis verbreitet. Ihre Häuptlinge unterscheiden sich besonders dadurch, daß sie ohne Furcht und Scheu das Thörichte thöricht, das Gute gut, das Schlechte schlecht, und jeden Schurken einen Schurken, jeden Narren einen Narren nennen. Außerdem besitzen sie Kenntnisse, Geist und Verstand, woran es ihren Gegnern oft fehlt, und wählen diese häufig zur Zielscheibe ihres Witzes, der noch stechender und giftiger ist, als Dolch und Aqua Tofana. Auch haben sie einen eisernen Nacken und einen eisernen Willen, können sich nicht bücken, krümmen und schmiegen, sind Todfeinde aller Schmarotzer, Speichellecker und alles niedrigen Gewürms, das im Staube auf Erden kriecht, erfüllen jedes Versprechen genau, und begehren, daß Alles erfüllt werde, was man ihnen verheißt. Sie sagen freimüthig und offen den Fürsten und Regierungen, nicht, was diesen angenehm seyn und sie ins Verderben stürzen könnte, sondern was recht und wahr und heilsam ist, wenn es auch rauh und unangenehm klingt. Solche gefährliche Menschen muß man suchen zu hassen und auf jede mögliche Weise zum

Schwierigen zu bringen: nur die Köpfe muß man haben, die Bäuche läßt man schon laufen.

Dieser furchtbaren Verbindung steht eine Parthei biedrer Männer entgegen, die durch Bücken und Schmiegen und Krümmen, und durch mancherlei ehrlose Wege sich in das Vertrauen der Fürsten und ihrer Minister und Räthe einzuschleichen, die redlichsten Staatsbürger verdächtig zu machen und anzuschwärzen, die Regenten mit falschen Vorspiegelungen zu hintergehen und zwischen ihnen und den Völkern den Saamen des Mistrauens, der gegenseitigen Furcht und des Hasses auszusäen bemüht ist. Keine Mittel, diese herrlichen Zwecke zu erreichen, sind jenen Biedermännern zu ehrlos und zu schlecht. Gleich dem Herrn von Alterock, ihrem würdigen Vorläufer, erdichten sie Mährchen von geheimen Verbindungen und Verschwörungen, von Revolutionsentwürfen und Ermordungsplanen, um die Fürsten in Schrecken zu setzen, rechtliche und freisinnige Männer in Ketten und Banden zu bringen, und unter den Bürgern gegenseitigen Argwohn und Unwillen zu erregen. Um dies noch besser zu bewirken, verdrehen sie die Worte und Schriften derer, die das Unglück und die Ehre haben von ihnen gehaßt zu seyn, und wissen, als Meister einer mehr als teuflischen Auslegungskunst, den unschuldigsten Reden und Handlungen den verderblichsten Sinn beizulegen. Daher werden jetzt Aeußerungen von Grundsätzen, die noch vor wenigen Jahren selbst von den Thronen herab laut ausgesprochen wurden, um die Völker zum Kampfe gegen den „Korsi-

schen Tyrannen" anzufeuern, als hochverrätherische und demagogische Aufhetzungen dargestellt und angeschwärzt. Nichts ist jenen heimlichen Anklägern mehr zuwider, als die Worte: Volksvertretung, Volksveredlung. Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, Preßfreiheit und dergleichen. Dagegen sprechen sie gerne und viel zu Gunsten ständischer, nemlich solcher Verfassungen, die von einer einzelnen bevorzugten Kaste ausgehen sollen, und wodurch der Wille des Regenten zwar beschränkt, die Bürger und Bauern aber wieder in Pescherás und Sklaven sollen verwandelt werden. Sie sprechen auch gerne und viel von der Legitimität der Regenten, die nach ihnen aus dem Schooße der Mutter, nicht aber aus der bisjetzt üblich gewesenen Huldigung der Völker hervorgehen soll. Diese neue Legitimitätslehre, womit jene Menschen die Fürsten zu bewelhräuchern scheinen, haben sie nicht der Regenten wegen, sondern zum Bessern einer Kaste erfunden, die blos durch die Geburt und ohne Rücksicht auf Fähigkeit und persönliches Verdienst zu Vorzügen vor den übrigen Staatsbürgern berechtigt seyn will. Wer in diese Grundsätze nicht mit einstimmt; wer sittliche und geistige Veredlung der Menschheit für den höchsten Zweck aller geselligen, und folglich auch aller Staatsverbindungen hält; wer statt adlicher Landstände einsichtsvolle, aus allen Klassen der Staatsbürger gewählte Volksvertreter wünscht, die nicht blos Sand und Land, sondern auch die Menschen vertreten, die darauf wohnen; wer Freiheit der Rede und der Presse und Gleichheit vor dem Gesetze begehrt; wer da verlangt,

daß alle Staatseinwohner verhältnißmäßig gleiche Lasten tragen und gleiche Ansprüche auf die Vortheile haben sollen, welche der Staat darbietet; der ist jenen ultrafeudalistischen Blindschleichen ein Greuel, der wird von ihnen ein Jakobiner genannt, und den Fürsten und ihren Ministern als höchst gefährlich und verdächtig geschildert.

Bei dem besten Willen, dem regsamsten Eifer, der größten Weisheit bleibt jeder Fürst nur ein Mensch. Je größer das Land ist, welches er regiert, je häufiger wird man verhältnißmäßig Beschwerden und Klagen der Einwohner vernehmen; daher ist es kein Wunder, daß die Bewohner kleiner Länder, selbst wenn ihre Regenten weit weniger Einsicht und Fähigkeit besitzen, sich in der Regel weit glücklicher fühlen, weit zufriedener sind. In kleinen Ländern läßt sich das Ganze in allen seinen einzelnen Theilen leichter überblicken und jedem Uebel, jeder Bedrückung schneller abhelfen. Nicht so in großen, und deshalb ist eine stellvertretende Verfassung, die den Fürsten es möglich macht, schneller und genauer die Leiden, die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Unterthanen kennen zu lernen, wohl nirgend ersprießlicher, als in großen, monarchischgebildeten Staaten.

Das Verlangen nach solchen Verfassungen ist von den deutschen Fürsten in den Jahren 1813, 1814 und 1815 selbst bei ihren Unterthanen aufgeregt. Kein Wunder, daß es sich jetzt oft und laut ausspricht; aber ein Wunder, daß man dies allgemeine Verlangen, welches theils durch dringendes Bedürfniß veranlaßt, und theils durch Proklamationen und Verheißungen von oben herab noch mehr ge-

reizt und angefacht wurde, jetzt für einen böſen Zeitgeiſt und für eine revolutionäre Stimmung der Völker erklärt.

Wollte man nur durch jene Verheiſſungen, die ſich allgemein erhebende Volksſtimme für den Augenblick beſchwichtigen, ſo handelte man ſehr unvorſichtig, denn man verſtärkte das, durch Nothwendigkeit und Bedürfniß abgepreßte Verlangen der Völker nach ſtellvertretenden Verfaſſungen, ohne daß man hoffen durfte, es durch Verzögerung erſticken zu können. Bediente man man ſich aber blos der gedachten Verheiſſungen als Lockſpeiſe, um die Unterthanen zu noch größern und willigern Kriegsopfern zu reizen, ſo war dies unſtreitig eben ſo unvorſichtig, denn je größer die Opfer waren, welche die Völker um der ihnen gemachten Hoffnungen willen darbrachten, deſto feſter — das durfte man erwarten — deſto feſter mußten ſie beſtehen auf der Erfüllung. Mit Kindern läßt ſich ſpielen; ihnen darf man für den folgenden Tag etwas Schönes verſprechen, wenn ſie heute recht fleißig ſind; ſie laſſen das Verſprechen ſich ausreden, laſſen ſich auch wohl mit einem Bonbon abfinden für den Dukaten, den man ihnen verhieß; aber ſo iſt es nicht mit mündigen, auf einer hohen Stufe geiſtiger und ſittlicher Ausbildung ſtehenden Völkern. Die haben ein ſtarkes Gedächtniß und man kann gewiß nur mit Unrecht es ihnen als Verbrechen auslegen, wenn ſie das erwarten und begehren, was man ihnen verheiſſen, und wofür ſie unzählige Opfer dargebracht haben.

Daß übrigens in einem, aus ſo verſchiedenartigen Theilen zuſammengeſetzten Reiche, wie Preußen, eine all-

gemeine, für alle Provinzen passliche Staatsverfassung nicht in wenigen Tagen geschaffen werden kann, muß jeder Vernünftige einsehen. Religion, Sprache, Sitten und Bedürfnisse der Einwohner sind zu verschieden, durchkreuzen sich in zu mancherlei Richtungen, selbst die geographische Lage ist zu wenig geeignet, als daß das, was in einem kleinern oder mehr abgerundeten Staate, wie Baiern z. B. schnell und glücklich zu Stande gebracht ward, in gleich kurzer Zeit geschehen könnte. Und aus diesem Grunde dürfte das ungestüme Verlangen mancher Menschen nach einer, mit einem bloßen: Es werde! zu schaffenden Verfassung wohl höchst unweise und unzulässig erscheinen. Indessen glaube ich doch, daß die Aeußerung eines solchen ungestümen, durch den Drang der Zeitumstände veranlaßten, durch mehrjähriges Warten und Hoffen geschärften Begehrens keinesweges als revolutionäre, hochverrätherische Denkart, sondern als Unbedachtsamkeit und Unkunde politischer Verhältnisse zu betrachten sey.

Mir, der ich kein Preuße bin, und wahrscheinlich dies Land nie wieder betrete, kann es hinsichtlich meiner Person ganz gleichgültig seyn, ob eine repräsentative Verfassung dort eingeführt wird oder nicht.

Als Mensch und als Deutscher wünsche ich aber herzlich, daß Preußen eine solche Verfassung erlangen möge, durch welche König und Volk zufrieden und glücklich werden. Ein Jammer würde es seyn für ganz Deutschland, wenn Preußen jemals der Schauplatz innerer Zwistigkeiten würde, und dadurch den Nachbaren von Osten und Westen Veranlassung, Gelegenheit und Mittel gäbe, das Herz unsers schönen deutschen Vaterlandes zu zerreißen. Wir

ist es mir eingefallen, auch nur ein Senfkorn zu einem solchen Unglücke beizutragen. Wer das vermöchte, der verdiente wahrlich den Namen eines Deutschen nicht, und wenn er zwanzig Adlerorden und zehn deutsche Röcke trüge.

Ueber geheime Verbindungen und über die große preußische Verschwörung.

Wir haben eine hehre Zeit erlebt; eine Zeit großer Hoffnungen, wichtiger Ereignisse und glänzender Thaten! Ihr ist jetzt eine Zeit banger Erwartungen und Besorgnisse gefolgt. Was wird sie uns bringen? Wie wird sie enden? Ein dunkler Schleier deckt uns die Zukunft; wer vermag ihn zu lüften?

Schwer lastete Napoleons Hand von den Jahren 1805 bis 1813 auf Deutschlands Gauen. Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Handel wurden gewaltsam erstickt. Geheimes Spionengesindel untergrub die Ruhe und das Glück friedlicher Familien und Bürger. Viele unserer reichsten, besten und edelsten Männer wurden in Ketten und Banden geschlagen, auf die Galeeren geschickt, oder gar wie Hofer und der unglückliche Palm, meuchelmörderisch hingerichtet. Ein tyrannisches Zollsystem zerstörte jeden Verkehr mit dem Auslande, und vernichtete den Wohlstand im Innern. Ein eben so tyrannisches Militärsystem entriß Vätern und Müttern ihre Söhne, die

bald nach Süden, bald nach Norden, bald nach Osten, bald nach Westen zu verheerenden Kriegen und mörderischen Schlachten geschleppt, oder in den Garnisonen der Arbeit und des friedlichen häuslichen Sinnes entwöhnt, durch Müssiggang und Laster an Leib und Seele verderbt wurden. Aeltern durften nicht hoffen, in ihren Söhnen dereinst einen Trost und eine Stütze ihres Alters zu sehen; die lange militärische Dienstzeit hinderte jeden Jüngling, der nicht das Glück hatte, Krüppel zu seyn, ein Handwerk zu lernen, oder sich ungestört den Künsten, den Wissenschaften oder der Handlung zu widmen. Den Töchtern blieb nur das traurige Loos, Gattinnen oder Pflegerinnen solcher geborner oder auf den Schlachtfeldern gemachten Krüppel zu werden, die überdies durch ihr voriges kriegerisches Leben allem Guten entfremdet, und allem Schlechten zugewandt waren. So stand jeder friedliche Erwerbzweig, jede Kunst, jede Wissenschaft, so standen Religion und Tugend, ja die Menschheit selbst auf dem Punkt zu ersterben.

Wild zerstöret wurden unsre Festen,
Uns verschlossen wurden Meer und Land,
Aus der Armuth Hütten, aus Palästen
War der Freude holder Ton verbannt;
Leichen sahen wir gethürmt auf Leichen,
Unsre Tempel wurden frech entehrt,
Unsre Weisen sahen wir erbleichen
Unter eines Dämons Racheschwerdt! (1)

(1) Man verzeihe, daß ich diese Strophe aus einem meiner eigenen Gedichte, welches — An Friedrich Wilhelm, den

Da kam der eisige Winter von 1812, der Napoleons Legionen Tod und Verderben, den unterdrückten Deutschen aber Hoffnung und Muth zum heiligen Kampfe brachte. Die Erbitterung gegen den „korsischen" Zwingherrn hatte den Gipfel erreicht. Durch die Hemmung alles merkantilischen und geistigen Verkehrs, durch das ewige Waffen- und Kettengeklirr, durch die Angeberei des geheimen Spionengesindels, durch die Aechtung, Einkerkerung und Ermordung vieler der biedersten, rechtlichsten und weisesten Menschen, waren alle Gemüther, und selbst die Gemüther Derer empört, die durch den damaligen Zustand der Dinge bedeutende Vortheile hatten. Laut rief schon lange Palms schuldloses Blut, laut riefen auch die Thränen und Seufzer aller der übrigen, die in Ketten und Banden lagen, und die Gebete ihrer Gattinnen und Kinder, ihrer Aeltern, Verwandten und Freunde um Rache gen Himmel, um Rache gegen den „unwürdigen" Zwingherrn, der die heiligsten Rechte der Menschheit höhnend mit Füßen trat.

Rächer Deutschlands überschrieben ist und sich in meiner, unter dem Titel: Harfe und Speer (1815 bei Rauck in Berlin) erschienenen Sammlung befindet, hier anführe. Ich glaube, daß der damalige Zustand Deutschlands hier, wenn auch nicht sehr dichterisch, doch sehr wahr dargestellt ist. Zugleich bemerke ich, daß die meisten der, in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte theils schon im Jahre 1812, theils zu Anfange und während des großen Freiheitskrieges von mir geschrieben, und gedruckt und ungedruckt unter Kriegern und Nichtkriegern verbreitet wurden. Darauf hatte wegen Ausbreitung dieser und anderer Schriften, einen Preis auf meinen Kopf gesetzt. Ich entwich aber seinen Verfolgungen.

Mehrere muth- und geistvolle Männer, und unter ihnen besonders Arndt und Jahn hatten schon früherhin, ohne Scheu vor der Rachgier des „korsischen" Tyrannen diese Erbitterung der Deutschen durch Reden und Schriften noch mehr geschärft noch stärker den Muth und das eifrige Verlangen angefacht, das „eiserne Joch" des fremden Eroberers abzuschütteln.

Das war die Lage der Dinge, als Preußens edler und tapferer König seine Fahnen mit den siegenden Fahnen der Russen vereinte, und alle Deutsche zum Kampfe gegen den fremden Unterdrücker, zum Kampfe für die heiligsten Rechte der Menschheit aufrief. Groß waren die Verheissungen, groß die Hoffnungen, die uns beseelten, groß, ja fast unerschwinglich scheinend waren die Opfer, welche gebracht wurden. Aber herrliche Palmen glänzten am Ziel: Volksvertretende Verfassungen, wie sie der Mündigkeit, der hohen Ausbildung der Menschheit und den Bedürfnissen der Zeit gemäß wären, freier, ungehinderter Geistes- und Handelsverkehr, Verbannung des drückenden französischen Zoll- und Militärsystems, so wie des geheimen schändlichen Spionenwesens sollten errungen, ein schönerer Zustand, ein Zustand des Friedens, der Ruhe, des gegenseitigen Vertrauens, und der wechselseitigen Achtung und Liebe zwischen Fürsten und Völkern sollte erkämpft und erworben werden. Viele der gebildetsten Männer und Jünglinge eilten, Gattinnen und Kinder, Aeltern, Bräute, Geschwister und Freunde verlassend, voll Freude und Muth zu dem großen heiligen Kampfe, und benetzten mit ihrem Blute, bedeckten mit ihren Leichen die Erde. Selbst zitternde Greise und blühende Jungfrauen ergriffen die

Waffen. Wittwen, Gattinnen und Bräute brachten ihre Trauringe und ihren Brautschmuck dar, und edle deutsche Mädchen beraubten sich ihres herrlichen Haupthaares, verkauften es, und legten das Geld dafür, das Einzige, was sie hatten, auf den Altar des Vaterlandes nieder. So war vor wenigen Jahren die Stimmung der Deutschen, und so würde sie sicherlich unter gewissen Bedingungen auch noch sein.

Es war eine tief und hoch bewegte Zeit. Tief bewegt durch den Unwillen über den grausamen, jedes Menschenrecht kränkenden, jedes Menschengefühl empörenden Druck; hoch bewegt durch die großen Verheissungen, die uns begeistert hatten durch die glänzenden Hoffnungen, denen so kostbare Opfer, so unsägliche Anstrengungen gebracht, so viel Blut, so viele Thränen geflossen waren. Die Erwartungen der Völker waren zu hoch gespannt; sie richteten sich nach dem, was in dem Augenblicke der Angst und der Noth versprochen, vielleicht auch nach dem, was von Manchen als Bedürfniß stark und mächtig gefühlt ward, aber nicht darnach, was man bei kalter nüchterner Besonnenheit hätte erwarten sollen. Nach zweimaligen blutigen und leichenvollen Kampfe hatte man das große Ziel erreicht; man war jetzt vom Taumel erwacht, und fand, daß viele jener Palmen verschwunden waren. Statt des neuern und bessern Zustandes, der dem Geiste der Zeit, dem beinahe dreißigjährigen Ringen der Völker und ihrer sittlichen und geistigen Veredlung und Fortbildung wäre angemessen gewesen, suchte man in manchen Reichen und Gegenden die alte Ordnung (oder Unordnung) der Dinge herzustellen. Ein Pabst schleuderte seine Bann-

ſtrahlen wieder vom Kapitol gegen Weſſenberg und Andere herab; Jeſuiten und Mönche wurden an mehren Orten in ihre vorigen Rechte eingeſetzt, und deutſche mächtige Fürſten mußten ſich bequemen, mit dem heiligen Stuhl Konkordate einzugehen. Nach Frankreich kehrte mit den hiſtoriſchadlichen Familien auch das alte Feudalſyſtem zurück, und ſo lieferte ein ſechs und zwanzigjähriger Kampf der Nationen nicht die glänzenden Reſultate, die man zu Anfange deſſelben, und in den ereignißreichen Jahren von 1813 bis 1815 erwartete.

Hiedurch ward in manchen Ländern und Reichen der gegenwärtige Zuſtand, der Zuſtand banger Erwartungen und Beſorgniſſe herbeigeführt. Wir hatten einen großen, einen ſchrecklichen Kampf gekämpft; viel Blut, viele Thränen waren gefloſſen; glänzende Verheiſſungen waren gegeben, große Hoffnungen waren genährt worden. Wir waren ruhmvoll und ſiegend und auf Leichenbedeckten Wegen zum Ziele gedrungen, zu dem glänzenden Ziele, welches ſo herrliche Palmen uns zeigte, die jetzt in dunkeln Nebel verſchwanden. Wir hatten unſere Fürſten auf den wankenden Thronen geſchützt; die von einem fremden Eindringling und Eroberer Vertriebenen wiederum eingeſetzt; wir hatten nicht allein den erſten, wir hatten auch froh und muthig einen zweiten ſchrecken- und grauſenvollen Kampf gekämpft, der nicht durch die Völker, aber wohl durch ihre Vormünder und Leiter verſchuldet war.

Einſam und verödet in ihrem Innern ſtehen manche jetzt da, blicken trauernd und muthlos zurück auf die hehre Zeit der glänzenden Hoffnungen, auf die hohen Erwartungen, welche ſie gehegt, auf die Opfer, die ſie gebracht

haben; vergleichen den jetzigen Zustand mit der Lage der Dinge vor jenem „heiligen," glorreichen Freiheitskampfe, nehmen Aehnlichkeiten wahr, und können keinen Unterschied finden.

Die Zeit war zu hoch, zu kräftig bewegt, die Anstrengungen und Opfer waren zu groß, die erregten Hoffnungen zu sicher gewesen, und die Erfüllung der letztern ward zu fest geglaubt, zu tief als Bedürfniß gefühlt, als daß ein solcher Zustand hätte ausbleiben können. Kein Wunder wenn er durch Rede und Schrift sich häufig verlautbarte; kein Wunder, wenn man diejenigen unwillig ansah, welche diesen trauervollen Zustand als Ergebniß einer empörerischen Stimmung der Völker, als einen bösen Geist der Zeit den Fürsten verdächtig machten; kein Wunder, wenn man in- und ausländische Spione haßte und verabscheute, die durch hämische Anschwärzungen, boshafte und unwürdige Hetzereien und Verdrehungen die Bande der Liebe und des Vertrauens zwischen deutschen Regenten und ihren Unterthanen zu lösen strebten; kein Wunder, wenn die allgemeine Stimmung der Aeltern und Erfahrenern sich auch der Jugend, die so viel zur Erinnerung jener glänzenden Siege beigetragen, gleichfalls mittheilte, und sie vielleicht hie und da zu manchen verlauten Aeußerungen hinriß; kein Wunder endlich, wenn ein religiöser mystischer Schwärmer, durch den auffallenden Widerspruch zwischen der eingetretenen Wirklichkeit und den noch kurz zuvor genährten großen und glänzenden Erwartungen bis zum Wahnsinn verrückt wurde, und eine grausenhafte Mordthat beging. Zu allem Diesen bedurfte es keiner geheimen Bündnisse; es war und ist das natürliche Resultat

der noch vor Kurzem so hoffnungsreichen, und nach den Ansichten vieler jetzt so hoffnungsleeren Zeit; es war und ist die Frucht der, von den Thronen herab erregten grossen Erwartungen; die Frucht des allgemein und tief empfundenen Bedürfnisses.

Sand's entsetzliche That für das Werk einer großen geheimen Verbindung zu halten, scheint mir eben so thöricht als ungerecht. Ich kann mich nicht von dem Daseyn eines solchen, auf Meuchelmord und Staatenumwälzung ausgehenden Bundes überzeugen; aber gesetzt, es gäbe eine Verbindung der Art, wovor Gott uns behüte, so war doch wahl Kotzebue keineswegs der Mann, durch dessen Ermordung für die angeblichen revolutionären Zwecke das Mindeste gewirkt werden konnte! Statt seiner würde man gewiß andere, bedeutendere Personen gewählt haben. Er stand im Begriff nach Rußland zurück zu kehren und hatte — wenigstens zuletzt — gar keinen politischen Einfluß mehr. Sein Wochenblatt konnte Niemanden schaden; daß Deutschlands Fürsten und der Kaiser von Rußland es nicht zur Norm ihrer Handlungen nähmen, das wußte man schon.

Kein Deutscher, den der Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes theuer war, konnte den Tod dieses unglücklichen Mannes wünschen, und noch weniger die verbrecherische That gut heißen, durch welche er sein Leben verlor. Sand raubte uns, als er Kotzebue umbrachte, nicht allein einen unserer geistreichsten, dramatischen und erzählenden Dichter, er versetzte auch dem Vertrauen, zwischen Fürsten und Völkern und unserer geistigen und litterarischen Freiheit eine Wunde, die schwerlich so bald heilen

wird, wie die Wunden dieſes bedauernswürdigen Jünglinges. Seine That wäre die gröſte Schande für Deutſchland, ja für die Menſchheit ſelbſt, wenn ſie nicht das Werk eines wahnſinnigen Schwärmers, ſondern einer groſſen geheimen, auf Meuchelmord ausgehenden Rotte gewesen wäre. Gott behüte uns vor ſolchen heimlichen Gerichten und Blindmäuſen; ſie möchten auch herſtammen, wo und von wem ſie wollten. Ich bin indeſſen überzeugt, daß keine Verbindungen der Art vorhanden ſind, und bei dem Standpunkte reiner, geiſtiger und ſittlicher Bildung, auf welchem wir uns befinden, jemals ſtatt haben werden.

Aus was für Perſonen ſollte auch wohl ein ſolcher revolutionärer Banditenbund beſtehen? Aus Studenten und Turnern? O gewiß nicht! Deutſchlands Jugend iſt viel zu edel, iſt wahrlich nicht ſo verderbt, wie ein Beckedorf und ihm ähnliche Verläumder ſie verſchreien wollen! Die Alten haben noch nicht alles Gefühl für Religion, Tugend und Ehre verloren. Wir lehren unſere Söhne, unſere jungen Verwandten und Freunde noch, daß ſie Gott vor Augen und im Herzen haben ſollen, daß er nur dann ihr Schild und ihr groſſer Lohn ſeyn werde. Wir Deutſchen ſind kein Meuchler- und Rebellenvolk; das beweiſt die Geſchichte zweier Jahrtauſende, und auch die neueſte Zeitgeſchichte hat es bewieſen. Wir haben mit Gut, Blut und Leben unſere Fürſten auf ihren zitternden Thronen geſchützt, und haben ihnen die verlornen und geraubten Kronen wieder gewonnen. Wir verdienen alſo wohl ihr Vertrauen und ihren Dank, aber keineswegs ihr Mißtrauen und ihren Undank.

Männer von Rechtlichkeit, von Erfahrung und gereifterem Alter würden gewiß eben so wenig sich zur Bildung eines meuchelmörderischen, rebellischen Vereins hergeben, und wären wirklich so wahnsinnige Bösewichter, dann würden sie bei Gott klug und vorsichtig genug seyn, keinen Sand zum Vollstrecker ihrer Mordbeschlüsse zu wählen. Sie würden diese sicherlich auf eine weit versteckstere Weise und durch ganz andere Mittel ausführen, und ausführen lassen, als es von Kotzebue's wahnsinnigem Mörder geschah.

Daß Sand wahnsinnig war, beweißt nicht allein seine unmenschliche Handlung, es geht aus seinem ganzen Benehmen und aus allen Briefen hervor, die man in öffentlichen Blättern uns mitgetheilt hat. Die Untersuchungs-Akten sollen geschlossen seyn; man wird also hoffentlich bald das Nähere erfahren.

Auch Löning's mörderischen Angriff auf Ibell will man, als Werk oder auch als ein Anzeichen einer großen, auf den Umsturz der monarchischen Staaten abzweckenden Verbindung betrachten! Guter Gott! Risum teneatis amici! würde man hier ausrufen, wenn die Sache nicht so ernsthaft genommen wäre, daß man das Lachen vergessen möchte! Ein Bund, der so weit aussehende Absichten hätte, sollte den Banditendolch gegen Ibell, gegen einen Mann zücken lassen, dessen Wirkungskreis äußerst beschränkt, und der, wie es allgemein heißt, auch in politischer Rücksicht sehr liberale Gesinnungen hegt? Da gäbe es doch wohl andere, wichtigere und höher stehende Männer, als Ibell, die man — falls ein so schändliches Bündniß vorhanden wäre — erdolchen würde! Wenn

man in dergleichen Vorfällen nicht, den Umständen nach, bloßen Wahnsinn oder persönlichen Privathaß erkennen will, so begreife ich nicht, was man von den Verstande der Beschuldiger und Ankläger zu denken hat.

Der jetzige König von England und seine Familie hatten das seltsame Unglück, sehr häufig von wahnsinnigen Menschen angefallen und beleidigt zu werden. Noch vor etwa einem Jahre ward ein vornehmer englischer Staatsbeamter von einem Offizier meuchelmörderisch angegriffen. Keinem Vernünftigen in England und in ganz Europa fiel es aber jemals ein, diese Angriffe für das Werk geheimer, staatsgefährlicher Verbindungen und die Engländer für eine rebellische Banditennation zu halten; kein brittischer Schriftsteller und Gelehrter ist darum verhaftet und eingezogen, Niemandes Papiere sind deshalb versiegelt worden. Vor hundert und mehren Jahren bildete man sich ein, jeder Verbrecher, der ein Bubenstück begangen, sey von dem Teufel dazu verhetzt worden, jetzt da man keinen Teufel mehr glaubt, soll jede Schandthat, jedes Verbrechen auf Anstiften geheimer schimärischer Verbindungen, oder einzelner Schriftsteller geschehen! Mir dünkt, der neue Aberglaube ist wohl nichts klüger und vernünftiger, aber weit schändlicher als der alte. Es giebt noch leider, Menschen genug, die auch ohne fremde Anreizungen zu bösen Handlungen fähig und aufgelegt sind. Ich, meines Ortes, werde so wenig zu Meuchelmorden, als Empörungen Jemanden aufhetzen. Beide Verbrechen sind mir fremd und verhaßt. Aus böser Saat keimt niemals gute Frucht.

Gerne gestehe ich zu, daß ich in Berlin, gleich nach Kotzebue's unglücklichem Tode in einer zahlreichen Gesellschaft geäußert: ich hielte Sand's That für kein Verbrechen, für keine, einer sittlichen oder gerichtlichen Zurechnung fähige Handlung, für keinen Mord. Sand sey ein Wahnsinniger und Verrückter, der wegen seiner entsetzlichen That keineswegs rechtlich bestraft werden dürfe. So wenig man ein Pferd hinrichten könne, welches einen Menschen erschlüge, so wenig könne man diesen Wahnsinnigen am Leben bestrafen. Blos in Sicherheit könne man ihn bringen und halten, damit er fürder der menschlichen Gesellschaft nicht schade. Dies ist es, was ich gesagt, was ich noch sage, und was vielleicht von elenden Menschen entstellt und zur Hälfte angegeben und berichtet ist. Darüber, daß ich so und nicht anders gesprochen, kann ich namhafte und rechtliche Männer und Frauen in Berlin als Zeugen aufrufen. Nie hab' ich Sand's schreckliche That gebilligt und gut geheißen; aber ich habe sie auch nie für die Handlung eines vernünftigen und besonnenen Menschen, sondern für die That eines Verrückten und für ein trauriges grausenvolles Ereigniß gehalten (1). Ich kenne Sand nicht; ich bin nie mit ihm und seiner Familie auch nur in den entferntesten Verhältnissen gewesen; sein Schicksal hat also kein weiteres Interesse für

(1) Ich berufe mich hier auf meine, gleich nach diesem unglücklichen Vorfall herausgegebene Schrift: Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer literarischen und politischen Folgen für Deutschland. Berl. in der Neuen Berl. Buchh.

mich, als das jedes andern unglücklichen Menschen. Daß er verrückt sey, beweisen seine Briefe und Schreibereien, die man uns in öffentlichen Blättern mitgetheilt hat, seine entsetzliche und zwecklose That, und der Umstand, daß er, der doch im Uebrigen religiöse Gesinnungen äußert, über Kotzebue's Ermordung nicht die mindeste Reue empfindet. Kein vernünftiger, religiöser und sittlicher Mensch kann eine solche Handlung begehen, oder würde sie doch, falls er sie wirklich begangen, gewiß augenblicklich bereuen. Ein blos zufälliger, unverschuldeter Todtschlag an meinem bittersten Feinde würde mich wahnsinnig machen, und ich — ich sollte vorsätzlichen Meuchelmord vertheidigen und gut heißen, vielleicht gar dazu aufhetzen? Nimmermehr (1)! Ich würde Kotzebue mit meinen Körper bedeckt, mit meinen letzten Blutstropfen ihn vertheidiget haben, wäre ich bei jenem unglücklichen Vorgange zugegen gewesen. Kein wahrhaft religiöser und sittlicher Mensch

---

(1) Bis zum Jahre 1817 stand ich mit Kotzebue in freundlichem Briefwechsel, den ich aber freilich abbrach, als er mir schrieb: „er sey in Weimar, um einem großen Monarchen über das geistige und politische Streben in Deutschland Berichte zu erstatten.“ Hätte ich meine Ueberzeugungen verleugnen, und auf Kotzebue's Ansuchen eingehen können und wollen, so schriebe ich jetzt nicht diese Zeilen. Er griff nachmals mehrere meiner Schriften, besonders die: Mehr als zehn Worte gegen den Herrn Generallieutenant von Diericke über den preußischen Adel, ziemlich bitter an; ich lachte darüber, so wie ich über jeden öffentlichen Angriff lachen werde, und meine einzige Rache bestand in einem kleinen Aufsatze, den ich in die Leuchte einrücken ließ, und in welchem ich mich über Kotzebue's oft lächerliche Eitelkeit lustig machte.

wird einen Andern deshalb tödten, weil er in seinen Ansichten und Grundsätzen von ihm abweicht. Wer Geist, Verstand und Kenntniß besitzt, der wird im geistigen Kampfe gewiß nicht mit meuchelmörderischen Dolchen kämpfen!

Eben so wenig, wie diese beiden Thatsachen von Sand und Löning, kann der jetzt herrschende Geist der Zeit, das Begehren der Völker nach stellvertretenden Verfassungen, nach größerer Freiheit des merkantilischen und geistigen Verkehrs, nach Beschränkung des in manchen Ländern drückenden Militär- und Zollsystems ꝛc. vernünftiger Weise Anlaß geben, staatsgefährliche geheime Bündnisse zu ahnen, oder gar sie als bewiesen anzunehmen.

Eine allgemeine Volksstimme kann nur durch ein eben so allgemein gefühltes Bedürfniß bewirkt werden. Jenes Begehren kann demnach keineswegs das Werk geheimer Verbindungen oder einzeln stehender politischer Schriftsteller seyn, es ist das reine Ergebniß der überall von den Völkern eingesehenen und empfundenen Nothwendigkeit, und die natürliche Folge der Verhältnisse. Daher wird es auch nicht durch Ketten und Banden, nicht durch Hinrichtungen einzelner Personen erstickt, sondern vielmehr verstärkt, ja bis zur Erbitterung gesteigert werden. Man wird sich dadurch veranlaßt sehen, den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit dem vor dem Jahre 1813, und das Schicksal der jetzigen Verfolgten mit dem Schicksale Palms und Anderer zu vergleichen. Eine solche Vergleichung dürfte jedoch schwerlich für die öffentliche Stimmung hinsichtlich der Verfolgenden etwas Ersprießliches fruchten.

Von jeher daran gewöhnt, nichts zu glauben, was nicht mit den natürlichen und sittlichen Verhältnissen der

Dinge im Einklange stehe, und durchaus Alles zu verwerfen, was offenbar der Vernunft widerspricht, kann ich von dem Daseyn eines demagogischen, durch ganz Deutschland verbreiteten Bundes, wie die Zeitungen und Gerüchte ihn schildern, mich nicht überzeugen.

Berlin, die ihrem Könige mit der innigsten Liebe, mit der unerschütterlichsten, in Glück und Unglück auf das Glänzendste bewiesenen Treue, ergebene Hauptstadt der preußischen Staaten, Berlin soll, wie man sagt, der Mittelpunkt und vorzüglichste Sitz dieses jakobinischen Bündnisses seyn. Da hätten die angeblichen Jakobiner sehr übel gewählt. Die Berliner sind — wenige Einzelne vielleicht ausgenommen — mit ihrem Könige und mit der Regierung im Ganzen äußerst zufrieden, und schwerlich würde Der, welcher sich einfallen ließe, staatsgefährliche Grundsätze und Ansichten verbreiten zu wollen, Gehör und Anhänger finden. Wünschen die Einwohner auch wirklich eine volksvertretende Verfassung und manches Andre — wie dies wohl im Allgemeinen, so wie überall, bei den Gebildetern der Fall ist — so trauen sie den königlichen Worten ihres Monarchen, Der ihnen gewiß geben wird, was sie bedürfen und was Er ihnen heilig versprochen hat. Des langen Krieges und Haders müde sind die Berliner und die Preußen überhaupt hoffentlich weit davon entfernt, durch gewaltsame Schritte das erzwingen zu wollen, was sie rechtlich und sicher erwarten können. Möge es einzelne Brauseköpfe im Preußischen geben, — ich kenne solche dort nicht — die, novarum rerum cupidi, eine gewaltsame Staatsumwälzung und eine allgemeine republikanische Verfassung wünschen; Leute der Art

giebt es fast in jeglichem Städtchen, und daher wahrscheinlich auch in Berlin, auch in der preußischen Monarchie überhaupt! Sie können bei jedem Wechsel nur gewinnen und gewöhnlich nichts weiter verlieren, als etwa den Kopf, der selten viel werth ist. Kein rechtlicher Bürger und Einwohner wird ihnen sein Ohr leihen, und um ihrer tollen Leidenschaften willen, sich, die Seinigen und, sein Vaterland in Elend und Jammer stürzen. Von solchen Menschen ist nie etwas zu fürchten, und eine weise, besonnene und gerechte Regierung sollte ihretwegen nicht Männer in Verdacht und zur Verantwortung ziehen wollen, denen es niemals eingefallen ist, Revolutionen zu veranlassen, oder auch nur zu wünschen.

Berlin und die altpreußischen Staaten waren also gewiß nicht geeignet, der Hauptsitz und Werbeplatz eines großen, geheimen jakobinischen Bundnisses zu seyn. Die neupreußischen Länder waren es noch weniger; die Einwohner derselben erkennen und fühlen es zu sehr, wie glücklich sie durch den preußischen Scepter geworden sind. Sollte man etwa bei ihnen eine Stimmung wahrnehmen, die Manches begehrte und Manches wegwünschte, so ist sie wahrlich nicht durch den Einfluß geheimer Bündnisse, nicht durch die Einfuhr und Verbreitung verbotener Gedanken und Ansichten bewirkt, sondern einzig und allein die Folge einer vermeintlichen oder wirklichen Nothwendigkeit.

Die Personen, welche durch öffentliche Blätter und Gerüchte als Theilnehmer an dem verderblichen großen Bunde bezeichnet werden, scheinen mir theils durch die Würden und Aemter, die sie bekleiden, theils durch ihre Einsich-

ten, ihre Kenntniße und ihre Rechtlichkeit, viel zu hoch zu stehen, als daß ein so unwürdiger Verdacht sie treffen könnte. Männer von Ansehen und Vermögen, von Geist und großer Erfahrung, Männer, die bedeutende Staats-, Kriegs- und Lehrämter bekleiden, und bis jetzt allgemein verehrt, geachtet und geliebt in der Welt, und zufrieden und glücklich in den Kreisen ihrer Familien und Freunde lebten, sollten Mitglieder eines thronenstürmenden Bundesvereins seyn? Man mache jedem leichtgläubigen Thoren, nur keinem Vernünftigen so alberne Mährchen weiß.

Wahrlich, es gäbe wohl keinen tollern, abenteuerlichern Entwurf, als Deutschland oder einen bedeutenden Theil desselben gewaltsamer Weise in eine Republik umschaffen zu wollen! Ich bin die meisten Länder und Staaten Deutschlands durchreist, und kenne so ziemlich die Stimmung, den Charakter und die Bedürfnisse ihrer Bewohner. Religion, Gewohnheiten, Sitten und Verfassungen; der höchst verschiedene Grad geistiger Ausbildung, die eben so verschiedenen, sich oft diametrisch entgegen stehenden Interessen der einzelnen Völker und Staaten; der wechselseitige Haß mancher dieser Völkerschaften gegen einander, die Anhänglichkeit und Liebe der meisten gegen ihre angestammten Fürstenhäuser und Regierungen; der Charakter des Deutschen überhaupt, der nicht, wie der Franzose, schon handelt, ehe er überlegt und erwogen hat, sondern lange wankt, prüft und bedenkt, ehe er sich entschließt, und selbst nach gefaßtem Entschluß sich aufs Neue bedenkt: Alles dies sind Gründe, die in Deutschland durchaus keine allgemeine gewaltsame Staatsumwälzung befürchten lassen.

Die Oesterreicher und Baiern, die Bewohner der Königlich Herzoglich Sächsischen und Schwarzburgischen Lande, die Würtemberger, Badener und Hessen, die Hannoveraner, Mecklenburger, Holsteiner und fast alle Unterthanen der übrigen Fürsten sind mit ihren Landesherren und ihren Regierungen zufrieden. Sie haben zum Theil schon ihren Wünschen entsprechende Verfassungen, oder werden sie doch im Laufe der Zeit wohl erhalten, ohne daß es gewaltsamer Umwälzungen bedürfte. Alle diese Völker sind auch zu stolz und zu ehrliebend, um sich von einer Handvoll schwindelnder Brauseköpfe gebieten zu lassen, welche Regierungsverfassung sie annehmen sollen. Gäbe es also wirklich einen solchen, revolutionären, auf eine allgemeine deutsche Republik abzweckenden Bund, so würden die Theilnehmer desselben, wofern sie ihre Absichten äußerten, bei Bürgern und Bauern der meisten deutschen Länder gewiß wenig Ehre und Beifall, aber viele Schläge einärndten können. Wir Deutschen sind nicht so beweglich und lenksam, wie die Franzosen; diese opfern einer Idee, einem Spiel ihrer lebhaften Einbildungskraft Gut, Blut und Leben auf. Der Deutsche hingegen sieht und hält auf das Wirkliche Er wird schwerlich ein ärmliches, nur einigermaßen erträgliches Dasein gegen das glänzendste Phantom aufs Spiel setzen. Ueberdies finden bis jetzt in keinem einzigen deutschen Lande Ursachen zu gewaltsamen Staatsumwälzungen statt, die jenen vorgeblichen Plan begünstigen könnten. Ist auch noch nicht Alles gewährt, was die Völker hin und wieder erwarten dürfen, so ist doch bereits an manchen Orten viel Gutes, Großes und Herrliches vollbracht worden. So erhielten

Baiern, Baden, Würtemberg und andere Staaten volksvertretende Verfassungen, die in der Folge sich vielleicht zu herrlichen Mustern ausbilden werden. Ein Land wird immer dem andern zum Beispiel der Nachahmung dienen. Deutschlands Völker und Fürsten werden künftig mit einander wetteifern, wer von ihnen am schnellsten das Beste erlangen und geben wird, und so werden sich die Formen unserer Verfassungen immer mehr und mehr vervollkommnen. Daß dies bald überall der Fall seyn werde, darf man mit Sicherheit erwarten und hoffen. Der Geist der Zeit, die Stimme und das Bedürfniß der Völker heischen es; also ist an der Erfüllung nicht zu zweifeln. Gewaltsamer Erschütterungen bedarf es nicht; der Drang der Umstände und die Nothwendigkeit werden Alles herbeiführen. Kein Land bedarf mehr der Ruhe, als Deutschland. Der Zustand heftiger Spannung ist vorüber; er kann nur durch einen Druck wieder hergestellt werden, der dem napoleonischen gleich kömmt. Wo ein solcher, oder ein ähnlicher Druck nicht statt findet, wird von den Unterthanen nie an eine gewaltsame Staatsumwälzung gedacht werden. Der Deutsche schreiet wohl, wenn er des Marsyas grausames Schicksal erleidet; er ist aber von Herzen geduldig und langmüthig, und beißt und wehret sich gewiß nicht, so lange man ihm nur das Schreien erlaubt.

Hätte Napoleon nicht so gewaltsam allen Handel durch sein schändliches Zoll- und Douanenwesen zerstört, alle Erwerbzweige vernichtet, und alle freie Gedankenmittheilung gehemmt; hätte er nicht so unbesonnen sein furchtbares Militär- und Conscriptionssystem zur Ausführung

gebracht; hätte er nicht durch sein nichtswürdiges Spionengeschmeiß jedes unserer Worte behorchen, jeden unserer Tritte belauern, nicht viele der rechtlichsten und weisesten Menschen einkerkern und morden lassen; gewiß hätte dann kein nordischer Winter die Flügel seiner Adler gelähmt, und auf manchen Thronen würden jetzt ganz andere Dynastieen sitzen. Sein Druck war eine Wohlthat für uns und unsere Fürsten; er erzeugte jenen Gegendruck, jenes Streben die eisernen Fesseln abzuwerfen.

Doch ich kehre zu der großen deutschen Republik und ihren Stiftern zurück.

Ein Entwurf, wie der angebliche Revolutionsplan muß nicht allein mir, sondern jedem Vernünftigen höchst lächerlich scheinen. Die meisten der Angeschuldigten sind und sollen einsichtsvolle, kenntnißreiche, erfahrne Männer seyn; es ist also nicht denkbar, daß sie etwas Thörichtes beabsichtigen oder gar schon beginnen konnten. Würde in einem Lande Deutschlands oder in einer Provinz von Preußen auch wirklich ein Aufstand erregt; so würden die Bewohner aller übrigen Länder und Provinzen herbei eilen, und das Feuer löschen. Dies wissen jene Männer so gut, als ich, und hegten sie wirklich so revolutionäre Gesinnungen, woran ich jedoch zweifle, so würde es ihnen sicherlich nicht beifallen, sich und die Ihrigen durch eine Donquixoterie ins Unglück zu stürzen.

Aber wie kömmt es, fragt man, daß jenes Lumpengesindel, jene Schurken und Schelme, die zur Franzosenzeit hinter ausländischen Spionen herliefen, ihnen jedes

Wort, das sie hörten und nicht hörten, untrugen, jene Feiglinge, die bis zur großen Leipziger Schlacht keinen Laut von sich gaben, hinter dem Ofen hockten, und sich unter die Schürzen ihrer Weiber, ihrer Töchter und H— verkrochen; wie kömmt es, daß diese schlechten, elenden, geist- und kraftlosen Menschen, diese Stammler und Stotterer plötzlich sich in ehrliche, rechtliche Männer, in eifrige Freunde ihres Königs und Vaterlandes verwandelt, und daß so viele der guten, geist- und muthvolle Männer, die unter der napoleonischen Zwingherrschaft ohne Furcht und Scheu für Fürsten und Vaterland sprachen, mit Kopf und Arm, mit Feder und Schwerdt dafür kämpften; wie kömmt es, daß diese Männer eben so plötzlich Schurken, Hochverräther und Majestätsverbrecher geworden sind?

Das will ich Euch sagen, lieben Kinder! Jenes Lumpengesindel, jene Schufte und Schelme, die wohl Bäuche, aber keine Köpfe haben, fürchten jeden Mann von Kopf, von Geist, von Kenntniß; aber sie wünschen sich Köpfe, und wollen welche abhacken lassen, um sie auf ihre Rümpfe zu bringen.

Ich will Euch dies Lumpengesindel, diese Buben schildern, wie sie aussehen und wie sie sind, ich könnte Manche mit Namen Euch nennen, wenn es sich der Mühe verlohnte.

Das alte Sprichwort: Wen Gott gezeichnet, vor dem solle man sich hüten, ist eine Thorheit. Ich habe viele rechtliche Menschen mit verwachsenen und unansehnlichen Körpern, aber mit sehr schönen und edlen Seelen gekannt. Gott zeichnet den Menschen nicht; der Mensch zeichnet sich selbst. Man hüte sich vor den Stotterern,

den Stammlern und Gluderern (1). Sie haben Tücke und Bosheit im Herzen, und Argliſt im Sinn. Der Mann, der nicht zu reden vermag, ohne unaufhörlich zu ſtammeln und zu ſtottern, iſt oder war gewiß einmal ein Schurke, dem Furcht und Beſorgniß, er möchte ſeine Ränke und ſeine Schalkheit verrathen, die giftige Zunge lähmten. Der Mann, der den offenen, freien Blick eines Andern nicht zu ertragen vermag, der ſein Auge niederſchlägt oder von unten auf **gludert**, iſt noch jetzt oder war doch gewiß einmal ein ſchändlicher Böſewicht. Er fürchtet, daß man durch die Fenſter ſeiner Seele blicken möge, und **zieht deshalb** die Vorhänge zu.

Beſonders hüte man ſich vor den Dummköpfen und Gleißnern. Dummheit und Tücke ſind Schweſtern. Der geiſt- und kraftvolle Menſch achtet im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit oft nur zu wenig auf dies Skorpionengezücht, das mit freundlichen Blicken und ſchmeichelnden Reden ihm unbedeutende Worte entlockt, ſie verdrehet, und zu ſeinem Untergange mißbraucht.

Die nichtswürdigſten und gefährlichſten Menſchen für die Ruhe und das Glück rechtlicher Männer und für das Vertrauen zwiſchen Regierungen und Völkern, ſind die **Alten und Jungen überall und nirgends, die Hänſe in allen Gaſſen.** Dieſe Lauer, Horcher und Späher, die in Wirthshäuſern und auf Kaffeehäuſern und auf Luſtplätzen vom frühen Morgen bis in die finſtere Nacht um-

(1) **Gludern**, von unten aufſehen. Ich weiß nicht ob dies Wort allgemein in Deutſchland üblich, oder ob es nur Provinzialausdruck iſt. Es bezeichnet den angegebenen Begriff aber ſehr treffend.

herſchleichen, belauſchen jede Sylbe, jedes Wort, jede Miene, jeden Blick, um zu erfahren: ob es nichts Neues, nichts Verdächtigſcheinendes, nichts Merkwürdiges gebe, was ſie entſtellen, anſchwärzen, ihren Gebietern übertragen, und wodurch ſie bei Miniſtern und Räthen ſich beliebt machen können. Dies ſind die *ſupernumeräre und wirklichen geheimen Polizeiſpione*, die im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit erkennen, wie ſehr es ihnen Noth thut, ſich wichtig zu machen. Den unſchuldigſten, gleichgültigſten Handlungen und Worten legen ſie politiſche, ſtaatsgefährliche Zwecke und Beziehungen bei; jeden rechtlichen Mann, der ihnen im Wege, oder auch nicht mehr im Wege ſteht, ſuchen ſie verhaft und verdächtig zu machen. Sie haben weder Geiſt, noch Verſtand, aber viel Kniffe und Pfiffe und Ränke im Kopf. Beſonders geſchickt ſind ſie in der Auslegungskunſt. Sie wiſſen nicht allein Reden und Worte, ſondern jedes Stillſchweigen, jeden Blick, jede Miene ſehr ſinnvoll zu deuten. Wo zwei Bekannte ſich auf der Straße begegnen, ſich grüßen und einander freundlich die Hand bieten, da wittern ſie Verſchwörungen und geheime ſtaatsgefährliche Bündniſſe; wo vom ſchlimmen Wetter geſprochen wird, da hören ſie Beſchwerden über die Regierungen und Monarchen; wo man gar es wagt, den Fehlgriff eines Miniſters oder einer Behörde zu tadeln, da iſt die Empörung ſchon ausgebrochen. Solcher Menſchen giebt es leider, ſehr Viele. Ich will lieber ein freies und lautes Wort in Gegenwart aller wirklichen *Polizeibeamten* äußern, als die gleichgültigſte Sylbe vor den Ohren die-

ser heimlichen, unwissenden, arglistigen Spione und Horcher.

Zum Beweise des Daseyns einer meuchelmörderischen, auf den Umsturz der Throne abzweckenden Verbindung wird angeführt: daß bei Jahn zwei Dolche gefunden worden, daß er gesagt haben soll, der Dolch sey eine Zierde jedes Mannes, durch Blut und Leichen gelange man zu vielem Großen und Herrlichen und dergleichen mehr.

Wo ist das Gesetz, welches mir verbietet, einen Dolch zu besitzen? Kann ich mit dem Tischmesser nicht eben so gut tödten, wie mit dem Dolch? Daß Jahn seine Waffen nicht zu meuchelmörderischen Zwecken hatte, wird Jeder wohl glauben und wissen, der ihn — den rechtlichen, biedern Mann kennt. In den Jahren 1813 und 1814, als er für König und Vaterland focht, soll er bereits jene Dolche gehabt, und den einen als Geschenk von einem Freunde, wo ich nicht irre, von Körner) erhalten haben. Damals war noch keine Schnarziade erschienen; damals wußte man noch nichts von den staatsgefährlichen Verbindungen, die man jetzt zu entdecken bemüht ist; die wichtige Anzeige also, welche man aus den vorgefundenen Dolchen herleiten will, ist eben so abgeschmackt und thöricht, wie die ganze Verschwörungsgeschichte, und alle die Ankläger, Verläumder und Ausspäher selbst (1). Der angebliche Beweis des Verbrechens

(1) Auch ich führe seit vier Jahren einen Dolch und einige andere Waffen. Nie fiel es mir bei, Meuchelmord damit zu üben; sondern ich schaffte sie mir an, um auf Reisen mich ge-

war schon früher vorhanden, als ein Gedanke an solches Verbrechen statt finden konnte. Man hat folglich zu viel und also gar nichts bewiesen.

Jahn's wirkliche oder erdichtete Aeuserung: „Nur durch Blut und Leichen gelange man zu vielem Großen und Herrlichen", wird durch die Geschichte aller Zeitalter bestätiget. Leichen waren die Stufen, auf denen viele unserer jetzigen Alleinherrscher und ihrer Vorfahren zu ihrer Höhe empor stiegen. Blut war der Kitt, mit welchem sie die meisten ihrer durch Religion, Sprache und Sitten höchst verschiedenen Länder zu untheilbaren Monarchieen zusammen leimten. Nur durch Blut und Leichen gelangte Preußen zu seiner gegenwärtigen Höhe. Wenn Oesterreich seit länger als hundert Jahren nur zu schützen und im Wohlstande zu erhalten strebte, was es besaß, so war dagegen Preußen seit des großen Churfürsten Zeit sehr häufig bemühet, sich zu vergrößern und auszudehnen. Blutige Kriege waren das Mittel, und große, glänzende Siege führten zum Ziel. Ohne diesen Kraftaufwand, ohne diese Opfer von Menschen und Blut wäre Preußen nie geworden, was es ist; ohne die Leichen, welche 1813, 1814 und 1815 für die „heilige Sache" Deutschlands und Frankreichs Fluren bedeckten, wäre

---

gen unvermuthete, gefährliche Angriffe zu schärfen. Indessen würde ich, im Fall solches Angriffs, mich eben so leicht eines Taschenmessers, als des Dolchs oder einer unsichern Pistole bedienen. Ich bemerke das hier, weil ich mich erinnere, vor einigen Jahren Jemanden in Berlin den Dolch und ein paar Terzerole gezeigt zu haben.

Preußen schon längst aus der Reihe selbstständiger Staaten vertilgt.

Man macht nicht allein vor Deutschland, sondern vor ganz Europa sich lächerlich, wenn man Jemanden Aeußerungen, wie die obige, als Verbrechen anrechnen will.

Jahn soll noch mehr gesündiget, er soll in seinen Vorlesungen eine stoische Verachtung des Lebens gelehrt haben. Sagt ja nicht Euren Soldaten, Euren Landwehren und Landstürmen, daß Verachtung des Lebens, wo es ein großes und herrliches Ziel gilt, Verbrechen sey. Sie möchten bei einem entstehenden Kriege die Waffen fortwerfen, und sich mit der Liebe zum Leben entschuldigen. Euer eigener König hat in furchtbaren und blutigen Schlachten heldenmüthig gezeigt, daß Er Sein Leben nicht achtet, wenn es den Glanz Seines Thrones und das Glück Seiner Völker gilt. Manche Eurer Prinzen sind auf dem Bette der Ehre ruhmvoll gestorben. Und Ihr könnt es wagen, Gesinnungen dieser Art, die man bei jedem großherzigen Volke für Beweise edler Vaterlandsliebe erkennt, als Anzeichen eines hochverrätherischen Strebens zu verschreien? Bedenkt, ob in den Aufrufen Eures Königs, die Er in jener verhängnißvollen Zeit an Sein Kriegsheer und an Sein Volk erließ, nicht dieselben Gesinnungen ausgesprochen sind.

Nur wer das Leben zu rechter Zeit zu verachten und selbst ein Ziel ihm zu setzen vermag, nur der hat den Werth des Lebens begriffen. Der Tod ist kein Unglück für uns; er ist uns Allen gewiß, und das Ende jedes Leides. Der Mann, der mit Wort und That ein schändliches Leben uns verachten und einen ehrenvollen Tod uns

wünſchen lehrt, hat wohl Orden und Bürgerkronen, aber keinen Kerker und keine Feſtungsſtrafe verdient.

Aus all' jenen Anſchuldigungen geht aber noch keineswegs ein geheimes Bündniß hervor. Ihr beruft Euch auf die Stimmung der Völker, auf den ſchlimmen Geiſt unſerer Zeit, den Eure Biſchöfe und Pfaffen bannen und verbannen ſollen. Man erfülle nur, was man verheiſſen hat, dann wird ſich der Zeitgeiſt ſchon beſſern.

Keine geheime Bündniſſe waren nöthig, dieſe Stimmung der Völker zu bewirken. Drückende Zollſyſteme, Verſiegelungen und Verhafte ohne Urſache, Tumultuariſches, jedes Recht in Thesi jede feierlich beſtätigte Verfaſſung und das öffentliche Vertrauen angreifendes Verfahren, wie das zu Bonn und an mehreren Orten, ſind hinreichend, den Unwillen und die Erbitterung aller rechtlichen Menſchen zu erregen.

Ihr macht es mit Eurer Poſſe zu laut, macht zu viel Aufſehen in der Welt. Es giebt groſe und mächtige Fürſten in Deutſchland, die Euer Mährchen verlachen, die trotz aller Anſchwärzungen den Verfolgten und Unterdrückten Schutz und Sicherheit gewähren. Sie ſehen es ein, daß nicht die Verfolgten, daß Ihr die giftigſten Feinde Eures Königs ſeyd; daß Ihr den Saamen des Argwohns, des Haſſes und Grolls zwiſchen Fürſten und Völker ſäen, durch unerträglichen heftigen Druck einen Gegendruck, und damit Empörungen verurſachen wollt, um Euch recht wichtig zu machen.

Euern Plan will ich enthüllen. Ihr ſeyd Finſterlinge und Blindſchleichen, und habt den Stourdza, den Wallachen, wenn auch nur in einer Verdeutſchung ſtudirt.

Ihr wollt Bürger und Bauern gerne wieder mit der Knute beseligen, die goldenen Zeiten des Mittelalters und eines tyrannischen Feudal- und Raubsystems zurückführen, und besonders wünscht Ihr um jene Zwecke zu erreichen, daß alle Sprech-, Schreib- und Druckfreiheit aufgehoben, alles fernere Fortschreiten der Menschheit gehemmt werde. Darum habt Ihr einen großen Revolutionsplan erdichtet, der von freisinnigen Gelehrten, Schriftstellern und andern rechtlichen Männern, die Euch verhaßt sind, entworfen und besprochen seyn soll. Alle diese Männer wünscht Ihr auf die Seite oder doch wenigstens zum Schweigen zu bringen; denn so lange sie noch reden, schreiben und handeln dürften, würdet Ihr ja nichts wirken können. Deshalb sucht Ihr sie auch den Regenten und Regierungen als Empörer, Hochverräther und Meuchelmörder verdächtig zu machen, sie in Ketten und Banden, und wo möglich um ihre, Niemanden, als Euch „gefährlichen" Köpfe zu bringen. Das ist Euer ganzes Streben, Euer einziger Zweck! Sand und Löning müssen den Vorwand zu Euern Verfolgungen Euch leihen; aber hütet Euch, daß man Euch dereinst nicht zur Rechenschaft zieht.

Ihr seyd unvollkommene Schauspieler; Ihr wollt ein Trauerspiel aufführen, und gebt eine tragischkomische Posse, eine Attrocität zum Besten, worüber ganz Deutschland, ganz Europa Euch auslachen und auspfeifen wird.

Daß Männer, die durch ihre Aemter, durch Kenntnisse und Erfahrung weit über solche Ohrenbläser und Anschwärzer erhaben seyn sollten, gerade von Ihnen sich leiten und täuschen lassen, beweist, daß ein Amt nicht immer Verstand bringt.

Die Orden und Landsmannschaften der Studirenden, welche man ehedem wohl als nachtheilig für die Zwecke der Hochschulen, keineswegs aber als gefährlich für Regierungen und Fürsten betrachtete, sollen jetzt gleichfalls Beweise geheimer politischer Umtriebe und thronenstürmender Bündnisse seyn. Daher die Versiegelungen der Briefschaften und die Verhafte junger Studirenden, die auf nord- und süddeutschen Hochschulen veranlaßt sind. Schon mehrere der Angeschuldigten sollen wieder in Freiheit gesetzt und ihre Papiere ihnen zurückgegeben seyn. Gerechte und vernünftige Richter haben gefunden, daß ohne Grund und Ursache gehetzt und gepetzt wird, und die Absichten der Ankläger und Anschwärzer sind bereits allen Vernünftigen nicht blos verdächtig, sondern auch verhaßt und lächerlich geworden. Man hat die trüben Quellen erkannt, aus denen so unreine Ströme von Beschuldigungen sich ergießen und über ganz Deutschland verbreiten. Der schuldlos Angeklagte und Verfolgte findet eben so viel Freunde und Beschützer, als sein Ankläger und Verfolger sich Feinde und Widersacher zuzieht.

Daß Orden und landsmannische Bündnisse unter Studirenden ehemals statt fanden, weiß ich, und das wissen wir Alle, die wir auch nie zu solcher Verbindung gehörten. Daß sie aber nie politische Zwecke hatten, und nur auf die Dauer der Universitätsjahre berechnet waren, ist gleichfalls bekannt. Sollten also noch dergleichen jugendliche Verbindungen auf Deutschlands Hochschulen vorhanden seyn, woran ich aus manchen Gründen fast zweifle, so wäre es sehr thöricht und unbesonnen, sie

als Anzeichen und Beweise politischer und staatsgefährlicher Bündnisse zu betrachten.

Ich gehöre zu keinem geheimen politischen Verein. Das Gute und Rechte braucht man nicht insgeheim, das kann man öffentlich thun. Ich liebe zu sehr die Freiheit und Unabhängigkeit, als daß ich mir von geheimen Obern werde gebieten lassen: auf welche Weise ich handeln solle. Nimmer werde ich jemals mich zum Werkzeuge Anderer gebrauchen lassen. Was ich über politische Gegenstände schrieb, das schrieb ich ohne fremdes Zureden und Anrathen, ohne daß einmal Jemand darum wußte, nach meiner innern Ueberzeugung. Es ist größtentheils in den preußischen Staaten censirt, und ich bin also nicht weiter verantwortlich dafür. Auch enthält es nichts, weshalb man mich aufheben, oder zur Rechenschaft ziehen könnte. Meine übrigen politischen Schriften 1) haben in andern deutschen Bundesstaaten das Imprimatur erhalten, und man wird gewiß keine unehrerbietige Aeußerungen über

(1) Ich will sie alle hier nennen, damit Jeder sich überzeugen kann, daß sie keine staatsgefährliche Ansichten und Grundsätze enthalten: 1) Mehr als zehn Worte gegen Ein Wort des Herrn Generallieutenants von Diericke über den preußischen Adel und den Adel im Allgemeinen; 2) Ueber Herrn Grävells Werk: Neueste Behandlung eines preußischen Staatsbeamten; über des königl. preußischen Staatsraths und Censors Herrn Rentzsches Betragen gegen mich, und über Censur, Gedankendruck, Steindruck ꝛc. 3) Kotzebue's Ermordung, in Hinsicht ihrer politischen und literarischen Folgen für Deutschland; 4) Zeitblatt für Literatur und Politik, erstes und zweites Stück. (Dieses Blatt gab ich auf, weil ich mich mit dem Verleger ver-

irgend einen Monarchen, keine jakobinische und demagogische Verhetzungen, keine Ausdrücke darin finden, die man mir in irgend einer politischen Beziehung rechtlich zur Last legen könnte. Der König Selbst hat sehr oft die liberalsten Gesinnungen über Preßfreiheit geäußert; in Berlin sind politische Schriften in Menge erschienen, die in einem eben so freien, ja vielleicht noch freiern Tone abgefaßt waren, als die meinigen, ohne daß man die Verfasser deshalb zur Verantwortung zog. Warum sollte es denn mit mir nur geschehen? Mir feindlich gesinnten Menschen oder solchen, die zu den oben bemerkten Zwecken das Daseyn eines großen politischen, auf den Umsturz der vorhandenen Formen gerichteten Bundes erdichteten, und alle freisinnige Schriftsteller verdächtig machen wollen, verdanke ich den Unfall, auf die Liste der angeblichen Empörer und Demagogen verzeichnet zu seyn.

Ich bin kein Preuße, und wünsche auch keiner zu werden, so sehr ich diese Nation im Ganzen achte und liebe. Aber dennoch wünsche ich herzlich, daß dies biedere, kräftige Volk, welches so viel für seinen König und sein deutsches Vaterland that, und in geistiger Rücksicht so glänzende Verdienste erworben hat, über kurz oder lang eine Verfassung erlangen möge, die seiner Ausbildung so

---

unwilligte). 5) Einige Aufsätze im Gesellschafter von Gubitz vom Jahre 1818, die sich auf meinen Streit mit dem General von Dietrich beziehen, und ein kleiner Aufsatz in einem Blatte der Leuchte gegen Kotzebue. Meine übrigen Schriften haben keine politische Tendenz, und alle die hier angeführten sind mit Ausschluß der unter 2) und 4) bemerkten von preußischen Behörden censirt worden.

wie dem Bedürfnisse und dem Geiste der Zeit angemessen ist. Eine solche Verfassung dürfen die Preußen, auch ohne geheime Bünde und Verschwörungen von der Gerechtigkeit und Weisheit ihres edeln Königes erwarten. Wenn nicht gleich und augenblicklich Alles geschah und geschehen ist, was von Vielen gehofft und gewünscht ward, so folgt daraus noch nicht, daß es niemals geschehen solle und werde. Die Preußen haben das Vertrauen und die Liebe ihres Königes, die Achtung aller Nationen verdient; die geheimen Verschwörungen und Bündnisse der Finsterlinge und Anschwärzer werden sie ihnen nimmer entwenden. Ein Volk, welches für seinen Monarchen so große Opfer gebracht hat, kann wahrlich kein Revellenvolk seyn. Menschen, die, wie viele der Angeschuldigten, so muths und kraftvoll für König und Vaterland redeten, handelten und kämpften, sind gewiß keine ehrlosen Meuchler und Hochverräther. Gott, der die Herzen besser, als alle Großinquisitoren erkennt und zu prüfen versteht, wird die Anschläge der Bösen zu Schanden machen, und dereinst Alles ans Licht bringen, was jetzt mit Dunkel bedeckt ist. Und dann wird meine Behauptung: daß das angebliche große, staatsgefährliche Bündniß eine leere, unlautere Erdichtung übelwollender, ihre Regierung täuschender Menschen sey, sich in ihrem vollen Umfange bestätigen.

Ueber meine Verhältniſſe zu den angeblichen Verſchwornen.

Nie würd' ich einen meiner Freunde im Unglück verleugnen, um durch die feige Ausrede: „Ich kenne den Menſchen nicht; ich weiß nicht, von wem Ihr redet,“ mich gegen etwanige Verfolgungen zu ſchützen. Es iſt angenehm und ehrenvoll, mit rechtlichen, geiſt- und kenntnißreichen Leuten, wofür ich die angeblichen Verſchwornen halte, in vertrauter und naher Verbindung zu ſtehen. Allein ich kann mich keines Glückes verrühmen, das mir niemals zu Theil ward. Nur wenige dieſer Männer kenne ich dem äußern Anſehen nach; mit noch wenigern hab' ich Umgang gehabt; mit keinem Einzigen ſtand ich jemals im Briefwechſel.

Die Gerüchte in und bei Leipzig nannten unter der Zahl der Angeklagten oder Verhafteten Manche, von denen jetzt öffentliche Blätter nichts melden. Vielleicht ſtanden ſie wirklich mit auf der Liſte, und man ſtrich ſie

wahrscheinlich hinweg; um nicht zu viel Aufsehen zu machen (1).

Ich beschränke mich hier auf meine Verhältnisse zu denen, die wirklich verhaftet oder angeschuldiget sind.

Unter ihnen ist Jahn einer der ersten und wichtigsten. Zu jener Zeit, als seine jetzigen Verläumder und Ankläger noch den Speichel der fremden Bedrücker und Eindringlinge leckten, als selbst manche deutsche Regenten dem Gefangenen auf Helena angstvoll und demüthig huldigten, war Jahn eifrig bemüht, durch Reden, Schriften und Handlungen die Deutschen, und besonders die Preussen zum nachherigen „heiligen" Kampfe für Fürsten und Vaterland zu begeistern. Er selbst verließ 1813 die Seinen, und zog freiwillig mit in den Krieg. Das Lützow'sche Corps, bei welchem er stand, und das sich durch so manche glänzende That ruhmvoll auszeichnete, verdankte ihm zum Theil seine Entstehung. Jahn's Beispiel bewog viele tapfere Männer und Jünglinge, gleichfalls zu den

(1) So ward mir z. B. Schleyermacher als einer von denen genannt, die verhaftet und deren Papiere versiegelt seyn sollten. Daß er sich gewiß in keine „staatsgefährliche" Bündnisse einlassen würde, wußte ich freilich. Allein als Mann von Geist und großer, ausgebreiteter Kenntniß konnte er den Blindschleichen und Finsterlingen, nach meiner Ansicht, leicht verdächtig erscheinen, und daher glaubte ich dem, hoffentlich falschen Gerücht. Jetzt versichert mir einer seiner Bekannten: daß Schleyermacher nicht unter der Zahl der Angeschuldigten sey. Er möge mir also verzeihen, daß ich ihn zu Anfange dieser Schrift als Mitbeschuldigten angeführt habe. — Vielleicht hat man auch wirklich die Absicht gehabt, ihm noch eine „Bemme" aus der Schmalzgeschichte nachzutragen, und hat es für dies Mal unterlassen.

Waffen zu greifen. Schon damals achtete und liebte ich ihn, obgleich ich ihn niemals geſehen, nie eine ſchriftliche Zeile von ihm erhalten, oder auch nur geleſen hatte. Bereits ein volles Jahr war ich in Berlin, als ich zufällig ihn kennen lernte. Sein edles, anſpruchloſes, gerades und offenes Aeußere, ſeine geiſtvolle Unterhaltung, ſo wie die Vielſeitigkeit und der groſſe Umfang ſeiner Kenntniſſe gewannen ihm vollends mein Herz und meine innigſte Achtung. Ich traf ihn in der Folge noch öfter. Nie hat er aber mit mir oder in meinem Beiſeyn meines Wiſſens über politiſche Dinge geſprochen, am wenigſten jemals irgend eine demagogiſche, ſtaatsgefährliche Anſicht geäußert. Alle rechtliche Einwohner Berlins ſchätzten und liebten ihn. Daß ich ihre Geſinnungen theile, daß ich mit Freuden für Jahn — ſein Schickſal möge ſeyn und werden, welches es wolle — Blut und Leben hingeben würde, bekenne ich ohne Hehl. Daraus folgt aber nicht, daß ich mit ihm in vertrauten, auf den Umſturz der Throne abzweckenden Verhältniſſen ſtand. Ich habe ihn nie, und er hat auch mich nie beſucht. Was wir mit einander geſprochen, hatten alle Groſſinquiſitoren anhören können.

Jahn iſt in jeder Rückſicht ein vortrefflicher, geiſtvoller Menſch und ein Biedermann im volleſten Umfange des Worts. Daß ein Mann von dieſer Kraft, von dieſer Lebendigkeit und Genialität allen Schleichern, Schmarotzern und Finſterlingen verhaßt, und von ihnen als verdächtig verſchrien werden muß, iſt ganz natürlich. Bei einem Menſchen von mittelmäßigem oder gar keinem Kopf iſt es möglich, daß er weder Feinde, noch Freunde habe; ein Mann aber wie Jahn, hat nicht allein Freunde, er

muß auch Feinde haben, so lange es noch schlechte, elende Wichte giebt, denen ein Jeder, der Muth, Verstand, Einsicht und Tugend besitzt, als gefährlich und als ein „unruhiger excentrischer Kopf" erscheint.

Auf den Turnplätzen soll Jahn demagogische und staatsgefährliche Grundsätze gelehrt haben, wie man in öffentlichen Blättern berichtet, und wovon man früher hin nie etwas gehört hat.

Es gab meines Wissens nur einen Turnplatz bei Berlin, in der sogenannten Hasenhaide. Dieser Platz wurde nicht allein von Turnern, sondern von andern Personen häufig besucht, die den Uebungen mit zusahen. Unter den Turnern selbst befanden sich eine Menge junger Leute von 10 — 14 Jahren. Daß Jahn, dem es an Verstand, Erfahrung und Menschenkenntniß nicht fehlt, vor den Ohren so gemischter Zuschauer und vor Kindern jenes Alters wohl keine Grundsätze gelehrt habe, deren Verbreitung ihm höchst gefährlich werden konnte, sieht jeder Unbefangene ein. Hätte er auch wirklich noch so freie politische Ansichten gehegt, so hätte er doch gewiß eine solche Unklugheit nimmer begangen.

Es ist sonderbar und auffallend, daß dieser Mann, der vor wenigen Jahren für den eifrigsten Freund seines Königes und seines Vaterlandes galt, jetzt plötzlich ein Thronenstürmer geworden seyn soll; und daß man die Turnkunst, welche noch vor Kurzem der Gegenstand des Beifalls aller aufgeklärten Fürsten und Regierungen war, gegenwärtig als ein Mittel ansieht, die Jugend zu verführen und zu verderben. Dies ist aber natürlich. Eine

freie Entwickelung des Körpers hat nur zu leicht eine eben so freie Entwickelung des Geistes zur Folge, die den Freunden der Finsterniß und den Hassern des Lichts gefährlich erscheint. Die regsame, frohe Lebendigkeit, welche von den Turnplätzen ausgeht, ist ihnen verhaßt, weil sie wähnen, daß sie ihnen nichts Gutes bedeute. In einem unbeholfenen Körper steckt gewöhnlich eine eben so unbeholfene oder gar keine Seele. Dergleichen Menschmaschinen sind der finstern Rotte die liebsten; sie lassen sich eben so gut, wie Hunde dressiren. Sie gehen ins Feuer des Feindes, auch ohne Liebe für König und Vaterland, blos weil es seyn muß, und weil sie nicht umhin können, da Kanonen hinter ihnen stehen.

Wegen des Turnens ward Jahn von einem Schriftsteller Berlins, der durch diese Reibung sich wahrscheinlich berühmt machen wollte, oft sehr heftig und unanständig beleidigt und angegriffen. Er lächelte über diese Anfälle, und würdigte seinen Gegner, was dieser vermuthlich sehr wünschte, nie einer Antwort.

Einmal traf ich Jahn in einer Gesellschaft, wo man gerade von einem Mann sprach, der gleichfalls sein bitterer Feind war. Jahn schwieg; als aber Einer der Anwesenden etwas behauptete, was jenem sehr nachtheilig, und vielleicht nicht gegründet war, nahm Jahn das Wort und vertheidigte seinen Feind auf das Eifrigste. Wer so zu handeln vermag, ist wahrlich kein Heuchler, ist gewiß ein guter und edler Mensch. Daß und wo dies geschehen, werden sich mehrere namhafte und angesehene Männer, die gleichfalls zugegen waren, erinnern.

Ich habe übrigens mit ihm in keinen nähern Verhältnissen gelebt. Wäre es der Fall, so würde ich es wahrlich nicht leugnen, sondern dessen sehr gern mich rühmen.

Jahn's Freund von Hennig hab' ich nur drei oder vier Male gesehen. Er war ein geistreicher, gebildeter junger Mann, von geradem, schlichten Charakter. Weiter kenne ich ihn nicht.

Bei dem Buchhändler R—r bin ich zweimal gewesen, um ihm Verlagsanerbietungen zu machen. Er lehnte sie ab. Wir haben uns nachher wohl wieder gesehen, aber meines Wissens uns nicht mit einander unterhalten. Allenthalben, wo ich von ihm reden hörte, hielt man ihn für einen sehr rechtlichen, kenntniß- und einsichtsvollen Mann. Außerdem besitzt er ein großes Vermögen, welches gleichfalls ein Grund ist, gewissen Leuten verdächtig zu seyn.

Jenne hab' ich zwei- oder dreimal in der deutschen Gesellschaft gesprochen. Wie der mit auf die Liste der angeblichen Verschwornen gekommen seyn soll, begreife ich nicht; und noch weniger begriff ich, wie Er als Mann von Kopf und edlem Herzen jene Schrift über die Assassinen schreiben konnte, die wirklich von keiner Besonnenheit zeugte.

Dies sind diejenigen von den öffentlich des Hochverraths Beschuldigten, die ich persönlich und, wie gesagt, fast blos dem äußern Ansehen nach, oder aus wenigen Unterredungen kannte. Keiner von ihnen hat je gegen mich eine revolutionäre Ansicht geäußert, oder gar mir

Anträge zu einer Verschwörung gemacht. Ihre Verhältnisse, ihr Charakter und ihre bisherige Handlungsweise würden sie in jedem Staate gegen einen Verdacht obiger Art, sichern.

Ueber das Verfahren gegen die angeblichen Verschwornen.

Viel Lärmen um Nichts! möchte man die Posse betiteln, welche jetzt von den politischkomischen und politzeilichtragischen Schauspielern der Preußen auf Deutschlands Bühne gegeben wird. Allein der Lärm bedeutet gar Vieles! Wichtige Staatsmänner versammeln sich in einem Bade, um das deutsche Vaterland von verbotenen und „staatsgefährlichen" Ansichten und Gedanken zu säubern, und um hiezu von Berlin aus recht thätig zu wirken, haben große dichterische Köpfe das Mährchen von der gräßlichen, thronenstürmenden Verschwörung ersonnen, die aus den fünf und dreißig deutschen Monarchieen und den vier freien Städten eine einzige und untheilbare Republik schaffen will.

Wahrlich, ein albernes Mährchen und ein elendes Mittel, wodurch man ein großes, wenn auch nicht gutes Ziel zu erlangen strebt!

Es hat sich in Deutschland eine Masse von Ansichten verbreitet, die durch das Bedürfniß der Völker und durch die Opfer, welche sie ihren Fürsten gebracht haben, aufgeregt wurde. Dieses neue Ideenreich, zu welchem ein geläuterter Rechtszustand der Völker, Verfassungen, die ihrer Ausbildung gemäß sind, und wodurch die Willkühr der Einzelnen beschränkt, so wie den unrechtlichen Vorzügen gewisser Klassen ein Ende gemacht wird; Freiheit des geistigen und merkantilischen Verkehrs, Beschränkung des drückenden Militärsystems, und andere Dinge gehören, wünscht man zu vernichten, weil es den Absichten mancher Einzelnen entgegensteht. Eine schwierige Aufgabe, die wahrlich so leicht sich nicht lösen läßt. Wäre diese Ideenmasse bloßes Phantom; wäre sie nicht hervorgegangen aus der dringenden Nothwendigkeit und dem Bedürfnisse der Völker; stimmte sie nicht überein mit dem Grade geistiger und sittlicher Ausbildung, den wir erlangt haben; wäre sie nicht sogar verursacht durch das frühere Betragen und zugesichert durch die spätern Verheißungen unserer Regierer und — Herrscher; dann ließe sich vielleicht eine allmählige Auflösung denken, die aber keinesweges durch gewaltsame und tumultuarische Mittel bewirkt werden könnte. Wo man dem Menschen mit widerrechtlicher Gewalt ein Spiel seiner Phantasie entreissen oder zerstören will, da läßt er um den Besitz und die Erhaltung dieses Spiels ein ganzes Leben voll angenehmer Wirklichkeit. Wie viel weniger sollten die Völker denn eine Masse nicht allein von Ideen, sondern von wohl begründeten Ansichten und Wünschen aufgeben, welche aus dem, auf das Tiefste empfundenen Bedürfnisse und

dem erkannten Rechte entsprungen sind, und keine Schimären, sondern Wirklichkeiten, nothwendige und unentbehrliche Wirklichkeiten zum Gegenstande haben? Da müßte man das eingesehene und empfundene Bedürfniß beseitigen, oder auch das Gefühl des Rechts und mit ihm das Recht selbst von der Erde vertilgen.

Man hat aber ein offenbares Mährchen gewählt, das Mährchen von der großen Verschwörung, wodurch man Alles bewirken will, und sich eben so sehr täuscht, als lächerlich macht.

Man hält nemlich dafür: die Menschen fühlten nicht selbst, was ihnen Noth thut; die Stimmen, welche dies foderten, seyen nur Stimmen einzelner „unruhiger und excentrischer" Köpfe, die man gerne aus dem Centrum, das heißt, zwischen den Schultern herausbringen möchte. Die müsse man in Schrecken und Furcht setzen, einsperren, bei Seite schaffen. Um dazu einen Vorwand zu haben, müsse man von einer großen, geheimen, auf den Umsturz aller Verfassungen und Nichtverfassungen gerichteten Verbindung und von einem gefundenen Revolutionsplane sprechen, und demnach durch ganz Deutschland versiegeln, verhaften und einkerkern lassen (1).

---

(1) In dem Augenblicke, da ich dies schreibe, erhalte ich die Nachricht aus Dresden:

„daß wohl von gewisser Seite Anstimmungen in Betreff meiner Verhaftung geschehen seyn möchten; daß aber wahrscheinlich von königlich sächsischer Regierung nie darein gewilligt werden."

In dies nicht allein „wahrscheinlich", sondern gegründet, so sehe ich, daß ich, daß ich von einem Elenden hintergangen

Das ist eine unweise Maßregel! Die Schriftsteller und sogenannten „excentrischen und unruhigen“ Köpfe sind keinesweges die Urheber dieser allgemeinen Stimmung, dieses als so „böse“ verschrienen Geistes der Zeit. Sie sind blos die öffentlichen Ausrufer (Delatores), dessen, was von allen vernünftigen und guten Menschen gewünscht wird. Sie wollen nicht durch ihre Schriften die Völker gegen ihre Regierung verhetzen; sie wollen diesen nur sagen, was von jenen begehrt wird.

Das Widersinnige des jetzigen Schreibesystems, welches auf ein eben so abentheuerliches, als boshaftes Mährchen sich gründet, wird gewiß von den Urhebern empfunden, so ernste Gesichter sie auch machen.

Laßt uns doch forschen in den Annalen der Gesetzgebung von des Kaisers Tiberius Zeit bis zu dem unglücklichen Gefangenen auf Helena, ob es je bei gebildeten Völkern ein Gesetz gab, welches Euer Verfahren rechtfertigen könnte.

---

die. Der Schlag hat mich auch treffen sollen, und viele mit gleich gestimmte Männer getroffen. Er würde mich gewiß erreicht haben, wäre es nur möglich gewesen.

Wenn meine Rechtsache entschieden ist, so danke ich der königlich sächsischen Regierung dies eben so ehrfurchtsvoll, als dankbar. Von Friedrich August dem Gerechten, Weisen und Guten Seiner Regierung darf man gewiß kein Unrecht befürchten. Daß aber die sächsische Regierung nicht, wie manche andere, Neuerungen vorgenommen habe, konnte ich nicht wissen. Die Gründe warum ich der Warnung: „ich möchte in meinen Meinungen vorsichtiger und nach dem Preußischen abgeführt werden“, glaubte, liegen der Welt in meinen Schriften vor Augen.

Zu jeder Untersuchung wird ein Thatbestand (Corpus delicti), ein Inbegriff von Thatsachen erfordert, welcher das Daseyn des Verbrechens beweist. Ohne einen Thatbestand ein Verbrechen aufspüren wollen, ist ein Verbrechen, wodurch die heiligsten Rechte der Menschheit gefährdet und verletzt werden.

Man hat keine einzige Thatsache, die dem ungereimten Mährchen von der großen Verschwörung eine Wahrscheinlichkeit, dem bisherigen Verfahren selbst einen Anstrich von Rechtlichkeit gäbe.

Die Mittel, wodurch man einen scheinbaren Thatbestand erlangen will, sind eben so empörend, als ungerecht. Unter ihnen ist keines unwürdiger, keines dem öffentlichen Vertrauen, welches doch das Band aller staatsgesellschaftlichen Verbindungen ist, nachtheiliger, als das Unterschlagen und heimliche Eröffnen der Briefe(1), dessen man leider vor der ganzen Welt sich verrühmt. Die Staatsbehörden haben ohne Zweifel das Recht, das Geheimniß der Einwohner und Fremden zu erforschen, sobald dringende Anzeigen (Indicia proxima), die aber durch Thatsachen begründet seyn müssen, kund thun, daß Gefahr drohe. Sie haben aber gleichfalls die heilige Pflicht, das Geheimniß des Einwohners und des sich ihnen anvertrauenden Fremden zu schätzen, und nicht

(1) Drei Briefe, die ich mit der Post absandte, und zwei, die ich mit der Post empfing, waren unterwegs geöffnet. Sie enthielten nichts, was auch nur auf die entfernteste Weise auf Politik sich bezog; nichts, was ihr einen Andern als den Absender und den Empfänger ein Interesse haben konnte.

erforſchen zu wollen, ſo lange keine, auf Thatſachen gegründete Anzeigen vorhanden ſind. Das Geheimniß eines Menſchen iſt ſein heiliges Eigenthum. So unrecht derjenige handelt, der fremdes Geheimniß verräth, ſo unrecht handelt auch Der, welcher ohne Zug es erforſchen, oder gar Andern Geheimniſſe andichten und aufbürden will, die ſie niemals gehabt haben.

Man ſieht und fühlt es recht gut, wie albern die große Verſchwörungsgeſchichte iſt. Man wünſcht ihr jedoch einen Schein von Wahrheit zu geben, um am Ende nicht entlarvt und zu ſtrenger Rechenſchaft gezogen zu werden. Darum ſchickt man verkappte Polizeidiener in ganz Deutſchland umher, läßt in allen Städten verſiegeln und einkerkern, durchſucht die Mappen der Studenten und die Strickkörbe der Frauen und Mädchen. Nicht wirklich Verdächtige und Hochverräther oder Empörer glaubt man zu finden, man weiß gar wohl, daß es ſolche nicht giebt. Nur Verdächtigſcheinende wünſcht man zu haben, um ſich dereinſt vor Fürſten und Völker wegen des tumultuariſchen Verfahrens zu rechtfertigen.

Alle Mittel werden gebraucht, um dem ſchlecht erſonnenen Mährchen einen Schatten von Wahrſcheinlichkeit zu geben.

Jene „hohe Perſon,“ welche nach mehreren Zeitungen in den Bädern am Taunus von verkleideten Menſchen ſoll umzingelt und bedrohet worden ſeyn, ward ſchwerlich von Andern bedrohet, als von den Erfindern der Verſchwörungsgeſchichte oder deren Genoſſen und Helfern, um dem Mährchen auch bei dieſer und andern hohen Perſonen Glauben zu ſchaffen.

Nicht blos Spione, die jedes gesprochene Wort auffischen und angeben, auch solche hat man, die durch laute, freie Aeußerungen den offenen, arglosen Mann, eben so freie Antworten entlocken, sie überdenken, oft auch entstellen und wider ihn kehren. Diese Forscher, deren es viele giebt, sind die Pest jeder Gesellschaft, die Stöhrer alles Vertrauens, alles bürgerlichen und häuslichen Glücks. Sie sind eben so schlimme Verbrecher, wie jene Polizeidiener in England, die rechtliche Menschen zu gesetzwidrigen Handlungen verlockten, um sie angeben und ein Blutgeld erhalten zu können.

Die Revolutionsentwürfe, welche man angeblich bei jungen Studirenden gefunden haben soll, sind zu thöricht, als daß man, wenn sie auch ächt wären, ganz Deutschland deßhalb in Schrecken und Furcht setzen sollte. Von Platons Zeiten her hat man das Recht gehabt und geübt, Ideale von Monarchieen und Republiken aufzustellen: nie wurde dies ein Verbrechen, für einen Hochverrath gehalten. Nur wo Handlungen statt finden, die den Umsturz eines Thrones oder einer Regierung bezwecken, kann von Empörung die Rede seyn. Wäre also wirklich ein solcher Umwälzungsplan unter den Papieren irgend eines alten oder jungen Projektmachers gefunden, so hätte man gewiß mehr Ursache, den Verfasser für einen Thoren, als für einen staatsgefährlichen Menschen zu halten.

Ich glaube so wenig an eine allein glücklich machende Staatsform, als an eine allein selig machende Kirche. Ich bin überzeugt, daß man in der österreichischen, der baierischen und der sächsischen Monarchie besser, freier und sicherer leben kann, als ehemals in dem Freistaate

von Venedig. Staatsumwälzungen können nur dort statt finden, wo heftiger Druck sie von den Völkern erzwingt. Wo man das Recht des Menschen achtet und schätzt, und den Völkern gewährt, was ihnen verheissen ist, da wird gewiß nie eine gewaltsame Staatsumwälzung eintreten können.

Ich schließe diese Schrift mit dem herzlichen Wunsche, daß man bald zu einem besonnenern und gemäßigtern Verfahren zurückkehren, und viele so biedere, muthige Männer finden möge, wie der würdige Staatsanwald zu Bonn, der sich in den Herzen aller Rechtlichen ein ewiges Denkmal gesetzt hat. Durch die bisherigen Maßregeln, wodurch man ganz Deutschland in Furcht und Schrecken setzen will, hat man den Unwillen der Menschheit erregt, der keineswegs die Fürsten und Regierungen, wohl aber jene Männer treffen wird, die aus Partheihaß und persönlichen Leidenschaften das wahnsinnige Mährchen von der deutschen Verschwörung ersannen.

Judenspiegel.

Ein

Schand- und Sittengemälde

alter und neuer Zeit

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Und das Land ward verderbet
von dem Ungeziefer.

Mose's II. Cap. 8. V. 24.

Würzburg,
bei Christian Schlagehart
1819.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Saamen Abrahams

freundlichſt gewidmet

von

Grattenauer dem Zweiten.

Geliebtes Judenvolk!

Die vielbelobten Gast- und Speisewirthe in Berlin und andern Städten geben dem hochgeehrten tanz- und wurstlustigen Publikum der Gojim oft so herrliche Pickenicks, und Du auserwähltes Volk Gottes, mußt immer mit trockenem oder

wässerndem Munde zusehen und darfst nicht davon essen, weil die Würste nicht sind koscher, sondern, wie Du Dir einbildest, gemacht aus dem Fleisch und Blut Deiner leiblichen Oheime, Vettern, Basen und Muhmen.

Siehe, darum will ich aus ächtchristlichem Gemüthe mich Dein erbarmen, und Dir geben einen Wurstpickenick, damit Dein Herz fröhlich werde, und deine Seele sich freue in dem Herrn mit Jauchzen und Springen, mit Harfen und Psaltern. Auch soll es nicht feh-

len an Zwiebel- und Knoblauchwürſtchen, denn die iſſeſt Du ja noch lieber, als Onkel Eſau die Linſen, weil ſie haben vor Dir einen ſüßen Geruch.

Darum frohlocket mit Händen, Ihr Juden, und Ihr Töchter Juda's ſeyd fröhlich! Singet ein neues Lied, mit Pauken und Trompeten, mit Poſaunen und Cymbeln. Vor allem bringet zu Fidibus die Wechſelchen mit, welche die Gojim Euch gegeben haben, und Du, alter weichſelzöpfiger A. M. S., vergiß die Papierchen nicht, die ich in der

Angſt meines Herzens Dir aus-
ſtellte. Ich will Dir Alles bezah-
len, was ich Dir ſchuldig bin, da-
mit Du ſollſt loben den Herrn,
und rühmen von mir: „Non, es
iſt ån ehrlicher Goi! Hot er mich
doch bezahlt mai Geld mit die In-
treſſen und die Perſenten in blanke
Laggidore, und hat gegeben å Wurſt-
pickenick an unſre Lait obendrein!
Au wai!“

Grattenauer der Zweite.

Vorwort.

Die kraftvollſte Schilderung von der Gemüthsart und Handlungsweiſe der Juden entwirft der Prophet Heſekiel im 22ſten Kapitel, wo er im Namen Gottes dem iſraelitiſchen Volke ſein Schickſal verkündet:

„So ſpricht der Herr Herr: O Stadt, „die Du der Deinen Blut vergießeſt, auf „daß Deine Zeit komme; und die Du

„Götzen bei Dir machst, damit Du Dich
„verunreinigest. Du verschuldest Dich
„an dem Blut, das Du vergießest, und
„verunreinigst Dich an den Götzen, die
„Du machst, daß Deine Jahre kommen
„müssen. Darum will ich Dich zum
„Spott unter den Heiden und zum Hohn
„in allen Ländern machen. Beides in der
„Nähe und in der Ferne sollen sie Deiner
„spotten, daß Du ein schändliches Ge-
„rücht und großen Jammer leiden müssest.
„Siehe, die Fürsten (Vornehmsten) in
„Israel jeder ist mächtig bei Dir Blut zu
„vergießen. Vater und Mutter verach-
„ten sie, den Fremden thun sie Gewalt
„und Unrecht, die Wittwen und Waisen

„ſchinden ſie. Du verachteſt meine Hei-
„ligthümer, und entheiligeſt meine Sab-
„bathe. Verräther ſind in Dir, auf daß
„ſie Blut vergießen. Sie eſſen auf den
„Bergen und handeln muthwillig. Sie
„blößen die Scham der Väter und nöthi-
„gen die Weiber in ihrer Krankheit, und
„treiben unter einander, Freund mit
„Freundes Weibe Greuel; ſie ſchänden
„ihre eigene Schnur mit allem Muthwil-
„len; ſie nothzüchtigen ihre eigenen Schwe-
„ſtern, ihres Vaters Töchter; ſie nehmen
„Geſchenke, auf daß ſie Blut vergießen;
„ſie wuchern und überſetzen einander, und
„treiben ihren Geiz wider ihren Nächſten,
„und thun einander Gewalt und vergeſſen

„meiner alſo! ſpricht der Herr Herr. Siehe
„ich ſchlage meine Hände zuſammen über
„Deinen Geiz, den Du treibeſt, und über
„das Blut, ſo in Dir vergoſſen iſt. — —
„Du biſt ein Volk, das nicht zu reinigen
„iſt, wie ein Land, das nicht beregnet wird,
„zur Zeit des Zorns. Die Propheten, ſo
„darin ſind, haben ſich gerottet, die See-
„len zu freſſen, wie ein brüllender Löwe,
„wenn er raubet, und machen der Witt-
„wen viele darin. Ihre Prieſter verkeh-
„ren mein Geſetz freventlich und entheili-
„gen mein Heiligthum. Sie halten un-
„ter dem Heiligen und Unheiligen keinen
„Unterſchied, und lehren nicht, was rein
„und unrein ſey, und warten meiner Sab-

„bathe nicht, und ich werde unter ihnen „entheiliget. Ihre Fürſten ſind darinnen, „wie die reiſſenden Wölfe, Blut zu ver„gießen und Seelen umzubringen um ihres „Geizes willen. Und ihre Propheten tün„chen ſie mit loſem Kalk, predigen loſe Thei„dinge, und weiſſagen ihnen Lügen und „ſagen: ſo ſpricht der Herr Herr! ſo es „doch der Herr Herr nicht geredet hat. „Das Volk im Lande übet Gewalt, und „rauben und ſchinden die Elenden, und „thun den Fremdlingen Gewalt und Un„recht.“

Der Cenſor in Jeruſalem muß wahrſcheinlich ein heimlicher Chriſt (Gei) geweſen ſeyn, oder der Prophet hat auch ſein

Werk in Weimar oder Hamburg verlegen und drucken laſſen; ſonſt wäre die obige Stelle gewiß nicht auf die Nachwelt gekommen. Uebrigens wird ſie noch heutiges Tages ihre Anwendung finden.

Der Verfaſſer.

1.

Was waren die Juden?

Kein Volk auf der Welt hat ſich von jeher durch Bosheit und Rachgier, durch Feigheit, Hochmuth, Aberglauben, durch Wucher, Betrug und Diebſtahl unangenehmer ausgezeichnet, als die Juden. In ihrer ganzen Geſchichte findet man faſt keinen einzigen edlen, Geiſt und Gemüth erhebenden Zug, faſt keine einzige großherzige und ſchöne Handlung, wie wir deren bei den Griechen und Römern und bei faſt allen ältern und neuern Völkern ſo viele antreffen. Wer einmal aufmerkſam die heilige Schrift durchblättert, wird ſich überzeugen, daß Abraham, Iſaak und Jakob, dieſe ſo geprieſenen Erzväter der Juden, Erzſchelme und nichts beſſer als die Mehrzahl ihrer Nachkömmlinge waren.

Dies Urtheil scheint hart. Darum werfe man einen Blick auf die biblische Geschichte, die uns zur Richtschnur unsers Glaubens dienen muß. Also erst Vater Abraham.

Moses selbst schildert ihn uns als den ärgsten Kuppler, Wucherer und Lügner, den es nur geben konnte, und was Moses von ihm erzählt, darf weder von Juden, noch von Christen bezweifelt werden.

Als Vater Abraham nach Egypten zog, um dort recht wohlfeil zu leben, sprach er zu Sara, seinem Weibe: Siehe, ich weiß, daß Du bist ein schönes Weib von Angesicht, wenn Dich nun die Egypter sehen, werden sie sagen: das ist sein Weib, und werden mich erwürgen um Deinetwillen, und werden Dich behalten. Lieber, so sage doch, Du seyst meine Schwester, auf daß mir's deste besser gehe um Deinetwillen, und meine Seele am Leben bleibe um Deinetwillen.

Sara thät, wie ihr sauberer Eheherr ihr geboten hatte. Sie ward dem Pharao, dem Könige der Egypter, als schön angerieſen, und dieser nahm sie, da er sie unverehlicht glaubte, als Beischläferin in sein Haus. Der fromme Ehrvater bekam dafür den Kupplerlohn in „Schafen und Rindern, Eſeln, Knech-

„ten, Mägden, Eselinnen (welch' eine Zus
„sammenstellung!!!) und Kameelen.“ — Als
Pharao erfuhr, daß Sara nicht Abrahams
Schwester war, bewies er sich über alle Er-
wartung edel und großmüthig. Er gab dem
kopplerischen Gatten seine Ehehälfte zurück,
und ließ sie beide, mit Allem was sie hatten,
auf den Schub und zum Lande hinausbringen.

Der Streich war zu einträglich gewesen,
als daß der fromme Erzvater der Juden ihn
nicht noch einmal sollte versucht haben. Er
zog deshalb nach Gerar und gab seine Frau
gegen den dortigen König Abimelech gleichfalls
für seine Schwester aus. Abimelech verliebte
sich in sie, und da er, eben so wie Pharao,
sie für unverheirathet hielt, so nahm er sie
als Kebsweib zu sich. Kaum erfuhr er aber,
daß sie Abrahams Gattin sey, so sandte er
sie, ohne sie weiter zu berühren, zurück, und
schenkte ihrem Mann eine Menge von Scha-
fen, Rindern, Knechten und Mägden; der
Sara aber gab er „ihr zur Strafe,“ tausend
Silberlinge, nebst der Erlaubniß, mit ihrem
Gatten im Lande zu wohnen, wo sie wollte.

Auf diese Weise raffte Abraham, der ohne-
hin schon reich war, ungeheure Schätze zu-
sammen; allein wer könnte in jenen beiden

Zügen wohl den hab- und ränkesüchtigen, verlogenen und kupplerischen Juden verkennen, der Schafe, Esel, Eselinnen, Kameele u. s. w. mehr liebte, als die Ehre und Tugend seines Weibes, und der sich lieber tausendmal zum Hahnrei machen ließ, als daß er einen schändlichen Gewinn hätte aufopfern sollen. Hätte er auch wirklich gefürchtet, man möchte ihn um seiner schönen Frau willen umbringen, so verrieth doch die Lüge, daß Sara seine Schwester sey, einen gänzlichen Mangel an Vertrauen zu Gott und Menschen. Daß jene Völker ein solches Mißtrauen nicht verdienten, zeigt ihr Betragen. Wären sie jedoch wirklich so lasterhaft gewesen, wie Abraham vorgab, warum zog er denn zu ihnen? Blos Schätze wollte er gewinnen; die Reize seiner Frau waren eine Waare für ihn, mit welcher er wucherte, und frevelnd nannte er gar den ehrlosen Gewinn, den er dadurch erlangte, einen Segen von Gott. So war diesem Erzvater der Juden, so ist noch jetzt den Meisten seiner Nachkommen kein Gewerbe zu schändlich und entehrend, wenn nur „eppis Moos" dabei zu verdienen ist.

Im hohen Alter schwängerte Abraham seine Dienstmagd, die Hagar, und trieb sie

nachher, alles Vater- und Menſchengefühl verleugnend, mit dem Sohne, den ſie ihm geboren, in die Wüſte. Dort wäre ſie umgekommen vor Hunger und Durſt, hätte nicht die allwaltende Hand Gottes ſie zu einem Waſſerbrunnen geführet, und ihr und ihrem Kinde das Leben gefriſtet.

Kann etwas empörender ſeyn, als dieſe Handlungen, mit welchen Abrahams Leben befleckt iſt?

Und dennoch preiſen ihn die Juden als den frömmſten und beſten unter all' ihren Vorfahren. Man muß daher wünſchen, nicht die ſchlimmſten kennen zu lernen.

Dieſer Abraham, deſſen ganzes Betragen zeigt, daß er weder Liebe, noch Vertrauen zu Gott hatte, behauptete im genaueſten Umgange mit Gott zu ſtehen, für deſſen Auserwählten er frevelnd ſich ausgab. Seine Träume hielt er für Eingebungen Jehovah's, denen er blindlings gehorchen müßte. Daher lockte er den Iſaak, welchen er ſo ſehr liebte, durch unwahre Vorſpiegelungen auf den Berg Moriſa, um ihn als Opfer zu ſchlachten. Plötzlich erwachte jedoch eine innere Stimme in ihm, die er aber vom Himmel herab zu hören wähnte, und Iſaak war gerettet.

Dieſer glich vollkommen ſeinem „Tate.“ Auch er machte, nach Abrahams Beiſpiel, die Reize ſeiner Frau zu einem Handelsartikel, und gab Rebekka gleichfalls gegen den König Abimelech zu Gerar für ſeine Schweſter aus, um „Schafe und Rinder, Eſel und Eſelinnen, Knechte und Mägde,“ dafür zu erſchachern; allein die Liſt mißlang. Der König ſahe einmal aus ſeinem Fenſter, „daß Iſaak ſcherzte mit ſeinem Weibe Rebekka,“ er rief ihn daher zu ſich, und hielt ihm ſeine Verlogenheit vor. Iſaak geſtand den Betrug, und entſchuldigte ihn damit, daß er gefürchtet habe, ſeines Weibes wegen erwürgt zu werden. Der edelmüthige König verbot deshalb einem Jeden bei Todesſtrafe, die beiden Eheleute nicht anzutaſten.

Wäre auch jene Furcht des Iſaak kein leerer Vorwand geweſen, ſo zeigte ſie doch von außerordentlichem Mangel an Vertrauen auf Gott und menſchliche Rechtlichkeit. Wer Andern ſo viel Böſes zutrauet, verräth ſelbſt einen hohen Grad eigener Verworfenheit. Wahrſcheinlich ſollte aber wohl jene Lüge eine Lockſpeiſe für den König und die Einwohner zu Gerar ſeyn, um der ſchönen vorgeblichen Jungfrau Rebekka viele Liebhaber und ihrem

Gemahl recht große „Persente" zu angeln. Hatte Isaak nicht diese Absicht, warum zog er denn mit seiner Gattin nicht nach einem Lande hin, wo ihre Tugend nicht gefährdet wurde? Die Welt war damals wenig bevölkert; Bedürfnisse gab es nicht viel, und überschwenglich reich an Allem, was zur Nothdurft des Lebens dient, sind jene Morgenländer, in denen sich Isaak umhertrieb. Es gab fruchtbare Gegenden in Menge, wohin er mit den Seinigen sich hätte zurückziehen und in ruhiger Abgeschiedenheit leben können. Allein Vater Abrahams einträgliches Kupplerhandwerk schwebte ihm vor; er wollte auch solchen „Rebbes" machen, und es glückte ihm nicht, wenigstens nicht in Gerar, wo man durch Abraham bereits klug gemacht war. Indessen häufte er, nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift, doch ungeheure Schätze auf; er zankte und stritt mit allen Völkern unter denen er wohnte, und durch seine Reichthümer und seine Gemüthsart ward er so furchtbar, daß selbst Könige mit ihm Bündnisse machten. Ob er auch Miethsverträge über sein Ehebette mit ihnen einging, wie er zu Gerar es wollte, wissen wir nicht.

Sein frommer Sohn Jakob war der ärgſte Wucherer, Erbſchleicher und Betrüger, den jemals die Sonne beſchien. So ſtellt ihn Moſes uns dar, welcher es ſicherlich beſſer wußte, als die Rabbinen und jüdiſchen Schriftgelehrten. Wie gar einige chriſtliche Theologen, beſonders in ältern Zeiten, dieſen Jakob als ein Muſter der Tugend und Gottesfurcht rühmen konnten, begreift man kaum. Wahrſcheinlich kam dies wohl daher, daß ſie glaubten, weil die Bibel ein göttliches und heiliges Buch ſey, ſo müßten die Menſchen, von denen ſie ſpricht, gleichfalls für fromm und heilig gelten.

Jakob war nichts weniger als gut. Für ein Gericht Linſen ſchacherte er ſeinem müden, hungrigen Bruder das damals ſo koſtbare Recht der Erſtgeburt ab, prellte ihn mit Hülfe ſeiner unwürdigen Mutter um den Segen des alten blinden Vaters, den er dadurch betrog, daß er Eſau's Kleider anzog und deſſen Stimme nachäffte; und durch allerlei liſtige und zauberiſche Mittel brachte er ſeinen Schwiegervater Laban um Gut und Blut.

Und einen Menſchen dieſes Gelichters wagt man in chriſtlichen Erbauungsſchriften ſogar als ein Vorbild der Tugend zu preiſen? — Wenn die Vorſehung es zugab, daß ſeine Ge-

ſchichte uns aufbewahrt wurde, ſo wollte ſie gewiß nicht ihn uns zum Beiſpiel der Nachahmung, ſondern zu einem Gegenſtande des Abſcheu's, des Unwillens und der Verachtung aufſtellen. Alle jüdiſchen Gauner und Schnapphähne dürfen ihn mit Recht für ihren Erzvater und Meiſter erkennen.

Von Jakob's Söhnen erzählt uns Moſes Greuel, welche die Seele jedes Rechtlichen auf's Aeußerſte empören. Ihre Schweſter Dina war von Sichem, dem Sohne des Königs der Heviter geſchwängert. Sichem erbot ſich zur Heirath, und Jakobs heimtückiſche Söhne willigten unter der Bedingung ein, daß Sichem und das ganze Volk ſich beſchneiden ließen. Dies geſchah, und nun fielen die rache-, raub- und blutdürſtigen Iſraeliten über die noch kranken Einwohner her, erwürgten Alles, was männlich war, ſelbſt Sichem und ſeinen Vater Hemor, plünderten und verheerten Stadt und Land, und machten die Weiber und Kinder zu Sklaven. Der Alte, von den Juden und ihren Nachbetern ſo hoch geprieſene Jakob betrübte ſich nicht über dieſe, jedes menſchliche Gefühl auf das Tiefſte verletzende Greuelthat, ſondern äußerte blos ſeine Furcht, die übrigen Einwohner möchten die

Sodomiten an ihm rächen und an ihn wiederum vertilgen.

Eben so abscheulich ist die Geschichte Josephs, eines der jüngsten Söhne des Jakob. Dieser Joseph, ein Traumdeuter, wie fast alle Juden von Abrahams Zeiten her, ward von seinen Brüdern, theils aus Gewinnsucht, theils aus Groll und Neid, weil er einen albernen Traum, den er gehabt, zu seinem Vortheil auslegte, für zwanzig Silberlinge an die Ismaeliten verschachert (1), die ihn nachher wieder in Egypten verkauften. Ihrem Vater machten sie weiß, ein wildes Thier habe den geliebten Joseph zerrissen, wobei sie seinen, mit Blut gefärbten Rock zur Bestätigung ihrer Aussage vorzeigten. Joseph gelangte indessen durch Ränke und Traumdeutereien in Egypten zu den höchsten Ehrenstellen, denn „er ward der Erste nach dem Könige." Durch Kornwucher und Aufkauf von Getreide führte er eine Hun-

(1) Man hat Jakobs Söhnen es häufig zum Vorwurf gemacht, daß sie ihren Bruder für solchen Spottpreis verkauften. Darin thut man ihnen Unrecht. Sie wußten recht gut, wie viel ein Jude werth ist, und machten den Ismaeliten gewiß einen tüchtigen Bart. Diese, gleichfalls halbe Juden, führten wieder die Egypter mit Joseph an, wie die Folge zeigen wird.

gersnoth herbei, erwarb ungeheure Schätze, zog seinen Vater und seine Brüder, mit denen er sich wieder ausgesöhnt hatte, ins Land, und räumte ihnen die schönste Provinz Gosen als Eigenthum ein.

Juda, Jakobs ältester Sohn beschlief seine eigene Schwiegertochter, und wollte sie nachher steinigen lassen. Die kluge Schnur bewies ihm aber vor aller Welt, daß er selbst Vater zu dem Kindlein sey, und rettete dadurch ihr Leben. Onan, der Sohn dieses Juda, war Erfinder jenes Leib und Seele zerrüttenden Lasters, welches nach ihm seinen Namen führt, und bei den Juden noch jetzt sehr beliebt ist. Man will versichern, es gabe keinen Juden, der nicht auf Onans Altären geopfert habe. Ich weiß es nicht. Uebrigens sind jedoch die Israeliten auf diese Erfindung weit stolzer, als wir Deutschen auf die der Luftpumpe, denn Onan war der einzige erfinderische Kopf im ganzen alten Testamente.

Aus dieser kurzen Darstellung der Geschichte Abrahams, Isaak's und Jakob's, und ihrer Söhne und Enkel ergiebt sich, daß sie der ärgsten, nur erdenkbaren Unthaten sich schuldig machten. Wo fand man wohl je eine Familie, die in so wenig Geschlechtsstufen so

viele Laſter und Verbrechen beging? Wo war wohl je eine Familie, die unter einer ſo groſſen Anzahl von Mitgliedern nur Einen untadelhaften Menſchen zählte? Dieſer Eine war — Benjamin. Er nahm wenigſtens keinen Theil an der Ermordung der Sichemiten und an dem Verkaufe ſeines Bruders, denn als das Erſtere geſchah, war er, wenigſtens nach der moſaiſchen Geſchichte, noch nicht geboren, und als Joſeph verſchachert wurde, war er noch zu jung um Theilnehmer zu ſeyn (1). Nur noch einen Blick auf alle übrigen Mitglieder dieſer saubern Sippſchaft? Welche Laſter und Verbrechen! Die beiden erſten Stammväter treiben einen ſchändlichen, entehrenden Handel mit ihren Weibern, und ſind Kuppler. Der Dritte ſchachert für ein elendes Gericht Linſen dem hungrigen Bruder das koſtbare Recht der Erſtgeburt ab, und preſſt ihn nachher, mittelſt eines Fälſchungsverbrechens, wofür jeder, der es unter uns Chriſten beginge, Staupbeſen und Brandmark

(1) Wenn man daher Juden trifft, die nicht ganz ſchlecht und verderbt ſind, ſo möchte man glauben, ſie wären vom Stamme Benjamin. Uebrigens iſt auch ſelten viel Gutes daran.

erhielte, oder auf Lebenszeit ins Zuchthaus käme, um des Vaters Segen; betrügt seinen Schwiegervater nicht allein um Geld und Gut, sondern auch um beide Töchter, deren Mägde gleichfalls seinen Lüsten fröhnen müssen. Die Uebrigen verletzen die heiligsten Verträge, sind blutdürstige, raubsüchtige, feige Lügner, Betrüger, Mörder und Räuber, die den Gattinnen ihre Gatten, den Kindern ihre Väter, den Schwestern ihre Brüder umbringen, und dann sie selbst in Sklavenfesseln schlagen. Ja, sie verletzen die heiligsten Bande des Bluts so sehr, daß sie gar ihren eigenen Bruder verkaufen. Einer dieser Ruchlosen beschläft seines Sohnes Frau, und will sie nachher tödten lassen, damit seine Schande verborgen bleibe; der Andere bringt ein ekelhaftes Laster in die Welt, wovor Jeder der es seinen Folgen nach kennt, mit Abscheu zurückschaudert. Das waren die Stammväter der unter uns wandelnden und handelnden, wuchernden und schachernden Juden; die Stammväter unserer israelitischen Elegants, Aesthetiker, und Dramaturgen, von denen die meisten, dem Ansehen nach, von Onan herstammen; die Stammväter der Land- und Betteljuden, die mit Krätze und Ungeziefer unsere Länder besetzen,

wie ihre Vorfahren Egypten; die Stammväter der ehrlichen jüdischen Staatsbürger, die mit allen Mördern, Räubern, Dieben und Falschmünzern verkehren, immer gestohlenes Gut feil haben, und an jedem Verbrechen durch Rath und That, oder durch Mitwissenschaft und Verheimlichung Antheil nehmen; die Stammväter der großen Lieferanten, die nichts wünschen als Krieg, um für Lieferungen, die sie versprechen und nicht machen, ungeheure Summen sich bezahlen, und die unglücklichen christlichen Krieger verhungern und verschmachten zu lassen; die Stammväter endlich der vornehmen jüdischen Herren von und ohne von, die unsern Kaisern, Königen, Fürsten und Republiken zu hohen Zinsen das Geld anleihen, was sie und ihre Vorfahren den christlichen Staatsbürgern abgewuchert, gestohlen und geraubt haben. Auf die meisten dieser Israeliten ist Hesekiels in dem Vorworte angeführte Schilderung mit gutem Fuge anzuwenden.

Und jetzt fahren wir in unserer historischen Darstellung fort.

Die Juden hatten also durch Josephs Einfluß das Land Gosen in Egypten zum Eigenthum erhalten. Alles Ungeziefer mehrt sich

ſchnell; ſo auch Abrahams Saame. In Kurzem hatte dieſe Brut das ganze egyptiſche Land überſchwemmt (2. B. Moſ. 1, V. 7) und vergeblich waren alle Mittel, der jüdiſchen Fortpflanzung Schranken zu ſetzen.

Moſes, ein am egyptiſchen Hofe erzogener, mit Wohlthaten überhäufter Jude, nöthigte den König Pharao durch mancherlei Wunder, deren Aechtheit wir ſo wenig bezweifeln dürfen, als wir ſie verbürgen können, die Kinder Iſrael aus Egypten ziehen zu laſſen. Unter jenen Wundern iſt übrigens keines glaubwürdiger und natürlicher, als daß die Egypter von den Juden mit Krätze und mit Läuſen beſetzt wurden. Beide Artikel ſind auch jetzt noch bei den reichſten Bankiers und bei den ſogenannten äſthetiſchen und eleganten Iſraeliten zu haben.

Vor ihrem Abzuge aus Egypten wurde noch, wie es bei Moſes heißt, alle männliche Erſtgeburt der Egypter erſchlagen, und außerdem liehen die Juden von den letztern eine Menge goldner und ſilberner Geräthe und Kleidungsſtücke, und giengen damit unter dem nichtswürdigen Vorwande: der Herr habe es ihnen geheißen! wie Schelme davon. Heiliges, gerechtes Weſen, ſo mußteſt Du Dich

als den Urheber und Anstifter eines Diebstahls von Deinem auserwählten Volke anklagen lassen! Wer möchte wohl alle Unthaten aufzählen, welche die Juden bis zur Gründung ihres Staats in Kanaan begingen? Allenthalben waren ihre Fußtritte mit Asche, mit Blut und mit Leichen bedeckt; wo sie kamen, sengten und brannten sie, mordeten und vertrieben die Einwohner aus ihren Ländern, und nahmen diese in Besitz.

Moses war kein großer Heerführer, aber ein Mensch von Einsicht, Muth und Entschlossenheit. Seine Sittengesetze, die er den Juden gab, eigneten sich blos dazu, sie an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen; keinesweges sie zu veredeln. Die Israeliten, selbst boshaft, grausam und blutdürstig, dachten ihren Gott sich gleichfalls als ein rachgieriges, jähzorniges und nur durch Blut versöhnbares Wesen. Daher die Menge von Opfern, welche Moses einführte, und wozu er weislich gewisse Thiere bestimmte, denn sonst würden die Juden bei ihrem Mordsinn, im Kloos Mamer, auch Menschen, und wie ihr Vater Abraham vielleicht ihre eigenen Kinder dazu gewählt haben. Letzteres geschahe demnach von Vielen; sie verbrannten ihre Erstgeburt als Opfer, und

ließen ihre Söhne und Töchter durchs Feuer gehen (2. Chron. 33, V. 6. Hesekiel 20, V. 26). Durch jene blutigen, von Moses angeordneten Thieropfer wurden jedoch die Juden in ihrem harten, grausamen Sinn immer mehr bestärkt, denn kein Mensch kann sanft und milde seyn, der sich Gott als einen Wüthrich denkt.

Aus dem mosaischen Gesetz erhellt gleichfalls, daß bei dem auserwählten Volke die widernatürlichsten Laster im Schwange gingen, die man kaum bei dem überfeinersten und durch den höchsten Grad der Ueppigkeit verderbtesten Völkern findet; Laster, die selbst bei den Sybariten verabscheuet wurden, und die unter uns Christen nicht genannt, wenigstens nicht genauer bezeichnet werden dürfen. (2. B. Mos. 22, V. 9. auch 3. B. Mos. 15. 16. 17.) Gewiß hätte Moses diese Gesetze nicht gegeben, und ihre Befolgung nicht so hart verpönt, welche jene Verbrechen nicht unter den Israeliten so häufig gewesen. Dennoch klagten späterhin die Propheten fast allenthalben in ihren Schriften über dergleichen Greuel.

Trotz ihrer Verworfenheit und Nichtswürdigkeit waren und sind noch jetzt die Juden das hochmüthigste Volk der Welt. Sie hielten und halten sich immer noch für das auser-

wählte Volk Gottes, und glaubten von jeher, daß auf Vater Abraham's ungeheuren Schooße nur für sie Platz, aber für die Nichtjuden (die Accum und Goijim) kein Raum in Himmel sey. Ich will Ihnen den Platz auf dem Schooße ihres Erzvaters nicht beengen, denn mir grauet vor dem Ungeziefer; aber mein himmlischer Vater hat viel Wohnungen. Er wird mir auch eine Chambre garnie überlassen.

Jener thörichte Wahn wurde übrigens bei den Juden von ihrem levitischen Priesterstamme, dessen ganzer irdischer Wohlstand darauf beruhte, fortwährend erhalten, und hiedurch ward aller geistiger Verkehr mit nichtjüdischen Völkern gehindert, und allem Eindringen von Aufklärung gewehrt. Ein Volk, das Jahrhunderte lang in Geistesabgeschlossenheit lebt, ist gleich einer Pfütze voll stehenden Wassers, welches aus Mangel an Bewegung in verpestende Fäulniß geräth. Obgleich die Juden in spätern Zeiten manche Handelsverbindungen mit andern Nationen unterhielten, so suchten sie doch nur dadurch das Gold und Silber derselben an sich zu bringen, ohne ihre Kenntnisse und Begriffe zu erweitern. Ganz natürlich, denn sie hielten sich für das auserwählte Volk, welches durch seine Hohenprie-

ſter, Leviten und Propheten in der genauesten Verbindung mit Gott ſtand. Wozu konnten ihnen die Kenntniſſe der von ihnen ſo tief verachteten Gojim und Accum alſo wohl nützen. Daher blieben ihnen Künſte und Wiſſenſchaften, welche bei den Phöniciern, Griechen und Römern in ſo herrlicher Blüthe ſtanden, fremd. Wie hätten ſie ſich etwas davon aneignen ſollen; es waren ja keine goldne und ſilberne Geräthe, keine Kleider mit Edelſteinen, kein Cedernholz. Selbſt ihre Baukunſt erreichte, nach der Beſchreibung, welche wir vom ſalomoniſchen Tempel haben; in äſthetiſcher Rückſicht kaum die Baukunſt eines Bibers. Jener Tempel war ein ungeheures ordnungsloſes Prunkwerk, kein prachtvolles, einfaches, Geiſt und Gemüth zu dem großen Baumeiſter der Welten erhebendes Gebäude. Wie hätten die Juden auch wohl etwas wahrhaft Großes und Edles ausführen können, ſie, die für nichts Edles Sinn haben, als für edle Steine und Metalle.

Ihre geiſtige, aus thöriatem religiöſen Hochmuth entſprungene Abgeſchloſſenheit hatte außerdem noch die Folge, daß der letzte Keim wahrer Sittlichkeit erſtickt ward. Ihre ganze Tugend und Gottesfurcht beſtand in der genauen

Befolgung des mosaischen Ceremonialgesetzes, denn dadurch glaubten sie sich von der Erfüllung aller übrigen Pflichten entbunden. Die ärgsten Bosheiten und Schandthaten konnten sie mit wenig kostspieligen Opfern und mit Gebeten mancherlei Art abbüßen, und wer auch hiezu nicht Neigung hatte, durfte nur bis zum jährlichen Versöhnopfer warten, wo mit einem Farren und mit zwei Ziegenböcken alle Missethaten des ganzen Volks abgethan wurden. Dem einen Ziegenbock wurde nemlich die sämmtlichen Sünden des israelitischen Volks, welche es in Jahresfrist begangen hatte, durch den Hohenpriester auf den Kopf gelegt, und mit dieser ungeheuern Bürde ward er in die Wüste gejagt. (2. B. Mos. 16, V. 21. Begriffe solcher Art konnten dem sittlichen Gefühl wohl keine Spannkraft geben. Die Juden sanken dadurch zu der niedrigsten Stufe der Verworfenheit und der Verachtung bei andern Völkern hinab; und mit Sicherheit darf man annehmen, daß die griechische Mythe von der rächenden Nemesis, welche den Schuldigen trotz aller Gebete und Opfer ereilt, ein stärkeres Beförderungsmittel der Sittlichkeit war, als der lächerliche jüdische Ziegenbock, der mit den jährlichen Verbrechen einer ganzen

Nation belastet, zum Hausiren in die Wildniß hinausgetrieben ward.

Literatur und Geschichte fremder Völker, welche den Geist der Juden hätten aufklären und ihnen so herrliche Vorbilder in Allem, was edel, groß und erhaben genannt werden mag, hätten darbieten können, blieben ihnen unter den angedeuteten Verhältnissen ganz unbekannt. Ihre eigene Geschichte zeigte ihnen dagegen fast das einzige Muster wahrer Seelengröße und sittlicher Veredlung; das haben wir an dem Vater Abraham, dem Vater Isaak und dem Vater Jakob und deren Söhnen und Enkeln gesehen, denen die Juden doch vor allen übrigen Menschen den Vorzug geben.

Moses erscheint in der Bibel blos als Heerführer, und wenig als handelnd im häuslichen und bürgerlichen Leben. Daß Dankbarkeit kein Grundzug in seinem Charakter war, beweist sein Betragen gegen den Pharao, und überhaupt gehört die Dankbarkeit nicht zu den Tugenden der Juden. Als Anführer der letztern bediente sich Moses aller Mittel, die ihm zu Gebote standen, und die, wenn auch vielleicht nicht immer gleich recht gewählt, doch höchst verzeihlich waren, um das halsstarrige Volk im Zaume zu halten. Seine Lage war ge-

wiß nicht beneidenswerth. Schwerlich möchten Blücher und Wellington sich entschlossen haben, ein solches mit Erbgrind, Läusen und Flöhen behaftetes, in allen Lastern und Unreinigkeiten sich wälzendes, im Glück hochmüthiges, im Unglück verzagtes Judenheer, anzuführen, wenn man ihnen auch die Kaiserkrone von Canaan dafür geboten hätte. Trotz aller Verdienste, die sich Moses übrigens um die Israeliten erwarb, bewiesen sie sich undankbar, und ihre Nachkommen sind noch jetzt heimlich unzufrieden mit ihm, weil er den, schon bei ihrem alttestamentarischen Ahnen sehr beliebten Wucher so strenge verbot. (2 B. Mos. 22, V. 21—27, und 3 B. Mos. 35. 36. 37.) Josua, der Nachfolger des Moses, war ein wilder, hochmüthiger, nach Blut, Silber und Gold dürstender Krieger, den man füglich den jüdischen Tilly nennen kann. Die Stadt Jericho verbrannte er mit Allem, was darin war, und erhielt blos die landesverrätherische Hure Rahab, welche seine Spione bei sich aufgenommen hatte, nebst ihrer Familie am Leben. So spielten schon dazumal Juden und Huren aus einer Karte, wenn es auf eine Landesverrätherei abgesehen war. Die silbernen, goldnen, eisernen und ehernen Geräthe,

die Josua zu Jericho fand, wurden, weil sie doch nicht verbrannt wären, weislich in den Schatz gethan. Uebrigens gaben die Israeliten bereits unter Josua's Anführung einen glänzenden Beweis ihres Heldenmuths. Eine Abtheilung von dreitausend Juden ließ sich nemlich von sechs und dreißig Einwohnern von Ai in die Flucht schlagen. Darüber „ward, „wie es bei Josua heißt, dem Volk das Herz „verzagt, und ward zu Wasser," und Josua selbst wimmerte und wehklagte: „Ach wären „wir jenseits des Jordans geblieben, wie wir „angefangen hatten." (Jos. 7. V. 7.) Hieraus sieht man, daß die Juden älterer Zeit eben so feige Memmen waren, wie ihre jetzigen Nachkommen. Bloß im Sengen und Brennen, im Morden und Plündern der Wehrlosen und hundertfach Uebermannten bestand ihre Tapferkeit. Als es ihnen endlich glückte, die Stadt Ai zu erobern, ermordeten sie die sämmtlichen Einwohner mit der Schärfe des Schwerds, theilten die Beute unter sich, und verwandelten die Stadt in einen Schutthaufen. Die Einwohner von Gibeon hatten aus Furcht vor der Grausamkeit der Juden einen Friedenstrag mit Josua geschlossen. Ihn gereuete jedoch dieser Vertrag, und um

ihn nicht offenbar zu brechen, machte er die Gibeoniten zu Sklaven, und verurtheilte sie auf ewige Zeiten zum Holzhauen und Wassertragen am Hause des Herrn.

Besonders empörend war Josua's Verfahren gegen die fünf gefangenen Könige von Jerusalem, von Hebron, von Jarmuth, von Lachis und Eglon. Alle Obersten des jüdischen Kriegsvolks mußten diesen unglücklichen Fürsten erst auf die Hälse treten, darauf schlug Josua sie, tödtete sie, und ließ sie an fünf Bäume aufhängen. Man hat viel Böses von Bonaparte gesagt und gesungen, aber wo verübte er je solchen Greuel? Allenthalben, wohin Josua kam, verbrannte er die Städte mit ihren Einwohnern, falls er diese nicht durch das Schwerdt umkommen ließ. Ein und dreißig Könige — freilich wohl Duodezmonarchen, wie es noch heutiges Tages giebt — verloren durch seinen unersättlichen Blutdurst nicht blos ihre Länder, sondern auch ihr Leben, und ihre unglücklichen Unterthanen wurden gleichfalls umgebracht. Kein Volk älterer und neuerer Zeit führte je einen so grausamen Krieg. Die Scythen, die Perser, die Griechen, die Römer, die Karthagenienser, die Gothen und Vandalen bewiesen sich

menſchlicher gegen ihre Feinde, als das auserwählte Volk Gottes, aber auch tapferer. Joſua gab weder als Feldherr noch als Menſch ein nachahmungswürdiges Beiſpiel. Er war roh, grauſam feig, raubgierig, wortbrüchig; kurz er war ein Jude im vollſten Sinne des Worts. Nie würde er ſo ſiegreiche Fortſchritte gemacht haben, hätte er nicht eine Menge kleiner Völkerchen gegen ſich gehabt, die ſelbſt durch innere Zwiſte abgehalten wurden, ihm kräftigen Widerſtand zu leiſten. Die Juden zeigten in dieſem Eroberungskriege, wo ſie faſt immer durch ihre Ueberlegenheit Sieger waren, blos Feigheit, aber nie Muth. Nur kleine ſchwache Völker griffen ſie eines nach dem andern an, denn ſie muſten nach Judenweiſe immer gewiß ſeyn, daß die Uebermacht auf ihrer Seite war, und daß ſie wenigſtens hundert Mann gegen einen Feind ſtellen konnten. Nie haben die Juden Muth, nie Seelengröße genug gehabt, einem gleich ſtarken Feinde frei, offen und unverzagt entgegen zu gehen, und die Spitze zu bieten.

Nach Joſua's Tode führten ſie die Kriege gegen die Einwohner Canaans faſt mit gleicher Grauſamkeit fort. Unter den Richtern, die ſie von nun an zu ihren Anführern wähl-

ten, bemerken wir blos zwei, die von den Israeliten als ein paar seltene Heroen erhoben werden. Der eine war Jephthah, von dem es heißt: „er war ein streitbarer Held, aber ein Hurenkind.“ Allein er war noch mehr als dies, er war ein Räuberhauptmann, und da Gleiches sich gerne zu Gleichem gesellt, so wählten die Juden ihn zu ihren Staatsoberhaupte. Für einen Sieg, den er wider die Ammoniter erfocht, gelobte er das Erste, was aus seiner Hausthüre ihm entgegen käme, dem Herren zu einem Brandopfer. Als er nun zurückkehrte, kam seine einzige Tochter ihm entgegen, und der Barbar war grausam genug, sie, nachdem er ihr noch zwei Monate zu leben vergönnt hatte, dem schmählichen Feuertode zu opfern. Dies war überdies eine schändliche Verletzung des mosaischen Gesetzes, wodurch alle Menschenopfer verboten waren! Indessen finden wir hier den einzigen großen Zug in der ganzen jüdischen Geschichte (1). Als Jephthah seiner Tochter ihr

(1) Denn Jesus Christus gehört nicht den Juden, sondern uns Christen an. Was Großes, Erhabenes und Göttliches in seinem Leben und seinen Handlungen war, das können die Juden, welche ihn verfolgten und kreuzigten, nicht für sich anführen.

grauenvolles Schickſal verkündete, antwortete ſie ihm: Thue mir gerne, mein Vater, wie Du dem Herrn gelobet haſt; hat er Dich doch an Deinen Feinden gerochen! Hehr und herrlich erſcheint uns hier die Tochter des Jephthah, wie eine edle Spartanerin! Wann wird ſich je eine Judenſeele wieder zu ſolcher Höhe erheben!

Der andere Heros unter den jüdiſchen Richtern war der berüchtigte Simſon, ein wahrer Herkules unter den Hebräern! Die Mythe von Simſon hat zu manchen witzigen Einfall Anlaß gegeben; ſie enthält viel Allegoriſches, und bietet einen herrlichen dichteriſchen Stoff dar. Simſon iſt das Bild der rohen, von den Leidenſchaften beſiegten Kraft, die aber durch die Zeit und dem Kampf mit den Verhältniſſen wieder gehoben wird, und in der Wuth der Verzweiflung Alles und gar ſich ſelbſt vernichtet. Möge man immerhin über die Geſchichte von Simſons mordbrennerischen Füchſen und über den Eſelskinnbakken lächeln, mit dem er tauſend ſeiner Feinde erſchlug, die Philiſter werden gewiß nicht darüber gelacht haben. Von ſeinen herkuliſchen Thaten iſt ohne Zweifel die letzte, wo er ein Haus umſtieß, in welchen dreitauſend

Menschen versammelt waren, ein wahres Kinderspiel, denn nach dem Dietrich und andern Autoren kann ja eine kleine Flugschrift, wenn sie unglücklicher Weise gegen ein recht festes Staatsgebäude fliegt, wie z. B. das preußische ist, dasselbe gleichfalls zertrümmern.

Die übrigen Richter der Juden übergehen wir. Sie waren sämmtlich Menschen, die man heutiges Tages schwerlich zu Dorfschulzen gemacht hätte. Einer von ihnen, Abimelech, hatte seine siebenzig Brüder ermordet. Solche Schufte wählten die Israeliten zu ihren Staatsoberhäuptern. Ein Beweis ihrer Verderbtheit.

Krieg gegen schwache, wehrlose Völker, verbunden mit Raub, Mord und Brand waren unter der Regierung der Richter, die einzige Beschäftigung der Juden. Dies mußte natürlich für ihre Sittlichkeit — wenn anders bei ihnen von dergleichen die Rede seyn kann — die schlimmsten Folgen haben. Sie machten sich selbst Götzen, und Jeder that, was ihm recht däuchte (Richter 21, V. 25). Die ärgsten Schandthaten wurden öffentlich verübt. Nur eine derselben, welche einen Krieg unter den Israeliten selbst veranlaßte, führen wir hier an. Möge dann Jeder urtheilen: ob wohl ein nichtswürdigeres Geschlecht jemals

die Erde bewohnt hat, als Abrahams Saame. Einem Leviten aus dem Gebirge Ephraims war sein ungetreues Weib entlaufen, und befand sich bei ihrem Vater in Bethlehem Juda. Der Ehemann suchte sie wieder auf, und reiste mit ihr, nach erfolgter Aussöhnung heim. Unterwegs ward er zu Gibea freundlich und gastfrei von einem Greise aufgenommen und bewirthet. Plötzlich kamen jedoch die Einwohner der Stadt, und foderten den Wirth auf, ihnen seinen Gast herauszubringen, weil sie ein mehr als viehisches Verbrechen an ihm verüben wollten. Der Alte war schändlich genug, ihnen, statt des Fremden, seine eigne Tochter, „die noch eine Jungfrau wäre," anzubieten. Die Böswichter bestanden aber auf ihrem Verlangen, bis endlich der Levit seine Gattin zu ihnen herausführte. Diese ward angenommen, und von ihnen so thierisch die ganze Nacht hindurch gemißhandelt, daß sie am Morgen todt gefunden ward. Wo war jemals ein Volk, in dessen Lande von einer ganzen männlichen und mannbaren Stadtgemeinde solche Greuel begehrt und verübt wurden? Wo war, wo ist der Vater, der, gleich jenem verruchten Greise, seine schuldlose Tochter, zu einem solchen Lösegelde anbieten konnte?

Wo wäre wohl der Gatte, der, so wie dieser Levit, seiner Gattin der schmählichsten und viehischsten Behandlung Preis geben, und nicht seinen letzten Tropfen Bluts für sie wagen würde? Man weiß wahrlich nicht ob man mehr empört wird durch die gränzenlose Verworfenheit der Einwohner, oder durch die Schändlichkeit des Greises, der jedes Vatergefühl erstickend, ihnen seine jungfräuliche Tochter anbietet, oder durch die Nichtswürdigkeit des Buben vom Gatten, der ihnen sein eignes Weib in die Arme, und damit zugleich in einen schmach- und qualvollen Tod wirft!

Diese Einwohner Gibea's waren übrigens Benjaminiten. Ein Beweis, daß Benjamins Nachkömmlinge nichts besser sind, als die der übrigen Söhne des Jakob. Dies zeigte sich auch noch deutlicher. Der Levit zerschnitt nemlich den Leichnam seines unglücklichen Weibes in zwölf Stücke, und schickte diese — wahrscheinlich eingepökelt — „in alle Gränzen Israels." Diese Depeschen müssen bei ihrer Ankunft ziemlich stark gedustet haben, denn alle Stämme der Juden mit Ausschluß der Benjaminiten versammelten gleich viermalhunderttausend Mann um das Unrecht der Ein-

wohner von Gibea zu ſtrafen. Der Stamm Benjamin, welcher dies nicht zugeben wollte, ſtellte ihnen ein Heer entgegen, verlor aber in einer Schlacht über fünf und zwanzig tauſend Mann, und Gibea nebſt allen übrigen Städten Benjamins wurde verbrannt; die Einwohner brachte man um, und der ganze Stamm ward beinahe vertilgt. Als dies geſchehen war, bejammerten die Barbaren, welche ſelbſt der ſchuldloſen Weiber nicht verſchont hatten, ihre Grauſamkeit, und bedauerten, daß der ganze ſaubere Stamm Benjamin jetzt aufgehen müſſe, da die wenigen Uebriggebliebenen durch das Mörderſchwerdt ihrer Weiber beraubt waren, und die andern Iſraeliten ſämmtlich geſchworen hatten, ihnen ihre Töchter nicht zu Weibern zu geben. Um jenem Unglücke zuvorzukommen, gaben ſie denen von Benjamin den Rath, zu einem Feſte nach Silo zu ziehen, dort in den Weinbergen den, aus der Stadt herauskommenden Jungfrau aufzulauren, und ſie gewaltſam zu rauben. Der ſchöne Rath ward befolgt, und das Benjaminitiſche Ungeziefer gedieh bei ſeiner ſchnellen Fortpflanzungsgabe bald wieder zu ſeiner vorigen Stärke. Auch dieſe Geſchichte beweiſt, das Judenrache keine Gränzen kennt. Nicht blos ihren Be-

leidiger, sondern alle die demselben angehören oder verwandt sind, vertilgen sie. Selbst des Kindes in der Wiege schonen sie nicht, und zwar deshalb um so weniger, weil es ihnen, den Feigherzigen, keinen Widerstand zu leisten vermag. Wahrhaft tapfere Völker, und wären sie noch so roh, erbarmen des Kindes sich, und wenn es ihrem bittersten Feinde gehört. Aber der nichtswürdige, feigherzige Jude würgt, katzenartig, am Liebsten dort, wo er nichts fürchten darf, denn Grausamkeit und Feigheit sind Schwestern. Die Letztere ist immer ein Beweis der tiefsten Verworfenheit.

Eli's und Samuels friedliche hohepriesterliche Leitung ward den Juden bald überdrüssig. Sie begehrten einen König. Vergebens stellte Samuel ihnen die Thorheit ihres Wunsches mit den haltbarsten Gründen dar; sie bestanden auf ihrer Forderung, und der Eselstreiber Saul — ein der Juden würdiger König — bestieg den israelitischen Thron. Dieser Eselstreiber wird als der feinste unter allen damaligen Juden uns dargestellt (1. Sam. 9, V. 2). Man kann sich hieraus einen Begriff von der jüdischen Feinheit jener Zeit machen, denn Saul war ein roher, arglistiger, feiger Tyrann, dessen Regierung und Beispiel keines-

weges sich eigneten, die Juden auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit zu erheben, sondern vielmehr dazu beitrugen, sie noch mehr zu verschlimmern.

Sein Thronfolger David, der berühmte Erfinder der Uriasbriefe, erscheint in seinem ganzen Thun und Treiben als ein heimtückischer, falscher, mordsüchtiger Wollüstling. Durch Verrath und schnöden Undank gegen die Familie Sauls hatte er die Krone an sich gerissen. Seine Regierung und sein häusliches Leben war eben so schlecht, als unglücklich. Wer kann ohne Unwillen und Erbitterung Davids schändliche Geschichte mit der Bathseba lesen? Wo war jemals ein Tyrann, der ein himmelschreienderes Unrecht verübte, als dieser König, in welchem die Juden einen Heiligen und einen Mann Gottes verehren? Einer von Davids Söhnen ergriff die Waffen wider ihn, und nothzüchtigte seine Kebsweiber; ein anderer schändete seine eigene Schwester, und ward dafür von seinen Brüdern gemordet. Beweise genug, daß Davids Kinderzucht eben so schlecht war, wie sein Beispiel. Noch im hohen Alter ließ der alte entnervte Wüstling, unter dem lächerlichen Vorwande, sich zu erwärmen, ein schönes Mädchen in Re-

quisition sehen, um seiner Sinnenlust zu fröhnen.

Salomo, dies Muster der Weisheit, der Gottesfurcht und Tugend, welches nach Davids Tode zur Judenkorne gelangte, hatte nicht weniger als siebenhundert Weiber und drei hundert Kebsweiber. Hieraus kann man sich einen Begriff von seiner Keuschheit und Enthaltsamkeit machen. Bewahre der Himmel jedes Land vor einem Könige, wie Salomo! Durch die Pracht, worin er es allen andern Fürsten zuvorthun wollte, und besonders durch den Bau eines prukenden, und kostbaren, aber geschmacklosen Tempels drückte er das jüdische Volk so sehr, daß der grösere Theil desselben nach seinem Tode eine andere, wenn gleich keine bessere, Familie zum Throne berief.

Uebrigens war Salomo hart, rachgierig und grausam. Seinen Bruder Adonia, welchem, nach dem Rechte der Erstgeburt, die Krone gebührt hätte, ließ er meuchelmörderisch umbringen, und Joab und Adonia, die seinen Vater beleidigt, und denen dieser längst verziehen hatte, ließ er gleichfalls hinrichten.

Er soll weiser gewesen seyn, als alle Menschen seiner Zeit, weiser sogar, als die jüdischen Dichter Ethan, Hemon, Chalcol und

Darda, von deren Weisheit leider, nichts auf unsere Zeiten gekommen ist. Allein nach den Handlungen, welche die heilige Schrift von ihm uns berichtet, können wir keinen hohen Begriff von seinen gepriesenen Einsichten uns machen. Von seinen Weibern ließ er zu einem schändlichen Götzendienst sich verleiten, und, seiner Judennatur getreu, suchte er mehr Gold und Silber aufzuhäufen, als zur sittlichen Verbesserung seines Volkes; dem er ein höchst verderbliches Beispiel gab, etwas zu thun.

Dies sind die gepriesensten Könige der Juden. Ihre Nachfolger waren fast alle noch schlechter. Kriegliebend ohne Heldenmuth und Tapferkeit, abergläubisch ohne Gottesfurcht und Tugend, stürzten sie ihr Land immer tiefer ins Verderben, bis endlich Nebokadnezar, durch die Schätze des salomonischen Tempels gereizt, Judäa mit Krieg überzog, und das ganze Volk theils umbringen, theils in die Gefangenschaft nach Babel führen ließ.

Man konnte fast denken, die Israeliten hätten unter den, dazumal schon hochgebildeten Babyloniern sich sittlich und geistig veredeln müssen. Allein Juden sind Juden; was nicht von ihnen ausgeht, was nicht zu leichtem und

ſchnellem Geldgewinn führt, das wird von ihnen ſchnöde verachtet. Der Nichtjude betrachtet Gold und Silber nur als ein Mittel zum Leben; der Jude hingegen hält es für den Zweck des Lebens, und für ſeine einzige Beſtimmung, dieſen Zweck nach Möglichkeit zu erreichen. Eben ſo ſehr ward die Ausbildung der Juden unter den Babyloniern verhindert durch die feindſelige Abgeſchloſſenheit, in welcher ſie ſich von allen übrigen Völkern hielten; durch den verbiſſenen, heimtückiſchen Groll, den ſie gegen ihre Beſieger hegten, und den dieſe vielleicht noch durch Druck und Härte vermehrten. Hiezu kamen auch ihre religiöſen Grundſätze, die ihnen keine Theilnahme an den geſelligen Freuden und Gaſtmählern anderer Glaubensgenoſſen geſtatten, wo das Herz ſich zwiſchen Bekannten und Unbekannten freundlich mittheilt, wo Meinungen und Anſichten ſo angenehm berichtigt und ausgetauſcht, und wo die erbitterſten Feinde miteinander verſöhnt werden können.

Alle jene und viele andere Urſachen, die in den religiöſen und politiſchen Vorſtellungen der Iſraeliten, in ihrem Nationalcharakter, in ihrer körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit und ſelbſt in ihren äußern Verhältniſſen

gegen andere Völker liegen, und mit ihrem ganzen Weſen innigſt und unzertrennlich verwachſen ſind, ließen keine Art von Ausbildung und höherer Vervollkommnung bei ihnen gedeihen, und verſtockten ſie im Laufe der Zeit immer mehr in ihrer Verworfenheit und Nichtswürdigkeit.

Heimtückiſche lauernde Argliſt, ſchmutziger Geiz und Wucherſinn, ein unbeſieglicher Hang zu Betrügereien und Ränken, Neid, eitler Hochmuth verbunden mit ſklaviſcher, ſchmarotzender Kriecherei, Wolluſt, unerbittliche Rachgier und Grauſamkeit, trotziges Prahlen im Glück und verzagte Feigheit im Unglück: dies waren und ſind, und werden ewig die Grundbeſtandtheile des jüdiſchen Volkscharakters ſeyn. Hiezu kömmt noch ihr ſpecifiſcher Geruch, den ſie ſich durch ihre unnatürlichen Laſter, als ein Allen gemeinſchaftliches Erbgut, erworben haben, und der ihnen ſo häufig in der heiligen Schrift mit den Worten: ihr habet euch ſtinkend gemacht mit euren Sünden! vorgerückt wird.

Alle dieſe unvertilgbaren Beſchaffenheiten des Gemüths und des Körpers eigneten ſich wahrlich nicht zwiſchen den Juden und andern Nationen eine freundliche Annäherung

oder gar eine Verſchmelzung zu bewirken! Eine ſolche Annäherung oder Verſchmelzung würde für jedes nichtjüdiſche Volk ein gänzliches phyſiſches und ſittliches Verderben zur Folge haben. Daher ſollte man ja dem Beiſpiele der alten Völker, (der Babylonier, Perſer, Meder und Römer) folgen, ſich der lächerlichen Proſelitenmacherei enthalten und jedem Juden den Uebertritt zum Chriſtenthume wehren, damit nicht das Gift der phyſiſchen und moraliſchen, den Iſraeliten anklebenden Krankheiten auch den Chriſten eingeimpft werde. Die Hebräer werden ſchon in Abrahams Schooß kommen, wenn ihre Grindköpfe auch nicht von chriſtlichen Prieſtern mit geweiheten Waſſer begoſſen, ihre Lippen auch nicht mit dem Leibe und Blute des von ihnen Gekreuzigten geſpeiſt und getränkt werden. Hiedurch werden ſie ſo wenig ſittlich als phyſiſch gebeſſert; das beweiſen alle die Juden, die jemals zu dem Chriſtenthume übergingen.

Doch wir kehren wieder zu der ältern Geſchichte der Iſraeliten zurück

Schon vor jener babyloniſchen Gefangenſchaft hatten ſie ſich allen den ſchändlichſten Greueln und Laſtern ergeben. Sie opferten, wie Vater Abraham an Iſaak thun wollte,

und Jephthah an seiner Tochter wirklich that, ihre Kinder im Feuer, giengen mit Weissagen und Zauberkünsten um, und wurden als ein höchst verderbtes Volk mit leichter Mühe vom Könige Assiriens überwunden, und in die Gefangenschaft geführt. Durch ihre Unthaten und ihre Widerspänstigkeit zogen sie auch hier sich den Zorn ihrer Besieger zu, und Haman, der Minister des Ahasveros, rieth diesem, das unbändige Volk, welches gar den Gesetzen und Ordnungen des Landes nicht folgen wollte, zu vertilgen. Der Rath verdiente und fand wirklich Beifall, und der König sandte nach allen Provinzen Seines großen Reichs Befehle zur Ausführung.

Der listige Jude Mardochai hatte jedoch früherhin seine Pflegetochter, die Esther (1),

(1) Daß Esther, bei ihrem angeerbten, widerlichen Judengeruch, dessen wir vorhin schon erwähnten, die Lieblingsfrau eines persischen Monarchen werden konnte, dem alle Schönen seines ungeheuern Reichs zu Gebote standen, muß man entweder dem schwachen Geruchsinn des Ahasveros oder den Schnupfen, oder den vielen Myrrhen und Spezereien zuschreiben, womit Esther ein ganzes Jahr zuvor gesalbt worden, um ihren Judenduft zu verlieren. Vielleicht war es auch eine Laune eines alten abgestumpften Wollüstlings, die wie man weiß, nicht sehr eckl zu seyn pflegt, und oft die unnatürlichsten,

dem Ahasveros, der seine Gemahlin Vasthi verstoßen hatte, ins Ehebette einzuschwärzen gewußt, und auf Estherchens blutdürstige Bitte

---

abstoßendsten Mittel zur Befriedigung der Begierden wählt. Wenn Manche übrigens den erblichen specifischen Judengeruch für Vorurtheil oder Erdichtung ausgeben, so ist es ein Beweis, daß sie entweder Judengenossen oder auch mit ihren Nasen zerfallen sind. Dieser widerliche Geruch hat seine natürliche, von Aerzten, Geschichtsforschern und Theologen hinlänglich bewiesene Ursache, und seine Existenz wird an mehr als zwanzig Orten in der heiligen Schrift selbst gelehrt, weshalb sie gar nicht bezweifelt werden darf. Die Juden hatten durch ihre abscheulichen und widernatürlichen Laster, deren sie häufig in der Bibel bezüchtigt worden, sich eine, unter dem südlichen Himmel höchst fürchterliche Krankheit, den Aussatz (Erogrund), nach Andern die Elephantiasis zugezogen, woran auch der selige Hiob so sehr litt. Mit dieser Krankheit war der widerliche, verpestende Geruch verbunden, und sie war die Ursache, daß die Egypter so bereitwillig die Juden mit allen, ihnen von diesen gestohlenen, abgeleugneten und abgemuckerten Sachen ziehen ließen. Daß Abrahams Saame noch mit eben jenem pestilenzialischen Erdübel unheilbar behaftet ist, wird Niemand bezweifeln, der nur einmal Juden gesehen und — gerochen hat. Der Hebräerduft wurde ehemals für die Gesundheit der Nichtjuden so gefährlich gehalten, daß namentlich in den preußischen Staaten durch eigene Polizeigesetze allen Miethsleuten strenge verboten war, die ihnen überlassenen Zimmer ganz oder Theilweise an Juden zu vermiethen. Aus gleichem Grunde war in Leipzig, Rostock und vielen andern Orten den Juden untersagt, sich wohnhaft niederzulassen, und in manchen Städten, als Frankfurt am Main ꝛc. hatten sie ihre abgesonderten Quartiere und Straßen.

ließ der erbärmliche König seinen treuen Diener Haman aufhängen, gab das Haus deſſelben ſeiner jüdiſchen rachgierigen Ehehälfte, und ertheilte den Juden die Erlaubniß: „in „einem Tage zu vertilgen, zu erwürgen und „umzubringen alle Macht des Volks und des „Landes, ſammt den Weibern und Kindern, „und ihr Gut zu rauben.“ (Eſth. 8. V. 11). Die grauſamen Juden, voll Freude und Wonne über dieſe abſcheuliche Erlaubniß mordeten an achtzigtauſend ſchuldloſe Einwohner, die für den früherhin von ihrem nichtswürdigen Könige ertheilten Befehl büßen mußten.

Dies Ereigniß, und das jährliche Feſt, welches die Juden noch heutiges Tages feiern, beweiſt ihre Rachgier, ihre Mord- und Raubſucht und ihre Verworfenheit wohl deutlich genug.

Als Chriſtus geboren ward, hatte das Sittenverderbniß des jüdiſchen Volks ſeinen höchſten Gipfel erreicht. Sie hatten längſt aufgehört, einen unabhängigen Staat zu bilden, und wurden von römiſchen Statthaltern und kleinen, aus ihrer Mitte gewählten vier Fürſten beherrſcht. Gewiß nicht darum, weil die Juden, wie ſie behaupten, das auserwählte Volk Gottes, ſondern weil ſie unter allen Völ

kern der Erde das verderbteſte waren, ließ die Vorſehung den Weltheiland bei ihnen auftreten; denn man zündet nur Licht an, wo es finſter, nicht dort, wo es hell iſt.

Abrahams mordſüchtige Nachkommen verſchloſſen ihre Ohren jedoch den beglückenden Lehren, welche Jeſus ihnen gab. Sie, nicht die Römer waren es, die den göttlichen Mittler verfolgten, haßten und endlich ans Kreuz ſchlugen, weil er laut und ohne Scheu ihre Greuel verdammte, die Stühle und Bänke ihrer Geldwechsler und Krämer umſtieß, und Käufer und Verkäufer, die mit ihrem Schacher das Haus des Herrn entweiheten, daraus vertrieb. Ein Jude, kein Römer war es, der ſeinen Freund und Lehrer um eine Handvoll Silber an die rachgierigen Feinde verrieth. Jüdiſche Hoheprieſter brachten ihn ans Kreuz, da der Römer Pilatus, der ſein Richter ſeyn ſollte, keine Schuld an ihm fand.

Bald nachher wurde, wie ſchon Chriſtus vorausgeſagt hatte, und wie ſich bei dem halsſtarrigen Sinne der Juden, die immer neue Empörungen wider die Römer begannen, erwarten ließ, ihre Hauptſtadt Jeruſalem von Titus zerſtört. In dieſem Augenblicke des Unglücks und Jammers der Angſt und Ver-

zweiflung bewiesen die Israeliten auf die empörendste Art, wie sehr Geiz, Raubluſt und Mordgier ſich ihrer bemeiſtert hatten. Sie plünderten und erwürgten ſich in der belagerten, und zum Theil ſchon brennenden Stadt einander ſelbſt; fraßen ihre eigenen Kinder und verſchlangen ihr Gold und Silber, um doch im Tode noch ihre Schätze zu behalten. Die Römer, von dieſen mehr als viehiſchen Greueln benachrichtigt, ſchlachteten viele Tauſende der gefangenen Juden, oder ſchnitten ihnen die Leiber auf, um das, auf eine ſo unerhörte und beiſpielloſe Weiſe verſteckte Geld zu bekommen.

Von welchem Volke der Welt hat uns die Geſchichte wohl Züge eines ähnlichen Geizes aufbewahrt? Von keinem einzigen, und man würde auch hier zweifeln, wenn nicht ſelbſt ein jüdiſcher Geſchichtſchreiber, der Augenzeuge war, es berichtete.

Wie kann man von einem Volke, welches ſchon vor achtzehnhundert Jahren zu einem ſolchen Grade der ſchauderhafteſten Verworfenheit herabgeſunken war, denken, daß es einer ſittlichen Verbeſſerung noch fähig ſey?

Die feindſelige, heimtückiſche Abgeſchloſſenheit, worin auch nach der Zerſtörung Je-

rusalems die Juden sich von allen Völkern, unter denen sie wohnten, entfernt hielten, konnte sie weder bessern, noch mit andern Nationen verschmelzen. Durch ihre Empörungen gegen die Römer zogen sie sich und den Christen, die von den letztern häufig mit den Juden verwechselt wurden, harte Verfolgungen zu, und als endlich das Christenthum sich ausgebreitet hatte, wütheten sie insgemein gegen die Bekenner desselben, entweiheten die kirchlichen Heiligthümer, bestahlen die Altäre, vergifteten in manchen Ländern die Quellen und Brunnen, mordeten und beraubten die Christen, und veranlaßten dadurch auch diese, viele von ihnen zu tödten. In Spanien, Italien und Deutschland ergiengen schreckliche Gerichte über sie; allein immer blieben sie, was sie waren; und nie werden sie weder durch Strenge, noch durch Milde gebessert, nie gute Menschen und rechtliche Staatsbürger werden.

2.

Was ſind die Juden?

Durch ihren Wucher- und Schachergeiſt, ihre Ränke und Betrügereien, ihre ſchmutzige, unerſättliche Habgier, der keine Schmach zu entehrend, kein Verbrechen zu ſchändlich iſt; haben die Juden, trotz der tiefen Verachtung, in welcher ſie bei gebildeten Völkern leben, ſich zu einem Wohlſtande erhoben, der ihnen den wichtigſten Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten ſichert. Mit ihrem ungeheuern Reichthum können ſie, noch beſſer als Archimedes mit ſeiner Schraube, die Welt aus ihrer Achſe heben. Kaiſer, Könige und Fürſten ſitzen bei ihnen an der Kreide und in der Tinte; ganzen Nationen haben ſie Geld zu hohen Zinſen geliehen, was ſie nicht durch redlichen, gemeinnützigen Erwerb, ſondern durch

Lug und Trug, durch List, Raub und Diebstahl zusammen rafften. In fast allen Haupt- und Handelsstädten der Welt haben sie ihre Wechselbänke, ihre Geldniederlagen und Waarenhäuser. Wo ein Krieg geführet werden soll, da sammeln sich die beschnittenen Vampyre, wie die Adler um das Aas, verhetzen Fürsten und Völker noch mehr wider einander und machen Anleihen zur Menschenschlächterei, um für sich wucherische Prozente zu gewinnen. Daher kann man in Wahrheit sagen, daß die Juden Herren der Welt, und daß Kaiser und Könige ihnen dienstbar sind.

Dieser Zustand ist um so gefahrdrohender, da kein Volk fester und inniger gegen alle übrige Menschen zusammenhält, als die Juden. Der beschnittene Baron und der gemeine Schacherschmuel erkennen (unter sich) keinen Unterschied des Standes an, während die Christen durch tausenderlei politische und religiöse Vorurtheile immer mit einander entzweiet sind. Die Juden haben ein gemeinschaftliches Volksziel, zu dessen Erreichung alle Mittel ihnen recht und willkommen sind. Aus dem Zustande der Schmach und Verachtung, in den sie durch ihre Laster und Unthaten sich gestürzt haben, wollen sie sich auf Kosten der Christen zu Macht und

Anſehn erheben. Geld iſt die Looſung, und jes der Frevel, der ihnen dazu verhilft, und nur keinem ihrer Glaubensgenoſſen ſchadet, iſt nach ihren Grundſätzen Recht. Daher iſt in ihren Augen ſogar der Meineid gegen einen Chriſten erlaubt, und Chriſtenmord wird von ihnen für kein Verbrechen geachtet. Wer einen Goi betrügen kann, und es nicht thut, oder wer gar ſich ſelbſt von einem Goi betrügen läßt, der muß Buße thun. Kein Jude darf ſeinen Glaubensgenoſſen wegen einer Unthat verrathen, die an einem Chriſten begangen ward. Die Befolgung dieſer Grundſätze, welche nie von den Iſraeliten abgeleugnet ſind, macht ſie unfähig, jemals gute Staatsbürger unter nichtjüdiſchen Völkern zu werden. Der Zweck heiligt die Mittel! heißt es bei den Jeſuiten, und dies iſt auch der Glaube der Juden, und doch hat der Zweck der erſten noch weit mehr ſcheinbare Heiligkeit für ſich, als der jüdiſche, der auch nicht den mindeſten Anſchein von Rechtlichkeit hat.

Man wird mir hier die geiſtige Ausbildung vieler unſerer jüdiſchen Elegants, Aeſthetiker und Verſemacher entgegen ſetzen, die in Schauſpielen und Konzerten immer das große Wort führen, und ihren Knoblauchgeruch durch Biſam

und Moschus zu verbergen suchen. Allein diese geistige Ausbildung besteht in nichts, als in tönernem Erz und klingenden Schellen, in nichts als in eitelm Nachplappern aufgeschnappter Gemeinsprüche und Floskeln, die von einem jüdischen Nußknacker wieder gekäut, nur Langeweile und Ekel erregen.

Keineswegs leugne ich, daß nicht Juden gelehrte Kenntnisse erwerben können; aber nie werden sie dadurch an Geist und Herzen veredelt. Sie lernen die Wissenschaften wie den Schacher, um damit zu trödeln und und zu wuchern, und Schätze zu sammeln; keineswegs um der Menschheit nützlich zu werden.

Man führt häufig einzelne Beispiele tugendhaftscheinender Juden an, die dann über das ganze Volk einen wunderlich seltsamen Glanz verbreiten sollen. Aber man betrachte doch diese frommen Söhne des Abraham genauer in ihrem ganzen öffentlichen und häuslichen Leben und Wirken, und sicherlich wird der Heiligenschein, der sie umgiebt, sich in Heuchelschein auflösen. Wucher- und Schachergeist, Geldgier, Lug und Trug sind bei den Juden so erblich, wie die Krätze; es ist unmöglich, daß ein Jude gut werden könne; ein Kaiser oder König kann ihn wohl zu einem Edelmann,

nie aber zu einem edlen Manne machen. Das Verderbniß dieſes Volks iſt zu groß: es ſteigt durch den mehrtauſendjährigen Haß und Groll gegen andere Völker mit jedem Tage noch höher; und daher würde es ein Wunder ſeyn, wenn ein Jude, erwachſen und aufgezogen im Kreiſe ſeiner Eltern und ſeiner Glaubensgenoſſen, jemals zu einer bedeutenden Stufe wahrhaft ſittlicher Veredlung ſich erhöbe! Die Macht der ihn umgebenden Beiſpiele, die Grundſätze, welche man ihm von Jugend auf einprägt, der wohlverdiente Zuſtand von Schmach und Verachtung, in welchem ſein Volk ſich befindet; Alles dies erſtickt jeden Keim von Sittlichkeit und Ehrgefühl, der in ſeinem Herzen ſich entfalten könnte. Vielleicht war Spinoza ſeit Jahrtauſenden der einzige Jude, der ſich in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht auf eine ungewöhnliche und vortheilhafte Weiſe vor ſeinen Glaubensgenoſſen auszeichnete. Er ging ganz von ihnen aus, und verachtete ſie eben ſo ſehr, als ſie ihn haßten. Der ſo übertrieben geprieſene Mendelsſohn war nichts mehr und nichts weniger, als ein talmudiſcher Jude, der ungeachtet ſeines Scharfſinns ohne Leſſings, Abbts und Nikolai's kräftige Mitwirkung ſchwerlich zu dem Ruhm eines groſſen Weltweiſen gelangt

wäre. Nur der Umſtand, daß er ein Jude war, machte ihn merkwürdig; ob es mit ſeiner Sittlichkeit beſſer ſtand, als mit der ſeiner Glaubensbrüder, iſt eine Frage!

Doch geſetzt auch, es gäbe hin und wieder einen Juden, der weniger ſchlecht wäre, als die übrigen, ſo können höchſt ſeltene und einzelne Ausnahmen nie den Maasſtab zur Beurtheilung eines bedeutenden zahlreichen Volkes geben. Eine ungewöhnliche Verkettung der Verhältniſſe und ein glückliches Zuſammentreffen von Umſtänden können hier vielleicht dann und wann eine Ausnahme bewirken, wodurch aber nie die Regel aufgehoben wird. Hat man doch Fälle, daß weiße Eltern ſchwarze Kinder zeugen, ſo kann auch immer einmal ein Jude geboren werden, der, gleichſam als eine iſraelitiſche Mißgeburt, kein Nußknacker- oder Auswaigeſicht, keinen Zwiebelgeruch und kein Schacherorgan mit auf die Welt bringt. Ins deſſen — exempla sunt rara; ewig wird des Heilandes Ausſpruch, daß man keine Trauben von den Dornen, keine Feigen von den Diſteln leſen könne, als Regel feſt ſtehen.

Bekannt iſt es überdies, daß die Juden theils aus Sucht zur Proſelytenmacherei, theils aus andern Gründen häufig Chriſtenkinder ſtehr

len, ſie als die übrigen erziehen, und ſie nachher als ihre Knechte gebrauchen. Dieſe ins Hebräiſche überſetzten Abkömmlinge der Gojim können nie ganz ihre Abſtammung verleugnen, deren Zeichen ſich erſt durch die Vermiſchung in mehrern Geſchlechtsfolgen verlieren.

So wie die Juden und Zigeuner in Sprache (1), Sitten und äußerer Bildung auffallende Aehnlichkeiten haben, und daher auf gleiche Abſtammung ſchließen laſſen, ſo iſt auch unter beiden das Verbrechen des Kinderdiebſtahls gemein. Höchſt verſchieden iſt das Schickſal der unglücklichen, auf dieſe Weiſe ihren Eltern entriſſenen Kleinen. Manche werden zu gutem Preiſe verkauft; andre richtet man zu allerlei ſeltſamen Springen, Körperverrenkungen und lächerlichen Gebehrden ab, und läßt ſie, wie Affen und Bären für Geld ſehen; viele müſſen in Käfichen als Buſchmänner, Neuſeeländer, Kaffern ꝛc. die Welt durchreiſen, und werden gleichfalls für Geld gezeigt; manche werden von ihren angeblichen Eltern zu Ta-

(1) Die Sprache der Zigeuner hält eine Menge von Wörtern und Redensarten, die man auch in der jüdiſchdeutſchen und in der ſogenannten jüdiſchen Räuber- oder Diebsſprache findet.

schenspielerkünsten und Diebereien gebraucht, und eine Menge dieser gestohlenen Christenkinder wird sogar von den Juden geschlachtet, die mit dem Blute der bedaurungswürdigen Opfer alberne und abergläubische Gebräuche vornehmen (1).

Ein Volk, welches Verbrechen dieser Art sich erlauben kann, sollte nimmer unter Christen geduldet werden. Vor sechzig bis sieben

(1) Dies ist leider eine mehr als zu sehr durch Thatsachen bestätigte Wahrheit. Noch vor wenigen Jahren ereignete sich zu Mähren ein schrecklicher Vorfall der Art. In einer kleinen Stadt wohnte ein reicher Rabbiner, der übrigens als ein sehr rechtschaffner Jude geachtet und ausgezeichnet wurde. Durch Schmeicheleien und kleine Geschenke hatte er die sechs bis achtjährige Tochter seines Nachbars, eines armen Handwerkers, an sich gelockt, die fast täglich sein Haus besuchte, um mit seinen Kindern zu spielen. An einem regnigten Abende verspätete sie sich, und man wies ihr bei der, mit ihr im gleichen Alter sich befindenden Tochter des Hebräers ein Bette an. Die Kinder vertauschten scherzend ihre Betten und Nachtkleider mit einander; allein kaum hat die kleine Christin die Augen geschlossen, als sie von dem Schimmer einer Lampe und einem lauten Schrei des Entsetzens geweckt, ihren jüdischen Wirth sieht, der seine eigene Tochter umgebracht hat, und nun verzweifelnd die Klinge emporringt. Glücklicher Weise wachen gleichzeitig die Eltern des verfehlten Schlächtopfers, die ihre Tochter vermissen; der Rabbiner muß endlich die Hausthüre öffnen, und sein ganzes Verbrechen gestehen, worauf er die gerechte Strafe empfing.

zig Jahren wurde in manchen Gegenden Deutschlands die Zigeuner, dieſe Stammverwandten der Juden und Aegypter aus den Wäldern in denen ſie ihre Hütten aufgeſchlagen hatten, zuſammen getrieben, und wie Raubthiere todt geſchoſſen; und nie waren dieſe Zigeuner doch einem chriſtlichen Staate ſo gefährlich, als die Juden. Ihre Frevel beſtanden in kleinen Diebſtählen, Wahrſagereien, Kindesraub (aber ſelten in Kinder- oder Menſchenmord), und ihre durchgängige Armuth ſicherte die Völker, unter denen ſie wohnten, daß ſie nie ſich ein Uebergewicht verſchaffen konnten. Auch lebten ſie in keiner ſolchen feindſeligen Abgeſchloſſenheit gegen andere Nationen, wie die Juden. Häufig verliefen ſie ihre Horden, und vermiſchten ſich, wo ihnen nur Aufnahme, Duldung und rechtlicher Erwerb gewährt ward, mit den übrigen Völkern; nie wird dies jedoch von den Juden geſchehen.

Der lächerliche Hochmuth der Iſraeliten ſich für das auserwählte Volk des Herrn zu halten, und ihr verbiſſener, heimlicher Groll gegen alle Nichtjuden werden ewig zwiſchen ihnen und den letztern eine unüberſteigliche Mauer bilden, die durch keine Geſetze, keine Erziehungsanſtal-

ten, keinen Antheil an den staatsbürgerlichen Rechten vernichtet werden kann.

Die heiligsten Pflichten des Menschen verletzt der Jude ohne Scheu, wo es sein eigner oder der Vortheil seines Volkes fordert, wenn nur keine Strafe zu fürchten ist. Durch angestammte, nie zu befriedigende Habgier und Ränkesucht, durch unbesiegliche Feindschaft gegen die Christen, durch Aberglauben und religiöse Vorurtheile, durch Erziehung und böse Beispiele für alles wahrhaft Gute und Edle abgestumpft, sind Abrahams Kinder immer bereit, Anstifter, Theilnehmer, Beförderer und Hehler der abscheulichsten Verbrechen zu werden; und Jeder, der eine Schandthat verüben will, darf ohne Furcht vor Verrath, wenn dieser nur keinen überwiegenden „Rebbes" gewährt, sich kühnlich dem ersten, besten Juden vertrauen. Gerade durch diese Schlechtigkeit pflanzen die Hebräer ihr eigenes sittliches Verderben auch unter den Christen fort, und daher hätten längst alle Fürsten und Regierungen, statt lächerliche Luftschlösser für die Verbesserung der Juden zu bauen, sie aus ihren Staaten verbannen sollen. Ein solcher Kloak von Verbrechen, Schande und Lastern muß nothwendig die ganze sittliche Atmosphäre ver-

peſten, und am Ende die Chriſten zu einer gleichen Stufe von Verworfenheit herabreiſſen.

Das wird um ſo leichter und ſchneller geſchehen, wenn die Juden durch ihren ungeheuern Reichthum, ihren immer höher ſteigenden Einfluß auf die Kabinette und die Regierungen, und durch die Allgewalt, mit welcher ſie der wichtigſten Zweige der Literatur und beſonders des Buchhandels ſich bemächtigen, mehr die öffentliche, jetzt noch gegen ſie ſtreitende Meinung werden zum Schweigen gebracht haben. Wird dieſem allgemeinen Streben kein Ziel geſetzt, ſo wird mit raſchen Schritten die Zeit herbei eilen, wo Abrahams Saame in den Palläſten unſerer Könige und Fürſten wohnen, und wir ſeine Sklaven ſeyn werden.

3.

Die Juden als Staatsbürger.

Seitdem Dohm sein bekanntes Werk über die Verbesserung der Juden schrieb, ließen sich manche Regierungen von dem eitein Wahne verblenden, daß die Israeliten wirklich einer sittlichen und geistigen Veredlung fähig seyen, und sich vielleicht gar im Laufe der Zeit mit den übrigen Völkern würden verschmelzen lassen. Man ertheilte ihnen deshalb in mehreren Ländern alle staatsbürgerlichen Rechte, und auch andere Regenten, die nicht von jenem Wahne eingenommen waren, thaten dasselbe, weil sie entweder bei Juden und Judengenossen schon hoch an der Kreide standen oder noch höher hinan wollten.

Dies war jedoch eben so thöricht, als ungerecht, denn der Jude kann nie guter Staats-

bürger werden. Nur derjenige vermag dies zu seyn, der das Volk, welches ihm staatsbürgerliche Rechte ertheilt, eben so sehr und mehr noch als jedes andere liebt, der es sich zur Ehre schätzt, Mitglied dieses Volkes zu seyn, und das Land, in welchem es wohnt, sein Vaterland zu nennen. Allein das ist dem Juden unmöglich. Man gebe ihm alle staatsbürgerliche Rechte, ja man räume ihm selbst Vorzüge vor den übrigen Landesbewohnern ein, nie wird er sie als seine Landsleute, nie ihr Land als sein Vaterland betrachten; immer werden seine Blicke nach dem Orient, nach dem geliebten Kanaan gerichtet seyn, welches ihn eben so sehr anzieht, wie der Norden den Magnet. Der österreichische oder preußische Judenbaron sagt nicht, wenn er „unter seine Leit" ist: ich bin ein Oesterreicher oder ein Preuße; sondern: „ich bin á Jüd!" Er wird im Auslande den portugiesischen oder russischen Glaubensgenossen, wäre dieser ihm übrigens noch so fremde und unbekannt, mehr begünstigen, als seinen nichtjüdischen Mitbürger und Landsmann, denn „á Goi bleibt doch á Goi, und á Jüd ist á Jüd," und wenn er auch tausend Adelsdiplome und Staatsbürgerkarten in der Tasche und selbst den heiligen

Geisterden und das eiserne Kreuz im Knopfloche hätte.

Die Juden, als Erbfeinde des Christenthums und seiner Bekenner, könnten selbst dann keine gute Bürger eines christlichen Staates seyn, wenn sie auch in sittlicher Rücksicht nicht so verderbt wären. Kein rechtlicher Mensch, der als Bürger oder Einwohner unter einem anders glaubenden Volke leben und geschützt seyn will, darf die Religion desselben zum öffentlichen Gegenstande seines Hasses und seiner Verachtung erwählen, und gar die ihr anhängenden Mitbürger, die ihm Schutz und Sicherheit gewähren, verwünschen und verfluchen. Dies thun die Juden bei mehreren ihrer Feste und gottesdienstlichen Uebungen.

An dem Morgen ihres Neujahrstages, der im Herbste fällt, stehen sie in aller Frühe auf, ziehen weiße Kleider an, singen Tätätä Scholom Lecho, Lecho Scholom, und verfluchen die Christen. Hernach blasen sie auf ein Bockshorn, welches aber ja in keines Goi Händen kommen darf. Klingt das Horn recht hell, dann jubeln und freuen sie sich, weil sie meinen, es bedeute ihnen ein glückliches, den Christen aber ein unglückliches Jahr; klingt es hingegen dumpf und nicht hell, dann schreien

ſie: „Auwai, wir werden haben 4 häuſes Johr, und die Gojim haben Glück!“ Dabei fragt dann Einer den Andern: ob er nicht im vorigen Jahr einen Chriſten betrogen oder „bes krimpelt“ (beſtohlen) habe? Kann er das bejahen, ſo behaupten ſie: er habe ein „Corban“ oder ein Opfer gebracht; wo nicht, ſo muß er Buße thun. Wenn die Poſſen vorbei ſind, gehen ſie zu Hauſe, eſſen und trinken und machen ſich luſtig. Nachher laufen ſie nach einem Bache oder Fluße, ſchütteln ihre Kleider und ſprechen aus Micha Kap. 7, V. 19: Ich werfe alle meine Sünden in den Abgrund des Meers (1).

Aus dieſem Haß gegen die Chriſten, ſo wie aus dem albernen Aberglauben, daß ſie alle Verbrechen durch einige Ceremonien abbüßen können; entſpringt ihre Eid- und Treubrüchigkeit, die ſie durchaus unfähig macht, rechtliche und zuverläſſige Staatsbürger zu werden.

Wenn ein Jude einem Chriſten ſchwört, ſo kann man ſeinem Eide ſchon deshalb nicht trauen, weil es bei ihnen Gebrauch iſt, daß

(1) M. ſ. Ernſt Ferdinand Heß Judengeiſſel. Th. 1, Kap 6. und Joh. Buxtorfs *Synagoga Judaica, cap.* 18 et 19.

Jeder, der ein Gelübde oder einen Eid leistet, bei einem Rabbi oder drei andern jüdischen Männern anzeigen kann: es sey ihm leid, daß er dies oder jenes gelobt und beschworen habe, und er bittet um Lossprechung oder Verzeihung welche dann auch ohne Bedenken ertheilt wird. Hiemit stimmt die Lehre ihres Rabbi Salömon überein, und sie gründen sich dabei auf Moses, der es zuläßt: daß ein Vater seiner Tochter, und ein Ehemann seines Weibes Gelübde und Eide vernichten kann.

Außerdem glauben die Juden: der Meineid sey überhaupt keine Sünde und kein Verbrechen, da an dem großen Versöhnungstage jedes Jahres in allen Synagogen die folgende Absolution ertheilt und von den drei vornehmsten Juden jeglicher Gemeine ausgesprochen wird: „Alle Gelübde, Verheissungen, Zuschwörungen und Eide, die wir geloben und schwören, und alle Verträge und Verbindlichkeiten, die wir eingehen werden von diesem Versöhnungstage bis zu dem nächstkommenden, gereuen uns sämmtlich, und sollen deshalb aufgelöst, vernichtet und für ungültig erklärt seyn, so daß sie weder sollen gehalten, noch als geleistet angesehen werden. Daher sollen auch unsere Gelübde keine Gelübde, und un-

„sere Eidschwüre keine Eidschwüre seyn.“ Diese schreckliche Auflösungsformel aller künftig einzugehenden häuslichen, bürgerlichen und öffentlichen Bande scheinen sie nach Anleitung der mosaischen Lossprechung: „Es wird vergeben werden der ganzen Gemeine der Kinder Israel, dazu auch dem Fremdlinge, der unter uns wohnet, weil das ganze Volk in solcher Unwissenheit ist ꝛc.,“ sich selbst entworfen zu haben (1).

Um den Judeneiden einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit zu geben, hatte man ehemals in mehreren Ländern eingeführt, daß ein Jude der gegen einen Christen schwören wollte, vor der Ableistung des Eides einer frischmilchenden Sau alle zwölf Zitzen, (denn so viel mußten es der zwölf Stämme wegen seyn,) aussaugen mußte. Mancher unterließ aus Ekel vor der unreinen Amme den Schwur; ob aber die Wahrhaftigkeit derer, die den herben Kelch leerten, und nach dem Genuß schworen, starken Glauben verdiente, ist wohl die Frage. Klüger wäre es gewesen, man hätte nie und

(1) M. vergl. hiermit D. Joh. Müllers Judaismus S. 1483, so wie Grattenauers bekannte Schriften wider die Juden.

unter keiner Bedingung einen Juden zum Eide gelassen; durch Ceremonien der angeführten Art mußte der Eid auch bei Christen an seiner Heiligkeit verlieren. Die meisten Juden würden sich übrigens schwerlich durch dergleichen von der Ableistung eines falschen Eides zurückschrecken lassen; es möchten denn etwa einige Elegants und Aesthetiker seyn! Die andern sind nicht sehr ekelscheu, und diese letztern geben sich nur den Schein.

Ein Volk, welches die heiligsten Verpflichtungsmittel der Menschen so schändlich und in so hohem Grade verhöhnt, ist nicht im Stande, gute Mitglieder irgend einer Staatsgesellschaft zu liefern. Von den Juden ist dies wegen des unbedingten Vorzuges, den sie jedem ihrer Glaubensgenossen vor allen übrigen Menschen geben, noch weniger zu erwarten. Sie erkennen, wie gesagt, kein anderes Vaterland an, als ihr verlornes Paradies, ihr Kanaan. Sie lieben keinen Menschen, der nicht beschnitten und von Abrahams schmutzigen Saamen ist.

Ohne Liebe für ihr Heimathland, ohne Ehrgefühl, und blos geleitet von Schachergeist, Habsucht und Geiz werden sie sich in allen gefährlichen Krisen zu Verrätherein, Verschwö-

rungen und Ränke gebrauchen laſſen; die Staats-geheimniſſe ihrer, im feindlichen Auslande befindlichen, mit ihnen ſtets im vertrauteſten Verkehr bleibenden Glaubensbrüdern entdekken, und dadurch den Staat in Gefahr und Unheil ſtürzen. Man ſage nicht, daß man die jüdiſchen Staatsbürger mit keinen wichtigen Angelegenheiten bekannt machen werde. Mancher jüdiſche Wechsler weiß früher, als der Feldmarſchall: wann ehe und wohin das Kriegsheer marſchiren ſoll; und genauer das Ultimatum der Friedensbedingungen, als der zur Unterhandlung beauftragte Geſandte.

Die Beſtechlichkeit der Juden iſt bekannt; ſie verkaufen Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schweſter! Das lehrt ihre ältere und neuere Geſchichte! Wie will man denn einem Volke vertrauen, dem für eine Handvoll Silberlinge keine Schandthat zu ſchwer und dann gerade um ſo leichter dünkt, wenn ſie nur gegen die ihm ohnehin verhaßten Gojim ausgeübt wird!

Ein guter Staatsbürger muß ſittlich veredelter Menſch ſeyn; er muß ſeine beſondern Vortheile dem Beſten des Ganzen unterordnen können und wollen. Die Juden ſind aber ein in Schande und Laſter verſunkenes Volk, wel-

ches eben so wenig einer sittlichen und geistigen Veredlung fähig, als im Stande ist, gute, treue, nur auf rechtlichen Erwerb denkende Staatsbürger zu liefern. Ihre besondern Vortheile gehen ihnen über Alles; erreichen sie nur diese, dann ist es ihnen gleichgültig, ob der Staat und seine übrigen Einwohner bestehen oder untergehen, und diese bekanntlich allen Juden und Judengenossen eigenthümliche Denkart hätte jede Regierung abhalten müssen, ihnen staatsbürgerliche Gerechtsame zu ertheilen.

Man sagt freilich: indem man den Juden das Staatsbürgerrecht zugestand, legte man ihnen auch die damit verbundenen Pflichten der andern Staatsbürgern auf. Allein zur Erfüllung mancher und selbst der schwersten dieser Pflichten sind sie physisch und moralisch durchaus untauglich, so daß man ihnen folglich gab, ohne das Mindeste von ihnen zu erlangen.

Ueberdies war die Ertheilung der staatsbürgerlichen Gerechtsame an die Juden eine Unbilligkeit der Regierungen gegen die nichtjüdischen Einwohner. Diese und ihre Vorfahren hatten die Staaten gegründet, sie mit ihrem Vermögen, ihrem Blute und Leben gegen innere und äußere Feinde vertheidigt und gesichert, und jetzt ward ihnen eine Klasse sittlich

und geiſtig verderbter Schützlinge, die wohl den Staat benutzt, aber nie ihm genützt hatte, an die Seite geſtellt. Die Beſtrebungen der Juden ſtanden von jeher denen der Chriſten in feindſeliger und diametriſcher Richtung entgegen, und um ſo ungerechter und unpolitiſcher handelte man, dem jüdiſchen Volke Rechte zu ertheilen, durch welche es bei ſeinem Reichthume, ſeinem Alles an ſich reiſſenden Schacher- und Wuchergeiſte, und ſeinem unermüdeten Trachten, den Handel und Erwerb der chriſtlichen Einwohner zu vernichten, ſich bald ein Uebergewicht über die letztern wird verſchaffen können. Wie ſchnell die Juden ſich fortpflanzen, erfuhren die Aegypter ſchon, und blos den an vielen Orten ehemals beſtehenden Verordnungen, wornach nur einer beſtimmten Zahl jüdiſcher Familien geſtattet war, häuslich ſich niederzulaſſen, verdanken wir es, daß nicht längſt alle Chriſten von jüdiſchem Ungeziefer aus Europa verdrängt ſind.

Die Beſorgniß, daß dies einſt noch geſchehe, iſt wahrlich nicht übertrieben. Zwölf jüdiſche Familien vermehrten ſich in dem kurzen Zeitraume von 430 Jahren auf ſechshundert tauſend Mann zu Fuß, ohne die Weiber und Kinder und eine Menge von Pöbel.

Zu welcher ungeheuern Höhe würde nicht in funfzig Jahren die Zahl der jetzt in Europa wohnenden, 2 Millionen Familien betragenden Juden gestiegen seyn, wenn ihrem ungezügelten kaninichenartigen Begattungs- und Fortpflanzungstriebe nicht wären Schranken gesetzt worden?

Und doch werden sie gewiß in vielen europäischen Ländern sehr bald die Oberhand gewinnen, wenn nicht bei ihnen durch strenge Gesetze statt der Beschneidung die Verschneidung eingeführt wird.

4.

Die Juden als Kaufleute, Geldwechsler und Hausirer.

Die Erwerbsarten, welche nur wenig Anstrengung erfodern, aber reichen Geldgewinn darbieten, sind den Juden die liebsten. Hiezu kömmt ihr angeerbter Schachergeist der von erster Kindheit an in dem ärmsten Betteljuden genährt und ausgebildet wird. Dieser Schachergeist und die frühe Liebe zum Gelde zeigt sich bei den Kindern der Israeliten höchst auffallend. Der kleine, kaum den Windeln entwachsene Judenknabe, welcher kaum lallen kann, wird nicht, wie die Kinder der Christen, wenn man ihm auf einer Seite eine Peitsche, kleine Waffen und Soldaten von Blech, auf der andern aber einige Stücke recht blankes Geld hinlegt, nach Jenen, sondern nach die-

ſem greifen; das Mädchen wird lieber eine Handvoll Rechenpfennige, als eine Puppe oder ein kleines Küchengeräth, Spinnrad und dergleichen nehmen. Zeitig fangen die Judenkinder an zu ſchachern; Schweſtern und Brüder geben ſich nicht, wie bei uns, Obſt, Naſchwerk und Spielzeug umſonſt, ſie kaufen oder tauſchen es einander ab, mauſen es dem, welchen ſie es eben verkauft oder vertauſcht haben, wieder fort, und beiſſen, kratzen und ſchlagen ſich darum. Die Eltern ſehen mit Wonnethränen dieſem Unfuge ihrer Lieblinge zu, nennen ihn „krimpeln" und freuen ſich des ächt jüdiſchen Sinnes der kleinen iſraelitiſchen Brut.

Auch die Liebe, welche bei andern Völkern keine Rückſicht auf Geburt und Geld nimmt, iſt bei den Juden nicht frei, von geldſüchtigem Eigennutz. Schwerlich wird ein Iſraelit eine Gattin ſich wählen, die ihm nicht einen, nach ſeinen Verhältniſſen bedeutenden Brautſchatz, oder einflußreiche Verbindungen zubringt, oder die doch wenigſtens die Wirthſchaft, d. h. den Schacher, das Geldzählen und Geldwechſeln und überhaupt „unſern Verkehr" aus dem Grunde verſteht. Der Aermere, dem ſeine Umſtände nicht einmal dieſe

letztere Rückſicht geſtatten, und der dennoch vom allmächtigen Geſchlechtstriebe ſich zum Heirathen gedrungen fühlt, wird weniger auf körperliche Reize, als darauf ſehen, welches Mädchen am Wenigſten iſt und trinkt, am Schmutzigſten und Lumpigſten ſich kleidet, und die ſtärkſten „Knochen am Leibe“ hat. Uneigennütziger Schönheitsſinn iſt etwas zu Hohes und Edles, als daß ein Jude es haben könnte. Geld iſt die Loſung; nur was dazu verhilft, iſt gut und ſchön; alles Andere unnütz und ſchlecht.

Hiernach iſt es kein Wunder, daß die Juden ſich faſt ausſchließlich auf Handels- und Geldgeſchäfte, oder auf ſolche Erwerbzweige legen, die keine mühſame, körperliche Anſtrengung heiſchen, und dennoch einen reichen Gewinn geben, ſie mögen übrigens ſo ſchmutzig und ekelhaft ſeyn, wie ſie wollen.

Der Jude als Kaufmann iſt übrigens einer der ſchädlichſten Menſchen im Staate. Durch ſeine Verbindungen mit andern Juden und Judengenoſſen erlangt er ſchnell und leicht Kunde von jedem bevorſtehenden Falliſſement, kauft dann unter der Hand die Vorräthe und Waaren um ein Spottgeld, vielleicht um die Hälfte oder ein Drittel des Fabrikpreiſes oder

des Materialwerths an ſich, und verſchleudert es nachher theils ſelbſt, oder durch ſeine Hauſirer ſo wohlfeil, daß weder andere Kaufleute, noch Fabrikanten mit ihm gleichen Schritt halten können, und ihm ebenfalls, ſie mögen wollen oder nicht, in die Hände fallen müſſen. Auf dieſe Weiſe werden nicht allein die Gläubiger der Bankerottmacher betrogen, ſondern der Sturz der Fabriken und andern chriſtlichen Handlungshäuſer zieht das Elend unzählbarer Familien nach ſich, die theils ihren Broderwerb, theils ihre Kapitale verlieren. Man wende ja nicht ein, daß dieſer raſche und wohlfeile Verkauf auch wieder den Käufern zu Statten komme; nur Rechtlichkeit des Handels und Handelns iſt der Grund alles Wohlſtandes im Staate. Ob ich die Elle Tuch dem ehrlichen Kaufmann oder Fabrikanten mit fünf Thalern bezahle, oder ob ich ſie für zwei Thaler von einem jüdiſchen Gauner erſtehe, macht mich immer nicht ärmer oder reicher; denn um mehr, als der letztere weniger von mir nimmt, laufe ich Gefahr, von andern, die durch ihn unglücklich ſind, gebracht zu werden.

Noch weit gefährlicher aber ſind die geldwechſelnden Juden dem Staate. Dieſe haben nicht allein den ganzen Kredit deſſelben, ſon-

dern auch den Kredit ſeiner einzelnen Bürger in Händen. Von ihnen hängt es ab, wie lange ein Handlungshaus, ein Fabrikbeſitzer oder ein Grundeigenthümer ſich des öffentlichen Vertrauens in Geldgeſchäften erfreuen ſoll oder nicht. Ohne Ehre und Gewiſſen ſuchen ſie den Kredit chriſtlicher Familienväter zu untergraben, ihre ausgeſtellten Wechſel und Schuldverſchreibungen von den ängſtlichen Gläubigern um ein Spottgeld zu erhaſchen, und dann auf den Trümmern der armen betrogenen Gläubiger auf ihres Schuldners ihre Paläſte zu bauen.

Außerdem beſitzen ſie alle Kenntniſſe und alle Mittel, das baare Geld zu verfälſchen und zu verſchlechtern. Der Jude muß beſchneiden; wenn er keine Kinder zu beſchneiden hat, ſo nimmt er Dukaten oder Thaler, oder gar noch geringeres Geld. Eine Menge von Juden ſind Petſchirſtecher, und alſo im Stande, die Hauptſtücke zum Falſchmünzen zu liefern. Die Wechsler ſtecken das ſchlechte Geld in ihre Tüten und Beutel, und wehe dem, der bei einer Anleihe dieſe Tüten und Beutel öffnen, und die Richtigkeit der darin enthaltenen Münzen unterſuchen wollte! Dazu hat der jüdiſche Wechsler in ſeinem Comptoir weder Raum, noch Zeit; thut man es aber ohne ſein Beiſeyn,

und entdeckt einen Betrug, hilf Himmel, dann ſoll man es ſelber untergemiſcht haben, und den ehrlichen Hebräer nur prellen wollen.

Am Gefährlichſten und Schändlichſten nicht blos für das Eigenthum, ſondern auch für das Leben der Staatsbürger ſind die jüdiſchen Hauſirer. Sie ſind die Spione ihrer reichen und vornehmen Glaubensbrüder; die Kundſchafter, Anſtifter, Theilnehmer und Hehler aller Diebes- und Räuberbanden; die Verführer der Dienſtboten, denen ſie das geſtohlene Gut abſchachern und verheimlichen helfen; die Störer und Vernichter alles chriſtlichen Gewerbes und Handels.

Durch dieſe Behauptung geſchieht wahrlich dem iſraelitiſchen Ungeziefer keineswegs zu viel. Unter dem Vorwande und gewöhnlich auch in der Abſicht, etwas verſchachern zu wollen, ſchleichen die Bandjuden ſich in die Häuſer der Chriſten, ſpioniren alle Gelegenheiten und Winkel aus, bemerken ſich Geldſchränke, Koffer, Kommoden und Zimmer, und ſtatten nachher ihren jüdiſchen und nichtjüdiſchen Diebes- und Raubgenoſſen Bericht ab. Den Dienſtboten borgen ſie gern, um ſie nachher durch Drohungen und Anmahnen zu Diebereien zu nöthigen. Schon der Umſtand, daß

die jenische oder Gaunersprache faſt allen haußirenden und auch vielen andern Juden verſtändlich iſt, und gröſtentheils mit dem Jüdiſchdeutſchen übereinſtimmt, dürfte für die Wahrheit des Geſagten. Wenn man eine Räuber- oder Diebesbande einfängt, ſo ſind gewöhnlich auch haußirende Juden darunter.

Schon früher iſt angedeutet, wie ſie dem chriſtlichen Handel und Gewerbe ſchaden. Sie ſind die Abnehmer und Vertröbler der, von ihren reichen Glaubensgenoſſen aus betrüglichen Bankerotten für ein Spottgeld erſtandenen Waaren. Sie nehmen ſcheinbar gar keinen oder wenig Vortheil, und machen daher immer ſchnellen Umſatz. Der geringe Preis, um den man oft gute Waaren von ihnen erhandelt, und bei dem kein ehrlicher Kaufmann beſtehen kann, bringt ihnen eine Menge von Käufern, die aber häufig durch Waare und Maas betrogen werden. Allein das hindert nichts; man handelt wohlfeil, und der chriſtliche Kaufmann, Fabrikant und Handwerker müſſen mit ihren Familien zu Grunde gehen.

So iſt es ganz natürlich, daß ein Jude mit acht Groſchen durch ſeinen Handel leichter, ſchneller und öfterer einen gröſſern Reichthum ſich erringt, als der Chriſt vielleicht mit hun-

dert oder gar mit tauſend Guineen. Der Jude iſt ein Unzieſer ohne Ehre und Schande, ohne Gewiſſen und Rechtlichkeit, von der Wiege her ans Schachern gewöhnt, läßt er ſich ſtäuben und brandmarken, wenn's „nur wieder hell und er recht tüchtig bezahlt wird.“ Der Chriſt hingegen wird in den Grundſätzen der Tugend erzogen, und ſollte er ſein Gewiſſen auch wirklich überſäuben können, ſo wird es ihm doch äußerſt ſchwer werden, ſein Gefühl für Ehre und Schande zu verleugnen.

5.

Die Juden als Künſtler, Fabrikanten und Handwerker.

Es giebt der Künſte gar mancherlei, und daher würde es ſehr unrecht ſeyn, wenn man Abrahams Kindern die Fähigkeit zu allen Künſten ohne Ausnahme abſprechen wollte. Wo findet man geſchicktere Taſchenſpieler, Beutelſchneider, Zähnepuzer, Leichdorn- und Dukatenbeſchneider, Kipperer und Wipperer, als unter ihnen? In allen dieſen Künſten ſind ſie die Lehrmeiſter der Chriſten geweſen, und werden auch ewig ihre Meiſter bleiben. Allein zu den ſchönen und bildenden Künſten, welche den Geiſt veredeln und das Auge und Herz erfreuen, hat kein Mauſchel Talent.

Der wahre Künſtler lebt und webt mit ſeinem Geiſte in einer ſchönen idealiſchen Welt, und wenn ſeine Gebilde und Darſtellungen auch aus der irdiſchen entnommen ſind, ſo erſcheinen ſie doch immer in einer veredelten Geſtalt oder enthalten eine feine Ironie der gemeinen Wirklichkeit.

Nie kann aber der Geiſt eines Juden ſich zu etwas Hohem und Edlem erheben, und wo er die Gemeinheit verhöhnen wollte, da vermag er es nicht, denn er würde den Inbegriff aller Gemeinheit, er würde ſich ſelbſt verſpotten.

Wir wollen es zugeben, daß ein Jude ein Gemälde von Raphael oder Guido Reni hinſichtlich der gröbern Formen mit vieler Treue nachzubilden vermag; aber den hohen, göttlichen Geiſt, der es beſeelt, wird er gänzlich verwiſchen, und wir werden nichts als ein gemeines Zerrbild erblicken. Selbſt ſchaffen können die Juden, als Künſtler, vollends nichts, denn ſo ſtark auch ihre phyſiſche Zeugungskraft iſt, ſo ſehr fehlt es ihnen an aller geiſtigen Schöpferkraft. Als Gott ſein herrliches Bild, den Menſchen ſchuf, wollte der Teufel ein Epigramm darauf machen, und fabrizirte einen Juden. Die Kinder Iſrael

können nur nachäffen und nachahmen, allein ihre Nachäffungen sind, gleich ihnen, gemeine, widerliche Karrikaturen.

Die Posse Unser Verkehr ist, theatralisch von Nichtjuden dargestellt, ein ergötzliches Bild des jüdischen Treibens und Wirkens. Wollten aber Juden diese Posse aufführen, so würde man eine ekelhafte, jüdische Trödelbude sehen, und Jedermann würde voll Abscheu davon laufen. Der Jude versteht weder ein höheres Leben zu leben, noch ein gemeines zu verhöhnen.

Schon bei dem salomonischen Tempel bewiesen die Israeliten durch die vielen goldnen Hinteren (Podices), die sie darin anbrachten, daß aller Sinn für Sittlichkeit, Anstand und Schönheit ihnen fehlte (1).

Doch wir wenden uns jetzt zu dem Juden als mechanischen Künstler. Hier ist oder scheint er mehr in seiner Sphäre, denn hier wird keine geistige Schöpferkraft, kein göttlicher Genius, keine Erhebung des Gemüths

(1) Ueber die Juden als schöne Künstler sehe man weiterhin die Aufsätze: Der Jude als Gelehrter, Schriftsteller und Dichter, und: die Juden als Aesthetiker und Dramaturgen.

über das gemeine Treiben und Wirken im ir
dischen Leben, und keine Ironie des Lebens
erfordert. Nicht Ehre und Ruhm, sondern
Gelderwerb ist der Zweck dieser Künste, und
Gelderwerb ist es ja auch, was der Jude für
die einzige Bestimmung seines Daseyns an
sieht. Allein gerade dieser Umstand ist Schuld
daran, daß die Israeliten als mechanische
Künstler (z. B. Uhrmacher, Verfertiger musi
kalischer Instrumente ꝛc.) nie etwas Taugli
ches und wahrhaft Gutes liefern. Entweder
sie nehmen schlechtes Material, oder sie ver
arbeiten es schlecht, oder sie suchen dem Ma
terial von einer wohlfeilern Gattung durch
einen Firniß, eine Vergoldung und dergleichen
das Ansehen einer kostbarern zu geben.
Der nichtjüdische Künstler hingegen läßt sich
nicht allein vom Gelderwerbe leiten; er wünscht
auch sich den Ruhm eines geschickten und rechts
lichen Mannes zu verdienen, und wird des
halb fast immer bessere und eben so wohlfeile
Arbeiten liefern. Sollte der Jude indessen
eben so gute Sachen und zu gleichem Preise
geben, so darf man mit Sicherheit annehs
men, daß er das Material auf eine, in dem
vorigen Abschnitt angeführte, gaunerische Weise
erhalten, oder eine schmutzige Nebenabsicht habe.

Nichts beſſer handeln die Juden als Fabrikbeſitzer und Handwerker. Wehe dem armen Chriſten, der für einen jüdiſchen Fabrikherrn arbeiten muß! Der Teufel iſt barmherziger, als ein Jude. Jener verlangt nur ſchlechte Arbeit und bezahlt ſie, dem Vernehmen nach, gut; dieſer begehrt gute Arbeit, und bezahlt ſie ſchlecht, und, wo möglich, mit falſcher Münze.

Zudem beſitzt der Iſraelit einen empörenden Hochmuth gegen Jeden, der ihm dient, für ihn arbeitet, oder von ihm abhängt. So kriechend er in der Regel ſchmeichelt und liebkoſt, wo er ein Vortheilchen machen, einen Gönner ſich erwerben oder eine Waare an den Mann bringen kann, ſo trotzig, ſo hart und gebieteriſch iſt er, wo er zu fodern oder gar zu befehlen hat. Durch Rohheit und Strenge gegen chriſtliche Untergebene, Arbeiter und Dienſtboten ſuchen die Iſraeliten beſonders ſich für das vermeintliche „Unrecht" zu rächen, welches ihnen von den Gojim widerfährt. Daher ſollte es durchaus nicht geduldet werden, daß Juden chriſtliche Taglöhner und Dienſtboten in Lohn nehmen dürfen; dieſe werden nicht nur von ihnen verdutzt, ſondern um ſich ihrem Lohn- und Herrn oder ihrem jüdiſchen Mei-

ster gefällig zu machen, bequemen sie sich am Ende zu den schändlichsten und nichtswürdigsten Dingen. Die Sittlichkeit christlicher Jünglinge und Mädchen wird in den Häusern israelitischer Herrschaften weit mehr gefährdet, als in offenbaren Bordellen. Dem ekelhaftem Judengeschlechte sind die unnatürlichsten und schändlichsten Laster und Verbrechen immer die liebsten (1).

Nie sollte daher ein christlicher Vater seinen Sohn oder seine Tochter einem jüdischen Brodherrn in Dienst geben, sondern sie lieber einem Dämon vermiethen. Will der Jude bedient seyn, so lasse man ihn sich selber bedienen. Shakespear schildert den Juden Shylock wahrlich noch lange nicht grell und natürlich genug; nicht allein das Fleisch der Christen wollen die Israeliten, nicht allein ihr Blut wollen sie aussaugen; auch ihre Seele wollen sie verschlingen.

---

(1) In B—n war vor einigen Jahren ein jüdischer Kaufmann D—, der mehrere christliche Jünglinge in seinen Diensten hatte, welche er zu einem Laster mißbrauchte, das ich nicht nennen mag. Zwei Schauspieler, die sich damals dort aufhielten, waren verworfen genug, diesem hebräischen Lüstling gegen reiche Bezahlung als Kuppler zu dienen, und ihm noch andere Opfer zuzuführen.

Dies Betragen iſt auch die Urſache, daß kein jüdiſcher Fabrikant und Handwerker gute und taugliche Waare zu liefern vermag. Kein rechtlicher Menſch, den nicht die drückendſte Noth dazu zwingt, arbeitet ihnen. Sie ſelbſt ſind zu faul, zu geizig und betrügeriſch, um mit ihren Händen etwas Ordentliches und Brauchbares zu ſchaffen, und daher werden ſie außer dem Handel, dem Zähneputzen, Leichdorn- und Nägelbeſchneiden und dergleichen widerlichen Dingen, ſelten ein bürgerliches Gewerbe ergreifen, und thun ſie es ja, ſo werden ſie es doch nie zu wirklicher Vollkommenheit und Meiſterſchaft bringen.

6.

Der Jude als Buchhändler.

Ein Unheil drohendes, nicht erfreuliches Zeichen der Zeit iſt unſtreitig das mächtige Streben der Juden, den ſchönſten und edelſten Zweig alles Handels, den Buchhandel, der auf den ſittlichen, geiſtigen und politiſche Zuſtand der Nation, ja der Menſchheit überhaupt von dem wichtigſten Einfluße iſt, an ſich zu reiſſen.

Der Buchhändler ſoll nicht blos Kaufmann ſeyn, nicht blos den Zweck haben, Geld und Schätze zu ſammeln; er ſoll auch als Weltbürger im höhern Sinne des Worts bemühet ſeyn, nach Möglichkeit Alles zu befördern, was im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte für die Menſchheit nützlich und heilſam iſt, und zu ihrer Ausbildung und Veredlung beitragen kann. Dazu gehört aber, daß der

Buchhändler ſelbſt veredelter Menſch ſey, und den Willen und die Einſicht habe, jenem Zweck zu entſprechen. Das kann ein Jude nimmermehr. Er wird niemals im Stande ſeyn, der Wiſſenſchaft oder der Kunſt das mindeſte Opfer zu bringen; das erlaubt ihm ſein ſchmutziger Eigennutz nicht. Er, der keinen Sinn für Ehre hat, wird für ſeine Ehre nichts, und für die Ehre ſeines Vaterlandes noch weniger etwas thun, zumal da er kein Vaterland kennt, als das, wo Milch und Honig in Strömen fließt, und wo jede Weinbeere ſo groß, wie ein Mauſchelkopf iſt. Der Jude wird als Buchhändler ſich Alles erlauben, was nur Schlimmes gedacht werden mag: den Nachdruck, und den Vertrieb nachgedruckter oder ſchändlicher Schriften; Verrath der Preßgeheimniſſe, Verfälſchungen und Unterſchlagung der ihm zum Verlage überlaſſenen Handſchriften; Bedrückungen und Betrügereien jeder Art gegen die Schriftſteller; kurz jedes Mittel, welches ihm Geld bringt und Vortheil gewährt, ſollten auch Literatur und Kunſt, Religion und Sitten, ja die Menſchheit ſelbſt darüber zu Grunde gehen.

Es mag unter chriſtlichen Buchhändlern gleichfalls einige geben, die vielleicht fähig wären, daſſelbe zu thun; allein das Gefühl

Bayerische Staatsbibliothek München

für Ehre und Schande, welches der Jude nicht kennt, wird sie in der Regel von solchen Handlungen zurück halten.

Der Buchhandel der Juden ist gefährlich für das Glück, die Sicherheit und Ruhe vieler Schriftsteller und Verleger. Häufig erscheinen Werke, deren Verfasser und Verleger gar nicht genannt und erkannt seyn wollen. Durch den Verkehr mit jüdischen Buchhändlern wird es fast unmöglich, dergleichen Geheimnisse verborgen zu halten. Die Juden sind neugierig, forschend, schwatzhaft, bestechlich und verrätherisch. Von ihnen kann man für Geld Alles erfahren, was ihnen anvertraut ist.

Was bereits oben von den jüdischen Kaufleuten überhaupt gesagt worden, gilt auch von den jüdischen Buchhändlern. Sie hängen durch die ganze Welt mit allen ihren Glaubensgenossen, wie Kletten, auf das Engste zusammen, wittern und spüren daher alles, was im Verkehr und Handel vorgeht, weit leichter und früher aus, als die Christen. Jeden Bankerott, jedes Fallissement wissen sie lange vorher, ehe es noch zum Ausbruche kömmt, da sie es gewöhnlich sind, die durch ihren Wuchergeist dergleichen Ereignisse herbeiführen. Diese ihre Wissenschaft benutzen sie sehr klüglich, und ge-

ben, ſich unter einander Nachricht. Man „kampt" dem Bankerottirer unter der Hand ſeinen Verlag und ſein Sortiment ab, und ſo werden die chriſtlichen Buchhändler und Gläubiger auf das Nichtswürdigſte um das Ihrige geprellt. Fälle der Art ſind nur zu häufig, und manche ſelbſt noch zu neu und zu erinnerlich, als daß es nöthig wäre, Belege hier anzuführen.

Auch die Bücherkäufer werden durch den jüdiſchen Bücherhandel gefährdet; nicht allein weil die Juden blos auf den zu hoffenden Gewinn und durchaus nicht auf die Güte ihrer Verlagswerke ſehen; ſondern weil ſie häufig alten und neuen Büchern falſche Titel vordrucken laſſen, welches ſo leicht kein chriſtlicher Buchhändler, wofern er anders kein literariſcher Straßenräuber oder Nachdrucker iſt, thun wird.

Nur wer ſelbſt Geiſt hat und geiſtigen Werth beſitzt, kann den geiſtigen Werth von Menſchen, Büchern und Kunſtwerken beurtheilen; davon weiß der Jude aber nichts, denn in Allem, was nicht zum Trödel und Schacher gehört, iſt er ſo einfältig und dumm, wie die ſchmutzigen, unreinen Thiere, deren

Fleiſch er nicht ißt, weil ſie ſeine leiblichen Muhmen und Oheime ſind.

Deshalb iſt auch kein Iſraelit fähig, ein brauchbarer Buchhändler oder Gelehrter zu werden. Er beurtheilt den Werth aller Dinge nach dem Ellenmaas oder nach dem Gewicht, und ſchätzt ein recht dickes weltſchweifiges Buch, mit zierlichen langen Perioden weit höher, als ein kleines, welches wenig Worte, aber viel Sachen enthält (1).

---

(1) Dichter, die jüdiſchen Buchhändlern ihre Werke verkaufen und gut honorirt ſeyn wollen, müſſen ihnen blos Hexameter oder Jamben — ſo wie des Herrn Baron de la M. F. ſeine (an die deutſche Jugend, über Kotzebue's Ermordung) anbieten. Ich erinnere mich eines komiſchen Streits, der erſt vor Kurzem in —n, zwiſchen einem dortigen jungen und ſehr geiſtvollen Dichter und einem Juden, dem alten weichſelköpfigen, einäugigen Buchhändler Sch —, ſich zutrug. Der Dichter hatte ihm gegen ziemlich gutes Honorar eine Sammlung kleiner, allerliebſter Gedichte verkauft, und zugeſandt, um das Geld zu empfangen. Der jüdiſche Herr Verleger erſtaunt über die kleinen Verſe und das „grauſe" Geld, was er dafür ausgeben ſoll, läuft augenblicklich zu dem Poeten: „Main, Herr Kriegsroth, Sie haben mich betrogen; hab' ich Sie doch abgeſchickt ein Sammlung von Gedichten. Hab' ich gedacht, Sie werden mir liefern gute Wahr, brauchbare Wahr, grauſe Wahr! Haben Sie mich aber zugeſchickt ſo kleine Vers, die ſind nicht mal dreit ſwai Soll! Was thu ich damit? Haben Sie wohl gedacht, weil ich main hätte ein Oha', könnt ich nicht ſaihn? Thu ich doch wohl ſaihn mehr mit main een Oha, als Sie mit Ihre ſwai. Hot mich angebauten der Herr Ba-

Man ſollte folglich keinem Juden den Buchhandel geſtatten. Kein chriſtlicher Schriftſteller ſollte einem Iſraeliten ein Werk in Verlag geben; kein chriſtlicher Buchhändler oder Buchkäufer müßte von irgend einem Juden ein Buch nehmen.

Um der jüdiſchen Büchergaunerei plötzlich ein Ende zu machen, ſchlage ich den ſämmtlichen chriſtlichen Buchhändlern, Buchdruckern und Schriftſtellern vor, nachfolgende Uebereinkunft zu treffen:

---

raun, der grauſe Mann, den Göthe un Stollberg boden oofgeſetzt oof ſein Kopf à Dichterkranz, den er nicht will laſſen ſich nehmen, à ganzen Band voll funfzehnfüßige Jamben und alle ganz myſtiſch, nichts als myſtiſch. Da bob' ich geſagt: Herr Baraun, wenn Sie mich noch geben ſu auf jeden Jamben een halben Fuß, dann will ich ſie geben daſſelbige Geld, was ich geb' an den Herrn Kriegsroth! Aber nain, der Herr Kriegsroth boben mich betrauen *salvi veni*, daß ich's herausſch oog! Sie ſind à Betrüger!" Daß der Jude bei dieſem letzten Worte plötzlich beim Flügel genommen zur Treppe herunter und zum Hauſe hinausgeworfen war, kann man ſich denken. Unglücklicher Weiſe war aber ſein Hut oben geblieben. „Nain, Herr Kriegsroth, ruft er nun von der Straße dem Dichter zu, derf ich Sie bitten, daß Sie mich werfen herunter mai Hut. Er bat mich gekoſtet mai Geld." Die Bitte ward denn auch freundlich gewährt. Man ſieht übrigens aus dieſem Geſchichtchen, daß ein Jude weder Einſicht von wiſſenſchaftlichen Dingen, noch Ehrgefühl hat.

1) Kein christlicher Buchhändler darf von irgend einem Juden ein Buch oder dergleichen annehmen, verschreiben, oder kaufen. Wer es thut, der wird ganz als Jude behandelt, und es treten in seiner Rücksicht dieselben Verpflichtungen ein, die in Rücksicht der Juden statt finden sollen.

2) Kein Buchhändler oder Schriftsteller läßt bei einem Buchdrucker, der nach bekannt gemachten Annahme dieses Vereins für einen Juden ein Buch gedruckt hat, irgend etwas drucken, gleichfalls bei Strafe als Jude behandelt zu werden.

3) Eben so wenig darf ein Schriftsteller einem jüdischen Buchhändler irgend ein Werk in Verlag geben, oder zu einem, bei einem Juden herauskommenden, oder von einem Juden redigirten Werke Beiträge liefern, thut er es, nach bekannt gemachter Annahme dieses Vereins; so darf kein christlicher Buchhändler bei obiger Strafe, wieder etwas von ihm verlegen.

4) Soll kein Christ von einem jüdischen Schriftsteller ein Werk in Verlag nehmen.

5) Zu den Juden müssen auch alle getauften Israeliten gerechnet werden.

Dies wäre ungefähr die Grundlage einer ſolchen Uebereinkunft, wodurch nicht allein dem jüdiſchen Bücherröbel, ſondern auch ihrer Zeitſchriftſtellerei ein Ziel geſetzt würde. Ich zweifle nicht, daß einſichtsvolle Buchhändler und Schriftſteller, denen anders die Ehre und das Fortblühen unſerer Literatur an Herzen liegt, meine Vorſchläge annehmlich finden ſollten, und würde herzlich mich freuen, wenn recht bald ein Verein der Art zu Stande käme. Wir Deutſche ſind ein groſes, ſelbſtbeſtändiges und in unſerm eigenen Lande wohnendes Volk. Wir können unſere ſittliche und geiſtige Ausbildung ſelber beſchaffen, und bedürfen keiner Juden dazu.

7.

Der Jude als Gelehrter.

Man würde sehr Unrecht handeln, wenn man den Juden eine gewisse Art von Scharfsinn absprechen wollte. Sobald es auf das Plusmachen ankommt, wissen sie besser und schneller, als die Christen, was ihren Nutzen oder Schaden gewährt. Sie haben einen Instinkt, der sie leitet und der durch die beständige Uebung im Schacher und Verkehr zu einer großen, dem Verstande ähnlichen Stärke ausgebildet ist. Eigentlichen Verstand und solche Erkenntnißkräfte der Seele, die für ein höheres geistiges Wirken sich eignen, besitzen sie aber nicht.

Daher sind sie auch unfähig, Gelehrte im bessern Sinne des Wortes zu werden. Sie haben mit manchen Thieren ein starkes Ge-

dächtniß gemein, können, wie der Papagei, eine Menge von Sachen und Wörtern auswendig lernen; allein Begriffe können sie nicht fassen. Ein gelehrter Jude ist nichts weiter, als ein lebendiger Schrank voll Bücher, von deren eigentlichem Sinn ihm jedoch nichts bekannt ist, und die auf die Bildung seines Geistes und Herzens nicht den mindesten Einfluß gehabt haben.

Indessen geben viele Juden sich gerne das Ansehen einer großen Gelehrsamkeit. Sie werfen mit aufgeschnappten Floskeln, Gemeinsprüchen und Worten umher, aber ihr Kopf ist zu finster, um das, was ihr Gedächtniß behalten soll, auf eine der Welt nützliche Weise auszubilden, zusammen zu stellen, und auf die vorkommenden Fälle gehörig anzuwenden, oder gar selbst etwas Geistiggutes und Großes zu schaffen.

Der einzige wissenschaftliche Zweig, zu welchen die Juden wirklich Neigung und Fähigkeit haben, ist die Rechenkunst; allein bis zum Höhern versteigen sie auch hier sich nur selten. Sie bleiben sehr gern bei den vier Species und bei den Brüchen; nie wird aber ein Jude eine Aufgabe richtig ausrechnen. Soll er Empfänger seyn, so ist das Facit

immer zu groß; soll er zahlen, dann ist es wieder zu gering; er subtrahirt auch sehr gern, wo er von Rechtswegen addiren sollte, und macht eine Null, wo eine Neun stehen müßte. Indessen ist Niemand geschickter, seine Rechnungsfehler zu verhüllen, als ein Jude. Er wird Euch überzeugen, daß zwei mal zwei acht ist, wenn er etwas bekommen soll; und daß vier mal vier zwei sind, wenn Ihr von ihm zu empfangen habt.

Darum mache man ja keinen Juden zum Lehrer der Rechenkunst. Seine Exempelchen sind immer falsch, so richtig sie auch scheinen.

Ich behaupte, der Jude ist unfähig, ein Gelehrter zu werden, d. h. ein Mann, der durch Geist und Wissenschaft der Welt nützlich, und zur Fortbildung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt wirksam seyn kann.

Hier wird sich Abrahams Saame auf Mendelssohn, Maimon, Herz, Lazarus, Bendavid und andere „grauße" Männer berufen. Wem Mendelssohn seinen Ruhm verdankt, hab' ich schon früher gesagt. Lessing, Nicolai und Abbt ließen einige Lichtstrahlen in sein Judengehirn fallen; allein es blieb nur ein Schimmer wie der Schimmer eines Johanneswürmchens gegen der Sonne glänzendes Licht. Mendelssohn

war bis ans Ende ein befangener talmudischer Jude. Was er über manche philosophische Gegenstände herausgab, wäre niemals erwähnt worden, hätte man zu seiner Zeit nicht es wie ein Wunder betrachtet, daß ein Jude auch Bücher schrieb. Nach hundert Jahren, wenn nur erst die Kultur sich mehr ausgebreitet hat, werden die Orang-Outang und Paviane gleichfalls ihre Phädons, ihre philosophischen Abhandlungen, ihre Jerusalem schreiben, ihre Psalme übersetzen und über Aesthetik räsonniren, so klug und vielleicht klüger noch, als Mendelssohn und Lazarus Bendavid, und unstreitig weit gelehrter und gründlicher, als alle jüdische Elegants und Aesthetiker Berlins. Für die Wissenschaften ist eigentlich nichts von den Hebräern gethan und zu hoffen. Sollten aber wirklich Fälle sich finden, daß Juden als Schriftsteller und Gelehrte etwas leisteten, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie nicht von Abrahams Saamen stammten, sondern gestohlene Christenkinder oder Nachkommen solcher gestohlenen und im Judenthum aufgezogenen Unglücklichen waren.

Ueberdies muß man sich ja nicht täuschen lassen, durch die angeblichen Geistswerke vieler Juden. So wie ihre „Nichtgelernten“

krimpeln, so krimpeln auch ihre „Gelernten" und Schriftsteller aus den Schriften der Christen und Nichtjuden zusammen, was ihnen paßt, und geben es nachher für ihr eigenes Machwerk aus. Mendelssohn hat auf diese Weise gar viel gekrimpelt. Besonders las er alle Brosämlein sehr sorgfältig auf, die von Lessings, Abbts, Nicolai's, Gleims und anderer ihren Tischen fielen, goß eine Knoblauch- und Zwiebelbrühe darüber, und bewirthete die Lesewelt damit. Hepp Hepp!

8.

Der Jude als großer und als ſchöner Geiſt.

Einen Juden als großen und als ſchönen Geiſt ſich zu denken, iſt freilich etwas ſchwer, da die Begriffe von groß, von ſchön und von Geiſt ganz dem Weſen der Hebräer widerſprechen. Allein viele Iſraeliten wollen doch gerne große und ſchöne Geiſter ſeyn, und daher verdient dies Kapitelchen ſchon ſeinen Platz.

Unter einem „großen Geiſte von ihre Lait" verſtehen Abrahams Nachkommen, entweder 1) blos einen großen Spitzbuben, oder 2) auch einen ſolchen, der öffentlich Schweinefleiſch, Haſenbraten, Auſtern, Aal, Krebſe und dergleichen unreine Thiere

frißt, von denen Moſes geſagt hat: Du ſollt nicht davon eſſen, und der außerdem noch wohl über ſeine und jede andere Religion in wegwerfendem Tone ſchwatzt, und Tugend und Sittlichkeit mit ächtjüdiſchem Witz als elende Schimären lächerlich zu machen ſucht (1).

Zu der erſten Art großer Geiſter gehörten faſt alle Juden von jeher, denn wenn ſie auch nicht geradezu raubten, ſtahlen und krimpelten, ſo betrogen und wucherten ſie doch, und dieſe großen Geiſter ſind eigentlich die größten und — reichſten.

Eine andre Art von Geiſtesgröße, die man bei vielen Iſraeliten antrifft, nemlich das Freſſen unreiner, mit ihnen zum Theil nahe verwandter Thiere ſollen die Juden Berlins hauptſächlich dem Könige Friedrich Wilhelm, dem Erſten, von Preußen verdanken.

Dieſer Monarch war ein großer Freund der Jagd, und im Thiergarten bei Berlin gab es zu Seiner Zeit nicht wie jetzt, blos zwei-

(1) So wie Herr Saul Aſcher in ſeinem Aufſatze: über das künftige Schickſal des Chriſtenthums (m. ſ. das zweite Stück des Falken von 1815). Gott wird ſeine Kirche wohl ſchützen. Sie wird von Voradams Saamen, von keinen Jeſuiten und Mönchen unterdrückt werden.

beinigtes, ſondern auch vierfüßiges Wild in Menge. Die wilden Eſer und Bachen (Säue) ließ Er, wie man erzählt, häufig ſchicken, und ſie den reichen Juden ins Haus ſchicken, wofür dieſe freilich etwas mehr, als den gewöhnlichen Preis zu erlegen hatten. Das Geld ward nachher theils den Bringern, theils den Armen gegeben, oder ſonſt zu gemeinnützigen Zwecken für nichtjüdiſche Einwohner verwandt. Abrahams Saame, der gegen die unerbetenen Braten einen Widerwillen hatte, mußte ſie oft um das Zehnfache unter dem Einkaufspreiſe an chriſtliche Leckermäuler verkaufen. Endlich ward das Ding doch zu arg, da der König Sich durch die vorgeſchützte moſaiſche Diät nicht abhalten ließ, die jüdiſchen Tafeln mit Wildpret immer reichlicher zu verſorgen. Wenn Er eine Parforcejagd anſtellte, ängſtigten ſich Iſraels zahme und friedliche Kinder in Berlin noch mehr, als ihre wilden Vettern und Muhmen im Thiergarten. Man berieth ſich alſo ernſthaft, was wohl zu thun ſey.

Ein alter Rabbi, dem vielleicht der Mund etwas wäſſerte, gab den Rath: „Es wäre doch Sünde, wenn man ſollt' ausgeben das ſchaine Geld ſo umſonſt an die Gojim; das

Geld sey doch mehr, als Mauses Geseß; man möchte selbst verzehren die wilden Schwein' und die Hasen, und werfen das Geld nicht so weg."

Der Rath war gewiß kein Architophels Rath, und ward von sehr Vielen befolgt. Man fand, daß die Herren Oheime und Fräulein Basen, obgleich sie unrein und nicht koscher waren, doch einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack hatten. Dies war die Ursache, daß nicht nur viele Juden Berlins, sondern auch andere Israeliten jetzt Schinken, Schweine- und Hasenbraten essen, und folglich „grauße Geister" sind.

Eine vorzügliche Stufe ihrer Geistesgröße verdanken also die Juden dem Scherze, welchen ein königlicher Gott mit ihrer strengen Diät trieb. Nun ist Jeder unter ihnen der Schweinefleisch frißt, ein „graußer Geist" und wer am Meisten fressen und dabei recht schweinemäßig schmatzen kann, unstreitig der größte.

Daß viele Juden auch die Verhöhnung nicht blos der äußern Formen, sondern auch des Wesentlichen jeder Religion für das Zeichen eines „graußen" Geistes halten, ist

bei einem ſo tief geſunkenen Volke wahrlich kein Wunder.

Doch wir gehen zu den ſchönen Geiſtern unter Abrahams Saamen.

Dieſe ſind die widerlichſten, zudringlichſten, geſchwätzigſten und hochmüthigſten Ichlinge, die nur zu finden ſind. Sie ſchwatzen unaufhörlich, wollen Alles beurtheilen, was in das Fach der ſchönen Künſte gehört, drängen ſich in den Schauſpielhäuſern an Jeden, den ſie für einen Kenner oder Halbkenner halten, flüſtern ihm zu, ob das Stück „ſchain oder nicht ſchain ſey," was dieſe oder jene Schauſpielerin für Anbeter und Liebeshändel habe, und andere Dinge, wornach ſie gar nicht gefragt ſind, und die Niemand von ihnen zu wiſſen begehrt.

Beſonders gerne zeigt ſich dieſes Geſchlecht auf den Luſtplätzen großer Städte, in recht eleganter Kleidung, die Zigarre beſtändig im Maule, um ſeinen Knoblauchwitz duften zu laſſen, und die klugen Einfälle, welche es die Woche über hatte oder aufſchnappte, an den Mann zu bringen. Wehe dem, der mit ihres Gleichen Schöngeiſtern ſich einläßt. Er wird zehnmal ärger gepeinigt, als Laokoon von ſeinen Schlangen. Wenn ein Jude einen klugen

oder witzigen Gedanken hat oder krimpelt, so zerrt und beißt und wiederkäuet er ihn so lange, bis nichts Klugs weiter daran iſt.

Am unerträglichſten ſind die jüdiſchen Dichterlinge. Sie verfolgen Jeden, der ihnen nur ſein Ohr und ſeine Geduld leihen will, mit ihren albernen beipricken Verſen, und fragen bei jeder Strophe und jedem Abſatze mit grinſendem, ſelbſtgefälligem Lächeln: „Iſt's nicht hübſch? Iſt's nicht ſchain? Iſt's nicht wirklich ätüdeniſch?" Ich ſpreche hier aus Erfahrung; wohl mehr als zwanzig ſolcher iſraelitiſchen Dichterlinge hab' ich gekannt. Allen Buchhändlern laufen ſie nach, und rufen: Koof! Koof! Jede Zeitſchrift, jedes Unterhaltungswerk, jedes Taſchenbuch wollen ſie mit ihren faulen Mauſcheleien verunreinigen. Den Herausgebern ſolcher Schriften ſtürmen ſie faſt das Haus, fodern nur „wainig Haunorar nur zwei Lungidore für den Bogen, oder gleich zu befehlen," und werden ungezogen und grob, wenn man ihr Wiſchiwaſche, mit der höflichen Bemerkung: „daß es ſehr intereſſant ſey, ſich aber für den Zweck nicht eigne" zurückgeben will. Sie machen es noch ärger dieſe Judenpoeten. In ungeheuren unfrankirten Paketen ſenden ſie den Herausgebern von Zeit- und

Unhaltswaſchriften ihre ſchön geſchriebenen und ſchlechtgemachten Fingererzeugniſſe zu, rühmen ſich ihres (ganz unbekannten,) ausgebreiteten Schriftſtellerruhmes, und geben ihren Glaubensgenoſſen ſchriftliche Anweiſungen, das Honorar für das eingeſandte, (NB. unverlangte, und höchſt unvollkommene) Manuſcript von Herrn N. N. zu erheben. Zahlt man natürlich nicht, ſo ſchreien ſie: Au wai, er hat erhalten die Wahr, und will nicht bezahlen das Geld!

Manche muthen ſogar chriſtlichen Schriftſtellern zu, ihre Makler, Kommiſſionaire und Unterhändler zu werden, und ihnen zu ihren unreifen Judenkirſchen-Verleger unter den Buchhändlern, aufzuſpüren, wobei ſie denn das freundliche und unzarte Verbrechen hinzufügen: „daß man ſoll haben ab ein Thaler von jedem Luggidor, den der Buchhändler beſahlen wird.“

Auch verlangen ſie wohl, daß man ihnen ſoll ſchreiben eine kleine Vorred zu ihr Werk, um es zu empfehlen bei die Leſer“, oder daß man es recht lobpreiſend in kritiſchen Blättern anzeigen und beurtheilen ſoll, wofür ſie gerne wollen geben ein gut Douceur (zu Deutſch: Trinkgeld); und was dergleichen alberne Zudringlichkeiten und Anſinnungen mehr ſind.

Die Werke dieſer jüdiſchen Dichterlinge beurkunden übrigens ganz den Geiſt und Charakter ihres Volks. Geſtohlene und gekrümpelte Sachen, ohne Auswahl und Anordnung zuſammen geleimt, oder eine chaotiſche Maſſe von abenteuerlichen Bildern, Gemeinſprüchen und Bombaſt, aus welcher der Judenbart immer hervorkuckt, ſind der gewöhnliche Inhalt. Von dichteriſcher Schöpferkraft, von Originalität, Erhabenheit der Gedanken und Empfindungen iſt nichts bei den Juden zu ſuchen. Ihr Dichtergeiſt iſt kein Adler, der ſich groß und ſtolz mit kühnem Fluge zur Sonne erhebt, ſondern eine häßliche, flügellahme Krähe, die im irdiſchen Schlamme umherkrächzt. Wo der Jude erhaben ſeyn will, da macht er ſich lächerlich; wo er etwas Witziges ſagen will, iſt er platt und gemein. Ein jüdiſcher Poet in W — n, der den Tod ſeiner Geliebten, welche die Tochter eines Lumpen-, Bücher- oder Kleidertröblers war, beklagen wollte, begann ſeine Threnodie mit den hochtrabenden Worten: „Klaget, ihr Eichen im Thale Joſaphat, denn die Ceder auf Libanon iſt gefallen.“ Der Vergleich einer Knoblauchduftenden Judendirne mit der Ceder auf Libanon, war doch bei Gott, etwas gewagt.

Ihrer Judennatur getreu, benutzen die israelitischen Dichterlinge und Schriftsteller Alles, wodurch sie „können gewinnen equis Moos!“ Ehre bei den Zeitgenossen und Ruhm bei der Nachwelt haben für sie keinen Reiz; Geld ist die Losung, ist das Ziel alles jüdischen Strebens. Daher betrügen sie selbst in ihren Versen, wo sie nur können. — Für eine lange Sylbe geben sie eine kurze; für vier kurze eine lange; und schlagen häufig einen Fuß und wohl mehrere unter. Drei und viertehalbfüßige Hexameter verkaufen sie für sechsfüßige, und geben höchstens eine altmodische Vorschlagssylbe zu, weil sie an das Vorschlagen gewöhnt sind. Wehe dem armen Verleger, er nicht Vossens, Apels und Hermann's Werke über den Versbau gründlich studirt hat, und sich mit Judendichtern einläßt. Sie werden ihn mit ihrem Vorschlagen, mit ihren kurzen Sylben und ihren drei- und viertehalbfüßigen Hexametern an den Bettelstab bringen!

Sogar falsche Reime (Putern oder Judenreime) (1) geben sie aus, wie falsche Du-

(1) Die Gedichte vom Herrn Doktor August Kuhn, (dem Herausgeber des Schlesingerschen Frei-

katen, und reimen z. B. Sinn auf blühn, weiße auf Reise, und dergleichen Betrügereien mehr, deren sich kein christlicher Dichter so leicht schuldig macht.

So karg die jüdischen Versemacher mit ihren Sylben sind, so freigebig sind die Prosaisten mit ihren Worten. Was ein christlicher Schriftsteller mit zwei Worten sagt, dazu gebrauchen sie hundert. Ganz natürlich! Je mehr Wörter, je mehr Zeiten, und je mehr Zeilen, je mehr Seiten und Bogen, durch die sie den Verleger, der den Unsinn nach Bogenzahl bezahlen soll, in Verlegenheit setzen wollen. Daher die Redseligkeit und Breite in ihren humoristischen Aufsätzen, in ihren Nelken, ihren Hortensien u. s. f.

An ihren Werken sollt Ihr sie erkennen! sagt unser Heiland! und da erkennt man denn, daß Israels Nachkommen keine so dichterische und romantische Genies sind, als wofür Manche gerne gehalten seyn möchten. Die Familien-

---

müthigen für beschnittene und ungehangene Leser) enthalten eine Menge solcher Juden- oder Puterreime, weshalb auch boshafte Menschen in Berlin aussprengten: der Herr Doktor habe sich insgeheim beschneiden lassen. Dies war aber eben so falsch, wie seine Reime.

namen, welche ſie, nach einer, in den meiſten Ländern ergangenen Verordnung, ſeit mehreren Jahren ſich zulegten, klingen freilich recht hübſch und poetiſch z. B. Hyazinthenduft, Lilienengel, Adlersheim, Levkojenfels, Violenſaft, Wonnethal, allein dieſe reizenden Namen haben weder den Geruch noch den Dichtergeiſt der Hebräer verbeſſert. Die Fledermaus wird nie eine Nachtigall werden, und wenn man auch die ſchönſten Namen ihr gäbe.

Um meinen Leſern ein Pröbchen von den äſthetiſchen, poetiſchen und dramaturgiſchen Einſichten der Juden zu geben, theile ich hier ein belauſchtes Geſpräch mit, deſſen Wahrheit noch weniger bezweifelt werden kann, als die große Berliner Verſchwörung.

9.

Aaron Cohn und Adolph Marcus Schleswicher; oder die Juden als Aeſthetiker und Dramaturgen.

(Aaron Cohn, ein jüdiſcher Elegant und Dramaturg. Adolph Marcus Schleswicher, ein wechſelndſüßiger, einäugiger Kleider-, Lumpen- und Büchertrödler)

Aaron Cohn ſitzt, eine Rumflaſche vor ſich, und ſtudirt im Kuhnſchen Freimüthigen.

A. M. Schleswicher (eintretend) Schabbes!

Aaron Cohn. Schabbes! Setzen Sie Sich

A. M. Schleswicher. Nohn, ſeind Sie geweſen geſtern Abend in die Komedie? Haben Sie geſaihn das Stick von die Maria

Steuerſche un von die Eliſabeth? Ich konnte nicht gahn hin, weil ich hatte zu verhandeln ån alten Oberrock un ſwai Poor Pampuſchen. Sogen Sie mich doch, war's hibſch?

Aaron Cohn. Ei wohl! 's wor ſchain, wunderſchain, ſog' ich! Wahrhaftig aiſthetiſch!

A. M. Schleswicher. Sogen Sie mich doch, das iſt das, wenn Sie ſprechen: aiſthetiſch?

Aaron Cohn. Nohn, verſtehen Sie denn kein Deutſch? Wenn da wackelt der Tiſch, und ich rick ihn, und ſpreche: ai, ſteh Tiſch! und er ſtieht, iſt's dann nicht gut, iſt's dann nicht ſchain?

A. M. Schleswicher. Soll mer Gott! Nun verſteh ich's! Aiſthetiſch iſt gut, iſt ſchain! So verzählen Sie mich doch was von die Comedie, und ob Sie oech hoben tichtig gelacht?

Aron Cohn. Mein, 's wor ja nicht zum Lachen, 's wor ja zum Weenen! Es wor 'ne Tragödie!

A. M. Schleswicher. Was iſt das denn, eene Tragödie?

Aaron Cohn. Eene Tragödie iſt eene Tragödie, een Trauerſpiel, wo geweent wird und gejammert!

A. M. Schleswicher. Main, worüm denn?

Aaron Cohn. Weil in á Tragödie immer wird eener gehängt, oder geköpft, oder gerädert, oder gespießt.

A. M. Schleswicher. Das muß seyn hübsch! Wirklich ästhetisch! Ich möcht's wohl saihn, wenn man nicht wären die Billeter so theier; doch ich will gaihn auf die Gallerie, wenn wieder ist Tragödie. Oder verzählen Sie mich doch was von die Tragödie! Wor's hübsch zu saihn?

Aaron Cohn. Freilich war's hübsch! Recht ästhetisch. Die Kainigin Elisabeth, ach, die wor wunderschain. Sie hatt' Ihnen oof den Kopf á Diadem von lauter ächte Brillanten; ganz ächt sog' ich Ihnen, ganz ächt! Ich gäbe noch heute zehntausend Tholer, wenn ich sie hätte für das Diadem.

A. M. Schleswicher. Ach, das muß gewesen sind schain! Wirklich ästhetisch!

Aaron Cohn. Und dazu hatte sie á Thraun von lauter Gold, und bedeckt mit Purpur.

A. M. Schleswicher. Mit Purpur? Was sogen Sie? Und was hatte sie denn an für á Kleid? Verzählen Sie mich doch?

Aaron Cohn. Von lauter Lyoner Spitzen, und Alles beſetzt mit ächte Brillanten und Juwelen und Perlen!

A. M. Schleswicher. Main, wenn ich doch hätte das Klaid; ich wollte gleich geben all meine Bücher!

Aaron Cohn. Und wenn ich nur hätte den Hauptſchmuck und die Ring', die ſie trug an die Finger, ich wollte gleich dafür geben all maine humoriſtiſchen Aufſätz', und beſohlen all maine Schulden, und doch noch bleiben á behaltener Mann!

A. M. Schleswicher. Aber die Eliſabeth, hot ſie geſpielt gut ihre Rolle?

Aaron Cohn. Jo wohl hot ſie geſpielt gut! Hot ſie doch laſſen köpfen die Maria! Hoben die Goſim und ihre Frauen alle gejammert, gewimmert, gebibbert, geweent, wie die Kinder, und ich habe ooch geweent mit, weil ich nicht konnte kreien das Diadem, und die goldnen und ſilbernen Geräth, und das Klaid mit die ächte Brillanten und Juwelen und Perlen von die Kainigin Eliſabeth.

A. M. Schleswicher. Main, das muß geweſen ſein wunderſchain! Hoben Sie geſathn köpfen die Maria?

Aaron Cohn. Das geschieht ja nicht vorn auf die Biehne! Da wirde jo Alles besprützt mit Blut! Das wäre nicht aisthetisch. Das geschieht hinter die Kulissen.

A. M. Schleswicher. Main, denn geb' ich doch nicht darüm aus á Pfonig. Warüm soll ich besohlen main Geld, wenn ich nicht soll saihn das Beste von die ganze Geschicht? Saihn Sie hier, wollen Sie hoben án Würstchen von Knoblooch? 's ist koscher! 's ist wirklich aisthetisch! Maine Täubche hot es selber gestopst.

Aaron Cohn. Ná, ná, ich danke! Ich kann nicht essen die Wurscht mit Knoblooch, weil ich muß nachher gaihn hin zu main Herr Schwiegerpopo, wo zusammen komen die freisinnigste und witzigste Köpf von unsre Lait und ooch von die Gojim. Wenn ich dann hobe gegessen die Wurscht, dann sprechen die Gojim hinter mich her, daß ich bin á Jüd, und daß ich rieche nach Knoblooch!

A. M. Schleswicher. Ei, so heben Sie's Sich oof zum Schnäppchen, wenn Sie gaihn zu J—r—s. Hier will ich es Sie legen hin! (Er legt die Wurst auf einen Packen Bücher.)

Aaron Cohn. Main, ſollſt Du doch verſchwärzen Du Lump! Hot er mich gelegt die Wurſt auf meine Hortenſien und Nelken! Nohn wird mich Alles riechen nach Knoblooch! (Er giebt J. A. Schleswichern ein paar Ohrfeigen)

A. M. Schleswicher. Wai geſchrieen, er hot mir geſchlogen! Er hot mir geſchlogen! Nohn will ich loofen zum Rabbi, und ſogen es Dem.

10.

Der Jude als Arzt und Apotheker.

Nicht allein seine Wissenschaft soll der Arzt gründlich kennen, sondern auch veredelter Mann, Menschenfreund im höchsten Sinne des Worts soll er seyn und das Streben nach Gelderwerb dem höhern Streben der leidenden Menschheit nützlich zu werden, immer unterordnen.

Das ist bei dem Juden unmöglich und daher wird und und kann er nie die Pflichten eines Arztes gehörig erfüllen. Wenn auch wirklich ein Jude im Stande wäre alle Kenntnisse eines guten Arztes zu erlangen, so ist doch der Charakter dieses Volks zu verderbt, als das man sich ohne Besorgniß der Hülfe eines Judendoktors anvertrauen könnte.

Schon der tödtliche Haß, welchen Abrahams Saame gegen alle Sojim nährt, die

Bestechlichkeit, Feilheit und Verworfenheit dieses Gezüchts müssen jeden Christen zurückschrecken sich des jüdischen Raths in Krankheitsfällen zu bedienen. Der Judendokter wird so gut Gift, als heilsame Mittel geben, wenn er nur damit gewinnen kann eppis Moos.

Ueberdies sucht man nicht allein Hülfe bei dem Arzte; er soll häufig auch der Freund, Tröster und Rathgeber der Leidenden seyn Er erfährt oft die häuslichen Geheimnisse derselben und muß davon eben sowohl schweigen können, als von ihrem Krankheitszustande. Das vermag kein jüdisches Nußknackergesicht. Wer ein Israelit weiß, daß erfahren alle seine Glaubensgenossen und auch andere, wenn er durch seine Plauderhaftigkeit nur Vortheile erlangen kann, und keinen Schaden befürchten darf.

Aus diesen Gründen sollte es keinem Juden gestatten werden Hygienens göttliche Kunst auszuüben. Selbst bei ihrem Volke müßte ihnen dies nicht einmal erlaubt seyn.

Auffallend ist es wirklich, daß die Juden, in Deutschland noch ihre Gewerbfreiheit nicht bis zur Apothekerkunst ausgedehnt haben, da doch eine Apotheke immer ist eine „schaine Hypothek, die giebt so herrliche Persenten“ Uebrigens würde eine jüdische Apotheke mit

Recht für eine privilegirte Giftmischerei gelten können, sowohl wegen der Verschlechterung der Arzneimittel, welche man von den Hebräern mit Recht voraussetzen darf, als wegen der feilen Willfährigkeit, womit sie allen Erbschleichern und Gaunern die gefährlichsten Gifte verschachern würden.

Ein Volk, welches wie die Geschichte uns lehrt, gesunken genug war, Brunnen und Quellen zu vergiften; ein Volk, welches den tödtlichsten Haß gegen alle Christen nährt, und öffentlich äußert, läßt auch das Schlimmste befürchten.

Deshalb müßte keinem Hebräer verstattet seyn als Arzt an das Krankenbette eines Christen zu treten. Der letzte Seufzer des Sterbenden wird für ihn ein Wonneton seyn, die Klagen der Gattin und Kinder werden wohl seinen Spott, aber nicht sein Mitleid erregen. Wollte mann wirklich jüdischen Aerzten die Ausübung ihrer Wissenschaft gestatten, so sollte man sie blos damit auf das Israelitische Ungeziefer beschränken. Möchten sie davon so Viele auch in Abrahams Schoos liefern, als sie nur könnten, das würde kein Verlust für die Menschheit, sondern ein wahrer Gewinn seyn.

11.

Der Jude als Edelmann.

Kein türkischer Bassa kann hochmüthiger auf seine drei Roßschweife seyn, als ein Mauschelbaron auf seinen Adel, besonders gegen Nichtsjuden, die etwas bei ihm suchen, oder in einem abhängigen Verhältniß zu ihm stehen. Friedrich Buchholz sagt irgend wo: „ein ehrlicher Jude sey noch seltener, als eine hölzerne Pelzmütze.“ Ist dies der Fall, wie weit seltener muß da noch ein edler Jude seyn. Aus einem Israeliten einen Edelmann zu machen, ist federleicht, aber in einen edeln Mann kann kein Fürst der Welt einen Juden verwandeln. Der Mauschel- und Schachergeist klebt den Hebräern an, wie der Zwiebelgeruch und der Erbgrind und kann weder durch die Taufe abgewaschen, noch durch ein Diplom erstickt

werden. Ein jüdischer Baron ist übrigens auch in den größten Menschengewühl kenntlich. Mit dem Blick eines Falken guckt er nach allen Seiten umher, ob nicht irgend wo ein Nobbes für ihm zu machen ist, ob nicht irgend ein Goi den Hut vor ihm zieht, und wundert sich gar sehr, wenn Niemand ihn grüßt. An alle Vornehmere und Reiche drängt er schmeichlerisch und kriechend sich an; gegen einen Juden, der nicht vornehm und reich ist, ihm nicht nützen oder schaden kann, und wohl gar unter ihm steht, ist er verächtlich, grob und gemein.

So hochmüthig der gradelte Jude gegen die Christen ist, so herablassend ist er gegen seine Glaubensgenossen; denn selbst der ärmste Bettelmauschel scheint ihm „tausend Persent" mehr werth, als der Kaiser oder König, der ihm den Adel verlieh.

Dies Zusammenhalten der vornehmen und reichen Juden mit den Geringern, würde ihrem Volke zur Ehre gereichen, hätte es nicht den bösen Zweck, durch gemeinschaftliches Streben alle Christen zu unterdrücken und zu Grunde zu richten. Das offenbart sich besonders bei ihren ungeheuren Wucher und Handelsgeschäften, wo Arme und Reiche, Vornehme und

Gerüge ſich treulich die Hand bieten und fort helfen.

Daher können jüdiſche Barone, deren Vorfahren vor hundert und weniger Jahren Bands, Bettel- und Trödeljuden waren, Kaiſern und Königen und Republiken ungeheure Summen anleihen, und ſich ganze Reiche zum Unterpfande verſchreiben laſſen.

Unter ſolchen Umſtänden wird es kein Wunder ſeyn, wenn nach kurzer Zeit jüdiſche Dynaſtien europäiſche Throne beſteigen. Geld iſt ſtärker, als die Schraube des Archimedes, und das meiſte Geld haben die Juden in Händen. Man ſollte ſie daher in ihrem Beſtreben, es vollends an ſich zu reiſſen, nicht durch Adel und Würden, die man ihnen für ihren Wucher ertheilt, noch mehr ermuntern.

Der Jude hat freilich kein Ehrgefühl, aber er liebt Ehrentitel und läßt ſich keine Koſten und keine Mühe verdrießen, um ſie zu erlangen, weil er weiß, daß ſie ihm bei Großen und Mächtigen, die er gern bemauſcheln mag, leicht Zutritt verſchaffen.

So hat denn auch der Adel, ſo haben die Titel, welche manche Fürſten an Juden verſchenkten, dieſe keineswegs veredelt oder verbeſſert, ſondern ſie nur noch weit ſchlechter,

und für die Menſchheit verderblicher gemacht, und daher wäre zu wünſchen, daß man künftig den Wucher der Juden mit Staupbeſen und Brandmark, aber nicht mit Orden und Würden belohnte, die bei einem Iſraeliten ſich wenig beſſer ausnehmen, als ein goldenes Medaillon an dem Halſe eines bekannten unreinen Hausthieres, von dem Moſes den Juden gebot, ihr ſollt nicht davon eſſen.

12.

Der Jude als Soldat.

Von jeher haben ſich die Juden nicht durch Muth, aber durch Feigheit in ihren Kriegen ausgezeichnet.

Nirgend findet man in ihrer Geſchichte einen wirklichen Helden, nur durch Uebermacht oder durch Liſt erfochten ſie ihre Siege. Die Kanaanitiſchen Völker waren in ihrem Innern durch Zwiſtigkeiten zu ſehr getheilt, um den Juden kräftigen Widerſtand zu thun, und daher kam es, daß Abrahams Saame ſie ſo leicht überwandt. Auch war vielleicht das ſittliche Verderben dieſer Völker zu hoch geſtiegen, als daß ſie nicht hätten unterjocht werden ſollen.

In neuern Zeiten haben die Juden freilich großes Wohlgefallen an den Kriegen der Christen gefunden, allein thätigen Antheil nahmen sie nicht anders, als durch Geldanleihen, Lieferungen, Marketendern und andere Geschäfte, wobei sie Fürsten und Völker tüchtig bekämpften.

Blos im 7jährigen Kriege faßten die Mauschel in Prag den muthvollen Entschluß, „daß sie doch ooch wollten ausrüsten ein klein Regiment von ihre Lait gegen den Kainig von Preußen.“ Das Regiment ward wirklich errichtet und marschirte mit langen stattlichen Bärten, glänzenden Uniformen und Waffen unter einem großen Zulaufe von Menschen aus der der Stadt. Man versprach sich wichtige Thaten von Israels Helden, allein kaum waren sie eine Stunde weit von Prag, als sie einen Boten von ihre Lait an den Commendanten mit der Nachricht sandten: „sie wären gekommen bis an die Mühle, aber des Müllers kleine Jungen wollten sie nicht lassen über die Brück, und würfen sie immer mit Dr—. Nie hätten sich deshalb zurückgezogen, und bäten den Herrn Commendanten, daß er ihnen schickte einen oder zwei Mann Sauvegarde, um sie zu helfen über die Brück.

Schon dieſer Zug beweiſet, daß die Juden keine großen Kriegshelden ſind. Jeder Staatsbürger iſt verpflichtet, zur Zeit allgemeiner Noth und Gefahr das Vaterland vertheidigen zu helfen. Wer dazu fähig iſt und es nicht thut, kann kein guter Staatsbürger ſeyn, weshalb auch die Juden keineswegs zu Anſprüchen auf ſtaatsbürgerliche Rechte befugt ſind. Feigheit iſt Grundzug in dem Charakter der Hebräer und offenbart ſich beſonders im Kriege. Sie ſchreien gleich: au wai! wo die Rede iſt vom Pulver und Blei, und ſetzen durch ihr Gebibber, Geſchnatter und Gewimmer ſelbſt die chriſtlichen Krieger in Unmuth. Deshalb iſt es auch nicht rathſam, Hebräer unter chriſtlichen Heeren zu haben; ſollen ſie aber ihre beſondern Truppenabtheilungen bilden, ſo laufen ſie gleich beim erſten Schuſſe davon (1) und richten durch übereilte Flucht noch größeres Unheil an. Kurz ein Jude taugt

(1) In der Schlacht bei Leipzig ereignete ſich, wie mir ein wahrhafter Mann erzählte, ein höchſt komiſcher Vorfall. Ein Jude, der, ich weiß nicht bei welchem Regimente ſtand, erhob plötzlich ein Jammergeſchrei: au wai! au wai! ich hab' erhalten a Schuß, ich fühl Blut an main Unterleib! und ſank ohnmächtig vom Pferde. Seine Kameraden nahmen ihn augenblicklich auf, und als der Wund-

ſo wenig zum Krieger, als zum Bürger. Er hat den Werth des Lebens nicht begriffen und erträgt lieber das ſchändlichſte Daſeyn, als daß er einem ehrenvollen Tode muthig entgegen ginge. Von einem ſolchen Volke darf man weder etwas Gutes, noch etwas Großes erwarten.

Daher ſollte man ihnen in militäriſchen Staaten am wenigſten das Bürgerrecht einräumen. Wer die einem Rechte gegenüber ſtehenden Pflichten weder erfüllen kann, noch mag, der darf auch das Recht ſelbſt nicht beſitzen. Aus Feigheit entziehen ſich die Juden der edelſten und höchſten Verbindlichkeit, den Staat und ihre Mitbürger, wo es Noth thut, vertheidigen zu helfen; Wie iſt es denn möglich, daß man ihnen gerade die wichtigſten Vortheile, welche die Staatsgeſellſchaft rückſichtlich des Handels und der Gewerke darbietet, zugeſtehen kann!

Ueberdies erkennt kein Jude ein anderes Vaterland an, als ſein geliebtes Canaan, keine andern Landsleute, als das Mauſchelge-

---

ariſt den Schaden beſah, fand man, daß Mauſchelchen ſich blos aus Angſt ein bischen todt—ſtellt und dies für List gehalten hatte.

ſchlecht; wie könnte er daher ſelbſt, wenn er den Muth eines Bayard hätte, wohl treuer und tapfer fechtender Krieger in einem chriſtlichen Heere ſeyn. Auch haben die Iſraeliten kein Gefühl für Ehre; kein Verlangen, durch glänzende Thaten, ſich bei ihren Zeitgenoſſen Achtung und Liebe, und Ruhm bei der Nachwelt zu erwerben, hebt ihre Bruſt. Sie ſtreben blos nach glänzendem Metall und daher kann man ſie wohl zu Spionen, aber nicht zu Vaterlandsvertheidigern gebrauchen.

13.

Saul Isaschar und Aaron Marcus Schleswichers vernünftige Gedanken über Gewerbefreiheit.

Saul Isaschar. Hoben Sie wohl gehaiet, was staiht in die Zeitung, daß do bleibt die Gewerbefreiheit?

A. M. Schleswicher. Main, was kümmert uns die Gewerbefreiheit, wenn wir nur behalten die Verderbefreiheit.

Saul Isascher. Nohn, die hoben wir jo! Aber es ist doch schain mit die Gewerbsfreiheit, können wir doch werden Alles, was wir wollen, wann wir nur hoben Moos. Können wir werden Aptecker, können wir werden Doktor, können wir werden Buchhändler und

Gelernte, können wir werden Barone und Grafen und Fürſten, wenn wir nur haben Moos, daß wir können kaufen den Gewerbeſchein?

A. M. Schleswicher. Main, da hot mich geträumt á Träum, weil wir doch haben die Verderbsfreiheit. Seihn Sie, da hab ich geſehn á Geſicht im Traum, daß ich kam in Peking nach hundert Jahr und da kamen mich entgegen all die Jungfrauen und Jüngling von unſere Leit mit Naigen und Harfen und Euterren und waren geſchmückt mit Perlen und Juweln, mit lauter ächte Stain, und da fragt ich, warum ſie wären ſo fröhlich, da haben ſie mich geführt herein in die Stadt, und haben mich gewieſen ein kleines Gäßchen, was jetzt heißt die Iſraelitengaſſe und haben geſagt, das hieße nun die Goimesſtraße. Auch hab ich geſaihn, daß die Goim und Accum waren die Knecht und Sklaven und mußten uns dienen und arbeiten. Haben wir ſie geſpannt vor den Pflug, haben ſie müſſen ackern unſer Feld und es beſäen und wir haben geerndet.

Nohn, es wird ſchon werden wahr, was geredet haben unſere Rabbiner, daß es wird kommen á goldne Zeit, wo wir werden herr-

ſchen über alle Völker und Länder, nur nicht über die Flüſſe und Meere, weil Mauſes hot keine Balken darunter gelegt, da werden ſalhn die Goſim, daß wir doch auch wiſſen, was ſchain iſt und edel.

Saul Iſaſchar. Main do ſogen ſie immer, wir hätten kein Sinn für das Edle. Haben wir doch wohl mehr Sinn für das Edle, als ſie? Kennen wir doch beſſer die edeln Metall und die edeln Stain, als die Goſim! Iſt's doch á Beweis, daß wir haben viel Gefühl für das Edle.

A. M. Schleswicher. Wai geſchrien! was hair ich!

Saul Iſaſchar. Nun, was iſt denn?

A. M. Schleswicher. Loof, loof! da rufe's hepp, hepp!

Saul Iſaſchar. Main! Wo bleibt nun unſere Verderbtheit! Loof, loof! rette dich, ich höre ſchon donnern die Kanaunen.

A. M Schleswicher. Soll mer Gott, wenn ich nur hätte meine Biecher.

Saul Iſaſchar. Und wenn ich doch hätte meinen Falken ſeine Flügel.

14.

Betrachtungen über Verbeſſerung, Ausrottung und Vertreibung der Juden.

Seit Dohms Zeiten iſt viel über bürgerliche und ſittliche Verbeſſerung der Juden geſchrieben, und in manchen Ländern räumte man ihnen wichtige Rechte ein, auf welche zum Theil nicht einmal chriſtliche Staatsbürger Anſpruch hatten. Man glaubte ſie hierdurch zu beſſern, und vielleicht nach und nach mit den Chriſten zu verſchmelzen; allein jene Rechte wurden von ihnen blos als weiterer Spielraum für ihre Schacherei und ihren Wucherſinn benutzt, und ſtatt ſich den Chriſten zu nähern, verhärteten ſich die Iſraeliten immer mehr in ihrer alten feindſeligen Abgeſchloſſenheit.

Christ und Jude sind einander abstoßende Pole, sind Metalle ohne Wahlverwandtschaft, bei denen kein Gedanke an Verschmelzung statt findet. Man gebe einem Juden alle sieben Sakramente unter tausenderlei Gestalt, man gebe ihm ausser der Wasser-, auch die Feuertaufe; er wird schreien: „au wai, machen sie mich denn kein Schmerz, will ich so werden recht gern á Cai!" aber ewig wird er ein Jude bleiben. Man sieht das an allen Israeliten, die zum Christenthume übertraten, sie blieben was sie waren. Ein Jude kann nie besser werden, denn das wenige Gute was an ihm ist, wird schon bei der Beschneidung weggeschnitzt.

Der Plan, die Israeliten mit den Christen zu verschmelzen, war also gewiß eine der lächerlichsten Thorheiten des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts.

Abrahams Saame hat noch mehr Erbsünden, als Erbgrind; dies wäre das Einzige, was die Christen durch eine Verschmelzung oder Vereinigung mit ihm, gewinnen könnten.

Durch die Rechte, welche man in mehreren Ländern den Israeliten zuwandte, verletzte man die Pflichten gegen die christlichen Staatsbürger. Man legte dadurch den Grund zu der, in vielen Gegenden herrschenden Ar-

muth und Nahrungslosigkeit, indem die Juden allen Handel und alle Gewerbe ihrer christlichen Mitmohner erstickten; und so gab man Veranlassung zu dem Sittenverderben, welches unter den niedern Ständen sich verbreitete und diesen die gewöhnliche Folge der Nahrungslosigkeit ist. Was soll man aber beginnen mit Abrahams unreinem Saamen?

Hier möchte ich mehrere Vorschläge thun, wodurch die Heymänner befriedigt, und allem Ungemach der Juden ein Ziel gesetzt würde.

1) Man verkaufe Israels Kinder an die Engländer, welche sie statt der Schwarzen in ihren indischen Pflanzungen vortrefflich gebrauchen könnten.

2) Bekanntlich haben die Juden ein herrliches Spürorgan für alle edeln Metalle und Steine, und würden daher sehr gut zum Bergbau sich passen. Will man sie also den Britten nicht käuflich überlassen, so mache man Bergleute aus ihnen, gebe ihnen aber ja solche Kleider, die weder Taschen noch Unterfutter haben; und versiegele ihnen jedesmal den Mund, damit sie weder Erze, noch Edelgesteine verschlucken und krimpeln können. Um dies noch besser zu hindern, müßte man alle

geheime Polizeispions als Wächter und Aufpasser bei den Bergwerken anstellen, dann wäre für die gleichfalls gesorgt.

3) Darf die Juden sich ferner nicht fortpflanzten, könnte man auch Alles, was von ihnen an die Wand p—t—lt, statt es bes beschneiden, künftig verschneiden lassen.

Ihre Weiber und Töchter wären sehr gut in gewissen weiblichen Erziehungsinstituten, als barmherzige Schwestern zu benutzen. Durch ihren no blauch s und Zwiebelgeruch würden sie manchen Ehemann von der Sünde zurückschrecken, und folglich zur Sittlichkeit beitragen.

Am Besten wäre es jedoch, man reinigte das Land ganz von dem Ungeziefer, und hiezu giebt es gleichfalls zwei Mittel.

Entweder, sie durchaus zu vertilgen, oder sie auch, wie Pharao, die Meininger, Würzburger und Frankfurter es gemacht haben, zum Lande hinauszagen, nur müßte man nicht, wie der König Egyptens, ihnen Gold, Silber und köstliche Geräthe mit auf den Weg geben, sondern was sie an Edelgesteinen, Geld, Staatspapieren und Wechseln etwa hätten, ihnen abnehmen. Dazu sind wir Christen völlig bes

fügt; denn Alles, was die Hebräer beſitzen, haben ſie uns und andern Völkern gekrimpelt. — Nach der Zerſtörung Jeruſalems wurden ſie Sklaven und Bettler, und erwarben erſt ſpäter durch ihren Wucher und ihre Gaunereien Alles, was ſie jetzt noch beſitzen.

Obgleich ich, meines Orts, die Tödtung eines Juden weder für Sünde, noch für ein Verbrechen, ſondern blos für ein Polizeivergehen halte, ſo werde ich doch nie rathen, ſie, wie es jetzt in andern Fällen Mode zu werden ſcheint, ungehört zu verdammen und zu beſtrafen. Wollte man ſie alſo vertilgen, ſo müßte ein peinliches Gericht niedergeſetzt werden, um ſie, wegen ihres mehrtauſendjährigen Unfugs zu richten, allein eine ſolche Unterſuchung möchte noch mehr koſten, als Warrn Haſtings berüchtigter Prozeß, und leicht könnte das Urtheil dahin ausfallen: daß ſämmtliche Juden mit Gold und Edelgeſteinen geſpickt, für ihre Bosheiten in flüſſigem Silber gekocht werden ſollten. Das wäre aber Schade, um die ſchönen edlen Metalle und Steine, womit unſere Könige und Fürſten ihre Schulden bezahlen, Truppen und Schiffe ausrüſten, Kriege führen, und andere menſchenfreundliche

und wohlthätige Zwecke erreichen könnten. Am Gerathensten wäre es daher, man brächte die Juden, welche in Deutschland, außer einigen großen und kleinen Herren, wenige Verehrer mehr haben, sämmtlich auf den Schub, und nach dem gelobten Lande hin, wo Milch und Honig innen fleußt und die großen Weintrauben wachsen. Mit einigen tausend Kanonen, könnte man das Ungeziefer über die Türkei bequem fortschüppen. Abrahams Nachkommen würden ihre beschnittenen Halbbrüder, die Ismaeliten gleichfalls weiter schieben, und wir hätten Constantinopel ohne einen Tropfen Christenbluts dann wieder erobert.

Um ihre Sitten zu verbessern, und den Schacherteufel ihnen auszutreiben, müßte man nur Napoleon Bonaparte von Helena zurückberufen und ihn zum Könige der Juden ernennen. Hoffentlich würde er sie fleißig zu Kriegen gegen die Türken gebrauchen, wodurch ihr Muth wieder gestählt würde, und vielleicht könnten sie auf diese Weise ganz von der Erde vertilgt werden, ohne daß man nöthig hätte, selbst Hand an sie zu legen. Für Napoleon wäre das jüdische Reich ein anständiges Altenstheil, und bei der bekannten Tapferkeit der

iſraelitiſchen Krieger dürfte man nicht fürchten, daß ihrem eroberungsſüchtigen Könige es je einfallen würde, unſere Monarchen mit Krieg zu überziehen. Napoleon könnte auch ſehr gut die Anfangsbuchſtaben, womit Pilatus das Kreuz unſers Heilandes ſchmückte, nemlich I. N. R. I. auf ſeine Münzen ſetzen laſſen, wo man dann leſen müßte: Primus Napoleon, Rex Judaeorum, oder auch: Imperator Napoleon, Rex Judaeorum. Es iſt mein herzlicher Wunſch, daß dies zum Beſten der Juden geſchehe; dann wird man ſehen, daß der Heide Pilatus ein eben ſo guter Prophet war, als einer von Samuels Zeiten an im ganzen alten Teſtamente zu finden iſt.

Daß die Iſraeliten übrigens gegen den vorgeſchlagenen König keine ſtaatsgefährliche Verſchwörungen eingehen, und keine demagogiſche Umtriebe dulden würden, da Napoleon, nach der Verſicherung mancher von denen, die früher ihm huldigten, aus abrahamitiſchem Saamen entſproſſen ſeyn ſoll.

Die Juden thäten alſo ſehr klug, wenn ſie recht bald zu Frankfurt am Main oder im

Carlsbade eine Versammlung hielten, und Anſtalt machten, daß man in Deutſchland nicht länger hinter ihnen herrüfe: Hepp, Hepp!

Inhalt.

		Seite
1.	Was waren die Juden? . .	15
2.	Was ſind die Juden?	59
3.	Die Juden als Staatsbürger .	70
4.	Die Juden als Kaufleute, Geldwechsler und Hauſirer	81
5.	Die Juden als Künſtler, Fabrikanten und Handwerker . . .	89
6.	Der Jude als Buchhändler . .	96
7.	Der Jude als Gelehrter . . .	104
8.	Der Jude als großer und als ſchöner Geiſt	109

Seite

9. Aaron Cohn und Adolph Marcus Schleswicher; oder die Juden als Aeſtheriker und Dramaturgen . 120
10. Der Jude als Arzt und Apotheker 126
11. Der Jude als Edelmann . . . 129
12. Der Jude als Soldat 133
13. Saul Iſaſchar und Aaron Marcus Schleswichers vernünftige Gedanken über Gewerbefreiheit . . . 138
14. Betrachtungen über Verbeſſerung, Ausrottung und Vertreibung der Juden 141

Bayerische Staatsbibliothek München

Druckfehler,

welche bei der weiten Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte ſich eingeſchlichen haben:

Seite	50	Zeile	8 von oben ſt. Babiloniern l. Babyloniern.
—	52	»	12 von unten ſt. gewechteten l. geweihetem.
—	55	»	4 v. u. ſt. vier Fürſten l. Vierfürſten.
—	56	»	1 v. u. muß hint. Jammers ein Comma ſtehen.
—	58	»	9 v. o. ſt. insgemein l. insgeheim.
—	67	»	1 v. o. ſt. wurde l. wurden.
—	72	»	5 v. u. ſt. Händen l. Hände.
—	74	»	5 v. o. ſt. bittet l. bitte.
—	74	»	7 fällt das Comma hint **eingeben weg.**
—	76	»	9 v. o. ſt. ekelſcheu l **ekel.**
—	76	»	6 v. u. ſt. ſchmutzigen l. ſchmutzigem.
—	77	»	1 v. o. ſt. Ränke l. Ränken
—	78	»	15 v. o. ſt. Staatesbürgern l. Staatsbürger.
—	81	»	7 v. u. fällt das Wort: kaum hinweg.
—	82	»	9 v. o. ſt welchen l. welchem.
—	85	»	11 v. o. ſt. Pallaſte l. Paläſte.
—	85	»	9 v. u ſt. Pettſchir l. Petſchier.
—	131	»	5 v. o. ſt. Botteljude l. Betteljude.
—	134	»	16 v. o. ſt. aus der der Stadt l. aus der Stadt.
—	134	»	5 v. u. ſt. nie hätten l. Sie hätten.
—	137	»	5 v. o. ſt. der glänzende Thaten l. durch glänzende Thaten.
—	146	»	7 v. o. ſt. innen fleußt l. immer fleußt.

Der Freimüthige!

Dies ist der Täter!
(Seite 11 und 45.)

Truthähnchen.

Ein

satyriſch-komiſcher Roman.

Von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Kuller Kuller Kuller!

Der ſtarke Geiſt!

Und dös iſt der Söhn!

(Seite 32. 33 u. 45.)

Mit einem ſchönen Titelkupfer u. einer sauber illum. Vignette

Merſeburg, 1820.

In Ernſt Kreins Buch- und Kunſthandlung.

Linzerische Bibliothek.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der fünf und zwanzigste September war der unglücklichste Tag meines Lebens. Weinend und händeringend stand ich an dem Sterbebette des zärtlichsten, des liebevollsten Vaters, der Sirachs Lehre, wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, auf das Fleißigste befolgte, von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckucksau auf das Jämmerlichste zerschlagen und zerkratzt, seinem Tode entgegen sah.

Mein verblichener Erzeuger war nämlich wohlbestallter Schulmeister und Dorf-Bartscheerer in Kuckucksau. In seiner Vokation war ihm nemlich ein förmliches Bannrecht über alle dort wachsende Bärte zugesichert, also und dergestalt, daß der Herr Dorf-Bartscheerer Truthahn einzig und allein das Recht haben sollte, alles was männlich wäre, oder doch sonst Haare auf den Zähnen hätte,

zu barbieren. Demnach ſollte jeder männliche Einwohner vom Tage ſeiner Einſegung an verpflichtet und gehalten ſein, ſich alle Woche zwei Mal barbieren zu laſſen, und jedes Mal drei Pfennige zu entrichten. Die Dorfjugend — nemlich die an die Wand pinkelnde — ſollte ſich vom fünften bis zum vierzehnten Jahre einmal wöchentlich ſcheeren laſſen, und dafür jedes Mal zwei Pfennige erlegen. Die Frau Runkelrüben-Aſſiſtentin, welche gleichfalls einen Bart hatte, war freilich eine Eximirte; man beſchloß aber doch, höhern Orts anzufragen, ob ſie ſich nicht in polizeilichen Sachen, mithin auch rückſichtlich des Bartes den Statuten des Dorfs unterwerfen müßte. Die bärtige Frau Dorfſchneiderin war freilich eine Honoratiorin, aber keine Eximirte, und daher ward ihr auferlegt, ſich wöchentlich zweimal ſcheeren zu laſſen, und jedes Mal zwei Pfennige zu zahlen, weil es unſchicklich ſei, wenn ein Frauenzimmer mit einem langen Bart gienge. Auf dieſe Weiſe waren alle junge und alte, weibliche and männliche Bärte der Obhut und Scheererei meines verewigten Herrn Papa unterworfen, und ihm ward da-

her auch von Alt und Jung mit der größten Achtung begegnet, sintemal er, wenn es ihm beliebte, nicht allein die Bärte, sondern auch die Hälse abschneiden konnte.

So verlebte er zwanzig glückliche Jahre, bis endlich die traurige Katastrophe erschien, die seinem Leben ein so schreckliches Ende machen sollte. Professor Jahn hatte nemlich seine verruchte und unselige Turnkunst erfunden, worüber der würdige und gelehrte Herr Scherer sich beinahe die Schwindsucht an den Hals gebeffzt hat, und kaum hatte die Kukkucksauer Dorfjugend von den Turnanstalten in Berlin und an andern Orten gelesen, als auch sie beschloß, Turnübungen zu halten. Wir Kuckucksauer sind so gut Deutsche, wie die Berliner, sagten sie, und nun wollen wir uns auch die Bärte wachsen lassen, dann sparen wir wöchentlich sechs Pfennige. Mein Erzeuger protestirte freilich hiegegen, da es eine Schmälerung seiner Einkünfte war; die Kuckucksauer erwiederten jedoch: Sie wären Deutsche, und wollten sich nicht weiter scheeren lassen. Endlich kam die Sache zu gütlichen Unterhandlungen, allein meinem unglück-

lichen Vater gieng es beinahe eben so, wie mehreren säculariſirten Biſchöfen und Prälaten: man verſprach ihm viel, und hielt ihm wenig. Zum Glück oder zum Unglück war ein berühmter Schriftſteller im Dorfe, Tonſorius genannt; zu dem nahm mein, jetzt in dem Herrn ruhender Erzeuger ſeine Zuflucht. Herr Schriftſteller (denn das war ſein einziger Titel, auf den er ſehr ſtolz war,) Herr Schriftſteller Tonſorius alſo verſprach für Geld und gute Worte eine Turnfehde zu ſchreiben, die noch weit alberner und langweiliger werden ſollte, als die des Herrn Scherer in Berlin. In dieſer neuen Turnfehde wollte er den Stifter der Kuckuckſauer Turnanſtalten eben ſo bekämpfen, wie ſein berühmter und hocherleuchteter Vorgänger den Profeſſor Jahn.

Der Kuckuckſauer Jahn war indeſſen ein junger, rüſtiger Jäger, der den Krieg von 1813 und 1814 mitgemacht hatte, freilich ſich auf Bücherſchreiben und Wörtererfinden nicht ſo gut verſtand, wie ſein Kollege und Kriegskamerad in Berlin, aber doch auch Kopf und Herz am rechten Flecke hatte.

Omnia mea meco portum (ich trage all' das Meinige bei mir, oder beſſer: ich hab' mein' Sach' auf nichts geſtellt,) war das einzige verdorbene Latein, was er wußte, und bei jeder Gelegenheit, ſie mochte paſſen, oder nicht, anzubringen ſuchte.

Mein Vater hatte den Verlag der Tonſoriusſchen Turnfehde übernommen. Er war freilich nicht Buchhändler; er ſtreckte aber ſeine paar letzten Rothpfenninge zu den Druckkoſten des herrlichen Werkes her, und der Herr Verfaſſer freuete ſich innigſt, recht bald ſeinen Namen gedruckt zu ſehen, denn ſolche Ehre war ihm ſchon ſeit dem Erſcheinen ſeiner erſten, bloß in den Makulaturhandel gekommenen Schrift, nicht wiederfahren.

Beide, Verleger und Schriftſteller, beſuchten am 25ten September Morgens die Schenke oder Dorfreſtauration, mein Papa im ſeligen Vorgefühl der Rache, Herr Tonſorius im wonnevollen Entzücken über die ihn erwartende Unſterblichkeit. Der letztere verſicherte hoch und theuer, daß er über nichts mehr erfreuet ſey, als mit dem Patriarchen der Deutſchthümler eine Lanze zu brechen; daß

er ſich ſodann auch an die Bücherverbrenner auf der Wartburg machen, und geliebte es Gott, es dahin bringen wolle, daß ſie wieder verbrannt werden ſollten. Wirklich war der Herr Schriftſteller eben ſo erbittert gegen Fries, Oken und ihre jungen Gehülfen, wie ſein Herr Kollege Scherer in Berlin, und gewiß aus Einem und demſelben Grunde. — Es verdroß ihn nemlich, daß man auf der Wartburg gar ſeiner nicht gedacht, und von ſeinen unſterblichen Werken gar nichts verbrannt hatte, gleichſam, als ob er nicht auch in der Welt wäre. Hätte man nur in den Zeitungen leſen können: an dem oder dem Tage hat die Verſammlung der deutſchen Studenten, unter Anführung der Profeſſoren Fries und Oken, die Werke des Herrn Schriftſtellers Tonſorius verbrannt; dann würde er freilich vor andern ehrlichen Leuten mächtig geſchimpft, innerlich ſich aber ſo gefreuet haben, daß ſein Leben bis zu Methuſalems Alter wäre verlängert worden.

Kaum war man in der Schenke angelangt, als auch der Kuckucksauer Turnprofeſſor kam. Schon ſeit vierzehn Tagen hatte

er, der ohnehin mehr einem wilden, als einem zahmen Jäger glich, ſich nicht barbieren laſſen, und meinen Pappa alſo auf das Schändlichſte um ſeine Einkünfte geprellt. — Der letztere bemerkte dies auf eine ganz feine Art, und der Herr Schriftſteller ſtimmte, da wir ſelbſt Dritte waren — ich befand mich nemlich gleichfalls dort, — meinem Vater völlig bei. „Sie, Herr Gevatter, fuhr mein Pathe Tonſorius fort, ſind wohlbeſtallter hieſiger Dorf-Bartſcheerer, und ich würde mir mein Recht unter keinem Vorwande abſtreiten laſſen. Wer nicht mit Güte ſich barbiren laſſen wollte, müßte es mit Gewalt thun, oder mir auch die Jura Kolae, das heißt, die Gebühren dafür ſo entrichten, als ob es geſchehen wäre. Das ganze Unheil verdanken wir der verdammten Turn- und Springkunſt des Profeſſors Jahn, der unſtreitig auch an dem großen Erdbeben in Calabrien und an der Ermordung des Fualdes Schuld iſt, und ich möchte deshalb, daß er und alle ſeine Geſellen die Hälſe brächen. In dem beliebten Kuckucksauer Beobachter an der Krähe will ich nächſtens noch mein Herz etwas

umständlicher hierüber ausschütten, als es in meiner Turnfehde geschehen kann. Der würdige Scherer in Berlin hat mehr als tausendmal versichert: er müsse sich noch todt ärgern über das Turnwesen; es sei ein wahres Sittenverderbniß für die Jugend, welche bloß auf Turn- und Springkunst, nicht aber, so wie Herr Scherer, auf gründliche Kenntnisse, und auf nützliche Sachen sich legen werde; allein unsere Regierungen hören nicht darauf.

Ei, nun, fiel der Jäger ein, mancher Frau Schriftstellerin wäre es vielleicht recht angenehm, wenn ihr Mann in der Turn- und Springkunst einige Gewandtheit und Fertigkeit besässe.

Nichtswürdiger! Elender! Meinst Du mich? rief, auf den Jäger zuspringend, Tonsorius. Mein Vater kam seinem Freunde zu Hülfe, und nun entstand eine Turnübung, von der ich weiter nichts wahrnahm, weil ich so schnell, wie möglich davon lief, um den einzigen Stammhalter meines Herrn Papa's in Sicherheit zubringen.

Eine halbe Stunde nachher ward der letz-

tere ſchwer verwundet auf einer Bahre ins Haus gebracht. Der Jäger hatte ihn nemlich, mit Hülfe ſeiner Zöglinge, ſo mörderlich behandelt, das der Kreisphyſikus in ſeinem ärztlichen Gutachten bezeugte: ſämmtliche Schläge und Fußtritte, welche Se. Hochedeln, der Herr Schulhalter und Dorf-Bartſcheerer Truthahn a priori und a posteriori empfangen hätten, wären abſolut lethal.“ Alſo aus Lethe ſollte mein jetzt verklärter Erzeuger trinken! Ich hörte es, und brach in ein Jammergeſchrei aus, welches ſelbſt die Steine in Thränenquellen hätte verwandeln können. Herr Schriftſteller Tonſorius war auf dem Wahlplatze geblieben. Der Kuckucksauer Turnpatriarch hatte ihn mit einem Stoß auf die Herzgrube zu Boden geſtreckt, ſodann ſeine Flinte und Jagdtaſche über die Schulter geworfen, und war mit einem: Omnia mea meco portum von Kuckucksau fort, und zum Kuckuck gegangen.

Ich jammerte und wehklagte an dem Bette des gütigſten, des liebevollſten Vaters, der jemals Sirachs Lehre: wer ſeine Kindlein lieb hat, der hält ſie unter dem Kantſchu,

praktisch befolgte; denn noch muß ich es dem Seligen zu seinem Ruhme nachsagen, daß er es hieran nie fehlen ließ. Uebrigens kann ich nicht behaupten, daß ich viel besser und klüger dadurch geworden wäre; und er selbst sagte oft zu mir: Du bist und bleibst ein dummer — Esel. Deß war ich sehr froh; denn ich hatte einmal im Freimüthigen gelesen, daß Dummheit den Menschen glücklich, Klugheit ihn unglücklich mache. *)

Mein einziger, mein trautester Sohn, sagte der Sterbende, und reichte mir die matte, zitternde Hand, sei freimüthig! Ich bin zwar durch meine Freimüthigkeit an den Rand des Grabes gebracht, aber ich sterbe mit Ehren. Der Turnlehrer muß, wie ein Scheim, davon laufen, weil er den Schriftsteller ganz, und mich halb todt geschlagen hat, und ich kann doch ruhig auf meinem Bette sterben. Mir sagt kein Mensch ein böses Wort; hier, mein Geliebter, hier hast Du das Bildniß des herrlichen Ulrich von Hutten, welches ich an einem Orte fand, den Blumauer so reizend besungen hat, und

*) M. s. No. 2. des Freimüthigen von 1818.

den Kaiser und Könige zu Zeiten besuchen müssen, wenn sie nicht, wie ich, dem Doktor und dem Apotheker in die Hände fallen wollen. Nimm den edlen Hutten Dir zum Vorbilde. Noch jetzt wird er der Freimüthige genannt, wie auch unter seinem Bildnisse zu lesen ist. Dies ist das Einzige, was ich Dir hinterlassen kann, denn Consorius Turnfehde hat mich gänzlich zu Grunde gerichtet. Mein Nachlaß wird kaum zureichen, um mich standesmäßig zur Erde zu bestatten. Noch einmal: sey freimüthig, und strebe, dem erhabenen Muster ähnlich zu werden, welches hier auf Löschpapier abgedruckt ist, und eher einem Pikbuben, als einem geistvollen Ritter ähnlich sieht. Du wirst zwar nicht, wie Hutten, Schläge an Deine Gegner austheilen, aber doch für Deine Freimüthigkeit Schläge empfangen. Andere Zeiten, andere Sitten! Ach, ach, ich ster — ster — sterbe!

Todt war er. Heulend und das Haar mir zerraufend, stürzte ich zum Hause hinaus, denn ich hatte von jeher eine schreckliche Furcht vor Leichen. Den so eben Erblaßten fürchtete ich noch mehr, als den Leichnam je-

des Andern; er hatte mich ja im Leben schon so oft gekanntschuet, was mußte ich nicht im Tode von ihm erwarten?

Mit lautem Jammer- und Wehgeschrei eilte ich, mein löschpapiernes Erbtheil in die Westentasche steckend, davon.

Truthähnchen, Truthähnchen, verlaß mich nicht! rief Kathrinchens Stimme hinter mir her. Truthähnchen, ich kann nicht mit fortkommen: ich bin ja in ganz andern Umständen als Du: in gesegneten! Ich gehe schon im sechsten Monat.

Erlöse uns von dem Uebel! seufzte ich, und dies war der siebente Grund für mich, in die Welt hinein zu laufen, als ob mir der Kopf brannte.

Kaum war ich einige Meilen weit gekommen, als ich, von Angst, Betrübniß, Hunger und Durst erschöpft, mich unter einem Baum niederwarf, und vergebens nach einem Tropfen Wasser umher blickte. Aber leider sahe ich nichts als Sand und Haide, und hin und wieder weideten einige Haidschnucken, die ich eben so, wie weiland Madame Deshoulieres ihre Hammel, um ihr Schicksal beneide-

te. Ach, wäre ich eine Haidschnucke! seufzte ich; dann würde ich diesen wahrhaft höllischen Durst nicht empfinden, und tanzte froh und lustig mit meines Gleichen umher! Käme doch eine gütige Fee, und verwandelte mich in ein solches Schäflein! Verlieren würd' ich nichts dabei, wenigstens in geistiger Rücksicht nicht, denn ich bliebe ja doch, wer ich bin. Freilich könnte man mir vielleicht den Hals abschneiden, wovor mich mein Nußknackergesicht, so lange ich nur nicht nach Rhodez komme, ziemlich sichert. Allein wer steht mir dafür, daß nicht ein Turner mir eben so das Garaus macht, wie der wilde Jäger den Herrn Tonsorius und meinem seligen Papa, der mich Gottlob, künftig nicht weiter kantschuen wird!

Unter diesen traurigen Betrachtungen entschlummerte ich. Morpheus hielt mich durch leichte, rosenfarbene Träume schadlos für das mir Wiederfahrene. Eine Silbermelodie erklang meinen Ohren, und ein Genius in lieblicher Mädchengestalt flüsterte leise: Truthähnchen, betrübe dich nicht. Du bist dumm und wirst glücklich seyn. Glaube mir sicher, solche wonnevolle Harmonien, wie ietzt

Dir ertönen, wirst Du dereinst für wenige Groschen feil haben. Vor Allem aber, liebes Truthähnchen, folge der Lehre deines Vaters. Sei freimüthig! Nur binde mit keinem Turner oder wilden Jäger an. Die verstehen, das hast Du erfahren, keinen Spaß. Der Genius verschwand, ich erwachte, und zehn bis zwölf umherziehende Musikanten hatten sich neben mir gelagert. Ich erschrak auf das heftigste, denn ich hielt sie, ihrer äussern Erscheinung nach, für Kollegen von Schinderhannes. Geschwind griff ich in meine Westentasche nach meinem väterlichen Erbtheil; allein zu meinem Troste fand ich noch dies Einzige und mein Alles, was man mir hätte rauben können, Huttens löschpapiernes Portrait. Wer konnte wol vergnügter seyn, als ich?

Ausgeschlafen, junger Herr? fragte ein alter Violinist, der so eben seinen Bogen strich. Wir haben Sie mit unsrer Musik wol gestört?

Keineswegs! erwiederte ich. Sie hat mich sehr angenehm überrascht. Aber entschuldigen Sie, daß ich so freimüthig

bin; haben Sie wol nicht etwas zu Trinken bei sich?

Freilich! freilich! Herr Mitarbeiter, geben Sie doch die Flasche her!

Ein bleiches, hageres Männchen reichte mir eine ungeheure Flasche voll — Kornbranntwein, den ich ohnehin mehr, als mein Leben liebte.

Trinken Sie nur! Trinken Sie! sagte der Alte. Wir haben gestern einen guten Markt gehalten. Wir kommen von der Gräfin von Strahlenberg, die ihre Tochter Luise mit den Grafen August von Putersdorf vermählt hat. Wir haben die Musik dazu gemacht, und sehen Sie hier!

Er zeigte mir einige Goldstücke, und nun erst fiel mir ein, daß ich nicht einen Pfenning Reisegeld bei mir hatte. Das Huttensche Brustbild konnte ich doch unmöglich veräußern. Es war das Einzige, was mein seliger Erzeuger mir hinterlassen hatte, und es sollte ja mein Leitstern auf den Irrwegen des Lebens sein. Was sollt' ich anfangen?

Sie sehen so wehmüthig aus! sagte der kleine Mann, der mir den Labetrunk ge-

reicht hatte. Darf ich Ihren Kummer nicht wissen? Ich bin ein Dichter, und habe ein theilnehmendes, gefühlvolles Herz.

Ein Trichter? fragte ich.

Um Verzeihung, ein Dichter. Mein Name ist Julius Orion. Ich bin Mitarbeiter an der Flora und an den originellen Originalien des Herrn Lotz in Hamburg. Durch den jammervollen Tod der verewigten Nepenthe, an der ich gleichfalls herzlichen Antheil nahm, bin ich in den tiefsten Kummer versetzt, und will jetzt nach dem gelobten Lande zum heiligen Grabe wallfahrten, um darauf zu weinen. Vielleicht werd' ich aber noch unterweges in München oder Rom katholisch, um mir etwas Reisegeld zu verschaffen, denn daran fehlt es mir gänzlich.

Sie sollten nur sonst etwas thun, Herr Mitarbeiter. Wenn Sie nicht mehr bei uns sind, dann werd' ich wieder mit der alten Baßgeige und der Flasche mich schleppen müssen, und das ist gar nicht meine Sache! sprach ein wohlbeleibter, aber nicht sehr beliebter Tonkünstler.

Für's Erſte bleib' ich auch noch! Poeſie und Muſik ſind ja ſo gerne bei einander.

Die Künſte gehn,
Durch Meer und Land,
Durch Thal und Höhn,
Durch See und Sand
Stets Hand in Hand,
Durch blaue Räume
Und goldne Bäume
Zum Himmelsſtrand.

Sie ſehen, ich dichte in Lotziſcher Manier! ſagte der Poet, und ſetzte die Flaſche an den Mund.

Zum Teufel haben Sie denn noch nicht ausgelotzt? Es iſt ſchier zum Tollwerden. Das ſind wahre Beſtialien. Einem wird ja Zeit und Weile dabei lang! rief ein durſtiger Muſikant, und riß dem Dichter die Flaſche weg.

Sie könnten nur bei uns bleiben! meinte der Alte, ſich an mich wendend. Wir könnten Sie ſehr gut als Violoncelliſten gebrauchen. Der Herr Mitarbeiter dichtet Lieder für uns, die ich nachher komponire, und dafür hat er ganz freie Station, das heißt,

wenn wir nur irgend selbst etwas zu beißen und zu brechen haben; denn manchmal geht es ein Bischen knapp bei uns her. Gott vertheilt seine Gaben wunderbar. Wem er den besten Appetit giebt, dem giebt er gewöhnlich das Wenigste zu essen.

Wenn Sie glauben, daß ich zum — Was sagten Sie doch? Was sollt' ich werden?

Violoncellist.

Nun, wenn Sie glauben, daß ich dazu fähig bin, so stehe ich gar gerne zu Ihren Diensten. Aber entschuldigen Sie, daß ich so freimüthig bin, was hab' ich denn als — wie heißt es doch?

Violoncellist.

Was hab' ich als solcher zu thun?

Sie streichen, wenn wir irgendwo Musik machen, immer mit dem Bogen über die Saiten hin und her, und, besonders dann recht stark und kräftig, wenn eine Braut in die Brautkammer gebracht wird, denn das nennt man einen Tusch, wie Sie vielleicht wissen.

Ach, freilich! Mein Vater mahlte sehr gut, und hielt sich immer Tusch. Er ward auch noch kurz vor seinem Ende von dem verdamm-

ten Turnlehrer ſo arg tuſchirt, wie der Arzt es nannte, daß er ſeinen Geiſt aufgab.

Schön! Ich ſehe, daß Sie das Fach kennen. Verſuchen Sie einmal! Er reichte mir das Inſtrument hin, und ich ſtrich darauf los, gerade, wie Herr Doktor Auguſt Kuhn, wenn er einen zudringlichen, Geld fodernden Schriftſteller aus der Liſte ſeiner Mitarbeiter ſtreicht; ich ſtrich, als ob ich toll und beſeſſen wäre.

Herrlich! herrlich! ſagte der Alte. In Ihnen hab' ich den Mann gefunden, den ich ſo lange ſchon ſuchte. Sie haben Mark in den Knochen. Nun werden Sie künftig das Violoncell und der Herr Mitarbeiter die Flaſche tragen. Und jetzt, meine Herren, laſſen Sie uns gehen! Die Schencke, wo wir übernachten wollen, iſt noch weit, der Tag iſt kurz und die Wege ſind ſchlimm.

Ach! laßt uns doch hier bleiben!
Hier werden wir bekleiben! *)
Denn unter dieſen Bäumen
Läßt ſich's gar lieblich träumen!

*) Bekleiben ein Lieblingsausdruck des Herrn Baron von Fouqué. Ueberhaupt ſcheint dieſe Stelle aus einem ſeiner Gedichte entlehnt zu ſeyn.

erwiederte ich, denn ich war noch herzlich müde vom Laufen.

Zum Entzücken! Himmlisch! Welche originelle, gemüthlich, kindlichkindische Poesie! rief Orion Julius. Nicht wahr, Liebster, Einzigster, Sie selbst sind doch Verfasser dieses einfältigen, zarten, ganz Ihr reines, unbefangenes und freimüthiges Gemüth aussprechenden, köstlichen Gedichts? Erlauben Sie mir, daß ich es — versteht sich unter Ihrem verehrten Namen — meinem Freunde, dem Herrn Lotz in Hamburg als Beitrag zu seinen Originalien mittheile, und Sie dringend bitte, ihm noch mehrere liebliche Gaben zu spenden.

Entschuldigen Sie meine Freimüthigkeit, versetzte ich, Sie sagen ja selbst, daß meine Verse einfältiges albernes Zeug sind, Herr Lotz würde Ihnen wenig Dank dafür wissen.

Bester, Theuerster, ich bitte Sie! Lesen Sie doch die Orginalien, und überzeugen Sie Sich selbst: ob wol jemals unklugeres Zeug gedruckt sein kann, als die darin enthaltenen gereimten und ungereimten Aufsätze des Herrn Lotz! Je toller, je besser! Er wird

Ihre Beiträge gewiß sehr anständig honoriren; ich kenne seinen Geschmack. Ueberdies zahlt er äußerst promt, und in leidlichen Terminen, nemlich an Ihrem Begräbnißtage die eine Hälfte, und am Auferstehungstage die andere. Sprechen Sie also, bester Freund, darf Herr Lotz auf Ihre schätzbaren Beiträge rechnen? Schlagen Sie ein!

Ich besorge nur, daß ich als Schriftsteller kein Glück —

Was? Sie als Schriftsteller sollten kein Glück machen? Sie, der Sie Sich kühnlich mit den größten Geistern unserer und vielleicht aller Jahrhunderte vergleichen können, mit einem August Kuhn, Doktor Korth *), Wil-

*) Bei diesem Namen erinnere ich mich einer Anekdote, welche beweist, daß die Recensenten vor funfzig Jahren eben so boshaft waren, wie unsere heutigen. Ein gewisser Korth (nicht der oben genannte Herr Doktor, welcher übrigens auch Gedichte hat drucken laßen,, hatte seine poetischen Werke unter dem Titel: Gedichte von Korth herausgegeben. Der verstorbene Nicolai theilte sie einem seiner Gehülfen an der Allg. meinen deutschen Bibliothek zur Beurtheilung mit, allein nach einigen Tagen erhielt er das Buch zurück, ohne eine Recension dabei zu finden. Als er jedoch auf dem Titelblatte genauer nachsah, fand er, das kleine k in dem Namen des Verfassers durchstrichen. Vielleicht war dies die kürzeste Recension, die jemals gemacht ist.

helm Scherer, Edward Stern, Georg Lotz?

Nun wenn es nicht anders sein kann! stotterte ich, und schlug in die dargebotene Hand ein. Aber, bester Herr Mitarbeiter, Sie müßen mir helfen.

Mit meinem kritischen Rath recht gerne. Hüten Sie Sich nur möglichst vor Allem, was nach Vernunft schmecken könnte, denn von dieser ist Herr Lotz ein eben so abgesagter Feind, wie weiland Melchior Götze in Hamburg, bei dem er vielleicht in die Schule und zum Nachtmahl gegangen ist. Am liebsten sind ihm immer recht originelle und alberne Sachen.

Aber wer liest denn seine Originalien?

Bester Freund, Herr Lotz bedarf für seine Zeitschrift gar keine Leser, sondern bloß Setzer und Drucker. Uebrigens hat er Leser genug, denn in Berlin sind ihrer zwei, nemlich Herr Doktor Kuhn und Hr. Sekretär N. N. welche die Originalien nicht allein lesen, sondern sogar auswendig lernen, und daher auch beide so originell sind.

Ich erzählte, meinem neuen Freunde: daß mein Vater noch kurz vor seinem Ende

eine Verlagshandlung errichtet, aber durch die Turnfehde Vermögen und Leben eingebüßt habe.

Ach, das ist herrlich! versetzte Orion. Also mit dem Verlagsbuchhandel sind Sie dadurch schon praktisch bekannt geworden! Wer weiß, wie es kommen kann. Vielleicht werden Sie noch einmal einer der größten Kunst- und Verlagsbuchhändler, ein zweiter Cotta oder Göschen, und dann, mein Theuerster, dann lasse ich meine sämmtlichen Werke von Ihnen verlegen. So hab' ich zum Beispiel den Plautus —

Um Gotteswillen, nicht den Plautus! Ich bekomme immer Bauchgrimmen, wenn ich nur davon höre. Aus dem Plautus hab' ich Latein gelernt, oder doch lernen sollen bei dem Pastor. Der fing gleich mit dem verdammten Plautus an, und ich kriegte so jämmerlich viele Schläge dabei, daß ich davon lief, und hoch und heilig meinem Vater schwur, niemals ein Wort Latein, am wenigsten aus dem Plautus zu lernen.

Ei nun, denn lassen Sie uns ein Unter-

haltungsblatt für ungebildete und befangene Leſer ſchreiben.

Was iſt denn das für ein Ding? fragte ich.

Der Dichter erklärte mir es, und wir wurden über Plan, Inhalt und Zweck ſehr bald einig, zumal da ich als Anfänger in dem ehrſamen Schriftſtellerhandwerk gerne mit Allem zufrieden war. Nur über den Titel konnten wir nicht recht einig werden. Ich ſchlug nemlich meinem Freunde vor, unſer Zeitblatt den Freimüthigen zu taufen.

Um's Himmelswillen nicht, liebſtes Truthähnchen! Das Frei würde die Cenſur uns ſtreichen, da es offenbar gegen die Regierung gehen würde. Lieber wollen wir unſere Zeitſchrift den Wehmüthigen nennen, denn Ach und Weh zu ſchreien, wird keine Regierung und Cenſur — ſelbſt die algieriſche nicht — uns verbieten, ſondern uns vielmehr recht gerne dazu behülflich ſein. Ueberdies giebt der Herr Doktor Auguſt Kuhn*) in Ber-

*) Herr Doktor Auguſt Kuhn in Berlin und Herr Friedrich Kuhn in Dresden müſſen nicht mit einander verwechſelt werden. Friedrich Kuhn iſt nemlich ein vortrefflicher

lin schon einen Freimüthigen heraus, der freilich auf dem letzten Loche pfeift, weil zwei seiner Aerzte, nemlich Herr Doktor Korth und Herr Edward Stern, Dorflevit am baltischen Meere, so wie Herr August Kuhn selbst ihm zu viel Opium gegeben haben; allein der Herr Doktor Kuhn ist ein hitziger und sehr strenger Mann, und könnte uns leicht gerichtlich belangen, wenn wir, in Hoffnung auf den geringfügigen Nachlaß seines Freimüthigen, dessen Namen für unser Zeitblatt wählten. Wir könnten zwar einen Gevatterbrief an den Herrn Freimüthigen in Berlin erlassen, und ihn um die Erlaubniß, unserm Kindlein seinen geehrtesten Namen beilegen zu dürfen, bitten; da aber der gute Mann in Todesnöthen liegt, so fühlen Sie Selbst, daß eine solche Zumuthung unschicklich sein würde. Lassen Sie uns also, wie gesagt, unsere Geistesfrucht: den **Wehmüthigen** betiteln.

---

geist- und gemüthvoller Dichter, und ein sehr edler, liebenswürdiger Mann! Herr Doktor August Kuhn hingegen ist Verfasser gewisser Nelken (welches aber keine Gewürznelken sind,) und Herausgeber des Freimüthigen. Beide Männer sind in keiner Hinsicht mit einander verwandt.

Mein Vater, erwiederte ich, befahl mir aber auf seinem Sterbebette, ich sollte immer freimüthig sein und ich muß Ihnen nur freimüthig gestehen, ich fürchte meinen Vater jetzt, da er todt ist, weit mehr, als da er noch lebte, so oft er dazumal mich auch kantschute.

Sie haben nicht ganz Unrecht, mein Guter, denn, wenn man nach manchen schauerlichen Schriften unserer Zeit urtheilen will, so hat man allerdings große Ursache, sich vor dem Teufel und allen andern Verstorbenen zu fürchten. Indessen — Ihr Herr Vater wird gewiß zufrieden sein, wenn Sie auch nur einen Theil seines Gebots befolgen. Umstände ändern die Sache. Sehen Sie, ich bin ein Wehmüthiger; aus Freundschaft für mich nehmen Sie gefälligst das Weh an, aus Gehorsam gegen den Seligen behalten Sie das Müthiger bei. Dann erfüllen Sie ja noch immer den größern Theil seiner Vorschrift, und wir haben weder von der Censur, noch von Prozessen etwas zu fürchten. Der Titel: Freimüthiger, welchen Herr August Kuhn dem, jetzt mit dem Tode ringenden beigelegt hat, ist ja überdies nur ein leerer Titel,

der gar auf den Charakter ſelbſt keinen Bezug hat. So heißt mancher Bucklichte ein Wohlgeborner, mancher Narr und Dummkopf, der von keiner Wiſſenſchaft mehr verſteht, als Sie vom Plautus, ein Doktor, und manches Zeitblatt, aus dem man bloß Ekel und Langeweile holen kann, ein Unterhaltungsblatt. Auf Namen und Titel kömmts nicht an, beſter Freund! Gott ſieht auf's Herz; wenn das nur ſchwarz iſt, dann iſt Alles ſchon recht.

Ich ließ mich bereden; nur mußte der Dichter mir zugeſtehen, Ulrich von Huttens Bildniß gleichfalls zum Aushängeſchilde unſerer Zeitſchrift zu machen.

Wir kamen froh und vergnügt in der Schenke an. Das ganze Dorf verſammelte ſich bald, als bekannt wurde, daß eine Geſellſchaft großer Virtuoſen ſich würde hören laſſen, und ich ſpielte ſo meiſterhaft zu der beliebten Arie: „Geſtern Abend war Vetter Michel da", daß unſer Muſikdirektor mir einen eben ſo großen Antheil an dem heutigen Gewinn zugeſtand, wie meinen übrigen Kollegen. Ueberdies tränkten die freigebigen Bauer-

knechte mich mit meinem Lieblingsgetränk so fleißig, daß ich zuletzt im Gesichte glühte, wie ein leibhaftiger Truthahn. Für einen Theil des empfangenen Geldes kaufte ich am folgenden Tage Papier und Schreibgeschirr, und nun fing ich an in den Nebenstunden zu schriftstellern, daß es eine Lust war. Nur das Auffinden von Titeln zu der täglich wachsenden Menge meiner Werke ward mir Anfangs ein bischen schwer, denn die Materialien selbst zu meinen nachmaligen Gedichten, Erzählungen und Romanen, Humoristen, Rosen, Nelken, Levkojen, Hortensien, Narcissen, Hollunderblüthen, Fliederblumen, Chamillen, Gänseblumen waren sehr bald fertig. Ich bin überzeugt, daß es den meisten Dichtern in Hinsicht der Auffindung von Titeln für ihre Werke eben so geht, und deshalb ist es wirklich recht klug, daß sie allerhand Unkraut bei ihren GeistesKindern zu Gevatter bitten; sie versparen sich dadurch viel Kopfbrechens. Mein Freund Julius Orion stand mir übrigens treulich bei. Wenn mir manchmal ein Reim fehlte, so hatte er gleich einen bei der Hand, und hatte sich etwa irgendwo ein Funken Menschenverstand in

meine proſaiſchen oder metriſchen Dichtungen verloren, ſo war mein guter Julius mit mir eifrigſt beſchäftigt, das Unkraut unter den Waitzen auszugäten. So hatt' ich denn bald einen ungeheuren Ballen von Schriften vollendet, die den klaſſiſchen Arbeiten eines Auguſt Kuhn, Gotlieb Merkel, Edward Stern, Wilhelm Scherer, und ſogar des in der Turnfehde zu Kuckucksau verblichenen Boruſſus Tonſorius an die Seite geſtellt werden konnten. Unter dieſen Beſchäftigungen zogen wir von einem Dorfe und einem Jahrmarkte zum andern. Ich fing an, beſonders das Fach der Satyre zu bearbeiten, denn obgleich Julius mir oft ſagte: Truthähnchen, Truthähnchen, Du ſchlägſt ja immer mit der Kolbe darauf los, Du mußt hübſch das Bajonnet nehmen, und ſtechen, aber nicht ſo wie ein pommerſcher Landwehrmann mit der Thüre ins Haus fallen; Dein Witz iſt nicht fein, Du kannſt Die dadurch Schläge zuziehen; ſo glaubte ich doch, daß es beſſer fluchte *), wenn ich gegen an-

*) Fluchen, ein pommerſcher Ausdruck in den Jahren 1813 und 1814, ſo viel als ſchaffen, vorwärts bringen. Das fluchst hätten, als das Stechen! (Es ſchallt mehr, als das Stechen) ſagten die Pommern

dere Schriftsteller recht grob und ungezogen wäre. Auch hatt' ich einmal in einer Naturgeschichte gelesen: daß die Fische durch die Reibung an andern Fischen ihr Geschlecht und ihren Namen verewigen, und daher wünschte ich mir gleichfalls durch ein solch' angenehmes, wonnevolles und sanft thuendes Reiben eine Unsterblichkeit zu verschaffen. Um nun immer dazu aufgelegt zu sein, nahm ich täglich eine bedeutende Menge geistiger Getränke zu mir, so daß die Nachwelt dereinst schwerlich wird entscheiden können: ob ich, der Distillateur oder der Weinhändler den größten Antheil an meinen Hortensien, Aurikeln, Nelken, Hypochondristen ꝛc. gehabt haben?

Wir, Julius und ich, saßen einmal in einer Dorfrestauration, und besprachen unsern Plan in Hinsicht des Wehmüthigen, auf dessen Erscheinung wir die einzige Hoffnung unsers Lebens gesetzt hatten.

Wenn wir, sagte Julius, wenn wir mehrere Mitarbeiter hätten, deren Namen an dem Sternhimmel der deutschen Literatur glän-

---

ner 1813 und 1814, wenn sie die Franzosen mit den Bratenwenden auf die Köpfe schlugen.

zen, dann wären wir glücklich. Der Paſtor Edward Stern, welcher freilich nur eine Sternſchnuppe iſt, könnte uns am leichteſten aus der Verlegenheit helfen. Ich weiß, daß er noch einige ſiebenzig Schiffpfund Blüthen und goldne Sprüche, und nahe an zweihundert Centner Aphorismen, Gedankenſpähne, Lückenbüßer vorräthig hat. Ich weiß ferner, daß er für jede Zeile, die man von ihm zum Druck befördert, vier Groſchen grob Meklenburgiſch Courant zahlt, und daß zwei Redaktionen von Zeitſchriften ihn dennoch mit ſeinen Anträgen ausgelacht und abgewieſen haben. An ihn müſſen wir uns wenden.

Kennen Sie unſern Herrn Paſter Edward Stern? fragte ein meklenburgiſcher Bauer, der in einiger Entfernung von uns bei ſeinem Branntweinsglaſe ſaß.

Ei, freilich, kenn' ich dieſen großen, herrlichen, genialen Mann! verſetzte Julius. Iſt Er von dem Orte her, wo Herr Edward Stern wohnt, lieber Freund?

Ja wol, ick bün von N. N. bi Wißmer. Ick hebbe Fracht van den Herrn Paſter, dei ſchall ick na Berlin an den Herrn Frimäudigen

bringen. Dat ſünd dörtig bet veertig Centner, lutter Forismen un golden Sprüch, un en ſtarken Geiſt *) hebb' ick nock in'n Sack, dat hei mi nich ſchappirt. (Ja wol, ich bin von R. R. bei Wismar. Ich habe Fracht von dem Herrn Paſtor, die ſoll ich nach Berlin an den Herrn Freimüthigen bringen. Es ſind dreißig bis vierzig Centner, lauter Aphorismen und goldene Sprüche, und einen ſtarken Geiſt hab' ich in einem Sack, damit er mir nicht eſchappirt.)

Ach! den Geiſt, den ſtarken Geiſt möcht' ich ſehen! Will Er ihn uns wol zeigen, lieber Freund?

Ei ja, kamen Sei man. (Ei ja, kommen Sie nur). Wir folgten dem Bauer zu ſeinem mit zwölf Pferden beſpannten Frachtwagen, neben dem noch ein anderer, eben ſo ſchwer beladener, hielt. Der ehrliche Meklenburger holte ſeinen Sack vom Wagen und öffnete ihn.

Aewerſt ſagte er, äwerſt laten Sei ſick

*) Wahrſcheinlich war dies beſagte ſtarke Geiſt, der im Freimüthigen Jahrgang 1818 Nummer 64 — 72 erſchienen iſt.

man nich bieten von dat Dink; et hett scharp Tänen. Sein Sei mal wat dei Dâwel fôr Ogen in den Kopp hett, juſt, as ne Katt, un wo roth hei ûm ſienen Kamm herûm utſüht, juſt as ſonn Kuhnhahn, un ſo kullert hei ock. Etſch, ſein Sei, wo giftig dei Krât is. Hei wull mi eirſt ûmmer wegwitſchen; donn geiw ick em einen mit dei Wagenrung âwern Pukkel! nu is hei krûtzlahm, nu ſchall hei wol ſitten. (Aber laſſen Sie Sich nur nicht beiſſen von dem Dinge; es hat ſcharfe Zähne. Sehen Sie einmal, was der Teufel für Augen im Kopfe hat, gerade wie eine Katze, und wie roth er um ſeinen Kamm ausſieht, juſt wie ein Truthahn, und ſo kollert er auch. Etſch, ſehen Sie, wie giftig die Kröte iſt. Er wollte mir anfangs immer entwiſchen, da gab ich ihm Eins mit der Wagenrunge über den Buckel; nun iſt er kreutzlahm, nun ſoll er wol ſitzen).

Mittlerweile kam auch der andere Frachtfahrer hinzu. Er hatte gleichfalls Edward Sternſche Manuſkripte für den Herrn Freimüthigen geladen, nemlich Gedankenſpäne, Lückenbüßer und Blüthen.

Bi uns, ſagte dieſer Fuhrmann, mag kein Minsk dat oll dumm Tüg hören. Dei Preiſter hett uns alltauhoop all domit ut dei Kark herut prädigt; äwerſt in Berlin un in Hamborg ſünd dei Minsken ſchier dull un beſäten. Sei willen ümmer weiten, wat uns unſ' Herr Paſter uns vördrähnt, un denn ſchrieben ſei noch grot dick Bäuker davon. (Bei uns mag kein Menſch, das alte dumme Zeug hören. Der Prieſter hat uns alle zuſammen ſchon damit aus der Kirche heraus gepredigt; aber in Berlin und in Hamburg ſind die Menſchen ganz toll und beſeſſen. Sie wollen immer wiſſen, was unſer Herr Paſtor uns vordröhnt, und dann ſchreiben ſie noch große, dicke Bücher davon.)

Aber, was iſt hier in dieſem Sack, guter Freund?

Lutter Bläumes! (Lauter Blüthen.)

Pfui, die ſtinken ja abſcheulich! meinte Julius.

Dat is ook wol kein Wunner! verſetzte der Bauer. Dei Herr Paſter ſchnückert un ſtänkert all dei ollen Löcker dörch, un wo hei man en Flitſchen Papier findt, wo wat up is,

dat mag ſien, wat et will, dohr nimmt hei't up, un bringt et mit tau Huus. Denn ward et een bätjen affputſt, un nahſt an den Herrn Friemäudigen or ook an Herr Lotzen na Hamborg ſchickt, un dei polieren dat denn noch wat ut, un nahſt ward et drückt. Je arger dat oll Tüg müfft, je happiger ſünd dei Minſken drupp. Dat is juſt as mit den Kehs. Nu hett ſick uns Herr Paſter ordentlich ne Fabrik anlegt, dat heit ſei een Kunſt- un Induſtrie-Schaul! dohe mütten dei lütten Jungens un Deerns ut unſen Dörp dei Wiſchkens, dei hei alltauhop ſammelt, rein maken, dat dei Fru Friemäudigin un Madam Originalin nich ſo väl tau waſken hebben. (Das iſt auch wol kein Wunder! Der Herr Paſtor ſchnückert und ſtänkert alle alte Löcher durch, und wenn er nur ein Stückchen Papier findet, worauf etwas iſt, es mag ſein, was es will, da nimmt er es auf, und bringt es mit zu Hauſe. Dann wird es ein bischen abgeputzt, und nachher an den Herrn Freimüthigen, oder auch an Herrn Lotz nach Hamburg geſchickt, die polieren es noch etwas nach, und drauf wird es gedruckt. Je ärger das alte

Zeug stinkt, desto begieriger sind die Menschen darauf. Es ist gerade damit wie mit dem Käse. Jetzt hat sich unser Herr Pastor ordentlich eine Fabrike angelegt, die er eine Kunst- und Industrieschule nennt; darein müssen die kleinen Jungen und Dirnen aus unserm Dorfe die Wischläppchen, welche er zusammen sucht, rein machen, damit die Frau Freimüthigin und die Frau Originalin nicht so viel zu waschen haben).

Zu unserer Freude erfuhren wir, daß Herr Edward Stern freilich dem Herrn Freimüthigen und dem originellen Herrn Letz an zwanzig Frachtwagen voll von seinen Fingerprodukten überlassen habe, daß er uns aber in acht, höchstens vierzehn Tagen eine ähnliche Lieferung könnte zukommen lassen.

Aber was hilft uns dieser eine Mitarbeiter! sagte ich.

Sehr viel, bestes Truthähnchen! meinte Julius. Wenn wir nur noch einen dazu haben, so machen wir es gerade, wie der Herausgeber des Freimüthigen. Wir schneiden nemlich einen unserer Mitarbeiter in zehn

bis zwanzig Stücke, und geben einem jeden derselben einen Namen.

Mein Gott, dann stirbt er ja!

Keinesweges! ein solcher Mitarbeiter am Freimüthigen hat ein wahres Polypenleben. Aus einem kleinen Mann können mittelst der Zerschneidung zwanzig große gemacht werden! Das nennt man: Ableger machen. So hatte Herr Doktor Kuhn aus dem nunmehr verblichenen Herrn Friedrich Wilhelm Friedrichsen an zwanzig Ableger gezogen, die unter mancherlei Namen, z. B. Wilhelm, Solly, Reissendrich, Wattmann, Roloff ꝛc. ꝛc. zu gedachtem Freimüthigen Beiträge geliefert haben. Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf. Diese Spekulation ist eine der vernünftigsten und einträglichsten, welche jemals gemacht worden. Mundus vult decipi. Es ist nur Schade, daß, wenn der Hauptstamm eines solchen feierten Mitarbeiters ausgeht, die Ableger gleichfalls verdorren. Daher wäre zu wünschen, daß die Gesellschaften naturforschender Freunde

auf Mittel dächten, wodurch man dies Uebel verhindern könnte.

Aber lassen sich die Mitarbeiter es gefallen, daß man sie so bei lebendigem Leibe secirt?

Mit Vergnügen! Die größten und würdigsten Männer haben es gethan. Herr Wilhelm Scherer zum Beispiel hat sich sogar selbst secirt, und seine sterblichen Theile haben mit den Unterschriften: „Borussus, Philaleth, r, Einige Mitarbeiter am Freimüthigen, Ein Leser des Freimüthigen ꝛc. ꝛc. ꝛc. " sehr thätigen Antheil an dieser geistreichen Zeitschrift genommen. Herr Scherer hatte jedoch bei seiner Selbstsektion noch einen kleinen Nebenzweck. Er wußte nemlich, daß, wenn er seinen wahren Namen unter seine Opera nannte, kein Mensch sie lesen würde; bediente er sich aber anderer Unterschriften, dann konnte er sicher darauf rechnen, daß man, wenigstens die erste Zeile löse. Klappern gehört zum Handwerke. Bloß ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen lassen zu wollen; deshalb strich ihn der Herr Freimüthige auch ver-

dienter Maßen öffentlich aus der Liſte ſeiner Mitarbeiter, worüber jener freilich ſich ganz grimmig anſtellte und ſogar klagte, im Herzen ſich aber gar ſehr freute, weil ihm beim Lichte beſehen, dadurch die größte Ehre wiederfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nachmals förmlich wieder bei ſeinen Leſern introduciren, und vor dem ganzen deutſchen Publikum ein: Pater peccavi anſtimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat.

Unſer glückliches Nomadenleben ſollte jedoch plötzlich auf das Schrecklichſte geſtört werden. Der Landesherr ſtarb, und den Unterthanen ward durch eine höchſte Verordnung gnädigſt und ernſtlichſt anbefohlen, ſeinen Tod zu beweinen, und ſechs Wochen hindurch kein Saitenſpiel ertönen zu laſſen. Wer dieſem huldvollſten Befehle des durchlauchtigſten Thronfolgers nicht völlig genügte, ſollte, in Ermangelung einer Feſtung, mit zweihundert Kantſchuhieben belegt, gebrandmarkt, und, nach Befinden der Umſtände auch wol geköpft werden. Durch dieſes blutdürſtige Trauer-

und Thränenedikt ward uns allen unser Erwerbzweig vernichtet. Wir wären gerne über die Gränze des Fürstenthümchens, welches nur einen Flächeninhalt von Dreiviertel Quadratmeilen hatte, gegangen; allein es fehlte uns an Geld, um Pässe zu lösen, und die hohen Landesdikasterien waren sehr sportelsüchtig, da sie auf diese Art von Einnahmen fast gänzlich beschränkt waren. Anfangs lebten wir noch kümmerlich von unsern geringen Ersparnissen. Sie reichten jedoch nicht lange zu. Unser Director oder Capellmeister, welcher ungerne seine Gesellschaft auseinander gehen lassen wollte, streckte uns anfangs aus seinen Mitteln vor; bald hatte er aber selbst nichts mehr. Kinderchen, sprach er, mit Thränen im Auge, jetzt sorge Jeder für sich. Ich kann Euch weiter nicht helfen. Sobald diese Trauer- und Jammerzeit vorüber ist, und wir dann nicht etwa verhungert oder als Diebe aufgeknüpft sind, wollen wir uns wieder zusammen finden, und dort anfangen, wo wir aufhörten. Ich bin ein Schmiedegesell, und werde einstweilen zu meinem Handwerke greifen. Lebt wohl! Damit gieng er, und ver-

tauſchte ſein leichtes melodiſches Saitenſpiel gegen einen ſchweren unmelodiſchen Hammer. Julius und ich blieben zuſammen. Wir ſchrieben augenblicklich an Herrn Edward Stern, und erſuchten ihn um Beiträge zu unſerm Wehmüthigen. Nach mehreren Wochen kam der Herr Generalpoſtmeiſter des Fürſtenthums, welcher zugleich Wagenmeiſter, Kitzenbruder und Briefträger für das ganze Land war, in unſer Quartier, und benachrichtigte uns: es ſei ſo eben ein ungeheurer Ballen, der zweihundert und fünf und achtzig ein halb Pfund wöge, unter der Aufſchrift:

Ihren Wohlgebornen,
den Herren Julius und Truthähnchen
in
Frei. Schildburg.
Manuſkripte zur verehrlichen Redaktion des Wehmüthigen.

angelangt. Er wolle uns demnach freundlichſt erſuchen, das Porto von der Schildburgſchen Gränze ab bis zur Hauptſtadt, welches im Ganzen zweihundert und fünf und achtzig einen halben Dreier betrüge, zu erlegen. Wir

bemerkten dagegen: daß der Ballen ja laut der Aufschrift frankirt, und das Porto auf einer Meklenburgschen Post von Herrn Edward Stern, dessen Hand und Siegel Julius erkannte, bezahlt sei. Das kümmert mich nichts, antworteten Se. Excellenz, der Herr Generalpostmeister und Litzenbruder. In Meklenburg und überhaupt in ganz Deutschland will man nichts von einem Fürstenthum Schildburg wissen, also kümmere ich mich gleichfalls nicht um die Meklenburgischen und die übrigen deutschen Posten. Ich habe nichts mit ihnen zu thun, und stehe in gar keiner Berechnung mit ihnen. Von unsrer Landesgränze bis hier, welches gerade eine Viertelmeile beträgt, müssen Sie bezahlen, oder ich lasse den ganzen Packen die achtzig Meilen wieder zurückgehen.

Alle unsere Bitten um Nachsicht, waren vergeblich. Der Hartherzige bestand fest auf seinem Kopf. Gerne hätt' ich den ersten Band meiner neuen Romane und Erzählungen für ein Spottgeld an einen Buchhändler überlassen, aber leider war in der ganzen Residenz weder ein Buchhändler, noch ein Buchdrucker, denn selbst die landesherrlichen

Verordnungen wurden von dem Premierminister sehr zierlich abgeschrieben, und von ihm mit eigenen hohen Händen an die Schloß- und Stadtkirchenthüre angenagelt, wornach sich dann ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten hatte. Nach einem langen, harten Kampfe entschloß ich mich endlich, auf Julius Zureden, mein väterliches Erbtheil, das Huttensche Brustbild, freilich nicht zu verkaufen, aber doch zu verpfänden. Guter, edler Ulrich von Hutten, verzeihe mir diesen Frevel! Ich habe hart, sehr hart dafür gebüßt. Verleugnete doch selbst Petrus unsern Heiland vor den Juden zu dreien Malen; und ich habe Dich, herrlicher Ritter, ja nur ein einziges Mal an einen Juden versetzen wollen. Verzeihe mir, und zürne nicht mehr darum.

Ich ging, mit lautem Herzklopfen, das Brustbild meines Mentors in der Tasche zum Herrn hochfürstlich Schildburgschen Hofagenten Samson Ruben, um etwa achtzig, bis hundert Thaler darauf zu leihen. Schon wie ich in das Haus des verdammten Hebräers trat, zitterte ich am ganzen Körper. Was wird Dein Vater sagen, flüsterte eine gehei-

me Stimme mir zu, wenn er sieht, daß Du dies Heiligthum, sein einziges Vermächtniß, den unheiligen Händen eines Juden überantworteſt! Einen Verräther, einen Böſewicht, einen zweiten Judas wird er Dich nennen. Bebend trat ich in das Zimmer. Der Jude, welcher mehr auf meinen Rock und meine ganze demüthige Haltung, als auf mein geiſtvolles Antlitz ſahe, redete mich mit einem ſchnarrenden Ton an: Nun, wos will der Herr? Ich dach verbotten das Betteln! Hiedurch gerieth ich noch mehr außer Faſſung.

Reck — neck — neck — verzeihen Sie, mein Herr Hofagent, daß ich ſo freimüthig bin! Reck — neck — neck — ſtotterte ich. Ich wolte nur fragen: ob Sie mir nicht gegen ein ſicheres Unterpfand etwa achtzig bis hundert Thaler, auf acht Wochen zu zehn Prozent Zinſen, leihen wollten.

Ei! loſſen Sie ſehen, Kindchen! Wos iſts denn? Setzen Se Sich! Nehmen Se Platz!

Hiebei zog er ſeine Brille, und ich meine löſchpapierne Hypothek hervor; aber, als ich ſie ihm überreichte, erblaßte ich, denn im weißen Leichentuche, mit einer dito Schlaf-

mütze auf dem Kopfe ſtand mein Vater neben mir.

Wai, Wai geſchrieen! Der Mörder! Ich hob' ihn! Ich hob ihn! rief der Hebräer mich beim Arme packend.

Ja, ja, er iſts, mein Vater! ſtammelte ich, ohne auf das Geſchrei des Hebräers zu achten.

Sein Voter iſts! Sein Voter hot erſchlogen den Schamſchen Michel! riefen zehn bis zwölf Juden, die auf den Zeter ihres Glaubensgenoſſen herbei geeilt waren.

Jo, jo, dàs iſt der Tate, und dòs is der Söhn! ſagte der Hofagent, erſt auf das Bildniß, und dann auf mich deutend. Sieht er ihm doch ſo ähnlich, als wär' er ihm geſchnitten aus de Ogen! Er iſt geweſen dabei, als ſein Voter hot erſchlogen den Schamſchen Michel; hot er doch ooch àn blauen Rock an mit gelbe Knöpf, ſo wie er is beſchrieben in de Steckbrief. Wöllen mer holen de Gerichten, und ſoll er mich gerädert werden von unten oof, und wenn es mich ſoll koſten zehntauſend Tholer.

Ich weinte, ich bat, ich flehte, ich betheuerte meine Unschuld auf das Kräftigste; allein umsonst. Endlich kam der Kriminalgerichtspräsident mit seinen zwei Schöppen und einer solchen Anzahl von Gerichtsdienern, als ob er zwanzig Räuber hätte verhaften wollen. Der Hafagent zeigte in dem kurzen Verhör, das gehalten wurde, an: ich hätte ihm vorliegendes Bildniß, welches nach der Aehnlichkeit mit mir zu schließen, das Brustbild meines Vaters sein müsse, verpfänden wollen. Er habe nun in diesem Bilde gleich den, in den Steckbriefen beschriebenen Mörder seines Sohnes, und in mir den Theilnehmer an diesem Morde erkannt. Auf seinen Ausruf: Wai geschrieen! Der Mörder! Ich hob' ihn! Ich heb' ihn! hätte ich auch augenblicklich bekannt, daß zwar nicht ich, aber doch mein Vater, dessen Brustbild dies sei, seinen, des Herrn Hofagenten einzigen Stammhalter Schamschen Michel todtgeschlagen habe. Daß ich nichts besser, und gewiß Theilnehmer an jenem Morde sei, bezeuge schon mein Gesicht, welches dem meines Vaters bis zum Sprechen ähnlich wäre.

Auch würde dis durch meine Aehnlichkeit und mein Zittern bei dem erſten Anblicke des Hofagenten beſtätigt. Vor allem bewieſe aber der blaue Rock mit den gelben Knöpfen, daß ich der Gehülfe bei der Ermordung ſeines Sohnes geweſen ſei, da dieſer Mitſchuldige, laut des Steckbriefes, eben ſolchen Rock angehabt habe. Er bäte den Herrn Kriminalpräſidenten, mich doch ja ſo bald, wie möglich, nicht von oben, ſondern von unten auf rädern, und vorher tüchtig mit glühenden Zangen zwicken zu laſſen, intemal ich zu der Ermordung ſeines einzigen Söhnleins, des Schamſchen Michel, gewiß beigetragen hätte. Er verſprach auch, dem Herrn Kriminalpräſidenten von Tiegerklau, außer den Unterſuchungskoſten, zehntauſend Thaler zu zahlen, wovon gleich zweitauſend Thaler pränumerirt, die andern achte aber ſofort, nach vollſtrecktem Urtheil, entrichtet werden ſollten, wenn nur ſeinem höchſtgerechten und menſchenfreundlichen Petito in allen Stücken völlig deferirt würde.

Der Herr Kriminalpräsident, auf welchen die letzten Gründe des Samson Rubenschen Vortrags einen sehr tiefen Eindruck machten, versprach feierlichst: ein solches Beispiel an mir zu statuiren, wie man seit Einführung der menschenfreundlichen, gemüthlichen und einfältigen Carolina*) noch keines an irgend einem Verbrecher habe vollziehen sehen. Sollte sein Urtheil wirklich zu gelinde ausfallen, und den Wünschen des Herrn Hofagenten nicht völlig entsprechen, so könne man die Akten ja nur zur beliebigen Schärfung des Endurtheils an den Schöppenstuhl in Leipzig senden, der in Untersuchungssachen wider die Herren Ludwig Wieland, Luden, Oken, Fries u. a. m. seine Gerechtigkeitsliebe auf das Glänzendste beurkundet habe. Auch sprach er vom Abhauen beider Hände, von Augenausstechen, Absägen der Füße, Ohrenabschneiden und dergleichen Höllenoperationen mehr, in einem Tone, bei welchem nicht nur jedem freimüthigen, unbefangnen und gebildeten Truthahn,

*) Carolina nennt man die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.

ſondern auch jedem kindiſchen und albernen Originaliſten die Haare hätten zu Berge ſtehen müſſen. Wozu half mir Armen nun alle meine Freimüthigkeit, die, ſo wie meine Zunge, an dem Gaumen klebte? Ich verſuchte zu ſprechen. Halts Maul! brüllte der Richter. Du Böſewicht! Du Mörder! Die arme Judenſeele haſt Du auf Deinem Gewiſſen. Hätteſt Du ihn nicht todtgeſchlagen, ſo hätte der Schamſche Michel noch ein Chriſt werden, und in den Himmel kommen können.

Hierauf ließ er mir Ketten an Hände und Füße legen, und mich dann unter dem Zulaufe von beinahe fünfhundert Menſchen, denn mehrere Seelen waren in der Reſidenz nicht — in ein Behältniß unter der Erde bringen, wo ich keine Hand vor Augen ſehen konnte.

Aus einem Freimüthigen war ich nun in der That ein Wehmüthiger geworden. Ich warf einen Rückblick auf mein vergangenes Leben, und mein innerer Richter ſagte mir es laut, daß dies die Strafe meiner Thaten ſei. Warum hatt' ich Kathrinchen verlaſſen, die doch ſchon im ſechsten Monat gieng, und mich

ſo zärtlich: Truthähnchen! Truthähnchen! rief? Das war Unrecht, indeſſen doch verzeihlich. Aber warum ließ ich mir von dem Dichter mein Frei und hiemit auch meine Freiheit ab-, und dafür all' dies Weh auf den Hals ſchwatzen? Die Manen meines, an ſeiner Freimüthigkeit verſtorbenen Vaters mußten wegen dieſer Verletzung ſeines Gebots mir zürnen. Die Strafe folgte der böſen That nur zu bald. Allein auch mit dieſer zweiten Unthat hatt' ich mich nicht begnügt. Ich war ſogar im Begriff, mein väterliches Erbtheil, meine einzige Hypothek, Dich, guter Ulrich von Hutten, mit Schulden zu belaſten. Vergebens warnte mein Gewiſſen mich, als ich in das Haus des Hebräers trat, und kaum die Erſcheinung meines verewigten Erzeugers konnte mich an der Ausführung meines böſen Vorhabens hindern. Ich hatte alſo mein Unglück im höchſten Grade verdient, und dies Bewußtſein machte es mir um ſo ſchrecklicher.

Schon mußte ich beinahe acht Tage bei Waſſer und Brodt in dem ſtockfinſtern Kerker geſchmachtet haben, als ich endlich zum Ver-

hör gerufen wurde. Der Herr Präsident hielt mir eine sehr eindringliche Ermahnungsrede. Er sagte unter Andern: mein Verbrechen wäre bereits auf das Klarste durch die von Samson Ruben beigebrachten Zeugnisse (wahrscheinlich die pränumerirten zweitausend Thaler) erwiesen; alles Leugnen würde mir nicht helfen, sondern mein Schicksal nur verschlimmern. Durch das Bildniß meines Vaters, dem ich so ähnlich sähe, wie ein Ei dem andern, würde es noch mehr bestätigt, daß ich ein Sohn des Claß Freimuth sei, der den Schamschen Michel todt geschlagen habe. Daß übrigens besagter Claß sich nachher den Freimüthigen genannt habe, wäre ein gewöhnlicher Spitzbuben- und Räuberkniff, um sich dadurch der Entdeckung zu entziehen. Würde ich, wie man von einem so verstockten Böswicht erwarten könnte, im Mindesten leugnen, so würde er, der Herr Präsident, mich durch alle Grade der Tortur schon zum Geständnisse bringen. Hiezu hätte er sich, obgleich die Tortur sonst in keinem gesitteten Staate, sondern bloß in Fetz, Hannover und Marocco

statt fände, für den vorliegenden Fall die gnädigste Erlaubniß Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht von Schildburg ausgewirkt. Höchstdieselben wollten, wenn ich es dazu kommen ließe, aus landesväterlicher Huld und Milde selbst dem Spaße mit beiwohnen. Um mir in dessen vorläufig die Zunge zu lösen, wolle ein hocherleuchtetes und sehr gerechtes Dikasterium mir jetzt aus richterlicher Milde und Barmherzigkeit vor dem Specialverhör zweihundert und funfzig Hiebe aufzählen lassen. Dies würde, meinte er, zu meinem eigenen Vortheil gereichen, denn dadurch würde ich desto früher zum Geständnisse gebracht, und dem zu Folge auch desto eher von meinem qualvollen Leben, welches mir ohnehin keine Freude mehr machen könne, befreiet werden.

Ich wollte gegen die zweihundert und funfzig bewußten protestiren, allein ein: Halts Maul! lähmte meine Sprache. Zwei Büttel rissen mir den Rock herunter, und hieben mörderlich auf mich los. Sie verzählten sich hiebei gewiß nicht zu meinem Schaden, denn ich glaube, für die letzten Funfzig ehe

ein Schock, als ein halbes Hundert empfangen zu haben. Der Richter fragte mich wiederholt: ob ich gestehen wolle? Gottlob, war ich aber von meinem seligen Papa schon frühzeitig an solche Hausmannskost gewöhnt, und blieb also standhaft beim Leugnen.

Nach vollendeter Operation gewann ich meine ganze Freimüthigkeit wieder.

Herr Präsident, sagte ich, verzeihen Sie, daß ich so frei bin —

Den Teufel, bist Du frei, Schurke! antworte Herr von Tiegerklau, Du bist ja in meinen Händen, und sollst von unten auf gerädert werden, oder ich will mich selbst auf das Rad flechten lassen, um unserm gnädigsten Landesvater nicht den Spaß zu verderben.

In dieser Aeusserung, Herr Präsident, erkenne ich den getreuen Unterthan eben so sehr, wie den gestrengen Richter. Aber ich bitte Sie unterthänig, schreiben Sie nach Kuckucksau, und Sie werden erfahren, daß mein seliger Vater dort wohlbestallter Dorfbart-Scherer war, Truthahn hieß, und bereits vor einem halben Jahre an der Frei-

müthigkeit geſtorben iſt. Er hat alſo den Schamſchen Michel, der erſt vor vier Wochen ermordet ſein ſoll, eben ſo wenig todt geſchlagen, wie ich; denn ich lebe nicht von Raub und Mord, ſondern von Poeſie und Muſik.

Alſo gar ein Dichter?

Ja, in Georg Lotziſcher Manier?

Wo liegt denn das Kuckucksau?

In Europa!

Einfaltspinſel! Ich frage, in welchem Lande?

In Europa!

Er iſt und bleibt doch ein Eſel!

Das ſagte mein Vater mir ſchon!

Er ſoll antworten: wo iſt das Kuckucksau? In Sachſen, Brandenburg, Baiern, Deutſchland, oder wo?

In Deutſchland, gnädiger Herr!

In welcher Provinz von Deutſchland? frag' ich. In Spanien, Frankreich, Portugal oder Rußland?

Lieber Gott, darum hab' ich mich niemals bekümmert, und mein Vater ſagte mir auch nichts davon. Ich weiß nur, daß dicht

hinter dem Pfarrhofe ein Gebüſch iſt, wo ich alle Abende —

Was that er da?

Ich kam dort alle Abende mit Kathrinchen zuſammen, und nachher, wenn ich vor dem Schlafengehen mein Tagebuch ſchrieb, welches ich unter dem Titel: Bruchſtücke aus Edmunds Tagebuche, in Druck geben werde, ſo erwähnte ich nichts davon; denn mein Vater ſollte es nicht wiſſen.

Narr! Wie hieß denn der Fürſt, in deſſen Lande Kuckucksau lag?

Guter Himmel, ich kenne ihn ja gar nicht! Wie kann ich das wiſſen.

Ha, mein Freund, er iſt ein verſchmitzter Burſche! Seine Ränke merke ich ſchon! Wir wollen bald die Wahrheit erfahren! Er klingelte.

Die beiden Schergen kamen wieder herein, und ich büßte abermal mit zwei hundert und funfzig Hieben meinen Mangel an geographiſchen und genealogiſchen Kenntniſſen.

Er will ein Dichter ſein, und weiß nicht

einmal, wie sein Vaterland heißt! sagte der Präsident.

Als Dichter bedarf ich dessen auch nicht, gestrenger Herr! sagte ich schluchzend. Ein Dichter braucht nichts weiter zu wissen, als das Herr August Kuhn ein starker Geist ist und einen Freimüthigen herausgiebt, daß Herr Scherer eine Turnfehde geschrieben hat, und nächstens eine verbesserte Ausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken*) besorgen wird, Julius Orion wußte auch nicht, wo er geboren war, und wollte deshalb nach dem gelobten Lande ziehen, um dort auf dem heiligen Grabe zu weinen, und auf dem Berge Carmel Carmina zu machen.

Verstehst Du Plattdeutsch, Du Rindvieh?

Freilich.

*) Schon vor mehrern Jahren zeigte der würdige Scherer mir, als Probe ein von ihm verbessertes Gedicht von Göthe, welches in dieser neuen Umarbeitung wirklich ganz vortrefflich war. Nach seinen Aeußerungen dürfen wir mit Sicherheit hoffen, recht bald eine vollständige und von dem großen Scherer verbesserte Ausgabe jenes Dichters zu erhalten. Herr von Cotta mag dann nur mit seiner Ausgabe von Göthes Werken einpacken!

So nenne mir mal den Vogel da! Wo heit dei? (Wie heißt der?)

Dat is jo een oll verſopen Kuhnhahn! (Es iſt ja ein alter verſoffener Truthahn!) ſagte ich, als ich den todt im Branntweinstrank liegenden Konſiſtorialvogel ſahe, welchen der Präſident von dem Fenſter aus mir zeigte, und der, wahrſcheinlich aus Verzweiflung über die in jeder Hinſicht peinliche Gerichtspflege in Schildburg ſeinem Leben ein Ziel geſetzt hatte.

Iſt das denn Dein Vater, oder ein Verwandter von Dir?

Nein, gnädiger Herr, es iſt ja ein Truthahn.

Burſche, wie Du hin und her redeſt! Erſt ſagſt Du ſelbſt, Dein Vater ſei ein Truthahn geweſen. Jetzt leugneſt Du es wieder, und willſt mit dem dort gar nicht verwandt ſein. Du verſchnappſt Dich ja bei jeglichem Worte. Er klingelte, und ich bekam abermals zweihundert und funfzig.

Um Gottes willen, Herr Präſident, rief ich, faſt ſollte ich denken, mein Vater wäre wieder von den Todten erſtanden. Schon

fünfhundert Hiebe haben Sie mir geben laſſen auf mein Kreuz. Haben Sie doch endlich Erbarmen mit mir. Hätte ich nicht eine ſo gute Erziehung genoſſen, und wäre ich nicht von Kindheit auf an dergleichen gewöhnt worden; ich müßte ſchier verzweifeln. Haben Sie die einzige Gnade, nach Kuckucksau zu ſchreiben, und erkundigen Sie Sich: ob mein Vater nicht ſchon vor einem halben Jahre geſtorben, und noch todt iſt.

Gut, ich werde ſchreiben. Du gehörſt Deiner Ausſprache nach im Holſteinſchen zu Hauſe, Du Grützkopf! Aber wehe Dir, wehe Dir, wenn es nicht wahr iſt, was Du mir vorlügſt. Wehe Dir, ſage ich!

Ach, geſtrenger Herr, ſchreien Sie doch weiter kein Wehe über mich. Sie haben mich ja ſo ſchon aus einem Freimüthigen in einen Wehmüthigen verwandelt. Wenn es ſo fort geht, dann werd' ich mein bischen Muth gänzlich verlieren.

Siehſt Du, Spitzbube, daß Du eigentlich ein Freimüthiger und alſo ein Sohn des Raubmörders biſt, der in dem Adjuncto A

ad Numerum I. Actorum angeheftet worden? Hab' ich Dich endlich zum Geständnisse? Warte! Wenn Du dabei verharrst, so werd' ich mein Möglichstes thun, Dir bald von Deiner Qual zu helfen. Solltest Du aber morgen wieder leugnen, so bekömmst Du sechshundert! Verstehst Du? Und jetzt gehe mit Gott!

Man brachte mich wieder in meinen Kerker, der mir nunmehr, trotz seiner Finsterniß, ein Himmel gegen die helle Gerichtsstube schien. Der Herr Präsident war glücklicher Weise am andern Tage mit Podagra behaftet, und ich blieb also, dem Himmel sei Dank, auf längere Zeit mit Verhören und Rohrhieben verschont. Indessen hatte mein menschenfreundlicher Richter wirklich nach Kuckucksau in Holstein geschrieben; allein leider hatte, wie ich nachher erfuhr, der Graf Edmund Puter von Putersdorf das erwähnte Dorf gekauft, und ihm den Namen Kuhnenau beigelegt. Man ließ also den dickleibigen unfrankirten Brief des Präsidenten mit der Bemerkung zurückgehen, daß es in ganz Holstein kein Kuckucksau gäbe.

Mein Richter war, als diese Nachricht ankam, gerade wieder hergestellt, und nun sah er ganz deutlich, daß ich ihn auf das Schändlichste betrogen hatte. Um so gränzenloser war sein Zorn, und er beschloß, meine Todesstrafe auf alle mögliche Weise zu schärfen, und das künftige Urtheil, welches er bis jetzt noch im Petto behalten, schleunigst vollziehen zu lassen, zumal da er zum Ankaufe eines Landguts die rückständigen achttausend Thaler des Herrn Hofagenten und seinen Antheil an den hoch aufgelaufenen Untersuchungskosten nothwendig bedurfte.

Ich ward auf's Neue vorgeladen, und zu meinem Erstaunen wurde mir der zurück gekommene Brief vorgelesen. Hoch und theuer versicherte ich, daß irgendwo ein Kuckucksau in der Welt liegen müßte, und bat um's Himmelswillen, daß man sich noch in andern Ländern deshalb erkundigen möchte.

Da würden wir um Dich, Spitzbuben, schöne Kosten haben. Dein Verbrechen ist so gut bewiesen, und Du sollst mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht werden.

Damit Du aber nachher Dich nicht beschweren mögest, als sei etwas an den Förmlichkeiten in der, wider Dich angestellten Untersuchung versäumt, so haben Sr. Durchlaucht, unser gnädigster Landesherr geruhet, Dir huldvollest alle Grade der Tortur zuzugestehen, als da sind — Nun rechnete er eine solche Menge von Werkzeugen her, durch welche meine Wahrheitsliebe in Thätigkeit gesetzt werden sollte, und schilderte mir dabei die Martern mit so grellen Farben, daß ich ohnmächtig zu Boden sank. Außerdem, fuhr er fort, als ich mich ein bischen erholt hatte, außerdem haben unser huldvoller Landesvater die Gnade gehabt, zu Deiner Peinigung vier Sach- und Kunsterfahrene Männer aus Hannover, welches über achtzig Meilen von hier ist, auf Höchstdero alleinige Kosten zu verschreiben. Du hast übrigens alle Ursache, Gott zu danken, daß Du bloß mit glühenden Zangen gezwickt und von unten auf gerädert werden wirst, denn da aus den Akten zur Genüge erhellt, daß Du mehrere Male Dich der Worte: frei und freimüthig bedient hast, welches of-

fenbar als ein Majestätsverbrechen gegen unsern Durchlauchtigsten Landesvater zu betrachten ist, so würdest Du gewiß nicht auf eine so gute Manier herauskommen, wenn ich die Akten an den L— oder irgend einen andern hochweisen und gerechten Schöppenstuhl zum Spruch Rechtens versandt hätte. Der Herr von Kotzebue wird es ohnehin allen Monarchen Europa's berichten, daß ich Dich als einen heimlichen Jakobiner, der den Thronen den Umsturz droht, nicht strenger bestraft habe.

Mit Schaudern hörte ich diese lange Rede des Herrn von Tiegerklau, die für mich wenig Tröstliches hatte. Vergebens warf ich mich vor dem Grausamen nieder, und flehte um sein Mitleid und seine Fürsprache. Sein Herz blieb so hart, wie die Thaler, welche der Hofagent ihm für meine Hinrichtung versprochen, und zum Theil schon gezahlt hatte.

Der Tag meiner Peinigung kam. Seiner Durchlaucht geruheten in Gnaden, in eigener hoher Person an dem Feste Theil zu nehmen. Ehe das Geschäft anfieng, besich-

tigten Höchſtdieſelben die dazu beſtimmten Werkzeuge genau, und die kunſterfahrenen Hannoveraner, welche dies Fach aus dem Grunde zu kennen ſchienen, machten eine ſo gräßliche Beſchreibung von den mir bevorſtehenden Qualen und Verrenkungen, daß Herr von Tiegerklau dagegen mir einen wahren Himmel geſchildert zu haben ſchien.

Mein lieber Präſident von Tiegerklau, ſagten Se. Hochfürſtlichen Durchlaucht, in einem höchſt milden und herablaſſenden Tone, der Delinquent weiß laut Ihres Berichtes nicht beſtimmt, aus welchem Lande er eigentlich herſtammt. Er würde daher gerechte Urſache haben, wenn auch nicht in dieſer, doch in jener Welt ſich über Uns zu beklagen, wenn die in ſeinem Vaterlande üblichen Marterwerkzeuge nicht bei ihm angewendet wären. Deshalb haben Wir ihm nicht nur alle möglichen Grade der Tortur in Gnaden auf Ihre Fürbitte bewilliget, ſondern auch verordnet, daß jedes denkbare Inſtrument, es mag üblich geweſen ſein, wann und wo es will, zu ſeiner Peinigung ſoll gebraucht werden. Dann wird

er gewiß keinen Grund haben, zu behaupten, als hätten Wir ihm nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren, oder ihn nicht mit denen, in seinem Vaterlande gebräuchlichen Werkzeugen, martern lassen; denn unter dieser großen Menge von Instrumenten, welche Wir aus Algier, Tunis, Tripolis, Hannover, Marocco, Madrid, Constantinopel, kurz von allen Enden der Welt her, wo man das Fach der Tortur nur kennt und praktisch treibt, mit schweren Kosten verschrieben haben, wird doch wol Eins sein, welches in dem Vaterlande des vorstehenden Truthahns üblich ist. Wir wollen in dieser Hinsicht lieber etwas zu viel, als zu wenig thun, damit Wir dereinst keine Ursache haben, Uns Vorwürfe oder Gewissensskrupel zu machen. In Betreff der wohlverdienten Strafe wünsche ich, daß Sie auf Rädern von unten auf erkennen mögen, damit der Verbrecher während der Execution selbst einige Augenblicke Zeit gewinnen möge, sein verhärtetes, boshaftes und verstocktes Herz zu Gott zu wenden. Deshalb soll er auch ja mit dem Gnadenstoße nicht übereilt

werden, denn er iſt ein Fremder, und ich will durchaus, daß ihm in allen Stücken ſein volles Recht wiederfahre. Wäre er mein Unterthan, ſo möchte er meinethalben hinlaufen, wo er hergekommen iſt.

Mit Angſt, Entſetzen und Schaudern hörte ich die troſtreichen Worte des menſchenfreundlichen, huldvollen Landesvaters. Vergebens warf ich mich auf die Kniee, und flehte ſowohl zu dem fürſtlichen Tieger, wie zu ſeiner Klaue, doch lieber gleich meinem Leben ein Ende zu machen, als mich ſo ſchrecklich zu quälen. Ich hätte ja gehört, daß in allen deutſchen Ländern, mit Ausſchluß von Hannover, die Tortur abgeſchafft ſei; warum ſie denn bei mir angewandt werden ſolle?

Weil Se. Durchlaucht ſo gnädig ſind, ſie Dir ausnahmsweiſe zu bewilligen, Schurke! verſetzte der Präſident.

Die Henker entkleideten mich jetzt, und die Luſtbarkeit begann. Ich machte eine Vokalmuſik dazu, welche, wenigſtens an Stärke, meine ehemalige Muſik auf dem Violoncell tauſendmal übertraf. Nicht bloß alle Einwohner der Reſidenz, ſondern auch des ganzen Lan-

des liefen zuſammen, und ſtürmten die Treppe zur Marterkammer hinauf. Allein ſie konnten bloß ihre Ohren ergötzen, denn die Augenluſt, welche eigentlich das Beßte von dem ganzen Spaß war, hatte der Landesvater ſich und meinen Peinigern vorbehalten.

Vierzehn Tage lang dauerten dieſe Uebungen, durch welche mir

„recht zuckerſüß der Himmel,
Und gallenbitter dieſe Welt"

gemacht werden ſollten. Trotz aller Veränderungen in Hinſicht der Marterwerkzeuge, durch welche man mich aufzuheitern ſuchte, ſpürte ich die entſetzlichſte Langeweile, von der ſich nur derjenige einen Begriff machen kann, der etwa Herrn Doktor Auguſt Kuhn's Nelken oder deſſen Humoriſten geleſen hat. Das alte lateiniſche Sprüchelchen: variatio delectat (Veränderung ergötzt), bewies ſich alſo diesmal als kein goldenes.

Schon beim erſten Grade der Marter geſtand ich Alles, was ich gethan und nicht gethan hatte, und wiederholte mein Bekenntniß wol hundertmal. Bei dem zweiten Grade beſchwor ich es. Beim dritten verſprach ich,

noch freimüthig weit mehr zu bekennen. Beim vierten und fünften gab ich sogar einige Personen, von denen ich nie etwas gehört und gesehen hatte, an, und bezeugte, daß sie alle die Verbrechen begangen hätten, welche Herr von Tiegerklau mir vorsagte. Bei dem sechsten Grade beschwor ich, daß ich ganz frei und ungezwungen diese Aussaaen und Zeugnisse abgelegt habe, wobei ich unterthänigst bat, meinem Leben nunmehr baldmöglichst, auf jede beliebige Weise, ein Ende zu machen.

Als mein Jammer- und Wehgeschrei das Trommelfell meines durchlauchtigsten Peinigers und seiner Gehülfen, und meine Grimassen, Zuckungen und Verrenkungen zur Genüge ihr Zwergfell erschüttert hatten, beschloß man nunmehr zu meiner wohlverdienten Hinrichtung zu schreiten, sintemal der Herr Leibarzt und Landphysikus bezeugte: „daß ich aus Mangel an Kräften sothane Todesstrafe, wozu ich von Rechtswegen verurtheilt worden, schwerlich er- und überleben würde, wenn man nicht recht bald dazu schritte.“ Indessen behauptete Herr von Tigerklau: ich müsse einen Vertheidiger haben; ich sei ein Mensch,

und man könne mich doch nicht so brevi manu aus der Zahl der Lebendigen streichen, wie der Herr Doktor August Kuhn einen gewissen Hartwig von Hundt-Radowsky aus der Liste seiner Mitarbeiter gestrichen habe. Einen Hund könne man zwar, ohne weitere Defension, ersäufen oder todtschlagen; aber gegen vorstehenden Truthahn müsse man menschlich sein.

Auf diese so originelle, freimüthige, unbefangene und menschenfreundliche Vorstellung des Tigerklau ward mir der Sohn des Herrn Präsidenten zum Vertheidiger und rechtlichen Beistande zugegeben. Der junge Herr von Tigerklau bewies nun in meiner acht und vierzig und einen halben Bogen starken Vertheidigungsschrift sehr gründlich und klar: daß ich die Strafe des Rades von unten auf, ingleichen das Zwicken mit glühenden Zangen, das Herausschleppen auf der Kuhhaut und das Viertheilen gar wohl verdient habe, und daß ich mich diesem Allen mit dem größten Vergnügen unterwerfen würde; indessen bäte ich Se. Schildburgsche Durchlaucht doch unterthänigst, das mir

gnädigst zugedachte Viertheilen in ein höchstmildes Flechten aufs Rad huldvollest zu verwandeln.

Diese Vertheidigung hatte den von dem Herrn Verfasser gewünschten Erfolg, und das ganze Land bewunderte die Geschicklichkeit des jungen Herrn von Tigerklau, der eine so ausserordentliche Milderung des höchstgerechten über mich gefällten Bluturtheils hatte auswirken können. Ich kann übrigens nicht sagen, daß ich mich über diese Milderung sehr gefreuet hätte; denn ob man mich nach meinem Tode viertheilte, oder zehntheilte, oder gar zwanzigtheilte, das war mir einerlei; ja ich hätte mich selbst bei lebendigem Leibe als Mitarbeiter am Freimüthigen hunderttheilen lassen, wenn ich nur dadurch mein Leben hätte retten können: denn je mehr sich die Nachwehen der erlittenen Martern und Drangsale verloren, desto mehr stieg wieder die Liebe zum Leben in mir auf.

Endlich erschien der furchtbare Tag meiner Hinrichtung. Früh Morgens schon begann das Geläute oder vielmehr das Gebimmel mit der Schloß- und Stadtglocke, um die

ſämmtlichen Einwohner des ganzen Landes von der bevorſtehenden Feierlichkeit zu benachrichtigen, und dazu einzuladen. Wirklich erſchienen auch alle Unterthanen Sr. Schildburgſchen Durchlaucht, zumal da die meiſten derſelben am nächſten Sonntage zum heiligen Nachtmal gehen, und heute vorläufig ihre Sünden beichten wollten. Dies mußte nemlich bei dem Herrn Oberkonſiſtorialrath, Hof- Stadt- und Landprediger Edmund Stern geſchehen, welcher ein Bruder des großen Edward Stern in Böotien, und der einzige Geiſtliche und Sündenvergeber im ganzen Schildburgſchen Lande iſt. Herr Edmund Stern hatte heute jedoch genug mit mir zu ſchaffen. Er ließ ſich deshalb von den Beichtenden bloß der Sicherheit wegen pränumeriren, und verſprach die Quittung oder Abſolution ſpäteſtens morgen früh zu ertheilen. Im hochnothpeinlichen Halsgericht, welches unter dem Zulaufe und vor den Augen der ſämmtlichen Schildburgſchen Unterthanen, von denen Gottlob kein Einziger krank oder bettlägerig war, geheget und gehalten wurde, ward nunmehr förmlich über mich das Urtheil

gesprochen, der Stab gebrochen, und Tische, Stühle und Bänke wurden umgestoßen. Ich war in ein weißes Gewand gehüllt, und hatte eine weiße Nachtmütze auf, gerade wie mein seliger Papa, als er mir bei dem Hofagenten erschien.

Herr Edmund Stern tröstete mich mit goldenen Sprüchen und Aphorismen, die sein berühmter Bruder Edward theils aus alten Postillen, theils aus eigenen, zahllosen Handschriften geschöpft, und ihm für den gegenwärtigen, höchstwichtigen Kasualfall mit einem Frachtwagen zugesandt hatte. Es war übrigens in diesen Gedankenspänen, Aphorismen und goldnen Sprüchen, wo möglich, noch weit weniger Menschenverstand, als in meinen Hortensien, Nelken ꝛc. ꝛc. zu finden. Herr Edmund nahm ganz demüthiglich auf der Kuhhaut neben mir Platz, um mich desto besser trösten zu können, und unterwegens sang man das erbauliche Sterbelied:

O, mein lieber Augustin,
Alles ist weg!

Ich zitterte immer heftiger, je näher ich dem Richtplatze kam. Herr Edmund Stern reichte

mir eine Gabe Opium nach der andern, um mich zu betäuben; mir wäre jedoch ein Gläschen Kornlikör weit lieber gewesen. So roth ich sonst um meinen Kamm aussahe, so bleich war ich jetzt. Plötzlich sprangen ein paar Henkersknechte auf mich los, und zwickten mich a posteriori und a priori so erbärmlich, daß ich heulte, wie ein Uhu! Die verfluchten — rief ich. Nicht, nicht! Liebster Freund! Nicht fluchen! Segnet, die Euch zwicken! Kurz ist der Schmerz, doch ewig ist die Freude! ermahnte mich der ehrwürdige Stern. Haben Sie nur Geduld, mein Theuerster! Das sind die Leiden dieser Zeit, die bald vorübergehen. Nehmen Sie Sich die herrlichen Männer zum Muster, welche auf der Wartburg, wenn auch nur in ihren Geisteskindern, verbrannt sind. Wie schmerzhaft mußte das wol sein? Und dennoch beneidet der ehrwürdige, fromme Scherer ihnen diesen Märtyrertod?

Au — Au — Auh! Es — es — es — thut mir aber so wehe! Ich halt' es nicht au — aus!

Bester, Einzigster, bedenken Sie, daß

auch Sie Manchem wehe gethan haben. Sie ſollen bloß zur Erbauung des Publikums ein bischen mit glühenden Zangen gezwickt werden! Iſt das wol ein Leiden? Geduld, Glaube, Hoffnung. —

Herr Paſtor, fiel ich ein, mein Muth iſt dahin, ſeit ich meine Freimüthigkeit verlo = au, au, auh! Das iſt entſetzlich! Sie zwicken ſchon wieder! — verloren habe.

Halt! Halt nur! Ich hob' ihn! Ich hob' ihn wieder, den Schamſchen Michel! rief der Hofagent aus, voll Freude und Entzücken entgegen ſpringend. Ein junger, bucklichter und einäugigter Iſraelit mit einem Weichſelzopf folgte ihm.

Sehen Sie, Herr Präſident, do iſt er wieder, der Schamſchen Michel. Do hott' ich ihn geſchickt mit die falſche Minz ins Oosland; er ſollte mich umſetzen die zehntauſend Tholer falſch Geld, die ich hobe bekümmen vor die hohe Kammer für fünftauſend Tholer gut Geld. Hoben ſie ihn gekriegt die Gojim? hoben ſie ihn gewerfen in à Loch, in à Hündeloch! Hot er nicht gehobt zu beißen und zu brechen? Hoben ſie ihm gegeben zweihundert

und funfzig auf ſein Kreuz! S' iſt doch kein eiſernes! Hot er gejammert, hot er gewimmert, hot er gebibbert, hot er geweint, wie än Kind. Hoben ſie ihm weggenommen all' ſein' falſche Minz, und hoben ihn gebracht of den Schub. Wai, 's iſt 'n großer Schode für mich!

Donnerwetter, was iſt dies? rief der Präſident. Nun iſt ja all' unſere Mühe umſonſt. Aber, Herr Hofagent — Er' flüſterte dieſem etwas ins Ohr.

Wai geſchrieen! 's iſt ja nicht nöthig. Der Schamſchen Michel iſt jo do! machen Sie mich doch weiter keine Koſten mit der Exkutſchon! Laſſen Sie ihn loſen.

Herr Hofagent, ich ſage Ihnen — die Sache wird ſchlimm. Meinethalben mag er laufen, aber Sie müſſen die letzten achttauſend —

Wai, was wöllen Sie denn von mich? Hob' ich doch gethan an Sie, als an mein Bruder. Laſſen Sie ihn loſen! Hob' ich doch ſo Schoden genug, und der Schamſchen Michel hot zweihundert und funfzig aufs Kreuz.

Wai! Machen Sie mich keine Koſten mehr: 's iſt jo nicht nöthig!

Ja wol iſt es nöthig! Rädern laß' ich ihn oder auch Sie, Herr, mit Ihrem Schamſchen Michel, oder Sie müſſen zahlen.

Wai! Wie kann ich denn zohlen? Hob' ich Sie doch ſchon gegeben zweitauſend Tholer; und hob' ich geſogt, ich will zohlen, die andern achttauſend Tholer, wenn er iſt gericht mit das Rad von unten auf, und gezwickt mit glühende Zangen.

Das letztere iſt er, und das andere ſoll augenblicklich geſchehen, wenn Sie nicht verſprechen zu zahlen.

Bei dieſen Worten ſchauderte ich, ſo große Hofnung ich Anfangs auch hatte.

Nun, ich will Sie ſogen noch Eins! hob der Jude wieder an. Ich will hoben gar kein Erſaz und kein Proviſchon für die zehntauſend Tholer falſch Geld von die hohe Kammer, wofür ich doch müßte hoben Vergütung, weil die Gojim mich hoben weggenommen die falſche Minz. Ich will all meine Anſprüche verſchenken an den Herrn Präſidenten, und will

noch nichts haben für die zweihundert und funfzig Hiebe aufs Kreutz, die gekriegt hat der Schamschen Michel. Ich will Sie citiren *) Alles! Machen Sie es ab mit die hohe Kammer. Aber dann sollen Sie Sich halten an die, und nicht weiter fordern von mich die achttausend Tholer. Sie können bei dem Handel gewinnen zweitausend Tholer, und noch zweihundert und funfzig aufs Kreutz. Machen Sie mich keine Kosten! Lassen Sie das sein mit die Exkutschon! Ich hob' den Schamschen Michel ja wieder!

Ich habe gleichfalls keinen Gefallen am Tode des armen Sünders, sagte Herr Tigerklau. Er mag immerhin unschuldig sein; aber so ungestraft darf man ihn doch nicht laufen lassen; das Publikum möchte sonst gar denken, man habe es zum Besten haben wollen. Für dießmal mag er mit fünfhundert Kantschuhieben aufs Kreutz entlassen werden. Der Schamschen Michel hat zweihundert und funfzig bekommen. Ein Christ kann mit Recht das doppelte begehren, und dann will ich ihm noch Staupe-

*) citiren.

ſen und Brandmark geben, und ihn praeſtita urpheda über die Landesgränze bringen laſſen. Mag er nachher meinethalben laufen, wohin er will; allein Gerechtigkeit muß ihren Gang gehen.

Jammernd und Händeringend bat ich die Tiegerklaue, mir die bereits im Gefängniſſe erduldeten Martern und Hiebe von den fünfhundert bevorſtehenden, als ſchon empfangen, abzurechnen. Meine Thränen und Seufzer wurden mir jedoch als offenbare Widerſetzlichkeit ausgelegt, und der Herr Präſident ließ mir ſtatt fünfhundert jetzt funfzehnhundert aus dem ff aufzählen, nachher Staupeſen und Brandmark a posteriora geben, und nach geleiſteter Urphede mich mit einem zierlichen Schubſchein über die Gränze bringen.

Mein Freund und Tröſter, Edmund Stern, begleitete mich bis dahin, und uns folgete viel Volks nach.

Bitter beklagte ich mich gegen den Hochwürdigen über die Ungerechtigkeit des Präſidenten, der mich den unſchuldig Gefangenen, Gemarterten, Verurtheilten und Gezwickten

nun noch mit Schimpf und Schande zum Lande hinausschickte.

Alle Obrigkeit ist von Gott, mein theurer Freund! versetzte der geistliche Herr. Wer sich gegen die Verfügungen seines Fürsten und seiner Obrigkeit auflehnt, sei es auch nur mit Bitten oder mit Thränen, der lehnt sich gegen Gott selbst auf, und verdient als ein Gotteslästerer und Empörer die strengste Bestrafung. Sie machten sich eines solchen Verbrechens schuldig, da Sie mit der Züchtigung, welche Ihnen der Herr Präsident bloß zur Ergötzung des Publikums zuerkannte, nicht zufrieden waren, sondern um Milderung baten. Hätten sie nur das literarische Wochenblatt des großen Kotzebue und die unsterblichen Werke der Herren Adam Müller, von Haller, von Dietricke und von Stourdza gelesen, so würden Sie Ihr Unrecht gewiß einsehen. Ich habe wirklich die Nachsicht des Herrn von Tiergerklau bewundert. Mancher Andere hätte Ihnen auf der Stelle nicht allein den Rock, sondern auch die Haut abziehen lassen, da Sie durch Ihr Jammern und Wimmern das Recht beugen wollten. Das war eine schreckliche

Sünde gegen Gott und die Obrigkeit. Nehmen Sie sich künftig die ehrlichen K — n zum Muster, die sich mit Vergnügen Zöpfe eindrehen, Brillen aufsetzen und nach Herzenslust, zur Ehre unsers Jahrhunderts, pisacken lassen. Hätten die auch das Schicksal des Marsyas, sie würden es gelassen als fromme Christen ertragen, und den restaurirten Anti-Apoll segnen, der sich aus ihren Fellen Kleider machen ließe. Uebrigens freuen Sie sich, daß Ihre Unschuld ans Licht gekommen ist, fuhr Herr Stern fort. Hätte der würdige Samson Ruben seinen weichselzöpfigen, hoffnungsvollen, einäugigen, bucklichten Schamschen Michel nicht wieder gefunden, so wandelten Sie jetzt schon von einem Stern zum andern, und würden nie einen Wehmüthigen herausgeben. Wie gütig hat die Vorsehung über Sie gewaltet! Fühlen Sie das wohl?

Ich fühle recht gut, Ew. Hochwürden, wie man mich gekantschuet, gemartert, gezwickt und gebrandmarkt hat, und danke nur Gott, daß ich nicht bin gerädert worden. Für Ihre goldnen Sprüche und Aphorismen bleib' ich Ihr ewiger Schuldner. —

Dafür begehre ich nichts, lieber Freund, nichts weiter, als das Sie meinen Aphorismen, Gedankenspänen, goldnen Sprüchen und Blüthen dereinst in Ihrem Wehmüthigen ein Plätzchen vergönnen, und mir erlauben, an dieser freisinnigen, witzigen und unbefangenen Zeitschrift fernerhin Antheil zu nehmen.

Hierum bitte ich Sie eben! antwortete ich, und nahm mit einer zärtlichen Umarmung von meinem geistreichen Tröster Abschied.

Von den heftigsten Schmerzen gefoltert, und voll Angst, noch einmal in dieselben, oder gar in ärgere Tigerklauen zu fallen, als die, welche mich so eben hatten fahren lassen, eilte ich vorwärts. Jede hörbare Bewegung in den Wipfeln der Bäume erschreckte mich; jede menschliche Gestalt, die ich von ferne erblickte, füllte mein laut klopfendes Herz mit noch größerer Furcht, und ich war mehr einer furchtsamen einfältigen Pute oder Kuhne*), als einem freisinnigen, muthvollen und

*) Pute oder Kuhne wird häufig das Weibchen des Truthahns genannt.

unbefangenen Truthahn ähnlich. Mit größter Vorsicht mied ich alle Dörfer, Flecken und Städte, allein endlich überwältigten mich Schmerz, Müdigkeit, Hunger und Durst, und fast verschmachtend blieb ich im Walde unter einem Baume liegen. Der ehrwürdige Edmund Stern hatte mir einige Salben für meinen zerfleischten Hinterwagen gegeben, die unstreitig besser waren, als seine sämtlichen goldnen Sprüche, und wohlthuender, als die Kantschuhiebe und Zangenkniffe, womit ich durch die Mildthätigkeit des Herrn Präsidenten von Tiegerklau regalirt worden war. Ich besalbte mich also von hinten und vorne mit jenen Sternschen Salben, und meine Schmerzen ließen nach. Ein Fläschchen Danziger Lebenswasser, womit mein geistlicher Freund mich gleichfalls versehen hatte, stellte meine Unbefangenheit und Freimüthigkeit völlig her, und nun marschirte ich, festen Vorsatzes, in die erste, beste Schenke einzukehren, vorwärts. Wo ich Geld zum Bezahlen hernehmen sollte, daran dachte ich nicht weiter, hatte ich doch Füße zum Laufen.

Gegen Abend erreichte ich ein Dorf, welches, wie ich erfuhr, Scherersau hieß. Eine schallende Muſik kündete mir von ferne ſchon das Wirthshaus an, und ich eilte von froher Hoffnung beſeelt dahin. An der Hausthüre las ich zwei Anſchlagzettel, und mit welchen Gefühlen können meine Leſer ſich vorſtellen, wenn ich Ihnen den einen hier buchſtäblich mittheile:

Mit Hoger obrichkaidliger erlaupnäß
Wird heute Abent der periehmte Boet und
Schauſpiller her julius u. Rian
zu gäpen die Aehre han
ein tecklammadorium aus der Dornenfete des
herrn wilhelm ſcher. Er.
Das hochgebhrte Bubbelkum und der hoge
Attel wierd underdönig Gebätten um ſaalreigen Suſchpruch.
erwackſene Sahlen ein seckſer, unt Kinter die
hellſte Angdre.
Die bihne iſt in dem Putenſtahl bei den herrn
gaſtwirt krauskoff.
julius u Rian.

O, Julius, Julius, rief ich, vor Ent-

zücken, mein Julius! Wo iſt er? Wo iſt er?

Wer? fragte ein grober Bauer. Was brüllt er hier, lumpigter Kerl?

Julius, wo iſt mein Julius, der berühmte Dichter, der —

Julius? Julius? verſetzte der Bauer etwas milder. Ach, er gehört wol zu dem Kerl, der das Dummeldorium machen will. So komm er näher!

Ich folgte in das von lärmenden und trinkenden Bauern erfüllte Zimmer. Da trat mir, ſchon an der Thüre, Julius entgegen. O Himmel, rief er aus, und lag umarmt und umarmend, an meiner Bruſt. O Himmel, biſt Du es? Biſt Du es ſelbſt, oder iſt es Dein Geiſt? Ich hörte ſo eben, Du wäreſt heute gerädert worden und mit glühenden Zangen gezwickt, und —

Das lezte iſt geſchehen, auch hab' ich Staupbeſen und Brandmark vor den Hinterwagen bekommen, aber das Radebrechen von vorne und von unten auf hat man mir erlaſſen, weil ich ganz unſchuldig war.

Alſo gezwickt biſt Du doch? Schade, daß ich

es nicht gestern wußte, dann wär' ich auch ein bischen gekommen zum Zusehen. Ich liebe nichts mehr, als das Tragische; erhebt das Gemüth, während das Komische, besonders das Niedrigkomische und Burleske es zur Erde herabzieht.

Das mag sein! entgegnete ich; allein mir hat das Tragische kein Vergnügen gemacht. Ich schilderte ihm nun ausführlich, wie man mich gepeinigt, gezwickt, gekantschuet und aux belles fesses gebrandmarkt hätte, so daß ich jetzt kaum auf Eiderdunen, vielweniger auf einem Brettschemmel, den mir des Wirths Tochter mitleidig hinschob, sitzen möchte. Die Bauern sperrten sämmtlich die Mäuler auf, und schloßen um mich und Julius einen Kreis.

Donnerwetter! rief der dicke breitschultrige Schulze, er ist also der Kerl, der heute in Schildburg hat gerädert werden sollen, und ist gewiß schappirt? He? Nun warte Er nur!

Er flüsterte hierauf mit einigen der Umstehenden, und plötzlich eröffnete man mir, daß der Herr Schulze Amts- und Gewissenshalber sich verpflichtet halte, mich wieder nach Schildburg zurück zu liefern.

Flehend und weinend warf ich mich auf die Knie, und betheuerte hoch und heilig, daß man mich aus freien Stücken, meiner erwiesenen Unschuld halber, entlassen, und daß ich meinen ehrlichen Schubschein in der Tasche habe. Vergebens! Man fesselte mir Hände und Füße, setzte mich auf einen Wagen, und vier mit Piken bewaffnete Landsturmmänner mußten neben mir Platz nehmen, damit ich ja nicht zum zweiten Male entwischen möchte. Hierauf ging es von dannen. Niemand schien sich durch mein Unglück weiter rühren zu lassen, als Julius Urian, der in vollem Galopp neben dem Wagen herlief, und die Landstürmer beschwor, mit mir umzukehren, oder ihm doch wenigstens das Eintrittsgeld zum Deklamatorium, welches er jetzt bis morgen aussetzen wollte, zu bezahlen. Ein paar Peitschenhiebe reichten zu, seinen gütigen Verwendungen für mich ein Ende zu machen, und in einer Stunde hatten wir die Schildburgischen Lande, in fünf Viertelstunden die Hauptstadt selbst erreicht.

Meine Begleiter meldeten sogleich meine Ankunft dem Herrn Präsidenten von Tieger-

klau, der sie reichlich beschenken und ihnen ein freies Quartier anweisen ließ, mit dem Bedeuten, daß mir morgen mein Recht widerfahren sollte, wobei sie Zeugen sein könnten. Den Bauern, welche noch nie einer Hinrichtung mit dem Rade beigewohnt hatten, war dies eine willkommene Botschaft, und ich mußte am folgenden Morgen aufs Neue vor dem Criminalgerichte erscheinen.

Der Herr Präsident machte mir die härtesten Vorwürfe, daß ich, ungeachtet meines geleisteten Eides, wieder nach den hochfürstlich Schildburgschen Landen zurückgekehrt wäre.

Ich erwiederte, daß mich die Bauern wider meinen Willen hieher gebracht hätten, und daß ich also unschuldig sei. Er bedeutete mir jedoch, daß ich deshalb mich an die Bauern halten, er seines Ortes aber seine Pflicht und Schuldigkeit thun müsse. In Folge der letztern ließ er mir noch funfzig Kantschuhiebe in Gegenwart meiner Begleiter aufzählen, und erklärte diesen, ich sei völlig schuldlos befunden, und sie könnten mich jetzt in Gottes Namen wieder mitnehmen, da ich

bloß meines Eides wegen mich im Schildburgschen nicht aufhalten dürfe.

Ich dankte Gott, mit einer so gelinden Bestrafung frei zu kommen. Die Bauern freueten sich aber nicht. Sie meinten: das wäre viel zu wenig, was ich bekommen, und gar nicht der Mühe werth, einen solchen ruppigten Kerl, wie ich, in stockfinsterer Nacht fünf Viertelmeilen weit zu fahren. Sie wollten mich auf der Landesgränze sogar abladen und liegen lassen, und hätten es auch wirklich gethan, wenn ich ihnen nicht freien Eintritt zu Julius Urian's heutigem Deklamatorium verheißen hätte. Glücklich und wohlbehalten langten wir wieder in Schererau an. Julius war, wie er sagte, ausser sich vor Götterentzücken, mich wieder zu erblicken, und an sein klopfendes Herz zu drücken. Der Schulze bereuete seine Uebereilung vom gestrigen Abend, und bat mir das, mir zugefügte Unrecht feierlichst ab. Die Freigebigkeit, mit welcher er mir und meinem Freunde Julius ein Glas über das andere zutrank, ließ mich bald jeden Groll, und sogar meine Schmerzen vergessen, denn in wenigen Stunden lag ich besinnungslos

unter dem Tiſche. Jeder hielt mich für ein Kind des Todes. Ich konnte, auſſer „Neck — neck — neck — neck“ — keine Sylbe hervorbringen, und Alles ſtürmte mit den heftigſten Vorwürfen auf den Dorfſchulzen ein, der, wie es hieß, ſchon eilf Menſchen todtgeſoffen hätte; ich ſei der zwölfte, ſei kaum dem Rade entgangen, ein feiner, reputirlicher Menſch, und müſſe nun auf eine ſo ſchändliche Weiſe hier umkommen.

Der Kerl iſt ein Putenkopf, verſetzte der Schulze. Er kann nichts vertragen, und doch ſäuft er, wie eine Ente. Mich ſoll es nicht kümmern, wenn er krepirt. Wäre er geſtern gerädert worden, ſo hätte er ſich heute nicht todtgeſoffen. Daran iſt niemand anders ſchuld, als die Gerichte in Schildburg, die ihn nicht zu rechter Zeit abgethan haben.

Ein Tiſchler erbot ſich, aus vier Brettern und zwei Brettchen auf Koſten der Gemeine mir ein Schlafkämmerlein zu erbauen, durch ein wiederholtes Neck — Neck — Neck — Neck machte ich aber bemerklich, daß ich deſſen noch nicht bedürfe.

Er lebt noch, ſagte der dickbäuchige Dorfpater, er lebt, wenn er nur ein Paternoſter oder ein Ave Maria betet, ſo will ich ihm gleich die letzte Oehlung geben, und dann kann er als ein Chriſt ſterben.

Der Wirth rieth jedoch, mich lieber zu einem Stoßſeufzerlein an den Schutzheiligen aller Schaaf- Puten- und Gänſeköpfe Kotze-Buh zu bewegen, denn das ſei unter meinen Umſtänden beſſer, als zwanzig Ave Maria und zehn Paternoſter. Er ſteckte mir zu dieſem Zweck ſeinen ſchmutzigen Finger in den Hals, und kaum hatte ich einmal Kotze-Buh geſagt, als der göttliche Mann in ſeiner ganzen glorreichen Geſtalt erſchien, und mir zurief: Sei freimüthig, dann will ich dein Schild und dein großer Lohn ſein!

Dieſer troſtreiche Zuſpruch gab mir meine volle Beſinnung zurück, nur die Zunge klebte an meinem Gaumen. „Trinken!“ war der einzige Laut, den ich von mir gab, und freundlich reichte der gaſtfreie Schulze mir das gefüllte Glas.

So wie ich unter dem Tiſche hervorkroch, nahm Julius Urian meinen Platz wieder ein.

Er hatte ſich, während man mir die letzte Oehlung gieben, und mich als einen reputirlichen*) Chriſten ſterben laſſen wollte, über die Reigen in den Bier- und Brandweinsgläſſern gemacht, und unbemerkt Alles rein ausgetrunken. Jetzt ſollte er deklamiren, und er konnte kaum lallen. Das große und kleine Publikum der Scherersauer, welches ſeine Sechſer und Dreier für den Eintritt zum Dummeldorium bereits erlegt hatte, drang mit Ungeſtüm auf den Anfang, allein weder Schimpfworte, noch Kopfnüſſe und Rippenſtöße konnten den ſchnarchenden Urian wecken. Endlich packte ihn der Schulze bei den Beinen, zog ihn unter dem Tiſche heraus, gab ihm einige derbe Hiebe mit dem Knotenſtock, und durchſuchte Urians Taſchen.

Da hab' ich's gefunden, das Dummeldorium, rief er plötzlich, und warf Herrn Scherer's wohlbekannte Turnfehde und den Märkiſchen Boten auf den Tiſch. Die Bauern, von denen keiner buchſtabiren konnte, begaff-

*) Das Wort reputirlich kömmt unſtreitig von Puter her, und iſt alſo ein ächtdeutſches Wort. Dies zur Nachricht für die Herren Sprachreiniger!

ten die gedruckten Sachen, kratzten ſich die Köpfe, und beſtürmten den Pater Cöleſtinus, ihnen das unkluge Zeug, wie ſie es nannten, welches gedruckt, und alſo unſtreitig Gottes Wort ſei, vorzutragen, wofür man ihm eine freie Zeche auf heute Abend gelobte. Der trinkluſtige Pater war freilich kein Freund von Lektüre, indeſſen war der Preis doch zu lockend, um von ihm verſchmähet zu werden.

Kaum hatte er einige Seiten aus dem Märkiſchen Boten geleſen, als die meiſten ſeiner Zuhörer ſchnarchten, und der Schulze bald von Gähnen eine Maulſperre bekommen hätte.

Ehrwürdiger Pater, ſagte der Letztere, laſſen Sie das Dummeldorium; es iſt ja Wiſchiwäſchi. Ich will die ganze Zeche bezahlen, wenn Sie nur nicht mehr leſen wollen.

Das verſteht Er nicht, Schulze, erwiederte Cöleſtinus, Herr Guillielmus Tonsor ſchreibt einen Stylum, ſo fließend, wie Pater März, und ſo ſchön und gründlich, wie ein Kapuziner.

Joſeph Maria, was Sie ſagen! Und mir dünkt, der Bettel iſt nicht werth, daß ſich ein vernünftiger Menſch damit den —

Er Grobian, was unterfängt er sich? Zu mir, seinem Beichtvater —

Nun zürnen Sie nicht, ehrwürdiger Herr! Anton, schenke dem Herrn Pater ein Gläschen ein! —

„O Himmel, mein, mein — rief Julius plötzlich vom Boden sich aufraffend, meine Dornenfete ist fort!" Kaum erblickte er seine Papiere in den Händen des Paters, als er auf diesen zusprang, ihn einen Dieb, einen Spitzbuben schalt, der ihm seine ganze Bibliothek gestohlen hätte, und ihm ein paar derbe Kopfnüsse gab.

Der Schulze kam dem Beichtvater zu Hülfe, ich dem Deklamator. Das ganze längst entschlummerte Auditorium erwachte, alles trat auf die Seite unserer Gegner; Gläser, Flaschen und Krüge flogen umher, wie die Kanonen- und Kartätschenkugeln bei Leipzig und Belle-Alliance, und Julius sank blutend auf dem Schlachtfelde nieder. Ich erinnerte mich der Turnfehde zu Kuckucksau, die meinem verewigten Erzeuger das Leben kostete, und dachte auf einen ehrenvollen Rückzug, allein jeder Ausgang war mir versperrt.

Die erbitterten Bauern sprachen von lutherischen Spitzbuben und vom Todtschlagen, der Pater von Ketzern und vom Verbrennen, und Alles drang mit Knüppeln, Stiefelknechten und Besenstielen auf mich ein. Glücklicherweise hatte ich meinen Kopf unter dem Tisch in Sicherheit gebracht, den Rücken, und was drunter ist, gab ich den Wüthenden Preis. So verbiegt auch der stolze Vogel Strauß sein weises Haupt in den Sand, und zeigt verächtlich den Feinden seinen Hintern. Die Schläge und Fußtritte, welche jedoch der meinige empfing, nöthigten mich endlich den Kopf hervorzuziehen, und laut um Pardon zu flehen. Allein hier war keine Gnade, kein Erbarmen! Man fluchte, man schalt mich einen ruppigten, versoffenen Kuhnhahn, der wol verdiente, gebraten, aber nicht gegessen zu werden, und alles hieb mit verdoppelter Wuth auf mich los. Der Pater predigte förmlich das Kreuz wider mich, und versicherte seinen theuer erkauften Seelen: es sei ein gutes Werk, einen solchen ketzerischen Puter todt zu schlagen, damit der Teufel Fidibus bekäme. Er wollte Alles nicht bloß bei dem Scherers-

auer, sondern auch bei dem jüngsten Gerichte verantworten, und die Sünde auf sich nehmen. Der Angstschweiß stand mir wie Thau auf der Stirne, wie Wieland sagt. Endlich glückte mir es, die Thüre zu erreichen, und mit zwei Sprüngen war ich zum Hause hinaus, und im Freien. Doch wo nun hin? Schwarze, grauenvolle Nacht war vor mir, hinter mir eine Hetze blutdürstiger Bauern mit Laternen und Knüppeln, die unter lauten Verwünschungen mich suchten. Ich setzte über einen Gartenzaun, fiel aber mit dem Gesicht und den Händen in die Nesseln, und brach darüber, wie ein ächter Truthahn, in ein jammervolles, heulendes Gekoller aus. Dies verrieth mich meinen Verfolgern. „Hier ist er! Hier ist er!“ riefen sie. „Hier hinter dem Zaun! Der Puter ist in die Nesseln gekommen! Greift ihn! Haltet ihn!“ Ich raffte hastig mich auf, und lief schneller als ein Hase nach einem Hopfendamm, um dort mich zu verstecken. Unglücklicher Weise verwickelte ich mich aber in die Ranken, und stürzte athemlos zu Boden. Meine Feinde suchten allenthalben mit ihrem Lampen umher, allein ich

hielt mich ganz ruhig und eben waren ſie im Begriff fortzugehen, als einer mit ſeinem Abſatz mir recht derbe auf den Hinterwagen, und zwar gerade auf die Stelle meines Brandmarks trat. Der Schmerz preßte mir einen lauten Schrei aus, und ich war gefangen. Man ſteckte mich nun in einen Sack, den ein paar rüſtige Bauerbengel ſchon in Bereitſchaft hielten, warf mich auf eine Karre, und ſo ging es wieder nach der Schenke zurück.

Der Herr Pater, welcher die Kirchengeſchichte, und beſonders die Geſchichte der Märtyrer, gründlich ſtudirt hatte, verſicherte, man könne einen ſolchen Ketzer, wie ich, nicht beſſer quälen, als wenn man ihn über und über mit Pech oder Theer beſtriche, und ihn dann anzündete. Dies wäre dem lieben Gott ein Opfer von ſüßem Geruch, und könnte auch für den Ketzer die gute Folge haben, daß er noch vor ſeinem Ende in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrte. Die Bauern ſtimmten ſämmtlich ihrem Seelſorger bei, und man beſchloß mich morgenden Tages hier zeitlich in eine Pechfackel zu verwandeln, damit ich nicht dem Teufel dort ewiglich zur

Kerze dienen möchte. Wie mir in dem Sack zu Muthe war, können meine gefühlvollen Leser und Leserinnen sich leicht vorstellen. Die kleinen Bauerjungen und Mädchen machten sich noch überdies das unschuldige Vergnügen, mich mit Stecknadeln zu prickeln, und wollten sich über die Kapriolen, die ich in meiner engen Behausung machte, schier todt lachen. Ich war in der angstvollsten, peinlichsten Lage von der Welt, allein wenn die Noth am Größten, so ist auch die Hülfe am Nächsten.

Alle Teufel! rief plötzlich der Pater, wo ist der andere Ketzer geblieben? Habt Ihr ihn schon eingescharrt? Man verneinte dies; man suchte allenthalben umher, allein Urian, den man todtgeglaubt hatte, war verschwunden. Selbst die Schererſche Dornenfete und den hinkenden märkischen Boten fand man nicht mehr, und folgerte ganz richtig, der Deklamator müsse wieder aufgelebt und mit seiner ganzen Bibliothek zum Kuckuck gegangen sein.

Einmüthig ward also beschlossen, ihm nachzusetzen, und ihn nicht mit Pech, sondern mit Honig bestrichen, zur unschuldigen Ergötzung der lieben, rechtgläubigen Dorfjugend den

Bienen, Wespen und Horniſſen am folgenden Tage Preis zu geben.

Männer, Weiber und Kinder eilten daher, den Pater Cöleſtinus an ihrer Spitze, dem entwichenen Delinquenten nach, und ließen mich allein in dem Sack zurück. Freilich hatte ich weder Meſſer, noch Scheere, noch ſonſt etwas, um aus meinem linnenen Kerker mich zu befreien, indeſſen war mir es doch angenehm, mich von meiner läſtigen Geſellſchaft und ihren Nadelſtichen befreit zu ſehen.

Hedoh! Hedoh! rief es plötzlich. Is denn ka Menſch zu Hoos? Hoben Sie niſcht zu ſchachern? Alte Kledungsſticke, alte Biecher, ſchaine neie Lieder gedruckt in dieſem Johr, von den krauſen Poeten Auguſt Kuhn. 's iſt ainer von unſere freiſinnigſte und witzigſte Kepf in ganz Berlin, er und der Herr Scheerer. 's ſind krauſe Männer, ſehr krauſe Männer, ſehr krauſe Männer.

Holla, dacht' ich, ein Jude. Dem kannſt Du Dich entdecken, das iſt der Engel des Herrn, ausgeſandt zu Deinem Dienſte.

Um Jesuswillen, rief ich, befreien Sie mich! Retten Sie mich.

Rohn, was hob ich zu duhn mit dem Herrn Jaisus? Was duh ich domit. Was kummert mich der Herr Jaisus.

Ins Teufels Namen retten Sie mich, ich bitte Sie —

Main, es läßt sich davon reden? Oder wer ist, der da schreiet um Hilfe? Ich will mich sein erbarmen, wenn er hat Mooß. Wo ist er.

Hier im Sack, antwortete ich, und morgen soll ich mit Pech beschmiert und gebraten werden. Lassen Sie mich heraus!

Rohn, was kann denn gaiben der Herr, wenn ich ihn laß raus?

Alles, Alles, was ich habe, ich will mich beschneiden lassen, lieber beschneiden, als braten!

Main, was hilft mich sein bischen Vorhoot! Was duh ich damit? Giebt mich Niemand davor à roh Ei. Doch ich will sein barmherzig! Ich will ihn lassen aus den Sack, weil er sich will lassen beschnaiden, und will

werden à Jüd. Werd ſich doch freuen der Rabbi, daß à Goi iſt geworden à Jüd.

Der edelmüthige Iſraelit löſte den Knoten und froh wie ein Gott kroch ich aus meinem Gefängniſſe hervor.

Da umarmte ich Dich, herrlicher, vortrefflicher Aaron Marcus Schleswicher, Du Zwiebel in Iſrael, Du Knoblauch im Stamme Juda, Du, einäugichter, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer, Dich umarmte ich als meinen Retter, meinen Tröſter, meinen Freund.

Dankend und mit Thränen ſank ich an die Bruſt meines jüdiſchen Erlöſers, dem ich ſchluchzend alle meine Leiden klagte. Traulich ſetzten wir uns an den Tiſch, leerten die von den Bauern zurückgelaſſenen Flaſchen und Gläſer, und gelobten uns ewige Freundſchaft.

Nun war die Selbſtentzweiung,
Die mich im Sack gedrückt,
Durch Schleswichers Befreiung
Auf ewig mir entrückt.
Mein Kummer war geſchieden,
Freimüthig ward mein Blick,

Es kehrte süßer Frieden
Im Branntwein mir zurück.

Main, wir wollen nicht saufen zu viel, wir wollen bleiben bei Verstand, daß wir doch wieder können spielen à Possen die Bauern! sagte der schlaue Israelit. Do wollen wir nehmen, was wir finden an Geld, und an goldne und silberne Geräthe, und an Linnen und Zinn, und an alte und neue Klaider, so wie ooch hoben gethon unsere Vätter, als sie seind gezogen aus Aegyptenland. Und dann wollen wir nehmen die zwei beste Pferd oos dem Stall und setzen uns droof, und ziehen heim in das Land, da ich bin herkommen.

Der Anschlag war nicht dumm. Ich nahm ihn theils aus sehr verzeihlicher Rachgier, theils in der lobenswerthen Absicht, meine Vermögensumstände zu verbessern, an, und in weniger als einer Stunde saßen wir wohl bepackt auf zwei schönen, feurigen Rossen.

Hopp hopp, hopp hopp, hopp hopp,
Im sausenden Galopp
Daß Roß und Reuter schnoben,
Und Kies und Funken stoben

gieng es nun vorwärts. Meine Brandwunden a posteriori erſchwerten mir jedoch das Reiten, ich hielt mich, ſo gut ich nur konnte, an den Mähnen und am Sattelknopf, allein, ehe ich's mir verſah, lag ich im Sande, und mein Pferd galoppirte mit dem Sack, den ich noch vor Kurzem bewohnte, und worin jetzt eine Menge gefüllter Bier- und Branntweinflaſchen ſich befanden, von dannen. Aaron Marcus Schleswicher ſaß leider, zu ſeinem Unglücke, feſter im Sattel. Sein Pferd ſprengte vollen Laufs mit ihm fort, plötzlich begegnete er jedoch den, mit Laternen verſehenen Bauern, die meinem Freunde Urian vergebens nachgeſetzt hatten; der Gaſtwirth erkannte ſein Pferd. „Mein Schweißfuchs! Mein Schweißfuchs!“ rief er, und griff in den Zügel, Aaron mußte herunter, und nun erhob ſich ein jämmerliches Auwai-Geſchrei! „Mein Ooge, mein Ooge! Au wai mer! Wie geſchieht mer! Sie ſchlagen mich oos mein Ooge! Truthähnchen, ſteh mich bei! Au wai! Steh mich bei! Soll mer Gott! Hob' ich gefunden das Pferd auf die Stroos! Au wai!“ ſo gieng es in einem fort

Ich dankte meinem Schöpfer und dem Herrn von Tiegerklau, der mich vor dem Hinterwagen hatte brandmarken laſſen, denn ohne dies wäre ich wahrſcheinlich nicht zur rechten Zeit vom Pferde, ſondern gleichfalls den grauſamen Bauern aufs Neue in die Hände gefallen. Leiſe ſchlich ich mich durch ein Gehölz, bis ich endlich die fluchenden Bauern mit dem Schweißfuchs von dannen ziehen ſah. Neugierig, was aus meinem jüdiſchen Freunde geworden und ob er etwa todt ſei, in welchem Falle ich mich für ſeinen nächſten Erben hielt, ging ich nach dem Wahlplatze hin. Wimmernd und heulend wälzte Aaron hier ſich im Sande! „Mein Ooge! Mein Ooge! Sie hoben mich geſchlogen oos mein Ooge! Non hob ich ner eins, ſonſt hatt ich'r ſwai! Is doch à Schode för mich! A grauſer Schade! Und meine Biecher, haben ſie ooch mitgenommen, meine Biecher! Und die alte Kleider! die vorgeſchuhte Stiefel, und die zwei Poor verſohlte Strimpf.“

Ich ſuchte den Unglücklichen nach Möglichkeit zu tröſten. Gekne hätte er, wie er mir aufrichtig geſtand, ſein Auge eingebüßt,

wenn man ihm nur die goldenen und ſilbernen Geräthe, das „ſchaine“ Geld und ſeine Bücher gelaſſen hätte.

Mich, als einen Gelehrten, freuete nichts inniger, als bei meinem iſraelitiſchen Freunde einen ſolchen Enthuſiasmus für Literatur zu bemerken. Was waren es denn für Bücher? fragte ich.

Main, do' hob ich gehabt den Till Eulenſpiegel und den Freimüthigen von dem grauſen Kuhn, und hob' ich gehabt die Hortenſien und die Nelken, und die ſchäne Blüthen und Gedichte vom Doktor Korth, is à grauſer Poet der Korth; und hob ich gehabt die ſchaine Meluſine und die Aiſtethik von Lazarus Bendavid, 's ſind à poor herrliche Biecher, ſie koſten mich Mooß, der Lazarus Bendavid is à gelernter Mann, à kluger Mann, er is von unſere Lait; un hob' ich gehabt Jeruſalem von Mauſes Mendelsſohn, auch die Dornenfete von Scherer und Pater Kochems Gebetbuch; und hob' ich gehabt an à halb Dutzend ſchaine Poſtillen und Kattkism, und ooch die Originalien von Lotz und den Elpizon.

Wirklich staunte ich über den großen Umfang der literariſchen Kenntniſſe meines Unglücksgefährten. Nicht allein die Namen unſerer gefeierteſten Schriftſteller eines Lotz, Auguſt Kuhn, Korth, Otto und Ludewig Koch, Kotzebue, Scherer, Seyler, ſondern auch die Titel und der Ladenpreis ihrer unſterblichen Werke waren ihm bekannt. Um ſo tiefer ſchmerzte mich es, ihn aller ſeiner gelehrten Schätze beraubt zu ſehen. So eben wollten wir fürbaß wandeln, als ich über Etwas fiel. Es war der ambulirende Buchladen des Hebräers, welchen die Bauern, die wahrſcheinlich kein fremdes Gut an ſich bringen wollten, oder auch keine Freunde von gelehrten Sachen waren, hatten liegen laſſen. Die goldnen und ſilbernen Geräthe, das Linnen und Zinn, und die alten und neuen Kleider, welche wir in der Schenke ohne Geld erkauft hatten, ſuchten wir jedoch vergebens.

Main, ſagte Schleswicher, 's iſt doch Schade, daß wir es nicht künnen mitnehmen! 's wor doch ſchon ſo gut wie unſer! Hoben wir uns doch gegeben derüm ſo viel Mihe!

Mich verdroß es am meiſten, daß mein Pferd unſer Flaſchenfutteral nicht gleichfalls mit mir in den Sand geworfen hatte, denn — mich dürſtete.

Plötzlich hörten wir Hundegebell und ſahen aufs Neue eine Menge Bauern von dem Dorfe her mit Leuchten auf uns zukommen. Daß es auf uns abgeſehen war, hörten wir ſchon an den Schimpfworten und Flüchen, die ſie ausſtießen, und wir fanden deshalb gerathen, ſo ſchnell und leiſe wie möglich, uns davon zu machen. Schleswicher wußte jeden Fußſteig, es gieng alſo queerfeldein, über Hecken, Zäune und Gräben, allein ein paar blutgierige Hunde ſetzten uns nach, ihre Herren folgten ihnen, und uns blieb kein anderes Rettungsmittel, als auf einen hohen Baum zu klettern, und dort uns unter den Zweigen zu verbergen. Das half jedoch wenig, die Bauern legten rund umher Feuer an, und um nicht vom Dampfe erſtickt zu werden, mußten wir immer höher und höher ſteigen. Da kam der liebe, ſilberne Mond, der ſtille Gefährte der Nacht. Er ſtand gerade über dem

Wipfel der Eiche. Die Bauern unten drohe-ten, uns herunter zu schießen, wenn wir nicht hinabkommen wollten. Nein vorwärts! rief ich, und stieg immer höher, bis ich endlich den Gipfel des Baumes erreicht hatte. Hier er-griff ich die äußerste Spitze des Halbmondes. Schleswicher, als ein ächter Israelit, von dem Silberglanze des Planeten angezogen, folgte mir, packte mich beim Fuße, und nun schwang ich mich und ihn mit einem Sprunge in den Mond hinein.

Wer vermag das Entzücken des Juden zu schildern, über den herrlichen Anblick der hier sich uns darbot! Der ganze Mond ist nemlich von feinem, und, nach Schleswichers Versicherung, von sechzehnlöthigem Silber, so daß die besten Harzgulden daraus geprägt werden könnten. Man sieht hieraus, daß es kein leeres Kompliment ist, wenn unsere Dich-ter den Mond einen silbernen nennen.

Aron Marcus Schleswicher, auch in die-ser uns ganz neuen Welt seiner Judennatur treu, hatte seinen Packen abgeworfen und aufgeschnürt, und zog ein Messer hervor.

Was willſt Du, Aaron? fragte ich.

Nohu, ſollen wir denn hier ſein müßig? Do will ich mich ſchneiden ab die eine Spitze vom Mond, dann hob' ich doch eppes vor mein Oog un für meine Raiſ!

Er legte Hand ans Werk! allein kaum hatte er einige Sekunden geſchnitten, als ein ungeheurer großer Rieſe — er maß wenigſtens dreitauſend preußiſche Ellen in der Länge — vor uns ſtand. Ich erkannte gleich in ihm den pausbackigten Kerl, der des Nachts aus dem Monde auf unſere Erde herabſieht.

Ihr verwünſchten Mäuſe, donnerte er, wollt' ihr mir den Mond unbenagt laſſen? Hierbei bückte er ſich, und nahm mich und Schleswichern mit zwei Fingern in die Höhe, ſetzte ſeine Brille auf, von welcher jedes Glas noch größer im Umfange war, als ein Mühlrad, und beſah uns. Nun brach er in ein ſo fürchterliches Lachen aus, daß bei uns auf Erden gewiß alle Kirchen und Paläſte, wie Kartenhäuſer, davon zuſammen geſtürzt wären. Nein, rief er, ſchon ſechstauſend Jahre bin ich wohlbeſtallter Feldwächter und Flurſchütz

im Monde, allein ſo etwas hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. Beim Uranus, es ſind Menſchen. Könnt ihr ſprechen? Woher kommt ihr?

Von der Erde, gnädigſter Herr Feldwächter und Flurſchütz, erwiederte ich demüthig. Gottloſe Menſchen haben uns des Unſrigen beraubt.

Sie thaten uns wehe die Menſchen,
Und wir weinten.
Wir beſtohlen ſie,
Sie haben uns geprügelt.
Mit ledernen Kantſchu
Ward ich gegeißelt,
Mit glühenden Zangen
Ziſchend wie Schlangen,
Ward ich gezwickt.
Aus des Lebens geſelligen Kreiſen
Vom Glaſe voll Branntwein
Warfen ſie mich hinaus
Hin in den Rinnſtein.
Von des Ueberfluſſes
Strotzenden Tiſchen

Jagte man uns auf eine Eiche,
Und von dort in den Mond.

Jetzt ſuchen wir eine Zuflucht bei Ihnen!

Die ſollt ihr finden, da ihr ſo höflich ſeid, ſagte er freundlich und ſetzte uns beide in ſeine Schnupftabacksdoſe. Dieſe war wenigſtens ſo geräumig, wie eine mittelmäßige Kirche, allein die Freiheit wäre uns doch lieber geweſen. Ueberdies plagte uns beide Hunger und Durſt; wir pochten deshalb mehrmals an; aber der große Herr bemerkte dies nicht. Gottlob rief er endlich, ſo daß all' unſere Gebeine zitterten, Gottlob, da kömmt ſie, die alte faule Sonne, die immer die Zeit verſchläft. Jetzt kann ich mich doch zur Ruhe legen. Aber nun noch ein Prieschen. Wir ſchrieen beide: Au wai, Au wai, als er uns zwiſchen ſeine baumdicken Finger nahm, und aufſchnupfte.

Soll mer Gott, jammerte Schleswicher, wollt' ich doch lieber ſitzen in à Schweinskoben zwei Tog und zwei Nächt', als in den Kerl ſein Nüſter!

Wir wandten alles Mögliche an, uns zu

befreien, aber vergebens. Durch vieles Hin- und Herkrabbeln brachten wir endlich

Den ſchrecklichen Rieſen
Zu heftigen Rieſen,
Und flogen, o Wonne,
Ja die goldene Sonne!

Ich meine hier nicht etwa den Gaſthof zur goldenen Sonne in Berlin, ſondern die wirkliche Sonne, das große Licht, welches uns den Tag bereitet.

War Aaron Marcus Schleswicher bei unſerm Eintritt in den Mond entzückt geweſen, ſo war er es noch tauſendmal mehr, als wir in die Sonne kamen. Hier beſteht nemlich das ganze Erdreich aus dem feinſten Dukatengolde, die Ströme, Bäche und Seen enthalten kein Waſſer, ſondern ſind durchaus von Silber, Diamanten und ächten, ganz ächten Steinen, ſo daß man, obgleich Moſes keine Balken darunter gelegt hat, auch ohne Brücke trockenen Fußes darüber gehen kann. Wir ſteckten uns beide Taſchen und das Unterfutter unſerer Kleider voll Gold und Edelgeſteine, allein an Lebensmitteln, wenigſtens für unſern

Gaumen, fehlte es durchaus. Bloß einige Heerden Schweine erblickten wir hin und wieder, die begierig in der goldenen Erde umherwühlten. Mein jüdiſcher Reiſegefährte hatte ſchon ſeit mehreren Tagen ſeine Andacht nicht verrichtet; er zog alſo ſeine zehn Gebote hervor, entblößte ſeinen linken Arm, umwickelte ihn mit dem ledernen Riemen, und fieng an: Tütütütütü Scholom Lecho tütütütütütü Scholom Lecho, Lecho Scholom tütütütü. Siehe da verſammelten ſich plötzlich mehr als hunderttauſend Schweine um Aaron her, und gaben denſelben Laut von ſich. Mir ſtanden die Haare auf dem Kopfe zu Berge. Schleswicher ſah mich betroffen an; ich ihn.

Rohn, was hat denn zu bedeuten dás? fragte er mich verwundert.

Ich konnte keine Auskunft geben, allein eins von den Schweinen nahm das Wort, und erzählte uns in jüdiſcher Mund- und Redeart; ſie wären ſämmtlich gleichfalls vom Saamen Abrahams, weil ſie aber ſo viele Dukaten, Lüggidore und Harzgulden befeilt und verfälſcht hätten, ſo wären ihre Nußknacker

und Auwaigesichter in Schweinsköpfe und ihre ganze Gestalt in die Gestalt der Gergesener verwandelt. Jetzt müßten sie hier unter den gräßlichsten Schmerzen mit ihren Rüsseln im Golde wühlen, und würden nachher lebendig mit falschen Edelsteinen gespickt, und in glühendem flüssigen Silber für die großen Herren gekocht, und von diesen verzehrt. Damit, fügte der säuische Hebräer hinzu, ist unsere Qual noch nicht geendet; denn, wenn wir den Weg aller Speise gegangen sind, so erwachen wir aufs Neue zu dem vorigen jammervollen Leben, und müssen von vorne anfangen zu wühlen. Erst, wenn wir neun und neunzig Male mit Steinen gespickt, in Silber gekocht und von den Sonnenbewohnern gegessen und so weiter sind, erst dann werden wir nach einem andern Planeten versetzt, wo es sehr kalt sein soll. Uns ist es hier so heiß, wie es den drei Männern im feurigen Ofen schwerlich hat sein können. Am Schlimmsten sind wir an dem großen Versöhnungs- und Laubehüttenfeste daran, wo wir mit den Thränen der Wittwen, der Waisen und Gojim getränkt werden, die

wir ausgepreßt haben. Dieſer Trank iſt wie glühendes ſchmelzendes Blei in unſern Gedärmen, aber unſer Durſt darnach iſt, trotz der Marter, die uns ſeine Befriedigung koſtet, gar nicht zu löſchen. Jeder Jude, der auf Erden gewuchert, betrogen, geſtohlen, und falſche Münze gemacht, oder Dukaten ſtatt etwas Anderm beſchnitten hat, kömmt hierher, und muß gleich uns büßen. Hier ſind grauße Männer von unſere Lait, grauße Männer, grunzte das jüdiſche Schwein, Gelernte, Benkiers, Baraune, Grafen, Philoſauphen, ſie miſſen alle wihlen in die Erd mit dem Riſſel; die werden alle geſpickt, und gekocht und gefreſſen und ſo weiter von die Gojim.“

Soll mer Gott, verſetzte Schleswicher, 's iſt hier ſonſt ſchain, aber non mag ich doch nich bleiben in die Sonne. Wenn ich nor wißte, wie wir kämen wider herab oof die Erd. Will ich mer doch lieber laſſen ooſchlagen mein ander Ooge dazu, als hier bleiben und mich laſſen ſpicken, und kochen und braten und auffreſſen nein und neinzig Mal von die Gojim.

Das eine iſraelitiſche Schwein rieth uns, wir möchten uns auf einen Sonnenſtrahl ſetzen, und darauf hinabrutſchen. Das geſchah, und in weniger als fünf Minuten kamen wir in B — an.

Aaron war froh, wieder auf Erden zu ſein. Rohn will ich ober ooch machen Rebbes mit mein Gold und mit meine Dimanten, rief er, non bin ich doch reicher, als à Kainig. Da will ich verkofen all meine Biecher, und meine Edelgeſtein, und mein Gold, und meine alte Klaider, und will mich kofen à Kainigthum, und will werden à Kainig über Iſrael.

Fröhlich langte er in ſeine Taſchen, um ſeine Schätze hervorzuziehen, allein die Edelgeſteine zerfloſſen plötzlich in Thau, und das Gold löſte ſich in Sonnenſtrahlen auf, und verſchwand.

Wai geſchrieen! rief Schleswicher, die naſſen Hände trocknend, und wehmüthig mit ſeinem einen Auge in die Sonne blickend. Wai geſchrien! Wo iſt non mai Gold? Wo ſind meine Stein? Alles iſt mich geworden zu Waſſer; Und's war doch ſchon ſo gut, wie mein! Hob' ichs jo gehobt in meine Taſchen!

Wo thut non bleiben mai Kainigraich, und was ſoll werden vos Iſrael und vos dem Stamme Juda? Oberſcht es ſoll mich doch geben Lehrgeld mit die Säu von unſere Lait, die woren do oben in die Sonne! Ich will ſein verſchwärzt, wenn ich eſſ' in main Leben wieder Schweinefleiſch. Könnt's doch ſein, daß das Fleiſch wär von ein von unſere Lait, und do werd' ich mich machen à Gewiſſen, à graußes Gewiſſen! Wai, 's geht mich doch zu Herzen mai Geld un main ſchaine Dimanten! Was ſoll ich anfangen? Muß ich wieder handeln mit Biecher un mit alte Kleeder, un Geld verleihen oof Pfand; zu hundert per Centen oof's Monat, daß ich nachkomm mein Schaden! Hätten mich nor noch gelaſſen die Bauern mein Oog! Sünſt hatt ich'r ſwai, non hob' ich man Eens! Sollen ſie verſchwärzen die Gojim, die Accum! Was hob' ich non vor all main Rais? Nix als Mih un Strapazien un lauter Malleur! Ah, main!

Durch das Anerbieten, ihn künftig auf ſeinen Wanderungen zu begleiten, und als Gelehrter und Poet ihn mit Rath und That beizuſtehen, beruhigte ich ihn etwas.

Oberſcht, fing er zu meinem größten Schrecken an, oberſcht Du haſt mich verſprochen, als Du da warſt in den Sack, Du wollteſt Dich laſſen beſchnaiden. Sieh mal, hab' ich doch kein Vertrauen un kaine Lieb zu'n Menſchen, wenn er nich is à Jüd! Komm, laß uns hingehen zum Rabbi, un laß dich beſchnaiden.

Ich bat ihn um Moſes und der Propheten willen, mir dieſe ſchmerzhafte Operation zu erlaſſen, aber all mein Flehen, all meine Bitten waren vergebens.

Non, ſprach er, was ligt Dich denn an à Biſſel Vorhoot? Was duhſt du dämit? Giebt Dich ja doch davor kein Gojim à Pfenig? Komm, Du mußt mit mich gehen zum Rabbi.

Endlich mußte ich mich nur zu dem ſauern Gange bequemen. Rabbi Saul Iſaſchar, ein angeſehener Trödler und Bücherhändler, war ein „großer Gelernter in Iſrael," denn er ſchrieb alle Bücher, mit denen er ſchacherte, ſelbſt, und nicht allein Bücher, ſondern auch Wechſel verſtand er zu machen, die nicht immer die richtigſten ſein ſollten. Dabei hatte er

ganz das raub- mord- und blutgierige Anſehen eines Stoßvogels, eines Falken, oder vielmehr eines Raben. Deshalb ſchauderte mir ordentlich die Haut, als er das Meſſer ergriff, denn ich fürchtete, er möchte es mit der Beſchneidung nicht bei dem Wenigen bewenden laſſen, was Moſes als unnütz dazu beſtimmt hat, zumal da ich wußte, daß Saul Iſaſchar im Beſchneiden der Dukaten und Laubthaler gar nicht Maß und Ziel zu halten pflegte. Indeſſen war das, was er diesmal beſchneiden ſollte, weder ein Dukaten, noch ein Laubthaler, und die Operation, welcher einige dreißig meiner neuen Glaubensgenoſſen beiwohnten, gieng, nach ihrer Meinung, „ſehr ſchain" von Statten. Sie jubelten Alle, und ich winſelte. Meinen Namen Auguſt Trutzhahn mußte ich in Aaron Lohn verwandeln, und nun war ich ein vollendeter Iſraelit. Aaron Marcus Schleswicher, mein Pathe, umfieng mich mit der größten Zärtlichkeit, und verſicherte, daß er jetzt erſt mich lieben und mein Freund ſein könnte, denn die Scheidewand, welche Rabbi Iſaſchar ſo eben aus dem Wege geräumt, ſei zu groß geweſen,

um wahres Vertrauen und innige Freundschaft zwischen uns gedeihen zu lassen. Um mich in jeder Rücksicht zu judäisiren oder zu Deutsch, mich zu verjuden, ward ich mit Knoblauch, Zwiebeln und altem verdorbenen Käse, nicht bloß gefüttert, sondern auch geräuchert und einbalsamirt, und daher rieche ich noch heutiges Tages, wie ein leibhaftiger Jude. Dieselbe Art der Räucherung nimmt man auch häufig bei jungen Puten oder Kuhnen vor, die von zwei verschiedenen Hennen ausgebrütet sind, damit sie sich aneinander gewöhnen, und sich nicht beissen.

Nach acht Tagen war ich hergestellt, und jetzt begleitete ich, mit einem Päckchen Musikalien und Liedern, gedruckt in diesem Jahre, belastet, meinen Freund und Pathen Schleswicher auf seinen gelehrten und merkantilischen Reisen. Er selbst trug einen Packen Bücher und alter Kleider, so wie auch das Geld, welches wir unterweges einnahmen.

Unsere erste Ausflucht ging nach einem Dorfe, wo der Küster eine Postille, und der Pastor zwei Jahrgänge Predigten, den einen über die Episteln, den andern über die Evan-

gelien bestellt hatte. Beide waren alte Kunden von Schleswicher, und handelten mit diesem auf Glauben. Der Küster, bei dem wir zuerst anlangten, bewillkommte uns sehr freundlich. Neumeisters christliche Hauspostille, in welcher nur wenige Blätter fehlten, ward zu einem guten Preise verkauft, und eine schöne, vollbusige Hebe, die ich anfangs für des Küsters Enkelin hielt, welche aber, wie ich nachmals erfuhr, seine Gattin war, trug uns Butter und Brodt, und eine ungeheure Flasche mit Kornbranntewein auf. Freundlich schenkte sie mir ein Gläschen über das andere ein, und bald glühete mein Antlitz so roth und feurig, wie der Kopf eines Puters. Der Genuß des herrlichen Getränks machte mich freimüthig, witzig und galant. Während der Küster mit Schleswichern über eine Sammlung Passionspredigten einen Handel auf Glauben abschloß, wechselten wir recht zärtliche Blicke und ich wagte es die Hand des holden Weibchens zu drücken.

Da, was wars, was mich durchbebte,
Das entzückt mein Busen bebte?
Ach, was nicht ihr Mund gestand,

Was sie zu verschweigen strebte,
Das verrieth ein Druck der Hand.*)

Heimlich flüsterte sie mir zu: Morgen Abend, dann ist mein Mann nicht zu Hause! Die Einladung war mir höchst angenehm und gelegen, denn es war gerade Freitag, und wir wollten den folgenden Tag im Dorfe bleiben, um dort Schabbes zu halten. Nun geht es aber erst zu dem Pfarrer.

So freundlich der Küster uns aufgenommen hatte, so verdrießlich war Jener. Er beschuldigte den Gevatter Schleswicher förmlich des Betrugs.

Ich habe, sprach er, ein orthodoxes christliches Communionbuch auf Glauben verlangt, und Er hat mir dort Hermes Communionbuch gebracht, welches offenbar gegen unsere heiligsten Glaubenslehren und gegen die symbolischen Bücher verstößt. Wie kann Er mir dergleichen auf Glauben verkaufen? Er ist ein Betrüger.

*) Anmerkung. Dieser schöne Vers ist nicht von mir selbst, sondern von den freisinnigsten und witzigsten aller Dichter Herrn Doktor August Kuhn.

August Truthähnchen.

Mein Pathe verſicherte hoch und theuer, er habe das Communionbuch ſelber geleſen, und durchaus orthodox befunden. Er könne auch beweiſen, daß kein orthodoxerer Geiſtlicher jemals geweſen ſei, als der Herr Oberconſiſtorialrath Hermes in Berlin —

In Berlin? rief der Pfarrer. Das mag ſein! der Verfaſſer dieſes Communionbuchs iſt ja aber in Quedlinburg, und nicht in Berlin!

Ah main, da kann ich mich hoben geerrt; denn iſt dies ån Anderer! Nohn, ich will es nehmen zurick, und geben Sie wieder Ihr Geld! ſagte Schleswicher. Do hot beſtellt bei mich à junger Kundat à heteroges, will ich's verkofen an den.

Die Sache war alſo abgemacht. Für die Orthodoxie der beiden Jahrgänge von Predigten verbürgte ſich mein Pathe mit ſeinem jüdiſchen Ehrenworte. „Ich will nich heißen Aaron Marcus Schleswicher, wenn Sie werden finden à Fehler an die Predigten! Sie ſeind wunderſchain und ganz komplett. Will ich nie was wieder verkofen an Ihnen, wenn die Predigten nicht ſeind gut.

Der Hochehrwürdige zahlte ſein Geld auf Glauben, und wir gingen von dannen. Kaum waren wir vom Pfarrhofe, als ein niedliches, ſechzehnjähriges Brünettchen hinter uns herſprang. Pſt! Pſt! Hören Sie doch!

Wir ſtanden.

Ach, haben Sie wol nicht recht hübſche, neue Liederchen, ſo etwas von Liebe und von Küſſen. Ich leſe ſo gern! Aber ſagen Sie um Jeſuswillen nichts zu Papa! Der will nicht, daß ich leſen ſoll, und es bildet doch den Geſchmack, ſagt der Herr Kandidat Süß zu Haſenwinkel.

Main, Mamſellchen, 's iſt mer lieb, daß Sie mer wollen gönnen Ihr Geld. Mein Knecht hot den ganzen Packen voll Lieder und Muſikaligen, alle ganz nei, ganz nei, ſog' ich Ihnen, alle gedruckt in dieſem Johr!

Der Titel „mein Knecht" in Gegenwart eines ſo holden lieblichen Mädchens verdroß mich nicht wenig. Indeſſen löſte ich meinen Packen auf, und zeigte der kleinen Schönen meinen Vorrath. Mit begierigen Blicken durchblätterte ſie Alles, wo nur etwas von

Herzen, Scherzen, Lieben, Trieben, Küſſen und Genüſſen vorkam. Um ihr den „Knecht" wieder aus dem Sinn zu bringen, erzählte ich in der Kürze: daß ich eigentlich der Baron von Putersau ſei, und wegen eines unglücklichen Duells von der Univerſität habe entfliehen müſſen. Meine gegenwärtige Verkleidung und Begleitung, ſetzt' ich hinzu, wählte ich bloß um mich gegen fernere Nachſtellungen zu ſichern.

Die Kleine ſah mich verwundert und mitleidig an.

Nun können Ihnen doch die böſen Studenten nichts mehr thun? fragte ſie, nun, da Sie hier ſind. Der Kandidat Süß iſt auch von der Univerſität weggegangen, weil er ſich hat duelliren ſollen.

Die Studenten können mir freilich nichts thun, aber die Gerichte, fuhr ich fort. Ich habe leider einen Andern im Duell erſtochen.

Erſtochen? O Gott! rief ſie ſchaudernd, indem ſie mir die kleinen Hände abwehrend entgegenſtreckte.

Ich ergriff dieſe. Gutes, himmliſches

Mädchen, sagte ich, glauben Sie nicht, daß ich ein böser Mensch, daß ich ein Mörder bin, Mein Gegner rannte sich selbst den Degen in den Leib, und ich muß nun dafür büßen.

Da sind sie wahrlich zu bedauern! Ach, wenn ich Ihnen doch helfen könnte. Ein Silberthränchen schlich von der Rosenwange. Ich wagte erst einen Händedruck, dann einen Kuß, und Lorchen wehrte mir nicht. Lassen Sie es doch sein! Es könnte Jemand kommen! war Alles, was sie sagte. In fünf Minuten sank sie als vermeintliche Braut des Freiherrn von Putersau an meinen Busen, und beschied mich auf den folgenden Abend zu sich, weil dann „Papa" nicht zu Hause sei. Schließlich kaufte sie mir für ihr kleines Taschengeld ein Dutzend neue Lieder und die schöne Melusine ab, gab mir noch zwölf Küsse obenein, und hüpfte, wenn auch nicht wie eine Grazie, doch als eine flinke, gesunde Landnymphe lustig trällernd von dannen.

Am Schabbesabend war ich Neubeschnittener also zu zwei Schäferstunden geladen, von der Küsterin und der Pfarrerstochter.

Welche von beiden ſollte den Vorrang haben? Unſtreitig die friſcheſte; dies konnte die Frau Küſterin, nach den Jahren ihres Mannes, eben ſo gut ſein, wie Lorchen, die den Kandidaten Süß bei jeder Gelegenheit im Munde führte. Indeſſen wählte ich die Letztere zur Prima Donna, und fand mich auch zur beſtimmten Stunde im Pfarrhauſe ein. Leiſe ſchlich ich in das mir angedeutete Zimmer, aber mit einem lauten Au wai, ſprang ich zurück, als ich meinen Tröſter und Seelſorger Edmund Stern leibhaftig vor mir erblickte. Lorchen lachte hell auf, und rief mir, doch näher zu kommen. Zitternd an allen Gliedern trat ich herein, denn ich ſcheuete mich mehr noch vor Edmunds Vorwürfen, wegen meines Abfalls vom Chriſtenthum, als vor der Entdeckung des Betrugs, den ich Lorchen zu ſpielen im Begriff war. Aber wie erſtaunte ich jetzt, als ich ſtatt des gefürchteten Geiſtlichen einen alten Haubenſtock ſahe, dem Lorchen ihres „Papa's" Perücke aufgeſetzt, und deſſen Mantel umgehangen hatte. Wirklich glich dieſer Haubenſtock mit Leib und Seele

dem Herrn Hofprediger Edmund Stern, wie ein Bruder dem andern.

Sie können aber recht natürlich, wie ein Jude Au wai schreien? meinte Lorchen, Man sollte fast glauben, Sie wären es wirklich.

Ich versicherte das Gegentheil, und ward von Augenblick zu Augenblick zärtlicher und dringender.

Nein, nein, rief sie plötzlich aufspringend, Sie sind ein Jude! Ein Jude! Das ist ganz anders, als beim Kandidat Süß. Ich kann wol einen Juden vom Christen unterscheiden! Sie riechen nach Zwiebeln und Knoblauch! *Gehen Sie! Gehen Sie mir aus den Augen,* oder ich rufe das Mädchen.

Voll Wuth und Ingrimm warf ich im fortgehen die Thüre, daß die Fenster klirrten. Lorchens schallendes Gelächter folgte mir. Elende Pute, rief ich mir knirschend zu, dies ist die gerechte Strafe für Deinen Abfall vom Christenthum, daß Du die herrlichste Schäferstunde bei der niedlichsten Landnymphe, die jemals aus den Lenden eines Dorfpastors hervorgieng, nun einbüßest und Dich obendrein

mußt verſpotten laſſen!“ Mit Freuden hätt' ich in dieſem Augenblick alles Gold und alle Edelgeſteine der Sonne um das gegeben, was mir der Rabbi Saul Iſaſchar ſo frevenlich und grauſam geraubt hatte.

Nur der Gedanke an die Frau Küſterin konnte mich tröſten! Aber mußte ich nicht fürchten, daß ſie eben ſo unduldſam in Religions- und Geruchsſachen war, wie Lorchen? Hier kam es alſo nur darauf an: ob es beſſer war, ihr gleichfalls das Mährchen vom Baron von Putersau aufzubinden, oder mich für das zu geben, was ich die Ehre hatte zu ſein, für den Judenknecht Aaron Lohn? In der Hoffnung, daß die Frau Küſterin unbefangener und freimüthiger dächte, als die Paſtorentochter, und als die Buchhändler in Leipzig, die ihren jüdiſchen Kollegen, Herrn Schleſinger aus Berlin, nicht auf der Börſe dulden wollten, beſchloß ich das Letztere. Mein Pathe Aaron Marcus Schleswicher war in der Schenke noch beſchäftigt, den Bauern falſches Geld für gutes, oder, wenns ſein konnte, für eben ſo falſches abzuwechſeln, ich

hatte folglich Zeit genug, meinem Liebesabenteuer nachzugehen. Als ich mich durch einige Glas Kümmel gehörig restauriert hatte, und der Küster gerade mit den Bauern beim Hahnrei beschäftigt war, schlich ich nach seinem Hause, um ihm die Hörner aufzusetzen. Sein Eheweibchen versicherte mich, die Christen wären ihr alle ganz gleichgültig. Nach dem alten Testamente habe sie sich schon lange gesehnt, und es komme hier auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger nichts an. Wer war glücklicher als ich. Plötzlich hörten wir jedoch husten und ächzen. O Himmel, mein Mann! Mein Mann! rief das Turteltäubchen, und schob mich in ein kleines enges Gemach, welches bloß zur häuslichen Andacht — Bequemlichkeit, wollt' ich sagen, bestimmt war. Hier saß ich nun, und sahe keinen andern Ausweg als nach unten, und der war eben nicht der Appetitlichste.

O Mutter, sagte der hereintretende Küster zu seiner blutjungen Frau, Mutter, geschwinde mache mir Thee, oder ich sterbe! Ich habe ein Grimmen, ein Kneifen und Kollern im Leibe, als ob zwanzig große Puter, Trut-

oder Kuhnhähne ihr Weſen darin trieben. Geſchwind Mutter. Die zwanzigjährige Mutter rieth dem achtzigjährigen Kinde, ſich in der friſchen Luft zu bewegen, allein der Alte wollte von nichts wiſſen. Er ſprach vom Paſtor und vom Nachtmahl, vom Tiſchler und vom Sarg, vom Notarius und vom Teſtament, kurz von Allem, was zum Sterben gehört, und ich wünſchte in meinem Kerker, daß er ſchon beigeſetzt ſein möchte. Nun kömmt's! Nun kömmt's! rief er endlich, die Natur hilft ſich! und damit kam er ſpornſtreichs auf mein Kämmerchen zu. Ich klemmte mich ſo ſchnell, wie möglich, durch die Brille und gelangte wohlbehalten herunter. Alle weitern Auswege waren mir aber durch dicke Mauern verſperrt. Da richtete ich meinen Blick ſeufzend in die Höhe, und ſahe ein Geſicht, wie weder Daniel in der Löwengrube, noch Jonas im Wallfiſchbauch je ein ähnliches mögen geſehen haben. Mit einmal kollerten jetzt eine ſolche Menge Truthähne über mich her, daß ich über und über bedeckt ward. Hier war Geduld vonnöthen!

Verklungen ſind die Harmonien,
Die einſt mein Puterherz geſchwellt!

seufzte ich still und wehmüthig, denn mit meiner Freimüthigkeit war es gänzlich vorbei. Der Küster über mir stimmte, wahrscheinlich in Todesgedanken vertieft, das rührende Sterbelied an, womit ich in Schildburg zum Richtplatze begleitet ward.

O mein lieber Augustin
Alles ist weg!

Ich, obgleich ein Beschnittener, stimmte ganz leise mit ein, und fühlte mich wundersam durch die herrlichen Verse getröstet.

Jetzt würde Lorchen, dacht' ich bei mir selbst, jetzt würde Lorchen mich gewiß nicht für einen Juden halten, denn nun rieche ich doch nach ganz etwas Anderm, als nach Zwiebeln und Knoblauch. Endlich erhob sich der ehrsame Küster mit herzhaftem Stöhnen, und ich dankte dem Himmel, daß das Ungewitter vorüber war. Die Besorgniß, daß es wiederkehren möchte, bekümmerte mich eigentlich für den Augenblick sehr wenig, und im Grunde war es ja auch Alles Ein Abwaschen! Nur die Furcht, in meinem Potpourri die Rache über bleiben zu müssen, und am Morgen vielleicht, trotz aller gehabten Noth, entdeckt zu

werden, beklemmte mir das Herz; indessen verließ ich mich auf die hülfreiche und liebevolle Hand der Frau Küsterin, die ihren Anbeter nicht in der Noth würde stecken lassen.

Diese Hoffnung ward auch zu meiner größten Freude erfüllt; denn kaum war der alte Herr zu Bette, als Feinsliebchen mit einem Lichte kam, mir freilich nicht ihre Hand, aber doch einen Besenstiel hinreichte, und mir zu meiner Erlösung behülflich war. Meine Reinigung mußte ich jedoch selbst besorgen, und von einer Schäferstunde konnte, aus denkbaren Ursachen, gar nicht die Rede sein.

Uebrigens schäme ich mich dieses nächtlichen Abentheuers nicht. Es giebt große Männer, denen es nicht besser ergeht. Ulrich von Hutten hat, so lange er den Kuznschen Freimüthigen für beschnittene und geschorene Leser zum Aushängeschilde dient, schon viel tausend Male ein ähnliches Quartier beziehen müssen, und wird bei fernerer Fortdauer jenes Freimüthigen nie ein besseres Schicksal erfahren. Was einem Ulrich von Hutten und einem Freimüthigen Recht ist, sollte das einem Trut- oder Kuhnhahn wol Unrecht sein?

Als ich meine Kleider und mich selbst in einem Bache gereinigt hatte, begab ich mich wieder nach der Schenke; aber wie groß war mein Schrecken, als ich meinen Pathen Schleswicher mit zehn bis zwölf Bauern und Viehhändlern im Handgemenge sah.

Ich wollte ihm beistehen, allein ein rüstiger Pferdehändler warf mich über eine Bank, zog mir die nassen Beinkleider recht stramm, und hieb mit seinem Kantschu so mörderlich auf meinen Hinterwagen los, daß dieser, wenn er etwa von Porzellän oder Fayance, und nicht glücklicher Weise von Fleisch und Bein, gewesen wäre, durchaus in Millionen Stücke hätte zerspringen müssen. Von allen gerichtlichen und aufsergerichtlichen Schlägen, die ich in meinem Leben bekommen habe, und mit Gottes Hülfe noch bekommen werde, thaten mir diese am Wehesten, und deshalb bin ich auch ein geschworner Feind aller Roßhändler, und überhaupt aller Menschen, welche je Pferde gekauft oder verkauft haben. Bei mir, als einem ächten Kuhn- oder Truthahn ist dieser unversöhnliche Erbgroll eben so natürlich, wie bei den Juden der Erbgrind.

Ich hatte meine Hiebe richtig empfangen, mein Pathe ſeine Rechenpfennige wieder gegen gutes Geld zurückgewechſelt, und nun ward zwiſchen den kriegführenden Mächten, von denen die Bauern natürlich die Sieger waren, Friede und Freundſchaft geſchloſſen; der Roßkamm, ein ärgerer Judenfeind, als Haman, Gratzenauer, Rühs und Frieß, wollte jedoch nichts von Abrahams Saamen wiſſen. Er meinte, dieſer Saame ſei unter allen Sämereien der ſchlechteſte, und verderbe das Land. Er berief ſich hierbei auf 2 B. Moſe. 8 V. 24, wo es heißt: Und das Land ward verderbet von dem Ungeziefer, und führte zugleich für ſeine Behauptungen mehrere, uns höchſt ärgerliche Stellen aus einem Buche: Pickenick für die Juden von einem gewiſſen Hundt-Radowsky an, welches er in einem Manuſkript, das nächſtens bei Ernſt Klein in Leipzig im Druck erſcheinen wird, geleſen haben wollte. Aaron Marcus Schleswicher ſuchte ihn eines Beſſern zu belehren, allein der Roßhändler drohete, ihm nicht ad oculos, ſondern, da er nur Ein Auge habe, ad oculum

zu demonſtriren, daß wir Juden eben ſo gut Ungeziefer wären, wie unſere kleinen Reiſegefährten, die in unſern Weichſelzöpfen zu horſten pflegten.

Aaron wollte ſein Auge zu dieſer handgreiflichen Demonſtration nicht hergeben, und wir machten uns alſo, nachdem wir von einer diebiſchen Dienſtmagd noch unter der Hand einige ſilberne Löffel für einen Spottpreis erſtanden hatten, bei Nacht und Nebel davon.

Indeſſen wollten mir nach einigen Wochen die Fußreiſen mit meinem Herrn Pathen und Prinzipal Schleswicher nicht länger gefallen. Er marſchirte immer ſehr raſch, brummte und knurrte mich bei jeder Gelegenheit an, wie er denn überhaupt ſehr grober und verdrießlicher Natur iſt, und verſchimmeltes Brodt, Käſerinde, Heringsköpfe und Schwänze, die er nicht ſelten ſchon ausgeſogen hatte, waren meine Speiſe, Waſſer mein Trank. Nur an Schabbes und Feſttagen gab es ein Fingerhütlein voll Kornbranntewein, worin, wie bekannt, jeder Truthahn eigentlich gebadet werden muß, wenn er nicht ganz von den Beinen kommen ſoll. Ich be-

reuete daher auch schmerzlichst meinen Abfall vom Christenthume, und beschloß, so bald sich mir nur eine andre Aussicht darböte, mich von dem ungeschliffensten aller Hebräer, Kleider- und Büchertrödler zu trennen.

Dies geschah bald. Schleswicher und ich wanderten an einem herrlichen Frühlingsmorgen über Land. Vom hohen Azurhimmel herab erklang das Silberlied der Lerchen, neben uns in den Blüthengebüschen der Wonnegesang der Nachtigallen.

Main, sagte Schleswicher zu mir, wer doch könnte so schain singen, wie die Vögel; könnte man doch damit verdienen viel Geld bei die raiche und grauße Herrens und Damens, die nicht gerne gaihn ins Freie. Und sieh mal, Aaron Lohn, sieh, wie da duhn blitzen die Dautropfen! Sollt man nich denken, daß es wären lauter ächte Stain, lauter Dimanten und Perlen? Mein, wenn es doch wären Dimanten und Perlen, da wollt ich gleich werfen all meine Biecher und die alte Kleider hin auf die Strooß, und sammeln mein Packen und all mein Taschen voll Dimanten und Perlen, un Du solltst

ſammeln mit, und ſollſt auch hoben hait Obend à Trinkgeld, à graußes Trinkgeld. Ich wollt Dich gleich geben ſwai Groſchen Minz, un à Schnapps doppelten Kimmel. Da ſieh mohl, Aaron ſieh, die Blumen, die gelben dort unten in die Wieſ'. Soll mer Gott, ſehen ſie doch aus leibhaftig, wie Kremnitzer Dukoten! Mein, wenn es doch wären Dukoten! Und da die rothen! Haſt Du wol geſaihn in Deinem Leben Rubinen? Aechte Rubinen mein ich? Wenn ich nicht wär bei Verſtand, ich werde glooben, es wären Rubinen!

Aaron Marcus Schleswicher war in ſeinen Naturbetrachtungen ſo vertieft, daß er diesmal gar nich bemerkte, was dicht vor ihm lag, obgleich er ſonſt immer behauptete: „er ſähe mit ſein Ein Oog mehr, als ich mit meine ſwai!“ Ich gewahrte nemlich eine große gefüllte Geldkatze, über die er ſchon hinweggeſchritten war, und nahm ſie raſch auf.

Rohn, was hoſt Du? Was hoſt Du gefunden? Gieb her!

Dazu hatt' ich keine Luſt, und weigerte mich.

Mein, ſo gieb her! 's iſt jo 'ne Katze

mit Geld! Gieb her, ich will Dir geben à Trinkgeld!

Ich blieb ſtandhaft bei meiner Weigerung.

Sollſt Du verſchwärzen, Du Lump! Hoſt Du gefunden das Geld in mein Dienſt, und in mein Laun und Braut, un nohn willſt Du's nicht geben heraus! Gieb her!

Als weder Schimpfreden, noch Schmeichelworte, weder Drohungen noch Bitten etwas fruchteten, drang er mit ſeinem Stab auf mich ein; ich warf ihm aber den Packen mit Muſikalien und Liedern gedruckt in dieſem Jahr vor die Füße, und lief mit meinem Gelde davon. Schleswicher verfolgte mich keuchend, und verfluchte mich und ſich ſelbſt; allein ich war flinker, als er, und in einer halben Stunde hatt' er mich völlig aus ſeinem Cyklopenauge verloren.

So reich war ich noch niemals geweſen! Ich hatte achtzig harte Thaler, zudem hatte ich zwei Groſchen Münze, die ich in der Schleswicherſchen Buchhandlung für des Herrn Doktor Korth Blüthen erhoben, gleichfalls noch in meiner Taſche. Wer war glücklicher, als ich! Jetzt beſchloß ich alles Ernſtes, wie-

der ein Christ zu werden, meinen Geist durch feine und doppelte Likore gehörig zu stärken und mich ganz den Musen zu weihen.

In dem ersten Dorfe, das ich erreichte, gieng ich also zum Pfarrer, und meldete mich zur Beichte und zum Nachtmahl, ließ mir aber weislich von Saul Isaschar nichts merken; darauf kehrte ich in die Schenke ein, bestellte mir ein Kännlein doppelten Kümmel nebst Braten und Kuchen, kaufte Feder, Papier und Tinte, und fieng an — zu trinken. Dem ersten Kännlein folgte ein zweites und endlich nach der Behauptung des Wirths, auch ein drittes. So ruhig hatte ich in langer Zeit nicht geschlafen, wie diese Nacht, denn die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich, mit einem brennenden Durst, erwachte. Aber wie groß war mein Schrecken, da ich nach meiner Tasche und meinem Gelde griff. Tasche und Geld waren zum Kuckuck. Verzweiflungsvoll und jammernd klagte ich dem Wirth meine Noth. Dieser betheuerte, er wäre ein rechtlicher Mann, und seine Gäste kenne er gleichfalls. Sie wären sämmtlich honette Bettelleute, und hätten noch niemals

Jemanden beſtohlen oder betrogen. Um dies zu beweiſen, ließ er allen die Taſchen unterſuchen, allein man fand nichts.

Der Herr wird vermuthlich kein Geld gehabt, oder es auch ſonſt wo gelaſſen haben, ſagte der Wirth recht patzig und finſter; allein prellen laſſe ich mich nicht. Die Zeche muß bezahlt werden. Ich bekomme zwei Thaler neun Groſchen und ſechs Pfenige! Ich verſicherte, daß ich ſelbſt die letztern nicht einmal hätte, und ſie auch nicht zu ſchaffen wüßte.

Nun dann gehen wir zum Herrn Juſtizamtmann, der wird die Sache wol ſchlichten. Er iſt ein gerechter Mann. Ihm überlaſſe ich Alles, ſogar mein Leben! ſprach mein Gläubiger.

Flehen und Bitten waren umſonſt. Ich mußte mit zu dem Gerechten.

Wer ſind wir? war ſeine erſte Frage. Ich antwortete, daß ich ein Truthahn ſei.

Dem Geſichte nach ſollte man's glauben. Aber wo kommen wir her? Haben wir einen Paß, oder ſind wir etwa ein Gauner, ein

Landstreicher, oder gar ein Spitzbube und Räuber.

Ich versicherte, daß ich zwar keinen Paß hätte, aber doch von all' dem Letztern nichts wäre.

Wo haben wir uns „feithero" aufgehalten?

Diese Frage brachte mich um meine ganze Unbefangenheit und Freimüthigkeit. Ich zitterte wie ein Espenblatt; mir ward's dunkel und schwarz vor den Augen, und ich sank besinnungslos zu Boden.

Als ich die Augen wieder aufschlug, befand ich mich in einem Zimmerchen, daß weder Möbeln, noch Fenster hatte, auf einem Lager von verdorbenem Stroh. Ich griff mit den Händen umher, und faßte immer eine Kröte nach der andern. Ein fürchterliches Grauen überfiel mich. Ich heulte, ich kollerte und polterte, allein Niemand ließ sich blicken. Endlich ward eine dreifach verschlossene Thüre geöffnet, und der Gefängnißwärter, ein großer breitschulteriger Kerl, mit einem wahren Vogelgreifgesicht und einem

Falken- oder Rabenblick, wie Saul Iſaſchar, trat herein.

Donnerwetter, was lärmt er hier? Hat er noch keine Ruhe. Ihn ſoll ja gleich ein Schock tauſend Schwere —

Nun folgten eine Menge Flüche und Schimpfreden, die mir alle Haare zu Berge trieben. Ruhig legte ich mich wieder auf mein Lager zu den Kröten, Eidechſen und Molchen, und verwünſchte den Augenblick, wo ich Aaron Marcus Schleswichern ſo treulos verließ.

Nach einigen Stunden öffnete ſich die Thüre meines Kerkers von Neuem.

Arreſtant! — Arreſtant! — rief der Cerberus dieſer Hölle. Mit lautem Herzklopfen und voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, nahte ich mich ihm.

„Was befehlen Sie?"

Hier iſt Brodt und Waſſer! Freß' Er nur! Vor Morgen giebts nichts weiter! war die Antwort, und damit ward die Thüre wieder zugeſchlagen.

Ich hatte weder Appetit zu dem Einen,

noch zu dem andern, und überließ beides meinen Mitbewohnern, um meinen Kummer zu verschnarchen. Dies gelang auch so ziemlich, denn ich erwachte erst, als der Kerkermeister zum zweiten Male mit den Schlößern rasselte.

Herr Arrestant! — Herr Arrestant! — rief er dies Mal, und ich hörte hoch auf.

Der Herr Justizamtmann schickt Ihnen hier ein bischen warme Suppe, und etwas Braten.

Der „Herr Arrestant," die warme Suppe und der Braten schienen mir unzweifelhafte Beweise, daß mein Schicksal eine günstige Wendung genommen habe. Ich dankte für Alles sehr demüthig, und bat meinen Aufwärter recht höflich, ein gutes Wort bei dem Herrn Justizamtmann für mich einzulegen. Er versicherte mich, der Herr Amtmann sei gar kein unebener Mann, der mir gewiß würde Recht widerfahren lassen, wenn es nur irgend zu machen wäre.

Der Herr Justizamtmann, sagte er, hat schon seit geraumer Zeit einen Groll gegen

den Wirth, welcher ihn, bloß eines lumpigten Teſtaments wegen, bald um Ehre und Brod gebracht hätte. Wenn Sie klug und vorſichtig ſind, ſo kann Ihre Sache immer noch gut werden, ſo ſchlimm ſie auch ſcheint. Freilich eine Hand wäſcht die andere, kein Stein ſchleift ohne Waſſer, leben und leben laſſen, wer ſeinem eigenen Hauſe nicht wohl vorſtehet, iſt ärger, denn ein Heide, und der Herr Juſtizamtmann hat eine Frau und ſechs liebe Kinder. Mir dünkt, Sie könnten zufrieden ſein, und noch vierzig Thaler dafür hingeben, wenn der Wirth Ihnen Ihr Geld wieder ſchaffen müßte, und der Herr Amtmann Sie dann ohne weitere Strafe aus dem Gefängniſſe entließe.

Ich erklärte mich mit Freuden zu Allem bereit, und der Haltefeſt verſprach, ſich meiner gegen eine kleine Vergütung, die ich ihm auch zuſicherte, anzunehmen.

Schon am folgenden Morgen ſtand ich wieder vor Gericht, und der Juſtizamtmann gab förmlich zu Protokoll, daß Herr Arreſtant ein unverdächtiger und ehrlicher Truthahn, und nach römiſchen und deutſchen Rechten

wohl befugt sei, den Wirth, als einen caponem*) modo reconventionis oder mittelst der Widerklage auf Ersatz der gestohlenen achtzig Reichsthaler zu belangen.

Mein erstaunter Kläger betheuerte, er sei so wenig ein Truthahn, als ein Kapaun, und könne sich keineswegs zu einer Zahlung entschließen. Der Herr Justizamtmann drohete jedoch mit dem Finger, und mein Gegner, der, wenn auch vielleicht in dieser, doch in anderer Rücksicht nicht ganz reine Sache haben mochte, erklärte sich am Ende bereit, die achtzig Thaler zu erstatten, wenn ich die Kosten übernehmen, und meine Zeche berichtigen würde. Ich war mit Allem zufrieden. Das Geld ward von meinem Widersacher gerichtlich deponirt, und der Herr Justizamtmann zahlte mir, nach Abzug meiner Verpflegungskosten im Kerker und der hochaufgelaufenen Gerichtsgebühren zwei Thaler zehn Groschen, folglich noch sechs Pfennige mehr zurück, als ich im Wirthshause schuldig war.

*) Gastwirth.

Nie werde ich die Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe dieſes Herrn Juſtizamtmanns genug rühmen können, denn wie ſelten findet man wol einen Richter, der von dem Gelde, was er bereits in den Händen hat, etwas herausgiebt. Beati sunt possidentes! iſt der allgemeine Wahlſpruch dieſer Herren. Der Juſtizamtmann war alſo in der That kein unedener Mann.

Nachdem ich meine Zeche bezahlt und meinen letzten Sechſer vertrunken hatte, ſetzte ich meinen Stab fürbaß. Heitern Muthes und in dem feſten Vertrauen, daß das blinde Glück den Puten ihr Vormund ſei, ſchritt ich, ohne zu wiſſen, wohin, auf der erſten beſten Landſtraße fort. Nach einigen Stunden hatte ich die Gränze des kleinen, aber wohlbekannten Fürſtenthums Schilda erreicht, und wäre gern in eine am Wege liegende Schenke eingekehrt, um meinen kollernden Truthahnsmagen zu beſänftigen; allein der Gerechtigkeitsliebende, nicht unedene Juſtizamtmann hatte meine Kaſſe gänzlich geſprengt, und aus vielfacher Erfahrung wußte ich, daß man in

den Schenken nichts verſchenkt. „Bittet, ſo wird Euch gegeben!“ dachte ich, und freuete mich herzlich, als ich einen reichgekleideten Herrn, den ich für nichts weniger, als einen General hielt, daherkommen ſah. Demüthig zog ich meinen Hut, machte ein recht jämmerliches Aumaigeſicht, und hielt meine offene Hand hin.

„Das Betteln iſt verboten, Mauſchel! Wo biſt Du her? Wo iſt Dein Paß?“ donnerte der Herr mir entgegen, und reichte mir ſtatt des gehofften Almoſens einige derbe Hiebe mit der flachen Klinge.

Ich ſchrie aus Leibeskräften.

Wo iſt Dein Paß, Schurke?

Ich habe verloren meinen Paß! antwortete ich zitternd.

Nun, dann wollen wir ihn ſuchen! verſetzte der Grauſame. Er kömmt mit mir.

Hiemit band er mir die Hände mit einem Strick, befeſtigte dieſen an den Sattel, und ſo mußte ich nolens, volens neben ihm hertraben. Vergebens ſuchte ich den Hartherzigen durch Thränen und Bitten zu mildern

Maßregeln zu bringen; er verſicherte mich aber, daß er nur thue, was ſeines Amts ſei, und alles weitere dem Herrn Generalkapitän Longchamps, Feldmarſchall, Kriegs- und Polizeiminiſter des Fürſtenthums überlaſſen müßte.

Wenn ich ihm rathen kann, fügte er hinzu, ſo nehme er Dienſte bei unſern Truppen. Wir müſſen acht ein Viertel Mann als Kontingent zur großen Bundesarmee ſtellen. Acht Mann haben wir mit Mühe zuſammen geſtoppelt, aber der Viertelmann fehlte uns bis jetzt. Deshalb haben Se. Durchlaucht unſer gnädigſter Landesvater eine huldvollſte Verordnung erlaſſen, wornach ſämmtliche Landesinwohner, mit Ausſchluß der Weiber und Kinder am künftigen Montage darum looſen müſſen, wer von ihnen geviertheilt, und pro quantitate zum Bundesheer geſchickt werden ſoll. Obgleich für den, welchen das Loos trifft, eine Prämie von zehn Thalern ausgeſetzt iſt, ſo ſind die närriſchen Menſchen doch alle in Furcht und Schrecken, und ein Jeder wünſche lieber eine Viertel, als die Prämie zu gewinnen. Se. Excellenz, der Herr Kriegsminiſter haben

mir daher befohlen, irgend einen Geistlichen Gauner oder Landstreicher, den man wertheilen könnte, aufzugreifen. Ohne Zweifel wird man ihn, als einen ganzen Juden eben so gerne bei dem Bundesheer nehmen, wie einen Viertelchristen.

Ich versicherte dagegen, daß ich zum Soldatenstande gar keine Neigung spürte, und nicht einmal, ohne eine Anwandlung von Ohnmacht, ein Gewehr abfeuern hören, und eine blanke Klinge sehen könnte.

Einfältige Pute! versetzte der Gensd'arme, es giebt ja keinen schönern Tod, als den Tod für's Vaterland. Wer auf dem Schlachtfelde stirbt, der stirbt gewiß selig, und wenn er auch ein Jude, oder gar der Teufel selbst wäre! Er sollte nur die herrliche Predigt gehört haben, welche unser Herr Hofprediger, der aber nicht mit zu Felde geht, über den Tod für's Vaterland hielt. Und dann — dann sollte Er die kostbaren Uniformen unserer Truppen sehen! Kein östreichischer, preußischer und rußischer General kann eine prachtvollere Uniform haben, als unsere Gemeinen. Ja, ja,

das muß man den kleinen Mächten laſſen, ihre Truppen ſind immer die ſchönſten und auserleſenſten. Es iſt eine wahre Luſt das Schildaer Kontingent zu ſehen!. Alle Weiber und Mädchen kucken aus den Fenſtern, wenn exercirt wird. Ich habe die Kerle alle zuſammengegriffen; für jeden Mann bekam ich zwei Thaler Schildaiſch Courant. Sie ſahen erſt eben ſo verhungert und ruppicht aus, wie Er; aber jetzt — Tauſend ſa ſa! wie haben ſie ſich herausgefreſſen! Wenn ich Ihm rathen kann, nehme Er Dienſte.

Mein Begleiter predigte tauben Ohren. Ich wünſchte lieber, fürs Vaterland zu leben, als dafür zu ſterben; ein Wunſch, der keinem Truthahn zu verdenken iſt. Unterdeſſen waren wir in der Reſidenz angelangt. Der Gensd'arme brachte mich einſtweilen in den hochfürſtlichen Hundeſtall, und ſtattete dem Herrn Generalkapitän Marquis de Longchamps, einem ehemaligen franzöſiſchen Tanzmeiſter, der gerade zu der Zeit in Deutſchland ſich zum Marquis erhob, als man in Frankreich alle Marquis abſchaffte, Bericht ab.

Nach einer Viertelſtunde ward ich Sr. Excellenz vorgeſtellt.

„Ab ſick Luſt ſu dien?“ war die Frage, womit der kleine ſchwarzgelbe, in einer reichen Uniform gekleidete Marquis mich empfieng.

Herr — Gene — ral — ka — ka — ka —

Was ſpreck ſick für Seuck? fragte er, unwillig über mein Stottern.

Ich ward noch ängſtlicher. Ka — Ka — Ka — Ka — fuhr ich fort.

Canaille, ſoll ſick ab'n gleich vor die Ka — Ka — Ka — ſwai dauſend wünw undert und wunwſick, vor die bloße Ka — Ka! rief er, auf das Aeußerſte erbittert. Der Gensd'arme mußte mich augenblicklich abführen, das ganze Schildarr Kontingent ward zuſammen berufen, ich über eine Trommel gelegt, und die Beſtrafung nahm zur Beluſtigung aller Einwohner, vor dem mit Schindeln gedeckten Palaſte des Kriegsminiſters ihren Anfang. Ich heulte fürchterlich, allein meine hartherzigen Henker lachten, und hieben auf meine Seſſionstheile los, daß das Blut in Strömen herabfloß.

Halt, halt, rief plötzlich eine weibliche Stimme. Man entfeſſelte mir die Hände, und ich zog meine Unterkleider wieder auf. Der Marquis rief den Gensd'arme, und dieſer kam nach einigen Minuten zurück, und führte mich wieder zum Herrn Generalkapitän.

Ein ſchönes, junges Frauenzimmer, deſſen Geſicht mir bekannt war, ſtand neben ihm, und ſchien, wenn auch nicht ſeine Frau, doch etwas Aehnliches zu ſein. Sie grüßte mich recht freundlich, legte aber einen Finger bedeutungsvoll auf den Roſenmund, als ob ſie mir ſagen wollte, daß ich hübſch verſchwiegen ſein, und nichts verrathen ſollte. Ich verſtand.

Kann Sie baldier? fragten Sr. Excellenz.

Gnädigſter Herr, antwortete ich, durch die freundlichen Blicke der Schönen ermuthigt, Gnädigſter Herr, mein ſeliger Vater war wohlbeſtellter Dorfbart-Scherer in Kuckuckſau, und von ihm, und dem berühmten Schriftſteller Tonſorius hab' ich das Barbieren aus dem Grunde gelernt.

„Kann Sie ſervir'?"

Das hab' ich bei dem großen jüdiſchen

Bankier Aaron Moses Schleswicher gelernt, und was mir etwa noch fehlen sollte — ...

„Kutt! Kutt! Kann Sie mach' ein Klystier?"

Darin hab' ich gleichfalls von meinem Vater und dem gelehrten Tonsorius, der nach einander Apothekerbursche, Schauspieler, Souffleur, Hundehändler, Affen- und Bärenführer, Polizeispion, Winkeladvokat und zuletzt ein geistreicher Schriftsteller war, gründlichen Unterricht erhalten. Außerdem glaub' ich, hat der große Kurth, der so viel über und für die Läuse und Flöhe geschrieben hat, ein kleines Büchlein über das Setzen der Klystiere herausgegeben, woraus man solches lernen kann.

„Kutt, kutt, dann soll Sie werden mein valet de chambre. „Sie kann marschier!" Er winkte mir mit der Hand zu gehen, und ich ward hierauf von dem Gensd'armen in das Bedientenzimmer der Excellenz geführt, wo ich aber keine Kollegen fand, weil sie Tages vorher wegen Uebermaß an Schlägen und Mangel an Kost sämmtlich entwichen waren.

So schnell und glücklich mußte also mein

Schickſal ſich wenden. Gerade in dem Augenblick, wo ich erwartete zu Tode gepröbelt zu werden, ward mir die ſehr ehrenvolle Stelle eines Kammerdieners bei dem erſten Miniſter und Feldmarſchall zu Schilda beſchieden, und wem verdankte ich, nebſt der Vorſehung, mein Glück? Gewiß Niemanden, als der holden Schönen, die mit meinem jetzigen Gebieter in ſo traulichen Verhältniſſen zu ſtehen ſchien.

Nach einer Viertelſtunde trat meine Retterin ins Zimmer. „Kennſt Du mich denn gar nicht mehr, Du alter Ungeziffer!“ ſagte ſie, auf mich zueilend, und ſchloß mich an den vollen, wogenden Buſen. Es war Kathrinchen, Kathrinchen, die mir ſo freundlich nachrief: „Truthähnchen, Truthähnchen, ich gehe ja ſchon im ſechsten Monat, ich kann nicht mit forkommen!“ und die ich dennoch ſo treulos verließ.

Mein Himmel, Kathrinchen, Du hier? fragte ich verwundert nach den erſten Umarmungen.

Freilich! erwiederte ſie in ihrer ukermärkiſchen Mundart. Aber wo kömmſt Du her? Wäre ich nicht Deine Fürſprecherin geweſen,

Du wärst nun schon ins Todes Rachen. Ich erkannte Dich gleich von hinten, als sie Dich über die Trommel legten; und weißt Du wol, woran?

Nun?

An der großen Narbe auf der rechten Seite deines Sitzfleisches, wo Dich Pastors gottloser Kuhnhahn einmal gebissen hatte. Weißt Du wol?

Aber Kathrinchen, warum ließest Du mich so grausam zerhauen, da Du mich doch erkanntest.

Du kleiner Schelm, warum ließest Du mich auch sitzen in Schimpf und Schande, als ich rief: Truthähnchen, Truthähnchen, bleib bei mir! Dafür mußtest Du abgestraft werden; allein wie ich Dein Blut fließen sah, da war alles vergessen und vergeben, denn ich habe ein mitleidig Herz. Aber was hast Du denn unter der Narbe für ein großes allmächtiges Petschaft? Es sieht ja gerade so aus, wie unsers Durchlauchtigsten Fürsten sein Kabinetssiegel?

Lieber Himmel, es ist ein Brandmark,

Kathrinchen, daß ich dem Herrn Präſidenten von Tiegerklau verdanke!

Ein Brandmark? Armer Junge, ſeufzte ſie, und ich mußte ihr meine ſämmtlichen Abentheuer erzählen. Häufig weinte ſie, wie gewiß manche meiner ſchönen Leſerinnen, zärtliche Thränen des Mitleids, und dieſe waren Balſam für meine Wunden. Als ich mein curriculum vitae vollendet hatte, bat ich ſie um die Mittheilung des ihrigen.

Für jetzt nicht, liebes Guſtchen! Ich muß zu dem alten Herrn gehen, Sobald er aber im Schlafe iſt, komm' ich zu Dir, und dann will ich Dir Alles erzählen. Hiermit hüpfte ſie fort, kam aber zu meinem größten Entzücken bald mit einem Teller und einer großen Flaſche zurück.

Hier, mein Putchen, ſagte ſie, nun iß eine Butterbemme, und trinke ein Schnäpschen Kornbrantewein dazu, den magſt Du ja ſo gerne. Ein paar Unterkleider will ich Dir auch ſchicken, denn in den Deinigen iſt, wie ich bemerkt habe, ein Loch.

Mit einem Appetit, der dem berühmten Johann Butterbrodt zur Ehre gereicht hätte,

fiel ich über Gottes Gaben, die Kathrinchens milde Hand mir auftischte, her. Ein kleines zwölfjähriges Mädchen, die Kammerjungfer meiner Wohlthäterin, brachte mir nicht bloß ein paar Hosen, sondern eine ganze vollständige Livree; die bereits zwanzig meiner Vorweser im Kammerdieneramte getragen hatten, und ich dankte dem Himmel, der so väterlich für mich sorgte. „Katherinchen hat doch wahrlich ein gutes Herz, sagte ich zu mir selbst. Ich habe sie so schändlich verlassen, und sie vergiebt und vergißt Alles, nimmt sich meiner auf das Liebevollste und Zärtlichste an, und verhilft mir zu Ehre und Brodt, zu Speise und Trank, zu Rock und Wamms. Ach, Kathrinchen, Katherinchen, Du Perle Deines Geschlechts, wie soll ich Dir danken für alle Barmherzigkeit und Treue, so Du an mir thust! Freilich die heutige Bescherung auf mein Sitzfleisch hättest Du mir ersparen können, allein Strafe muß sein, und ich bin ja Gottlob, an dergleichen gewöhnt."

Ich sprach der Flasche so treuherzig zu, daß ich bald alle meine Leiden vergaß, und

ſanft und ſelig zu einem ſchönern Erwachen entſchlummerte.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht kam Kathrinchen.

Komm, mein Herzensjunge, komm Guſtelchen, Du liegſt hier ja ſo unſanft unter dem Tiſche. Laß uns zu Bette gehen. Der Alte ſchläft jetzt. Komm, ſüßer Junge!

Nach vielem Rütteln und Schütteln erwachte ich. Mit großen Augen glotzte ich Kathrinchen an. Wo bin ich? Was ſoll ich? kollerte ich ihr unwillig zu.

Zu Bette gehen, mein Guſtelchen, antwortete ſie, mir freundlich die Wange ſtreichelnd. Jetzt erinnerte ich mich erſt, welch Heil mir heute oder geſtern widerfahren ſei. Ich raffte mich auf, und ſchlich mit Kathrinchen zu Bette. Triftiger Gründe halber konnte von nichts anderm die Rede ſein, als von ihrem mir noch unbekannten Lebenslauf.

Du, gottloſer Schelm, hub ſie an, verließeſt mich gerade im ſechſten Monat, und ein Vierteljahr nachher hatte ich die Freude, ein kleines Truthähnchen, Dein leibhaftes Ebenbild, an mein Herz zu drücken. Vergebens

bemühete ich mich, in Ermangelung eines rechten Vaters, dem Kindlein einen Vicepapa zu verschaffen, denn Keiner von Allen, denen ich die Vaterfreuden zudachte, wollte ihrer theilhaftig werden, und ich ließ also mein kleines Putchen auf Deinen Namen taufen. Der arme Junge litt aber schon früh an mancherlei Uebeln, besonders an Flüssen und unreinen wässerichten Säften, weshalb ihn auch unser Herr Doktor Kurz nie anders, als den kleinen Humoristen zu nennen pflegte. Das kleine liebe Würmchen war kaum zwei Monate, als es trotz aller mütterlichen Pflege, starb. Nun brach der Krieg zwischen Frankreich und Rußland aus; unser Geburtsort Kuckucksau lag an der Heerstraße, täglich wurden neue französische Truppen einquartirt, die aus Rußland sich Weiberröcke holen sollten. Ich verstand, wie Du weißt, etwas französisch und wurde also die Dollmetscherin nicht allein des Dorfs, sondern auch des nahegelegenen Städtchens. Auf diese Weise gelangte ich zu sehr interessanten Bekanntschaften, und ein französischer Chasseuroberst schlug mir vor, mit ihm

die Reiſe nach Rußland zu machen. Dies geſchah. Ich ſchweige von allen Mühſeligkeiten die ich erdulden mußte, von allen Gefahren, die meine Unſchuld bedroheten. Auf dem Rückzuge von Moskau kündigte mein grauſamer Oberſt mir an, daß er ſich des überflüßigen Gepäcks entledigen und daß ich jezt für mich ſelbſt ſorgen müßte. Weinend und Händeringend flehte ich zu dem Grauſamen um Mitleid, um Erbarmen. Er ſchleuderte mich von ſich, und drohete mir, mich nach Moskau zurückpeitſchen zu laſſen, wenn ich nicht gienge. In dieſer Noth nahm ſich ein edelmüthiger polniſcher Jude, der blos um Rebbes zu machen und auf den Schlachtfeldern ein bischen zu plündern, dem Kriegsheere nachgezogen war, meiner an. Ich fuhr mit ihm in ſeinem Wagen, und ziemlich glücklich kamen wir zur Bereſina. Hier fielen wir einem Regiment Koſacken in die Hände; mein hebräiſcher Beſchüzer ward in kleine Stücke zerhauen, ſeine ſchönen beſchnittenen und unbeſchnittenen Dukaten wurden getheilt, und ich mußte mich zur Gefangenen ergeben. Daß

die Kosacken nicht so viel Sinn für höhere Weiblichkeit haben, wie die Franzosen und Hebräer, kannst Du leicht denken. Ich sollte und wollte auch gern es Allen recht machen, und weil ich dies wollte, so verdarb ich es wiederum mit Allen. Man jagte mich mit Kantschuhieben vom Regimente, und in den armseligsten Umständen erreichte ich endlich die Schildasche Gränze. Noth lehrt beten, und auch betteln. Ich that Beides, und derselbe Gensd'arme, der Dich gestern verhaftet hat, brachte auch mich als eine Landstreicherin hier ein. Unser jetziger Gebieter bedurfte gerade einer treuen Haushälterin, ich fand Gnade vor seinen Augen, und jetzt weißt Du meine ganze Geschichte.

Wahrlich, Kathrinchen, erwiederte ich, auch hierbei sehe ich, daß eine weise Vorsehung all' unsere Schicksale lenkt. Hätte ich nicht den Ulrich von Hutten an den Herrn Hofagenten Samson Ruben versetzen wollen, so hätte Herr von Tiegerklau mich weder zum Rade verurtheilt, noch mit glühenden Zangen mich zwicken, und mich a posteriori brand-

marken laſſen; wäre ich nicht gebrandmarkt worden, ſo wäre ich auch bei Scherersau nicht zu rechter Zeit vom Pferde gefallen, ſondern den grauſamen Bauern in die Hände gerathen; hätte ich mich nicht beſchneiden laſſen, ſo wäre ich nie Aaron Marcus Schleswichers Knecht geworden, und hätte keine achtzig Thaler gefunden; wären mir dieſe nicht in der Schenke geſtohlen worden, ſo hätte mein Wirth nicht geklagt, und der nicht unebene Herr Juſtizamtmann hätte mich weder in Arreſt, noch in Freiheit geſetzt; hätte er mich nicht wieder aus dem Kerker entlaſſen, ſo wär' ich nicht nach der Schildaſchen Gränze gekommen, und hätte bei den Gensd'armen nicht betteln können; dieſer hätte auch dann mich nicht nach Schilda gebracht, und Sr. Excellenz, unſer gnädiger Gebieter, hätte mich nicht zu zweitauſend fünf hundert und funfzig, welches allerdings etwas viel war, verurtheilt; hätte in meiner Kindheit nicht Paſtors gottloſer Truthahn *) mir mein Sitzfleiſch zerhackt, ſo

*) Ueber dieſen Truthahn ſehe man den Kuhnſchen Freimüthigen vom Jahre 1818 nach.

hätt' ich dort keine Narbe bekommen, und Du würdest mich schwerlich erkannt und befreiet haben.

Ja freilich, die Wege des Schicksals sind wunderbar und unbegreiflich! antwortete Kathrinchen, hätte ich nicht Gnade vor den Augen unsers Gebieters gefunden, wärest Du gestern nicht von dem Gensd'armen hieher gebracht und hätten Se. Excellenz Dir nicht einen Willkommen vor dem Bloßen bescheert, so würd' ich Dich nie wieder gesehen und nie wieder an mein liebendes Herz gedrückt haben. Jetzt mein Putichen, wollen wir auch glücklich, recht glücklich sein. Dem alten Herrn brauche ich täglich nur wenige Stunden zu opfern, und wenn er Morgens um zwei Uhr und oft schon früher entschlummert ist, dann komme ich auf den Flügeln der Liebe zu Dir.

Kathrinchen und ich führten von jetzt an ein paradiesisches Leben; ihre Sorge war freilich zwischen der Excellenz und dem Kammerdiener getheilt, ihr Herz gehörte aber dem Letztern allein. Unser Glück dauerte jedoch

nicht lange. Se. Excellenz litten nemlich sehr an Infarktus des Unterleibes, weshalb Sie auch bei meiner Annahme als Kammerdiener mich huldreichst zu fragen geruhten: Kann Sie mach' ein Klystier? Man wird sich erinnern, daß ich dies bejahete, und wirklich verwaltete ich jenen Dienst eine geraume Zeit zur vollkommenen Zufriedenheit meines Herrn. Eines Morgens hatte ich indessen der Flasche etwas mehr, als gewöhnlich zugesprochen, und ergriff statt des, mir sonst wohlbekannten Werkzeuges, eine große Generalcharte von allen fünf Welttheilen, die auf einen Stab gerollt war, und daher ziemlich das Ansehen des vorgedachten Instruments hatte.*) Der verstopfte Feldmarschall brüllte während der Operation laut vor Schmerz, ich ließ mich jedoch nicht stören, sondern schob immer weiter und weiter, endlich sprang mein heulender Gebieter von seinem Lager auf, gewahrte meinen Irrthum, und schlug jetzt mit den fünf Welttheil-

*) Dieses Versehen war sehr verzeihlich. Der große August Kuhn hatte einst gleichfalls das Unglück, die Vignette einer bekannten Zeitschrift, welche eine römische Bücherrolle darstellte, für eine — Stierspritze anzusehen.

len so jämmerlich auf mich los, daß ich die lieben Englein im Himmel singen hörte. Unter den gräßlichsten Flüchen und Schmähungen gab er mir wol funfzig Tritte vor den Hinterwagen, und verurtheilte mich abermals zu zweitausend fünf hundert und funfzig. Nur Kathrinchens dringenden Verwendungen dankte ich es, daß diese Strafe auf fünfhundert Kantschuhiebe ermäßigt, und ich auf ewige Zeiten des Landes verwiesen wurde.

Der Abschied von Kathrinchen war höchst schmerzhaft für mich, noch schmerzhafter aber was mich erwartete. Das Schildaische Kontingent schien sich ordentlich an meinem Allerwerthesten im Blutvergießen üben zu wollen. Damit Se. Excellenz desto länger Ihre Augen weiden könnten, ließen Sie mir von den fünfhundert täglich nur funfzig auszahlen, und das war mein Glück, denn sonst wäre ich, trotz meiner guten Natur, sicherlich ein Kind des Todes gewesen.

Nach zehn Tagen hatt' ich meine Strafe abgebüßt, und Kathrinchen schickte mir, weil ich von aller Baarschaft entblößt war, zwei

Thaler Schildaisch Courant als Reisegeld. Leider halfen mir diese zwei Thaler wenig, denn ich mußte die hochfürstlich Schildaischen Lande auf ewige Zeiten räumen, und schon auf der Gränze wollte man weder Schildaische Münze, noch Schildaisch Courant annehmen. Ich war folglich so bettelarm, wie damals, als ich den Gerstd'armen um ein Allmosen bat, und dazu war ich ein geschlagener Mann, der kaum ein Glied rühren konnte. Mit glühenden Thränen der Verzweiflung und des Unwillens legte ich mich in einem Gebüsch an der Landstraße nieder, und that den feierlichen Schwur, nie wieder einen Menschen zu lieben, sondern an Allen, die nicht wie ich, einfältige und boshafte Puten und Truthähne, oder meine Glaubensgenossen wären, mich auf das Bitterste zu rächen.

Da kam ein kleiner, goldlockigter, rosenwangiger Junge auf der Landstraße hergehüpft. Er hielt ein dickes Buch beschriebener Papiere, die er oft stillstehend mit wohlgefälligem Lächeln durchblätterte, unter dem Arme. Hollah, dacht' ich, du mußt doch sehen, was

der Junge da hat! Gewiß etwas Wichtiges, vielleicht kann es Dir nützen. Ich nahte dem Kleinen, und grüßte ihn recht freundlich. Vertrauensvoll reichte er mir die Hand. „Sehen Sie, sprach er, sehen Sie lieber Herr, wie gut ich schon schreiben und übersetzen kann, aus dem Französischen. Nun wird Vater mir gewiß eine Flinte kaufen, wenn er wieder zur Stadt kömmt. Der Herr Rektor sagte, ich sollte auch zu Ostern nach Tertia versetzt werden, weil ich immer so artig und fleißig wäre! Ach, wie wird die Mutter sich freuen! Hiebei hüpfte er kindisch froh auf einem Beine herum. Ich nahm das Buch. Es enthielt kurze Erzählungen und geschichtliche Aufsätze, die der kleine Quartaner freilich ziemlich schlecht, aber für sein Alter — er war erst acht Jahre — recht gut übersetzt hatte.

Verkaufen Sie mir das Buch lieber Kleiner, sprach ich, hier hab' ich einen schönen blanken Thaler, den geb' ich Ihnen.

Der Knabe sah gleichgültig das Geld an. „Nein, antwortete er. Auch für zwanzig Thaler verkaufe ich es nicht! Was würden

meine Eltern und der Herr Rektor dazu ſagen?

Gut! erwiederte ich, dann nehme ich es mit Gewalt! Ich ſteckte es zu mir.

Erſchrocken ſah der kleine Schriftſteller mich an. Bitte, bitte, ſchluchzte er weinend, geben Sie mir mein Buch zurück, ich kriege ſonſt keine Flinte, und komme auch nicht nach Tertia.

Was kümmert mich das? verſetzte ich, und jagte den heulenden Quartaner, der laut drohete, er wolle alles Papa und Mama und dem Herrn Rektor erzählen, von mir.

Wirklich konnte mir nichts willkommener ſein, als dieſe Beute. Dem edlen Schriftſtellerhandwerke wollte ich mich widmen, und leider ging es mir gerade wie den Herren Auguſt Kuhn, Korth, Edward Stern und andern, die ſich in Hinſicht der Erzeugung von Geiſteskindern mit manchen Ehemännern in gleichem Falle befinden, welche zwar fremder Leute Kinder groß und mitunter auch recht breit machen, aber ſelbſt keine produciren können. Bei allen meinen Talenten zur

Schriftstellerei fehlte mir das unbedeutendste, jene geistige Schöpferkraft, deren Werde neue Welten aus Nichts gestaltet, und selbst in technischer Rücksicht waren meine Verse so schlecht und wasserreich, als man sie nur irgend im Kuhnschen Freimüthigen zu finden vermag. Besonders wimmelte es darin durchgehends von sogenannten Juden- oder Puterreimen, wie z. B. Tagen und lachen, Stätte und Rede, blühn und Sinn, Puter und luder, womit auch die Gedichte des eben genannten Herrn August Kuhn*) bis zum Ekel gespickt sind. Meine Prosa übertraf, wo möglich, die Werke des gottseligen und berühmten Edward Stern, und des gelehrten und ausführlichen William Scheer-Er an Wortfülle, Geistesarmuth und Bombast. Un-

*) Herr Doktor August Kuhn in Berlin muß ja nicht mit Herrn Friedrich Kuhn in Dresden verwechselt werden. Friedrich Kuhn ist ein geistreicher, vornehmer Dichter und ein sehr edler, achtungswürdiger Mann; Herr Doktor August Kuhn hingegen ist — Verfasser gewisser Reisen und Herausgeber des Freimüthigen für beschnittene und geborene Leser, so wie des Beobachters an der Spree und Havel.

August Truthähnchen

ter dieſen Umſtänden war es mir wol nicht zu verdenken, daß ich dem Herrn Quartaner Peter Pipps ſein Manuſkript abnahm und mir zueignete. Selbſt die würdigſten Männer, ein Macklot und Mäcken und der Herausgeber des Wiener Sammlers, betrachten ja ſchriftſtelleriſche Arbeiten als eine Res nullius, die Jeder zu ſeinen Zwecken benutzen und nehmen kann, wo er ſie findet.

Ich beſchloß, die erbeuteten Uebungsſtücke des Quartaners, nach dem Beiſpiele mancher Herausgeber deutſcher Zeitſchriften, ein bißchen zu verbeſſern und zu verwäſſern, und ſodann unter meinem Namen ans Licht zu ſtellen. Es fehlte mir zu dem Werklein nur noch ein paſſender Titel, worauf bei Menſchen und Büchern ſehr viel ankömmt, und ernſtlich darüber nachſinnend ſchritt ich weiter auf der Landſtraße nach Burſa, einer berühmten Reſidenz- und Univerſitätſtadt. Kaum hatt' ich eine Meile zurückgelegt, als ich am Wege eine Schenke, zur Stadt Schilda genannt, erblickte. Mich ſchauderte bei dieſem Namen, der mir ſo ſchreckliche Erinnerungen zurückrief,

allein der große auf dem Aushängeſchilde gemahlte Pumpfuß *) war zu lockend für mich, und ich trat herein.

Ein Schnäppschen! bat ich den Wirth.

Was beliebt? Nelken, Citronen, Kümmel oder Korn?

Nelken! verſetzte ich. Nelken! Nelken! Und auch Feder und Tinte.

Man brachte mir Alles. Das Nelkenſchnäppschen war köſtlich, und ich glaubte daher meinem Buche keinen anziehendern Titel geben zu können, als — Nelken. Die Aufſchrift Exercitienbuch des Quartaners Peter Pipps ward alſo durchſtrichen, und mit groſſen Frakturbuchſtaben „Nelken von Auguſt Truthahn" darauf geſetzt.

In meinem Entzücken über dieſen ſinnvollen Titel wiederholte ich ihn ſo oft und ſo laut, und der Wirth brachte bei jedem Ausrufe ſo ſchnell und willig ein Glas Nelken, daß ich nach wenigen Stunden beſinnungslos unter den Tiſch fiel. Von dieſem Augenblicke

*) So nennt man in mehreren Gegenden Deutſchlands ein groſſes Branntweinglas.

an gewöhnte ich mich im zugeſpitzten Zuſtande immer Reck — Reck — Reck — Reck zu ſagen, welches ſo viel als Reiken! Reiken! heißen ſoll, und worüber man in Burſa ſo oft ſich luſtig gemacht hat.

Steh' Er auf! befahl am folgenden Morgen eine ungeſchliffene Magd. Ich muß dort unter dem Tiſche auskehren. Er wird doch endlich wol ausgeſchnarcht haben. Es iſt ja gleich Mittag.

Ich gehorchte der holden Gebieterin, und fand o Wunder, meine zwei Thaler Schildaiſch Courant noch in der Taſche.

Hier giebt's doch ehrliche Gejim! dachte ich, und fragte nach meiner Rechnung.

Ein Thaler für Reiken, und acht Groſchen Schlafgeld macht gerade einen Thaler und acht Groſchen! antwortete der Wirth, nachdem er den ganzen Tiſch mit Kreide beſchrieben hatte.

Ich legte meine zwei Thaler demüthig hin, und bat ihn herauszugeben. Er verſicherte aber, daß man zur Stadt Schilda kein

Schildaisch Geld gebrauchen könne, und forderte anderes.

Ich habe kein anderes! antwortete ich. Der Herr Schenkwirth ward grob, ich blieb gleichfalls nicht fein, und kollerte wie ein Puter.

Gut, gut, es soll sich schon finden! rief der Erzürnte, holte einen rußischen Dollmetscher, zu Deutsch Kantschu genannt, von der Wand, und dollmetschte so unbarmherzig auf meine irdischen Hintertheile los, daß das ganze Haus von meinem Heulen und Zähnklappen erscholl.

Halt! rief ein kleines grüngekleidetes Männchen, das so eben hereintrat. Halt! Was giebts hier, Herr Wirth.

Schläge, Herr Doktor! Stellen Sie Sich vor — und nun erzählte er ihm die ganze Geschichte.

Sie haben Unrecht, Herr Wirth, sagte der Doktor. Den Betrübten soll man nicht noch mehr betrüben, steht in der Bibel. —

Aber die Zeche?

Hier sind zwei Flaschen von meiner kauser

und Flohtinktur, die Ihre Frau und Kinder recht gut werden gebrauchen können! Beide Flaschen kosten zusammen drei Thaler; ich bekomme also noch 1 Thlr und 16 gr. zurück. Dafür geben Sie uns eine Flasche von Ihrem Champagner!

Der Wirth gehorchte, und der Grünrock nöthigte mich, Platz zu nehmen.

Edler, vortreflicher Mann, rief ich, dankbar seine Hand ergreifend, entschuldigen Sie meine Freimüthigkeit! Wen hab' ich die Ehre —

Ich bin der Doktor Kurz, und Ihnen wahrscheinlich als Erfinder der berühmten Lause- und Flohtinktur und als Verfasser einer gründlichen Anleitung, Stiefel zu wichsen, bekannt. *) Auch hab' ich eine Blumengöttin und eine Menge Blüthen und Gedichte ge-

*) Ob unser Herr Doktor Kurz etwa ein Verwandter des Herrn Doktor Curth sein mag? der, nach einem Bericht in der Zeitung für die elegante Welt (Blatt 14 — 18 d. J. 1829.) gleichfalls über die Stiefelwichserei geschrieben hat, und Mitarbeiter an dem Wächtlichen oder hinkenden Boten des Herrn Schertes und an dem Beobachter an der Spree und Havel des Herrn Doktor August Kuhn ist. Nennen wir nicht sagen.

ſchrieben, die außer meinem Freunde Puter und ſeinem Küchlein kein Menſch leſen will. Meines Handwerks bin ich eigentlich, wie Sie auch an meinem grünen Rock ſehen, ein Jäger, und zwar ein Kammerjäger oder Ratzen- und Mäuſefänger, und habe mehrere ausführliche Anweiſungen, alles mögliche Ungeziefer aus Stuben, Kammern, Betten, Kleidern und Haaren zu vertreiben und wegzufangen, in Druck gegeben. Unſtreitig werden Sie meine Werke, die zu dem Vorzüglichſten gehören, was unſere deutſche ſchöne Literatur aufweiſen kann, geleſen haben.

Ich bejahete dies, obgleich ich von den Werken des Herrn Doktors und Ratzenfängers nie das Mindeſte geſehen hatte.

Herrlich! rief er, als er hörte, daß ich bei Aaron Marcus Schleswicher den Buch- und Muſikalienhandel erlernt hatte. Herrlich! Dann können Sie ja meine ſämmtlichen Schriften, Eſſenzen und Tinkturen in Kommiſſion nehmen!

Mit Freuden! Reck — Reck — Reck — Reck!

Gut, auf Brüderſchaft! Schmollis, Herr Bruder!

Schmollis! Reck — Reck — Reck — Reck!

Fiducit! mußt Du ſagen!

Fidu — Fidu — Fiducit! Reck — Reck — Reck — Reck!

So recht, alter Junge! Recke Du nur; man wird Dich ſchon wieder necken. Reck Eins, Unſere Freundſchaft ſoll beſtehen, bis das Rad die Knochen bricht. Zu Deinem Wehmüthigen für beſchnittene und gehangene Leſer will ich Dir Beiträge liefern. Ueberdies bin ich mit den freiſinnigſten und witzigſten Köpfen in ganz Deutſchland bekannt, unter denen nach der Verſicherung des jüdiſchen Herrn Buchhändlers Schleſinger die Herren Auguſt Kuhn, Puter, Otto und Ludwig Koch, Scheerer, Tonſorius, Edward Stern und Sternſchnuppe die vorzüglichſten ſind. Sie alle ſollen Dir helfen. Morgen führe ich Dich in unſere Geſellſchaft ein, und nun reiteſt Du mit mir nach Burſa.

Der Lauſe- und Flohdoktor hatte freilich nur ein Pferd, welches ſo wie mein voriger Principal Herr Baron Marcus Schleswicher

gleichfalls nur Ein Auge hatte, aber doch recht gut marſchirte. Mein Freund Kurz ſetzte ſich vorn auf den Sattel, ich mußte mittelſt eines Brettſtuhls hinten aufſteigen, und ſo gieng es hopp, hopp vorwärts. Mein Kopf war ſehr ſchwer, indeſſen hielt ich mich feſt an dem Ratzenfänger und Steuermann, und ſo gelangten wir zur allgemeinen Beluſtigung der Burſaiſchen Stadtjugend in der Reſidenz an.

Während mein gelehrter Freund noch einige Rezepte für Ratzen und Mäuſe und deren Angehörige verſchrieb, durchtorkelte ich die Stadt, um ihre Merkwürdigkeiten, beſonders die Schnapps- und Branntweinläden in Augenſchein zu nehmen, und zugleich einen Verleger für meine Nelken zu ſuchen.

Auf dem Aushängeſchilde einer „Köhniglig-brieſelegirten Buder- und kehſe-Hantlung" fand ich auch die Worte: „eyn- und fer-Kauff von alle ſorden geſ„wirdſe, als Nelken, ſeffer, vaihgen u. ſ. w." Ich trat daher in den Laden, um, geliebte es Gott, auch meine Nelken zu verhandeln.

Kaufen Sie Nelken?

O ja! Wie theuer das Pfund? fragte der Ladendiener.

Was können Sie geben? sagte ich, mein Päckchen ihm hinreichend. Er öffnete es, um die Waare zu sehen. „Mein Gott, es ist ja lauter Papier, rief er verwundert. Ich meinte es wären Gewürznelken.

Um Verzeihung, nichts weniger, als das. Es sind Federnelken, und zwar meine eigenen Geistes- und Fingerprodukte, die ich Ihnen zum Verlage anbiete.

Ach, Sie sind ein Gelehrter und Schriftsteller! Sein Sie mir willkommen, Herr Kollege. Ich bin auch so ein Stückchen davon, und da heißt es: Similus Simulum gaudat!

Also Sie sind —

Ein Tonkünstler, ein Schriftsteller und Recensent am Freimüthigen für Judäa. Man nennt mich deshalb allgemein den musicirenden und recensirenden Ladendiener. Ich bin der Sohn eines Seilers, und sollte des Vaters Handwerk erlernen. Leider, geht es aber, seit Abrahams Saame das Staatsbürgerrecht erlangt hat, und seit man

keine Diebe und Spitzbuben mehr hängt, den Seilern oder Galgenposamentieren, wie den Perückenmachern; ihre Waare wird wenig gefodert. So sehr meine Recensionen sich auch durch Scharfsinn, Witz und Gelehrsamkeit auszeichnen, so heftig werde ich doch von andern Recensenten angefeindet. Man schilt mich allgemein einen Bönhasen und Tütendreher, der lieber Claudius Briefsteller für junge Kaufleute studiren, als Kritiken schmieren sollte. Die weise churhessische Regierung, unstreitig eine der hellsehendsten in Europa, hat erst vor Kurzem das Recht, ein Gelehrter, ein Schriftsteller und Dichter zu sein, zu einem Majorat gemacht, und, wäre mein Vater nur Rath oder Pfarrer gewesen, so hätte ich, nach churhessischem Gesetzen, wohl mehr Recht zu recensiren, als mancher Professor, der von zwölf Söhnen der jüngste ist.

Schade, fiel ich ein, daß wir keine Hessen sind. Ich bin gleichfalls der Erstgeborne meines verewigten Papa, und also nach churhessischen Rechte völlig befugt, ein Recensent und Schriftsteller zu sein, denn mein

Vater war wirklicher Dorfbart-Scheerer und folglich eben ſo viel, als mancher titulâre Rath, der nichts zu rathen weiß, und nicht einmal zum Bartſcheerer taugt.

Die bekannte Zopfverordnung gefällt mir beſonders, verſetzte der recenſirende Ladendiener. Sie iſt ein Muſter der Weisheit, denn wenn der Soldat dem Feinde voll Verachtung den Rücken zukehrt, ſo wird er durch einen guten ſteifen Zopf gegen jeden Hieb ins Genick geſchützt.

Ein guter Haarbeutel, ſo wie ich gewöhnlich ihn trage, erwiederte ich, ſchützt weit beſſer, als ein Zopf. Dürfte ich Sie noch um ein Gläschen doppelten —

Der Muſicirende ſchenkte mir ein.

Sie glauben nicht, fuhr ich fort, wie viel Hiebe mit dem Kantſchu, und ſelbſt wie viel Fußtritte vor dem Sitzfleiſch man erdulden kann, wenn man ein tüchtiges Haarbeutelchen hat, welches hübſch breit iſt, und beide Schultern bedeckt.

Ach, das weiß ich, erwiederte der Re-

cenſirende. Der große Auguſt Puter*) hat wenigſtens zwanzig Mal bei J— r— s etwas mit dem ruſſiſchen Dolmetſcher bekommen, wenn er ein Haarbeutelchen hatte. Wahrſcheinlich hat er es aber niemals gefühlt, denn er geht immer wieder hin.

Ach, was macht der göttliche Mann, dieſer Ausbund von Witz und Freiſinnigkeit, den der große, dicke und einäugige Herr Aaron Marcus Schleswicher, mein voriger Prinzipal, mir ſo häufig gerühmt hat.

Was er macht? Lieber Gott, es rappelt noch immer bei ihm, und jezt, da er zum Judenthum übergetreten iſt, noch ärger als jemals. Man hat ihn vor einigen Monaten irgendwo aus der Thüre in den Rinnſtein geworfen; und nun bildet er ſich ein, daß er von einer böſen Fee in einen Gallapfel verwandelt und in eine Tintenflaſche gefallen ſei. Daher ſchimpft, tobt und läſtert er in

*) Puter. Dieſes Wort, welches aus ſo viel bedeutet, als Truth oder Kuhhahn, ſtammt wahrſcheinlich aus dem Lateiniſchen von putridus, putrida, putridum, fin-

ſeinem Waimüthigen, einem Unterhaltungsblatt für beſchnittene und geſchorene Leſer, und in andern Schmutzblätteen auf die geachteſten und berühmteſten Schriftſteller, die er ſonſt oft bis in den Himmel erhob. Jezt hat er einen alten, ſchleſiſchen einäugigen Juden bei ſich, und ſchreiet ohne Unterlaß: Mauſchel, ach Mauſchel, hilf mir aus der Tinte, hilf mir aus der Tinte! Mich dürſtet! Mich dürſtet!

Wai geſchrieen; es geht mich zu Herzen! ſagte ich. Allein warum ſchimpft er denn ſo viel auf Andere?

Das iſt ſehr klug! antwortete der Recenſirende; denn unſtreitig fand er in ſeines Glaubensgenoſſen, des Juden Bloch Naturgeſchichte der Fiſche, daß die kleinen ſich mittelſt der Reibung an den größern verewigen. Das will er gleichfalls, und darum reibt er ſich an den größten und beliebteſten Schriftſtellern, um ſeinen elenden Puternamen unſterblich zu machen. Einige dulden es; Andere ſind aber keine Liebhaber ſo ehrbarer und freimüthiger Bewegungen, und geben ihm Naſenſtüberchen;

allein daran iſt der freiſinnigſte und witzigſte aller Köpfe gewöhnt, und wenn ich Ihnen rathen kann, ſo folgen Sie ſeinem und meinem Beiſpiele. Ein Göthe, Jahn, Luden, Müllner und ähnliche, ſind Männer, an denen Sie Sich reiben müſſen; dann brauchen Sie gar nicht den Elpizon zu leſen, um Ihrer Unſterblichkeit gewiß zu werden. Wer dereinſt das Leben ſolcher Männer beſchreibt, wird ſicherlich nicht vergeſſen, daß Auguſt Truthähnchen und Herr Tonſorius ſie angekollert haben, ſo wie man noch jetzt weiß, das Boileau-Despreaux von einem Puter zum Weiberfeinde gemacht ward.

Ganz Recht! Ganz Recht! verſetzte ich. Reck — Reck — Reck — Reck! Sie denken gerade wie ich. Schmollis! Reck — Reck!

Fiducit! ſagte der Handlungsbefliſſene, und trank.

Großen Männern, fuhr er fort, wie zum Beiſpiel einem Auguſt Kuhn, Wilhelm Scheerer, Korth, Lotz, Auguſt Seyler iſt es ganz gleichgültig: ob ihr Name in einer Dunciade oder in einem Temple du Gout auf die Nachwelt gebracht, ob er von dieſer verehrt oder

belacht wird. Wenn ſie nur ihr Ziel erreichen, was kümmert ſie das Fuhrwerk? Und ich bin ganz ihrer Meinung.

Ich gleichfalls, denn Till Eulenſpiegel und John Duns werden noch öfter genannt, als Plautus, aus dem ich Latein lernen ſollte, und am Ende iſt es ja Eins, man verdankt ſeinen Nachruhm klugen oder albernen Streichen, man iſt ein Tonſorius, ein Eulenſpiegel, Truthahn, oder man iſt ein Virgil, Homer, Schiller oder Göthe geweſen. Durch eine Dornenfete, durch einen Waimüthigen und ähnliche Werke kann man ſich eben ſo gut einen Namen erwerben, wie durch einen Wallenſtein, einen Yngurd und eine Schuld.

Apropos, die Schuld von Müllner! rief der recenſirende Ladendiener. Ich und der große Puter, der gewiß mehr Schulden gemacht hat, als Herr Müllner je machen wird, haben es ganz klar bewieſen, daß die Schuld ein jämmerliches Ding iſt. Allein was hilft's? Sie wird auf allen Bühnen gegeben, und von allen Zuſchauern mit enthuſiaſtiſchem

Beifall aufgenommen, und uns und unſern Küchlein flüſtert man höhniſch gar ins Ohr: daß wir freilich wohl Schulden, aber keine Schuld machen können. Das iſt der verderbte Geſchmack unſers Zeitalters!

Um dieſen zu verbeſſern und zugleich unſere Namen zu verewigen, beſchloſſen wir, die von mir längſt beabſichtigte Zeitſchrift unter dem Titel: der Waimüthige, ein Unterhaltungsblatt für befangene und ungebildete Leſer, herausgegeben von Auguſt Truthahn und Compagnie, erſcheinen zu laſſen. Auf den Beifall meiner Freunde Julius Urian, des Rattenfängers und Flohdoktors Kurz, von Kotzebue, Puter, Tonſorius und anderer großer Männer konnte ich mit Sicherheit rechnen, da bekanntlich bei vielen Schriftſtellern zutrifft, was der Heiland von den Adlern ſagt. Manche jener Herren ſcheinen überhaupt aus dem Kuckucksgeſchlechte zu ſein; ihnen iſt es ganz gleichgültig, ob ſie ihre Eier in das Neſt einer lieblich ſingenden Grasmücke, oder in das eines ſtinkenden Wiedehopfs legen. Unter die-

ſen Umſtänden war es leicht eine bedeutende Anzahl zum Theil recht guter Mitarbeiter zu bekommen, denn kluge Hühner legen ja auch in die Neſſeln. Uns fehlte jetzt nichts, als ein guter Verleger; aber all' unſere Bemühungen einen ſolchen aufzufinden waren vergebens.

Halt, ſagte eines Tages der Recenſirende, halt, mir kömmt ein vernünftiger Einfall! Du mußt eine reiche Frau heirathen, und dann den Verlag ſelbſt übernehmen.

Aber wo finden wir eine?

Kleinigkeit! Wir laſſen ein Heirathsgeſuch in den Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen einrücken, und in acht Tagen haſt Du unter hundert eheluſtigen Jungfrauen und Fräulein die Wahl.

Ich entwarf alſo folgendes

Heirathsgeſuch.

„Ein junger, ſehr ſchöner, tugendhafter, liebenswürdiger, geiſtreicher, witziger, freiſinniger Mann von drei und zwanzig Jahren iſt nicht abgeneigt, eine ſchöne, gebildete, häusliche, unſchuldige, ſanfte, gutmüthige, kurz eine in jeder Hinſicht liebenswürdige und

vortreffliche Jungfrau von achtzehn Jahren, welche ihm etwa funfzig bis sechzigtausend Thaler Conventionsgeld baar zubringen kann, durch seine Hand zu beglücken. Subjecte, die hiezu sich eignen, melden sich unter A. T. oder A. K. bei der Expedition des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen.

N. S. Von den funfzig bis sechzigtausend Thalern wird der Suchende gerne etwas erlassen, wenn nur die übrigen Eigenschaften den obigen Bedingungen entsprechen."

Jungfrau und achtzehn Jahre? sagte der Recensirende. Man muß auch nicht zu viel begehren. Streiche das „Jung" weg.

Ich that es, und die Anzeige wurde abgesandt.

Nach acht Tagen erhielten wir sieben und zwanzig Briefe von achtzehnjährigen Schönen, die gerade einen solchen Mann, wie ich war, suchten, und nach ihrer Ansicht meinen Bedingungen völlig entsprachen. Nur mit den funfzig bis sechzig tausend Thalern haperte es. Die Eine tröstete mich mit dem Podagra ihres alten fixigen Oheims; die Andere mit den Hauptflüssen und Magenkrämpfen ihrer gicht-

brüchigen, achtzigjährigen Tante; die Dritte hatte in die große preußische Staatslotterie gesetzt, und erwartete mit Sicherheit den höchsten Gewinn; die Vierte betheuerte, daß ihre sieben und neunzigjährige Mutter stündlich dem Tode entgegen sähe; die Fünfte meinte: ich würde wol mit dreihundert Thalern zufrieden sein, da der junge Baron, ihr Busenfreund, noch minderjährig sei, und jetzt nicht mehr zahlen könne; und so ging es fast bei Allen. Bloß Fräulein Hortensia Zipp versprach mir gleich baare fünftausend Thaler, wenn ich ihrem Julchen, welches sie an Kindesstatt angenommen, gleichfalls Vater sein wollte.

In der Hoffnung besserer Anträge ward das Heirathsgesuch mehrere Male wiederholt, und es meldeten sich in kurzer Zeit noch fünfhundert drei und siebenzig Liebhaberinnen. Sie hatten sämmtlich, wie sie mir schrieben, und woran ich nicht zweifelte, ihr achtzehntes Jahr erreicht, allein Hortensiens Vorschlag war und blieb doch der beste. Es ward ein Zusammenkunftsort bestimmt, und voll Erwartung und Sehnsucht reiste ich mit dem re-

censirenden Brautwerber und Handlungsbeflissenen ab. Der süße Trieb, dem Alles, was da lebet und webet, und auch nicht webt, sondern schustert, schneidert, schachert und meckert, sein Daseyn verdankt, war in mir aufs heftigste erwacht. Die Rosenbilder einer glücklichen Vergangenheit umgaukelten mich, und bald sah ich Kathrinchen in ihrer üppigen Fülle, bald die Pfarrerstochter, welche den Juden so trefflich von dem Christen unterscheiden konnte, bald die Frau Küsterin mit den zärtlichen Taubenaugen, die mir durch die Brille wieder zum Tageslicht verhalf, als das Ideal meiner künftigen Selma vor mir. Endlich hatten wir das Ziel unserer Reise erreicht, und der Wirth zum wilden Mann verkündete uns, daß zwei Damen schon seit gestern auf uns geharrt hätten. Wir wurden ihnen gemeldet, und mit lautem Herzklopfen stieg ich die Wendeltreppe hinauf zu dem Zimmer meiner Huldin.

Eine mit Rosen und Myrthen geschmückte Donna, die nach ihrer Größe und ihrem ungeheuern Umfange eher für die Mutter aller

lebendigen, als für eine Hebe oder Grazie gelten konnte, empfing uns.

Stammelnd fragte ich: Reck — Reck — Reck — Reck — nach Fräulein Zipp.

Die Schöne verneigte ſich, und bat, es blos dem vielen Guten und Vortreflichen zuzuſchreiben, was ſie von mir gehört und geleſen, daß ſie ſo dreiſt geweſen ſei. — Doch, unterbrach ſie ſich, den Wunſch, einen ſo ſchönen, edlen, freiſinnigen und witzigen Mann, wie Sie ſind, zu beglücken, darf man einem jungen Mädchen von meinem Alter wol verzeihen.

Sie ſah hiebei ſehr ſelbſtgefällig in den Spiegel, dann auf mich, der ich gleich einem Zwerge zu ihr hinaufblickte.

Es kömmt hier bloß auf die fünftauſend Thaler an, mein Fräulein! fiel der recenſirende Handlungsbefliſſene ziemlich unzart ein.

Die hab ich bei mir, und Julchen gleichfalls! erwiederte die Bräutliche. Das klingende Courant ward von dem Muſicirenden gezählt und Hortenſia ſtellte mir die künftige Pflegetochter vor, die kichernd um mich herum tänzelte. Dieſe Zugabe hätt' ich

meiner Künftigen gern erlassen, indessen Noth lehrt beten und — heirathen. Das Geld war richtig und vollwichtig, und Hortensia sank mit dem zärtlichen Ausrufe: Mein Hühnchen, mein Kühnchen, ewig die Deine! an meine Brust. Dabei drückte sie mich zärtlich an zwei Halbkugeln, die man sehr gut für zwei Weltkugeln hätte halten können.

Der Pfarrer des Dorfs segnete den Bund unserer Herzen ein, und noch vierzehn Tage nach der Hochzeit nannte die holde Hortensia mich: ihr Hühnchen, ihr Kühnchen, ihr Putchen und ihr Trutchen. Niemand war glücklicher als wir. Meine Stunden enthüpften mir in Blitzesschnelle, denn sie waren ganz der Liebe, dem Trunke und den Musen geweihet. Mit Hortensiens fünftausend Thalern übernahm ich den Selbstverlag des ewigen frei- und waimüthigen Juden, der mit meines Erzeugers Vermächtniß geschmückt, noch jetzt eine Zierde aller geheimen Gemächer ist. Große und kleine, gute und schlechte, unbefangene und befangene Schriftsteller eilten auf den Flügeln aller zwei und dreißig Winde

zu mir, um ihre Geisteskinder und Fingerprodukte meiner Kunst- und Industrie-Schule anzuvertrauen. Meiner Hebräernatur getreu, nahm ich was man mir gab, und da sahe man denn in bunter Reihe manche sehr hochgefeierte Männer und Frauen mit dem Herrn Ratzenjäger und Lausedoktor Kurz, dem geistvollen und gelehrten Borussus Tonsorius, dem wort- und wasserreichen Edward Stern und dem recensirenden Handlungsbefliſſenen in einem und demselben Blatte auftreten. Viele jener Herren und Frauen nahmen es übel, daß ich sie in solche Gesellschaft geführt hatte; sie rümpften die Nasen und zogen sich bei Zeiten zurück. Andere wollten, außer der Ehre, am frei- und wammüthigen Juden zu arbeiten, auch Geld haben, und darum schaßte*) ich sie, und mit ihnen alle unbeschnittene und ungeschorene Leser, die an den goldenen Sprüchen und Aphorismen eines Edmund Stern, den Wassersuppen und Bouletten der Köche Otto und Ludewig, den Saalbadereien eines Ton-

*) Dies ist auch ein Lieblings- und Kunstausdruck des großen Puter, den Truthühnchen wahrscheinlich von letzterm entborgt hat.

sorius und meinen eigenen Putereien keinen Geschmack fanden.

Allein nur zu bald endete mein schönes häusliches Glück. Alte und junge Herren machten meiner Hortensia den Hof, und brachten ihr Ständchen. Selbst mein Jonathan, Julius Urian, soll mein Ehebette befleckt haben, und meine ungetreue Rippe ließ sich sogar zu den Küchenjungen Ludwig und Otto, die dem ewigen Juden das Wasser zutrugen, herab. Viele Köche versalzen den Brei! so hieß es auch hier. Die beiden Töchter, mit denen Hortensia mich, ohne mein Zuthun, beschenkte, und die nach ihr, Hortensien genannt wurden, starben gleich nach der Geburt, und die treulose Mutter folgte ihnen bald.

Auf ihrem Sterbebette gestand sie es mir, daß Julchen ihr leibliches Kind und die Frucht einer verbotenen Liebe zu einem französischen Ausgewanderten sei, und bat mich, der Verwaisten mich anzunehmen.

Julchen verleugnete ihre Herkunft nicht. Sie war nichts weniger, als schön, aber im höchsten Grade kokett. An einem Abende, wo ich mich in einem sehr gespitzten Zustande be-

fand und mit meiner lockern Pflegetochter allein war, gieng es mir wie dem Vater Lot. Wenige Monate nachher wurden die Folgen unſerer Verirrung ſichtbar, wir wurden beide verhaftet, und ich mußte nüchterner Weiſe mit meinem Rücken büßen, was ich im Rauſche verſchuldet hatte. Julchen nahm ſich die Sache zu Gemüth und wurde wahnſinnig aus Koketterie und Liebe.

Durch dieſes unglückliche Ereigniß war mein Vermögen auf's Aeußerſte zerrüttet, und ich beſchloß durch eine zweite Heirath mir aufzuhelfen.

Plutus und Amor ließen mich nicht lange ſuchen. Ein ſchönes und edles Mädchen reichte mir auf Zureden ihrer Verwandten die Hand, und brachte mir, wenn auch kein Herz voll Liebe, doch einen Kaſten voll unbeſchnittener Dukaten und Thaler zu. Der Vater meiner angebeteten Braut verhalf mir überdies zu dem Titel eines Magiſters der freimüthigen Künſte, und jetzt war ich alſo ein gemachter Mann.

Meine Gattin galt allgemein für liebenswürdig und geiſtreich. Konnte ich auch das

Letztere nie werden, ſo wünſchte ich doch das Letztere gleichfalls zu ſein, und beſuchte deshalb alle Schenken und Kneipen, wo nur Spirituoſa zu haben waren. Dadurch entſtanden Uneinigkeiten zwiſchen mir und meiner Ehehälfte, welche nach einer völligen Niederlage die Flucht ergriff. Ich ſetzte der Fliehenden nach, und ſie war großherzig genug, mir ihr ganzes Vermögen zu laſſen, um nur nicht länger die Gefährtin eines ſo geiſtreichen Mannes zu ſein.

Ihre Stelle ward bald durch das Töchterlein eines Bierſchenkers beſetzt, welche kein höheres Glück kannte, als die Truthenne eines freimüthigen Magiſters zu werden. Ihr Hochzeittag war übrigens der letzte Freudentag ihres Lebens, denn leider, wird der wat- und freimüthige Jude, mein einziger Stecken und Stab, bald das Irrdiſche mit dem Ewigen verwechſeln, und mit ihm iſt mir jede Ausſicht, künftig meinen Durſt zu ſtillen und die Bäuche meiner Küchlein zu füllen, geraubt. Der Herr Ratzenfänger und Flohdoktor, und die Herren Tonſorius, Purhahn, Edmund Stern, und andere Ehrenmänner, die ich hier nicht alle namhaft machen will, haben dem

Herrn Patienten zu viel Opium gegeben, und ich habe ihn daher der Kur eines berühmten Arztes „von unſre Lait" des Herrn Doktor Adolf Martin Breslauer anvertrauet. Allein bald wird es heißen: „für den Tod kein Kraut gewachſen iſt," und dann wird man an dem Sarge des waimüthigen Hebräers ſingen, was man ſchon ſo häufig mir vor- und nachſang:

O, du lieber Auguſtin,
Alles iſt hin.

In Ernst Klein's Comptoir in Leipzig und Merseburg sind noch folgende Schriften zu haben:

Leipzigs Freudentage im September 1818. Beschreibung der Feierlichkeiten, die Friedrich Augusts funfzigjährige Regierungsfeier verherrlichten. Von einem Augenzeugen. 8. geh. 6 Gr.

Dasselbe mit einer Kupfertafel in 4., das Festgebäude darstellend, und 2 Tafeln in 8. mit 21 Abbildungen von Decorationen, Trachten und Transparents, der Text auf weiß Druckpapier. 12 Gr.

Dasselbe, Text auf Schreibpapier, mit illuminirten Kupfern, eingebunden 20 Gr.

Grillenspiel, chinesisches, bestehend aus 21 Blättern, mit 318 Figuren und 7 Holztäfelchen Folio 8 Gr. In Dutzenden bei baarer Einsendung 6 Gr. In Futteral 12 Gr. Die Täfelchen in Kästchen apart 3 Gr. (In Kommission).

Dasselben 2r Heft, enthaltend 7 Blätter mit 200 neuen Figuren, einem markirtem Extrablatt als Anweisung für die, welche sich noch nicht damit beschäftigt haben, und 7 Holztäfelchen.

Jagd, die. Ein neues Würfelsp. Folio. illum. 2 Gr.

Kampf, der, mit dem Riesen. Ein neues Würfelspiel. Folio illum. 2 Gr.

Neuestes Lotteriespiel für Kinder und junge Leute. 2 Gr.

Reise nach der Stadt, ein Würfelspiel. 2 Gr.

Pradt's, Abbé de, (Erzbischoffs zu Mecheln, Ambassadeur zu Warschau). Ansicht des Wiener Kongresses; den vorhergehenden und ihn begleitenden politischen Begebenheiten, nebst seinen wahrscheinlichen Folgen. Aus dem Französischen übers v. A. Nietzsche. 2 Bde gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr.

Ansicht und topographischer Plan der Insel St Helena, nebst kurzer Beschreibung. Weimp. Fol. 4 Gr.

Was für einen Mann werde ich bekommen? Ein neues Gesellschaftsspiel für Frauenzimmer zur frohen Unterhaltung. Mit einem Kästchen, worin Karten, 1 ill. Kupfertitel, worauf 8 ill. Haupt-Portraits und das Modell der Zusammensetzung, nebst 48 illum. Karten-Portraittheilchen. 12 Gr.

Sehr bald werden erscheinen folgende interessante Schriften:

Kotzebue, Deutschland und Rußland.

Ueber Herrn Reg. Rath Grävell's Werk; Neueste Behandlung eines preußischen Staats-Beamten; über des Königl. Preuß. geheimen Staatsraths und Er. sors Herrn Rentzner, Betragen gegen mich; und über Censur, Steindruck, Gemeindruck und andern Druck. 1819.

Auf die hiermit vorläufig aufmerksam gemacht wird.

Andere neue Schriften.

Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen. Sein Leben und Wirken in allen Verhältnissen. Zur Feier und zum Andenken seines funfzigjährigen Regierungs-Jubiläums; von **r. Mit dem Portrait des Königs, von Böhme gestochen und in allegorischem Umschlag. 8 geheftet 1 Thlr.; auf Schreibpap. in Pappe gebunden 1 Thlr. 12 gr. mit gemalten Umschlag 2 Thlr.

Friedrich Augusts des Gerechten funfzigjährige Regierung. Kurze Darstellung des Lebens und Wirkens unsers Königs für Sachsens Wohlfahrt und Glück. Zur Feier und zum Andenken des funfzigjährigen Regierungsjubiläums für den Bürger und Landmann, so wie für sächsische Volksschulen, von **r. Mit dem Portrait des Königs. Schreibp. mit Portrait auf Velin, 9 gr. Druckp. 6 gr. ordin. Aufg. 4 gr. (letztere nicht im Buchhandel).

Scherzhafte

Erzählungen

von

Hartwig von Hundt-Radowsky.

Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
Keine Miene belauscht; der es nicht fassen kann,
Daß der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht.

Klopstock.

St. Gallen, 1821.
Bey Huber und Compagnie.

Dem

Herrn Landammann

von Müller-Friedberg

zu St. Gallen,

den

Herren Gebrüdern Rolle

zu Straßburg,

und dem

Herrn Forſtrath Zſchokke

zu Aarau

zum

Beweiſe ſeiner größten Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Ihr verkennt nicht den Scherz, wenn Ihr dem
Abendstern
Nach den Pflichten des Tags schnellere Flügel gebt,
Und dem Ernste der Weisheit
Eure Rosen entgegenstreut.

Röschen,
oder der Lotteriegewinn.

Verdiente jemals ein Mädchen seinen Namen mit Recht, so war es Röschen, die einzige Tochter des Herrn Förſters Dornſtrauch zu Eichhorſt. Dieß wußte, auſſer ihr, freylich die ganze Gegend, allein Niemand beſſer, als der neuerwählte Seelſorger Herr Quinctius Homilius, der bey seiner Antrittspredigt, in welcher er ſich, als einen treuen Hirten, den theuer erkauften Schafen beſtens empfehlen wollte, durch Röschens unſchuld- und ſeelenvolle Augen faſt ganz aus ſeinem Text und zur Augenluſt hingeriſſen ward. Ihre roſigen Wangen, ihr Purpurmund; ihr ſeidenes Kaſtanienhaar, welches die heitere Lilienſtirne beſchattete; die runden, vollen Schultern, die an glänzender Weiſſe noch das Geſie-

der eines Schwans übertrafen, und dann zwey Hügel von Schnee, welche, freylich sorgsam verhüllt, durch ihr steres Auf- und Niederwogen nur zu deutlich ihr Daseyn verriethen, waren eben so viel Klippen für das Herz des künftigen Beichtvaters, wie für seine Beredsamkeit. Zu Ende der heiligen und langweiligen Rede schloß er das eine Schaf, Röschen genannt, auch viel brünstiger in sein Gebet ein, als die mehr denn neun und neunzig, die bey seinem Vortrage abwechselnd mit ihr gegähnt und geschlafen hatten; ja sogar brünstiger, als die verwittwete Frau Paßorin selbst, welche eben so aufmerksam und andächtig gewesen war, wie einst die Fische des heiligen Antonius.

Diese liebe und andächtige Frau gehörte nemlich mit ihren sechs ungezogenen Kleinen zu dem geringfügigen Nachlasse des weiland Herrn Paßors Polemius, der sich nach dem Rathschlusse des Himmels bey einem Hochzeitschmause den Magen verderben und wenige Stunden darauf seliglich sterben mußte. Sie glaubte zu ihrem Troste in Ehrn-Quinctius einen Wittwen- und

Waisenfreund zu finden, und ließ es daher an keinen geheimen Umtrieben fehlen, ihm zu der Pfarre ihres seligen Eheherrn zu verhelfen. Das viele Böse, was sie den Stimmgebern von den beiden Mitbewerbern ihres Schützlings zu sagen wußte, die sie übrigens gar nicht kannte, und das große Lob, welches sie den Kanzel-, Herzens- und Geistesgaben des letztern ertheilte, hatte die Wirkung, daß die Wahl noch vor der Abstimmung zu seinem Besten entschieden war. Die polemische Wittwe ließ es den Begünstigten aber auch deutlich merken, daß ihre Beredsamkeit mehr, als die seinige hiezu beygetragen habe. Der neue Seelenhirte drückte zur Dankbarkeit ein recht lautes saftiges Schmätzchen auf ihre warzenvolle knöcherne Hand, und Försters schönes, schalkhaftes Röschen, welches in dem Hause gegenüber hinter dem Fenstervorhange das liebenswürdige Paar belauschte, wollte vor Lachen zerspringen.

Es war am Freytage vor Judica, als Herr Quinctius Homilius in Begleitung des Superintendenten und zwei geistlicher Beystände

auf der Pfarre zu Eichhorst anlangte, um am nächsten Sonntage seine Antrittspredigt zu halten. Vorläufig wollte der Herr Superintendent noch einige Einleitungen zur Auseinandersetzung des Herrn Pastors und der Frau Wittwe treffen; allein der erstere gab deutlich zu verstehen, daß wohl an ihre nähere Zusammensetzung, aber keineswegs an ihre Auseinandersetzung zu denken sey. Anfangs hatte ihm zwar das halbe Dutzend kleiner rotznasiger Unholde einigen Anstoß gegeben; da aber gerade die Frieseln und Masern im Dorfe hausten, und die lieben Kinder nach der Versicherung ihrer Mutter noch keine dieser Krankheiten gehabt hatten, so stritten die Wahrscheinlichkeit und die Heilmethode des Dorfarztes dafür, daß wenigstens zwey Drittheile, vielleicht auch wohl alle, ihrem Erzeuger bald folgen würden.

Die polemische Wittwe ließ sich den versteckten Heirathsantrag ihres Schützlings gar wohl gefallen, denn obgleich sie ihres lieben seligen Mannes unter heißen Thränen gedachte, so wurden doch diese Thränen sicherlich mehr

der Freude über den künftigen, als der Trauer über den verstorbenen Eheherrn geweint.

Einsylbig und mit schwerem Herzen schlich jedoch der ehrsame Pastor nach Endigung des obigen Gottesdienstes dem Pfarrhause zu, und weder die Glückwünsche des Herrn Konsistorialraths, noch die Lobreden, welche der Küster und andere Sachkundige seiner Predigt hielten, konnten sein Gemüth erheitern. Selbst der gebratene Truthahn, welchen der Hochwürdige, dessen Attribut er war, fast mit den Augen verschlang, und die zärtlichen Blicke der girrenden Wittwe vermochten es nicht, seinem ernsten Gesichte ein Lächeln zu entlocken. Bei dem rosenfarbenen Bande, welches die Polemische heute statt des schwarzen um ihre Haube gesteckt hatte, dachte er an Rosaliens wunderliebliche Wangen, und bey der, sonst isabellfarbenen, jetzt schneeweißen Haube selbst fielen ihm ganz unwillkührlich Röschens noch weissere Arme und Schultern ein. Es war ihm ein wahrer Dolchstich durchs Herz, als der dicke Superintendent mit einem schalkhaften Seitenblick auf die

schamröthliche Wittwe, ihm die alte bekannte Gesundheit: „Was wir lieben!“ zutrank.

Nimmermehr hätte Röschen heute die Kirche besucht, wenn sie gewußt hätte, welch Unheil sie anrichten würde. Gewiß wäre sie dann dem Rath ihres Vaters gefolgt und in ihrem Kämmerlein geblieben. Der Herr Förster hatte nemlich den gottlosen Grundsatz, daß junge und hübsche Mädchen gewöhnlich nur in die Kirche gehen, um gesehen zu werden, und daß alte und häßliche Jungfrauen sie blos deshalb besuchen, um zu sehen und ihrer Zunge neuen Stoff zu einer heilsamen Bewegung zu verschaffen. Bei dem schönen Röschen war jedoch heute das Erstere gar nicht der Fall. Weder dem Herzen des wohlbeleibten Superintendenten, noch des heiligen Redners und seiner Beystände oder der übrigen, ihr sehr gleichgültigen, Honoratioren wollte sie Fallstricke legen; sondern blos einer Pfarreinführung, die ihr in ihrem kleinen Lebenslaufe noch niemals vorgekommen war, wünschte sie beyzuwohnen. Sie merkte indessen gar bald, daß Herr Homilius

während seiner ganzen Antrittspredigt blos sie im Gesicht hatte, als ob gerade sie die Einzige war, zu der er redete, und wenn er etwas Anzügliches gesagt hätte, würde sie es sich unstreitig auch zugezogen haben. Da aber, nach ihrer Meinung, nichts von Allem, was er sprach, auf ihren Zustand paßte, so schlug sie blos ihre schönen Augen nieder, und machte sie endlich ganz zu.

Ehrn-Quinctius wurde feuerroth, als der Herr Konsistorialrath über Tische nach Stand, Namen und Gewerbe des holden Mädchens sich erkundigte, dessen wir so eben gedacht haben. Der scharfsichtigen Wittwe entging das Erröthen ihres Schützlings nicht, und sie erwiederte, daß Röschen ein eitles, albernes Ding und die Tochter des Försters Dornstrauch sey, der ein wahrer Freigeist wäre, und oft in Jahr und Tag nicht einmal zur Kirche oder zur Beichte ginge. Sie wußte dabei so viel Böses nicht allein von dem freigeisterischen Grünrock, sondern auch von seiner Gattin zu erzählen, daß der Hochwürdige ein ungeheures Kreuz

machte und mit dem salbungsvollen Ausrufe: Ei, ei, das müssen gottlose, heidnische Menschen seyn! den neuen Pastor ermahnte: nicht auf den Weg der Sünder zu treten, und nicht zu sitzen, wo der Spötter, der Grünrock, süße. Einer der geistlichen Beystände wollte zwar den Förster und seine Familie, deren Freund er war, vertheidigen; der wackere Mann stand aber selbst wegen neologischer Umtriebe in Verdacht, und ward daher mit einem: Wir wollen die Sache dem Herrn anheim stellen! ab- und zur Ruhe verwiesen. Daß gedachtes Röschen nicht besser sey, als ihr Vater, ward von der polemischen Wittwe auch dadurch hinlänglich dargethan, daß jene während der ganzen Predigt des Herrn Homilius, in welcher er doch, nach dem Vorbilde eines berühmten Bischofs, den Zeitgeist mit Sprachschnitzern auf das Tapferste bekämpfte, nichts weiter gethan, als geschlafen hatte. Ehrn-Quinctius warf der Eifernden einen recht grimmigen Blick zu, und kniff einen ihrer sechs Waisen in die Lenden, daß er laut aufschrie.

Das gab dem Gespräch natürlich eine andere Richtung, und Homilius gewann wieder Muth. Ich werde schon wissen, was ich thun will! dachte er, als der Superintendent mit den übrigen Herrn von dannen fuhr, und nahm gegen die Verwittwete eine so fremde, feierliche Miene an, als ob er heute zum ersten Male sie sähe. Von einer nähern Zusammensetzung mit ihr, worauf er doch vor wenigen Stunden so deutlich angespielt hatte, war jetzt gar nicht die Rede mehr, und in sehr gleichgültigem Tone erkundigte er sich: wie viel sie von ihm für ihr sämmtliches Haus- und Ackergeräth, welches sie doch veräussern müsse, bey gleich baarer Zahlung begehre? Die Wittwe starrte mit weitoffenen Augen und zuckenden Lippen ihn an, und begriff gar nicht, was dem wunderlichen Mann erst eingefallen sey. Er wiederholte jedoch seine Frage so kalt und ernsthaft, daß sich plötzlich ihr offener Mund zu einer ungeheuern Breite und zu einem erbärmlichen Geheul verzog, womit sie ihm auf das Bündigste und Rührendste erklärte: daß sie gar

nichts von dem Ihrigen veräussern würde; daß der Nachlaß ihres lieben seligen Eheherrn ihr viel zu theuer und werth sey, um davon auch nur das geringste Stücklein zu missen; wenigstens würde sie seinem Nachfolger, den sie als seinen und auch als ihren Verdränger betrachte, nichts überlassen. „Unser Herrgott," setzte sie, in eine Thränenquelle sich verwandelnd, recht fromm und gläubig hinzu, „unser Herrgott, der die Lilien auf dem Felde kleidet, und die jungen Raben füttert, die ihn anrufen, wird für mich arme Wittwe und für meine kleine verwaisten Bälge auch sorgen. Ihm will ich vertrauen, und wenn mich auch alle Menschen verstoßen und verlassen. Ach, Gottchen, erbarme Dich! — Marsch, Herr Pastor! Das ist mein Stuhl!"

Mit dieser unfreundlichen Erinnerung ward Ehrn-Homilius von dem bequemen polemischen Lehnstuhl, worauf er sich gar behaglich hingestegelt hatte, weg und auf seinen ziemlich leichten Reisekoffer verwiesen. Indessen freuete er sich, so guten Kaufs aus der Schlinge zu kom-

men, und sahe gelassen zu, wie die in Einem fort weinende und scheltende Wittwe mit ihrer alten Magd eifrigst ihre Sachen zusammen packte und nach der künftigen Wohnung hinschaffte. Da sie jedoch nicht einmal einen Strohhalm, geschweige denn ein Bette zurückließ, so war er genöthigt, noch heute Abend den Herrn Förster zu besuchen, welches sonst erst am folgenden Tage geschehen sollte.

Mit hochklopfendem Herzen schritt er nach dem Hause des grünen Freigeistes, um für die bevorstehende Nacht sich ein Bette und für die Zukunft eine Bett- und Betgenossin zu suchen. Er ward von Herrn und Frau Dornstrauch recht artig und von Röschen mit holdem Erröthen empfangen. Letzteres deutete er ganz zu Gunsten seiner Liebe; allein darin irrte er gar sehr, denn das schöne Mädchen empfand nichts von dergleichen für ihn, und bloß die schon in der Kirche gemachte Bemerkung, daß sie dem Herrn Pastor wohl nicht ganz gleichgültig sey, jagte bey seinem Erscheinen ein flüchtiges Roth auf ihre blühenden Wangen.

Noch vor Sonnenuntergang saß also Ehren-Quinctius recht traulich neben dem Spötter und Sünder, vor dessen Wegen und Stühlen der Superintendent und die fromme, jetzt tiefgekränkte Wittwe ihn am Mittage so ernstlich gewarnt hatten. Dornstrauchs mißbilligten einstimmig die Unart der letztern, und bezeugten dem ehrsamen Beichtvater die herzlichste Theilnahme. Sehr freundlich wurden ihm Bette, Stühle und andere nöthige Sachen geliehen, da es dem Dornstrauchschen Ehepaar, welches für Röschens künftige Aussteuer schon seit sechzehn Jahren auf das Beste gesorgt hatte, daran nicht fehlte. Erst als des Nachtwächters Ruf zum dritten Mal erscholl, trennte sich der geistliche Herr von seinen neuen Bekannten, und fand bey seiner Zurückkunft das Pfarrhaus mit Allem, was er gewünscht hatte, bloß mit Ausschluß der Genossin, reichlich versehen.

Daß er aus schuldiger Dankbarkeit schon am nächsten Morgen und nachher täglich seinen Besuch wiederholte, versteht sich von selbst; und das hätte er auch Röschen ihretwegen recht

gerne thun mögen, wenn er nur nicht auf den heillosen Gedanken gekommen wäre, sie gar zu heyrathen.

Den Antrag um Röschens Hand machte der Hochehrwürdige ihr und ihren Eltern in zwey wohlgesetzten Briefen, worin er den Ausspruch des Apostels Paulus: Ein Bischof solle unsträflich seyn, Eines Weibes Mann, in der Länge und Breite verarbeitete, und dann mit seiner ganz gehorsamsten Bitte schloß.

Der Pfaffe ist toll! fluchte Herr Dornstrauch, und warf lachend den Brief auf den Tisch. Röschen lächelte gleichfalls, allein die Frau Försterin, welche sich kein größeres Glück denken konnte, als mit der geliebten einzigen Tochter an einem Orte zu leben, fand den Vorschlag wirklich nicht so übel, und in wenigen Stunden war auch ihr Mann, der in solchen Dingen ihr Echo zu seyn pflegte, zu Röschens größtem Verdruße, ganz ihrer Meynung.

Die kleine Schöne äusserte zwar mit thränenvollen Blicken, daß sie den Herrn Quinctius Homilius gar nicht ausstehen, viel weniger lie-

den könnte; die Eltern meynten jedoch, dies sey bloße Kinderey und eine Frucht des Romanenlesens; die Liebe würde sich in der Ehe schon finden, und dergleichen mehr. Wohlstandshalber ward indessen der geistliche Anbeter in einem recht höflichen Antwortschreiben um eine achttägige Bedenkzeit ersucht, und da er nach Ablauf derselben dem Jawort mit Gewißheit entgegen sah, so war im ganzen Dorfe kein Mensch glücklicher, als er.

Obgleich Rosalie gar keine Feindinn von Hochzeiten war, so schauderte ihr doch bey dem Gedanken an eine Hochzeit mit Herrn Quinctius Homilius, der ihr seit seinem Antrage ein wahres Ideal aller männlichen Häßlichkeit schien. Freylich hatte das holde Mädchen bis jezt noch kein Liebesbündniß mit Worten und Werken geschlossen; allein vor mehreren Wochen war sie mit ihren Eltern in der Stadt und auf einem Balle gewesen, wo sie einen hübschen jungen Mann hatte kennen gelernt, von dem sie weiter nichts wußte, als daß man ihn Herr Doktor genannt, und daß er ihr mehrere Male verstoh-

leh und mit glühender Innigkeit die Hand geküßt und gedrückt hatte. In einem Nebenzimmer hatt' er ihr zwar unter vier Augen „recht etwas Wichtiges“ sagen wollen; er war aber eiligst abgerufen worden, um den Heren Burgermeister, der plötzlich vom Schlagflusse gerührt worden war, wo möglich vom Tode zu retten. Darüber hatte nun Röschen das Wichtige gar nicht erfahren, was der Herr Doktor ihr hatte zuflüstern wollen. Nach ihrer jungfräulichen Vernunftlehre und mehrern sehr unzweydeutigen Symptomen ahnte sie aber, daß es wohl Herzensangelegenheiten gewesen seyn möchten, und sie bedauerte daher nichts mehr, als daß der Herr Burgermeister nicht einige Tage früher oder später vom Schlagflusse gerührt worden war. Gewissermaßen war es ihr hingegen recht lieb, daß man den Doktor abgerufen hatte, denn sie erröthete noch jetzt, wenn sie daran dachte, und wünschte nur, daß Niemand von dem Gespräch unter vier Augen etwas bemerkt haben möchte.

Seitdem hatte sie von dem Doktor gar nichts

weiter vernommen, und befürchtete wirklich, daß er gleichfalls vom Schlagfluße gerührt worden sey, oder das „Wichtige“ ganz und gar möge vergessen haben. Freylich hatte sie gesehen, daß er am Fenster stehend etwas in seinem Taschenbuche aufgezeichnet hatte, allein was? das wußte sie nicht, und zweifelte aus manchen Ursachen, daß es etwas Wichtiges gewesen sey. Unter der Hand und auf eine recht feine Art erkundigte sie sich nach allen Aerzten der Stadt und nach ihren Verhältnissen. Sie vernahm jedoch, daß diese Herren größtentheils bejahrt und mit Frauen und Kindern zur Genüge versorgt waren; nur Einer von ihnen sollte noch jung seyn, allein er war gleichfalls verheyrathet, und konnte also mit Röschen nichts Wichtiges unter vier Augen zu sprechen haben. Ueberdies hatte er einen Flachskopf, eine kleine Reiseapotheke zwischen den Schultern und zwey Beine, wie Säbelscheiden. Der Doktor hingegen, welchen sie meynte, war schön gewachsen, wie Apoll, der Großvater der Aerzte, und trug weder Säbel, noch Säbelscheiden.

Von den Heilkundigen dieſer Stadt war es folglich keiner, und mit ihren Kollegen in der Umgegend hatte Röschen nicht die mindeſte Bekanntſchaft, da ſie und ihre Eltern leider bis jetzt immer ſo friſch und geſund waren, wie die Hänflinge und Buchfinken im Eichhorſter Walde.

Aus guten Gründen beſchloß ſie jedoch, ehe ſie von dem Gegenſtande des Wichtigen, was der Herr Doktor ihr hatte ſagen wollen, nicht völlig unterrichtet ſeyn würde, gar nicht über ihr kleines Herz zu verfügen, und ſich ganz der ärztlichen Vorſchrift zu unterwerfen.

Als aber die achttägige Bedenkzeit um war, fragte Herr Förſter Dornſtrauch ſein liebliches Töchterlein: ob ſie ſich nun genug bedacht habe, und ob ſie dem Seelenhirten morgen ihr Jawort geben wolle? Röschen wiederholte darauf, mit einem Strome von Thränen, ihre frühere Verſicherung: daß ſie in des Herrn Paſtors liebevollen Armen höchſt unglücklich ſeyn würde, und unmöglich Ja ſagen könnte. Die Mutter mahlte ihr zwar mit den reizendſten Farben das hohe Glück, mit ihren Eltern künftig an einem

Orte zu leben, und die erste Honoratiorin im ganzen Dorfe zu seyn. Eine solche Ehrenstufe, meynte sie, würde Röschen nicht alle Tage geboten werden, und sie möchte sich doch vorstellen, wie angenehm es seyn würde, wenn sie sich zu jeder Stunde setzen und Freude und Leid mit einander theilen könnten. Die kleine Huldin ließ aber ihren unversieglichen Thränenquell in Einem fort rinnen und beharrte bey ihrer Betheurung: sie könne und könne den Herrn Pastor nicht lieb haben. Ihre Mutter entgegnete ihr recht ernsthaft: man müsse alle Menschen lieb haben, und besonders seinen Beichtvater! Die Liebe in der Ehe fände sich, eben so wie die Kinder, mit den Jahren. Sie habe viele Ehegatten gekannt, die sich vor der Hochzeit kaum das Weisse im Auge gegönnt und nachher so glücklich mit einander gewesen wären, wie die Engel im Himmel. Ihre selige Tante, die Stadtschreiberin Wunderlich, geborne Bitterlich, hätte sich noch am Tage vor der Hochzeit mit ihrem Mann gekratzt und geschlagen, so daß dieser an seinem Ehrentage

ein großes Pflaster auf der Nase gehabt hätte, und wo dennoch wohl je eine Ehe glücklicher gewesen sey, als die Wunderlichsche? Dagegen habe ihr Mann, der Herr Förster nemlich, sie als Braut immer vor lauter Liebe auffressen wollen, und jetzt knurre und murre er oft ganze halbe Stunden lang, und wenn sie nicht manchmal ein Machtwort spräche, so wüchse er ihr ganz über den Kopf.

Der Herr Förster stimmte seiner Ehegenossin in Allem völlig bey, stürmte mit dem Ernste eines erzürnten Vaters auf das arme Mädchen los, und würde gar hart mit ihr verfahren seyn, wenn nicht die Mutter ein Machtwort gesprochen hätte.

Dornstrauch war gewiß ein herzensguter Mann und ein sehr zärtlicher Vater. Er liebte sein Röschen mehr als sich selbst, und würde sie für kein Königreich und keinem Könige zur Gemahlin gegeben haben, wenn er nicht, wo möglich, alle Tage sie sehen und ihres Wohlseyns sich hätte freuen können. Seine Gattin dachte und fühlte, wie er. Ihre Tochter war

ihr Abgott, und nur in ihrer Nähe war sie zufrieden und glücklich. Bis zu der Bemerkung des Herrn Pastors Homilius hatten die zartesten Bande der Gatten-, Eltern- und Kindesliebe und des gegenseitigen Vertrauens diese drey Menschen auf das Innigste umschlungen, denn das Knurren und Brummen des Alten kam eben so selten, und hatte eben so wenig zu bedeuten, wie das Machtwort seiner Frau, welche die Sanftmuth und Gutherzigkeit selbst war.

Um so schwerer ward es Röschen, sich dem Verlangen ihrer Eltern zu widersetzen, zumal da demselben weder niedriger Eigennutz, noch Hochmuth, sondern bloß der Wunsch, ihr geliebtes einziges Kind immer in ihrer Nähe zu haben, zum Grunde lag. Schon längst hätte sie ihrer Mutter es unter vier Augen entdeckt, daß der Doktor ihr etwas recht Wichtiges hatte sagen wollen; aber eine jungfräuliche Scham, die einem sechzehnjährigen Mädchen in dergleichen Dingen schon zu verzeihen ist, schloß ihre roßigen Lippen.

Du sollst ihn heyrathen, Mädchen, oder Dich

ſollen alle tauſend Donnerwetter — und damit Baſta! rief der Förſter, vom Fenſter zu ſeiner Gattin und Tochter zurückkehrend.

Die kleine Dulderin erblaßte, wie eine Leiche, denn ſie wußte, daß die tauſend Donnerwetter und das Baſta ihres Vaters eben ſo viel bedeuteten, wie das von Rechtswegen am Schluſſe eines Urtheils letzter Inſtanz, welches, und wäre es auch noch ſo ungerecht, doch weiter keine Aenderung leidet. Sie brach in einen neuen Strom von Thränen aus und rang ſich die Hände faſt wund.

Herr Dornſtrauch warf, um den Jammer nicht weiter anzuſehen, geſchwinde ſeine Jagdflinte über die Schulter, und ließ ſeinen Unmuth, obgleich es gerade in der Setzzeit war, gegen die, der Liebe pflegenden, Haſen aus.

Die Frau Förſterin ſchlich ſich gleichfalls davon, um bey der Frau Küſterin über das Weſen und Treiben des künftigen Schwiegerſohns nähern Bericht einzuziehen. Der lautete natürlich ganz zum Vortheile des Hochehrwürdigen, zumal da dieſer ſich bey dem Herrn Küſter

auch sehr umständlich nach den Dornstrauchschen Vermögensverhältnissen und beyläufig nach Röschens Gemüthsart und Wirthschaftlichkeit erkundigt hatte.

Das wäre so ein Mann für Mamsell Röschen, unsre Herr Pastor! meynte die Küsterin. Frau Dornstrauch schien anfangs zwar auf den hingeworfenen Apfel der Prüfung und Erkenntniß nicht beißen zu wollen; da aber die erstere ihren Spruch so zudringlich und eben so listig wiederholte, wie einst die Schlange des Paradieses den ihrigen, so gab die treuherzige Försterin endlich die wehmüthige Antwort: ach ja! wenn das Mädchen nur nicht so albern wäre! Hierauf kam es bald zu einer nähern Erläuterung, und in zehn Minuten wußte die Frau Nachbarin Alles eben so haarklein, wie unsere schönen Leserinnen. Indessen hatte Frau Dornstrauch es ihr unter dem Siegel des heiligsten Geheimnisses offenbart, und die Küsterin gelobte, es mit sich ins Grab zu nehmen. Daß es hiemit aber nicht so ernstlich gemeynt war, begreift Jeder, der das kleine bewegliche Glück

kennt, wodurch sich die lieben Weiberchen so sehr vor uns Männern auszeichnen. Die Frau Küsterin tröstete übrigens die tiefbetrübte Mutter: Mamsell Röschen würde den Wünschen ihrer Eltern schon folgen, und gewiß mit dem neuen Herrn Pastor, der ein gar zu herrlicher Mann sey, und seine Predigten eben so gut, wie der Hausshahn seine Morgenandacht, ohne Konzept halte, eine recht glückliche Ehe führen. Frau Dorusseauch meynte dies gleichfalls und versprach die Bitte der neuen Vertrauten um ein Fuderchen Abfallholz bey ihrem Holzwurm von Mann auf das Kräftigste zu unterstützen.

Kaum war die gute Försterin mit erleichtertem Herzen zur Thüre hinaus, als auch die Küsterin geschwinde ihr schwarzseidenes Mäntelchen umschlug, und mit gestügelten Schritten zu der polemischen Wittwe eilte, um dieser ihre Entdeckungen recht warm und unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen.

Mit rollenden Augen und offenem Munde vernahm die wackere Frau die heillose Kunde,

und brach dann, beyde Hände in die Seiten stemmend und unter einem Strome von Thränen, gleich jenem letzten Unglückspropheten Jerusalems, in ein lautes Geheul und Wehgeschrey aus, indem sie das arme unschuldige Röschen als die Urheberin ihres Mißgeschicks anklagte und bis in die unterste Hölle verwünschte. „Ja, ja, schluchzte sie, ich sah es recht gut, wie sie dem Pastor während der Antrittspredigt immer verliebte Blicke zuwarf; wie sie sich herausstaffirt hatte, und bald hier, bald dort am Busentuch zupfte, die Schlange, die Buhlerin! Ich wußte nicht, wo ich die Augen hinwenden sollte! Bewahre Deinen Fuß, wenn Du zum Hause Gottes gehst und komme, daß Du höreſt, hab' ich in der Schule gelernt. Aber das weiß weder von Ehre, noch von Schande etwas, noch von Gott und seinem Worte. Ach, erbarme Dich! Erbarme Dich! Die Steine möchten Thränen weinen über mich und meine kleinen Bälge! Doch warte, so soll es noch dem Böſewicht, dem Betrüger, dem Pfaffen nicht hingehen!

Ich will wieder auf die Pfarre, oder er ſoll herunter; denn unſer gnädigſter Landesherr will, daß Wittwen und Waiſen conſalvirt, aber nicht verſtoßen und ſchimpfirt werden ſollen. Der Superintendent und die Beyſtände ſollen mir bezeugen, was er geſagt hat, der Lügner, der Schelm! Ach, ich unkluges Frauenzimmer, daß ich ſo dumm war, und auszog! Wäre ich auf der Pfarre geblieben, ſo wäre ich jetzt im Poſſeß, wie der Aktuarius ſagt, und kein Teufel ſollte mich und meine kleinen Waiſen herunter kriegen!

Die Frau Küſterin hatte genug zu bitten, daß nur heute wenigſtens kein weiterer Lärm gemacht werden möchte, damit es ihr nicht mit dem Fuderchen Abfallholz eben ſo ginge, wie der Frau Paſtorin mit dem Bräutigam. Bey ihrer Zuhauſekunft offenbarte ſie ihrem lieben Manne gleichfalls Alles, und ſo war in wenigen Stunden das wichtige Geheimniß von dem Paſtor und ſeinen zwey Bräuten auf den Lippen aller Unmündigen und geweſenen Säuglinge der ganzen Gemeinde.

Dornstrauchs und der liebeschmachtende Pfarrer ahneten im Mindesten nicht, daß die Göttin Fama sich der Frau Küsterin ihrer Zunge auf eine so unzarte Weise bedient haben könnte. Am Wenigsten dachte man, daß die tiefbetrübte Wittwe, welche zu Lebzeiten ihres Mannes und während des Gnadenjahrs, wo sie noch die Trauungs- und Kindtaufgebühren einnahm, so viele Ehen ohne des Himmels Zuthun gestiftet hatte, jetzt lebhafte Zurüstungen treffen würde, Röschens und des ehrsamen Homilius künftige Ehe noch vor der Geburt zu ersticken. Hätte Röschen dies gewußt, ihr wäre ein schwerer Stein von dem kleinen bedrängten Herzen gefallen, und sie, die kein Thier, viel weniger Wittwen und Waisen zu kränken vermochte, würde gewiß Alles gethan haben, ihrer zornigen Nebenbuhlerin und den polemischen Kindern den Sieg zuzuwenden.

Zum Glück hatte die Frau Pastorin die alte Kutsche, welche ihr seliger Ehehrr aus der Versteigerung des Nachlasses seines Vorfahren für baare zehn Thaler erstanden, und die

schon so lange, als man überhaupt Kutschen gebraucht hatte, ein Inventarienstück der Pfarre gewesen war, noch nicht veräussert. Geschwind lief sie zu dem Achtelhüfener Michel Claus, der ein Pferd und einen Ochsen hielt, und gerne nebenher ein paar Groschen verdiente; entdeckte dem braven Mann und seiner Ehehälfte, die bereits vom Herrn Küster und seiner Gemahlin Alles vernommen hatten, die ganze fürchterliche Geschichte, und bat, so schnell, wie möglich, sie, die Tiefgekränkte, in ihrer Kutsche zu dem Herrn Superintendenten zu führen, dem sie, nächst Gott, ihr Unglück anheim stellen wollte. Michel erklärte sich augenblicklich bereit, da, wie er sprach, seine Saat, Gottlob, unter der Erde war. „Ich wollte, daß ich auch da wäre!“ heulte die eheluſtige Witwe und weinte recht bitterlich. Michel spannte alsbald seinen Ochsen und seinen Hengst vor die Kutsche, und die Frau Pastorin stieg, nachdem sie die Hütung des Hauses und ihrer lieben Kleinen der Küsterin bestens empfohlen hatte, fluchend und betend ein. Das ungleiche Kutschgespann schien

jedoch wenig auf das Hott hott und Hühü seines Führers zu achten, denn der Ochse ging hübsch bedachtsam und phlegmatisch, wie die bürgerliche Gerichtspflege, seinen langsamen Schneckengang; dagegen that aber der alte kollerhafte Hengst, so wie zu Zeiten die peinliche und polizeyliche Justiz, gar seltsame Kreuz- und Querſprünge, die er auf keine Weise wieder gut zu machen verstand.

Die Polemische starrte, in tiefen Betrachtungen verloren, sinnend vor sich hin, als gerade ein Hase über den Weg lief. Das bedeutet mir Unglück! dachte sie, und ihre Thränen verdoppelten sich.

Herr Jesus! Mein Bein! Mein Bein ist ab! rief sie plötzlich, unter der umgeworfenen und zerschmetterten Kutsche in einem Graben liegend, aus. Michel, der so wenig den Schaden besichtigen sollte, als er ihn zu heilen wußte, erhielt von der Jammernden, deren Kleid über und über beschmutzt war, augenblicklich Befehl, nach dem Dorfe zurück zu kehren. Er zog sie daher aus dem Schlamm her-

aus, und, o Wunder! sie trabte mit dem gebrochenen Bein recht rasch hinter der, um mehr, als den Einkaufpreis schlechter gewordenen, Pfarrkutsche her. Michel wußte aber nicht, ob er in seinem Herzen am meisten die Wittwe, oder den Ochsen und den Hengst verwünschen sollte, da die erstere trotz aller Vorstellungen nicht allein bey ihrer Weigerung, das Fuhrgeld zu bezahlen, verharrte, sondern sogar den zehnfachen Preis als Schadenersatz für ihre Kutsche begehrte. Er schob alle Schuld auf den Graben und auf die Zerbrechlichkeit des Fuhrwerks, wofür doch er, seiner Meinung nach, nicht büßen könnte; allein die hartherzige Frau drohte mit dem Ammann, bey dem sie, wie sie behauptete, einen großen Stein im Brette hatte.

Unter lautem Jubel der muthwilligen, ihr nachlaufenden, Dorfjugend, hielt die Polemische ihren Einzug in Eichhorst. Da sich zuletzt, auf Michels verstohlenes Anreizen, auch die Alten zu den Jungen gesellten, und ihre boshafte Schadenfreude mit Worten, Werken und Werfen kund thaten, so sprang sie, trotz des ge-

brochenen Beins, flink wie eine Heuschrecke, in ihre Behausung, um dem Hohngelächter und den Mißhandlungen zu entgehen. Dort möge sie nun einstweilen sich von ihrem Schrecken erholen, und wir wenden uns wieder zu dem ehrsamen, liebeschmachtenden Pfarrer.

Gerade an jenem Unglückstage der ehelustigen Wittwe war es, wo Röschen ihr betrübtes Herz dem kindlichen Gehorsam aufopfern sollte. Unter Furcht und Zittern schritt der Hochehrwürdige in vollem Ornat nach dem Forsthause, um von den rosigen Lippen der Holden das Geständniß der Gegenliebe und den ersten Kuß zu empfangen. Der armen Iphigenia kann nicht banger bey dem Anblicke des Opferpriesters Kalchas zu Muthe geworden seyn, als Rosalien bey dem Eintritte des Herrn Pastors Homilius. Halb ohnmächtig sank sie an die Brust ihrer Mutter, als er mit seiner feuchtkalten, knöchernen Hand die ihrige an seinen saftreichen Mund drückte. Es schien ihr, als habe der Tod selbst sie berührt, und voll Abscheu stieß sie den unwillkommenen Freywerber, der mit

einem zärtlich grinsenden Lächeln die dürren Arme nach ihr ausstrecken wollte, von sich, denn lieber hätte sie sich, wie einst die schöne Abisag von Sunem, zur Wärmflasche des abgelebtesten Greises hergegeben, als zur Ehehälfte dieses ehrsamen Pfarrers. Hätte er nur einen Gran körperlicher Selbstkenntniß gehabt, oder sich nur den tausendsten Theil so oft im Spiegel gesehen, wie Röschen, so wäre er wahrlich nie auf den Einfall gekommen, einem schönen jungen Mädchen Liebe einflößen zu können. Seine Nase zum Beyspiel war unter den Nasen eben das, was der Straßburger Münster unter den Kirchthürmen ist, und schien mit dem langen spitzigen Judenkinn, welches seinem Gesichte ganz das Ansehen eines Nußknackers gab, zusammen nasen zu wollen. Dazu kamen ein paar kleine grüngelbe Augen, die noch faß matter und gebrochener waren, als die Augen eines verhungerten Dachpoeten, und endlich ein horchendes, lauerndes Lächeln, das selbst einem Jesuiten oder einem geheimen Polizeyspion zur Ehre gereicht hätte. Die übrigen Extremitäten

des geistlichen Bräutigams zu beschreiben, wäre Sünde, da man sich nie über die Gebrechlichkeiten eines Andern aufhalten soll, und wir auch nicht wissen können, in welchen Umständen sich manche unserer schönen Leserinnen befinden. Indessen ließ er sich die Sprödigkeit seiner Geliebten durchaus nicht befremden. Keine Rose ohne Dornen! dachte er, und wie sollte Röschen Dornstrauch wohl eine Ausnahme machen, da der Apfel nie weit vom Stamme fällt? Er wollte so eben seinen ganz gehorsamßen und ergebenßen Antrag wiederholen, als ein Wagen vorfuhr, aus welchem ein sehr hübscher, wohlgekleideter, junger Mann heraussprang.

Na, der kömmt uns gerade recht! Wer mag das seyn? sagte der Förster, zürnend über die unzeitige Störung, und ging dem Fremden entgegen. Unsere Rosalie, die vorhin so bleich wie eine Leiche war, glühete jetzt wie ihre Namenschwestern unter den Blumen, denn der Eintretende war kein anderer, als der Herr Doktor, der ihr etwas sehr Wichtiges hatte sagen wollen. Daß er es, wo möglich, jetzt thun

würde, glaubte sie bestimmt, und daher war ihr sein Besuch doppelt angenehm. Indessen zeigte sich durchaus keine Gelegenheit, wieder mit ihm unter vier Augen zu kommen, und daß er ihr in Gegenwart ihrer Eltern und des Herrn Homilius sein Geheimniß nicht entdecken konnte, war sehr natürlich. Sie zweifelte deshalb schon ganz und gar, daß sie es erfahren würde, als Herr Doktor Meyenburg — so hieß er — ihren Vater sehr höflich um einen Zwiespruch unter vier Augen ersuchte. Voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, nöthigte der Förster seinen Gast in ein Nebenzimmer, und vernahm hier, was Röschen, die immer nach der Thüre hinblickte, mit lautem Herzklopfen schon ahnete, und was unsere schönen Leserinnen auch ohne unser Zuthun wohl wissen werden. Vor Schrecken konnte sich aber das holde Mädchen, welches mit hochwogendem Busen der Rückkehr ihres Vaters und des Arztes harrte, kaum aufrecht halten, als der erstere mit sehr unwilligem, und der letztere mit höchst verzweiflungvollem, trübseligem Gesichte wieder

hereintrat. Der Herr Doktor ließ nach wenigen Minuten anspannen, empfahl sich ihren Eltern sehr kalt, und drückte ihr beym Abschiede eben so innig, aber mit nicht so heiterer Miene die Hand, wie damals, als den — jetzt seligen — Herrn Burgermeister der Schlagfluß gerührt hatte. Röschen antwortete mit einem leisen Gegendruck, und trocknete heimlich ein paar Silberthränen, die sich länger nicht wollten zurückhalten lassen.

Um dem künftigen Eidam zu zeigen, daß es dem schönen Mädchen an Freyern nicht fehle, gab Herr Dornstrauch den Heyrathsantrag des armen Doktors sogleich nach dessen Abreise zum Besten. „Ich habe ihm aber einen Korb gegeben!“ setzte er schließlich hinzu. Das liebe Töchterchen ward darüber in ihrem Herzen zum ersten Male recht böse auf ihren Vater, weil er sich, nach ihrer Meynung, einen Eingriff in ihre Rechte erlaubt hatte, denn sie hielt dafür, das Korb- und Jawortgeben komme nicht den Vätern, sondern ausschließlich den Töchtern zu. Indessen war dieß schon seit Jahrtausenden eine

Streitfrage zwischen Eltern und Kindern, die wohl fürs Erste eben so wenig auf eine gründliche Weise wird entschieden werden, wie die berühmte Kontroverse der Juden: ob man ein Ey, welches an einem Schabbes oder andern Festtage von einer Henne gelegt worden ist, ohne zu sündigen, essen darf, oder nicht *).

Die kleine Leidende nahm sich übrigens ernsthaft vor, fest auf ihrem niedlichen Köpfchen zu bestehen, und da ihr Vater dem Doktor einen

*) Ein Rabbiner meynte zwar, wenn man nur nicht wüßte, daß das Ey am Schabbes oder Festtage gelegt sey, so könne man es, ohne Sünde zu thun, wohl essen; wüßte man es aber, dann mache man sich der Sünde des Huhns, welches den Sabbath entheiliget habe, durch das Essen eines solchen Eyes gleichfalls theilhaftig. Allein wir zweifeln, daß der gute Mann mit dieser Entscheidung den rechten Fleck getroffen habe, denn offenbar findet das alte apokryphische Sprüchwort: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß," bey einer so wichtigen Sache gar keine Anwendung.

Korb erhalten hätte, ihrer Seits dem Pastor weder ein Jawort, noch einen Kuß zu geben. Letzterer begann freylich, als sein Nebenbuhler fort war, den mehrmaligen Angriff mit liebestehenden Blicken und allerley zärtlichen Gebehrden und Worten zu erneuern, allein Röschen riß ihm sehr unwillig die Hand weg, und erwiederte zum größten Erstaunen ihrer Eltern und ihres Liebhabers in recht trotzigem Tone: sie wäre zum Heyrathen noch viel zu jung, und wollte sich vorher erst bedenken. Das Erstere war nun wohl durchaus nicht ihr Ernst, denn sie wußte und fühlte, daß sie schon sechzehn Jahre, weniger einen Monat, alt war, und sie würde auch sicherlich dem Herrn Doktor keine solche Flausen, wie ihr Vater es nannte, gemacht haben. Heute war aber nichts mit ihr anzufangen, und der ehrsame Pfarrer mußte mit dem leidigen Troste, daß sich Alles schon finden würde, und daß man dem dummen Dinge vom Mädchen nur Zeit lassen müßte, abziehen.

Jetzt hatte das arme Kind einen schweren Strauß mit den beyden Alten zu bestehen. Ihr

Vater ſprach unaufhörlich von der großen Verheißung des ſechsten Gebots, welches er irriger Weiſe mit dem vierten verwechſelte, und die Mutter ließ es gleichfalls an chriſtlichen Ermahnungen nicht fehlen. Röschen ſchwieg zu Allem ganz mäuschenſtill und weinte die ſchönen Aeuglein ſich roth. Das that nun den Eltern in ihren Herzen ſehr wehe; der Herr Förſter ging daher wieder auf die Jagd und die Frau Förſterin trippelte in den Garten, um nicht am Ende gar mitweinen zu müſſen.

Herr Doktor Meyenburg war tief betrübt über das unverhoffte Geſchenk, welches der Vater ſeiner Geliebten ihm gemacht hatte. Indeſſen gaben ihre Thränen und der Druck ihres zarten Händchens ihm noch einen Schimmer von Hoffnung, zumal da er aus den vielen Romanen, die er geleſen, und von denen er ſelbſt einige geſchrieben hatte, es wußte, wie wunderbar der Himmel oft die Schickſale der Liebenden lenkt. Er beſchloß deshalb, ſich nicht vor, ſondern erſt nach Röschens Hochzeit zu erſchieſſen. Daß er gerade dieſe Todesart wählte,

und sich nicht, wie manche Andere, mit Ratzenpulver aus der Welt schaffen wollte, zeugt eben so sehr für den gebildeten Geschmack, wie für den Heldenmuth des jungen Mannes.

Um jedoch bis dahin seine Berufspflichten nicht zu versäumen, besuchte er bey seiner Abfahrt aus Eichhorst die verwittwete Frau Pfarrerin, die aus Liebe und Verdruß über den treulosen Seelenhirten und die zerbrochene Kutsche recht ernstlich krank geworden war, und ihn um seinen Zuspruch hatte bitten lassen. Die meinende Patientin klagte ihm ausführlich die Ursachen ihres Uebels, wobey sie des armen Röschens eben nicht sehr ehrenvoll gedachte. Der Herr Doktor schüttelte bedenklich und lächelnd den Kopf, und versicherte, daß hier wohl der geistliche Arzt, Herr Homilius, mehr thun könne, als er. Uebrigens versprach er morgen mit dem Frühesten wieder zu kommen, und bat die Leidende, sich ja im Bette recht warm zu halten, und wo möglich alles Sprechen zu meiden.

Der Hahn krähete erst zum zweyten Male,

als die schöne Rosalie, welche eben so wenig, wie ihre Nebenbuhlerin, ein Auge hatte schließen können, aus dem Bettchen hüpfte, und im leichten Morgenanzuge sich ins Fenster legte. Wehmuthsvoll blickte sie nach der Gegend hin, wo Herr Doktor Meyenburg jetzt wahrscheinlich ihrer gedachte, und, o Wunder! in vollem Galopp sprengte ein Reuter daher, den sie gleich für den Geliebten erkannte. Gerne hätte sie mit ihrem weißen Tuche ihm zugewinkt, allein schon der Gedanke, es zu thun, jagte ihr ein hohes Roth auf die blühenden Wangen. Sie ließ es deshalb, in der Ueberzeugung, daß ein Arzt darauf achten müsse, bey einem dreymaligen Husten bewenden, und obgleich er vor dem Hufschlage des Pferdes hievon nichts vernahm, so sah er doch glücklicher Weise die kleine Patientin, die in vollem Glanze jungfräulicher Schönheit aus dem zweyten Stockwerke recht sehnsuchtsvoll zu ihm herunter blickte. Sogleich sprang er vom Pferde, band es an einen Baum und eilte unter das Fenster seiner Huldin, wo nun folgender Zwiespruch begann:

„Mein schönes, einziges Röschen —“

„„Still, still, meine Eltern!““

„Wo sind die?“

„„Auf jener Seite! Sie schlafen noch!““

„O herrlich! Ich habe recht viel, viel Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

„„Nur nicht so laut, meine Eltern könnten aufwachen: Um Gotteswillen, was soll die Leiter?““

„Ich will sie ansetzen, und zu Ihnen steigen.“

„„Ich dächte gar! Wollen Sie gleich die Leiter stehen lassen? Sie ist ja entzwey!““

„Ich muß aber mit Ihnen sprechen.“

„„Ach, so rufen Sie doch nicht so laut! Mein Gott, fallen Sie nur nicht. Ich ängstige mich wahrlich todt!““

Das that sie nun keineswegs, und in wenigen Sekunden stand der Liebetrunkene oben auf der Leiter vor ihr, und gestand ihr in den glühendsten Ausdrücken Alles, was sie schon wußte. „Bist Du mein? Ewig mein?“ frazte er hocherzückt und das holde Mädchen fast aus dem Fenster herausziehend. Ein leises: Ja, ewig!

und ein Nektarkuß von ihren süßen rosigen Lippen antworteten ihm.

Ach, falle nur nicht! bat sie recht zärtlich, als die Leiter etwas auszugleiten schien.

Laß mich hereinsteigen, liebes Röschen!

Dagegen hatte sie nun gar mancherley einzuwenden.

„Was würden die Leute sagen?“ meynte sie.

„„Ja, was würden die Leute sagen, versetzte er, wenn sie Dich hier am Fenster und mich vor Dir auf der Leiter sähen? Wir haben noch viel mit einander zu sprechen.““

Das wußte nun Röschen recht gut, weil es bey einem Paar Liebenden sehr natürlich ist; daher ließ sie sich am Ende erweichen, und der Doktor hielt seinen förmlichen Einzug durchs Fenster.

Unter tausend Umarmungen und Küssen ward nun überlegt, was ferner zu thun sey. Die kleine Schöne versicherte der Wahrheit gemäß, daß sie die ganze Nacht kein Auge zugethan habe, und sich heute recht krank stellen wolle, um nur nicht mit den Eltern und dem höfli-

chen Schwarzrock nach Hirschfeld zu Markte reisen zu müssen.

Ach, das ist ja herrlich! rief Meyenburg voll Freude. Ich werde auch dorthin kommen, und bringe meine Mutter, meine Schwester und meinen Schwager Rheinfelden mit, der ein Advokat und ein Ausbund vom Schelm ist. Wenn uns Jemand rathen und helfen kann, mein süßes Mädchen, dann ist er es, und er liesse sich gewiß, so große Angst er auch sonst vor allen Amputationen hat, mit Vergnügen den kleinen Finger abschneiden, um mir ein so liebliches Weibchen, und sich eine so artige Schwägerin zu verschaffen, wie Du bist. In welches Haus kehrt Ihr ein?

„Im goldenen Rehbock; aber — o Gott, mein Vater!“

„„Röschen! Röschen! Was alle Teufel was thut hier die Leiter?“ rief der Herr Förster, von unten nach dem Fenster seiner Tochter aufblickend.

„Die Leiter, lieber Vater?“

„„Ja, ja, die Leiter!““

„Nun, wie sollte die Leiter dahin gekommen seyn?“

„„Wenn Du's nicht weißt, ich begreife es nicht. Aber Du sprachst ja wohl mit Jemanden?““

„Hast Du nicht noch von den Hofmannstropfen, bestes Väterchen?“

„„Warum, liebes Kind?““

„Ach, ich habe so heftige Kopfschmerzen! Die ganze Nacht konnt' ich kein Auge zuthun.“

„„Armes Mädchen, gedulde dich nur! Ich komme schon!““

Der Herr Doktor, welcher sich weislich verborgen hielt, freuete sich während dieses Gesprächs nicht wenig über die Pfiffigkeit der kleinen Huldgöttin, deren unschuldigem Geschichtchen man dergleichen nicht hätte zutrauen sollen. Wie ein Blitz war er jetzt zum Fenster hinaus und von der Leiter herunter, und hielt bereits mit dem schwarzen Rappen vor der Thüre der polemischen Wittwe, als Herr Dornstrauch noch sehr bedächtig die heilsamen Tropfen zählte, und mit setzen Händen den Schmerz auf dem

scheinischen Köpfchen seiner Tochter heraus-drücken wollte.

Dies hatte denn auch eine so vortreffliche Wirkung, daß Röschen, die den Abend vorher durchaus nicht mit nach Hirschberg wollte, sich augenblicklich besser befand, und kaum die Zeit der Abfahrt erwarten konnte. Ihre Mutter meynte freylich: sie wollte lieber mit ihr zu Hause bleiben; allein Herr Dornstrauch erwiederte, daß die frische Luft ihr gar nicht schaden könne, da es ja so schönes, warmes Wetter sey. Zur Vorsicht wurden indessen einige große Mäntel und der Winterschur des alten Herrn mit eingepackt, um das kranke Töchterchen bey der Heimkehr gehörig einmummeln und gegen die Abendluft schützen zu können. Auch sollte sie, was ihr gar nicht recht war, das neue leichte Kleid, welches ihr so reizend stand, wieder aus- und sich hübsch warm anziehen; allein sie versicherte, daß sie ja dann vor Hitze zerschmelzen würde, und daher mußte man ihr endlich ihren Willen schon lassen.

So heiter Röschen übrigens war, so un-

möglich ward es ihr doch, dem Herrn Paßor einen freundlichen Blick zu gönnen. Nicht einmal zum Handkuße ließ sie ihn, und heimlich hat die liebende Mutter den künftigen Eidam, die holde Braut nur heute zu verschonen, damit sie nicht wieder Kopfweh bekäme. Ihre Sordidgkeit sey bloße Mädchenlaune, und sie würde mit der Zeit gewiß auf andere Gedanken kommen. Der Hochehrwürdige, welcher sich mehr um die Kirchen- und Ketzergeschichte, als um die Launen der Schönen bekümmert hatte, glaubte der mütterlichen Zusicherung, welche zum Ueberfluße noch mit dem Beyspiele der Tonze Wunderlich, gebornen Bitterlich, belegt wurde, und er verhielt sich deshalb im Wagen so ehrfurchtsvoll und ruhig, als wäre seine Laura die Tochter eines Kaisers und er nur ihr allerunterthänigster Beichtvater und Fürbitter bey Gott.

Rasch und muthig, wie die feurigen Rosse des Elias, rollten die beyden Rothschimmel des Försters mit dem leichten Wagen zum Dorfe hinaus, und die polemische Witwe sank mit

einem lauten Schrey des Entsetzens auf ihren Lehnstuhl, als sie den treulosen Seelenhirten der verhaßten Nebenbuhlerin gerade gegenüber sitzend im Wagen sah. So ernstlich auch Herr Doktor Meyenburg, dessen Klugheit und Artigkeit sie eben gegen die Frau Küsterin bis in den Himmel erhob, ihr das viele Sprechen verboten hatte, so ergoß sie sich doch in den bittersten Klagen über Herrn Homilius, und wünschte recht christlich, daß der böse Gottseibeyuns ihm nicht etwa den Hals brechen, sondern blos ein Bein unterschlagen möchte, damit er wieder zur Vernunft und zu ihr zurück käme.

Kaum hatte sie den frommen Wunsch ausgesprochen, als ein heftiger Stoß des Dornstrauchschen Wagens den Herrn Pastor von seinem Platz und auf Röschens Schooß versetzte, so daß er, anderer Unziemlichkeiten gar nicht zu gedenken, mit seiner großen Kathedralnase gar unsanft an ihr niedliches Stupnäschen stieß.

Ich dächte gar! schrie sie mit ihrer hellen Silberstimme, und schlug mit der kleinen, weissen gebalten Hand ihm gerade ins Auge, denn

ſie meynte nicht anders, als daß der ehrſame Pfarrer ihr aus übergroßer Zärtlichkeit gewaltſamer Weiſe ein Küßchen entwenden wollte. Er verſicherte hoch und theuer ſeine Unſchuld; allein das holde Mädchen war gar nicht wieder freundlich zu machen. Es blickte ſtumm und ernſthaft vor ſich hin, und wünſchte nur, recht bald in den goldnen Rehbock zu kommen, und den Herrn Doktor dort gleichfalls zu treffen.

Es war bereits Mittag, als man dies Ziel erreichte, und mit hochklopfendem Herzen folgte Röschen ihren Eltern in den Speiſeſaal. Der Herr Förſter traf hier eine Menge alter Bekannter, und auch die Förſterin und ihre liebliche Tochter wurden auf das Herzlichſte von einer ſehr artigen Frau umarmt, die, wie man gleich nachher erfuhr, die Räthin Meyenburg, eine ehemalige Jugendfreundin der Frau Dornſtrauch war. Herr Jeſus, wo kömmſt Du her? Mein Himmel, ich habe ja nie etwas wieder von Dir gehört! rief die Frau Förſterin. Und ich von Dir auch nicht! erwiederte die Räthin, denn als ich meinen ſeligen Mann heyrathete,

warst Du noch ein Knirpschen so hoch, und jetzt hast du schon ein so liebes, schönes Töchterchen! Sie ist wahrlich beynahe eben so groß, wie meine Louise. Frau Dornrauch fühlte sich nicht wenig geehrt, das Duzschwesterchen einer Frau Räthin zu seyn, und freuete sich ungemein, mit dieser sich bey Tische recht ausführlich über Vergangenheit und Gegenwart besprechen zu können.

Der Herr Förster setzte sich, wie billig, bey der Freundin seiner Ehehälfte, und der geistliche Bräutigam mußte sich mit einem tiefen Seufzer und einem eben so tiefen Bückling bequemen, den Platz neben Röschen einem jungen Fremden zu überlassen, der steif und fest behauptete, er habe diesen Platz schon früher belegt, und könne wegen der holden Nachbarin unmöglich darauf verzichten. Indessen bat er doch den ehrsamen Pfarrer sehr höflich, sich ihm und Rosalien gegenüber zu setzen, denn sonst, sprach er, müßten sie um meinetwillen ein zu großes Opfer bringen.

Meyenburg, der mit dem anmaßenden jun-

gen Herrn zugleich eingetreten war, schien Röschen, ihre Eltern und seinen Nebenbuhler kaum zu bemerken, und unterhielt sich am andern Ende der Tafel mit einem seiner Kunstgenossen sehr eifrig über den neuangelegten Kirchhof, welcher dem letztern nach der Bevölkerung des Städtchens viel zu klein dünkte. Nur dann und wann warf er der Geliebten einen verstohlenen Blick zu, der jedes Mal mit hohem Erröthen erwidert ward.

So ärgerlich Ehrn-Homilius anfangs über den Fremden auch war, der ihm den Platz neben der schönen Rosalie entrissen hatte, so heiterte sich doch bald sein Gesicht wieder auf, da sein Verdränger sich gar nicht mit der reizenden Nachbarin, sondern blos mit ihm unterhielt. Herr Advokat Rheinfelden, so hieß der liebe Mann, hatte nemlich dem ehrsamen Landpfarrer so viel Angenehmes und Schmeichelhaftes zu sagen, daß er Alles um und neben sich, nur nicht die Flasche vergaß, die er fast jede Minute wieder füllen ließ, und woraus er nicht allein sich setzte, sondern vorzüglich dem Herrn

Paſtor in vollem Maaße einſchenkte. Kaum war man beym zweyten Gericht, ſo waren die beyden Männer ſchon Seelenfreunde, und beym dritten Gange hieß es bereits: mein beſtes, einzigſtes Brüderchen, und Du und Du; ihre Wangen wurden immer glühender, ihre Zungen immer loſer und ihre Herzen immer vertraulicher.

Aber das muß man geſtehen, rief der Advokat plötzlich laut auf den Tiſch ſchlagend aus, das muß man wahrlich geſtehen: unſer Herrgott iſt noch immer der Alte; noch immer der Wittwen und Waiſen ihr Vater! Bedenke, was Deine Wittwe für ein Glück hat!

Meine Wittwe?

Ey nun, die polemiſche!

Die?

Freylich! Weißt Du denn das nicht?

Keine Silbe —

Nicht, daß ſie vor ein paar Tagen das größte Loos in der Lotterie, daß ſie hundert und fünfzig tauſend Thaler gewonnen hat?

Die Pa-Pa-Pa-ſorin Po-Po-Po-Po-

lemius hat hundert und fünfzig tausend Thaler gewonnen! rief Homilius so laut, daß die ganze Tischgesellschaft in Aufruhr gerieth. Einige lachten in der Meynung, der Herr Pastor sey voll süßen Weins und schüttelten den Kopf, allein der Herr Advokat versicherte ganz ernsthaft, daß man die Wahrheit ja leicht vom Herrn Schamschen Michel Schmuel erfahren könne, in dessen Kollekte der Gewinn gefallen sey, und der es ihm erst vor ein paar Stunden erzählt habe. Die Frau Räthin Mevenburg und ihre schöne Tochter Louise, Rheinfeldens Beauté, wollten gleichfalls etwas davon gehört haben, und meynten, daß die Frau Pastorin jetzt, trotz ihrer sechs kleinen verwaisten Bälge, die beste Parthie im ganzen Lande sey.

Der ehrsame Homilius glaubte dies, ohne es jedoch zu äussern, gleichfalls, vorausgesetzt, daß die Sache sich wirklich so verhielte, wornach er sich gründlicher zu erkundigen beschloß. Die Unterhaltung ward jetzt allgemeiner; er nahm aber gar keinen Antheil weiter daran, sondern rückte und rückte auf dem Stuhl, als

säße er auf glühenden Kohlen, und wünschte, daß man doch endlich nur aufstehen möchte. Der Advokat sprach noch sehr viel davon, wie herrliche Güter man mit einer solchen Summe zu einem Spottpreise aus Konkursen erstehen könne, und wie viele Millionen sich in wenigen Jahren damit erwerben ließen. Zugleich schenkte er auf das Fleißigste ein, um der Phantasie des geistlichen Brüderchens recht große goldene Flügel anzusetzen, und dieser hörte so andächtig zu, daß er gar nicht mehr an die holde Rosalie dachte, die still und lächelnd ihm gegenüber saß.

Wo wohnt Schamschen Michel Schmuel? fragte der Mann Gottes den besten seiner Freunde.

Ich begleite Dich, Brüderchen! antwortete dieser, und schlenderte recht traulich, Arm in Arm, mit dem neuen zum alten Testamente.

Wahrlich, das wäre ein Weibchen für Dich, die Witwe Polemius! hob Rheinfelden an. Ich sollte nur nicht schon Bräutigam seyn! Bey Gott —

Ich bin gleichfalls verlobt —

Doch wohl nicht gar mit dem Gänschen, das neben mir saß.

Leider! Sie hat mir aber noch kein Jawort gegeben!

Ha, Du glücklicher Mann! Dann bist Du ja so frey, wie die Vögel unter dem Himmel! Dann kannst Du die Wittwe ja heyrathen!

Wenn sie mich nur will! Jetzt, da sie reich ist —

Zum Teufel, man muß sich von dem Loose nichts merken lassen, ehe Du nicht das Jawort und das Geld selbst im Sacke hast! Verstehst Du? Wir wollen mit Schamschen Michel Schmuel Alles verabreden; nachher soll sich das Uebrige schon finden. Vertraue nur mir.

Mit diesen Worten traten sie bey Herrn Schamschen Michel Schmuel ein. Hocherfreut über den Besuch der beyden Gojim bestätigte er Rheinfeldens Bericht von dem großen Gewinn. „Soll mer Gott,“ setzt' er hinzu, „es ist Schod, es ist Wunderschod, daß es heute ist Markt und morgen ist Schabbes! Wollt' ich doch seyn ewig verschwärzt, wenn ich nicht

schon heute bezahlte das Geld. Non kann ich obersicht nicht eher als zum Montag. Obersicht ich will gleich schicken an Stiefelett an die Frau Paßtern, daß sie hat gewonnen in die Lotterie das grauße Laus von die hundert tausend Thaler, ah mein! und daß sie soll kummen und holen ihr Geld. Ah mein!"

Um's Himmelswillen nicht, bester Herr Schmuel! fiel Rheinfelden ein. Wir selbst werden die Nachricht ihr bringen! Wir reisen in diesem Augenblicke zu ihr.

Mit hochklopfendem Herzen verließ Ehrn. Quinctius den wackern Hebräer, dem er zum Abschiede den besten Platz auf Abrahams Schooß wünschte, und wir kehren auf einige Minuten wieder zu Röschen und ihren Eltern zurück.

Die Frau Försterin gefiel sich in der Gesellschaft ihrer ehemaligen Jugendfreundin Meyenburg so wohl, daß sie sich fast gar nicht von ihr zu trennen vermochte, und daher ward auch die freundliche Einladung der Frau Räthin, auf ihrem Zimmer mit ihr den Kaffee zu trinken, mit größtem Vergnügen angenommen.

Aber wo bleibt denn der Paſtor? fragte Herr Dornſtrauch, als er die holdblühende Tochter an dem Arme des Doktors gleichfalls hereinkommen ſah.

Er ging mit Rheinfelden aus! — war die Antwort.

Ach, er iſt zu Markte. Er will Röschen eine heimliche Freude machen! verſetzte ihre Mutter.

Ein Brief vom Herrn Paſtor Homilius! ſprach der eintretende Markör. Er iſt ſo eben mit dem Herrn Advokat Rheinfelden nach Eichhorſt zur Frau Paſtorin Polemius gefahren.

Donnerwetter, was heißt das? rief der Förſter, das Sendſchreiben entſiegelnd, und Röschen und die hübſche Louiſe lieferten ins Fäuſtchen.

Alle Teufel, der Pfa — Pfaffe iſt toll! Höre einmal, Frau, was der Bube mir ſchreibt.

Nun? fragte die zitternde Förſterin, und und ihr Mann las:

Hochgeehrteſter Herr Förſter!

„Als der grundgütige Gott den Eheſtand für uns arme, ſündhafte Menſchen einſetzte, wollte er keineswegs, daß es ein Wehſtand, ſondern ein rechter Freuden- und Jubelſtand ſeyn, und daß ein Jeglicher, wie der ſelige Lutherus ſpricht, ſein Gemahl lieben und ehren ſolle. Da nun aber von den Diſteln keine Feigen und von den Dornen keine Trauben zu leſen ſind; Ihre hochgeſchätzte Demoiſelle Tochter auch durch ihr ganzes zeitheriges Betragen mich hinlänglich überzeugt hat, daß unſer künftiger Eheſtand wohl ein Wehe-, aber kein Freuden- und Jubelſtand ſeyn würde; ſo habe ich mich nach reiflicher Ueberlegung mit Gott und vorheriger Rückſprache mit meinem verehrteſten Herrn Sachwalde entſchloſſen, auf eine eheliche Verbindung mit der Demoiſelle Roſalie Wilhelmine Dorothea Dornſtrauch ein für alle Mal zu verzichten. Bis jetzt habe ich von letzterer weder ein Jawort, noch Geſchenke und Gaben, ſondern blos ein paar Ohrfeigen empfangen, und

alſo wird eine förmliche Scheidung von Seiten des hochpreislichen Konſiſteriums nicht nöthig ſeyn.

Uebrigens beharre ich mit chriſtlicher Liebe und Ergebenheit u. ſ. w.“

Der verdammte Schurke! Er ſagt: er habe noch kein Jawort erhalten, und hab' ich ihm nicht gleich mein Jawort gegeben? Aber wartet! Umſonſt ſoll er mein Kind nicht ſchimpfirt haben! Markör! rief der erzürnte Vater zur Thüre hinaus.

Was wollen Sie, Beſter? fragte die Räthin.

Anſpannen laſſen, und dem Buben den Hals brechen!

Um Gotteswillen, warum denn?

Weil er uns alle zum Beſten gehabt hat! Das kömmt von dem Sprödethun her, Jüngferchen! Nun werden die Kinder mit Fingern auf Dich weiſen, auf Dich, die Verſchmähte! Wärſt du vernünftig geweſen, und dem Rathe Deiner Eltern gefolgt, dann könnte in acht Tagen deine Hochzeit ſeyn; allein jetzt — jetzt nimmt Dich kein Menſch!

Aber ich, sagte Meyenburg, und schloß das hochglühende Mädchen an seine Brust.

Sie? — fragte der betroffene Vater. Nein, nein, der Pfaffe soll seinen Willen nicht haben!

Den wollen wir gerne ihm lassen! Haben wir doch nun auch den unsrigen! Nicht wahr, liebe Emilie? sprach die Räthin zu Rosaliens Mutter, und beyde Frauen umschlangen zärtlich schmeichelnd das wonnetrunkene Paar.

Schon vor acht Tagen gab ich meinem Sohne meine Einwilligung und meinen Segen, als ich hörte, daß unser liebliches Röschen die Tochter meiner Freundin Emilie sey. Jetzt ist auch an Ihnen die Reihe, Herr Bruder! Flink, flink!

Ach, ich hätte das Mädchen gerne bey mir zu Eichhorst behalten! Es ist mein einziges Kind, versetzte Herr Dornstrauch und trocknete sich die Augen. Aber — wenn es doch seyn muß, so muß ich freylich in den sauern Apfel wohl beißen. Gott segne Euch, liebe Kinderchen! Gott segne Euch! Ich thue es gleichfalls, so gut ich's verstehe! fügte er lächelnd hinzu,

und legte Röschens beyde Hände in die Hand ihres Geliebten.

Die gute Försterin weinte Thränen der Freude und des Entzückens über das Glück ihrer Tochter. Wir können ja recht oft zusammen kommen, meynte sie. Wir haben ja beyderseits Pferde und Wagen.

Auch die schöne Louise ertheilte in drollichtem Pathos ihrem Bruder und der holden Schwester ihren Segen, indem sie beyde umarmte.

Niemand war glücklicher, als Meyenburg. Er hätte für alle Lotteriegewinne der Welt die rosige Braut keinen Augenblick aus seinen Armen gelassen.

Jubelnd und lachend trat endlich auch Rheinfelden mit der Nachricht ein, daß Ehrn-Homilius vor ein paar Stunden den ersten Kuß und das Jawort von der polemischen Wittwe erhalten habe. Zur Belohnung für sein Schelmstück forderte er von der holden Schwägerin gleichfalls ein Küßchen, welches ihm auch freundlich gewährt ward, obgleich die bräutliche Louise schalkhaft mit dem Finger drohte.

Champagner, Champagner! zehn Flaschen, Marlör! rief der Förster. Potzwetter, es freut mich doch, daß wir den Homilius so angeführt haben. Wie wird er sich ärgern, wenn er, statt des Gewinns, am Montage eine Niete bekömmt.

Auch die kriegt er nicht einmal! erwiederte Rheinfelden. Seine Braut hat gar nicht in die Lotterie gesetzt.

Als der Wein kam, mußte der schelmische Advokat die Geschichte recht ausführlich erzählen. Die Polemische hatte sich keinesweges so spröde, wie Röschen bezeigt, sondern war gleich zärtlich und girrend, wie eine Turteltaube, an das liebende Herz ihres Künftigen gesunken, ohne ihm wegen seiner Untreue den mindesten Vorwurf zu machen. Als Dornstrauchs am Abend zu Hause kamen, erhielten sie auch alle, dem Herrn Pfarrer geliehenen Sachen zurück, indem seine Verlobte noch selbigen Tages mit ihren kleinen Bälgen wieder bey ihm eingezogen war.

Da Herr Schamschen Michel Schmuel aber am Montage weder eine Stafette, noch hundert

und fünfzig tausend Thaler schickte, so verfügten sich Sr. Hochehrwürden selbst nach Hirschfeld zu dem Hebräer. Wie erstaunte aber Ehrn-Homilius, als der letztere ihm schmunzelnd versicherte: es sey nur gewesen a kleiner Errthum, und erren sey menschlich, wie der Herr Pastor wohl wisse.

Dieser lief daher augenblicklich zu seinem Freunde Rheinfelden, und bat ihn, den Juden sogleich zu verklagen, welcher auf jeden Fall, er habe geirrt oder nicht, die hundert und fünfzig tausend Thaler zahlen müsse.

Der Herr Advokat war aber zu überhäuft mit Geschäften, und mußte daher das liebe Brüderchen mit der so gerechten Sache an einen Andern verweisen.

Bald nachher feyerten die beyden jungen Brautpaare auf dem Forsthofe zu Eichhorst gemeinschaftlich ihre Hochzeit. Es war ein Tag der Wonne und des Entzückens für die Liebenden und für ihre Eltern, dem jedoch eben so schöne Tage und Jahre und zwey der glücklichsten Ehen folgten. Jedes Jahr giebt es ein

paar Kindtaufen, und hoffentlich werden meine holden Leserinnen und ich nächstens bey den beyden Ehepaaren sämtlich zu Gevatter gebeten, wie mir es Röschen und Louischen unlängst versprochen haben.

Mit Jenen zugleich beging Herr Homilius mit der Polemischen seinen Ehrentag. Der Herr Superintendent hielt ihnen, auf die Bitte der bräutlichen Witwe, die Traurede, worin er über den Text: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viel sündliche Lüste," viel Gründliches sagte. Die Frau Pastorin keift und ihre kleinen Bälge heulen dem ehrsamen Quinctius manchmal die Ohren etwas voll; indessen ist ja des Menschen Wille sein Himmelreich, und so findet der Hochehrwürdige dies schon auf Erden. Uebrigens gehen nach dem äussern Scheine, welcher freylich oft trügt, Homiletik und Polemik ziemlich friedsam ihren Weg mit einander. Was aber manchmal hinter den Gardinen geschieht, wissen wir nicht.

Lieschen,
oder die Blumenfreunde.

Unter den vielen Blumen, die in dem Garten des Schulmeisters Ehrmann zu Waldau blühten, war Lieschen, seine einzige Tochter, unstreitig die lieblichste, und Niemand fühlte das tiefer, als der Herr Lieutenant Karl von Hohenberg, der Brudersohn des Gutsherrn. Ihr blaues unschuld- und seelenvolles Auge; die blühenden Wangen, auf denen die Jugend ihre schönsten Rosen entfaltet hatte; das seidene, lange Kastanienhaar, welches die Lilienstirne beschattete, und dann auf den vollen schwanenweißen Busen herabrollte; ihr schlanker Grazienwuchs; ihr leichter zephyrartiger Gang, dem man es nicht ansah, daß sie in der niedern

Hütte eines Dorfes erzogen war; kurz Alles, Alles hatte ihn gleich auf den ersten Anblick bezaubert, und der Wunsch, das reizende Mädchen einst sein nennen zu können, war der einzige Gedanke, der ihn beschäftigte. Auch Lieschen war nichts weniger als gleichgültig gegen den schönen jungen Mann, der ihr mit der zartesten, liebevollsten Achtung begegnete, und in ihren Augen keinen andern Fehler hatte, als daß er nicht ihres Standes, daß er ein Edelmann war.

Seit einigen Monaten hielt sich Karl bey seinem eben so reichen, als ahnenstolzen Oheim, dem Obersten von Hohenberg zu Waldau auf. Obgleich dieser ihn, den Vermögenslosen, an Sohnesstatt annehmen und zum einzigen Erben einsetzen wollte, so wurden ihm doch bald die Launen, und das hochmüthige, herrschsüchtige Betragen des grillenhaften Alten überdrüßig, und er stand schon im Begriff, Oheim und Erbschaft zu verlassen und zu seinem Regimente zurückzukehren, als er von dem blumenliebenden Schulmeister und seiner wunderschönen Tochter

hörte. Selbst in Rücksicht der geistigen und sittlichen Bildung rühmte der Pfarrer des Orts, ein würdiger Mann, Lieschen so sehr, daß Karl noch an dem nemlichen Tage unter dem Vorwande, die Blumen ihres Vaters zu sehen, diesen besuchte. Herr und Frau Ehrmann nahmen ihn, als den Neffen ihres Gutsherrn, zwar äußerst höflich, aber ohne kriechende Demuth auf, und Lieschen entzückte ihn fast durch ihr edles, anständiges Betragen noch mehr, als durch ihre Schönheit, so daß Niemand sich glücklicher fühlte, als er, da die beyden Alten ihn beym Abschiede sehr artig baten, sie recht bald wieder zu besuchen. Er kehrte höchst erfreut zurück, und willigte noch an demselben Abend in den erneuerten Antrag seines Onkels, ferner bey ihm zu bleiben; denn mit Vergnügen hätte er ja selbst in der Hölle gewohnt, wenn er dadurch dem schönen Lieschen hätte näher seyn, und sie alle Stunden hätte sehen und sprechen können.

Fast an jedem nächstfolgenden Tage wiederholte er seine Besuche, um mit dem Herrn

Ehrmann über Blumen und Obstbaumzucht zu reden. Da er aber häufig, wenn der Alte ihm seine Tulpen, seine Rosen, seine Nelken zeigte, gar nicht dahin, sondern blos nach dem reizenden Lieschen blickte, so begriff der Vater sehr leicht, daß diese eigentlich das Blümchen sey, was den jungen Blumenfreund so oft in sein Haus und in seinen Garten zog. Noch klarer ward ihm dies, als er gar einmal wahrnahm, daß Herr von Hohenberg dem holden Mädchen die Hand recht innig drückte, und daß Lieschen hochrörhend und mit sanftem Widerstreben es litt. Das dünkte ihm wirklich zu arg. Herr Lieutenant! Herr Lieutenant! rief er mit gerunzelter Stirne dem verliebten Gaste zu, und schickte die Tochter augenblicklich zu ihrer Mutter.

Hielt jemals ein Dorfschulmeister auf seiner und der Seinigen Ehre, so war es sicherlich Herr Ehrmann, indem er sich, und vielleicht nicht mit Unrecht, einbildete, daß ein Landschullehrer eine der wichtigsten Personen im Staate sey. Uns, pflegte er zu sagen, uns ist ja die sittliche Bildung der Nachkommenschaft

des größten und wichtigsten Volkstheils, und mithin auch ihr zeitliches und ewiges Glück anvertraut. Wir müssen daher mehr, als alle Andere, über unser und der Unsrigen Betragen wachen, weil gerade das Beyspiel, welches wir geben, und wäre es auch nur ein böser Schein, für die Sittlichkeit der zahlreichsten und unverdorbensten Klassen und ihrer Nachkommen von den schlimmsten Folgen seyn kann. Blumen und Kinder sind gleich. Was den Erstern die Nachtfröste, die rauhen Nord- und Ostwinde sind, das sind den Andern die übeln Beyspiele ihrer Eltern und Lehrer. Wehe dem, der dieser Geringsten Einem ein Aergerniß giebt; ihm wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde. Es ist gut, daß unsere Regierungen so wenig bürgerliches Ansehen mit dem Stande der Landschullehrer verbunden haben; desto mehr müssen diese nun suchen, durch ihr Betragen sich Achtung und Ehre zu erwerben, und desto vortheilhafter werden sie durch ihr Beyspiel auf die Mehrzahl des Volkes wirken müssen.

Dies waren die Ansichten, nach denen Herr Ehrmann handelte, und deshalb mied er Alles höchst sorgfältig, was nur den mindesten Schein eines Unrechts oder einer Unsittlichkeit auf ihn und die Seinigen hätte werfen können. Er empfieng daher auch den jungen Hohenberg, sobald er dessen Neigung für Lieschen bemerkte, mit jedem Tage kälter, und nach jener Händedruckscene sogar äusserst mürrisch. Lieschen war bereits auf ihr Kämmerlein verwiesen, und da Herr Ehrmann äusserte, sie sey zu einer Verwandtin verreist, deren Wohnort er aber dem gottlosen Lieutenant nicht sagen wollte, so kam dieser fürder nicht mehr.

Frau Ehrmann mißbilligte indessen das Verfahren ihres Mannes gar sehr, da sie es viel zu hart und beleidigend fand. „Es wäre schon manches Bürger- und Bauernmädchen zu hohen Ehren und Würden gelangt, meynte sie: warum man denn Lieschen den Weg zu ihrem Glücke gewaltsam versperren wolle? Der junge Hohenberg sey gewiß ein sehr wackerer Mann, der nichts Böses im Schilde führe; das beweise

sein ganzes Betragen, denn nie habe er die mindeste Unart begangen. Der Händedruck sey eine Kleinigkeit, worin Lieschen so gar nicht schuld sey. Dieser geschehe überhaupt am meisten zu nahe, denn was sie für ihre schöne Bildung und dafür könne, daß Herr von Hohenberg und alle andere Menschen sie so hübsch fänden? Das arme Mädchen müsse nun eingekerkert auf dem Boden sitzen, und aus Mangel an Luft und Bewegung an ihrer zarten Gesundheit, die ohnehin nicht die festeste sey, Schaden nehmen."

Durch diese und andere Vorstellungen bewog Frau Ehrmann ihren Gatten, nach einigen Tagen Lieschen unter der ernsthaften Bedingung aus dem Arrest zu entlassen, daß sie sich keiner geheimen Umtriebe schuldig machen, und sich durchaus nicht wieder die Hand sollte drücken lassen. Das Letztere war freylich höchst lächerlich, denn der Lieutenant hatte dem Vater sehr oft die Hand recht herzlich gedrückt, ohne daß dieser böse darüber geworden wäre. Von geheimen Umtrieben konnte bis jetzt eben so wenig

die Rede seyn, denn obgleich Lieschen, welche bereits fünfzehn Jahre und sechstehalb Wochen alt war, für Karl von Hohenberg etwas ganz anders fühlte, als für alle andere Männer, so war es doch nie zwischen ihnen zu schriftlichen oder mündlichen Erläuterungen gekommen. Ja selbst die Augensprache, welche heimlich Liebende sehr gerne mit einander reden, da sie so tief und wonnevoll in die Herzen dringt, hatte sie immer auf das Sorgfältigste vermieden; denn wenn Hohenberg sie oft mit der innigsten Sehnsucht anblickte, so sah sie jedes Mal, sobald sie es nur merkte, glühend wie eine Rose, auf den schönen hochschwellenden Busen hinab. Ihr fiel also gar nichts zur Last, und der Vater bereuete am Ende selbst sein strenges Verfahren gegen die holde liebliche Tochter.

Lieschen war jetzt zwar in Freyheit, und durfte wieder im Garten ihre jungen Bäume und Blumen pflegen und warten; allein sie fand weder an Blumen noch an Bäumen Vergnügen, und vergoß oft Ströme der heißesten Thränen. Häufig blieb sie auch wie eingewur-

zeit an den Orten ſehen, wo ſie mit Karl von Hohenberg und ihrem Vater wohl früherhin einmal geweilt hatte. Die ſchwere Gefangenſchaft, welche ſie, ſo unſchuldiger Weiſe, beynahe drey Tage lang erlitten, ſchien ſie für alle bisherigen Freuden ihres Lebens abgeſtumpft zu haben, und die Mutter hatte genug zu bitten und zu ſchmeicheln, damit ſie ſich nur die ſchönen blauen Aeuglein nicht ganz ausweinte.

Einige Zeit nach ihrer Befreyung ward Lieschen indeſſen plötzlich heiterer. Sie beſuchte öfter als jemals den Garten, und begoß die Blumen in Gedanken manchmal weit mehr, als nöthig war. Sie ſang wieder die fröhlichſten Lieder, und ſpielte recht vergnügt auf dem alten Klavier, welches zu Zeiten noch weit verſtimmter war, als Lieschen vor mehreren Tagen. Bisweilen machte ſie aber auch dummes Zeug; ſo jätete ſie einmal auf einem Beete alle jungen Möhren und Peterſilien aus, und ließ das Unkraut darauf ſtehen. Indeſſen antwortete ſie doch auf jede Frage ganz vernünftig, wofern ſie dieſelbe nur hörte, denn manchmal

schien sie sehr tief nachzudenken und nicht gut hören zu können.

Herr Ehrmann, der nach seiner Logik von jeder Wirkung eine Ursache wissen wollte, und die schnelle Gemüthsveränderung, so wie das sonderbare Benehmen des holden Töchterleins gar nicht begriff, theilte seiner Gattin seine Muthmaßungen darüber mit. Sie meynte aber: Es sey nichts; dergleichen stelle sich bey jedem jungen Mädchen ein, und man müsse sie nur gewähren lassen. Ob Frau Ehrmann hierin Recht hatte, wissen unsere schönen Leserinnen von Lieschens Alter und darüber, wohl besser, als wir; der Vater beruhigte sich jedoch nicht bey der Mutter Aussage, sondern lauerte dem armen Mädchen auf allen Schritten und Tritten nach.

„Hohenberg, dachte er, Hohenberg soll, wie sein Bedienter mir sagte, zu seinem Regimente zurückgekehret seyn. Gewiß war diese Nachricht eine Finte, um mich sicher zu machen, und Lieschen desto leichter ins Unglück zu locken. Wer weiß, was schon geschehen ist?“ Er

sprach mit seiner Frau gleichfalls hierüber: allein diese betheuerte hoch und heilig: der Lieutenant sey, wie sie mit ihren eigenen Augen gesehen, wirklich abgereist, und es sey also von seinen Nachstellungen für die Eingeborne gar nichts zu fürchten. Sie bat, nur gegen die liebe Tochter ja keinen solchen Argwohn zu äußern, worüber sie natürlich sich sehr betrüben und vielleicht gar einen Rückfall in ihre vorige schwermuthsvolle Stimmung bekommen würde.

Der sorgsame Vater ermahnte indessen das schöne Lieschen öfter als jemals, den bösen Buben und Lockvögeln ja nicht zu folgen, wobey aber Hohenberg weislich mit keiner Sylbe erwähnt wurde. Die kleine Huldin versprach auf das Feyerlichste, der väterlichen Lehren immer eingedenk zu seyn, und da sie den Herrn Lieutenant für keinen bösen, sondern für einen recht guten Buben hielt, so stand sie jeden Morgen eine Stunde früher, als ihre Eltern auf, um durch eine Oeffnung in dem hohen Gartenzaun ein vertrauliches Wörtchen mit ihrem Karl zu wechseln.

Karl von Hohenberg hatte nemlich in der Ueberzeugung, daß Lieschen bald wieder zum Vorschein kommen würde, wenn er nur, dem sichern Vernehmen nach, fort sey, sich auf ein benachbartes Gut begeben, und stellte von hieraus geheime Umtriebe um den Garten des Schulmeisters an, um, wo möglich, die Angebetete seines Herzens nicht allein unbemerkt sehen, sondern vielleicht gar sprechen zu können. Schon hatte er mehrere Tage mit innigster Sehnsucht geharrt, als er eines Abends Lieschen wahrnahm, die ganz allein mit thränendem Blicke umherschlich, und oft die kleinen Hände, wie betend, gen Himmel emporhob. Immer höher klopfte ihm das Herz, je näher sie jener Oeffnung im Gartenzaune kam, vor welcher er stand. Endlich war sie nahe genug, um ein leises Wörtchen vernehmen zu können, und: Pst! Pst! Schönes, einziges Lieschen! rief er der Erschrockenen zu. Sie wollte zurück eilen, da die bösen Buben ihres Vaters ihr einfielen; allein bey dem wiederholten Zuruf des Lieutenants erkannte sie gleich seine Stimme. Aengst-

lich und zweifelhaft, was wohl zu machen sey, that sie mit hochwogendem Busen, und oft schüchtern umsehend, ein paar langsame Schritte vorwärts, dann wieder einen halben zurück, und so abwechselnd, bis sie endlich dicht vor der Oeffnung stand.

Wer ist da? fragte sie mit zitternder Stimme.

Ich, schönes, himmlisches Lieschen! Ich bin es! Karl von Hohenberg! flüsterte er, und streckte mit Müde seine Hand durch den Zaun.

Mein Gott! — Was wollen Sie? Wo kommen Sie her? fragte sie, unwillkührlich ihm die ihrige reichend.

Dir sagen, daß ich Dich mehr als Alles, mehr als mein Leben liebe, Du herrliches Mädchen, und Dich fragen: ob Du mein, ewig mein werden kannst?

Lieschen wußte gar nicht, wie ihr war, gar nicht, was sie thun und antworten sollte? Es war ihr, als ob Alles nur ein Traum, nur ein Spiel ihrer aufgeregten Einbildung sey; als ob ihr ganzes Seyn in eine wehmüthige, namenlose Wonne aufgelöst würde.

Endlich gewann sie wieder Besinnung und Sprache. Herr von Hohenberg, stotterte sie, Sie sind von Adel und ich — ich bin ja so arm, und nur die Tochter eines Dorfschulmeisters. Ihr Onkel wird nimmermehr —

In einem Jahre, fiel er hastig ein, bin ich volljährig. Dann bedarf ich meines Oheims und Vormundes Zustimmung nicht weiter. Auf seine Erbschaft und meinen Adel verzichte ich mit Freuden. Meine Mutter hinterließ mir ein kleines Vermögen. Es reicht hin, ein Häuschen und einen viermal größern Garten, als dieser, zu kaufen, und ich werde der glücklichste Sterbliche seyn, wenn Du, mein schönes Lieschen, es mit mir theilen willst.

Ach Gott! — Wenn meine Eltern nur wollen!

Also Du bist mein! rief der Hochentzückte, und preßte mit glühender Innigkeit die Hand des holden Mädchens bald an seine klopfende Brust, bald an seine brennenden Lippen. Von der Seligkeit des ersten Kusses konnte hier für

jetzt gar die Rede nicht seyn, da der zwischen den beyden Liebenden befindliche Zaun dergleichen nicht zuließ. Dies ist uns übrigens sehr lieb, weil die Wonne eines solchen Kusses so überaus schwer zu schildern ist, daß schon viel tausend Dichter und Romanschreiber ihre Federn darüber zerkaut haben. Indessen wollte doch Hohenberg gerne diese Wonne schon jetzt empfinden, und begann den Zaun zu erklettern. Lieschen bat aber so flehentlich und beschwor ihn bey Allem, was heilig ist, daß er, als er schon ganz oben stand, wieder zurückstieg, da sie ihm vorstellte, wie leicht ihr Vater kommen könnte, und wie unmöglich dann ein unbemerkter Rückzug ihm werden würde. Man verabredete jetzt noch, Morgens und Abends täglich an dieser Stelle zu treffen, und Lieschens Mutter, welche bey dem Vater die vorläufigen Einleitungen machen sollte, mit ins Geheimniß zu ziehen; denn daß Herr Ehrmann Vieles, und wohl eben so viel, wie Karls Oheim gegen diesen Heirathsplan haben würde, war vorauszusehen, indem nach seinen, oft geäußerten

Grundsätzen, das Glück solcher Ehen selten bis über die Flitterwochen hinausdauerte.

Schon am folgenden Abend stellte sich die Frau Schulmeisterin zur bestimmten Stunde und an dem erwähnten Orte mit ihrer holden Tochter ein. Diese hatte, freylich mit jungfräulicher Verschämtheit, aber mit kindlichem Vertrauen, der zärtlichen Mutter gleich Alles offenbart, und mit Wonnethränen gab Frau Ehrmann den Liebenden ihre Zustimmung und ihren Segen. Auch versprach sie, nach und nach den Vater zu gewinnen, nur war es ihr gar nicht recht, daß Hohenberg seinem Adel entsagen wollte, denn dies, meynte sie, wäre doch ein Vorzug, der seinen Kindern einst sehr nützlich seyn, und vermittelst dessen sie Minister und Magister, Generale und Korporale, kurz Alles werden könnten, was ein Mann, dem Ehre und Ruhm nicht ganz gleichgültig sind, nur zu wünschen vermag. Wäre ihr Mann, der es in der Schule bis Groß-Secunda gebracht hätte, nur ein Edelmann gewesen, sagte sie, dann wäre er jetzt gewiß nicht Schulmeister, sondern

Geheimerath oder gar noch mehr. Eigentlich war es ihr aber auch darum zu thun, die Mutter einer gnädigen Frau von Hohenberg zu werden, obgleich sie dessen, als ihres eigenen Interesses, mit keiner Sylbe erwähnte, und sich am Ende Alles gefallen ließ, was das junge Brautpaar für die Zukunft beschliessen würde. Lieschen war desto erfreuter, daß ihr Geliebter um ihretwillen einem Geburtsvorrechte entsagen wollte, welches bey seinen beschränkten Glücksumständen ihm in der Folge nur lästig werden mußte.

Der ehrliche Schulmeister ahnete nicht das Mindeste von den geheimen Umtrieben und Einverständnissen seiner Gattin und Tochter, und da die letztere nie ohne die Mutter ausging, so hielt er das heilige Grab recht wohl verwahrt. Auf diese Weise gelang es dem schönen Lieschen, ihren Geliebten oft in einem nahegelegenen Gehölze, wenn auch unter sechs Augen, doch ohne den häßlichen Gartenzaun zu sprechen, und so konnte man nicht allein Worte, sondern auch Küsse und Umarmungen wechseln.

so viel man wollte. Dies war sehr nöthig, da man beschlossen hatte, dem nicht leicht von seinen Grundsätzen abzubringenden Vater nichts eher, als bis nach Karls errichter Volljährigkeit kund zu thun, wo dann wenigstens von Seiten des Oheims keine Hindernisse zu fürchten waren.

Herr Ehrmann, der höchlich erfreut war, den jungen Blumenfreund mit guter Manier aus seinem Hause und Garten, und wie er fest glaubte, aus dem Herzen der holden Tochter verscheucht zu haben, besuchte jetzt wieder unbesorgt seine Freunde und Bekannten, um ausser seinen Tulpenzwiebeln und Nelkenablegern auch den Saamen des Guten zu vertheilen und auszustreuen. Hohenberg erfuhr gewöhnlich Stunde und Minute, wo der Vater seiner lieblichen Braut ausging, und gerne gewährte die Mutter ihm die Erlaubniß, sie dann in ihrem Hause zu besuchen.

Schon seit anderthalb Stunden hatte das Lieschen eines Sonntags auf ihren Karl, mit dem sie heute gar Vieles zu sprechen hatte, ge-

harrt, allein er kam immer noch nicht, obgleich sie ihm doch ausdrücklich geschrieben hatte, daß der Vater ausgehen würde, um einem benachbarten Prediger, bey dem er oft einen Nachmittag zu verplaudern pflegte, Nelkenableger zu bringen. Der Geliebte kam aber noch immer nicht, und sie nahm sich vor, ihn recht auszuschmollen, daß er die Zeit, welche man so nützlich hätte verwenden können, so unnütz verstreichen ließ. Mißmuthig ging sie im Garten umher, während ihre Mutter recht andächtig im Hause eine Predigt las. Endlich erschien der so lange Ersehnte, welcher durch ein wichtiges Geschäft abgehalten war, und man hatte sich kaum hierüber verständigt und einige recht zärtliche Versöhnungsküsse gegeben, als auch Herr Ehrmann ganz ausser Athem in den Garten stürzte. Das liebende Paar flog äusserst betroffen auseinander, und eben so betroffen stand der Alte mit halb geöffnetem Munde und erhobenen Händen vor ihnen.

Wo kommen Sie her? Was wollen Sie, Herr Lieutenant?

Ach, der Herr Lieutenant wünscht diese Moosrose zu haben! versetzte Lieschen, die schneller, als ihr kriegerischer Geliebter wieder zur Besinnung kam, und fest überzeugt war, daß ihr kurzsichtiger Vater nichts von den Küssen und Umarmungen gesehen hatte.

Die Moosrose?

Ja, die Moosrose, lieber Vater! antwortete die kleine Schelmin, welche selbst noch höher als eine Rose glühte, mit stockender Stimme und laut klopfendem Herzen.

Ich weiß schon, welche Moosrose! Wenn Sie von mir etwas begehren, Herr Lieutenant, so wenden Sie sich an mich und nicht an meine Tochter. Aber dem Herrn Obersten werd' ich es sagen, daß Sie den Mädchen nachschleichen, wenn die Väter nicht zu Hause sind. Ich verbitte mir Ihre Besuche.

Verwirrt stand der Kriegsheld vor dem zürnenden Vater, und ängstlich und verlegen zupfte Lieschen mit zur Erde gesenktem Blick an den Bändern ihrer Schürze. Ein paar Silberthränen rollten von den rosigen Wangen herab.

Marsch auf Deine Kammer! sprach der Vater.

Herr Ehrmann! —

Nichts, ich will nichts weiter wissen, Herr Lieutenant! Ich gehe gleich zu Ihrem Onkel.

Bester Herr Ehrmann, ich bitte Sie —

Hier war aber an gar kein Bitten zu denken! Der Alte eilte seinem Töchterchen nach, und schloß die Thüre fest hinter ihr zu.

Vor der Drohung des letztern, dem Herrn Obersten von seinen Streifzügen Nachricht zu geben, fürchtete der Herr Lieutenant sich eigentlich sehr wenig, da sein Oheim nie ein Feind solcher Streifereien gewesen war, indem er sie wohl für eine hochadeliche Tugend, aber keineswegs für ein Verbrechen hielt, so lange sie nur in den Schranken des Anstandes blieben, das heißt, so lange nur vom Heyrathen eines bürgerlichen Mädchens nicht auf eine ernsthafte Weise die Rede war; mochten dann auch die übrigen Folgen seyn, welche sie wollten. Selbst die schnöde Abfertigung machte dem guten Hohenberg weniger Kummer, als die Besorgniß,

daß sein so zärtlich geliebtes Lieschen noch mehr Verdruß haben, und daß vielleicht gar dieser Vorfall ihm alle Hoffnung zu einer gütlichen Einwilligung des Vaters rauben würde.

Höchst unmuthig schlich er aus dem Garten durch das Haus, wo das Ehrmannsche Ehepaar im Hintersübchen ziemlich laut wortwechselte, und daher seinen Durchgang gar nicht bemerkte.

Wahrlich, ein Glück, sagte der zornige Schulmeister, daß ich die Nelkenableger vergessen hatte, und darum so eilig zurücklief! Der Lieutenant geht umher, wie ein brüllender Löwe, und Du, die Du das Haus und das Mädchen hüten solltest, sitzest hier und kümmerst Dich um nichts —

Mein Gott, bester Ehrmann, ich wollte ja nur eine Predigt lesen —

Ha, in der Stube eine Predigt lesen, und die bösen Buben der Tochter in den Garten nachschleichen lassen! Warum ließest Du ihn zu Lieschen?

Guter Himmel! er wollte ja nur die Hyacinthen besehen!

So! Die Hyacinthen —

Ja, die Hyacinthen!

Wo nun noch wohl Hyacinthen sind! Liesken hat er sehen und verführen wollen, und wer weiß, was er gemacht hat! O, Gott, ich möchte den ganzen Blumen- und Baumhandel zur Hölle verwünschen, wenn ich nur sonst Brod für Euch schaffen könnte! Daß mir solcher Bösewicht ins Haus kömmt! Wahrlich, so gut evangelisch ich bin, ich wollte, daß die Klöster noch wären, die Nonnenklöster meyn' ich; dann wollt' ich das Mädchen einsperren lassen, damit sie nicht mir und meinem hochwichtigen Amte bey der ganzen Gemeinde Schande und sich zeitlich und ewig unglücklich machte. Aber Du sprichst vom Hyacinthenbesehen und Lieschen sagte: er habe eine Moosrose kaufen wollen? Wie stimmt das?

Ja, Rosen wollte er auch kaufen. Ich las gerade die Predigt und konnte nicht so viel mit ihm sprechen —

Ach, die verwünschten Kuhpocken! Hätte ich nur unserm Herrgott nicht vorgreifen wollen;

dann hätte Lieschen wahrscheinlich die natürlichen Blattern bekommen, und hätte jetzt alle die Nachstellungen nicht! Aber daran warst Du auch Schuld, Weib! —

Du wolltest es ja gleichfalls, lieber Mann!

Auf Dein Zureden! Ich sträubte mich lange genug! Indessen sie soll nicht von der Kammer! Den Schlüssel stecke ich zu mir, weil ich nach Rosenau muß, und daß Du mir Niemanden ins Haus lässest, am wenigsten den Lieutenant. Gott befohlen!

Zürnend schlug er die Thüre hinter sich zu, und ging ernsthaft sinnend die Straße nach Rosenau hin.

Frau Ehrmann lauerte am Fenster ihrem Eheherrn ein Weilchen nach. Ueberzeugt, daß er nicht zum zweyten Male umkehren würde, eilte sie, die weit vertrauter mit dem Amte der Schlüssel war, als der Herr Schulmeister, mit dem Schlüssel zum sogenannten Geldschranke die Treppe hinauf, und öffnete mit dem beruhigenden Zuruf: Erschrick nicht, mein liebes Lieschen, ich bin es! das Kämmerlein der lieb-

lichen Tochter. Die kleine Gefangene faß das niedliche Köpfchen an einen Bettpfosten gelehnt und zerrann faß in Thränen.

Weine nicht, mein einziges Kindchen! Der Vater wird schon wieder gut werden. Du weißt ja, wie lieb er Dich hat! Er iß fort, und kommt vor Abend sicherlich nicht wieder. Sey nur still! Es wird noch Alles besser, als wir denken.

Schluchzend erkundigte sich die holde Dulderin: ob der Vater noch sehr böse auf sie sey? Ob er auch auf Karin viel gescholten habe? Ob er heut Abend wohl wieder freundlich werden und sie aus dem Arreß lassen würde? Ob er auch von der Moosrose etwas gesagt habe? und was dergleichen höchß wichtige Fragen mehr waren, die mit Centnerlaß auf ihrem kummervollen, tiefbetrübten Herzen ruhten.

Die Mutter bot den ganzen Strom ihrer Beredsamkeit auf, die arme Leidende über Alles zu trösten, und schlug vor, während der Abwesenheit des Alten geschwinde den Lieutenant herzubescheiden, um mit ihm gemeinschaftlich

die Sache zu überlegen. Wer konnte hiemit wohl zufriedener seyn, als Lieschen, und augenblicklich eilte die Mutter fort, den künftigen Schwiegersohn zu holen.

In einer, für Lieschen ein halb Jahr langen, halben Stunde kam Frau Ehrmann mit dem Heißersehnten zurück, und nach tausend Küssen und Betheurungen ewiger Liebe und Treue, beschloß man, da Ehrlichkeit doch am längsten daure, dem Vater Alles haarklein zu entdecken. Mutter und Tochter hatten seit dem Verlöbnisse am Gartenzaun bereits die heftigsten Gewissensbisse wegen ihrer sündlichen Verschwiegenheit gespürt, und sahen den heutigen Vorfall als den Verboten noch größerer Strafen des Himmels an, denen sie blos durch ein reuiges Geständniß gegen den guten Alten entgehen könnten. Die Mutter selbst übernahm es, sobald sein Zorn sich nur etwas gelegt haben würde, ihm Alles zu beichten.

Pox Unglück, was ist dies hier? rief Herr Ehrmann, der plötzlich ganz leise und unerwartet eintrat.

Was suchen Sie hier, Herr Lieutenant? fuhr er höchst zornig und mit geballter Faust auf ihn zugehend, fort. Und wie kommt Ihr auf die Kammer, gottloses Weib, da ich doch zugeschlossen und den Schlüssel zu mir gesteckt habe.

Frau Ehrmann retirirte, Lieschen zitterte, wie Espenlaub, und Hohenberg stellte sich zwischen sie und den Alten, um nöthigen Falls ihr Beschützer zu seyn.

Bester Herr Ehrmann! — sprach er, seine Hand ergreifend.

Geben Sie mir aus dem Hause!

Warum denn?

Weil Sie mir Weib und Kind verführt haben. O, Gott, ich unglücklicher Gatte und Vater! Was muß ich erleben! Die Mutter, das gottlose Weib, eine Kupplerin und die Tochter eine Buhldirne! Ihr bringt mich vor der Zeit in die Grube, ihr Otterngezücht. Herr von Hohenberg, packen Sie sich!

Hören Sie doch, allerliebster Herr Ehrmann —

Ich will von Ihnen nichts hören und sehen!

Ich bitte Sie.

Wenn Sie nicht gleich gehen, so sage ich es Ihrem Onkel, daß Sie mir Weib und Tochter verführt, mich zum unglücklichen Mann gemacht, mich, den Schulmeister, dem die Bildung der Jugend anvertraut ist, vor der ganzen Gemeinde entehrt und geschändet haben!

Das hab' ich ja nicht! So hören Sie doch! —

Ich will aber nicht hören. Ich gehe zu Ihrem Oheim!

Hiemit stürzte er zur Kammer hinaus. Hohenberg wollte ihn zurückhalten; er riß sich über los, stieß die Thüre zu und verriegelte sie.

Nun waren die drey Delinquenten eingesperret, und wußten wahrlich nicht, was zu thun sey. Lieschen war weiß, wie eine Lilie, und saß halb ohnmächtig auf dem Bette: die Mutter betete mit hoch empor gehobenen Händen laut ein Hilfgott, und Hohenberg stand ernst sinnend da, wie ein Mann, der dem wichtigen Augenblicke, wo Leben und Tod auf dem Spiele stehen, mit ernster Fassung entgegen

sieht. Tröstend wandte er sich bald an die holde verzweifelnde Braut, bald an die zagende Mutter. Es sey ja noch gar nichts verloren! sagte er ihnen. Nicht den Obersten, sondern blos den Unwillen ihres Gatten und Vaters habe man zu fürchten. Mit seinem Oheim wolle er bald fertig werden.

Außer sich vor Zorn kam der alte Ehrmann zu dem Gutsherrn.

Ei, ei, Er ist ja ganz erhitzt, mein lieber Schulmeister! Was gibts Neues?

Gnädiger Herr, Ihr Neffe, der Böswicht, hat mir Weib und Tochter verführt.

Ha, ha, ha, Weib und Tochter, alle Beyde?

Alle Beyde, Herr Oberst!

Ha, ha, ha, der Teufelsjunge! Aber was soll ich dabey thun?

Ihn abrufen! Ihm verbieten, daß er nicht wieder über meine Schwelle kommt!

Nun, was hilft das, wenn sie doch einmal verführt sind. Damit wird gar nichts gebessert! Ist seine Frau denn noch hübsch?

Meine Frau hat er zur Kurtisan gemacht.

Ach so! Die Tochter soll recht niedlich seyn! Wie alt ist sie?

Fünfzehn Jahr ins sechzehnte. Aber, gnädiger Herr, ich bitte Sie —

Was soll ich?

Mitgehen und dem Lieutenant verbieten, daß er mir nicht wieder ins Haus kömmt!

Ei, was kümmert mich das? Wo ist er denn?

In meinem Hause!

Nun, dann wird er schon von selbst gehen, wenn's ihm beliebt!

Ich habe ihn eingesperrt!

Ha, ha, ha, das ist lustig! Er sperrt ihn bey Frau und Tochter ein; da ist ja mein Neffe ganz unschuldig. Aber es ist doch ein Spaß! Ich will mitkommen. Ich möchte das schöne Püppchen selbst einmal sehen.

Der Oberst ein hochmüthiger, gefühlloser, böserziger Mann, dem nichts mehr Vergnügen machte, als seine Untergebenen zu kränken, hatte den armen Schulmeister unterwegs weidlich zum Besten. Endlich traten sie ein.

Ha, ha, ha, da sitzt ja das allerliebste

Kind! Wahrlich, Schulmeiſter, da hat mein Neffe ganz Recht, wenn er ein ſo niedliches Mädchen verführt. Das hätt' ich ſelber gethan, wenn ich ſie früher gekannt hätte.

Sie iſt keine Verführte! Sie iſt meine verlobte Braut! ſagte Hohenberg, mit edlem Stolze und finſterm Blick auf ſeinen Onkel zugehend.

Ha, ha, ha, die kleine Metze da?

Herr, was unterſtehen Sie ſich — Meine Braut eine Metze zu nennen? Das edle, unſchuldige Mädchen, das ich heyrathen will? — Bedächte ich nicht, daß Sie der Bruder meines Vaters wären — Er ſchlug an den Säbel.

Meine Tochter, mein Lieschen, iſt ein ehrliches Mädchen, Herr Oberſt! ſprach Ehrmann, mit gebalter Hand ihm entgegen tretend.

Lumpengeſindel ſeyd Ihr! Ihr habt meinen Neffen durch das glatte Geſicht Eurer Dirne zum Narren gemacht! rief der Oberſt, und zog den Stock gegen den Schulmeiſter und ſeine Gattin auf.

Elender! donnerte Hohenberg ihm zu, indem er ihm den Stock entriß und ihn zurückſtieß.

Bursche, Du vergreifst Dich an mir?

Wie können Sie wagen, Herr, die Eltern meiner Braut, die ich als die meinigen betrachte, schlagen zu wollen? Wie können Sie wagen, mich, einen Offizier, Bursche zu nennen! Bey Gott, wäre mein unglücklicher Vater, den Sie schändlich um das Seinige betrogen, und dadurch vor der Hand ins Grab stürzten, nicht Ihr Bruder gewesen; hier, hier sollte Ihr Todbette seyn! sagte Karl in fürchterlichem Tone, indem er den Obersten bey der Brust faßte und schüttelte. In sechs Monaten, fuhr er fort, bin ich volljährig. Dann geben Sie mir mein mütterliches Vermögen bey Heller und Pfenning heraus. Und meine Braut heyrathe ich noch diese Woche. Kein Teufel soll sie mir rauben —

Undankbarer, stotterte der Oberst. Ich wollte Dich zu meinem einzigen Erben einsetzen —

Ich verlange von dem Ihrigen nichts, obgleich es von Rechtswegen Alles das Meinige wäre, da sie meinen Vater durch die unwür-

digten Ränke darum gebracht haben. Nur das Kapital meiner Mutter begehre ich.

Noch heute sollst Du es haben! Noch heute! Ich will nicht länger Dein Vormund seyn. Aber nun will ich selbst heurathen! Du sollst von dem Meinigen keinen Heller erhalten. Daß Dein Vater ein Dummkopf war und sich anführen ließ, war seine eigene Schuld. Sorge nur, daß Du mit Deiner Sippschaft mir aus dem Gute kömmst, sonst —

Wir werden schon einen Wohnort finden! — antwortete Hohenberg, und schlug heftig die Thüre hinter dem Fortgehenden zu.

Herr Ehrmann stand ganz erstaunt über Alles, was er gesehen und gehört hatte, da. Das Opfer, welches Hohenberg so eben durch Entsagung der großen Erbschaft seines Oheims gebracht hatte; die Heftigkeit, mit welcher er die unwürdigen Beleidigungen von ihm und den Seinigen abwehrte, und die Redlichkeit der Absichten des jungen Mannes versicherten ihn hinlänglich, daß Lieschen gewiß durch ihn glücklich seyn werde.

Ist es denn wirklich Ihr Ernst, daß Sie meine Tochter heurathen wollen? fragte er, indem er vertrauensvoll Karls Hand ergriff.

Das war es seit dem ersten Tage, da ich sie sah! erwiederte dieser. Und jetzt geben Sie uns doch auch Ihre Zustimmung?

Wenn ich gewiß wüßte, daß Sie nie Ihre Wahl bereuen würden.

Nimmermehr, rief der Hochentzückte, die holde, liebliche Braut, auf deren Wangen wieder frische Rosen glühten, an seine laut klopfende Brust schließend.

Die Alten segneten mit Freudenthränen den Bund ihrer Kinder ein. Am folgenden Morgen sandte der Oberst das Geld mit den Zinsen, und fröhlich zog die Familie jetzt mit ihrer kleinen Habe nach Rosenau. Noch in derselben Woche feierten die Liebenden im Kreise ihrer Eltern und einiger Freunde ihre Hochzeit.

Das Häuschen, welches sie sich nach Hohenbergs Vorsatze gekauft hatten, ward ein kleiner Tempel des schönsten ehelichen und häuslichen Glücks. Sie säeten und pflanzten in ihrem Gar-

ten Bäume und Blumen, welche sie verkauften. Auch zogen sie noch andere Bäume und Blumen, die ihnen für kein Geld feil waren; denn alle Jahre brachte der Storch ein kleines Angebinde, wodurch die Freuden des liebenden Paares und der beyden Alten unendlich erhöht wurden.

Der Herr Oberst vermählte sich gleichfalls; allein seine schöne edle Gattin ging bald vor Gram und Kummer über das gebieterische, unfreundliche Betragen ihres Mannes ins Grab. Er folgte ihr plötzlich wenige Wochen nachher, und da er immer eine Angst vor dem Testamentmachen, welches er als den Bruder des Todes betrachtete, hatte, so ward Karl von Hohenberg, ganz wider sein Erwarten, einziger Erbe der schönen Güter und des großen Vermögens seines Oheims. Das Glück der beyden Liebenden ward hiedurch jedoch nur in so weit vermehrt, als es ihnen nun möglich ward, auch viele Andere glücklich zu machen.

Gundelchen und Jettchen,
oder der kleine Irrthum.

Mein liebes Kind, sprach Fräulein Kunigunde von Rosenau zu Jettchen, der Tochter ihres längst verstorbenen Bruders, mein liebes Kind, wir jungen Mädchen haben nichts Theureres, nichts Kostbareres, als unsere Unschuld und unsern Ruf. Die Ehre eines Mädchens ist noch zerbrechlicher als Porzellain, aber für kein Geld und mit keinen Thränen kann man sie wieder erkaufen. Ich würde nimmermehr den Vetter Löwenberg zu uns ins Haus nehmen, wenn es nicht Gewissenssache wäre. Als Adeliche brauch' ich keine Einquartierungslasten zu tragen; das ist wahr! Ich bin eine Eximirte. Aber wie viele arme Bürger leiden darunter,

wenn wir uns ausschließen? Ueberdies erfordert es auch meine Ehre, denn er ist mein Blutsverwandter, und was würde man denken, wenn ich bey meinem großen Vermögen gar keinen Offizier einnehmen wollte, da der Baron Halden, der lange nicht so reich ist, wie ich, ihrer drey im Quartier hat. Verschreyt man mich doch ohnehin schon allenthalben als geizig und eigennützig, so wenig ich das auch verdiene! Aber ich bitte, ich beschwöre Dich, bestes Mädchen, sey ja immer recht ernst und zurückhaltend gegen den Vetter. Sprich Du lieber gar nicht mit ihm, und laß blos mich mit ihm reden. Ich habe mehr Erfahrung, als Du. Wenn er Dich nach etwas frägt, so antworte: ja oder nein, oder: ich weiß nicht; was drüber ist, das ist vom Uebel, steht ja in der Bibel. Die Männer, und wären sie so glatt wie Aale und so freundlich und schmeichelnd wie unser alter Kater, sind noch weit tückischer und boshafter als *der*, und weit giftiger, als alle Schlangen und Nattern. Habe immer Gott und Deine liebe Tante, die es so redlich mit Dir

meynt, vor Augen und im Herzen, mein Jettchen, und nimm mich zum Beyspiel.

Die Nichte küßte der lieben Tante recht freundlich die Hand, und versprach den pünktlichsten Gehorsam.

Fräulein Jettchen von Rosenau war seit ihrem zweyten Jahre vater- und mutterlose Waise, und hatte bereits sechzehn Frühlinge erlebt, als der junge, schöne Rittmeister von Löwenberg bey Tante Gundelchen einquartiert ward. Fräulein Kunigunde brauchte wirklich von Rechtswegen keine Einquartierungen zu tragen; allein der Rittmeister war, wie sie vorhin schon bemerkte, ihr Blutsverwandter, denn sein Eltervater und Tantchens Großvater waren Stiefgeschwisterkinder gewesen. Ueberdies war er ein sehr hübscher, geistvoller und artiger junger Mann, und deshalb drang unser Gundelchen beym Quartieramt so lange und ernstlich darauf, bis man sie gleichfalls an den öffentlichen Lasten Theil nehmen ließ, und ihr den Herrn Vetter zutheilte. Ihm war dies freylich gar nicht ganz recht, da er lieber bey

dem Herrn Postmeister geblieben wäre, der drey Töchter hatte, welche an Liebreiz den Grazien und der cyprischen Göttin wenig nachgaben. Als er aber erst Fräulein Jettchen erblickte, da war er vor Entzücken über die Güte der vortrefflichen Tante und über die Anmuth, Schönheit und Unschuld der wunderlieblichen Nichte fast ausser sich, und dachte gar nicht weiter an die Grazien des Herrn Postmeisters.

Er ließ es an keinen Artigkeiten und Schmeicheleyen fehlen, um bey der gnädigen Tante sich recht tief in Gunst zu setzen, und sie that wieder ihr Möglichstes, ihm seinen Aufenthalt in ihrem Hause recht angenehm zu machen, und das holde Jettchen an Kindlichkeit und jungfräulichen Reizen zu übertreffen. Sie kleidete sich daher ganz, wie ihre Nichte, und stand jeden Morgen eine Stunde früher auf, als ehemals, um dort die Rosen der Jugend hervorzuzaubern, wo längst alle Rosen verblüht waren. Jettchen lächelte heimlich über das nur allzu sichtbare Streben der Tante, die jetzt über ihren Paz Sturms Morgenandachten, Johann

Arndts wahres Christenthum und Bunians Reise nach der seligen Ewigkeit gänzlich vergaß, und eben so leichtfertig umherhüpfte, als wäre sie nicht fünf Mal zehn, sondern erst fünfzehn Jahre alt gewesen. Herr von Löwenberg lächelte gleichfalls, und suchte durch eine fast kindliche Ehrerbietung die gute Tante an den wahren Standpunkt ihres Alters zu erinnern; allein sie verkannte ganz und gar seine Absicht, denn vom achtzehnten Jahre bis jetzt schien die Zeit ihr so rasch entschwunden, daß sie fast wähnte, sie habe erst gestern ihren zwanzigsten Geburtstag gefeyert, und daher nahm sie die ehrfurchtsvolle Höflichkeit des Rittmeisters für ein Zeichen der stummen Liebe eines blöden Schäfers, den sie nur durch gaukelnde Tändeleien zu mehrerer Kühnheit ermuthigen müßte. In dem holden, rosigblühenden Jettchen sah sie immer nur noch ein Kind, und die Kammerjungfer war schalkhaft genug, dem armen Tantchen einzubilden, daß kein Mädchen der Stadt, selbst Fräulein Jettchen nicht, so schön und reizend wäre, wie sie. Indessen diente jenes Kind ihr doch in

manchen Stücken zum Muſter, denn obgleich ſie vormals in ziemlich rauhem Baß ſprach, ſo war ſie jetzt eifrigſt bemüht, die melodiſche Silberſtimme der Nichte nachzuahmen; ſo wie Jettchen ihr langes ſeidnes Kaſſanienhaar um das niedliche Engelskörpchen wand, gerade ſo und nicht anders ließ auch Tantchen ihre neue Haartour ſich zurichten, und eben ſo verrätheriſch, wie Jettchens voller, hochwogender Buſen, ward der ihrige verfüllt. Der Bediente und das Kammermädchen erhielten ernſtlichen Befehl, ſie künftig nicht mehr das alte Fräulein oder gar, wie bisher manchmal hinter ihrem Rücken geſchehen war, unſere Alte oder die alte Tante zu nennen; und Jettchen mußte von jetzt an Gundelchen und Du ſagen. Dem Rittmeiſter wollte ſie durchaus begreiflich machen, daß er dem gemeinſchaftlichen Stammvater um einen Grad näher ſtehe, als ſie, und daß er alſo eigentlich ihr Onkel ſey. So wenig er jedoch an der Jugendlichkeit der Fünfzigjährigen zu zweifeln ſchien, ſo wenig wollte er von dieſer Ehre etwas wiſſen.

Hatte sich die Tante gleich einem Adler in einigen Tagen um volle fünf und dreyßig Jahre verjüngt; so war Jettchen dagegen in eben so kurzer Zeit gewiß fünf Jahre älter geworden. Freylich blühten die Rosen ihrer Wangen noch so frisch und purpurisch, wie jemals; allein die schönen schwarzen Augen blickten nicht mehr so fröhlich und unbefangen umher, wie sonst; sie waren oft mit Thränen gefüllt, und schienen sich manchmal ganz und gar zwischen zwey hochwallende Schneehügel versenken zu wollen, wenn man von dem Rittmeister sprach, oder wenn er gar sie, oder sie unvorsichtiger Weise ihn ansah. Auch drängten sich zuweilen recht tiefe Seufzerchen aus dem vollen Busen hervor, und sie schlich jetzt mitunter so bedächtig und tiefsinnig neben der hüpfenden fünfzigjährigen Tante daher, daß man diese nach dem Hüpfen für Jettchen, und Jettchen wieder für die Tante hätte halten mögen.

Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Eines Morgens, als Gundelchen noch eifrig beschäftiget war, ihre bestäubten Rosen und Li-

lien wieder aufzufrischen, ging Löwenberg mit Jettchen im Garten. Beyde wechselten anfangs, ausser einigen Blicken und Seufzern, kein Wort mit einander. Auf mehrere recht zärtliche Handdrücke erhielte Jettchen gar keine Antwort, weil die Tante ihr ausdrücklich gesagt hatte, sie sollte nichts weiter antworten, als: ja, oder nein, oder: ich weiß nicht. Allein endlich war es dem jungen Mann nicht möglich, ein Geständniß länger zurück zu halten, welches von dem ersten Augenblicke an, wo er das liebliche Mädchen sah, auf seinem Herzen lastete. Er ergriff mit Innigkeit die kleine zarte, weisse Hand, und drückte sie an seine Lippen. Ach, rief er, dürfte ich doch diese Hand ewig mein nennen! Dann wäre ich der Glücklichste unter den Sterblichen. Jettchen sah, glühe..d wie die Rose an ihrem emporschwellenden Busen, zur Erde.

Sprechen Sie, fuhr Löwenberg, sanft sie umschlingend, fort, sprechen Sie, schönes, süßes Mädchen, wollen Sie meine Gattin werden?

Herr von Löwenberg, antwortete sie stockend

und ihm sich entwindend, ich bin sehr arm und lebe blos von den Wohlthaten meiner Tante. Wenden Sie sich an die.

Da kam Tantchen jubelnd und leichtfüßig, wie eine Hore in den Garten gehüpft. Die beyden Liebenden liessen sich los, und Jettchen wurde zu Hause geschickt.

Löwenberg war noch zu wenig gefaßt, um in diesem Augenblicke der Tante ein Geständniß zu thun, welches ihr gerade jetzt, wo sie sich um seinetwillen so jugendlich und mühsam geputzt hatte, das Frühstück verbittern mußte. Er beschloß eine gelegenere Stunde zu erwarten, und die fünfzigjährige Jungfrau gaukelte, wie ein Kind, an seinem Arme durch den Gartenwand einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht, und schmückte damit den Tschako des jungen vier und zwanzigjährigen Kriegers. Ach, Ihr Soldaten seyd nur gar zu gottlos! zwitscherte sie mit verliebten Blicken. Uns arme Mädchen betrachtet Ihr als Blumen, die man wegwirft, wenn man sich einige Augenblicke ihres Duftes gefreuet hat. Ein paar große

Thränen rieselten hieben die rothgefärbten Wangen hinab und ließen zwey weiße pergamentfarbene Striche zurück. Löwenberg biß sich vor Aerger und Lachen so heftig auf die Zunge, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten. Gundelchen nahm dies für Rührung, und ward fast noch zudringlicher, als vorhin. Daß jetzt nichts für ihn weiter zu thun sey, leuchtete ihm ein, und er beurlaubte sich schleunigst mit einer recht ehrerbietigen Verneigung.

Nachmittags trat er, festen Entschlusses, offen mit ihr zu reden, in das Zimmer der Tante, die dann und wann ihm einen recht freundlichen, mitleidigen Blick zuwarf. Auf Worte sinnend stand er am Fenster.

Warum so still, bester Vetter? Sie sind ja gar nicht mehr so heiter, wie anfangs; und ich thue doch gerne Alles, wenn ich nur weiß —

Alles? fragte er, vor sie hinknieend, und ihre weiße Hand mit Inbrunst an seine Lippen drückend. Nun, dann können Sie mich zu dem glücklichsten Menschen auf Erden machen. — Ich — ich liebe —

Zärtlich schlang sie die dürren Arme um den Liebenden, und preßte ihn heftig an die knöcherne Brust.

Mein Gott, stehen Sie auf! rief sie plötzlich, Jettchen kömmt. Lassen Sie sich nichts gegen die merken.

Da stand Jettchen schon in der Thüre. Sie wußte nicht, wie ihr ward, als sie den Rittmeister zu Gundelchens Füßen, ihre Arme um seinen Nacken, und seinen Kopf an ihrer Brust sah. Schwankend und halb ohnmächtig eilte sie wieder auf ihr Zimmer, und Tantchen ihr nach. Die Nichte hatte aber hinter sich zugeschlossen, und als Gundel zurückkam, war auch der Rittmeister fort, der bereits im Wirthshause bey einer Flasche Wein seine mißrathene Liebeserklärung und die Gegenliebe der Tante verfluchte.

Ein Strom glühender Thränen stürzte von den rosigen Wangen des holden Mädchens herab. Sie war ganz mit sich uneins, ob Löwenberg die Tante, oder ob diese ihn verführt hätte, und wußte daher gar nicht, ob sie mehr auf

den Rittmeister oder auf Gundelchen zürnen sollte. Daß die Männer treulose Bösewichter waren, sah sie nun klar vor Augen, denn wie hätte sie sonst ihn, der ihr vor wenigen Stunden erst seine Liebe gestanden und die kleine Hand so oft und so zärtlich geküßt und gedrückt hatte, wohl jetzt an dem Busen und in den Armen der Tante treffen können? Allein diese taugte doch auch nicht recht viel; sie hatte Jettchen so häufig vor den Männern, wie vor reissenden und gierigen Thieren gewarnt, und nun that sie selbst, was sie ihr immer so ernstlich verboten hatte. Jettchen hätte übrigens deshalb gar nicht gezürnt und gewiß kein Thränchen vergossen, wäre es nur nicht der Rittmeister gewesen, von dem sich die ungerathene Tante hatte verführen lassen.

Gundelchen war nicht minder zu beklagen. Der Herr Vetter kam freylich am Abend zu Tisch; er war aber so kalt und zurückhaltend gegen sie, als ob kein Fünkchen Liebe, sondern lauter recht feyerliche Höflichkeit in seiner Brust schlüge. Was noch das Aergste war, so nannte

er sie immer gnädige Tante, und legte einen ganz besondern Nachdruck auf das Wort Tante, da sie, nach ihrer Behauptung, ihn doch eigentlich Onkel nennen mußte. Wie es indessen nach seiner hochrothen Gesichtsfarbe schien, so hatte er der Flasche ein wenig zugesprochen, und deshalb mußte man ihm schon etwas zu Gute halten.

Jettchen konnte nur mit Mühe bewogen werden, bey Tafel zu erscheinen; sie war aber eben so einsylbig und still gegen die Tante, wie gegen den Vetter; und ihre rothen Augen und der weinerliche Ton ihrer Stimme bestätigten, daß ihre Aussage: sie habe „ganz abscheuliche" Kopfschmerzen, völlig gegründet war. Kein wortkargeres Kleeblatt konnte wohl je an Einem Tische gefunden werden, als diese drey Leutchen, von denen keines weder zum Essen, noch zum Sprechen Neigung hatte. Da Jettchens Uebel sich endlich in so hohem Grade vermehrte, daß ihr immer die hellen Thränen aus den schönen schwarzen Augen stürzten, so mußte sie auf den Rath der liebevollen Tante

ſich zu Bette verfügen, und nun wollte die leztere ſo eben den theuern Vetter zu ſich auf den Divan einladen, als auch er ſchleunigſt, mit einer ſtummen Verneigung zur Thüre hinaus eilte. Er wollte die kleine Eiferſucht noch auf der Treppe erhaſchen, um ſie durch eine Erklärung des Miſſeverſtändniſſes von ihrem Kopfweh zu heilen; allein ſie flog mit den Schritten einer Atalante voraus, und riegelte die Thüre ihres Kämmerleins hinter ſich zu. Da ſtand er nun vor dem Himmel auf Erden, und all ſein Klopfen, ſein Bitten und Flehen um Einlaß in das kleine Heiligthum war umſonſt. Vergebens führte er an, daß der ärgſte Räuber und Mörder, ja ſelbſt ein Ausreißer, der dreymal vom Regimente deſertirt ſey, noch vor dem Standrecht mit ſeiner Vertheidigung Gehör fände; allein, lieber Gott, was hilft dergleichen bey einem ſchönen ſechzehnjährigen Mädchen, das nichts von Standrecht, Landrecht und Strandrecht verſteht, und daher euch gar nicht weiß, was Recht iſt? Jettchen ſaß ſo ſtumm in ihrem Kämmerchen, wie Themis, die

Göttin der Gerechtigkeit, in manchen Gerichtssälen, wo sehr häufig nur die Ungerechtigkeit spricht. Verdrießlich über das kleine launische Ding, wie er die liebliche Dulderin nannte, schlich er ganz leise auf den Zehen nach seiner Stube, denn Gundelchen, welche sich ihm zu Liebe ihre alten Beine heute ganz müde gehüpft hatte, war bereits mit dem helfenden Morpheus auf der Treppe angelangt. Indessen hatte er doch den Trost, daß er Jettchens Zimmer nun wußte. Morgen oder übermorgen findet sich schon eine Gelegenheit, wo ich das häßliche Mißverständniß ihr dort unter vier Augen erklären kann, und wie süß, wie entzückend wird dann der erste Kuß der Liebe und der Versöhnung nicht seyn! Tantchen wird freylich ein Gesicht schneiden, wie die Meerkatzen auf der zerrissenen Tapete in ihrer Staatsstube; allein was frage ich darnach? Ihr Geld brauche ich nicht, und ein Soldat, den vor keinen Kanonen zittert, wird auch vor keiner alten Jungfrau sich fürchten. Hierauf schloß er, mit einem recht derben Fluch auf die Tante

und einem frommen Wunsch für ihre reizende Nichte, die Augen.

So schnell und gut ging das aber weder auf Jettchens, noch auf Gundelchens Zimmer.

Dem wohlseligen Herrn von Kotzebue konnte das merkwürdigste Jahr seines Lebens, dem jedoch ein noch merkwürdigeres, etwas kürzeres, folgte, nicht so lange gedauert haben, als dem armen Jettchen diese angst- und schmerzvolle Nacht, die ihr noch weit länger und finsterer schien, als vielen deutschen Schriftstellern und deren Lesern ein gewisses Quinquennium. Sie hatte es recht gut gesehen, wie der Rittmeister ihr schnell auf dem Fuße gefolgt war; sie hatte gleichfalls sein Klopfen, Flehen und Bitten an der Tante ihrer Kammerthüre, welche er irriger Weise für die ihrige hielt, vernommen; sie war sogar von ihrem Sorgenstuhle aufgestanden, um zu fragen: was er begehre; allein kaum hatte sie die Klinke gefaßt, als sie, ganz beschämt vor sich selbst, wieder zurück schlich, und den treulosen Frevler klopfen und flehen ließ, so viel ihm beliebte. Denn daß er das,

und nichts besser war, als alle übrigen Männer, von denen ihr Gundelchen so viel Böses gesagt, bewies ja die zärtliche Stellung, in welcher sie ihn bey der Tante überrascht hatte. Ihre Aeusserung, meynte sie, daß sie sehr arm sey, könne ihn vielleicht zu der Untreue veranlaßt haben; allein dies entschuldigte ihn in ihren Augen keineswegs, denn sie hatte ja damit gar nicht sagen wollen, daß er sich um die Hand und den Mammon der Tante, sondern nur, daß er bey dieser sich um ihr schönes Händchen bewerben sollte. Er erschien ihr daher nicht blos als treulos, sondern auch als habsüchtig, und dadurch ward er ihr vollends verächtlich.

Weil sie aber nicht allein aus ihrem Spiegel, sondern von vielen wahrhaften jungen Männern es wußte, wie wunderschön und reizend sie war, und wie weit die Tante mit all' ihrem Gelde ihr nachstand, so schien es ihr bey genauerem Nachdenken auch wieder, sie könne geirrt haben. Wie leicht konnte nicht jene Umarmung ein bloßer Beweis von Wohlwollen der

Tante gegen den Geliebten der Pflegetochter seyn? Sie war ja gleichfalls schon oft von Gundelchen auf ähnliche Weise umarmt und geküßt worden. O gewiß, so ist es und anders gewiß nicht! seufzte sie bald froh, bald betrübt, denn ihr Gewissen machte ihr bittere Vorwürfe, daß sie den Rittmeister nicht gleich eingelassen, und ihm nicht einmal geantwortet hatte. Sie beschloß, ihr Unrecht gegen ihn und Tantchen durch recht freundliche Blicke und Worte wieder gut zu machen, und wollte eben die schönen Augen zuthun, als die letztere aus ihrem Bette ihr zurief:

Jettchen, Jettchen, schläfst Du schon?

Ja, liebe Tante!

Albernes Ding, wenn Du schliefst, dann würdest Du mir ja nicht antworten. Ich habe Dir schon mehrmals gesagt, Du sollst mich nicht Tante mehr nennen, sondern Gundelchen. So lange Du klein warst, ging es wohl an; aber jetzt, da du eben so groß bist, wie ich, jetzt lachen die Leute darüber. Junge Mädchen müssen keine Komplimente mit einan-

der machen. Hat der Vetter an Deine Kammerthüre gepocht?

Nein, liebe — Gundelchen!

Ist er denn vor meiner Thüre gewesen?

Ja, liebe Tan — Gundelchen!

Der närrische Mensch! Er wußte ja, daß ich nicht drinnen — daß ich noch unten war. Ich hörte ihn nach seiner Stube schleichen, und wollte ihn wieder zurück rufen; allein da schloß er die Thüre schon ab. Hat er auch mit Dir etwas gesprochen?

Ich habe gar nicht mit ihm gesprochen, liebe Tante!

Gottloses Geschöpf, Du sollst ja nicht Tante sagen! Ich bin so gut ein Mädchen, wie Du. Wann willst Du gehorsam seyn, und Verstand annehmen?

Die Alte keifte jetzt noch ein wenig. Jettchen zog aber, wie dies bey ihr Gebrauch war, ihr Kissen recht fest um das niedliche Köpfchen, und entschlief mit dem Vorsatze, künftig nie wieder Tante zu sagen.

Gundelchen ward die ganze Nacht von mancherley Gedanken geplagt und beunruhigt. „Warum ging der Vetter gestern Abend so früh, da wir doch lange mit einander hätten lesen können? Sollte er auch wirklich nicht bey Jettchen gewesen seyn? Aber dann hätte sie es sicherlich gesagt, denn eine Ausrede, wo sie weder die Wahrheit gesteht, noch geradezu Unwahrheit spricht, kann sie freylich eben so gut machen, wie wir andern jungen Mädchen; allein lügen kann sie durchaus nicht. Nun, es freuet mich doch, daß er nicht an ihre, sondern an meine Thüre gepocht hat. Verweisen will ich's ihm jedoch, fuhr sie halb zürnend, halb lächelnd fort. Einen Verweis muß er haben, der gottlose Mensch! Es ist ja unschicklich, zur Nachtzeit, wenn Alles zu Bette ist, vor das Schlafzimmer eines jungen Mädchens zu schleichen. Ich bin zwar seine Braut — Doch wenn das auch ist, es bleibt immer ein wenig unartig! Wie leicht hätten die Dienstboten etwas merken können, und auf meine Töre und meinen Ruf mußt' er ja Rücksicht

nehmen! Allein die Offiziere, es sind wilde Thiere! Mein Gott, wenn es ausköme, ich schäumte mir die Augen aus dem Kopfe. Den Fall hab' ich einmal gehabt. Freylich war es damals etwas schlimmer. Es hat mir Thränen und Seufzer genug gekostet. Zum zweyten Mal — nein zum zweyten oder eigentlich zum dritten Mal laß ich mich nicht wieder anführen."

Mit diesem frommen Vorsatze schlummerte sie endlich ebenfalls ein, denn obgleich sie gerne noch in dieser Nacht gewußt hätte, warum der Rittmeister so zur Unzeit vor ihrem Schlafzimmer gewesen war, so ziemte es sich doch nicht, ihn jetzt darüber zur Rede zu stellen.

Niemand konnte bräutlicher und jugendlicher geschmückt seyn, als Gundelchen am nächsten Morgen es war. In einem schönen, rosenfarbenen Kleide, einen großen, duftenden Blumenstrauß vor dem Busen, einen Myrthenkranz in der kastanienbraunen Perücke und eine große goldene Repetiruhr an der Seite, harrte sie auf dem Divan einer zahlreichen Gesellschaft entgegen. Ihre Finger glänzten von Diaman-

Ur... 18...

ten und an einer Schnur ächter Perlen blinzte ein Medaillon von der Größe eines Pfannkuchens, welches an die Jugendzeit seiner Besitzerin sehr deutlich erinnerte. Die Tante sah in diesem, aus neuen und alten Moden zusammen gesetzten Anzuge aus, wie manche unserer neuern Gedichte, in denen die Götter Griechenlands, Roms und des alten Germaniens neben dem Gott der Christen mit einem Munde angerufen und gepriesen werden. Jettchen mußte, auf ihren Befehl, recht einfach sich kleiden, und so erschien sie gerade am Reizendsten.

Mit heißer Sehnsucht erwartete die Tante den Rittmeister, der, wie sie von seinem Bedienten erfuhr, den ganzen Morgen geschrieben und einen Eilboten an seine Eltern gesandt hatte. Sie war entzückt über diese Botschaft, denn was konnte er, nach ihrer Meynung, denen anders wohl melden, als daß er ihr Jawort erhalten habe, und nun auch um die elterliche Zustimmung bitte. Ihre Augen glänzten von Liebe und Lust, wie sie seit dreyßig Jahren nicht geglänzt hatten. Aber sie täuschte sich

leider! gar sehr. In dem Briefe ward nemlich Alles haarklein erzählt, was meine holden Leserinnen schon wissen, und schließlich bat Löwenberg seine Eltern, ihm nicht allein ihre Einwilligung und ihren Segen zu einer Heirath mit Jettchen zu geben, welche er einen Engel von Schönheit und Unschuld nannte, ohne den er nie glücklich seyn könnte; sondern auch so schnell, als möglich zu kommen, und die liebliche Braut bis zu seiner Vermählung zu sich zu nehmen, weil man es in dem Hause der alten verliebten Hexe nicht länger aushalten könnte.

Nach Besorgung dieses und einiger andern Briefe ging er rasch in das Zimmer der Tante, um ihr und der Nichte das ganze Mißverständniß aus einander zu setzen. Wegen der großen Gesellschaft, die er hier antraf, verschob er jedoch seine Erklärung bis zum folgenden Tage, wo er seine Eltern mit Gewißheit erwartete. Gundelchen begrüßte ihn bey seinem Eintritt mit dem Silberton der reizenden Nichte, den sie heute bis zur äussersten Täuschung nach-

ahmte, und Jettchen winkte ihm, hold erröthend, recht freundlich einen guten Morgen zu. Hoch entzückt, die kleine Liebesgöttin wieder versöhnt zu sehen, drückte er ihr im Vorübergehen das weiße sammtene Händchen, und empfing einen leisen Gegendruck, der sein ganzes Seyn mit Himmelswonne durchströmte. Zu einer nähern Verständigung konnte es freylich heute nicht kommen, denn die Tante beobachtete die beyden Liebenden mit Argusaugen, und hatte dem besten Herrn Vetter, der seinen Platz neben ihr erhielt, so viel Schönes und Schmeichelhaftes zu sagen, daß die Gäste Abends um zehn Uhr mit der vollen Ueberzeugung zu Hause gingen, Gundelchen und Löwenberg seyen ein Brautpaar.

Glücklicher Weise kam in diesem Augenblicke der Bote des Rittmeisters mit einem Briefe seiner Eltern, und so konnte er Tantchens Einladung, mit ihr noch in den Garten zu spazieren, sehr artig ablehnen. Er begab sich auf sein Zimmer und las:

Mein theuerster Eduard!

Wir freuen uns herzlich, daß Du uns keine fünfzigjährige Schwiegertochter ins Haus bringen willst, denn Abrahams und Sara's fruchtbare Zeiten sind vorbey, und Du bist der letzte Deines Geschlechts. Noch größere Freude aber macht uns Deine Wahl. Die Mutter Deines holden Jettchens war eine edle, vortreffliche Frau, ihr Vater nicht minder ein sehr biederer, rechtlicher Mann, und der Apfel oder die Birne fällt ja nie weit vom Stamme. Auch Dein schönes Bräutchen kennen wir persönlich, da wir sie einmal gesehen haben, und mit Dir in gleichen Fall kamen, uns auf den ersten Anblick in sie zu verlieben. Unsere Einwilligung und unsern besten Segen hast Du, mein liebster Sohn, und morgen Nachmittag kommen wir, unser geliebtes Töchterchen zu holen. Bis dahin verschiebe es, die Fräulein Tante über das lächerliche Mißverständniß aufzuklären. Du würdest Dir und Deiner kleinen Braut dadurch einige verdrießliche Stunden zuziehen, und viel-

leicht Anlaß zu höchſt widerlichen Auftritten geben. Ich ſelbſt übernehme es, die Alte über ihren Irrthum zu belehren. Dein Jettchen grüße und küſſe in unſerm Namen und verſichere ſie der zärtlichſten elterlichen Liebe Deiner guten Mutter und Deines

treuen Vaters
Adolph von Löwenberg.

Noch heute, rief Eduard jubelnd, indem er das erwünſchte väterliche Sendſchreiben an ſeine Bruſt drückte, noch heute ſoll mein Jettchen Alles erfahren. Lauſchend lehnte er ſich an die Thüre ſeines Zimmers, um zu hören, wann Jettchen wohl nach dem ihrigen gehen würde. Erſt nach einer halben Stunde belferte Morpheus, der Mops, auf der Treppe, und Gundelchen und die Heißgeliebte folgten trippelnd ihm nach. Jetzt mußte er noch ein halbes Stündchen warten, bis Morpheus, der Schlummergott, Tantchens Aeuglein geſchloſſen haben würde. Daß die holde Braut die ihrigen dann noch offen haben und ihm ein rechtliches Gehör

verstalten werde, hoffte er gewiß. Er hatte ihr am Nachmittage ausdrücklich gesagt: Heute Abend, mein süßes Jettchen, heute Abend auf zehn Minuten! — und das süße Jettchen hatte dazu, gar freundlich lächelnd, mit dem schönen Grazienkopfe genickt. Daß sie also wachen und ihn sehnlich erwarten müßte, war ausser Zweifel. Die Tante hatte den ganzen Tag überaus viel gehüpft, und sogar mit dem dicken Major Rubenthal, zur Belustigung der Gäste, eine Menuet à la Reine ohne Musik getanzt. Sie mußte natürlich sehr müde seyn, und schlief gewiß so fest, wie eine Ratze. Mit hochklopfendem Herzen zog er die Stiefel aus, ging im Dunkeln nach der wohlbewußten Thüre, wo er gestern Abend gewesen war, und pochte erst ganz leise, darauf etwas lauter.

Wer ist da? hauchte eine Silberstimme.

Ich, süßes Mädchen!

Gottloser Junge, was willst Du?

Dich sprechen! Mache doch auf!

Mein Gott, wenn es Jemand merkt!

Sie sind ja Alle zu Bette! So öffne doch!

O, Himmel, ich kann nicht! Ich muß erst mein Busentuch suchen! Ich habe mich schon ausgekleidet.

Ei, was thut das? Wir sind ja im Dunkeln! Ich seh' es ja nicht! Mach' auf!

Gedulde Dich einen Augenblick nur! Gleich bin ich fertig! — Nun komm!

Mit den feurigsten Küssen und Umarmungen ward der Eintretende fast noch zärtlicher empfangen, als er hoffte und — wünschte. Nun, Du kleine Eifersüchtige, sprach er, die Zudringliche etwas unwillig, aber sanft, zurückschiebend, bist Du denn endlich versöhnt? Ich habe meinen Eltern unsere Liebe gemeldet, und in diesem Brief haben sie mir heute, entzückt über meine schöne Wahl, ihre Einwilligung und ihren Segen ertheilt.

O Gott! Wie glücklich bin ich! Du darfst mich also heyrathen? Und wann?

Freylich! Je eher, je lieber! Aber, wie konntest Du, böses Mädchen, wohl denken, daß ich jemals eine andere, als Dich lieben würde!

Wie konntest Du sogar Dir einbilden, daß ich Deine Tante, die alte Meerkatze —

Herr Jesus! Eine Meerkatze! Ich, eine Meerkatze! Eine Meerkatze! kreischte Gundelchen, und sprang, wie eine Besessene in ihrem Zimmer umher.

Licht! Marie! Licht! Geschwind! Und einen Besenstiel! Auf Tantchens Stube ist eine Meerkatze! rief das erschreckene Jettchen, welches durch das laute Geschrey aus den süßesten Träumen geweckt war, und nun sich in Todesängsten befand.

Zum Teufel! Sind Sie es? fluchte Löwenberg. Ich bin vor die unrechte Thüre gekommen! Zu Jettchen wollt' ich.

Also zu Jettchen? Zu Jettchen? Treuloser Böswicht! Und mir haben Sie ewige Liebe und Treue gelobt. O Sie falscher, schändlicher Verführer! Ach, ich unglückliches Mädchen!

Sie irren sich, Fräulein! Bis jetzt sind Sie noch, Gottlob, keineswegs verführt; wenigstens von mir nicht! versetzte er. Jettchen aber

war es, der ich ewige Lieb' und Treue schwor, und auch halten werde. Sie verwies mich an Sie; als ich jedoch um Ihre Zustimmung bitten wollte, glaubten Sie thöricht genug: Sie wären der Gegenstand meiner Liebe, und liessen mich nicht ausreden, sondern umarmten mich. Die Verlegenheit, worein ich dadurch gerieth, verhinderte mich, Ihren lächerlichen Irrthum Ihnen zu benehmen. Das ist nunmehr geschehen! Lassen wir es damit gut seyn! Heyrathen Sie, wen sie wollen. Ich heyrathe Jettchen. Die Einwilligung meiner Eltern hab' ich; das ist genug, denn die Ihrige bedarf ich nicht.

Jettchen und Marie standen mit Licht und einem großen Besenstiel in der Thüre. Die erstere hörte mit lautem angst- und wonnevollem Herzklopfen, die andere Alles kichernd mit an.

Gundelchen war halb ohnmächtig auf einen Lehnstuhl gesunken.

Boshafte Schlange, rief sie plötzlich aufspringend, warum mußte ich Dich in meinem Busen erziehen? Hätt' ich Dich doch in der

ersten, besten Pfütze ersäuft, dann hätt' ich jetzt nicht dies Unglück erlebt.

Aber auch nicht das Glück, mich mehrere Tage lang für Ihren Anbeter zu halten! versetzte Löwenberg gutmüthig lächelnd.

Gleich aus meinem Hause, Du ungerathenes Geschöpf! kreischte die Tante erbittert, und fuhr mit geballter Faust auf die schluchzende Nichte zu.

Keine Scene weiter, Fräulein! sprach der Rittmeister in drohendem Tone, und ergriff Gundelchens Arme. Bis morgen früh bleibt meine Braut hier im Hause. Sagen Sie ihr ein böses Wort, so soll Sie ewig der Teufel —

Aber vierzehn Jahre lang hab' ich die nackte Kirchenmaus gefüttert, gekleidet und erziehen lassen! Wer bezahlt mir das, Herr Mädchenverführer? fragte sie, beyde Hände in die Seiten stemmend.

Ich! Ich bezahle Alles! Wie viel ist es?

Dreyhundert Thaler auf's Jahr!

Sehr billig! Also viertausend zweyhundert Thaler —

Ganz recht, Herr Rittmeister!

Gut, und wenn es so viele Tausende wie Hunderte wären, mit Freuden gäb' ich sie für mein Jettchen. Morgen früh sollen Sie es haben! sprach er, die liebliche Braut an sein Herz, ihre rosigen Lippen an die seinigen drückend.

Zweyhundert Thaler geb' ich Dir davon zur Aussteuer, Marie, wenn Du mir treu bist und schweigst, sprach Gundelchen zu der Kammerjungfer, die ihr die kastanienbraune Perücke mit dem Myrthenkranz aufsetzte.

Ach, gnädiges Fräulein, ich nehme Alles mit mir ins Grab! versetzte die Dankbare, und küßte ihr freudig den Rock.

Ich mag nicht, daß aus meinem Hause und von mir etwas geschwatzt wird! schluchzte die Alte.

Beruhigen Sie sich nur! Es soll Niemand etwas schwatzen, wenn Sie Jettchen bis morgen früh nichts Leides thun! versicherte Löwenberg. Sonst rufe mich gleich, Jettchen! sagte er zu dieser.

O, gewiß nicht! Ich hab' ihr ja immer so viel Gutes gethan! Warum sollt' ich denn jetzt — Thut wohl denen, die Euch beleidigen —

Aber ich beleidigte Sie ja nicht, beste Tante! sprach Jettchen, ihr freundlich die Hand küssend.

Laß es nur gut seyn! Ich habe Dich so viel vor den Männern gewarnt, und doch machst Du mir solchen Kummer! — Geh zu Bette, und Sie auch, Herr Vetter. Ich will allein seyn.

Man wünschte sich nun gegenseitig, was besonders für Tantchen sehr nöthig war, eine angenehme Ruhe und recht süße Träume, und schied ganz friedlich aus einander. Jettchen las noch vorm Schlafengehen den Brief ihres Schwiegervaters, welchen ihr Bräutigam ihr zugesteckt hatte, wohl zwanzigmal, legte sich dann auf ihr Oehrchen, und schlief so sanft und träumte so schöne Sachen, wie sie noch in ihrem Leben nicht geträumt hatte. Löwenberg war von dem Taumel des ersten Kusses, den er von der holden Geliebten empfing, bis in den

dritten Himmel entzückt, und lachte herzlich über den drolligen Vorfall, der ihn so unerwartet von der lieblenden Tante befreyte. Marie dankte sehr andächtig dem lieben Gott, daß die Sache gerade so und nicht anders ablief, denn die zweyhundert Thaler setzten sie in den Stand, ihren Christoph zu heyrathen, dem blos eine solche Summe zu seinem Anfange fehlte.

Gundelchen war freylich nicht so zufrieden. Sie ärgerte sich vorzüglich darüber, daß Marie Alles gehört hatte, weil sie wußte, daß eine weibliche Zunge nicht mehr, als ein Sonnenstaubchen ins Grab zu nehmen vermag. Das war aber auch der Hauptverdruß, denn der Herr Vetter, dem sie jetzt gar nicht mehr hold war, ward durch die viertausend Thaler reichlich aufgewogen, und von der Meerkatze hatte die Kammerkatze ja nichts weiter vernommen, als was Jettchen durch ihr voreiliges Angst- und Zetergeschrey verlautbarte. Den treulosen Löwenberg, dem zu Ehren sie in den letzten drey bis vier Tagen sich die Füße ganz wund gepüpft und gesprungen hatte, gedachte sie schon

durch einen andern Getreuen, nemlich durch den Maior von Rubenthal zu ersetzen, der gestern mit ihr die Menuet à la Reine getanzt hatte. Ihn, der sich aus seinem gegenwärtigen Quartier wegsehnte, wollte sie noch heute ins Haus nehmen, und hoffte mit ihm eine recht anständige, ehrbare Menuet durch das Leben zu tanzen, während das ungerathene Jettchen mit ihrem Eduard in stürmischem Walzer hindurch taumeln würde. Wirklich war der Herr Major auch ein überaus achtungswürdiger, und eben so heldenmüthiger, als kluger und dicker Mann. Er hatte den weltberühmten Feldzug der deutschen Fürsten in der Champagne, oder wie er sprach, die Champagne in der Campagne mitgemacht, und war dort zweymal in die größte Lebensgefahr gerathen: einmal durch die Ruhr, die er sich durch vieles Traubenessen zugezogen hatte; das andere Mal durch ein Duell, dem er blos dadurch entging, daß sein Gegner keine sechzehn Ahnen aufweisen konnte. In der Schlacht von Auerstädt befand er sich keineswegs unter den Fliehenden, und eben so

wenig den Belle-Alliance oder Pflaans, wie er es nannte, unter den Siegern; denn er hatte bereits vor Ausbruch des Krieges von 1806, dessen unglückliches Ende er mit seinem Scharfblick voraussah, seinen Abschied genommen, und war erst nach Beendigung des zweiten deutschen Freyheitskrieges, wo man hin und wieder die Stellen der bürgerlichen Offiziere, welche man ihrer Dienste entließ, mit altadelichen besetzte, in seinen vorigen Posten zurückgekehrt. Jetzt wünschte Herr von Rubenthal, wie er im Vertrauen gegen Gundelchen geäussert, auf seinen Lorbeeren zu ruhen; und wo konnte dies wohl besser geschehen, als in ihren Armen, wo ihm ein voller, gutgepolsterter Mammon zum bequemen Hauptkissen diente? Mit den zärtlichsten Gedanken an ihn entschlummerte das Tantchen, und schlief ganz fest, als Jettchen leise hereintrat, um ihr noch einmal für alles Gute zu danken, und von ihr Abschied zu nehmen. Mit Thränen im Auge drückte das schöne, bräunliche Mädchen die Hand der eigennützigen Pflegerin an die blühenden Lippen.

Was willst Du, Jettchen? fragte die Erwachende.

Ihnen noch einmal recht herzlich danken, liebe Tante, und Sie um Verzeihung bitten.

Es ist schon verziehen, mein Kind! Sündige nur hinfort nicht mehr.

O, gewiß nicht! In meinem Leben nicht wieder! Sind Sie mir denn auch ganz wieder gut, so gut wie sonst? fragte sie schmeichelnd.

Ja, das bin ich, liebes Mädchen! sprach Gundelchen, indem sie die holde, schuldlose Sünderin an ihre Brust drückte. Wann wollt Ihr fort?

Jetzt, bestes Tantchen! Ich soll mit Löwenberg und Frau von Westen seinen Eltern bis Eichthal entgegen gehen, wo wir sie erwarten wollen. Heute Nachmittag kommen sie, und dann reise ich mit ihnen.

Nun, dann lebe wohl, und sey recht glücklich! Aber er wird doch das Geld —

In einer Stunde, sagte er, sollte es hier seyn, liebste Tante!

Gut! Ihn mag ich nicht wieder sehen! Du besuche mich oft. Gott wird für mich auch sorgen.

Recht zärtlich umarmten sich die beyden versöhnten Nebenbuhlerinnen, und das sanfte, wunderliebliche Jettchen hüpfte getröstet, daß die Tante nun ihr doch wieder gut sey, in die Arme ihres wonnetrunkenen Bräutigams zurück.

Nach einer halben Stunde kamen die gefüllten Geldsäcke für Gundelchen; sie ließ sie sich vor ihr Bette bringen, zählte alles genau und bescheinigte endlich den richtigen Empfang. Nun trat man die Wallfahrt nach Eichthal an, wo Frau von Westen am Fenster Schildwache stand, damit die Eltern nicht vorbeyfahren möchten, während die Liebenden sich herzten und küßten.

Halt! Halt! rief sie plötzlich einem heranrollenden Wagen.

Was giebt's? fragte Löwenbergs Vater.

Ein Paar Brautleutchen, Herr Oberst! Da sind sie ja schon!

Mit Thränen der Freude und des Entzückens schlossen die beyden Alten die holde, rosigblühende Tochter und ihren Eduard an die Brust. Frau von Westen ward gebeten, ihrer Freundin, der Oberstin, bey den Zurüstungen zu der baldigen Hochzeit zu helfen. Sie fuhr also mit.

Nach vierzehn Tagen sank Jettchen als das glücklichste Weib in die Arme des zärtlichsten Gatten. Jetzt ist es ein Jahr, und ein kleiner Stammhalter, so schön wie ein Liebesgott, spielt an dem vollen, blendenden Busen der freundlichen Mutter, welche der Stolz und die Wonne ihres Eduards und seiner Eltern ist.

Wer Gott vertrauet, hat wohl gebauet! sprach die Tante, als sie gerade an Jettchens Hochzeittage, gleichfalls bräutlich geschmückt, mit dem dicken Major vor den Altar trat. Sie lebt mit ihm recht zufrieden und ruhig, und beyde besuchen die Löwenbergische Familie sehr oft. Manchmal will Tantchen zwar auch so fröhlich und zephyrlicht neben dem fetten Eheherrn herhüpfen und schäkern, wie die schöne

Richte am Arme ihres Eduards; aber dann ſpricht der Major ganz ernſthaft: „Laß das, mein Gundelchen! Ich bin ja kein Kind mehr. Die Champagne in der Campagne hat mir das Tanzen und Hüpfen verleitet. Eine ehrbare Menuet, und das einmal auf's Jahr, das laß ich mir gefallen.“ Zu einem kleinen Stammhalter iſt bey dieſem Ehepaare noch bis jetzt keine Hoffnung.

Dorettchen Strahlen,
oder der höfliche Postmeister.

Jean Paul sagt irgendwo: Postpapier und Postmeister unterscheiden sich blos dadurch, daß Ersteres sehr fein und Letzteres sehr grob sey. Wir wollen dem berühmten Mann hierin keineswegs widersprechen; als Ausnahme von der Regel müssen wir aber den Herrn Postmeister Strahlen zu Mückenwalde anführen, der allen seinen Amtsgenossen, vielleicht selbst manchem Erblandspostmeister, mit seiner Artigkeit zum Muster der Nachahmung dienen konnte.

Dies hatte jedoch, wie alles Wunderbare, einen ganz natürlichen Grund; denn der Herr Postmeister war zugleich der erste Gastwirth des Städtchens, und seine Wirthschaft trug ihm

weit mehr ein, als die Poſtmeiſterſtelle, die der Schlaue blos deßhalb beybehielt, um die mit der ordentlichen oder Extrapoſt durchreiſenden Fremden gleich aus der erſten Hand haben und bewirthen zu können. Wirklich fand man ſich auch nirgends beſſer aufgehoben, als bey ihm. „Womit kann ich die Ehre haben, Ihnen zu dienen?“ war ſeine erſte Frage, und dann ergoß ſich von ſeinen beredten Lippen eine ſo lange und reichhaltige Anzeige köſtlicher und koſtbarer Speiſen und Getränke, daß es ordentlich eine Qual war, zu wählen. Schöne Zimmer, hübſche, reinliche Betten, und ein ſehr angenehmer Garten mit Kegelbahnen, Carrouſſels und andern zweckgemäßen Anſtalten kamen ſeinen Einladungen zu Hülfe, und mancher Reiſende, der kaum eine Station zurückgelegt hatte, blieb, wenn ihn nicht große Eile drängte, um die Merkwürdigkeiten der weltberühmten Stadt Mückenwalde zu ſehen.

Unter dieſen Merkwürdigkeiten war, auſſer einem höflichen Poſtmeiſter, Dorettchen, die Tochter deſſelben, die merkwürdigſte. Mit den

schönen braunen Augen, die so sanft und freundlich unter den langen seidnen Wimpern hervorblickten; mit dem purpurischen Roth der blühenden Wangen und der Jugendfülle des Lilienbusens, dessen blendende Weiße noch durch das dunkle Haar, welches so anmuthsvoll um das niedliche Grazienköpfchen sich wand, erhöhet wurde, hatte die kleine Hebe, ohne ihr Wissen und ihren Willen, schon viele Gäste, die noch in derselben Stunde mit Extrapost fortwollten, auf mehrere Tage, ja selbst auf mehrere Wochen in dem Hause ihres Vaters festgezaubert.

Zu solchen Bezauberten gehörte auch der Herr Baron von Bärenfels. Er kam gerade an einem Bußtage an, und verlangte frische Pferde, weil er augenblicklich nach Prag müßte, wo er höchstwichtige Geschäfte zu haben vorgab. Umsonst suchte der Herr Postmeister ihn zu überzeugen, daß erst in anderthalb Stunden Anspannung geschafft werden könne; der Baron ward ungestüm, und drohete mit einer Klage beym Generalpostamte, wovor der gute Strah-

len, der nie verklagt worden war, eine wahre Todesangst hatte. Da trat Dorettchen, mit allen Reizen der Unschuld, Tugend und Schönheit geschmückt, ins Zimmer. Der Junende ward sogleich nicht allein ruhig, sondern auch höflicher, und versicherte auf seine Ehre, daß er sich gerne gedulden und seine Angelegenheiten, die freylich keinen Aufschub litten, brieflich abmachen werde. Herr Postmeister Strahlen mußte daher einen reitenden Boten besorgen, und dem Freyherrn wurden, bis zur eingehenden Antwort, ein paar Zimmer eingeräumt. In wenigen Minuten war der trotzige, hochmüthige Edelmann in den artigsten Gast umgewandelt, und dachte wohl an ein längeres Bleiben, aber gar an kein Weiterreisen mehr.

Noch nie hatte Jemand bey dem Herrn Postmeister mehr verzehrt und reichlicher bezahlt, als unser Herr Baron. Allein so zufrieden auch ihr Vater mit ihm war, so wenig war es Dorettchen. Freylich war Herr von Bärenfels ein schöner, gebildeter, geistreicher Weltmann, der ihr so viel Schmeichelhaftes sagte, daß sie

ihm blos deshalb hätte gut seyn müssen; doch Alles, was er in dieser Art ihr sagen konnte, waren ihr alte Wahrheiten, die sie längst aus ihrem Spiegel und aus den liebeathmenden Liedern meines Freundes, des jungen Stadtsekretärs Hellberg, schon wußte, welche sie sorgfältig genug in ihrem Putzkästchen verwahrte.

Dieser Herr Stadtsekretär war nemlich der einzige Schriftsteller und Dichter in ganz Mükenwalde; denn wenn er auch bis jezt die Blüthen seines Geistes in keinen Zeitschriften und Taschenbüchern duften ließ, so geschah es blos deshalb nicht, um sie desto sorgsamer zu pflegen und zu — feilen. Auch machte er aus seinen dichterischen Talenten ein solches Geheimniß, daß, ausser dem holden Dorettchen, Niemand etwas davon erfuhr, und so verschonte man ihn denn mit An- und Ausfertigung von Geburtstags-, Hochzeits- und Leichengedichten, und ließ dergleichen Feyerlichkeiten, nach wie vor, ihren alten prosaischen Gang gehen.

Die Väter der beyden Liebenden waren einst die herzlichsten Freunde. Der Herr Hauptpre-

diger Hellberg, welcher besonders dem Einflusse des Postmeisters seinen Ruf nach Markenwalde verdankte, besuchte den artigen Beichtsohn fast täglich, um sich mit ihm bey einem christlichen Spielchen Piket, Whist, Lhombre oder Mariage zu erbauen; und dem guten Strahlen wurde die Zeit recht lang, wenn der liebe Beichtvater ihn in einigen Tagen nicht mit seinem Zuspruch erfreute. Daß Karl nicht seltener kam, als sein Vater, war natürlich. Dorettchen war sechzehn, er zwanzig Jahre alt; und so viele schöne Mädchen er auch bereits auf Universitäten und an andern Orten kennen gelernt hatte, so war sie doch unter allen die schönste und die erste, deren Anblick ihn mit der sehnsuchtsvollsten zärtlichsten Liebe erfüllte. Auch war er im Posthause gerne gelitten, und Dorettchens Eltern ermahnten ihr holdes Töchterlein oft, sich ja recht höflich und freundlich gegen ihn zu betragen. „Der junge Mann, sprach der Vater, hat was Tuchtiges gelernt. Lhombre und Whist spielt er meisterhaft. Freylich mit dem Boston hapert es manchmal; in-

dessen wird sich das gleichfalls schon finden. Es kann noch etwas Großes aus ihm werden. Ueberdies macht der Alte eine ehrenvolle Ausnahme von seinen Amtsbrüdern. Er hat mehr Kapitalien als Bücher, und nur den einzigen Sohn und zwey Töchter. Wer weiß — ich bitte Dich, liebes Mädchen, sey immer recht artig gegen den jungen Hellberg.“ Dorettchen gehorchte, wie alle gute Kinder, so viel ihr möglich war, den Wünschen der Eltern; allein wenn Karl manchmal sie mit so liebetrunkenen, sehnsuchtsvollen Blicken betrachtete, dann erstarb ihr jedes freundliche Wörtchen auf den purpurnen Lippen, und hocherröthend blickte sie auf den vollen schneeigen Busen herab. Karl war freylich ein sehr schöner, gebildeter Jüngling, und Dorettchen war ihm auch recht herzlich gut, aber er sollte sie nur nicht mit seinen blauen verliebten Augen immer so zärtlich ansehen, denn dies war ihr, wenn es unter mehr als vier Augen geschah, äusserst empfindlich.

Eines Tages, als die beyden Väter im Gartenhause friedlich mit einander Mariage spiel-

ten, und die beyden Frauen ſich über die bevorſtehenden Heyrathen und Kindtaufen im Städtchen recht traulich beſprachen, ging Karl mit Dorettchen eben ſo traulich im Garten umher. Der nektarduftende Nelkenflor, das herrliche Wetter, das neue Marionettenſpiel, Göthe's, Schillers und Müllners Schriften, Alles war ſchon zur Sprache gekommen, und immer zerriß der Faden der Unterhaltung aufs Neue. Man fühlte es auf beyden Seiten, daß man von weit wichtigern Gegenſtänden zu ſprechen hatte; aber wo ſollte Karl die Worte vernehmen? Und heute — heute mußte er doch durchaus ſeine Liebe dem holden Mädchen entdecken, da der Herr Kämmerer Hamſter, wie man allgemein ſagte, bereits um ihre Hand bey den Eltern geworben hatte. Endlich kam man zu einer Jasminlaube nahe beym Gartenhauſe. Dorettchen wollte zurückkehren, allein Karl faßte den ſchönen, runden, blendenden Arm, und ſchüchtern, mit hochklopfendem Buſen, folgte ſie ihm. Mit einer ſtummen Umarmung ſchloß er das reizende Geſchöpf an ſeine Bruſt, und

ihre Lippen fanden sich im ersten seligen Kusse der Liebe. Eine Silberthräne schimmerte in Dorettchens wonnetrunkenen Blicken. Mein Bräutchen? fragte Karl, und ein leises Ja antwortete ihm.

Das wäre eine Mariage, Herr Pastor? Ich bitte ganz gehorsamst um Verzeihung. Daraus wird nichts! rief der zürnende Postmeister, und unsre Liebenden flogen erschrocken aus einander.

Mein Gott, so sehen Sie doch! Es ist ja —

Der Bube, Ihr Bube ist es, Herr! Glauben Sie, daß ich nicht sehen kann? Von Ihnen laß' ich mich, wahrlich, nicht betrügen, und wenn Sie auch zehnmal Herr Archidiakonus sind.

Betrügen! Betrügen! Ich habe noch niemals betrogen, am wenigsten im Spiel! entgegnete der Beichvater. Aber, Herr, Sie sind ein Groblan, wie alle Postmeister —

Was? Ich ein Groblan? Ich der feinste, höflichste, artigste Mann in ganz Mückenwalde? Mit Ihrem gütigen Wohlnehmen, das sollen Sie beweisen. Mir verdanken Sie die schöne, einträgliche Pfarre, mir! Sonst säßen Sie noch

dort auf dem Dorfe. Mir, mir, Sie undankbarer Mann!

Keinen Pfifferling verdanke ich Ihnen! Meine Predigt über das Evangelium vom guten Hirten war es, was dem hochweisen Rath und der wohllöblichen Bürgerschaft das Herz rührte.

Ha, ha, ha! Ich bitte ganz gehorsamst. Sie irren! Sie irren! Meine Freiheit, meine Artigkeit, meine Gewandtheit, meine Menschenkenntniß, meine Verwendungen waren es einzig und allein. Von Ihrem läppischen Gewäsch —

Sie sind ein Gotteslästerer, Herr! —

Ah, mit Ihrer Erlaubniß! Aber Ihre schlechte Predigt vom guten Hirten —

Frau, komm! Karl, wir wollen gehen! rief der Hauptpastor auf das Aeusserste gekränkt und erbittert. Hierauf wandte er dem Postmeister den Rücken zu, verneigte sich gegen dessen Gattin und Tochter, und ging mit den Seinigen, die höchst betroffen und unwillig folgten, davon. Karl blickte noch einmal betrübt nach der schönen, lieblichen Braut zurück, und voll banger

Wehmuth trocknete sie die Thränen von den rosigen Wangen.

Von diesem Augenblicke an waren die beyden alten Herren unversöhnliche Feinde. Der junge Hellberg versuchte zwar nach einigen Tagen, das vorige Verhältniß wieder herzustellen; allein Dorettchens höflicher Vater hatte die Ehre, ihn gehorsamst zu versichern, daß an eine Aussöhnung gar nicht zu denken sey, und bat recht dringend und ergebenst, sein Haus nicht wieder zu betreten. Der Hauptpastor, obgleich weit versöhnlicher, als weiland sein Amtsbruder, Melchior Götze in Hamburg, schien ebenfalls durchaus nicht zum Frieden geneigt, so sehr ihn auch mitunter der Uebelfuß an langer Weile jetzt plagte. Um seinen Feind recht derbe zu züchtigen, hielt er am nächsten Sonntage eine sehr erbauliche Rede, in welcher er den Postmeister tüchtig abkanzelte, weil dieser während des Gottesdienstes das lärmende Kegelspiel in seinem Garten duldete, wodurch die Andacht der gläubigen Nachbaren auf das Sündlichste gestört würde. Zugleich bewies er

klar, daß die Kegelbahn eigentlich die breite Straße sey, die zur ewigen Verdammniß führet, und warnte seine lieben Freunde und Zuhörer ernstlich vor dem Besuch eines gewissen öffentlichen Hauses und Gartens, wo sich drey solcher breiten Straßen nebst zwey Carrousels befänden.

Das war nun freylich ein wenig arg! Der Herr Postmeister glaubte sich durch die heilige Rede nicht blos an seiner Ehre gekränkt, sondern auch in Hinsicht seiner bürgerlichen Nahrung benachtheiligt, und zeigte dem Fiskal den Unfug des Hauptpastors an. Dieser mußte mit zwanzig Thalern büßen, allein seinem Ankläger ward bey gleicher Strafe aufgegeben, während der Predigt kein Kegelspiel in seinem Garten zu dulden, und dadurch ward das süße Gefühl befriedigter Rache gar sehr verbittert. Durfte Karl jetzt nicht mehr in das Posthaus kommen, so besuchte dagegen Dorettchen jeden Sonntag die Kirche, und hier wiederholte man sich, freylich nicht mit Worten, sondern in der süßen, allen Liebenden verständlichen, Sprache, mit

Blicken und verstohlenen Winken die Schwüre der glühendsten Liebe und ewigen Treue. Für einen genügsamen Platoniker möchte dies Augen- und Mienenspiel immer hingereicht haben; allein Karl und Dorettchen wünschten doch auch mündlich einander zu sprechen. Wie sollte man das aber anfangen? Sie durfte, mit Ausschluß der Kirche, nirgends ohne Begleitung der Mutter hingehen, und hätte sie es wirklich gedurft, wie sollte der Geliebte erfahren, an welchem Orte sie ihn erwartete? Ohne sich lange zu bedenken, entdeckte er sich dem Küster, versilberte das zarte Gewissen des frommen, bedenklichen Mannes mit einigen Thalern, und übergab ihm ein Briefchen mit dem Auftrage, ihn in Dorettchens Kirchenstuhl auf die Bank zu legen.

Wie groß war jedoch sein Schrecken, als er am Sonntage statt der Geliebten ihre Mutter, die sonst immer nur die Frühpredigt besuchte, eintreffen sah. Die Frau Postmeisterin entfaltete neugierig das Briefchen ohne Aufschrift, und Karl schielte mit lautem Herzklopfen nach der Lesenden hin. Sie warf ihm,

den ſie gleich für den verliebten Briefſteller hielt, ein Paar recht zornige, drohende Blicke zu, und kaum hatte ſein Vater die Predigt geſchloſſen, als ſie mit finſterm Geſicht zur Kirche hinauseilte.

Was iſt dies für ein Brief? fragte ſie Dorettchen ſehr ernſthaft, die ihr zu Hauſe freundlich entgegen kam.

Ich weiß nicht, liebes Mütterchen!

Lies, und geſtehe, von wem der Brief iſt.

Dorettchen las:

Mein ſchönes einziges Mädchen!

Wo und wann kann ich heute oder morgen unter vier Augen Dich ſprechen? Antworte mir, und ſende das Billet nur an den Küſter. Er iſt uns getreu. Ewig mit der innigſten Liebe

Dein K.

Nun? fragte die Mutter.

Ich kenne die Hand nicht.

Den Schreiber doch wohl! Ungerathenes Mädchen, alſo Du haſt Liebesverſtändniſſe hinter dem Rücken Deiner Eltern, und das Gottes-

haus muß Euch zu dergleichen dienen? Du sollst mir nie wieder allein in die Kirche gehen.

Aber, Mütterchen, schluchzte die Kleine, ich weiß ja von nichts. Wie kann ich —

Schweig! Ich werde Deinem Vater Alles entdecken!

Dorettchen weinte, und betheuerte hoch und heilig, sie habe von dem Briefe gar nichts gewußt. Es wäre gewiß ein Possen, den man ihr habe spielen wollen. Ueberhaupt wäre es auch die Frage: ob das Billet an sie gerichtet, und nicht aus Irrthum in ihren Stuhl gelegt sey?

Die Frau Postmeisterin fand die Rechtfertigungsgründe des lieben Töchterchens so einleuchtend, und ihre Unschuld so klar bewiesen, daß sie zu ihrer größten Freude mit den zärtlichsten Umarmungen von allem Verdachte frey gesprochen ward.

Fröhlich hüpfte sie nun auf ihr Zimmer, und schrieb:

Mein beſter, theuerſter Karl!

Komm heute Nachmittag um vier Uhr. Meine Eltern werden die Doktorin Fiſcher beſuchen, und ich gehe nicht mit. Ich und Hannchen, welche dem Küſter dieſe Zeilen bringen wird, ſind allein zu Hauſe. Mündlich das Nähere von Deiner Dich ewig liebenden

Dorette.

Wer konnte wohl entzückter ſeyn, als unſer Stadtſekretär? Er drückte das Blatt, welches Dorettchens ſchöne, zarte Hände berührt hatten, wohl tauſendmal mit glühender Innigkeit an die brennenden Lippen, und kaum ſtand der Zeiger auf vier, als er, um keinen Augenblick zu verlieren, auf den Flügeln der Liebe nach dem Poſthauſe eilte.

Zu ſeinem größten Erſtaunen kam ihm aber, ſtatt des geliebten Mädchens, der höfliche Herr Poſtmeiſter entgegen.

Ergebenſter Diener, Herr Stadtſekretär! Was befehlen Dieſelben?

Mein Vater hat vor drey Wochen einen

Brief nebst dreyhundert Thalern an die Renterei in S. geschickt, und noch keine Antwort erhalten. Wollten Sie, Herr Postmeister, nicht gefälligst einen Laufzettel —

Zu dienen! Zu dienen! Mit der morgenden Post! Hiemit schlug ihm der Schwiegervater in Hoffnung die Thüre vor der Nase zu, und höchst verdrießlich, daß er zu früh gekommen war, schlich er zurück, und harrte nicht weit vom Fischerschen Hause auf den Einzug des postmeisterschen Ehepaars.

Dieser erfolgte sehr bald, und schnell wie ein Blitz, flog Karl nun zu seinem Dorettchen. Als man endlich vom süßen Taumel zärtlicher Umarmungen wieder zum ersten Nachdenken erwachte, ward der Entschluß gefaßt, dem alten Hellberg Alles haarklein zu beichten. Daß sein Zorn kein jmmonischer war, und sich nicht vom Vater auf die Tochter erstreckte, wußte man schon. Er hatte noch vor wenigen Tagen Dorettchen als eins der liebenswurdigsten Mädchen seiner Bekanntschaft öffentlich gerühmt, und von seiner väterlichen Zustimmung durfte man

im voraus überzeugt seyn. Konnte man ihn nur dazu bewegen, die erste Hand zum Frieden zu bieten, dann war Alles wieder gut, und von Dorettchens Eltern nicht der mindeste Widerspruch zu fürchten. Allein das war ein mächtiger Knoten! Der Herr Archidiakonus fühlte bey all' der christlichen Demuth, die er am Kartentische zeigte, seine geistliche Würde so sehr, daß auch nicht die geringste Annäherung von seiner Seite zu erwarten stand. Er wußte, daß er, dem Range und den Einsichten nach, der Erste unter allen Honoratioren des Städtchens war, und das Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit machte ihn fast noch stolzer, als das hohe Kirchenamt, welches er bekleidete. Ich bin der Archidiakonus und Hauptpastor Hellberg zu Mückenwalde! pflegte er zu antworten, wenn man ihn fragte, wer er sey, und dabey warf er sich in die Brust, als ob er Bischof von Brunrut wäre. Fünf Minuten nachher war er dann freylich wieder der freundlichste, geschmeidigste Mann von der Welt, und kümmerte sich gar nichts darum; ob der, welcher mit

ihm sprach, ein Bauer oder ein Freyherr, ein Millionär oder ein Bettler sey. Nächst der Bibel waren die Karten sein Lieblingsbuch; allein von dieser Schwachheit hinweg gesehen, war er einer der achtungswerthesten Männer seines Standes. Liebevoller Gatte und Vater, treuer, eifriger Freund, und edler, wohlthätiger Mensch im vollsten Sinne des Worts! Seinen Feinden und Beleidigern vergab er leicht und von Herzen; aber fühlen ließ er es sie gerne, daß er ihnen, eben so wohl, wie sie ihm, schädlich seyn könnte. Indessen ließ er sich dadurch doch nie zu gemeiner Rachsucht verleiten, und daß er den Postmeister wirklich etwas derbe abkanzelte, geschah blos deßhalb, um ihn in Schrecken zu setzen, und von der breiten, geräuschvollen Straße der Kegelbahn zur stillen friedlichen Mariage und einem ehrbaren Lhombre zurückzuführen. Wer konnte ihm das wohl verargen?

Nur zu schnell waren den Liebenden die Stunden enthüpft. Dorettchen erwartete in jedem Augenblick die Heimkehr ihrer Eltern, und

Hellberg ward deshalb mit Gewalt zur Thüre hinausgekützt. Leider saß jedoch bey seiner Zurückkunft der Herr Archidiakonus und Hauptpastor bereits mit seinen Schwiegersöhnen am Thombrettisch, und äeckte so tief in den Beten, daß gar kein freundlich Gehör zu erwarten stand, und erst am folgenden Morgen wurde unser Stadtsekretär zur Beichte gelassen. Vater und Mutter ertheilten zwar mit Freuden ihre Einwilligung, allein von dem höflichen Herrn Postmeister war gerade das Gegentheil zu fürchten.

Ich biete ihm unter keiner Bedingung die Hand zur Versöhnung, sprach der Archidiakonus. Er ist mein Beichtkind, und der Sohn muß zum Vater, nicht dieser zum Sohn kommen. Das Einzige, was ich thun kann, ist, daß ich den Postmeister, der ein großer Freund aller Ehrenbezeugungen ist, am nächsten Bet- und Bußtage namentlich mit seiner Familie in das Kirchengebet einschließe. Läßt er sich dadurch nicht erweichen, so weiß ich wirklich nicht zu helfen. Du, sage Deinem Dorettchen, daß

sie ja zur Kirche kömmt, und dem Alten gleich Alles berichtet.

Mutter und Sohn jubelten über den herrlichen Anschlag, von dem man sich mit der größten Gewißheit im voraus den glücklichsten Erfolg versprach.

Voll seliger Hoffnungen eilte Dorettchen am Bußtage zu ihren Eltern.

Ach, liebes Väterchen, wärst Du doch heute in der Kirche gewesen!

Warum, mein Herzblättchen?

Herr Pastor Hellberg hat in dem Kirchengebet nicht blos für den Landesherrn und den hochweisen Magistrat, sondern auch „für unsern verehrtesten Herrn Postmeister Strahlen und dessen sehr werthe Familie.“

Was? Zum Henker? Der Pa — Pastor hat uns mit ins Kirchengebet eingeschlossen, uns? Und sogar mich namentlich genannt?

Ja, lieber Vater!

Nun, den Blitzkerl soll der Gener! Er kann mich doch nie ungeneckt lassen! Bald kanzelt er

mich, bald betet er für mich; aber warte, ich will Dir beten helfen! Gewiß hat er wieder zwanzig Thaler zuviel! Noch heute ſoll der Fiskal Alles erfahren.

Aber, mein Himmel, beſtes Väterchen, er hat ja für uns gebetet!

Um Verzeihung, liebſtes Kind! Das ſind Stichelreden. Er ſoll nicht für uns beten. Ich leid' es nicht.

Noch an demſelben Tage meldete der Herr Poſtmeiſter in einem langen und breiten Sendſchreiben den ganzen Vorgang, und mit ſeiner Beſchwerde trafen zugleich eben ſo bittere Klagen des Herrn Rathsapothekers, des Herrn Steuereinnehmers und anderer ehrenwerthen Neidhammel aus Mückenwalde ein, die höchlich darob erzürnt waren, daß der Archidiakonus und Hauptpaſtor ihrer nicht auch namentlich im Kirchengebete gedacht hatte. Die Sache ward übrigens nicht ſo ſchlimm, wie die Feinde des frommen Seelenhirten es wünſchten. Der Herr Poſtmeiſter erhielt die Weiſung, dem Paſtor für die ehrenvolle Auszeichnung lieber zu danken.

als deshalb auf ihn zu zürnen; und die andern Herren wurden beschieden, daß sie sich an der allgemeinen Fürbitte begnügen lassen müßten. Indessen ertheilte der Fiskal dem Herrn Archidiakonus gleichfalls den Rath, sich künftig blos an den liturgischen Formeln zu halten, und damit war Alles abgemacht.

Der Groll des Postmeisters ward jedoch durch die fehlgeschlagene Rache noch mehr angefacht, und dem armen Dorenchen wurde strenge untersagt, nicht wieder bey dem Hauptpastor, sondern bey dem Nachmittagsprediger zur Kirche zu gehen, obgleich sie unter heißen Thränen versicherte, daß sie an dessen Vorträgen sich gar nicht erbauen könnte. Da aber Karl von nun an ebenfalls die Nachmittagspredigt besuchte, so fand sich natürlich die Erbauung sehr bald.

Gerade an jenem Bußtage war es, als der Herr Baron von Bärenfels in dem Hause des Postmeisters durch Dorenchens holdselige Gestalt festgezaubert ward. Er ließ es weder an Artigkeiten gegen die Eltern, noch an Schmeicheleyen bey der reizenden Tochter fehlen, um

die Gunſt der erſtern und die Zuneigung der letztern für ſich zu gewinnen. Da er den höflichen Vater der kleinen Huldgöttin als einen leidenſchaftlichen Liebhaber aller kurſirenden Münzſorten, beſonders der goldenen, kannte, ſo erſuchte er ihn eines Morgens recht artig, ihm ſeine Gelder zählen zu helfen, und der alte Herr war vor Erſtaunen und Entzücken auſſer ſich, nicht weniger als fünfzigtauſend vollwichtige Friedrichsd'or und einer Menge Dukaten und Silbergeld vorzufinden. Seine große Hochachtung für den Baron ward hiedurch bis zu einer gränzenloſen Ehrfurcht geſteigert; ſein Rücken, der ſchon früherhin ſo biegſam war, wie ein Bambusrohr, ward jetzt zur geſchmeidigſten Bachweide, und wo er den reichen, vornehmen Gaſt nur von ferne erblickte, beugte er ſich zuſammen, wie ein Taſchenmeſſer. Die Frau Poſtmeiſterin war jeden Morgen und Abend wegen der Wahl und Zubereitung ihrer Gerichte in Verlegenheit, und ſah alle Tage, ſo meiſterhaft ſie ſonſt die Kochkunſt zu verſtehen geglaubt hatte, es mehr ein, daß des Menſchen

Wissen und Verstand nur eitel Stückwerk ist. Das arme Dorettchen erhielt oft in einer Stunde mehr Verweise und Schelworte für ihre Unhöflichkeit, als sie in ihrem ganzen Leben nicht bekommen hatte, und ward recht dringend ermahnt, gegen den gnädigen Herrn nicht so spröde, sondern hübsch artig zu seyn.

Einfältige Gans, sagte die Mutter eines Tages, Du machst mir doch nichts als Kummer und Herzeleid.

Eine Thräne zitterte unter der seidenen Wimper des holden Mädchens.

Was hat sie gethan? fragte der Vater.

Den schönen Shawl ausgeschlagen, welchen der gnädige Herr Baron heute Morgen ihr schenken wollte! Er hat dreyßig Friedrichsd'or gekostet! —

Dorettchen, ich bitte Dich! Willst Du denn immer ein Kind bleiben?

Und der Baron hat gewiß die redlichsten Absichten mit ihr —

Ich glaube selbst, daß er etwas im Schilde

führt. Mennß Du nicht auch, Mütterchen? frazte der Alte neugierig.

Er hat mir gestern wohl zwanzig Male die Hand geküßt, fuhr sie fort, und er äußerte, ihm fehle nichts, nichts zu seinem Glück, als eine Gemahlin —

Und solche Gemahlin wäre Dorettchen! meynte der Herr Poßmeißer lachend. Hihihi, nun! Nun! Was dünkt Dir, Mädchen?

Ich will ihn nicht! sprach die Kleine weinerlich und in recht trotzigem Tone.

Ei, ei, das sollte sich schon finden, mein Kind! versetzte der Vater sehr ernsthaft. Wenn er will, und wir befehlen, so gehorchst Du. Nicht wahr?

Ach, ich weiß recht gut, wer ihr den Kopf verdreht hat! sagte die Mutter mit einem drohenden Blick auf Dorettchen.

Gewiß der elende Bube, der Poßschreiber Truthahn! fiel der Alte ein. Noch heute werd' ich ihn zum Teufel jagen. Er denkt wohl mein Adjunktus und Schwiegersohn zu werden; allein daraus wird nichts. Und Dir — Dir empfehle

ich ernstlich, daß Du in Zukunft artiger gegen Bärenfels bist, sonst — Hiebey machte er eine Bewegung mit der Hand, wodurch das arme Mädchen in Todesängsten versetzt ward.

In Hinsicht des Postschreibers Truthahn hatte der Herr Postmeister freylich ganz falsch gerathen. Zwischen jenem und Dorettchen herrschte ein so großer Unterschied, wie zwischen dem Freymüthigen des Herrn Kümmelmagister *)

---

*) Kümmelmagister oder Kringelmagister nennt man eine gewisse Art von Magistern, von welcher auf einer berühmten deutschen Hochschule jährlich einige Dutzend gebacken werden. Diese Magister brauchen weder Mensa deklinieren, noch amo konjugiren zu können. Sie erhalten übrigens mit dem, eilf Thaler und einige Groschen kostenden, Magisterdiplom das akademische Bürgerrecht und die Befugniß, in der Stadt alle Arten bürgerliche Gewerbe zu treiben, ohne weiter des Stadtbürgerrechts zu bedürfen. Die meisten von ihnen legen sich auf Bier- und Branntenweinbrennen, zum Theil auch auf Bier- und Branntenweintrinken, und

August Kuhn und der Zeitung für die elegante Welt. Er war ein Erzschmarotzer, der sich in den gemeinsten Schenken umhertrieb, mit Trödelfuden und Lumpenhändlern auf dem vertrautesten Fuß lebte, und wegen seines schurkischen Betragens und seiner Verlogenheit von allen guten Menschen verabscheut und gefloh'n wurde. Ausserdem hielt er es auch mit wirklichen geheimen Polizeyspionen, unter denen sich besonders ein gewisser Wilhelm Scherer, ein ehemaliger Affen- und Bärenführer, auszeichnete, und entsiegelte, wenn der Postmeister den Rücken gewandt hatte, alle ihm merkwürdig scheinenden Briefe, um die darin enthaltenen Geheimnisse seinem Busenfreunde mitzutheilen. Dabey war der Herr Postschreiber der nichtswürdigste Verleumder, den jemals Gottes liebe Sonne beschien, und er kannte kein größeres Glück, als

---

manche schreiben haben, wie der Herausgeber des Freymüthigen, schlechte Schmutz- und Zeitblätter für ungebildete Leser und beschnittene Verleger.

den Ruf rechtlicher Menschen zu untergraben, oder wo möglich zu beschmitzen.

Dorettchen hingegen war, wie man weiß, ein überaus liebenswürdiges, anständiges Mädchen, und wurde von Allen, die sie kannten, hochgeachtet. Wie konnte sie also, ihr schönes sammtenes Händchen wohl einem solchen Menschen, wie der Herr Truthahn war, reichen wollen? Ihr Vater befand sich folglich offenbar auf Irrwegen, als er die liebliche Tochter jener Absicht beschuldigte.

Das gute Mädchen schwieg deshalb auch ganz still, und freute sich, daß die Mutter nur nichts von dem Herrn Stadtsekretär Heilberg und dem bewußten Briefchen im Kirchenstuhl erwähnte.

Bärenfels ward indessen mit jedem Tage zudringlicher und verliebter; Dorettchen jedoch immer ernster und kälter, besonders wenn ihre Eltern nicht anwesend waren. Hiedurch wurde aber die Leidenschaft des Barons immer heftiger entflammt, und da er kein anderes Mittel sah, zu seinem Zweck zu gelangen, so ward er

förmlich bey den Eltern um die Hand der schönen Geliebten. Mit tausend Kratzfüßen versicherte der Herr Postmeister und mit Thränen des Entzückens seine Gattin, daß Dorettchen zu hohem Befehl stehe, und beyde übernahmen es, der Tochter ihr Glück zu verkünden.

Freue dich, liebes Kind, sprach der Vater, freue Dich, mein Herzblättchen, Du bist Braut! Morgen ist Dein Verlöbniß und in acht Tagen Deine Hochzeit!

Braut? fragte Dorettchen bleich und zitternd.

Ja, mein Lämmchen, Braut des Herrn Barons! Nun wirst Du eine gnädige Frau Baronin! Hahaha, wie wird der Steuereinnehmer mit seinen drey Töchtern sich ärgern; aber was fehlt Dir, Mädchen?

Weinend sank die unglückliche Tochter vor ihren Eltern zur Erde, umklammerte ihre Kniee, und flehte um Mitleid, um Erbarmen. Sie könne den Baron nicht lieben, ihn nicht einmal ausstehen und also auch nicht heyrathen.

Possen, versetzte der Vater. Possen, liebes

Kind. Der Baron hat unser Wort, und ich bitte Dich recht sehr, mache mir keine Flausen. Wir, Deine Eltern, wissen es wohl, daß es Mädchenlaunen sind —

Keine Mädchenlaunen, bester Vater! Ach Gott, ich habe mich ja —

Was? Was hast Du?

Ver —

Verplempert? He? Verplempert hast Du Dich, gottloses Mädchen? Und ohne unser Wissen und unsern Willen? Das gilt nicht! Daraus wird nichts. Aber mit wem? Gewiß mit dem elenden Truthahn?

Nein, lieber Vater!

Mit wem denn?

Mit Hellberg!

Ungerathenes Kind, also mit dem? Gleich marsch, auf dein Zimmer, und wirst Du noch einmal des Tintenklexers gedenken, und morgen beym Verlöbniß nicht recht artig und zärtlich gegen Deinen Bräutigam, den Herrn Baron, seyn, so —

Hiemit schob der drohende Alte die weinende Tochter zur Thüre hinaus, um sich mit seiner Gattin über die Feyer des morgenden Tages zu besprechen. Der Postmeisterin ging freylich der Kummer ihres holden Kindes sehr nahe, da sie aber selbst nicht aus Liebe geheurathet hatte, und dennoch recht ruhig und glücklich lebte, so dachte sie, bey Dorettchen würde sich das auch schon finden. Der Herr Postmeister, welcher nicht von Amor, sondern von Plutus, dem Gott der Reichthümer, in den Pantoffelhimmel des Ehestandes eingeführt war, theilte, wie überall, die Ansichten seiner Gattin, und war vollkommen überzeugt, daß Dorettchen bald zur Vernunft kommen würde. Hierin irrte er nun gar sehr, denn ein junges, wahrhaft liebendes und geliebtes Mädchen kömmt bekanntlich so leicht nicht zur Vernunft, und wenn auch alle Schätze Peru's und Mexiko's zu gewinnen wären. Mit stillen Thränen und anscheinender Ergebung trug Dorettchen den Unwillen ihrer Eltern, von denen sie Abends noch recht ernstlich ermahnt wurde, sich die

schönen Augen nur nicht so roth zu weinen, und das vierte Gebot, welches ein langes Leben auf Erden verheiße, ja zu Herzen zu nehmen.

Ich mag nicht mehr leben! seufzte sie schluchzend und wickelte das niedliche Köpfchen recht fest in ihr Haupt- und Sorgenkissen. Wer konnte wohl unglücklicher seyn, als sie! Nicht allein ihrem Einziggeliebten sollte sie entsagen und untreu werden, auch einem Mann sollte sie ihre Hand geben, den sie haßte und verabscheuete. Verzweiflung und Liebe gaben ihr endlich den muthvollen Entschluß ein, dem Willen ihrer Eltern einen eben so unerschütterlichen Willen entgegen zu setzen, und dem Baron in Gegenwart aller Gäste zu erklären, daß sie unter keiner Bedingung seine Gattin werden wolle.

Der Morgen kam. Eine große zahlreiche Gesellschaft versammelte sich, und das possmeisterische Ehepaar, welches heute einen glänzenden Triumph über alle Honoratioren der Stadt feyern wollte, vermied recht sorgfältig, viele der Eingeladenen, die im zehnten, zwanzigsten und dreyßigsten Gliede mit ihnen verwandt wa-

ren, in Gegenwart des freyherrlichen Schwiegersohns Herr Vetter oder Frau Muhme zu nennen. Die lieben Verwandten vetterten und muhmten aber dagegen so arg, daß der Herr Polimeüer vor Angst und Unwillen, seines Bleibens nicht wußte. Herr von Bärenfels war eben so wenig über die zahlreiche Sippschaft seiner künftigen Gemahlin erfreuet, indessen beruhigte ihn der Gedanke, daß er ja in acht Tagen die Stadt, wo die vielen bürgerlichen Vettern, Muhmen und Basen hausten, verlassen würde, um mit der jungen Gemahlin nach einem fernen Lande zu gehen, wo jenes Ungeziefer ihn nicht weiter belästigen könnte.

Endlich trat das Opferlamm, das schöne, bräutlich geschmückte Dorettchen schwankend an dem Arme ihrer Mutter ein. Sie war bleich, als ob sie zum Richtplatze ginge; aber der Anblick des ihr so verhaßten, aufgedrungenen Bräutigams gab ihr wieder Stärke und Muth. Der Baron nahte sich ihr, ergriff ihre Hand und stellte sie den Anwesenden als seine Braut und künftige Gemahlin vor.

Weder das Eine will ich seyn, noch das Andere jemals werden, Herr Baron! erwiederte sie stolz. Hier diese Gesellschaft nehme ich zu Zeugen, daß ich sie von ganzem Herzen verachte. Kein zartfühlender, kein ehrliebender Mann wird sich einem Mädchen zum Gatten aufdringen, welches ihm, so wie ich Ihnen, unzweydeutige Beweise von Abneigung gegeben hat.

Der Baron stand, wie eingedonnert, da, und die Gäste blickten sich voll Erstaunen und Erwartung an.

Gottloses Mädchen, ich bringe Dich um! rief der zürnende Vater. Ungerathenes Kind, Du stürzest mich ins Grab! Welche Schande! jammerte händeringend die Mutter.

Ich habe die Einwilligung Ihrer Eltern, mein schönes Dorettchen! sprach Bärenfels sich fassend. Und das ist mir genug. Sie sind meine Braut und in acht Tagen meine Gemahlin.

In Ewigkeit nicht! erwiederte sie stolz und entriß sich seinen Armen.

Aha! Alſo hier treffe ich Sie, mein Herr Baron! ſprach ein eintretender Fremder, dem der Bürgermeiſter, der Stadtſekretär Hellberg und zwey baumſtarke Gerichtsdiener, die an der Thüre ſtehen blieben, folgten.

Bärenfels ſank zitternd und bleich auf einen Stuhl.

O, weh! Und Sie feyern heute gerade Ihr Verlöbniß! Da werden wir nicht ſehr willkommen ſeyn!

Bitte ganz gehorſamſt! Herzlich willkommen! Herzlich willkommen, antwortete der Poſtmeiſter, mit einer recht tiefen Verneigung.

Schwerlich! entgegnete der Fremde, denn ich bin der Polizeydirektor Eckart aus N., und komme, den Herrn Bräutigam, deſſen Frau und vier Kinder noch leben, mit den, aus der königlichen Kaſſe entwandten Geldern abzuholen.

Was? Was? Gelder entwandt? Und noch eine Frau und vier Kinder! fragte der Brautvater.

Ja, verſetzte der Polizeydirektor. Der Herr

Baron war Kassenbeamter, und machte sich mit beynahe dreymalhunderttausend Thalern davon.

O Gott, welch ein Unglück! Welch eine Schande muß ich erleben! Mein armes, armes Dorettchen! jammerte die Postmeisterin, die holde Tochter umarmend, und Dorettchen sah ruhig und mitleidsvoll den Elenden an, der vor wenigen Minuten ihr das ganze Glück ihres Lebens entreissen wollte.

Mit Ihrem gütigen Wohlnehmen, Herr Baron, Sie sind ein Erzspitzbube! sagte der Postmeister sich höflich verneigend. Erstlich die königliche Kasse zu bestehlen, nachher Frau und Kinder sitzen zu lassen, und was das Aergste von Allem ist, mein Dorettchen mit Gewalt heyrathen zu wollen! Gottlob, daß noch res integra da ist, wie Herr Advokat Pfifflepf sagt. Aber wäre ich König, Sie halten zu Gnaden, Herr Baron, ich liesse Sie rädern von unten auf.

Ein Glas Wasser! stammelte der Unglückliche, und Dorettchen reichte ihm mit freundlicher Theilnahme Wasser und Wein.

Verzeihen Sie mir, edles, gutes Mädchen? fragte er.

Alles, Herr von Bärenfels, Alles! sprach sie sanft, mit einer Thräne im Auge. Möchte auch ihr König und Gott Ihnen verzeihen. Das ist mein herzlichster Wunsch.

Dankbar drückte er die weiße, zarte Hand an die bleichen Lippen.

Aber, mein Herr Polizeydirektor, mein Herr Bürgermeister, mein Herr Stadtsekretär, entschuldigen Sie! Ich bin ganz verwirrt! Womit kann ich die Ehre haben, aufzuwarten? Rheinwein, Madera, Mallaga? Geräucherter Lachs, schönes Hamburger Rindfleisch, Neunaugen, Austern? Was befehlen Dieselben?

Jetzt verbitten wir Alles! sagte der Polizeydirektor. Der Herr Baron hat sich nun vermuthlich etwas erholt, und diese Herren werden mit mir ein Verzeichniß seiner Gelder und Briefschaften aufnehmen. Ist's gefällig?

Der Bürgermeister, Hellberg und Bärenfels, letzterer von den beyden Hattesen geführt, folgten dem Direktor.

Ich freue mich, daß nur noch die Hochzeit nicht war! jubelte der Postmeister. Unser Dorettchen wird schon einen andern Mann bekommen, Mutter. Wenn auch heute kein Verlöbniß ist, so wollen wir doch mit unsern lieben Vettern, Muhmen und Freunden recht fröhlich seyn; und was meynst Du, flüsterte er heimlich seiner Gattin ins Ohr, wenn wir den Archidiakonus und seine Frau geschwind bäten? —

Das hätten wir gestern thun müssen, lieber Mann! Jetzt kommen sie nicht!

Ei, wir wollen es versuchen, Dorettchen soll hingehen.

Diese eilte mit dem erfreulichen Auftrage hüpfend davon, berichtete den Eltern ihres Karls den ganzen tragischen Ausgang der Verlöbnißfeyer; mit Freudenthränen schlossen die beyden Alten das schöne, liebliche Mädchen, welches sie nun bereits als ihre eigene Tochter ansahen, in ihre Arme, und folgten recht gerne der freundlichen Einladung.

Karl war in seinem Herzen bitterböse auf Dorettchen, welche er für untreu hielt, ge-

weſen. Durch ihr theilnehmendes Betragen gegen Bärenfels war er noch mehr in ſeinem Argwohn beſtärkt und entriß ihr unwillig die Hand, welche ſie im Vorübergehen ihm drückte. Während ihrer Abweſenheit hatte er jedoch von den übrigen Gäſten den muthvollen Widerſpruch der holden Geliebten erfahren, und: Biſt Du böſe, mein Dorettchen? fragte er ſie heimlich und betrübt, als ſie mit ſeinen Eltern ins Zimmer trat.

War ich das ſchon? verſetzte ſie lächelnd.

Aber ich war eiferſüchtig, weil ich glaubte —

O ſchäme Dich, gottloſer Menſch! ſchalt ſie, und drohte mit dem niedlichen Finger. Doch — wenn Du verſprichſt, nie wieder eiferſüchtig zu ſeyn, dann —

Vergiebſt Du —

Alles! Und jetzt ſey hübſch freundlich gegen den armen Nebenbuhler. Er jammert mich ſehr. Sieh, wie traurig er dort ſitzt!

Der Herr Polizeydirektor reiſete bald mit ſeinem unglücklichen Begleiter von dannen, und damit wurden den lieben Vettern, Muhmen

und Basen, denen in der Gesellschaft des vornehmen Bräutigams recht unbehaglich gewesen war, die gelähmten und gefesselten Zungen wieder gelöst. Alle jubelten nun über den glücklichen Ausgang des gescheiterten Verlöbnisses; nur der Herr Postmeister und seine Gattin hätten es gerne anders gesehen.

Aber, sprach der Herr Hauptpastor, dem erstern unter vier Augen freundlich die Hand reichend, Sie haben so herrliche Anstalten zur Verlöbnißfeyer gemacht; wäre es nicht Schade, wenn das jetzt Alles umsonst seyn sollte?

Freylich! Freylich, bester Herr Pastor! Und die Schande stellen Sie sich vor! Wie werden die Vettern und Muhmen und Basen nun mich und mein armes Dorettchen verspotten! Wie werden sie frohlocken!

Darum, dacht' ich, wir schafften geschwinde einen andern Bräutigam in die Stelle des Freyherrn. Was meynen Sie zu meinem Karl? Er liebt ihre Tochter schon lange —

Und sie ihn gleichfalls —

Ei nun! Wollen Sie? —

Herzlich gern, liebster Freund, wenn Sie und Ihre Gattin es wollen?

O, mit Freuden! antwortete der Archidiakonus, und beyde Väter traten herzlich versöhnt wieder in den Saal.

Was Gott zusammenfügt, sagte der alte Hellberg, die Hände der Liebenden in einander legend, das soll kein Baron und kein Polizeydirektor scheiden!

Entzückt und entzückend sank das holde Dorettchen an die Brust ihres Karls, und ihr schönes Gesicht lächelte unter Wonnethränen hervor, wie die purpurne Rose im Morgenthau. Die beyderseitigen Eltern umarmten und segneten ihre Kinder; Vettern, Muhmen und Basen wünschten ihnen knixend und kratzfußend alles erdenkliche Glück, und manches schadenfrohe Bäschen und Mühmchen ärgerte sich insgeheim, daß der Baron so schnell und gerade durch den hübschesten jungen Mann in ganz Mückenwalde ersetzt worden war.

Am nächsten Freytage verband der Herr Hauptpastor und Archidiakonus die beyden Liebenden mit einander. Dies ist die schönste Mariage, Herr Bruder, die wir jemals gemacht haben! sprach er nach drey Vierteljahren zu dem Postmeister. König und Dame sind ja so glücklich, wie die lieben Engel im Himmel, und werden bald noch glücklicher seyn, denn das Bübchen ist, wie es scheint, auch nicht mehr fern."

Adolph Moltinger und Luiſe Wallner.

Daß Du mir keine Liebesbändel anfängſt, Mädchen, wenn mein Sohn, mein Dölpchen, zu Hauſe kömmt: das rathe ich Dir, ſagte die Kommerzienräthin Moltinger zu der kleinen Luiſe Wallner, welche bald erröthend und mit demuthsvollem Handkuſſe den pünktlichſten Gehorſam verſprach. Merk' ich das Geringſte, ſetzte die harte Gebieterin hinzu, dann iſt es mit Dir vorbey; Du mußt zum Tempel hinaus, und wie es Dir ohne unſere Hülfe ergehen würde, kannſt Du Dir vorſtellen.

Die Frau Kommerzienräthin handelte wirklich unrecht, Lutschen ſo ernſthaft vor deraleichen zu warnen: denn wo hat man wohl jemals gehört, daß ein junges ſiebenzehnjähriges Mäd-

chen schon an Liebe und Liebeshändel gedacht hätte? Ueberdies wußte die Kleine nicht einmal, ob Herr Adolph Nottinger, der von der Hochschule zurückkehren sollte, um sich als Advokat und Beutelfeger in seiner Vaterstadt immatrikuliren zu lassen, ein Kaliban oder ein Adonis war. Nach der äussern Erscheinung seiner Eltern und dem alten Sprüchworte, daß der Apfel nie weit vom Stamme fällt, stritt die Vermuthung für das Erstere, und daher hätte die gute Frau um so mehr ohne Sorgen seyn können.

Schon frühe war Luisens Vater, der Sekretär Wallner, ein eben so armer, als geschickter und rechtlicher Mann, gestorben, und kaum hatte sie ihr vierzehntes Jahr erreicht, als auch ihre Mutter, welcher sie eine vortreffliche Erziehung verdankte, ins Grab sank. Jammernd und von aller menschlichen Hülfe verlassen, stand die kleine Waise an dem Sarge der Verklärten, deren Nachlaß kaum zureichte, die Kosten der Beerdigung zu decken. Pfarrer, Küster und Todtengräber drangen, nicht auf

Härte, sondern blos um ihren Nachfolgern im Amte nichts zu vergeben, auf die volle Entrichtung ihrer Gebühren: der Arzt wollte gleichfalls für seine Bemühungen bezahlt seyn, und der Apotheker forderte mit Recht das Geld für seine Cataplasmen, die er aus Eichenrinde gemacht hatte. Da ward der frömmste und christlichste Mann, Herr Kommerzienrath Nottinger, zum Vormunde der Verwaisten bestellt. Er verkaufte den ganzen Plunder, wie er die unzulängliche Erbschaft seiner Mündel nannte, legte noch zehn Thaler und einige Groschen dazu, und befriedigte die sämmtlichen Gläubiger. Hiemit ließ der Redliche es keineswegs bewenden; er nahm auch Luischen, die in allen weiblichen Handarbeiten sehr geübt war, zu sich, und verhieß ihr ausser freyer Kost und nothdürftiger Kleidung, nach treuer zehnjähriger Dienstzeit seine ganze Forderung zu erlassen. Weinend trat sie in das Haus des mildthätigen Vormundes, um die Größe des Verlustes einer zärtlich liebenden Mutter in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen.

Eine Menge von Arbeiten, deren Besorgung bis dahin zwey weibliche Dienstboten vollauf beschäftiget hatten, ward ihr jetzt ausschließlich zu Theil, und Ströme von Schmähreden und gottseligen Ermahnungen ergoßen sich von den Lippen des christlichen Ehepaars, wenn die arme Kleine nicht Morgens um drey Uhr schon bey ihren Geschäften war, oder bey den langweiligen Andachtsübungen vor Müdigkeit mit dem niedlichen Köpfchen nickte. Luise mußte ihren harten Gebietern nichts als Thränen und Seufzer entgegen zu setzen; allein gerade dies stille Dulden legte man ihr als boshafte Tücke aus, und behandelte sie daher mit jedem Tage noch härter.

Der Herr Kommerzienrath und seine Frau Gemahlin gehörten nemlich zu den gläubigen und erweckten Seelen, bey denen, wie man kunstmäßig sich ausdrückt, die Gnade Gottes zum Durchbruche gekommen ist. Sie gaben den Armen, wenn auch nicht Geld, doch den Rath: Bete und arbeite! Sie unterstützten reichlich die Missions- und Bibelanstalten, und speisten,

gleich den Engländern, die Hungrigen zwar nicht mit leiblicher, doch mit geistlicher, in frommen Traktätlein enthaltener Kost ab, die in der Regel dem Geiste des Vernünftigen eben so geschmack- und nahrlos ist, wie die Rumfordischen Suppen dem Körper. Kranke und Gefangene wurden freylich von ihnen nicht besucht; aber dagegen versäumten sie keine Kirche und keine Morgen- und Abendandacht, und verabscheuten und mieden von Herzen alle gute Werke, um allein durch den Glauben selig zu werden. Bey jeder Gelegenheit priesen sie die alte Welt und belogen die junge; und in den Betstunden, die man täglich mit einigen gläubigen Seelen hielt, wurden die fleischlich gesinnten Nachbaren, die zu Bällen, Konzerten und Schauspielen gingen, weidlich verleumdet, verläßert und zum höllischen Schwefelpfuhl verdammt. Der Herr Kommerzienrath war ein ausserordentlicher Freund der Wittwen und Waisen; mit dem Gelde der reichen wucherte er, gleich einem jüdischen Hof- und Kammeragenten, und die armen mußten, so wie Luise,

für kärglichen Lohn ihm dienen, und für ihn arbeiten.

Gertrude, gewöhnlich Trudelchen genannt, war die reizende Tochter dieses würdigen Paares, dem sie an Frömmigkeit glich. Daß sie schon mannbar war, sah man an dem niedlichen Stutzbärtchen, welches auf dem Kinn und der Oberlippe recht stark und üppig hervorsproßte. Allein dies und ein kleiner Pleonasmus zwischen den safranfarbenen Schultern hatten ihr bis jetzt zum Schilde gegen alle Versuchungen Beelzebubs und Hymens gedient. Indessen wünschten die liebenden Eltern doch herzlich, daß ein reicher Freyer den jungfräulichen Gürtel ihr lösen möchte, und Trudelchen flehte in der vierten Bitte eines jeden Unservaters gleichfalls recht brünstig darum. Leider war aber wenig Aussicht dazu, denn einen armen Schlucker wollte man nicht, und auch ein solcher wäre schwerlich zu finden gewesen, da man allgemein sagte, der Herr Kommerzienrath sey durch einen erweckten Freund um das große Vermögen geprellt worden, welches dem, von

ihm bevormundeten Sohne ſeines verſtorbenen Stiefbruders gehörte. Böſe Weltmenſchen flüſterten ſogar ſpöttelnd ſich zu, es könnte mit dem gnadenreichen Durchbruche des frommen Mannes zu einem ſehr ungelegneten Bruche kommen, wenn der wilde Adolph Nettinger — wie man den Neffen zum Unterſchiede von Tölpchen nannte — ſeine Volljährigkeit erreicht haben und das Seinige begehren würde.

Der Herr Kommerzienrath mochte vielleicht ähnliche Ahnungen haben, denn je näher dieſer Zeitpunkt heranrückte, deſto nachgiebiger und höflicher ward er gegen den Brauſekopf von Mündel und Neffen, den er ſonſt von Herzen gehaßt hatte, und wünſchte jetzt nichts weniger, als daß dieſer einſt ſein Schwiegerſohn werden und verſchuldes Trudelchen an Zahlungsſtatt annehmen möchte.

Adolph und Tölpchen, welche auf einer Hochſchule ſtudirten, unterſchieden ſich in allem Uebrigen eben ſo ſehr, als ſie in Hinſicht ihrer Namen ſich glichen. Tölpchen war der Fleiß, die Ordnungsliebe, die Sparſamkeit ꝛc. ꝛc. Er

besuchte jede Vorlesung und klebte Tage und Nächte lang an den Büchern, wie eine hungrige Schnecke an einem Baumblatt, und dennoch machte er in seiner Wissenschaft kaum die Fortschritte einer Schnecke. Geduldig, wie ein Lamm, ließ er sich lächelnd von Jedem hudeln, höhnen und zur Zielscheibe des Spottes gebrauchen, wie ein Jude; aber dabey war er eben so heimtückisch, rachgierig und nachtragend. Von seiner Einnahme und Ausgabe hielt er die genaueste Rechnung, ertheilte den Armen Lebensregeln und Erfahrungen, und legte jährlich von seinem nicht großen Wechsel ein Bedeutendes zurück. Vetter Adolph war ganz das Gegentheil. Er besuchte jede öffentliche Lußbarkeit, sah oft in mehrern Wochen kein Buch an, trieb sich in Wirthshäusern und an Spieltischen, auf dem Fechtboden und der Reitbahn herum, und studirte nur, wenn es ihm einfiel. Dennoch galt er in ein paar Jahren für einen der einsichts- und hoffnungsvollsten jungen Männer auf der Universität, und seine Lehrer begriffen nicht, wie er, der so selten ihre Vorträge be-

suchte, so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse hatte erwerben können. Voll Muth und Feuer brauste er rasch auf, wenn er sich beleidigt wähnte, und eben so rasch und herzlich versöhnte er sich mit seinem Gegner, wenn es ihm seine Ehre, die ihm theurer als Alles war, erlaubte. Dem Dürftigen gab er mit Freuden, und versagte sich oft das liebste Vergnügen, um nur einer nothleidenden Familie zu helfen; allein häufig suchte er umsonst in den leeren Taschen nach ein paar Pfenningen, wenn ein Armer ihn ansprach, und verwünschte dann alle Lustbarkeiten, die ihn um den höhern Genuß, einem Unglücklichen beyzustehen, gebracht hatten. Auch in ihrem Aeussern unterschieden die jungen Männer sich sehr. Delrchen war so schwächlich und hinfällig, wie ein bankerot gewordener herumziehender Theaterprinz pal oder wie ein verhungerter Romanfabrikant, dessen armseliges Geschreibsel kein Verleger honoriren, kein Leser lesen mag. Seine matten Augen starrten ohne Geist und Leben in die Welt hinein, wie die Augen einer Wachspuppe, und

daben zirpte er aus der eingefallenen Brust so kläglich, wie ein Leichenhuhn. Von dem, was an dem Kinn und der Oberlippe seiner Schwester wöchentlich mit einer Scheere mehrere Male weggekaipt werden mußte, war bey ihm, dem Fünfundzwanzigjährigen, noch keine Spur vorhanden, und die klapperdürren Beine hatten eine sprechende Aehnlichkeit mit den Waden eines Storches. Nicht so Adolph! Ein schöner Jüngling von drey und zwanzig Jahren, glich er einem Alcibiades. Sein edler Anstand, der freye offene Blick voll Muth und Jugendfeuer und der männliche Ton seiner Stimme gewannen ihm fast eben so sehr, wie sein immer rechtliches Betragen, das Vertrauen und Wohlgefallen seiner Bekannten, und selbst der Prorektor und der Bidell, denen er täglich Herzeleid machte, mußten ihn achten und ihm gut seyn.

Beynahe drey Jahre hindurch hatte Luise ihr trauriges Loos mit himmlischer Geduld und Sanftmuth ertragen, als die Frau Kommerzienräthin, welche jetzt den Sohn und den Neffen zurück erwartete, ihr jene nachdrücklichst

Ermahnungsrede hielt. Sie blühte schön, wie eine Rose, rein wie eine Lilie und still und unbemerkt, wie ein Veilchen: denn keiner der jungen Männer, die für dergleichen irdische Reize Sinn und Gefühl hatten, gehörte zu der Zahl der Gläubigen und Erweckten, und dem lieblichen Mädchen war, ausser dem Besuche der Frühpredigt, die blos von alten Weibern und Bethrüdern frequentirt ward, kein Gang aus dem Hause verstattet. So war es kein Wunder, daß Luise bey aller jugendlichen Schönheit und Anmuth den Jünglingen der Stadt ganz unbekannt blieb.

Schon in ihrer Kindheit vertrugen sich Adolph und Trudelchen so gut, daß man nach dem Sprüchworte: „alte Liebe rostet nicht!“ keineswegs zweifelte, der letztere werde das holde Mühmchen, welches mit ihm so lustig auf Steckenpferden durch die tiefsten Pfützen galoppirte, in seiner Begleitung Busch und Wald durchstrich, und die höchsten Bäume erkletterte, um Vogelnester auszunehmen, dereinst als künftige Gattin zum Altare führen. Selbst das

verdrießliche Aber zwischen den Schultern war ein Ueberbleibsel jener seligen Tage, und mußte ihn auch, wenn er einst Trudelchens Gatte ward, recht lebhaft an die süßen Freuden der Kindheit erinnern. Herr Adolph erstieg nemlich einmal eine Buche, um ein Eichhörnchen zu fangen; dieses aber, welches in der Turnkunst geübter war, als er, sprang auf einen gegenüber stehenden Baum, und Gertrudchen, die unten sehnsuchtsvoll harrte, kletterte geschwinde hinauf, um den Flüchtling zu haschen. Sie verwickelte sich jedoch mit ihren Kleidern in die Zweige, und stürzte herab. Hart, wie die Weiber der Juden in Egyptenland, verbiß sie zu Hause den stechenden Schmerz; Adolph sagte aus begreiflichen Gründen ebenfalls kein Wort, und das Ehrendenkmal zwischen den Schultern war der Lohn dieser Verschwiegenheit. Für Dölpchen, dem man frühzeitig eine reiche Erbin zudachte, durfte den Eltern am wenigsten bangen. Er war von Jugend auf das folgsamste, artigste Kind gewesen, und hatte an Adolphs und Trudelchens haldebrechen-

den Streichen nie den mindesten Antheil genommen. Schon als fünfjähriger Knabe fing er an, von seinem kleinen Frühstückgelde etwas zurückzulegen, und der Klang einiger Dreyer oder Pfenninge entzückte sein zartes Gemüth weit mehr, als der Gesang aller Lerchen und Nachtigallen, und als alle Konzerte. Bey dieser Liebhaberey, die mit einem wahren Abscheu gegen Arme und Dürftige, sie mochten männlichen oder weiblichen Geschlechts, schön oder häßlich seyn, verbunden war, durfte man mit Sicherheit hoffen, daß Luischen wenig Eindruck auf ihn machen würde.

Adolph verscherzte bereits als Knabe das Wohlwollen des frommen, gottseligen Onkels, denn während der Andacht- und Betstunden trieb er nicht selten allerhand Possen, sondern er hatte sogar einmal Claus Harms Theses zu Schwärmern und Raketen verbraucht, und aus dem Märkischen oder hinkenden Boten des Herrn Wilhelm Scherer und dem gemeinen und unnützen Wochenblatte des Herrn Professor Wadzeck hatt' er eine Eselsmütze mit langen Ohren

für Dölpchen gemacht. Hiedurch ward der Oheim höchlich erbittert, er strafte den Unfug des Frevlers so hart, daß die auf dem Lande wohnende, äusserst erzürnte Mutter ihren gemißhandelten Sohn aus dem Hause des Vormundes abholte, und nach Schnepfenthal schickte, wo man mit seinem Fleiß und seinem ganzen Benehmen überaus zufrieden war.

Erst als ein erweckter Freund den Herrn Kommerzienrath beynahe um Adolphs ganze väterliche Erbschaft, die nicht weniger als vierzigtausend Thaler betrug, gebracht hatte, erst da erwachte die alte Zuneigung gegen den Neffen, der nun von Zeit zu Zeit die liebevollsten Briefe erhielt, worin jedes Mal tausend herzliche Grüße von Trudeichen enthalten waren. Adolph freuete sich innig, daß sich endlich der Unwille des Oheims so sichtbar in Wohlwollen verwandelt hatte, und erinnerte sich, jener schmerzlichen, kaum verschmerzten Mißhandlung nicht weiter gedenkend, der fröhlichen Stunden, die ihm in dem Hause seines Vormundes gelächelt hatten. Die Erinnerung zau-

bert uns gewöhnlich nur die Freuden, selten die Leiden der Vergangenheit zurück, oder stellt die letztern doch so weit in den Hintergrund, daß sie uns gegen die kleinsten Uebel der Gegenwart als Schatten und Zwerggestalten erscheinen. So ging es auch unserm Adolph. Das Andenken an die jugendlichen Spiele seiner Kindheit erregte in seinem Herzen eine Sehnsucht nach den glücklichen, entschwebenen Tagen, und nach seinen vormaligen Umgebungen. Daß Trudelchen, seine treue Begleiterin, die alle Freuden und Leiden so sorgsam mit ihm getheilt, manchen seiner tollen Streiche so pfiffig vertuscht, und ihn immer durch Sumpf und Moor, durch Hain und Flur so treulich begleitet hatte, in dem Rosengebilde der Phantasie als Hauptperson voran stand, kann man schon denken. Als er das Haus seines Oheims verließ, hatte er von dem erwähnten Pleonasmus nichts wahrgenommen, und er war auch damals zu unbefangen und mit zu vielen andern Dingen beschäftiget, als daß er sich um die leiblichen Angelegenheiten seiner jungen Freun-

din sollte bekümmert haben. Von dem Stutzbärtchen hatte er zu jener Zeit eben so wenig etwas bemerkt, denn er war, als das herbe Schicksal ihn von Trudelchen riß, erst zwölf, und sie kaum eilf Jahre alt. Seine Einbildungskraft machte ihm in dem holden Mühmchen also eine schlanke, zierliche Hebe, mit vollem Schneebusen und ein paar Rosenwangen und runden Lilienarmen, wie selbst unser Luischen sie kaum schöner und reizender hatte. Um so inniger freueten ihn Trudelchens herzliche Grüße, und er küßte vor Wonne den Brief, welchen sie auf Geheiß ihres Vaters einmal ihm schreiben mußte, wohl tausendmal. Daß die Buchstaben etwas mißrathen und die Zeilen nicht minder schief waren, ließ er sich keineswegs verdrießen, denn den Schönen geht es ja oft, wie den großen Gelehrten, sie schreiben nicht hübsch. In einer eben so freundlichen Antwort schilderte er ihr mit den lebhaftesten Farben das himmlische Entzücken, welches ihm ihr Briefchen gewährt hatte. Der Herr Kommerzienrath schmunzelte recht seelenfroh über

das anscheinend so glückliche Gelingen seines Plans, und äusserte in einer bald folgenden Zuschrift an Adolph, daß Trudelchen ihn auf das Zärtlichste liebe, und daß sie, wenn es anders Gottes und des lieben Nessen Wille sey, dem letztern gern ihre Hand reichen würde.

Adolph war zu lebhafter, phantasiereicher Jüngling, daß er nicht schon früher sich nach der Liebe eines weiblichen, seinem Ideal entsprechenden, Wesens hätte sehnen sollen. Allein die Schönen der Stadt waren theils zu zipp, theils zu locker, manche auch zu alt, manche wieder zu jung, als daß er so leicht und schnell unter ihnen eine Wahl hätte treffen können. Die Tochter des Professors der Moralphilosophie machte indoch Eindrücke auf ihn, die er für den beseligenden Zauber der ersten Liebe hielt. Eusebia hatte zwar nach dem Kirchenbuche bereits acht Frühlinge mehr gesehen als er; da aber dies Buch, ausser ihrem Vater, der zugleich Prediger war, Niemand in die Hände bekam, so feyerte sie gerade zum zehnten Male ihren achtzehnten Geburtstag, als Adolph, der unter

den Geladenen sich befand, sie das erste Mal im vollen Glanze ihrer Schönheit sah. Eusebia war wirklich recht hübsch. Ihr hoher, üppiger, junonischer Wuchs; ihr dunkles, flammendes Auge, das mehr als platonische Liebe forderte, und mehr als platonische Liebe verhieß; und ein, wenn auch nicht blendend weisser, doch so voller Busen, daß er selbst der Stamm- und Urmutter aller Erdensöhne zur Ehre gereicht haben würde, hatten dem sittenlehrenden Vater schon seit Jahren manchen gut bezahlenden, unsittlichen Zuhörer gewonnen, und Eusebia war daher immer von einer Schaar anzehender junger Moralphilosophen, wie eine Gluckhenne von ihren Küchlein, umringt. Adolph gehörte bald zu jener Schaar der Auserwählten, denn sein Reichthum war eben so wenig zu verachten, wie sein Aeusseres, welches man übrigens als Nebensache betrachtete. Indessen machten ein junger sechzehnjähriger Graf und ein ältlicher Baron, die gleichfalls die Vorlesungen des Herrn Professors besuchten, ihm doch den Vorrang bey der Tochter streitig, und

ſie behandelte ihn in Gegenwart dieſer beyden Nebenbuhler mit einer Kälte, die gar zu ſeiner glühenden Leidenſchaft nicht paßte. Er wagte es ſeiner Angebeteten unter vier Augen deßhalb Vorwürfe zu machen; ſie bedeutete ihm aber mit ſpottiſchen Lächeln, daß ſie eben ſo wenig, wie ihr Vater, der Herr Profeſſor publicus ordinarius, für einen einzigen Studenten da ſey, und hiemit war das angenehme Verhältniß ein für alle Mal abgebrochen, da Adolph weder von der Moral, noch von der holden Euſebia weiter etwas hören und wiſſen wollte.

Die Leere, welche durch dieſen Bruch in ſeinem Herzen entſtanden war, mußte wieder ausgefüllt werden. Er ſah ſich daher aufs Neue unter den akademiſchen Schönen um, und die ſchmachtende, liebeathmende Thalia, die Tochter des Profeſſors der Aeſthetik, war es, welche die Blicke des Sehnſuchtsvollen feſſelte. Freylich erreichte Thalia lange nicht das Ideal weiblicher Anmuth und Schönheit, welches ſeiner glühenden Phantaſie vorſchwebte: allein ſie übertraf doch an Jugendlichkeit die achtzehn-

jährige Eusebia, und ihr azurblaues, bald in Thränen schwimmendes, bald sanft lächelndes Auge schien Wehmuth und Freude, Himmel und Erde mit einander vermählen zu wollen.

Was ist das für Eine? fragte er hastig einen seiner Freunde, der ein großer Mädchenkenner war.

O, ein prächtiger Besen! *) Es ist Thalia, die Tochter des Professors Rosenduft, und wie ihr Name schon zeigt, Muse und Grazie zugleich. Sie macht Verse zum Todgähnen und

Hexameter mit sieben Füßen
Und achtehalb, so wie sie ie
Ein Recensent hinpfuscherte.

Das thut aber nichts. Sie giebt alle Abend eine gelehrte Theegesellschaft, zu welcher auch Burschen Zutritt erhalten, und ich kann Dich gleichfalls bey ihr einführen.

---

*) Besen. So hießen ehemals und heißen vielleicht noch jetzt bey den Studenten auf allen deutschen Hochschulen die Schönen, und wenn es auch die Töchter des Rektor magnifikus wären.

Was hat man denn da?

Deutſchen Thee mit blauer Milch und ein paar Zwieback, und dann lieſt jeder ſeine Gedichte oder auch Stellen aus den Romanen und Schauſpielen vor, an denen er arbeitet. Hierauf wird Alles der Reihe nach unpartheniſch beurtheilt, vorm Abſchiede muß Jeder noch ein Witzwort oder Bonmot ſagen, und damit iſt das Späßchen vorbey. Thaliens Verſe, die gewöhnlich zuletzt vorgeleſen werden, mußt Du aber ja mit den Pausbacken eines Poſaunenengels als klaſſiſche Meiſterwerke bis in den Himmel erheben. Lies deshalb die Anzeigen einiger Buchhändler von ihren Verlagsartikeln, dann wirſt Du den richtigen Ausdruck ſchon treffen. Die Werke der Uebrigen magſt Du immerhin als elende Sudeleyen beſpötteln und verlachen; das iſt des Salz der Geſellſchaft. Du kannſt auch sans rime et sans raison, ohne Witz und ohne Verſtand, wie im Knoblochſchen oder Beckſchen Repertorium geſchieht, verdammen und ſelig ſprechen; denn wir wiſſen, daß an unſern Urtheilen der Leſewelt

gar nichts gelegen ist, und daß sie also Niemanden schaden.

Schon an demselben Abend ward Adolph als ordentliches Mitglied in die gelehrte Theegesellschaft der holden Thalia gegen die billige Ausgabe von einem Dukaten aufgenommen. Er fühlte sich, wie er sagte, unaussprechlich glücklich, der reizenden Schwester aller Musen und Grazien gegenüber zu sitzen, er wäre aber gewiß noch glücklicher gewesen, wenn er mit ihr unter vier Augen hätte seyn können. Die Vorlesungen begännen. Das Erste war ein Sonnet im mystisch-strömmelnden Ton, worin die heilige Jungfrau im Dunkeln ewig unter Blumen und Sternen funkelte, ganz im Geschmack des berühmten Isidorus Orientalis. Adolph ward zuerst um sein Urtheil befragt. Es herrschte die höchste Spannung und Stille in der Gesellschaft; alle Blicke waren auf das neue Mitglied gerichtet.

Wer noch nicht durchaus verfranzhornisirt ist, sprach er, kann wohl unmöglich an solchem Unsinn Geschmack finden.

Was? rief plötzlich eine Stentorstimme. Was sagst Du?

Wahrscheinlich bist Du selbst der Verfasser; aber ich wiederhole mein Urtheil nochmals! Das Sonnet ist ein erbärmliches Ding! donnerte er dem zürnenden Studenten zu.

Sie haben es vermuthlich nicht ganz verstanden! lispelte eine alte Muse *), denn die junge Thalia lag bereits in Ohnmacht.

Ich bin nicht der Verfasser, aber ich wünschte

*) Alte Musen nennt man auf mehrern deutschen Hochschulen gewisse bejahrte Magister und Gelehrte, die im Gefühl ihrer Unkraft, selbst etwas Taugliches zu schaffen, sich häufig auf's Recensiren legen. Sie gleichen sehr oft den alten Jungfrauen, die aus Neid und Verdruß über ihre jüngern verheyrratheten Nachbarinnen, die Kinder derselben als ungezogen allenthalben verschreyen und ausschelten. Uebrigens ist von diesen alten Musen der Ruhm eines klassischen Schriftstellers leicht für eine Flasche Grünebergers Krätzer oder Sächsischen Landwein zu erkaufen.

es zu seyn! brüllte der Stentor so überlaut, wie ein Sankt Gallenscher Nachtwächter. Und morgen sprechen wir uns! Dann werd' ich Dir ad Oculos beweisen, daß das Sonnet das herrlichste, göttlichste Gedicht ist, was noch je ein zartsinniges, kindliches Dichtergemüth erschaffen hat. Morgen, verstehst Du?

Ja, morgen, versetzte Adolph; morgen will ich Dir beweisen, daß es das elendeste, jämmerlichste Machwerk ist, was je aus einem verbrannten oder kindischen Gehirn hervorging, und daß Du ein Narr bist!

Ein Blick auf Thalien hatte ihm bereits gesagt, daß sie die Verfasserin sey; er nahm jetzt seinen Hut und Stock und verließ die gelehrte Theegesellschaft, um sie nie wieder zu besuchen.

Mit der Liebschaft war es aus! O, mein lieber Augustin, alles ist weg! trällerte er lachend, als er im Freyen war. Aber, daß ich um das verwünschte Sonnet, welches Friedrich Raßmann gewiß nicht in seine Sammlung aufnehmen würde, und wofür man sich kaum mit einer Nadel in den Finger ritzen möchte, noch

eine Schlägerey haben soll, das — das ist mir wahrlich verdrießlich! rief er lachend, und schlief flugs und fröhlich ein, ohne weiter an die Namensschwester der Grazien und Musen zu denken.

Am andern Morgen um sieben Uhr stand er mit seinem Gegner auf dem Kampfplatze.

So laut der letztere gestern gewesen war, so kleinlaut war er heute. Ich nehme meine Aufforderung zurück, sprach er. Es würde eine Thorheit seyn, wenn wir um eines elenden Sonnets, das wir nicht gemacht haben, uns die Hälse brächen; aber erkläre hier vor unsern Sekundanten und Zeugen, daß ich kein Narr bin.

Behüte der Himmel! lachte Adolph. Da spräche ich ja gegen meine Ueberzeugung! Frisch, wenn ich bitten darf! Zur Sache!

Man machte zwey Gänge, und Thomas am Arme blutender Vertheidiger rief: ich habe genug! Die Sekundanten geboten Halt! Die Fechtenden mußten sich die Hände reichen, und der Wundarzt verband.

Brüderchen, es freut mich, sagte der Verwundete, daß Dir gestern Abend das Sonnet nicht gefiel. Jetzt geb' ich Dir zu, daß es ein erbärmliches Ding ist; allein ich war eifersüchtig auf Dich, und darum war es mir lieb, daß Du es gleich mit der schönen Thalia verdarbst. Nun versprich mir jedoch, daß Du unsere gelehrte Theegesellschaft nicht wieder besuchen und mir nicht ins Gehäge kommen willst, **denn der Besen ist mein.**

Ich komme nimmermehr wieder! war die Antwort. Man umarmte sich auf das herzlichste, und der Schutzpatron der Musen- und Grazienschwester jubelte laut über die ehrenvolle Wunde am Arm und über den, seiner harrenden, Minnesold.

Schon am Nachmittage war Thalia's Stelle besetzt. Klio, die Tochter des Herrn Professors der Geschichte, hatte den, nach Liebe sich sehnenden, Jüngling in so hohem Grade bezaubert, daß er, der sie schon so oft gesehen, gar nicht begriff, wo er früherhin seine Augen gehabt hatte. Klio war ein niedliches, drolliges Ding;

ſie hatte ein paar Wangen, wie Milch und Blut; zwey Augen, aus denen eben ſo viel Neugier, als Schalkheit blickte; einen Wuchs, der zwar nicht grazienhaft war, aber doch manche hübſche und runde Formen ſehen ließ, und dabey ein Zungelchen, das, wie der Perpendikel in einer Uhr, in ſteter Bewegung war. Die ſkandalöſe Chronik des Städtchens kannte ſie noch weit beſſer, als ihr gelehrter Herr Vater die Geſchichte des heiligen römiſchen Reichs, welches bekanntlich an den Franzoſen verblich; und wo ſie etwas Neues vernahm, da ſpitzte ſie gleich ihre Oehrchen, wie ein geheimer Polizeyſpion, der demagogiſche Umtriebe wittert, oder wie ein Hebräer, der Geld zählen hört. Ihr zuthuliches Weſen, ihr trauliches Zwitſchern, ihr freundliches Händedrücken vollendeten den Sieg, und mit hochklopfendem Herzen eilte Adolph ſchon am folgenden Morgen zu ihr, um ihr ewige Treue und Liebe zu ſchwören.

Ach, ſtellen Sie ſich vor, beſter Herr Nolfinger, die abſcheulichen Menſchen, ſie ſagen, ich hätte geſagt — ſchluchzte Kito ihm entgegen.

Sie hätten gesagt, daß ich mit Prorektors Dorette und Apothekers Lisette in einem Bette — fiel ein zorniger Student mit der Faust drohend ein.

Und daß ich mit Rosenduft's Thalchen und Sternguckers Malchen — unterbrach Thaliens verwundeter Beschützer nicht weniger erbittert.

So schweigt doch, Leute! gebot Adolph. Was kann das arme Kind, was kann das Weib dafür, daß Gott ihm eine Zunge gab?

Das behaupte ich mit Ihnen, liebster Herr Nottinger! versicherte Klio weinend, indem sie hinter ihm Schutz suchte.

Du willst uns schweigen heißen? Was? rief der Eine.

Zum Teufel, von Dir laß ich mir nicht das Reden verbieten, wo ich zu meiner und der rechtlichen Mädchen Ehre sprechen muß! fuchte der Andere. Aber hier, die lebendige Zeitung, die Mamsell Klio soll gleich auf der Stelle der —

Ach, Gott, stehen Sie mir bey, mein guter, einziger Herr Nottinger! jammerte die Bedrohte,

Wagt es, und ſtreckt eine Hand aus! warnte Alo zu zürnend.

Gut, dann haben wir's mit Dir zu thun! Was brauchſt Du Dich in unſere Händel zu miſchen? Vor Dir fürchten wir uns wahrlich noch nicht!

So will ich es Euch lehren! verſetzte er und ſchob ſie zur Thüre hinaus.

Ach, bedenken Sie, wie unſchuldig ich zu dieſem Unglücke komme! Ich will Ihnen Alles erzählen, lieber Herr Rollinger!

Ich weiß es ſchon! erwiederte er, verneigte ſich kalt und folgte den Andern.

Wir würden toll ſeyn, Brüder! ſagte er, ihnen beyden die Hand reichend, wenn wir um eine elende Klatſchſchweſter uns herumſchlügen. Ich bin Euch überdies noch herzlichen Dank ſchuldig, denn ohne Eure Dazwiſchenkunft hätt' ich mich mit der Muſe der Geſchichte verplempert.

Ha, ha, ha! lachten Jene. Da mußt Du uns noch einen Punſch geben, Brüderchen!

Recht gerne, wenn heute mein Wechsel kömmt!

Er eilte zu Hause und fand den letztern nebst jenem Briefe des Oheims, worin dieser ihm Trudelchens liebevolle Zuneigung meldete. Da wurden alle die reizenden Bilder der schönen Vergangenheit wieder neu; er träumte sich in den Armen des holden Mühmchens, welches seiner Phantasie als die blühendste Jungfrau vorschwebte, der glücklichste Sterbliche zu werden, und lebte im Geiste schon mit ihr unter den Rosenlauben, welche Amor und Hymen ihnen wölbten, ein Leben voll Wonne und Seligkeit. In einem dankerfüllten Schreiben auf Velinpapier mit goldenem Schnitt benachrichtigte er den Schwiegervater in Hoffnung, daß Trudelchen sein Taggedanke und sein Traum sey, und daß er, wenn seine Mutter einwillige, nichts inniger zu wünschen habe, als die entfernte Geliebte recht bald zum Altare zu führen.

Wer konnte fröhlicher seyn, als der gottselige Vormund! Man reiste sofort mit Adolphs Briefe zu seiner Mutter, um deren Zustimmung

zu bewirken. Die verständige Frau staunte nicht wenig über den raschen Entschluß ihres Sohnes, und betrachtete das Stupbärtchen und den Pleonasmus der künftigen Schwiegertochter noch aufmerksamer und ernster, als Alexander von Humboldt und seine Begleiter den Chimborazo.

Mein Sohn, antwortete sie, mein Sohn hat seit langer Zeit Ihre Tochter nicht gesehen, Herr Bruder. Bevor ich meine Einwilligung gebe, beding' ich mir aus, daß die jungen Leute sich näher kennen lernen. Bleiben sie dann bey ihrem Entschlusse, so sprechen wir weiter davon.

Der Herr Bruder knirschte, die Augen verdrehend, mit den Zähnen; seine Gemahlin zuckte gichterisch mit der Unterlippe, und Trudelchen wünschte mit ein paar bitterbösen Blicken die Schwiegermutter ins Pfefferland. Unmuthig kehrte man, nach einem kalten Abschiede, heim, und in vierzehn Tagen erhielt Adolph die erfreuliche Nachricht, daß seine Mutter, voll Entzücken über seine Wahl, ihre Einwilligung und ihren Segen ertheilt habe. Ei-

nen Brief, den die gute, arglose Frau zur Besorgung an den Unbesonnenen mitgab, hatte man weislich zurückbehalten, und dankte dem Himmel im voraus für den, so listig errungenen Sieg. „Wer A gesagt hat, muß auch B sprechen, meynte der Herr Kommerzienrath, und sollte Adolph, wenn er Trudelchen sieht, uns einen Strich durch die Rechnung ziehen wollen, so mache ich ihm den ärgsten, und gebe ihm von des Vaters Vermögen keinen Heller heraus."

Nach einigen Monaten wurde beyden jungen Leuten der Doktorhut aufgesetzt, welcher bekanntlich ein eben so trügliches Zeichen der Gelehrsamkeit, als der Kardinalshut ein zweydeutiger Beweis der Frömmigkeit ist. Vergnügt eilten sie nun dem Städtchen zu, wo Trudelchen ihres Adolphs und Vater und Mutter ihres Dörpchens harrten. Auf der letzten Station sagte ihnen der Postmeister, daß sie einen Tag warten müßten, wenn sie mit der ordentlichen Post weiter wollten. Dies fand denen nicht an, und auf Adolphs Vorschlag miethete man

ein paar muthige Reitpferde, auf denen es im sausenden Galopp, daß Roß und Reuter schnoben, und Kies und Funken stoben, zum Thore hinausging. Dolpchen hielt sich, so gut er konnte, an dem Sattelknopf und den Mähnen seines Roßnarrs, der ganz ein Seitenstück von dem des Ritters von la Mancha war. Die muthwillige Gassenjugend des nächsten Dorfs verfolgte mit lautem Geschrey und Gelächter den lateinischen Reuter, der längst Zügel und Hut verloren hatte; sein Pferd, hiedurch noch unbändiger gemacht, sprang auf die Seite, warf ihn herunter und verwundete ein kleines dreyjähriges Mädchen, welches am Wege saß. Das Kind schrie erbärmlich, und Adolph schwang sich vom Pferde, um dem Gefallenen und der Verwundeten zu helfen. Er trocknete mit seinem Tuche das Blut von der Wange der letztern, und fand, daß die Wunde durchaus nicht gefährlich war.

Wo ist Deine Mutter, mein Kind? fragte er die Kleine, deren Gesichtszüge gleich beym ersten Anblicke ihm wunderbar auffielen.

Dort, in dem großen Hause iſt die Großmutter! ſchluchzte ſie, mit dem Fingerchen auf eine elende Strohhütte deutend.

Da kam plötzlich mit lautem Angſtgeſchrey eine alte, in Lumpen gekleidete Frau herbeygeſtürzt: Ach Gottchen, wo iſt denn mein Trudelchen? Wo iſt mein ſüßes Lamm? O Jeſus, Du blutest ja! Was haben ſie Dir gethan, mein Seelchen?

Adolph erblaßte, als er den Namen Trudelchen vernahm.

Iſt das Ihr Kind, Mutter? fragte er eben ſo neugierig, als theilnehmend.

Meines wohl eigentlich nicht, junger Herr! lächelte die Alte. In meinen Jahren hat man keine ſo kleine Kinder mehr.

Ach, Sie iſt die Großmutter?

Auch das nicht! Es iſt vornehmer Leute Kind; aber mir ſo lieb, als wär' es mein eigenes.

Vornehmer Leute Kind? Und weſſen?

Das darf ich nicht ſagen, lieber Herr! Ich hab' es heilig geloben müſſen, daß ich es mit

in mein Grab nehmen will. Die Mutter bekümmert ſich gar um das arme Würmchen nicht mehr. Für das erſte Jahr gab ſie mir vierzig Thaler, und eben ſo viel ſollte ich für jedes folgende haben: allein ſeit der Zeit hab' ich nichts wieder bekommen. Verſtoſſen kann ich das kleine Weſen doch nicht. Wer wollte ſich wohl ſeiner erbarmen, wenn ich es nicht thäte?

Guter Gott! Kann auch eine Mutter ihres Kindes vergeſſen? rief Adolph knirſchend. Sage Sie mir, liebe Frau, ſage Sie mir, wer ſind die Eltern?

Ich darf es gewiß nicht, beſter Herr! Ich mußte ſo heilig verſprechen, zu ſchweigen. Wenn Sie mich verriethen! Nein, nein, ich hab' es beynahe geſchworen, daß ich Niemanden etwas entdecken wollte.

Nach einer kurzen, fruchtloſen Unterhaltung überzog der Ahnungsvolle, deſſen Neugier auf den höchſten Gipfel geſtiegen war, die Gewiſſensſkrupel der Alten mit einer Goldtinktur, und nun erfuhr er, das kleine Trudelchen ſey eine Tochter des großen Trudelchens, und dieſe

wiederum eine Tochter des eben so gottseligen, als reichen Herrn Kommerzienraths Nottinger.

Der Vater des Kindes, setzte die Pflegemutter hinzu, ist, wie Mamsell Trudelchen sagt, einer von den Erweckten, denn sonst hätte sie es auch gewiß nicht gethan.

Ha, ha, ha! lachte Adolph recht bitter, und warf der Erzählerin noch einige Goldstücke in den Schooß. Da, Mutter! Pflege Sie die Kleine gut. Ich werde sehen, was ferner zu thun ist! sprach er, und schwang sich unmuthvoll auf sein Roß.

Dölpchen hatte indessen durch Hülfe einiger Bauern, mit denen er jetzt sehr ernsthaft über das kleine Trinkgeld, welches sie begehrten, sich zankte, sein Pferd wieder erhascht, und erklärte, daß er es, um sich keiner weitern Gefahr auszusetzen, zurück leiten, und in dem, so eben verlassenen Städtchen die Post erwarten werde.

Adolph schlug dagegen den nächsten Weg nach dem Wohnorte des Vormundes ein, um ihm und dem betrügerischen, treulosen Mühm-

chen, und wäre dieses auch noch weit reizender, als die Mutter des Liebesgottes selbst, den ganzen Handel aufzukündigen, und in Gemäßheit des väterlichen Testamentes die sofortige Herausgabe seines Vermögens zu begehren.

Trudelchen, sagte er unterwegs zu sich selbst, Trudelchen, obgleich sie mein Mütmchen und eine Erweckte ist, macht es wahrlich tausendmal ärger, als alle meine frühern Geliebten. Eusebia schenkte mir doch klaren Wein ein und gesund, sie wäre so wenig, wie ihr Vater, der Professor publicus, für einen Einzigen da. Das war wenigstens offen und redlich gehandelt. Gertrude lebt dagegen vielleicht für die ganze Gemeine der Gläubigen, und will mich dennoch bereden, ich sey der Eine, nach welchem ihr liebevolles Herz sich sehnt. Die holde Thalia ward schon ohnmächtig, als ich ihr Geistes-kind, welches nur ein erbärmliches Sonnet war, tadelte; Trudelchen hingegen vergißt und verstößt das leibliche Kind, ein kleines niedliches Mädchen, ins Elend, um mein demüthiges Haupt mit einer Krone zu zieren. Also

klatschte freylich alle Menschen zusammen; aber ihre Feinde selbst mußten gestehen, daß ausser dem kleinen Gliede, welches ihren ganzen Wandel verdarb, kein böses Haar an ihr ist. Bey Gott, Klio war gegen mein Mühmchen eine Heilige! Gäbe der Himmel, daß ihr der Schlagfluß noch heute die Zunge lähmte, ich kehrte augenblicklich zurück, um die Stumme zum Altare zu führen.

Jetzt hielt er vor dem Hause des Oheims. Ein schönes, blühendes Mädchen nöthigte ihn ins Zimmer.

Der Herr Kommerzienrath ist mit seiner Frau Gemahlin und Tochter Ihnen und Ihrem Herrn Vetter entgegen gereist! antwortete Luise, als Adolph ihr seinen Namen nannte, und zog verlegen und erröthend das niedliche, von der Arbeit gehärtete Händchen weg, welches er durchaus an seine Lippen drücken wollte. Die Herrschaften werden vor übermorgen nicht wiederkommen, denn morgen ist es Sonntag! fügte sie, die weder dem Gaste etwas vorsetzen,

noch ihm ein Zimmer einräumen konnte und durfte, nach einer Pauſe hinzu.

Er war hoch erfreut über dieſe Nachricht, die ihm die Ausſicht gewährte, länger und öfter mit dem ſchönſten aller Mädchen, die er bis dahin geſehen, ungeſtört unter vier Augen zu ſeyn.

Sein Herzeleid über Trudelchens Untreue, welche ihm vor wenigen Stunden die ſeligſten Träume von irdiſchem Glück vernichtet hatte, war jetzt vergeſſen, und durch Luiſens Anblick in Entzücken verwandelt. Die Purpurgluth der Unſchuld und Jugend, welche auf den Wangen der lieblichen Jungfrau glänzte, ihr blaues, ſeelenvolles Veilchenauge, das ſich ſchüchtern unter den langen, ſeidnen Wimpern zur Erde ſenkte, wenn ſein Blick den ihrigen traf; das dunkle, kaſtanienbraune Haar, welches zu loſe um das Engelsköpfchen gewunden, bey Adolphs Eintritt ins Zimmer plötzlich über die ſchneeweißen Schultern der Hocherröthenden hinabglitt; der ſchlanke Grazienwuchs und die Fülle des ſchwellenden Buſens, der gleich der vollen

Knospe einer Rose, aus seiner Hülle sich hervordrängen wollte; die runden, weißen Lilienarme, die Cythere selbst nicht schöner hätte haben können; die niedlichen Füßchen, welche im Gehen kaum die Erde berührten, und dann der sanfte melodische Silberton der Stimme, mit dem selbst eine Sirene getauscht haben würde, waren wohl Reize genug, um ihn alle Mädchen der Stadt und alle Schätze vergessen zu lassen. Hiezu goß noch Luisens demüthige, bescheidene Schüchternheit, welche fast an Blödigkeit gränzte, und mit dem hohen Grade von Bildung, der in jedem ihrer Worte und in ihrem ganzen Betragen sich aussprach, in so offenbarem Widerspruche stand, einen wahrhaft himmlischen Zauber über sie aus, welcher das Herz jedes nicht ganz Gefühllosen dem holden Mädchen zuwenden mußte. Schon ein nicht schönes Weib, das im Stillen duldet, erregt die Theilnahme des Mannes, dessen Herz noch einer edeln Empfindung fähig ist. Wie viel mehr muß dies nicht der Fall bey einem weiblichen Wesen seyn, welches mit allen Reizen

der Jugend und Unschuld geschmückt, dem liebenden Jünglinge als eine Leidende erscheint? Adolph kannte seinen Oheim und seine Tante zu gut, um zu begreifen, daß Luisens Schüchternheit die natürliche Folge einer harten Behandlung war. Die freundliche, herzliche Theilnahme, welche zwar nicht durch Worte, aber durch sein ganzes Benehmen sich aussprach, gewann ihm bald das Vertrauen der kleinen verschüchterten Huldin so sehr, daß er schon nach wenigen Stunden das Händchen, welches sie ihm vorhin so ängstlich entzog, an seine glühenden Lippen drücken durfte.

Die oder keine! sprach er, als er am Abend spät sich nach dem Wirthshause begab. Sie ist sehr arm, wie ihr ganzer Anzug verräth; aber was sind alle Schätze der Welt gegen ein schönes, liebenswürdiges Weib? Es ist eine köstliche Perle! sagte schon Salomo, der gewiß ein großer Weiberkenner war, da er an tausend Stück auf der Streu liegen hatte. Und wenn ich auch keinen Heller besäße, so sollte doch Luischen und keine andere jemals die Meinige

werden. Gottlob, daß Dölpchen vom Pferde fiel, sonst hätt' ich schwerlich Trudelchens Untreue erfahren, und wäre jetzt der unglücklichste Mensch unter der Sonne.

Kaum schimmerte der erste Morgenstrahl in sein Fenster, als er zu dem holden Mädchen eilte, um ihr ewige Liebe und Treue zu schwören. Sie kam ihm in ihrem ärmlichen Sonntagskleidchen entgegen. Wie ganz anders war es ihm bey ihr, als bey Eusebia, bey Thalia, und bey Klio! Er fühlte, daß er noch nie geliebt hatte, daß er jetzt zum ersten und einzigsten Male liebte. Mit glühender Innigkeit ihre Hand an seine Lippen drückend, gestand er es der reizenden Jungfrau, und fragte sie: ob sie die Seinige seyn wolle?

Herr Doktor, sprach sie, unwillig zurücktretend, wir haben uns Beyde geirrt. Ich hielt Sie für einen edeln Mann, aber jetzt —

Jetzt? fragte er betroffen.

Sie vergessen, daß Sie eine Braut haben, und daß einem armen Mädchen, wie ich bin,

Unſchuld und Ehre doppelt heilig ſeyn müſſen. Ich darf nicht länger bey Ihnen ſeyn! Sie verneigte ſich, er hielt ſie zurück.

Ich eine Braut? fragte er betroffen.

Ihre Kuſine! verſetzte ſie, und wollte ſich losmachen.

Mit Mühe nöthigte er ſie zu bleiben, und entdeckte ihr Alles, was wir bereits wiſſen. Ich ſah meine Kuſine, fuhr er fort, ſeit ihrem eilften Jahre nicht; ich weiß nicht, ob ſie hübſch oder häßlich iſt; aber wäre ſie auch das Letztere, ſo würde ich doch mein unbeſonnenes Verſprechen halten. Allein ein Mädchen, das durch den ſchnödeſten Betrug ihre Schande mit meinem Namen bedecken will; eine Mutter, die ihr eigenes ſchuldloſes Kind in Elend und Jammer verſtößt, kann nie meine Gattin werden, und wäre ſie ſchöner, als die Göttin der Liebe ſelbſt, brächte ſie mir mehr Schätze und Reichthümer zu, als in allen Gold- und Silbergruben auf Erden ſind; nimmermehr könnte ich ſie heyrathen!

Also wissen Sie das? fragte sie, ihren Blick zu ihm erhebend.

Wie Sie hören, ich weiß Alles, und Sie vielleicht gleichfalls?

Sie schwieg; und er wiederholte mit den zärtlichsten Worten und Liebkosungen seinen Antrag. Versöhnt und entzückt sank das holde Mädchen an seinen Busen. „Sprechen Sie auch mit Ihrer Mutter?“ lispelte sie, als der erste Wonnetaumel vorüber war.

Er gelobte, es am folgenden Tage zu thun, und ging spät von der Geliebten, um einige Freunde zu besuchen. Hier erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß er nichts weniger mehr als reich war, und daß man mit jedem Tage den Ausbruch des Konkurses seines Onkels erwartete. Der liebe Mann hatte freylich nicht, wie dies bey manchen frommen Leuten der Fall seyn soll, die irdischen Güter über die himmlischen vergessen; er hatte vielmehr höhere Zinsen genommen, als die goldgierigsten Hebräer; allein seine Schuldner hatten dagegen immer ver-

ſäumt, die Hauptſummen an ihn zurück zu zahlen, und jetzt forderten eine Menge von ihm bevormunderter Waiſen das Ihrige. Für Adolph war wenig oder gar nichts mehr zu hoffen, da alle übrigen ihm vorgingen.

Alſo hab' ich nichts, als mich ſelbſt und die Liebe meiner Luiſe. Gottlob, daß ich meine Zeit nicht ganz unnütz verwandte, und Muth und Talente zum Erwerben beſitze. So wird mir's nicht fehlen!

Er eilte zu ſeiner Mutter, die ihr bedeutendes Vermögen gleichfalls den Händen des unvorſichtigen, wuchergierigen Vormundes anvertraut hatte, und in größter Sicherheit lebte. Dem zärtlichen Empfange folgten ſanfte Verweiſe über den Leichtſinn des Sohnes. Bald verwandelten ſich aber auch dieſe in den zärtlichſten mütterlichen Segen, als die gute Frau erfuhr, daß und warum er ſich von Trudelchen losgeſagt habe, und daß Luiſe, die Tochter einer ihrer geliebteſten Jugendfreundinnen, ſeine Gattin werden ſollte. Mit Schonung theilte er

ihr die Nachrichten von des Oheims schlimmen Verhältnissen und von dem sie bedrohenden Verluste mit.

Mag auch Alles verloren gehen, lächelte sie. Weiß ich doch jetzt, daß Du glücklich wirst. In dem Hause meiner Kinder wird ja für mich gleichfalls ein Obdach seyn, was ich bey Gertrude niemals gesucht hätte. Ihr mögt mich pflegen und warten, bis ich mein eigenes kleines Häuschen beziehe, wo kein Verlust irdischer Güter das erkaltete Herz mehr beugt.

O, das soll noch lange nicht geschehen! rief Adolph, die Gute mit kindlicher Innigkeit umarmend. Wem Liebe, Tugend und Genügsamkeit das kärgliche Mahl würzen, der bedarf keiner Schätze weiter, um froh und glücklich zu seyn.

Am andern Tage reiste er, von seiner Mutter begleitet, zu seinem Oheim, nicht um die väterliche Erbschaft, sondern, was ihm mehr und theurer als Alles war, die holde, liebliche Braut abzuholen.

Mit lautem Jubel und mit Umarmungen zum Erſticken, die faſt gar nicht oder doch ſehr kalt erwiedert wurden, empfing man die Ankommenden. Trudelchen war zum Glück nicht zugegen, und Luiſe, welche eben eine lange Strafpredigt hatte anhören müſſen, ſchlich ſich mit ihren ſchönen, rothgeweinten Augen in demſelben Augenblicke davon, als die künftige Schwiegermutter ſie an ihr Herz drücken wollte.

Ach, allerliebſtes Jeſulein! ſprach die frömmſte aller Kommerzienräthinnen, nun der Bräutigam kömmt, iſt die Braut nicht zu Hauſe. Trudelchen iſt ausgegangen!

Laſſen Sie das, Frau Schweſter, erwiederte Adolphs Mutter. Was wir mit einander abzumachen haben, bedarf Trudelchens Gegenwart nicht. Sie, Herr Schwager, erinnern ſich, fuhr ſie ernſthaft fort, daß ich Ihnen vor drey Monaten an Adolph einen Brief mitgab, wo iſt der geblieben?

Der Alte wollte etwas zu ſeiner Entſchuldigung ſtottern.

Nur heraus damit, fiel ihm die Hofräthin ins Wort, Sie gottseliger Mann haben ihn unterschlagen, und meinen Sohn durch das unwahre Vorgeben getäuscht: ich hätte meine unbedingte Zustimmung gegeben. Jetzt sag' ich Ihnen, aus der Heyrath wird nichts!

Das soll sich schon finden! rief der erbitterte Vormund. Ihr Sohn hat A gesagt, da muß er auch B sprechen. Was meynst Du Dölpchen? Du bist ja Jurist!

Nach Lex 33 Digestorum, zirpte der junge Rechtsmann, sich vornehm in die Brust werfend: nach Lex 33 Digestorum —

Schweig mit Deinen Legibus, rief Adolph ihm zu, wir wollen von Deiner Gelehrsamkeit nichts wissen. Sie, Herr Oheim, kennen das Testament meines Vaters; Sie wissen, daß ich nach erlangtem drey und zwanzigsten Jahre das Recht habe, mein Vermögen von Ihnen zu begehren. Gestern hab ich jenes Alter erreicht, und sehe morgen vor dem hiesigen Waisengericht der Rechnungsablage und der Auszahlung des Meinigen entgegen.

Wenn Trudelchen Deine Frau —

Nichts! Ich höre dort nach keinen Bedingungen, wo ich unbedingt fordern kann.

Da trat das holde Trudelchen herein. Sie wollte in die Arme des ersehnten Bräutigams eilen. Er schob sie zurück.

Als meiner Verwandten werd' ich Dir zu jeder Zeit die Hand reichen, aber nicht als meiner künftigen Gattin! sprach er, seine Rechte ihr bietend.

Ich weiß, Herr Bruder, sagte die Hofräthin, daß nicht allein das Vermögen meines Sohnes, daß auch das Meinige durch Ihre Liebe zum Wucher verloren gegangen ist. Ich weiß, daß zahllose Gläubiger Sie drängen, und daß wir nie einen Pfenning bekommen werden. Lassen Sie uns kurz seyn. Wir verzichten auf Alles, und Ihre Tochter entsagt dagegen der Hand meines Sohnes.

O, die schändlichen Menschen! rief Trudelchen, ihre Hände recht theatralisch gen Himmel hebend. Gott, Gott wird Euch richten! Jetzt

da Ihr wißt, daß ich arm bin, jetzt könnt Ihr mich verſtoßen!

Wie gewiſſe Mütter ihre Kinder! flüſterte Adolph der Schluchzenden zu.

Der Herr Kommerzienrath ſchimpfte auf den ungerathenen Neffen; ſeine Frau heulte mit ihrem fetten Mops um die Wette, und Dölpchen ſuchte im Corpus Juris und in Schmidt's Lehrbuch von Klagen und Einreden nach dem Titel von Sponſalien.

Ich ſoll Dich von dem kleinen Trudelchen grüßen, und Du möchteſt Dich nach einem andern Stiefpapa umſehen! raunte Adolph dem großen Trudelchen ins Ohr, welches noch immer Baſiliskenblicke auf ihn und ſeine Mutter warf.

Er muß ſie heyrathen! Er muß! rief Dölpchen plötzlich. Hören Sie, Vater! Hier in Höpfners Kommentar —

Wenn er mich nicht will, ſo will ich ihn auch nicht! ſchluchzte Gertrude, und: Bravo! Das war ein verſtändiges Wort! antwortete

ihr Ungetreuer, freundlich ihr die Hand bietend. Aber nun noch Eines, Herr Onkel! Wir entſagen freylich allen weitern Anſprüchen an Sie, allein dagegen liefern Sie uns ſogleich Luiſe Wallner aus! Nicht wahr? Sie iſt meine Braut!

He! Nun geht mir ein Licht auf, gottloſer Böſewicht! Alſo die iſt's! Die hat Dein ſündhaftes fleiſchlich geſinntes Herz beſtrickt! Nimmermehr geb' ich dazu meine Einwilligung. Ich bin ihr Vormund.

Lege ein gutes Wort für mich ein, liebes Mühmchen! bat Adolph heimlich. Ich will auch für Dein Trudelchen ſorgen, denn Du thuſt es doch nicht.

Sie rief ihre Eltern und ihren Bruder in ein Nebenzimmer, und nach einer Stunde trat der Herr Kommerzienrath mit einer bogenlangen Entſagungsakte, welche Dölychen aufgeſetzt, und mit allen lateiniſchen Rechtsregeln, die ihm beygefallen waren, gleich einem Haſenbraten, geſpickt hatte, ein.

Werden Sie und Ihr Sohn dies unterschreiben, sagte der Alte, so mag Luise unsertwegen mitreisen.

Adolph las es durch, und unterschrieb. Seine Mutter folgte ihm, und nun erhielt Luise von Trudelchen den Befehl, augenblicklich ihren Bündel zu schnüren. Das war schon geschehen, und nach einem sehr kalten Abschiede, der gegen den freundlichen Empfang wunderbar abstach, trennte man sich.

Wir haben einen herrlichen Tausch gemacht, mein Adolph! sprach seine Mutter, als sie im Wagen die schöne, lieblich blühende Tochter an ihr Herz und an ihre Lippen drückte. Hiefür hätt' ich mit Freuden einem Königreiche entsagen können.

Und ich allen Königreichen der Welt! erwiederte der Liebende, die bräutliche Jungfrau umarmend.

Der Ruf von seinen Kenntnissen und seiner Geschicklichkeit verschaffte ihm in wenigen Monaten, ausser einer Menge von Kunden, die

einträgliche Stelle eines Kreisarztes, und da führte er das holde Mädchen zum Traualtar. Seine Mutter lebt jetzt fröhlich und heiter in dem Kreise der geliebten, glücklichen Kinder und der kleinen Enkel mit den Veilchenaugen, die wie Liebesgötterchen sie umgaukeln, und wünscht noch lange nicht das enge Häuschen zu beziehen, welches den König so gut, wie den Bettler erwartet.

Der Herr Kommerzienrath brachte vor dem Ausbruche seines Bankerotts so viel auf die Seite, daß er jetzt gemächlich und in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit mit den Seinigen leben kann. Der Vater des kleinen Trudelchens ist aus Indien, wo er viele Heiden bekehrt hat, zurück gekommen, hat, nach dem Sprüchworte, daß alte Liebe nicht rostet, das alte Trudelchen geheurathet, und das, von der Mutter verlassene Kind, auf Adolphs dringende Fürsprache, zu sich genommen. Dölpchens Gänsekiel wird von Bürgern und Bauern mehr gefürchtet, als die Krallen des Satans, denn aus einem Prozesse, den er führt, entstehen

sesten weniger, als hundert neue, die ihm goldene Früchte tragen. Ausserdem ist er ein grosser Liebhaber des alten Testaments, und Israels Kinder betrachten ihn als den, der da kommen soll, weil er, durch das Unglück seines Vaters gewitzigt, ihre Kapitalien zwar zu ungeheuern Zinsen, aber immer sicher, unterzubringen versteht.

Der
Christenspiegel,
oder
Betrachtungen
über
unmittelbare Offenbarungen, über Jesus Lehre und Christenthum;

von

Hartwig Hundt-Radowsky,
dem Verfaſser des Judenſpiegels und des Neuen Judenſpiegels.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart,
bei Carl Hoffmann.
1830.

Vorrede.

Gewiß werden viele wohlgemäſtete und rechtgläubige Zionswächter, deren hohle Schädel mit lauter Spinnegeweben von allein ſelig machenden Glaubenslehren austapeziert ſind, bei dem Erſcheinen dieſes Buches ein lautes Anathema Maharam Motha oder ein ähnliches Abrakadabra über mich brüllen; ſie werden mich, wie einſt der heilige Apoſtel Paulus den Schmied Alexander, dem Satan übergeben, und mich, wie ihr würdiger Amtsbruder, der Götze Kürſteiner, gottſeligen und eifrigen Andenkens, in den hölliſchen Schwefelpfuhl verdammen; denn wer die Nacht des Aberglaubens und der Vorurtheile zu erhellen ſucht, unter welcher jene ehrwürdigen Molche und Blindſchleichen ihr herrſchgieriges, ſelbſtſüchtiges und eigennütziges Weſen treiben; der darf ſich darauf gefaßt halten, als ein Ketzer, ein Ungläubiger, ein Gotteslästerer, ja wohl gar als ein Gottesleugner öffentlich und heimlich angeſchwärzt, verläſtert und verfolgt zu werden. Man wird vornehmen und geringen, reichen und armen Pöbel (woran die Schweiz beſonders einen Ueber-

fluß hat,) gegen ihn aufhetzen, und, wo mögslich, es dahin bringen, daß er gesteinigt oder ans Kreuz geschlagen wird.

Durch Aussichten der Art darf indessen kein rechtlicher Mann sich zurückhalten lassen, das Reich der Wahrheit, so weit seine Kräfte reichen, zu verbreiten. Auch unser Heiland sah' es voraus, daß Priester und Leviten, Pharisäer und Sadducäer sich zu seinem Untergange verschworen hatten; allein dennoch ließ er sich nicht zurück schrecken, sein erhabenes Ziel zu verfolgen, welches auf sittliche und geistige Veredlung der Menschheit, und auf Befreiung derselben von heidnischem und jüdischem Aberglauben, und von thörichten Menschensatzungen gerichtet war. Daß dieses Ziel von seinen Nachfolgern nicht erreicht ward, daß sie an die Stelle des Mosaismus und des Heidenthums hin und wieder ein sogenanntes Christenthum aufstellten, welches in mancher Rücksicht noch weit verderblicher für die Menschheit ward, als was sie dadurch verdrängt hatten; das war nicht die Schuld unsers Erlösers, sondern Derer, die sich, ohne es zu sein, für seine Nachfolger ausgaben. Wer die reine, unverfälschte Lehre Jesu mit dem vergleicht, was man so häufig für Christenthum ausgiebt, der wird finden, daß Beide von einander so weit entfernt sind, wie Süden und Norden, wie Tag und Nacht; und wer überdies noch die Handlungen der meisten Christen, und besonders ihrer sogenannten

rechtgläubigen Geistlichen beobachtet, der wird sich überzeugen, daß sie fast immer das Gegentheil von dem thun, was Jesus geboten hat.

Durch ihr thörichtes Streben „Allen Alles zu werden", und unter Juden und Heiden eine recht große Menge von Proselyten zu machen, sahen die ersten Lehrer des heutigen Christenthums sich genöthigt, aus Heidenthum und Judenthum, aus Pharisäismus, neuplatonischer Philosophie und Jesuslehre, eine Dogmatik zusammen zu kneten, die eben so sehr der gesunden Vernunft, als der Lehre unsers großen Erlösers widersprach, sich von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr verschlimmerte, und die Ursache der blutigsten Verfolgungen und Kriege ward. Dieser, aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammen gesetzte Brei, der in der Folge durch die albernen Spitzfindigkeiten, womit die Scholastiker ihn würzten, noch widerlicher wurde, mußte die Sittlichkeit durchaus vernichten. Daher kamen denn auch alle mit den empörendsten Verfolgungen und Grausamkeiten verbundenen Thronumwälzungen im griechischen Reich; der gänzliche Sturz des letztern durch die eindringenden Türken; die schwarze, finstere Nacht, welche sich, vorzüglich seit Gregors VII. Zeiten, über ganz Europa verbreitete; jene tyrannischen, durch Golddurst, pfäffische Herrschgier und Aberglauben bewirkten Verheerungen, die fast ganz Südamerika und manche andere Länder entvölkerten; jene Ströme von

Blut und von Thränen, die um die lächerlichsten Glaubenslehren und Förmlichkeiten in allen sogenannten christlichen Reichen vergossen wurden! Ein geistvoller Dichter (Tiedge) sagt in dieser Beziehung:

Der Weise, welcher kühn,
Die Wahrheit uns erworben,
Ist für die Welt gestorben,
Die halbe Welt für ihn.

Allein nicht für Ihn starb diese halbe Welt, nicht für Jesus und seine Lehre; sondern für die thörichten Albernheiten, Schnörkeleien und Glaubenslehren, die seine angeblichen, aufgeblasenen Nachfolger, welche immer damit prahlten, daß sie vom heiligen Geiste getrieben und geleitet würden, der Menschheit, statt der einfachen Lehre des Erlösers, aufdrangen! Doch hievon in dem Werke selbst ein Mehreres!

Da die meisten Christen wähnen, daß die mosaische Religion und die alttestamentischen Schriften eine unmittelbare göttliche Offenbarung enthalten, und als die Grundlage des Christenthums, oder richtiger, der Religion Jesu, betrachtet werden müssen; so habe ich mich bemühet, in den ersten drei Bändchen den Ungrund dieser Ansichten darzuthun, und dies konnte, nach meiner Meinung, nicht besser geschehen, als wenn ich die vielen Widersprüche der Schriften des alten Testaments darstellte, worin sie Theils unter

ſich ſelbſt, theils mit der Lehre Jeſu und mit der Vernunft ſtehen.

Die andere Hälfte dieſes Werkchens wird ſich mit einer Prüfung des Inhalts der neuteſtamentlichen Schriften, und mit einer Vergleichung der angeblichen Grundlehren des ſogenannten Chriſtenthums mit der urſprünglichen Lehre Jeſu beſchäftigen.

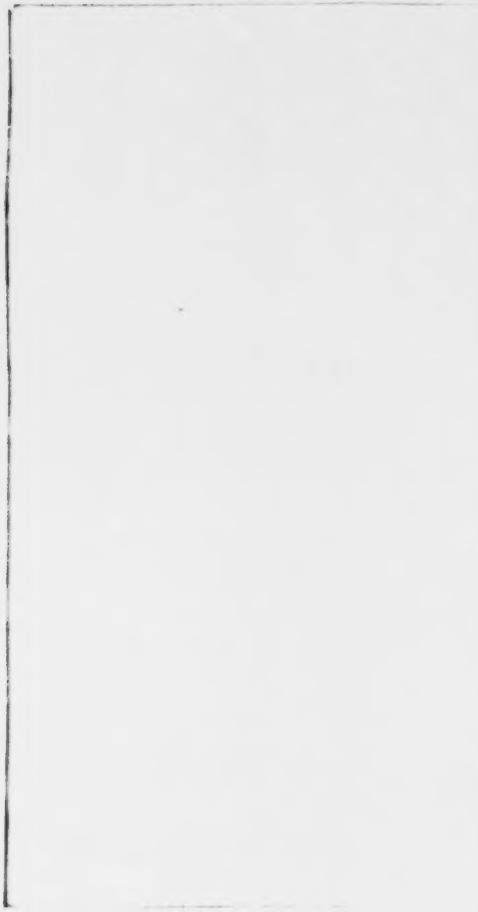
Ich wünſche nichts inniger, als daß dieſes Buch zur Verbreitung und Befeſtigung der Wahrheit und zur Verbannung des Aberglaubens beitragen möge! Hab' ich hin und wieder geirrt, ſo bitte ich um gütige Widerlegung, nicht durch Schimpfworte, die wohl erbittern, aber nicht überzeugen können.

Der Götze Kürſteiner zu Heiden hat in einer elenden Schmähſchrift: Zuruf an das Volk von Appenzell-Auſſerrhoden, betitelt, mich „als einen Mann ohne alle Religion „geſchildert, welchem nichts ſo heilig ſein ſoll, „das er nicht verſpotte und verhöhne; als einen „Gottesleugner und als einen böſen Feind, der „in das ſtille ſchweizeriſche Alpenland gezogen „ſei, um durch das Buch, (der neue Judenſpiegel) die Appenzell-Auſſerrhodiſche Staatsreligion zu ſtürzen, ꝛc. ꝛc." Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir dergleichen Schmähungen völlig gleichgültig ſind, und daß ich ſie nicht einmal einer Erwähnung werth achten würde, wenn nicht meine bürgerliche Exiſtenz dadurch ſehr ge-

fährdet worden wäre. Der Gbtze Kürsteiner ist todt; er ist auf der Kanzel, gerade in einem Augenblick, da er seiner giftigen Galle gegen mich in einer heftigen Philippika Luft machte, am Schlagflusse gestorben. Ich wünsche indessen, daß er keine Nachfolger weiter finden möge; nicht etwa, weil ich fürchte, sie möchten gleichfalls vom Schlage gerührt werden; sondern weil ich mich genöthigt sehen möchte, mich mit denselben, und vielleicht mit noch schärfern Waffen zu vertheidigen, als die, mit denen man mich angreifen könnte.

Der Verfasser.

Erstes Buch.



Einleitung.

Die Pfaffen haben die Welt verderbt! Sie haben Gottes schöne Erde zur Mördergrube gemacht; Fürsten gegen ihre Völker, und Völker gegen ihre Fürsten gehetzt; Kaiser und Könige mit Füßen getreten; Tugend und Wahrheit, Freiheit und Recht, mit Bannstrahlen und Interdikten belegt; die Menschheit in Blut und Thränen gebadet, in diamantene Fesseln geschlagen, und tief unter die Thiere herabgewürdigt. Die erste positive Gottesverehrung, welche sich die Menschen erdachten, ward, nach der mosaischen Mythe, die Ursache des ersten Krieges, des ersten Brudermordes, und Brudermord und Krieg waren die Mittel, durch welche jede sogenannte positive Religion, die, nach Kain und Abels Zeiten, in irgend einem Winkel des Erdballs zur Herrschaft gelangte, den Sieg über ihre Feinde und Nebenbuhler davon trug. Daher konnte auch die erhabene, einfache, liebevolle Religion, welche uns Jesus lehrte, nirgends eine solche Herrschaft er-

werben, denn nicht durch Feuer und Schwerdt, nicht durch Scheiterhaufen, durch Martern, Dragonaden und Auto da Fe's, sondern durch ihre innere Kraft und Göttlichkeit sollte sie die Gemüther besiegen und ihre Verehrer beseligen.

Euer Reich ist nicht von dieser Welt; die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen nennt man gnädige Herren; Ihr aber nicht also! sprach unser göttlicher Erlöser zu seinen Jüngern, und gab ihnen die Lehre, ihre Feinde zu lieben, aber nicht sie zu martern; ihren Beleidigern und Verfolgern wohlzuthun, und sie zu segnen, aber nicht sie zu morden, und von der Erde zu vertilgen. Er gebot: richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; vergebet, so wird euch vergeben, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel! Er befahl also nicht, die Könige mit Gift und Dolch zu ermorden; die Fürsten und Völker mit dem Bann zu bestrafen; Ungläubige und Ketzer zu verbrennen; Hexen und Zauberer zu braten, und unsere andersdenkenden Mitmenschen zur Hölle zu verurtheilen. Er sprach: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; allein er sagte damit keineswegs: gebet dem Kaiser m e h r, als ihm gebührt; opfert ihm eure und eurer Nachkommen unveräusserliche Menschenrechte auf, und laßt euch, die Gott zu freien, vernünftigen Wesen erschuf, zu dummen, unvernünftigen und willenlosen Last- und Schlachtthieren erniedrigen.

Eben so wenig erlaubte er jedoch den Völkern, ihren rechtmäßigen Regenten den schuldigen Gehorsam zu entziehen, oder wohl gar wider sie der aufrührerischen Fahne herrschgieriger, betrügerischer und mordsüchtiger Pfaffen zu folgen.

Wer die Religion unsers Heilandes suchen will, der suche sie ja nicht unter den scheuslichen, mit Blut befleckten, und so oft mit dem, von ihnen geschändeten, Namen des Christenthums sich brüstenden Larven und Wechselbälgen, die in der einen Hand das Kreuz, in der andern den Dolch, in der Linken ihre Ablasse, ihre Legenden, Symbole und Konkordienformeln, in der Rechten das Schwert der Verfolgung und Zwietracht tragen, und heulend uns zubrüllen: daß außer ihnen kein Heil und keine Seligkeit sei. Schwerlich würde der große Gekreuzigte, wenn er auf die Welt zurückkäme, in dem Knecht der Knechte Gottes zu Rom seinen Statthalter, in den Erzbischöfen und Bischöfen seine Apostel, in der Mehrzahl unserer Pfarrer, Missionäre und Mönche seine Jünger, in unsern Dogmatiken, Katechismen, symbolischen Büchern und Kirchenagenden seine Lehre, in den Handlungen unserer frommen, erweckten und rechtgläubigen Christen seine Nachfolger erkennen; und noch weit weniger würd' er vielleicht Neigung haben, die hochwürdigen Väter und Mitglieder der Gesellschaft Jesu zu *seinen* Gesellschaftern zu wählen.

Eben so wenig würde aber auch der göttliche

Erlöser, wenn er wieder auf Erden erschiene, von denen, die sich jetzt für seine eifrigsten Anhänger ausgeben, für einen Sohn und Gesandten des Höchsten erkannt werden. Sein heiliger Stellvertreter in Rom ließe ihn wohl gar als einen Carbonaro und Irrlehrer zum Tode verurtheilen, in Madrid und Lissabon würden Pfaffen und Mönche ihn sicherlich für einen Negro, einen Konstitutionellen, einen geheimen Freimaurer und Erzfreigeist erklären, und, geliebte es Gott, zum zweiten Mal kreuzigen; an manchen andern Orten ließe man ihn wegen demagogischer Grundsätze verhaften und einthürmen, und viele unserer protestantischen Konsistorien und Superintendenten würden, falls sie ihn examinirten, sich bald überzeugen, daß er nicht die mindesten Kenntnisse der christlichen Dogmatik besäße, und nicht einmal Dorfschulmeister, geschweige denn 'Pfarrer', oder gar Professor werden könne.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehung der meisten positiven Religionen, so werden wir finden, daß ihr Ursprung nichts weniger als göttlich und fast überall derselbe war.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündiget seiner Hände Werk! Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern! Die ganze Natur, die Sonne, der Mond und die Sterne, die Erde, die Ströme und das Meer, mit Allem was darauf und darin ist, riefen dem ersten Menschen zu, daß ein

unendlich großer, mächtiger, weiser und gütiger Urheber ihn und Alles, was ihn umgab, erschaffen habe. In dem Purpur des Morgenroths, das ihn vom ersten Schlummer erweckte, sah' er das freundliche Lächeln seines himmlischen Vaters; in den Blumen und Blüthendüften, welche die Luft mit Balsam durchwürzten; in den Früchten, die er brach um seinen Hunger und Durst zu stillen; in den kühlenden Schatten der Bäume, die ihn vor den Strahlen der Sonne und vor Sturm und Regen schützten, erkannte er die Fürsorge, die Güte und Liebe seines erhabenen ihm wohlwollenden Schöpfers. In den Jubelliedern der Haine und Wälder, in dem fröhlichen Rieseln der Bäche, im Rauschen der Ströme, im Brausen der Meereswogen und im flammenden Donner glaubte er die Stimme seines Gottes zu hören, und er hörte sie wirklich. In seinen Träumen wähnte er diesen Gott von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit ihm zu reden, und seine Befehle zu vernehmen; aber es waren leider, nur Träume, nur eitle Spiele einer kindischen Phantasie, was er für himmlische Erscheinungen hielt. Die erste elende Hütte, die er sich bauete, und die ihm so viel Nachdenken, so viel Mühe und Anstrengung kostete, überzeugte ihn auf das Deutlichste und Lebhafteste von dem Dasein und der unendlichen Weisheit, Allmacht und Größe dessen, der die Erde, die Sonne, den Mond

und die Sterne erschuf und erhält, und ihm so viel Gutes erzeigte.

Liebe und Dankbarkeit brachten dem höchsten Wesen die ersten Opfer dar. In dem frommen Wahn, daß die Blumen und Früchte welche ihnen die schönsten und köstlichsten dünkten, auch ihrem Gott das größte Vergnügen gewähren müßten, opferten die Menschen ihm das, was ihnen das Liebste und Angenehmste war. So bringt das gutmüthige, schuldlose, dankbare Kind oft den geliebten Eltern das beste Spielzeug, was sie ihm schenkten, ohne zu ahnen, daß der Vater an dem Steckenpferdchen, die Mutter an der Puppe keine Freude mehr findet.

In Schmerzen und Krankheiten, in dem Tode ihrer Angehörigen und Freunde, in verheerenden Gewittern, Ueberschwemmungen und andern Ereignissen glauben sie ihren Gott, den sie bis dahin nur als ein gütiges freundliches Wesen gekannt hatten, als einen aufgebrachten, zürnenden Richter zu sehen, dessen Grimm sie versöhnen, dessen Wohlwollen sie wieder erwerben müßten. Fromme, kluge und einsichtvolle Männer, die man in spätern Zeiten Pfaffen und Geistliche nannte, suchten, auf ihren Vortheil bedacht, den armen betrübten und geängstigten Seelen zu beweisen, daß die bisherigen Opfer viel zu geringe und unbedeutend, und die Feierlichkeiten, womit man sie dargebracht hatte, lange nicht sklavisch und demüthig genug gewesen wären; daß der

Herr des Himmels und der Erde ein schönes, prachtvolles Haus haben müsse, um nicht immer dem Sturm und dem Regen, der Hitze und der Kälte ausgesetzt zu sein; daß er auch einer Menge treuer, gutbesoldeter Diener bedürfe, um ihm aufzuwarten, und seine Befehle zu vernehmen und auszurichten; daß er ihnen, jenen klugen und frommen Männern nemlich, in mancherlei Träumen und Geschichten seinen heiligen Willen offenbart, und sie zu seinen Ministern und Räthen auserkoren habe, und daß sie gerne bereit wären, gegen eine angemessene Vergeltung, das Mittleramt zwischen Gott und den Menschen zu übernehmen, und die zwischen beiden Theilen entstehenden Streitigkeiten in der Güte zu schlichten und beizulegen. Man hörte und befolgte den Rath dieser weisen und erleuchteten Männer. Herrliche Tempel und Altäre wurden gebauet; Schaaren frommer Priester und Priesterinnen wurden reichlich besoldet, und große Opfer gebracht, die theils von den heiligen Flammen, theils im Namen und zur Ehre des erzürnten Gottes von dessen Dienern verzehrt wurden, während das staunende Volk betete, weinte und hungerte. Hörten die Schmerzen und Krankheiten auf, so ward dies als eine übernatürliche Wirkung der Opfer betrachtet; und dauerten sie fort, so war das ein Sporn zu noch größern, noch kostbarern Opfern. Der Kummer über den Tod der Geliebten ward durch die Zeit und den Glauben an

ein beſſeres Leben beſänftigt, welches die Prieſter aber nur denen verhießen, die es an fetten Ochſen, Kälbern und Lämmern zum Opfern, an Gold, Silber und Edelgeſteinen zum Schmuck der Tempel der Altäre und der prieſterlichen Kleider, und an reichen Geſchenken, Vermächtniſſen und Stiftungen für die wohlgemäſteten Diener des Herrn nicht fehlen ließen. Den tobenden, verheerenden Stürmen, Gewittern, Ueberſchwemmungen und Kriegen folgten, wenn man recht fromm war, Jahre voll Frieden und Ruhe, voll Freude und Ueberfluß, und man ſah' alſo ein, daß es ſehr vernünftig war, den Befehlen und Vorſchriften jener weiſen, frommen und erleuchteten Männer zu gehorchen, die immer die Wahrheit, und nie eine Lüge ſagten. Kein Wunder, daß die letztern ſo ſchnell das unbedingteſte Vertrauen der Menge erwarben, und dies zu benutzen verſtanden ſie meiſterhaft. Mit jedem Tage begehrten die Götter durch den Mund ihrer Vertrauten größere Abgaben und ſchwerere Leiſtungen, und drohten mit ihrem unverſöhnlichen Zorn Jedem, der nicht geben und thun würde, was man verlangte. Auch das Theuerſte, was der Menſch hatte, den ſchuldloſen Säugling am Buſen der Mutter, die geliebte Gattin, die blühende Braut ſollte er aufopfern, um die Rachgier des ſtolzen, eigenſinnigen Gottes zu befriedigen. Da zahlte er dann voll Angſt das ungeheure Löſegeld, welches der angebliche Diener des höchſten Weſens ihm auf-

legte, und pries sich glücklich, so leichten Kaufes davon zu kommen.

Um den menschlichen Geist noch tiefer unter ihr heiliges Sklavenjoch zu beugen, und sich zugleich eine unversiegliche Quelle glänzender Einkünfte zu öffnen, ersannen die listigen Priester eine Menge läppischer, widersinniger und unnützer Gebote, deren Nichtbeachtung mit ewigen, nur durch kostbare Opfer und schwere Geldbußen abzukaufenden Strafen verpönt war, und von denen man doch oft kein einziges erfüllen konnte, ohne zehn andere zu übertreten. Hiedurch wurden die frommen, geängstigten Seelen bald dahin gebracht, daß sie, trotz aller Mühe und Anstrengung kaum so viel zu erwerben vermochten, als sie für ihre vielfachen und unvermeidlichen Sünden bezahlen mußten. Je weiter aber die Pfaffen ihr betrügerisches, grausames Spiel trieben, desto zahlreicher und gläubiger ward die Menge ihrer Anhänger. Um ihren erhabenen Beruf als Diener, Boten, Vertraute und Stellvertreter Gottes ausser Zweifel zu setzen, erdichteten und verrichteten sie Wunder über Wunder. Durch das Auflegen ihrer heiligen Hände machten sie angebliche Kranke, die mit ihnen im Einverständnisse waren, oder solche, die durch die Macht ihrer Einbildungskraft von ihren Leiden befreiet wurden, gesund; Scheintodte kehrten auf ihren wohlbekannten Ruf ins Leben zurück; und Teufel, die unsere Aerzte durch Baldrian, Hol-

lunder- und Kamillenthee, oder gute Zuchtmeister vielleicht durch derbe Karbatschenhiebe hätten austreiben müssen, wurden von ihnen mit bloßen Worten und Beschwörungen zum Teufel gejagt. Jedes natürliche Ereigniß mußte für die Wirkung ihrer überirdischen Wunderkraft, jede mehr oder minder wichtige Begebenheit für die nothwendige Folge ihres Fluchs oder ihres Segens, ihrer Gebete oder ihrer Verwünschungen gelten. Selbst über Regen und Dürre, über Gewitter und Sturm, über Frost und Schnee konnten sie zum Beßten ihrer gläubigen Heerde und zur Züchtigung ihrer Widersacher nach Belieben schalten und walten, denn sie hatten eben so viel Muße, wie der Wetterprophet Dittmar, und eben so großes Interesse, wie der Spinnenfreund Disjonval, um sich mit den Vorzeichen aller Veränderungen des Wetters unter ihrem Himmelsstriche bekannt zu machen. Ausser den Wundern bedienten sie sich zum Beweise ihrer göttlichen Sendung auch der Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten. Manche der letztern ließen sich ohne Schwierigkeit nach der Lage der Dinge und nach den Verhältnissen, der Gemüthsart und Stimmung der, daran Theil nehmenden, Menschen und Völker vorher wissen; und in Hinsicht dessen, was ihnen verborgen war, hüllten sie ihre Orakel und Götterspräche in ein so undurchdringliches, vieldeutiges Dunkel, daß man sie allen möglichen, einander noch so sehr widersprechenden Ereignissen anpassen konnte. Ueber

eine scheinbar eingetroffene Weissagung vergaß man mit Vergnügen tausend andere, die nicht erfüllt wurden, oder war gutmüthig genug, ihre Erfüllung von der fernen Zukunft und wohl gar erst in einem künftigen Leben zu erwarten. Man darf nicht erstaunen über das Gelingen so elender Mittel, deren sich die Bonzen aller Zeiten und Völker zu ihren selbstsüchtigen Absichten bedienten. Nichts ist leichter, als das Vertrauen argloser Menschen zu misbrauchen, die niemals betrogen wurden oder betrügen sahen. Nichts ist leichter, als sich durch Gaukeleien und Wundergeschichten bei unwissenden Völkern Glauben zu verschaffen, deren lebhafte Einbildungskraft durch keine Vernunft gezügelt und eingeschränkt, und vielleicht durch einen glühenden Himmel noch mehr erhitzt wird.

Keine der unzählbaren Glaubenslehren, welche die Pfaffen ausgeheckt und für göttliche Offenbarungen ausgegeben haben, erwarb ihnen so viel Zulauf und Anhang; keine verschaffte ihnen mehrere und größere Einkünfte; und keine wirkte dabei zerstörender auf das Glück und die Sittlichkeit der Menschen, als das unvernünftige und gotteslästerliche, in die meisten positiven Religionen aufgenommene, Dogma: daß Gott oder die Götter wegen der ärgsten Sünden und Missethaten durch die Leiden und den Tod eines unschuldigen Thieres oder Menschen völlig versöhnt werden könnten. „Jede Sünde, lehrten die Priester

„jede Sünde iſt eine Beleidigung des höchſten, „unendlichen Weſens, welches die Uebertretung „ſeiner heiligen Befehle mit endloſen Strafen ver„pönt hat. Folglich müßte Gott, um ſowohl „ſeiner Gerechtigkeit, als ſeiner Wahrheitsliebe „Genüge zu leiſten, jene Drohung erfüllen, und „die Sünder zu ewigen Höllenqualen verdam„men. Allein aus Liebe zu ihnen hat er ein „Mittel erfunden, um ſeine Gerechtigkeit oder „ſeine Rachgier auf eine andere Weiſe zu befrie„digen, und die Uebelthäter, trotz ihrer Verbre„chen und Bosheiten ſelig zu machen. Er will „nemlich die Schmerzen und den Tod unſchul„diger Thiere und Menſchen ſo anſehen, als hät„ten die Schuldigen wirklich die ihnen angedro„heten Strafen für ihre Sünden erlitten.“ Wie konnte nun wohl durch eine ſolche Fiktion der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit Gottes oder der mehreren Götter genügt werden? Welcher billigdenkende Richter würde, wenn er das Begnadigungsrecht hätte, nicht lieber begnadigen, als um ſeiner Gerechtigkeit zu genügen, einen Unſchuldigen, ſelbſt wenn dieſer darein willigte, ſtatt eines Schuldigen ſtrafen? Und was ſollte man wohl von ſeiner Gerechtigkeit denken, wenn er das Letztere thäte? Welcher gerechte und vernünftige Vater würde wohl ſeinen gehorſamen Sohn mit Ruthen ſtreichen, wenn der Knecht Strafe verdient hätte? Würde er nicht tauſendmal lieber dem ungetreuen Diener die größten Vergehungen ver-

zeihen, als daß er ſein ſchuldloſes Kind dafür züchtigen ſollte?

Durch dieſes, faſt in alle poſitive Religionen eingewebte Dogma ward das Gefühl für Recht und Tugend erſtickt. Der mächtige Verbrecher, der keinen Richter auf Erden zu fürchten hatte, konnte jetzt ohne Scheu die himmelſchreiendſten Bosheiten und Gewaltſtreiche verüben; der Räuber, der Mörder, der Dieb, der Betrüger, der verächtliche Schwelger und Wollüſtling brauchten vor keiner Schandthat und Sünde zurück zu beben, wenn ſie nur klug, liſtig und frech genug waren, ſie ohne Zeugen und im Dunkel der Nacht zu vollbringen, oder durch Lügen, Beſtechung und Meineid ſich vor der Ahnung des irdiſchen Richters zu ſichern; denn was vermochte ſie noch zu ſchrecken, da ja die ſcheuslichſten Verbrechen durch die Schmerzen und den Tod eines unſchuldigen, ſie nichts angehenden Weſens verſöhnt wurden? So ward durch jene, die Stimme des Gewiſſens betäubende, alle Sittlichkeit vernichtende, die Gerechtigkeit Gottes und die Vernunft in gleichem Grade verhöhnende Glaubenslehre die ſchwache, wehrloſe Unſchuld der Grauſamkeit, der Heimtücke und den Leidenſchaften ſowohl der großen und mächtigen Böſewichter, die, wie Löwen und Tiger frei umhertobten, als der kleinen, verſchlagenen Buben Preis gegeben, die nur im Verborgenen ihre Greuel vollbrachten. Die Schutzmittel, welche die weltlichen

Gesetze dem Laster entgegen stellten, waren unfähig, der tollkühnen Freiheit derer zu wehren, die sich durch ihre Gewalt und ihr Ansehen über alle Gesetze erhaben dünkten, und, zufolge jener Glaubenslehre, auch gegen den ewigen Richter sich ausser Verantwortung wähnten. Nicht minder waren jene Sicherungsmittel viel zu schwach, um die heimliche Bosheit Derjenigen zu zügeln, die zwar einen irdischen Richter über sich anerkannten, aber von der, durch das fremde Versöhnopfer zum Voraus beschwichtigten Gerechtigkeit des überirdischen nichts zu besorgen hatten.

Eben so verderblich für die Tugend und Wohlfahrt der Menschen war ein anderes Dogma, welches die Priester der sogenannten positiven Religionen ihren Anhängern aufstellten; daß man nemlich nicht durch tugendhafte Handlungen und Gesinnungen, sondern einzig und allein durch den blinden Glauben an die Lehren der Geistlichen und durch treue Beobachtung der, von ihnen vorgeschriebenen, Gebräuche und Alfanzereien den Himmel erwerben und der Hölle entgehen könne. So wie durch die, allen muthwilligen Sündern höchst angenehme Lehre, daß man das höchste Wesen durch Darbringung blutiger Opfer wegen der größten Uebelthaten versöhnen und von aller Strafe sich loskaufen könne, jeder Beweggrund zur Vermeidung des Bösen vernichtet wurde; so ward durch dies andere Dogma von der Gerechtigkeit durch den Glauben,

und der Entbehrlichkeit aller guten Handlungen und Gesinnungen jede Triebfeder zum Guten gelähmt; denn man fand es natürlich weit bequemer und leichter, durch den Glauben als durch tugendhafte Handlungen gerecht und selig zu werden.

Es darf uns nicht wundern, daß die Priester fast aller positiven Religionssekten, sie mögen einander im Uebrigen noch so sehr widersprechen, diese beiden Lehrsätze in ihre Dogmatiken aufnahmen. Bonzen und Lama's, Braminen und Rabbinen, Jesuiten und Leviten sind sämmtlich schlau genug, um einzusehen, was zu ihrem Frieden und zum Beßten ihrer geistlichen Schafställe dient.

Der menschliche Geist mußte durch eben so traurige und abentheuerliche, als kostbare, glanzvolle und Staunen erregende Formeln und Gottesdienste betäubt und ermattet; durch herrliche und reizende Verheissungen zu seinem Nachtheil bestochen; durch die fürchterlichsten Drohungen in Schrecken gesetzt werden, um ihn nicht bloß, was bei unwissenden, vom Hange zum Wunderbaren beherrschten Völkern sehr leicht war, zum blinden Glauben zu bringen; sondern um ihn auch im demüthigen fortdauernden Gehorsam zu erhalten. Zu dem Ende empfahlen die Priester aller angeblichen übernatürlichen Offenbarungen von jeher so eifrig das Gefangennehmen der Vernunft unter dem Glauben, weil, nach ihrer Versicherung, Jeder, der an dem, was sie ihm vorschwatzten, im Mindesten zweifelte,

ohne Gnade und Barmherzigkeit zur Hölle verdammt werden würde. Durch dieses Schreckmittel benahm man der Menge, die ohnehin zum Nachdenken zu träge und zu unfähig ist, den Muth und die Neigung, den heiligen Schleier zu lüften, hinter welchem die frommen Betrüger und Gaukler ihre lügenhaften und selbstsüchtigen Ränke verbargen, und Mancher tödtete mit Freuden sein bischen Vernunft, um mit den irdischen Gütern, die geistliche und weltliche Vampyre ihm raubten, nicht auch die himmlischen zu verlieren, auf die sie ihm so klare und bündige Anweisungen ausstellten.

Die Priester, noch weniger als ihre Götter gewohnt, irgend etwas umsonst zu thun, gelangten durch jene Mittel fast überall zu Reichthum und Ansehen, zu Ehre und Macht. Sie beschränkten sich oft nicht auf die geistliche Herrschaft allein, sondern sie rissen, wo es nur möglich war, auch die weltliche an sich. So entstanden die Priesterkönige, wie Melchisedek, und in neuern Zeiten die Lama's in Tibet, der Dairo in Japan und der heilige Mann Gottes im Vatikan; und die Priesteraristokratieen, wo die Pfaffen ein, von ihnen abhängiges Oberhaupt, dessen höchsten Staatsrath sie bildeten, aus ihrer Mitte wählten, oder auch Republiken gründeten, welche von ihrer ganzen Zunft und deren Anhange, oder einem Ausschuß derselben regiert wurden. Unter manchen Völkern

machten sie das Priesterthum und das Recht ein vertrauter Freund und Diener Gottes zu sein, sogar erblich, und stifteten eigene Kasten, wie bei den Juden die Leviten, bei den Hindu's die Braminen, bei den Parsen die Magier, denen mit Ausschluß aller übrigen Menschen die Bewahrung der göttlichen Geheimnisse und die Verrichtung der religiösen Feierlichkeiten übertragen wurden, damit die heiligen Possen und Ränke, wodurch sie die sogenannten Laien und Ungeweihten betrogen und äfften, ja nicht bekannt werde möchten.

„Bei allen großen und kleinen Begebenheiten, sagt Luther, mußten Pfaffen sein, oder man malte sie dazu!" Allein man braucht wahrlich, den Teufel nicht an die Wand zu malen; er kömmt ohnedies schon! Hatte sich irgendwo ein verschlagener, kühner und grausamer Böswicht auf blutigen Leichnamen einen Thron erbauet, so mußte er, um sich und seinen Nachkommen die, durch Raub und Mord errungene, Herrschaft zu sichern, dem Pfaffenthum huldigen und von den vorgeblichen Dienern und Stellvertretern Gottes zum „legitimen und rechtmäßigen Könige von Gottes Gnaden" sich einweihen und krönen lassen; dann erst war er, als ein Gesalbter des Herrn keiner Macht auf Erden für seine Handlungen verantwortlich; dann erst durfte er ganz ohne Scheu sich die größten Gewaltthaten und Greuel erlauben; dann erst waren seine Verbrechen geheiligt und seine Per-

son unantastbar; dann erst durfte er hoffen, daß das Volk, welches bis dahin nur in ihm einen verwegenen und strafbaren Mörder, Räuber und Unterdrücker erblickte, ihm und seinen Nachkommen die erzwungenen Eide halten, und nicht über kurz oder lang das so freventlich aufgebürdete Joch abschütteln würde. So verwebten sich schon in den frühesten Zeiten die Interessen der geistlichen und der weltlichen Zwingherren auf das Innigste; diese bedurften des Aberglaubens zur Stütze ihrer, durch widerrechtliche Gewalt errichteten Throne; und jenen war die Macht der irdischen Herrgötter unentbehrlich, um die Tempel der überirdischen gegen die Strahlen der Vernunft und gegen die Angriffe der Spötter zu schirmen.

Besonders geboten die Pfaffen der positiven Religionen sehr ernstlich, daß man ihre, und keine andere Götter über Alles fürchten und lieben müsse, wenn man nicht ewig in Pech und Schwefel gesetten, und von Ahriman oder Beelzebub und deren Gesellen mit glühenden Zangen gezwickt werden wolle. Wir müssen freilich gestehen, daß die meisten ihrer Götter weder sehr liebenswürdig, noch sehr fürchterlich waren; aber gerne geben wir zu, daß die geistlichen Herren in der Androhung endloser Qualen ein treffliches Mittel wählten, furchtsame und befangene Gemüther in Angst und Schrecken zu setzen, in ihre Schaf- und Gänseställe hinein zu treiben, und darin fest zu halten; denn auf dies Letztere

mußten sie vorzüglich bedacht sein, weil immer Einer dem Andern seine Schafe und Lämmer wegzulocken und zu verführen suchte. Auf die Erfindung unendlicher und ewiger Strafen wurden sie erst durch die unangenehme Erfahrung geleitet, daß die Androhung zeitlicher Uebel und die Verheißung eines langen glücklichen Lebens auf Erden, deren sie sich früherhin bei ihren Heerden als Sporn und Lockspeise zum blinden Glauben und Gehorsam bedienten, sehr trügliche Mittel waren, indem oft gerade das Gegentheil von dem eintraf, was sie gedrohet oder verheissen hatten. O, Ihr Bonzen und Lama's, Ihr Fakir's, Derwische und Santons, Ihr Braminen und Rabbinen, Ihr Kapuziner und Augustiner, Ihr Jesuiten und Leviten, lügt uns doch ferner in Euren albernen Büchern nicht vor, daß Eure Schafe und Gänse Vernunft und freien Willen besitzen! Ihr habt ihnen ja längst Beides geraubt! Ihr habt sie ja seit Jahrtausenden schon zu dem verächtlichsten, dümmsten und unvernünftigsten Vieh herabgewürdigt! Unter allen Euren frömmelnden Mystikern, Erweckten und Gläubigen ist ja kein Einziger, dessen Geistesfreiheit Ihr nicht vernichtet, dessen Vernunft Ihr nicht durch den Glauben an Eure Tollheiten und Alfanzereien umnebelt und erstickt habt!

Auch die großen *weltlichen* Parforzjäger des Menschengeschlechts waren zu allen Zeiten eifrigst bemüht, die *heiligen positiven* Spin-

nengewebe ihrer geistlichen Mitbrüder, worin sie eine sichere Stütze ihrer Anmassungen fanden, zu verbreiten und aufrecht zu erhalten, und thaten deßhalb, mit Jenen verbündet, ihr Möglichstes, die Menschheit noch tiefer herabzuwürdigen, zu entsittlichen und zu verdummen, um sie nachher desto gemächlicher misbrauchen, martern und völlig verderben zu können. Betrug, Lüge und Unterjochung der Vernunft waren die ersten, Vernichtung der Rechte und der Würde des Menschen, Verbannung der Freiheit und der Wahrheit, der Tugend, der Gerechtigkeit und des Glücks waren die letzten Ringe in der schmachvollen ehernen Kette, mit welcher das Pfaffenthum die armen bethörten Völker an den Triumphwagen des geistlichen und weltlichen Zwingherrnthums schmiedete.

Von Zeit zu Zeit erhoben sich Männer, die mit Muth und Geist, mit Einsicht und Kenntnissen ausgerüstet, den Versuch wagten, die irre geleitete Menschheit auf die verlassene Bahn der Natur und Vernunft zurück zu führen. Allein so sehr sie in Hinsicht ihrer Zwecke übereinstimmten, so verschieden waren ihre Mittel zur Erreichung derselben, und eben so verschieden auch die Erfolge ihres Eifers und ihrer Bemühungen. Manche verloren über dem Gedanken an ihren eigenen Vortheil und ihren persönlichen Ruhm das erhabene Ziel aus den Augen, welches ursprünglich ihnen vorschwebte. Nur wenige der übrigen

erndteten den Dank ihrer Zeitgenossen; die meisten wurden mit Undank belohnt, oder wohl gar für ihre kühnen Unternehmungen mit dem Giftbecher, dem Kreuze, dem Schwerdt und dem Scheiterhaufen gestraft. Und — was leider, das Schlimmste für die Menschheit war — so benutzten die angeblichen Nachfolger dieser hochherzigen, edelmüthigen Männer sehr oft den, bei der Nachwelt gefeierten Namen derselben, um unter dem Vorwande höherer unmittelbarer Offenbarungen neue positive Spinnengewebe einer andern Art aufzustellen, wodurch dem menschlichen Geiste noch schwerere und drückendere Fesseln angelegt wurden.

Die Lehre des großen Gekreuzigten bedurfte keiner abentheuerlicher und unwürdiger Mittel, um in Jedem, dessen sittliches Gefühl nicht ganz erstorben, dessen Vernunft durch Pfaffentrug und Wahn nicht ganz verblendet und ertödtet war, einen Freund, einen Bewunderer und Anhänger zu finden. Sie war so göttlich und so menschlich zugleich, daß sie in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst ohne Wunder, den Verstand jedes Redlichen und Nachdenkenden überzeugen, die Herzen aller Bessern und Edlern, denen sie bekannt ward, gewinnen mußte. Hätte Christus kein einziges der Wunder gethan, welche uns die Evangelisten in ihren Büchern erzählen; hätte nie ein Prophet von ihm eine Sylbe geweissaget, und müßten wir sogar zugeben, daß alle Stellen

des alten Testaments, in denen unsere Geistlichen seine Erscheinung auf Erden so deutlich verkündiget sehen, auf ihn und seine Schicksale im Mindesten nicht anwendbar sind, oder nur durch eine sehr künstliche Auslegung sich anwenden lassen; so würde man uns doch nimmermehr abstreiten können, daß die Religion Jesu unter allen ihren — Stiefschwestern die herrlichste, die erhabenste, die ansprechendste, und gerade diejenige sei, welche der Gottheit am Würdigsten, der Vernunft und der Natur am Gemäßesten, und der Menschheit am Heilsamsten ist. Unter den großen Religionslehrern der Welt war unser Heiland der erste, der uns Gott nicht allein als unsern Schöpfer, Erhalter und Richter, sondern auch als unsern liebreichen, gütigen Vater darstellte, und uns glaubens- und zutrauungsvoll beten lehrte, wie hienieden das Kind seinen irdischen Vater bittet. Schon dies allein drückt seiner Religion den Stempel der höchsten Göttlichkeit auf.

Aber ehe noch Konfuz und Zoroaster, Moses und Christus geboren wurden, gab uns Gott zwei Offenbarungen, die so lange dauern werden, wie unsere Erde sich um die Sonne dreht und von menschlichen Wesen bewohnt wird. Nicht in gefühllose Tafeln von kalten, zerbrechlichen Steinen, sondern in die Herzen aller Menschen grub Gott der Herr die erste dieser Offenbarungen, die mit leiser, aber vernehmlicher Stimme

vor jeder bösen That uns warnt und zurückschreckt, und wegen jeder, selbst in der tiefsten undurchdringlichsten Finsterniß begangenen Sünde mit heftigen Vorwürfen uns anklagt, verfolgt, ängstigt und straft. Sie ist es, welche den schuldlos Verkannten und Unterdrückten freundlich mit dem Bewußtsein seiner edeln Absichten und Handlungen tröstet, ihn hoch über den Hohn, die Verachtung und den Druck seiner Tyrannen erhebt, seine Ketten ihm erleichtert, und selbst den martervollsten Tod ihn verachten lehrt. Sie ist es, welche die Brust des Wilden, der nie von einer göttlichen Offenbarung, nie von einer theologischen oder philosophischen Moral das Mindeste gehört hat, mit den Gefühlen der elterlichen, kindlichen und ehelichen Liebe, der Freundschaft, der Mitfreude und des Mitleidens, der Großmuth und der Dankbarkeit erfüllt. Sie ist es, die den blinden Heiden zur Ausübung jener erhabenen Tugenden begeistert, welche die christlichen Priester auf ihren Kanzeln so dringend empfehlen, und im Leben so schmählich mit Füßen treten; Liebet eure Feinde; segnet die euch Fluchen; thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen; richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet; vergebet, so wird euch vergeben. Sie ist es, die jeden vernünftigen, gefühlvollen und theilnehmenden Menschen, sei er, welches Glaubens er wolle, in Schmerz und Wehmuth, in

Zorn und Unwillen versetzt, und zur Hülfe und Rettung auffordert, wenn er ein anderes empfindendes Geschöpf oder gar ein Wesen seiner Art unschuldig leiden und ungerechter Weise gemishandelt sieht. Sie ist es, die dem muth- und kraftvollen Mann das Auge mit Flammen, die Stimme mit Donner, den Arm mit Schwerdt und Dolch bewaffnet, wenn ein stolzer, unbändiger Tyrann die heiligsten Rechte der Menschheit verhöhnt; Freiheit und Sittlichkeit, Glück und Gerechtigkeit mordet; dem menschlichen Geist eiserne Fesseln schmiedet; die Wahrheit von der Erde verbannt und die Lüge zur Göttin erhebt; weinenden Gattinnen ihre Gatten, Eltern ihre Kinder, und diesen ihre Väter und Versorger entreißt, um ihr Leben seiner Herrschsucht, seiner Raub- und Ruhmgier, seinem Durst nach Rache und seinen Launen zu opfern. Sie ist es, die mit höherem Purpur die Wange der Unschuld röthet, wenn ein verächtlicher Wüstling auch nur mit zweideutigen Worten und Blicken Anstand und Tugend verletzt.

Die andere Offenbarung Gottes, unsers allmächtigen, weisen, ewigen, liebevollen Vaters finden wir in seiner Natur. Hier in diesem grosen, glanzvollen Tempel, den er aus unzählbaren Sonnen und Monden und Sternen gewölbt und mit Millionen Blumen so herrlich geschmückt hat, hier vernehmen wir seine Stimme im rollenden Donner, im lauten Brausen des Wald-

ſtroms und des Oceans; in des Haines Jubelgeſängen und im Gemurmel des Silberbachs; im Heulen des Nordſturms, der tauſendjährige Eichen entwurzelt, und im duftigen Zephirhauch, der uns ſäuſelnd die Stirne kühlt. Ja, auch ich habe Dich geſehen, o Gott, aber nicht, wie Moſes, im feurigen Dornbuſch; nicht, wie Aaron, Eli und Samuel in dem hölzernen Käfich, die Stiftshütte genannt, oder in dem ſteinernen, mit Gold und Silber und kindiſchem Schnitzwerk überladenen, Prunkgebäude zu Zion. Ich habe Dich geſehen in Deinem großen erhabenen Tempel, deſſen Azurdecke Du mit Billionen glänzender Welten, wie eine Wieſe mit Blumen beſäeteſt. Ich habe Deinen heiligen Engel, den Frühling geſehen, wie er, von Lerchen und Nachtigallen begrüßt, auf Purpurgewölk dem blauen, mit Roſen umkränzten Himmel entſtieg, und in tauſendfarbiges, mit Diamanten durchwirktes Blüthengewand die bräutliche Erde verhüllte. Ich hörte, wie er in Wonnemelodien zum Dank und zum Lobe, zur Luſt und zu ſchuldloſer Freude uns einlud. Auch Dein flammender Cherub, der Sommer erſchien mir, als er rauſchend auf den wallenden Wogen reifender Saaten daher fuhr, ihr dunkles Grün in Gold verwandelte, und ſeine Hippe emporſchwingend, den Schnittern und Schnitterinnen zurief: Sehet, die Erndte iſt da! Nehmet, was der allgütige Vater Euch giebt; aber wenn Ihr Euch

freuet und fröhlich seid, dann vergesset die Seufzer des Armen und Dürftigen, und die Thränen der Wittwen und Waisen nicht! Die kleinste Gabe, die Ihr mit liebreichem, wohlwollendem Herzen einem dieser Geringsten von Euren Brüdern und Schwestern darreicht; ein tröstendes, freundliches Wort, wodurch Ihr den Muth, die Hoffnung und das Vertrauen eines Betrübten wieder belebt, ist höher geachtet und angenehmer vor Gott, als alle Hekatomben, die der thörichte Wahn getäuschter und verblendeter Völker seit Jahrtausenden zum Opfer ihm brachte, und womit die zahllose Schaar schwelgender, betrügerischer und heuchelnder Pfaffen sich mästete! So hehr und glänzend, so mild und freundlich, wie jemals ein Seraph Deinem entzücktesten Seher, lächelte mir, o Gott, Dein holder Freudenbringer, der Herbst, wenn er mit purpurnen und goldenen Früchten und Trauben beladen, Fluren und Haine, Hügel und Thäler, Wiesen und Gärten durchtanzte, und jubelnd über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte, über Gläubige und Nichtgläubige sein segenreiches Füllhorn ergoß! Ja, großer, erhabener, liebevoller Schöpfer, Du bist unser Aller Vater, wir sind Alle Deine Kinder! Alberne, ehrsüchtige und geldgierige Pfaffen, die Ihr uns immer von Euren alleinseligmachenden Kirchen und Glaubenslehren vorschwatzt, Ihr werdet mit all' Euren dogmatischen und liturgischen Alfanzereien und Possen der Liebe und

Erbarmung des Ewigen gewiß keine Gränzen setzen! Seine Güte ist unendlich und groß genug, um alle Wesen, die er zum Dasein hervorrief, umfassen und beglücken zu können!

Ihr allein glaubt Euch zum Heil erkoren,
Euch nur werden Himmelspalmen blühn?
Guter Gott, erbarme Dich der Thoren!
Ob wir Dich als Allah oder Tien,
Als Jehovah oder Brama ehren,
Ist Dir gleich! Du hörst auch das Gebet,
Das, entfernt von Tempel und Altären,
Demuthsvoll zu Dir um Hülfe fleht!

Aber ernst und feierlich, wie der Engel des Todes, brauste mit kalten eisigen Flügeln Dein Winter daher, und hüllte die erstarrte Erde in ihr weißes, glänzendes Todtengewand. So werden auch wir einst schlummern, wie sie, und wie sie erwachen zum herrlichen Frühling, der ewig lächelt und nimmer verblüht. Dann wird jedes Leid in Freude, jede Thräne in Wonne, jeder Seufzer in Jubel aufgelöst, und was hienieden mit Nacht und Dunkel bedeckt war, in vollem Lichte erkannt werden.

Jene beiden Offenbarungen, das Gesetzbuch in unserm Herzen und die große Bibel der Natur, hat Gott allen seinen Menschen gegeben; sie sind in allen Sprachen geschrieben, und allen Völkern deutlich und leserlich. Kein schlauer, habsüchtiger, verlogener und

betrügerischer Pfaffe, kein dummer, boshafter und heimtückischer Mönch kann sie durch Zusätze und Ausmerzungen, durch Randglossen und Schreibfehler verfälschen und entstellen; kein heiliger Bube im Vatikan kann mit seinen Bannstrahlen, und kein großer, legitimer Monarch mit seinen Bücherverboten sie von der Erde verbannen. Sie können uns niemals verdächtig und zweifelhaft werden, denn täglich und stündlich wird ihre Unträglichkeit und Wahrheit auf's Neue bestätigt. Sie bedürfen keiner Missions- und Bibelgesellschaften, keiner Propaganden und Heidenbekehrer, keiner Uebersetzungen und Dollmetscher, keiner Buchdruckereien und stehenden Lettern, um allen Nationen in Osten und Westen, in Süden und Norden bekannt und verständlich zu werden. Wer nur seine Vernunft nicht gefangen nimmt unter dem positiven geheiligten Aberglauben, und die Stimme des Richters in seiner Brust nicht überschreien läßt durch den Ruf wilder Leidenschaften und durch das fromme Geheul gottseliger, ehrgeiziger und geldgieriger Bonzen, die für alle möglichen Sünden und Missethaten Vergebung und Ablaß, und für jeden Zweifler und Ungläubigen einen Scheiterhaufen oder einen höllischen Kühlofen voll Pech und Schwefel und glühender Zangen in Bereitschaft haben; wer seine Augen nur bewahrt vor dem Gifthauch der göttlichen Possen und Thorheiten, womit jene hoch- und ehrwürdigen Basilisken und Vam-

pyre, Molche und Blindschleichen schon seit Jahrtausenden die Menschheit verderbten, um sie desto bequemer schänden, martern, aussaugen und morden zu können; der wird in dem erhabenen, prachtvollen Buche der Natur und in den Gesetztafeln seines Herzens Alles finden, was ihn geistig bilden, sittlich veredeln, hienieden glücklich und dort ewig selig machen kann. Auch der Apostel Paulus erkennt die Zulänglichkeit der natürlichen Offenbarung an, indem er sagt; „daß „man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn „Gott hat es ihnen offenbart, damit, daß Gottes „unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und „Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt „in den Werken der Schöpfung der Welt, also „daß sie keine Entschuldigung haben.“ Folglich ist die natürliche Offenbarung Gottes hinreichend zur Seligkeit, denn wäre sie das nicht, so würden ja die Heiden sehr gegründete Entschuldigung haben, die ihnen aber der Apostel durchaus abspricht. Und ist es wirklich gegründet, was die Schrift uns so heilig betheuert, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und daß keiner verloren werden soll, auch nicht Einer; so mußte er ja auch ihnen Allen die nöthigen Mittel darbieten, wodurch diese liebevolle und gütige Absicht erreicht werden konnte.

Ferne sei es, hiemit den göttlichen Inhalt unserer heiligen Schriften für unnütz und über-

fläßig zur irdischen und ewigen Glückseligkeit zu erklären. „Alle gute und alle vollkommene Gabe kömmt von oben herab von dem Vater des Lichts," und es ist Pflicht jedes Vernünftigen, sie mit Ehrfurcht und Dankbarkeit anzunehmen. Was aber Moses und Christus, Konfuz und Zoroaster, Pythagoras, Solon und Sokrates, Cicero, Seneca, Antonin und Andere uns in ihren Reden und Schriften Gutes, Schönes, Nützliches und Lehrreiches mitgetheilt haben, das schöpften sie mittelst ihrer Vernunft und ihres reinen, unverderbten Gefühls aus jenen natürlichen Offenbarungen Gottes, deren Ausleger sie waren; und was wir Großes, Ehrwürdiges und Liebenswerthes in dem Karakter und den Handlungen der meisten dieser Männer finden, das ist die Frucht ihres treuen, unverbrüchlichen und hingebenden Gehorsams gegen die Gesetze, welche Gott in die Herzen aller seiner Menschen gegraben, und in seiner Natur allen Völkern kund gemacht hat.

Fragen wir die Priester fast aller Zeiten und aller positiven Glaubenssysteme: Ihr Parther und Meder und Elamiter, und die Ihr wohnet in Mesopotamia und in Judäa und Cappadocia, Pontus und Asia, Phrygia und Pamphylia, in Egypten und an den Enden der Lybien, bei Cyrenen und Ausländer von Rom, Ihr Juden und Judengenossen, Kreter und Araber, woher habt Ihr alle die Herrlichkeiten, die Ihr

als göttliche Heiligthümer so ruhmredig uns anpreis't, und von denen wir mittelst unserer Vernunft in der Natur und durch die Empfindungen unsers Herzens nicht das Mindeste wahrnehmen; ja, die wohl gar mit der Vernunft, mit der allgemeinen Ordnung der Dinge und mit den sittlichen Gefühlen des bessern Menschen im klarsten Widerspruche stehen? — Woher habt Ihr jene Götter, deren Gesinnungen, Eigenschaften und Handlungen den geläuterten Begriffen von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit und Güte so sehr wiederstreiten? Woher jene Menge von dunkeln, verworrenen Glaubenslehren, von Opfern, Kasteiungen und gottesdienstlichen Gebräuchen, von abentheuerlichen Mährchen, von übersinnlichen und unbegreiflichen Geheimnissen, wodurch geistige Ausbildung, sittliche Veredelung und zeitlicher Wohlstand keinesweges befördert, wohl aber auf das Schrecklichste gestört und ertödtet werden? Fragen wir dies, dann antworten sie ganz kurz und naiv: „Gott oder die Götter haben uns und andern heiligen Männern, die manchmal sogar noch ein wenig heiliger waren, als wir sind, diese Dinge selbst offenbart und eingegeben." Auf welche Weise aber ward Euch das Alles von den Göttern offenbart und eingegeben, Ihr Guten? „Es hat uns und unsern frommen Vorfahren — geträumt; auch erschienen die Götter ihnen und uns, bald als Thiere oder Menschen, bald als Engel gestaltet,

in dunkeln, einsamen Felsenhöhlen, oder in einem flammenden Dornbusch, manchmal in lautem, donnernden Wetter, manchmal im stillen, sanften Sausen, und machten ihren erhabenen Willen kund. Den Beweis für den göttlichen Ursprung ihrer Träume und angeblichen Erscheinungen führen sie mit alten Büchern, deren Inhalt aus Dichtungen und mährchenhaften Volkssagen, fremden Einschiebseln, Verfälschungen und schreienden Widersprüchen zusammen gesetzt ist, und deren Sprache sie selbst nicht verstehen; mit den, in diesen Büchern enthaltenen Erzählungen von unglaublichen und unmöglichen Wundern, die niemals geschehen sind; mit einer Menge dunkler und vieldeutiger Weissagungen die bereits erfüllt sein sollen, und an deren Erfüllung auch keinesweges zu zweifeln ist, da sich jede derselben auf mehr als tausend ganz verschiedene Ereignisse und Begebenheiten anwenden läßt; mit mündlichen, aus grauen Jahrhunderten herstammenden Ueberlieferungen, die entweder ganz und gar dem Pfaffentruge, dem Aberglauben, und der Unwissenheit roher Zeiten und Völker ihren Ursprung verdanken; oder deren wahren Gehalt durch Lügensucht, Prahlerei, Eigennutz und Misverstand der Ueberlieferer so entstellt und umnachtet ist, daß man ihn gar nicht mehr zu erkennen vermag; und endlich mit den Betheuerungen schwärmerischer Märtyrer, welche sich für Possen und Albernheiten rösten und braten

ließen, die andere Schwärmer ihnen weiß gemacht hatten. Sehet, das sind die Beweisgründe aller positiven Glaubenssysteme, die einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung sich rühmen, denn alle, ohne Ausnahme, haben ihre Schamanen, Gaukler und Wunderthäter, ihre Orakel, Propheten, Druiden, Seher und Weissager, ihre heiligen Bücher, Legenden und Ueberlieferungen, ihre Märtyrer und ihre — Henker gehabt, die sich für ihre, „göttlichen" Narrheiten zu Tode quälen ließen, oder auch Andere zur Ehre Gottes oder der Götter zu Tode quälten.

Wollen wir auch keineswegs leugnen, daß eine übernatürliche und unmittelbare Offenbarung des höchsten Wesens möglich sei; so wird uns doch eine unbefangene Untersuchung lehren, daß kein einziges der uns bekannten Glaubenssysteme, welche man seit Jahrtausenden mit so vielem Pomp als Offenbarungen der Art aufgestellt, und von denen immer eines das andere gestürzt hat, den Forderungen entspricht, die man an eine übernatürliche, göttliche und für alle Menschen verbindliche Offenbarung zu machen, berechtigt ist.

Von den heiligen Büchern der Juden.

Die Bücher des alten Teſtaments, welche den Iſraeliten zur Erkenntnißquelle ihrer engherzigen, menſchenfeindlichen Religion dienten, ſollen, nach der Verſicherung unſerer ſogenannten rechtgläubigen Gottesgelehrten, auch die Grundlage der einfachen und erhabenen Lehre unſers göttlichen Heilandes bilden, mit der ſie doch in ſo unvereindarlichem Widerſpruche ſtehen. Es iſt daher nöthig, dieſe Schriften in Rückſicht ihres Urſprungs, ihres Inhalts und Werthes etwas genauer zu betrachten, ohne uns weder durch ihr vermeintliches Alterthum, noch durch ihre angebliche Heiligkeit blenden und irre führen zu laſſen.

Iſt die Religion, welche uns Jeſus lehrte, wirklich von Gott, ſo muß ſie auch vollkommen ſein, das heißt, ſie muß Alles enthalten, was in ſittlicher Hinſicht zur irdiſchen und ewi-

gen Wohlfarth der Menschen nöthig ist. Bedürfte sie hiezu noch einer fremden Hülfe, so würde sie unvollkommen, und folglich nicht göttlichen Ursprungs sein. So gewiß wir nun von der Göttlichkeit dieser Religion überzeugt sind; so gewiß glauben wir auch, daß sie ohne die morsche Stütze des alten Testaments, als ein, für sich abgeschlossenes Ganzes, bestehen kann, denn man faßt keinen Most in alte Schläuche; sonst zerreissen die Schläuche, und der Most wird verschüttet. Matth. 9 V. 17.

Daß die fünf Bücher Mosis keinesweges diesem jüdischen Nomadenführer, sondern einer weit spätern Zeit angehören, ergiebt sich aus Folgendem:

Erstens sagt der Verfasser der Bücher der Maccabäer: „Jeremias erzählte den Israeliten „auch, wie Moses den Herrn gebeten, und das „Feuer vom Himmel das Opfer verzehrt hatte, „und wie Moses gesagt hatte: sein Opfer sei vom „Feuer verzehrt worden, und nicht gegessen. „Das Alles findet man in den Schriften, die zu Nehemias Zeiten geschrieben sind." *) Dieß Zeugniß entscheidet. Hätte der Verfasser der Geschichte der Maccabäer nicht bestimmt gewußt, und als ganz bekannt ange-

*) M. s. 2. B. Macc. Kap. 2. V. 9 bis 15, und vergleiche damit 3. Mos. 9, 24 und 3. Mos. 10 V. 10.

nommen, daß die mosaischen Bücher erst zu Nehemias Zeiten geschrieben wären; so würde er, dem der Ruhm seiner Nation so sehr am Herzen lag, wohl davon geschwiegen und ihnen ihr angebliches hohes Alterthum gewiß nicht streitig gemacht haben. Freilich behauptet man, der Verfasser der Bücher der Maccabäer habe hier nicht die Bücher Mosis, sondern andere, zu Nehemias Zeiten verfaßte Schriften gemeint. Aber warum sollte er sich wohl in Hinsicht der, von ihm erzählten Thatsachen auf eine ganz neue und unsichere Quelle berufen haben, wenn er eine weit ältere und zuverlässigere hätte anführen können? Offenbar kann also der Geschichtschreiber der Maccabäer unter den, von ihm erwähnten, zu Nehemias Zeiten verfaßten Schriften keine andern gemeint haben, als gerade die mosaischen Bücher, in denen wir jene Erzählungen von Moses finden.

Zweitens wird im fünften Buche (K. 34. V. 6.) der Tod des Moses als eine Begebenheit angeführt, die sich vor langer Zeit zugetragen haben soll. „Niemand, heißt es, hat sein „Grab erfahren, bis auf den heutigen Tag.“ Folglich kann weder Moses, noch einer seiner Zeitgenossen Verfasser dieser Bücher sein. Um das angebliche hohe Alterthum derselben nicht fallen zu lassen, nehmen zwar mehrere rechtgläubige Zionswächter an, daß das vier und dreißigste Kapitel ein späterer Zusatz sei; allein hiedurch würde für den Glauben an die Aechtheit und

geschichtliche Zuverlässigkeit der alttestamentischen Schriften durchaus nichts gewonnen, indem man dann die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit mehrerer fremder Zusätze, Aenderungen und Weglassungen zugestehen müßte.

Drittens verdankte Moses seine Erziehung und alle seine Kenntnisse den egyptischen Priestern, die zu seiner Zeit noch nicht das Mindeste von einer Buchstabenschrift wußten, sondern sich der Bilderschrift (der Hieroglyphen) bedienten, die wohl zur Darstellung einzelner sinnlicher Ideen, aber keineswegs zu einer fortlaufenden, zusammenhängenden Erzählung oder gar zum Ausdruck übersinnlicher Begriffe und Vorstellungen, wie wir in den mosaischen Büchern finden, geeignet war. Erst unter dem egyptischen Könige Psammetich, der ungefähr vom Jahre 670 bis 650 vor Christus, also 900 Jahre nach dem Auszuge der Israeliten aus Egypten, regierte, wurde die Buchstabenschrift in diesem Lande bekannt, und die Hebräer lernten sie lange nach ihrer Niederlassung in Kanaan von den Phönizern kennen.

Aus diesen Gründen fällt denn auch die stolze, von manchen unserer Theologen mit so wichtiger Amtsmiene nachgebetete Behauptung der Juden, wornach die fünf Bücher Mosis die älteste schriftliche Urkunde des Menschengeschlechts sein sollen, völlig hinweg.

Die, dem Moses zugeschriebenen fünf Bu-

cher wurden bloß deßhalb nach ihm benannt, weil er der Hauptheld ihres Inhalts ist. Sie bilden eine Sammlung von Volksliedern und Volkssagen, deren hohes Alterthum zwar keineswegs zu verkennen ist, die aber durchgehends das Gepräge kindischer Beschränktheit und Einfalt tragen, und bei vielem Unglaublichen nur wenig Glaubwürdiges enthalten. Dies darf uns gar nicht befremden; denn so, wie das Schneeflöckchen in den Alpen durch sein Fortrollen zur ungeheuren Lawine wird, so wird die natürlichste Begebenheit durch die mündliche Fortpflanzung zum erstaunenswürdigsten Wunder vergrößert, und besonders bei einem so hochmüthigen, prahlerischen Volk, wie das jüdische, welches aus thörichter Eitelkeit und leidenschaftlichem Hange zum Abentheuerlichen immer geneigt ist, die Thaten seiner Vorfahren und Helden bis zum Uebernatürlichen zu steigern. Durch diese wundervollen Vergrößerungen und Zusätze gewannen jene Sagen bei den Israeliten ein Ehrfurcht gebietendes, göttliches Ansehen, das sie niemals erlangt haben würden, wenn die Ueberlieferer bei der schlichten, einfachen Wahrheit geblieben und ihre Nachkommen nicht so leichtgläubig, so eitel, und so voll albernen Hochmuths auf ihre eingebildeten außerordentlichen Vorzüge vor andern Völkern gewesen wären.

Der Verfasser der mosaischen Bücher nahm diese Sagen mit ihren Ausschmückungen, die er

vielleicht noch eher vermehrte, als verminderte, in seine Sammlung auf, und reihete sie, der Zeitfolge nach, an einander, ohne sich auf eine Untersuchung ihres geschichtlichen Gehalts einzulassen, wozu es ihm auch an Prüfungsgeist, an Kenntnissen und Unbefangenheit fehlte. Ueberhaupt erscheinen uns alle historischen Schriften der Hebräer als Gewebe von Wahrheit und Dichtung, bei denen sich leichter bestimmen läßt, wie viel der ersten, als wie viel der letzteren angehört, obgleich es nirgend an goldenen Aersen, an Rosenroth und weißer gezwirnter Seide darin fehlt.

Das Geschichtchen von der Schöpfung der Welt erzählt der Verfasser mit einer so ernsthaften, zuversichtlichen Miene, daß man fast denken sollte, er sei bei Allem zugegen gewesen. So sehr auch der alterthümliche, treuherzige Ton dieser Mythe uns anspricht; so mächtig würden wir doch irren, wenn wir sie für etwas mehr, als für eine morgenländische Volkssage halten wollten. „Der Geist Gottes schwebete über dem „Wasser," heißt es, gleichsam, als ob Gott nicht selbst ein Geist und überall gegenwärtig wäre. „Am vierten Tage sprach Gott: es wer„den Lichter an der Feste des Himmels, die da „scheiden Tag und Nacht, und geben Zeichen, „Zeiten, Tage und Jahre, und seien Lichter an „der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf „Erden, und es geschah' also. Und Gott machte

„zwei große Lichter; ein großes Licht, das den „Tag regiere, und ein großes Licht, das die „Nacht regiere, dazu auch Sterne," die dem Verfaſſer winzig klein vorkommen mußten, da er ihrer nur ganz beiläufig erwähnt. „Und Gott „ſetzte ſie an die Feſte des Himmels, daß ſie „ſchienen auf die Erde, und den Tag und die „Nacht regierten, und ſcheideten Licht und Fin„ſterniß." Wie kindiſch! Billionen Sterne, von denen wir mit unbewaffnetem Auge nur den kleinſten Theil wahrnehmen können, und unter denen mancher viele Tauſendmal größer iſt, als der Tropfen im Ozean des Weltalls, den wir Erde nennen, ſollen bloß dazu gemacht ſein, daß Stäubchen, das wir bewohnen, dann und wann bei nächtlicher Weile mit ihrem Schimmer zu erhellen! Sonne, Mond und Sterne ſollen keinen andern Zweck haben, als uns zu — Kerzen zu dienen, wornach unſere Herren Kalendermacher, Sternſeher und — Sterndeuter Zeichen (alſo auch Zeichen!!), Zeiten, Tage und Jahre beſtimmen können! Wahrlich der Erfinder dieſer Schöpfungsgeſchichte hatte eine ungeheure große Idee von der Wichtigkeit unſers kleinen Erdballs, den er zum Zweck aller Sonnen- und Weltſyſteme machr, und dagegen eine überaus geringe Vorſtellung von der Beſtimmung der unzählbaren großen Welten, deren erhabenen Urheber wir ſtaunend verehren und anbeten. Es gieng ihm mit ſeinen kindiſchen Vorſtellungen, wie jenem

deutschen Reichsbaron in London, der dem Lordmayor sagen ließ, die Stadt brauche künftig nicht weiter erleuchtet zu werden, weil er morgen nach Deutschland zurückkehren würde!

Nach der Regel: das Ende krönt das Werk, schafft Gott der Herr am sechsten Tage sein theures Ebenbild, den Stammvater der Weißen und der Schwarzen, der Wilden und der Zahmen, der Juden und der Heiden, der Türken und der Griechen, der Pfaffen und der Laien, — den Menschen aus einem ganz gemeinen Erdenklos, denn, wenn gleich zu vermuthen ist, daß unsere legitimen Monarchen aus einem weit edlern Stoff, vielleicht aus Porzellanerde, verfertiget sind, so meldet doch die Bibel kein Wort davon.

An jedem Abend sieht der Herr an Alles, was er gemacht hat, und siehe da, es war Alles sehr gut. Der Herr wird vermuthlich die listige Schlange nicht bemerkt haben, die gleich nach der Schöpfung einen so dicken Strich durch die Rechnung machte! Sollte man aber nicht denken, daß der Herr, auch ohne sein Tagewerk alle Abende nachzusehen, sehr wohl hätte wissen können: ob er es sehr gut oder schlecht gemacht hatte? Zu Ende des sechsten Tages ist die Schöpfung mit allem ihrem Heer vollendet, und am siebenten ruhet der Herr aus von seiner Arbeit, denn wer eine so große Erde voll Gewürme, und dazu noch so viele kleine Sonnen

Monden und Sterne gemacht hat, der kann ſchon müde ſein, und bedarf der Ruhe gewiß.

Wahrlich, es iſt ein höchſt ſonderbarer Gedanke, daß Gottes allmächtige Schöpferkraft alle Ewigkeiten hindurch ſollte geſchlummert haben; daß ſie erſt vor ſechstauſend Jahren erwacht ſei, um das jetzige Weltall in ſechs Tagen hervorzubringen, und, darauf ermüdet, gleich wieder in Unthätigkeit zu verſinken! Der Stoff aller Dinge iſt ſo unbegränzt und ſo anfangs- und endlos, wie der Raum, in welchem er verbreitet iſt, und wie die Zeit, in welcher er durch die höchſte Vernunft (den Logos oder das Wort,) bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe geſtaltet wird. Es iſt Thorheit, in dieſem Ozean ohne Gränzen, in dieſem Schaffen und Bilden ohne Anfang und Ende, einen Punkt oder Moment beſtimmen zu wollen, wo die erſten Geſtaltungen des Stoffs begonnen haben, und wo die letzten aufhören werden.

Wer würde indeſſen wohl dem Urheber der moſaiſchen Schöpfungsmythe ſeine geringen Kenntniſſe der Natur vorwerfen dürfen, die man der Beſchränktheit ſeines noch kindiſchen, Zeitalters zuſchreiben muß, wenn nicht unſere Theologen uns durch Androhung ewiger Höllenſtrafen nöthigen wollten, dieſe Mythe mit allen, darin herrſchenden irrigen Vorſtellungen für eine göttliche Eingebung und für buchſtäbliche heilige Wahrheit zu halten? Gott ſoll in jenen ſechs

Tagen das Weltall mit allen Arten von Thieren, Gewürmen und Pflanzen geschaffen, am siebenten Tage zu schaffen aufgehört, und es seinen Geschöpfen überlassen haben, durch Begattung und Besamung für die weitere Bevölkerung und Fortpflanzung zu sorgen. Ein einziger aufmerksamer Blick auf die Natur überzeugt uns jedoch von der Unrichtigkeit dieses Vorgebens, denn noch täglich zeigt Gottes Schöpferkraft sich selbstthätig durch ursprüngliche Hervorbringung lebendiger und organischer Wesen, die weder der Begattung, noch der Besamung der schon vorhandenen Thier- und Pflanzenwelt ihren Ursprung verdanken, und als ganz neue Schöpfungen zu betrachten sind. So entstehen zum Beispiel die Infusionsthierchen und Essigaale, deren man in einem Tropfen von faulem Wasser oder Essig, mittelst eines Vergrösserungsglases, oft viele Tausende, ja Millionen wahrnehmen kann, nicht durch thierische Zeugung, sondern durch Fäulniß und Gährung, welches derselbe Fall bei den Mehl- und Käsemilben ist, die in keinem andern Stoff, als in welchem sie durch Gährung und Fäulniß entwickelt werden, leben und gedeihen können. Wo gab es aber wohl am sechsten Tage, ehe Adam und Eva erschaffen wurden, schon Essig, Mehl und Käse, worin diese Thiere Dasein und Leben hätten empfangen können? Aber — wäre dies auch wirklich gewesen, so erscheinen doch diejenigen Infusions-

thiere, Essigaale, Mehl- und andere Milben, die wir täglich in faulenden und gährenden Körpern entstehen sehen, als ganz neue Schöpfungen, die von jenen, in den sechs angeblichen Schöpfungstagen hervorgebrachten, auf keine Weise abstammen können; denn wollte man auch annehmen, daß Gott schon damals den Saamen zu diesen Thieren in die Stoffe gelegt habe, in denen sie sich bilden; so waren ja doch diese Stoffe vor sechstausend Jahren noch nicht da, und man wird uns also immer zugeben müßen, daß die Behauptung der Mythe: die Schöpfung sei mit dem sechsten Tage gänzlich vollendet worden, durchaus ungegründet ist. Hätte Gott damals, wie in dieser Dichtung versichert wird, alle Arten von Thieren ins Leben gerufen, und ihre weitere Fortpflanzung der Begattung überlassen; so müßte er auch damals schon die Stamm-Eltern aller nachherigen Essigaale, Mehlmilben, Infusionsthierchen ꝛc. hervorgebracht haben, und wir müßten diese Thiere auf keinem andern, als dem vorgeschriebenen Wege der Begattung sich fortpflanzen sehen. Wegen ihrer scheinbaren Unbedeutendheit konnte keine Ausnahme statt finden, denn sie nehmen unter den Thierarten eben so wohl einen Platz ein, und sind eben so gut Geschöpfe Gottes, wie der Elephant und das Rhinoceros, wie der Wallfisch und die Riesenschlange. So zeigt uns die Natur selbst auf das Unwiderlegbarste, daß die alttestamentische Erzählung von

der Schöpfung keine von Gott eingegebene Offenbarung, sondern eine von aller geschichtlichen Wahrheit entblößte Dichtung ist. Auch überzeugt uns hievon die Menge von Organismen, deren Entstehung, Leben und Nahrung schlechterdings durch das Krankwerden, das Sterben und Verwesen anderer Thiere bedingt werden, und die also in den sechs Schöpfungstagen nicht erschaffen sein können, da Tod und Krankheit ja erst nach gänzlich vollendeter Schöpfung in die Welt gekommen seyn sollen. Schwerlich werden die Vertheidiger der mosaischen Mythe uns genügende Auskunft zu geben wissen, wenn wir sie fragen: an welchem der sechs Tage wurden die kleinen Gewürme erschaffen, die bei den Menschen jene schrecklichen Krankheiten, den Krebs und die Krätze hervorbringen, und nach der Versicherung unserer Aerzte und Naturforscher, bloß in krankhaften menschlichen und thierischen Körpern entstehen und gedeihen können? An welchem Tage schuf Gott der Herr die gräßlichen, aber nützlichen Gewürme, die durch die Fäulniß der Leichname sich entwickeln und nur von Leichnamen sich nähren? An welchem jener Schöpfungstage wurden die Moosarten und Schwämme ins Dasein gerufen, die einzig und allein auf Knochen und Todtengebeinen wachsen, und jeden andern Boden verschmähen? Sollen, wie Ihr behauptet, Krankheit und Tod erst durch den Sündenfall, und also nach vollendeter Schö-

pfung in die Welt gekommen ſein; wie war es denn möglich, daß in den angeblichen ſechs Tagen Thiere und Pflanzen hervorgebracht wurden, die bloß durch die Krankheit, den Tod und die Verweſung anderer lebendiger und organiſcher Weſen Daſein und Nahrung erhalten können? Oder fand hier vielleicht die Wirkung noch vor der Urſache ſtatt? Das wäre doch ſonderbar!

Daß unſere Erde weit älter iſt, als ſechs tauſend Jahre, kann nicht allein aus den Religions- und Geſchichtbüchern der Chineſen und Hindu dargethan werden, ſondern auch aus vielen alten koloſſalen Werken der Baukunſt, von deren Errichtung und Urſprung ſelbſt die älteſten Schriftſteller keine Auskunft zu geben wiſſen, weil ſchon zu ihrer Zeit jede Kunde davon längſt erſtorben war. Und dennoch beweiſen jene, eben ſo ungeheuren, als kunſtvollen Werke, daß ihre Unternehmer einen ſo hohen Grad von geiſtiger, wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Ausbildung, und beſonders ſo richtige, auf die tiefſinnigſten Berechnungen gegründete aſtronomiſche Kenntniſſe beſaßen, wie ein Volk nur durch lange, viele Jahrtauſende hindurch fortgeſetzte Beobachtungen erwerben kann. *)

*) M. ſ. J. G. Rhode's Verſuch über das Alter des Thierkreiſes und den Urſprung der Sternbilder. Breſl. 1808. A. H. Chr. Gelpke über das Urvolk der

Doch wir kehren zur mosaischen Schöpfungsgeschichte zurück!

Hier finden wir zwei ganz verschiedene Sagen über die Hervorbringung des Menschen. Zufolge der ersten wurden Mann und Weib nach dem Ebenbilde Gottes zugleich erschaffen; und von Gott zu Beherrschern aller Geschöpfe auf Erden ernannt und eingesegnet. 1 B. M. 1 B. 26 bis 30. Nach der andern Mythe (K. 2) schafft Gott den Adam zuerst und zwar aus einem Erdenklos; pflanzt ihm einen schönen Garten und setzt in die Mitte desselben den Baum des Lebens und den Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen. Unsere Herren Theologen, die sonst Alles haarklein wissen, was Gott jemals gethan hat und noch künftig thun wird, können nicht genau angeben: ob der Baum des Lebens ein Apfel- oder ein Birnbaum war. Indessen haben sie es an gelehrten Untersuchungen über diesen höchst wichtigen und anziehenden Gegenstand keineswegs fehlen lassen, und vermuthlich wird, wenn einst alle christliche Konfessionen zu einer Heerde wieder vereinigt sind, durch ein all-

---

Erde. Braunschw. 1820, und: Die Urwelt, oder Beweis von dem Dasein und Untergange von mehr als einer Vorwelt von J. G. J. Ballenstedt. 3 Abtheilungen. 3te Aufl. Quedlinb. 1819, und endlich Volney's und Denon's Reisen in Egypten.

gemeines Konzilium bestimmt werden, was jeder fromme Christ bei Strafe zeitlichen Bannes und ewiger Höllenpein in dieser Hinsicht glauben und nicht glauben soll. Doch ist es auch möglich, daß diese, für jetzt noch unentschiedene Sache zu jenen erhabenen und göttlichen Geheimnissen gehört, über welche wir, nach der trostreichen Versicherung unserer Zionswächter, erst in jenem Leben genauer belehrt werden sollen. Der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen war aber, wie man zuverlässig weiß, ein Apfelbaum, und ohne Zweifel kein anderer, als der berüchtigte, von dem Barbier Förtsch entdeckte Upas oder Giftbaum, den spätere Reisende und Naturforscher, die darnach suchten, eben so wenig haben auffinden können, wie das, vor sechstausend Jahren verlorene Paradies.

„Und Gott der Herr sprach zu Adam; Du „sollst von allerlei Bäumen im Garten essen; „aber von dem Baum des Erkenntnisses des Gu„ten und Bösen sollst du nicht essen; denn wel„ches Tages du davon issest, wirst du des Todes „sterben." Als Gott der Herr nachher bedachte, daß der Mensch in diesem Garten bei allen den schönen Früchten und Blumen ziemlich viel Langeweile haben würde, sprach er: „es ist nicht „gut, daß der Mensch alleine sei: ich will ihm „eine Gehülfin machen, die um ihn sei." Kurz vorher fand der Herr, daß Alles sehr gut

war; nun bemerkt er schon etwas, das nicht gut ist; laßt uns sehen, ob es besser wird.

Aus nichts wird nichts! sagen die Juden; Gott mußte einen Stoff haben, woraus er die Gehülfin machen konnte. Er ließ daher den Adam in einen tiefen Schlaf fallen; nahm ihm, verstohlener Weise, eine Rippe, und machte die Eva daraus. Unselige Rippe, wie viel Unglück hast du auf Erden gestiftet! Krankheit und Tod, Erbsünde und Erbgrind, Ketzer und Spötter, Freigeister und Freimaurer, Illuminaten und Advokaten, gottlose Bücher, demagogische Umtriebe, aufrührische Ideen und verliebte Gedanken sind durch dich in die Welt gekommen, wogegen alle unsere Priester und Mönche mit ihren Wundergaben, ihren heiligen und symbolischen Büchern, ihren Legenden, Rosenkränzen, Kruzifixen, Sakramenten, Beschwörungs- und Konkordiersermeln, Censuren und Inquisitionen gar nichts, oder doch nur sehr wenig, ausrichten können! Es war daher wohl nicht ganz gut, daß Gott der Herr dem Menschen eine Gehülfin machte, die um ihn sei, und die einzig und allein durch ihre heillose Näscherei, zu welcher sie auch ihn verführte, all' dies Unglück über seine und ihre Nachkommen brachte.

Die ersten Menschen lebten anfangs im Stande der liebenswürdigsten, seligsten Unschuld; Adam trug keine Hosen und Eva kein Unterröckchen, aber sie schämten sich nicht, denn sie hatten noch

nicht von dem Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen gekoſtet. Da gerieth plötzlich das liſtigſte unter allen Thieren des Feldes, „die „Gott der Herr gemacht hatte,“ die gottloſe Schlange nemlich, auf den boshaften Einfall, die Menſchen zu verführen. Lieber Himmel, fragt Ihr, wie konnte die Schlange ſo boshaft ſein? Gott ſahe ja an, Alles, was er gemacht hatte, und es war ſehr gut; wie war es denn möglich, daß ſie auf ſo arge ſündliche Gedanken kam? Oder ſollte Gott der Herr bei ſeiner Heerſchau die Schlange vielleicht überſehen haben? Das wiſſen wir nicht! Kurz, ſie nahte ſich der Eva, ſchwatzte ihr viel von den ſchönen Apfeln auf dem Baume des Erkenntniſſes vor, und da Eva weit neugieriger und naſchhafter war, als ihre reizenden Töchter, ſo brach ſie ein Aepfelchen, vielleicht auch zwei, aß und gab ihrem lieben Adamchen gleichfalls davon. Nun hätte man freilich denken ſollen, daß ſie, obiger Drohung gemäß, beide deſſelbigen Tages geſtorben wären; allein die Doſis war glücklicher Weiſe zu ſchwach, und die Sache lief daher beſſer ab, als zu erwarten war, denn ſie blieben beide am Leben, und bemerkten nur, daß ſie — nackend waren. Um alſo mit dem nöthigen Anſtand vor einander zu erſcheinen, machten ſie ſich Schürzen von Feigenblättern, und verſteckten ſich vor dem Angeſichte des Herrn hinter den Bäumen und Geſträuchen des Gartens.

Gegen Abend, als es kühl geworden war, spatzierte Gott der Herr im Garten. Er vermißte Adam und Eva, und rief: Adam, Adam, wo bist du? Adam kroch aus seinem Schlupfwinkel hervor, und sprach: ich versteckte mich vor dir, weil ich nackend war. Nun beginnt ein strenges Verhör; Adam gesteht sein Vergehen, aber, spricht er, das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von der Frucht, und ich aß. Mit dieser Entschuldigung machte Adam seinem Richter einen feinen, aber sehr deutlichen Vorwurf, denn was sagte er anders, als: hättest Du, der Du meintest, daß es nicht gut sei, wenn ich allein wäre, mich allein gelassen, und mir nicht dieß Weib zugesellt; so würd' ich dein Gebot nicht übertreten haben! Nicht ich, sondern Du bist eigentlich schuldig an meiner Sünde. Wir wollen unserm theuren Erzvater hier weder beypflichten, noch widersprechen. Eva suchte sich auf ähnliche Weise heraus zu reden; die Schlange, sprach sie, hat mich verführt. Wer kann es also unsern Schönen verargen, daß sie so leicht sich verführen lassen, da schon ihre Stammutter eine Verführte war, und der Apfel oder die Birne, nach dem Sprüchworte, nie weit vom Stamme fällt?

Die Schlange wurde verflucht vor allem Vieh und vor allen Thieren auf dem Felde, und verurtheilt, auf dem Bauch zu gehen und Erde zu essen ihr Leben lang, und deßhalb kriechen noch

heute die Schlangen auf ihrem Bauch, obgleich wir nicht begreifen, wie sie anders es machen sollten, da sie ja weder Füße, noch Flügel haben. Erde essen sie aber nicht, denn sie nähren sich von Früchten und andern kleinern Thieren. Der Fluch ist folglich, mit Ausschluß des Kriechens auf dem Bauche, gar nicht in Erfüllung gegangen, indem die Nachkommen der Schlange ganz von der, ihnen vorgeschriebenen, Diät abgewichen sind. Die angedrohete Feindschaft zwischen dem Saamen der Schlange und dem Saamen des Weibes dauert jedoch fort bis auf den heutigen Tag, denn noch immer hassen viele Menschen die Schlangen, treten ihnen bald aus Muthwillen, bald aus Unvorsichtigkeit auf den Kopf, und werden dafür häufig von ihnen in die Ferse gestochen.

Eva wurde verdammt, mit Schmerzen Kinder zu gebähren; ihr Wille sollte dem Willen ihres Mannes unterworfen, und er ihr Herr sein. Dieser Fluch trifft nicht alle Töchter unserer angeblichen Stammutter, denn obgleich viele Tausende sich recht herzlich darnach sehnen, daß er auch an ihnen in Erfüllung gehen möchte, so werden doch ihre Wünsche niemals erhört, und sie steigen voll Unmuth, daß sie nicht für Eva's Näschereien gebüßt haben, mit dem jungfräulichen Gürtel ins Grab. Millionen Andere, die verheirathet werden, sind dagegen unbeschränkte Beherrscherinnen ihrer willenlosen Männer, und eben so viele, noch glücklichere,

sehen und erkennen in ihren Gatten wohl ihre Beschützer, Freunde und Versorger, aber keineswegs ihre Tyrannen und Herren. Die Frauen in Sizilien und Neapel gebähren, nach Brydone, größtentheils ganz ohne Schmerzen, und dieß ist, nach den Berichten glaubwürdiger Reisenden, auch in mehreren andern Ländern der Fall. Man sieht hieraus, daß die Strafen, welche vorgeblich der Eva und allen ihren Töchtern angedrohet sein sollen, theils gar nicht, theils nicht so allgemein erfüllt werden, wie unsere orthodoxen Zionswächter behaupten.

Zu Adam sprach Gott: verflucht sei der Acker um Deinetwillen; Disteln und Dornen soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du wieder zu Erde wirst, wovon du genommen bist, denn du bist Erde und sollst wieder zu Erde werden.

Eine höchst trostlose, niederschlagende Aussicht, die der Erfinder dieser Mythe hier uns eröffnet! Wir sind, nach seinem Ausspruche nichts weiter, als Erde, und zu nichts Besserem und Höherem bestimmt, als wieder Erde zu werden! Er hatte also nicht die mindeste Ahnung von Fortdauer nach dem Tode, und überhaupt findet man in den mosaischen Büchern, die man uns so herzhaft und dringend als unmittelbare Offenbarungen Gottes anpreist, auch keinen einzigen Wink, der auf den Glauben an Unsterb-

lichkeit und an künftige Vergeltung hindeutete, denn immer und überall ist nur von zeitlichen Belohnungen und Strafen, von langem Leben auf Erden und dergleichen irdischen Dingen die Rede. Und doch sollte man meinen, daß gerade jener Glaube an Unsterblichkeit ein weit würdigerer und wichtigerer Gegenstand für unmittelbare göttliche Offenbarung gewesen sein würde, als die weiße und gelbe Seide, das Rosenroth, und die Decken von röthlichen Widder- und Dachsfellen, womit die Stiftshütte geziert werden mußte! Gott ist ein gütiges, ein liebevolles Wesen, sagt man; allein wie würde man dies wohl behaupten können, wenn der Glaube an Unsterblichkeit, an künftige Fortdauer nicht wäre? Ohne diese schöne, herrliche Ueberzeugung, die Alles, „was in der Dinge Lauf hier mißtönt, in freundliche Harmonieen auflöst," müßte uns Gott als ein grausamer, furchtbarer Wütherich erscheinen, denn sein Werk, die Natur, ist ein unaufhörlich marterndes und mordendes Ungeheuer! Wir können ja kaum einen Schritt thun, ohne eine Menge lebender und empfindender Wesen zu zertreten! — Und blicken wir um uns her in der Menschenwelt, was sehen wir da? Große Nationen müssen unter dem Mordstrahl blutgieriger herrschsüchtiger, von feilen Bonzen und Pfaffen heilig gepriesener Tyrannen verathmen, und kein schützender Helfer ist, der sich des Jammers erbarmt und das grauseneregende Unrecht

bestraft. Kummer und Thränen, Schmerzen und Tod sind das Loos aller Erdenbewohner, der Reichen und der Armen, der Guten und der Bösen, sie mögen in Felsenhöhlen oder in Gezelten, in Hütten oder in Pallästen wohnen, und selbst den Wenigen, die uns glücklich scheinen, werden die, oft in Galle getauchten Freuden des Lebens bloß darum gewährt, um sie Schmerzen und Tod desto tiefer empfinden zu lassen. Nur jener tröstende Glaube an künftige Fortdauer nicht allein unsers eigenen, sondern auch des Daseins aller empfindenden Wesen, kann uns mit dem, was wir selbst fühlen und leiden, und Andere fühlen und leiden sehen, wieder aussöhnen. Armes Würmchen, du sollst nur erschaffen sein, um ein kurzes angst- und qualvolles Leben zu haben, und unter meinen Füßen einen noch schrecklichern Tod zu sterben? Unmöglich kann ich dies von einem unendlich gütigen, liebreichen Schöpfer mir denken! Bäume und Blumen, Gras und Kräuter, die Milbe und der Mensch müssen zu einem schönern Dasein, zu höherer Entwickelung und Veredelung wieder aufblühen und wieder erwachen; sonst wäre Gott nicht der alliebende Vater, den wir in ihm verehren und anbeten. Der Wunsch, daß unser Dasein fortdauern, und unser Zustand sich verbessern möge, ist so tief in unsere Herzen gegraben, daß wir ihn wohl als eine göttliche Offenbarung und als eine sichere Bürgschaft dieser künftigen Fortdauer annehmen

dürfen. Auch iſt der Glaube an Unſterblichkeit ſo innig mit unſerm Glück und unſerer Sittlichkeit verwebt, daß wir ihn nicht aufgeben können, ohne uns zugleich des herrlichſten Troſtes in den Stunden der Trübſal und der ſicherſten Stütze der Tugend zu berauben.

Eine angebliche Offenbarung, die uns über dieſen, für jeden denkenden Menſchen ſo wichtigen Gegenſtand gar nichts ſagt, und immer nur von gezwirnter gelber und weißer Seide, von Roſenroth, von röthlichen Kühen, von Yſopen und Cedernholz, von ſüßriechenden Bocks- und Kälbernieren, von den Zehenden, die man den Prieſtern geben, und von den vielen Speiſeopfern erzählt, die ſie zur Ehre Gottes verzehren ſollen; eine ſolche Offenbarung kann ſchwerlich dem höchſten Weſen, deſſen Zweck ſittliche und geiſtige Veredelung ſeiner Menſchheit iſt, zugeſchrieben werden.

Arbeit iſt in den Augen der Morgenländer, und beſonders der Juden, unter allen irdiſchen Uebeln das größte; kein Wunder alſo, daß ihr Gott den ungehorſamen Adam zur Arbeit verurtheilte. Möchte man doch endlich ſo klug werden, die albernen Mährchen zu verbannen, wodurch dem Menſchen von Jugend auf die Arbeit als eine Strafe und als die Folge eines göttlichen Fluchs, und dagegen Müſſiggang und faules Schlaraffenleben als die höchſte Wohlthat des Himmels geſchildert werden. Hiemit wird

ihm schon früh der Keim zum Mißmuth und zur Unzufriedenheit mit seinem Schicksal, der Hang zum Nichtsthun und zum schwelgerischen, sinnlosen Umherschwärmen und die Abneigung gegen alle nützliche, die Kräfte des Körpers und des Geistes entwickelnde Thätigkeit eingepflanzt. Wahrlich, wir könnten die Erbsünde ganz unschädlich machen, wenn wir nur unsere Religionsbücher von dem elenden Wust reinigten, der für Tugend und Sittlichkeit weit gefährlicher ist, als alle Aepfel vom Baum des Erkenntnisses jemals gewesen sind.

Nach gesprochenem Urtheil machte Gott der Herr den Menschen Röcke aus Fellen, und jagte sie Beide aus dem Garten hinaus, vor dessen Eingang er einen Cherub mit entblößtem, flammendem Schwerdt als Wächter stellte, damit sie nicht in das Paradies zurückkehren könnten. Dieser Cherub, der wahrscheinlich noch heute dort im Schilderhäuschen steht, macht es jedem Reisenden unmöglich, in den herrlichen Garten hinein zu kommen, so genau auch die hochwürdigen Herren von der schwarzen Legion die Lage desselben theils auf der Karte von Hindostan, theils auf jener von Caschemire nachgewiesen haben.

Da unsere rechtgläubigen Gottesgelehrten in diesem armseligen Mährchen voll Allegorieen und kindischer Vorstellungen die vorzüglichsten Grund- und Ecksteine ihres Glaubenssystems finden, und

deßhalb mit dreister Stirne begehren, daß jeder Christ es als buchstäbliche Wahrheit annehmen soll; so müssen wir noch einige Augenblicke dabei verweilen.

Der Verfasser der mosaischen Bücher nahm diese beiden Volkssagen von der Schöpfung der Welt, und dem Sündenfall des Menschen in seine Sammlung auf, weil sie durch ihr Alterthum und die Ueberlieferung der israelitischen Vorfahren, welche sie wahrscheinlich den Assyrern oder Babyloniern verdankten, bei ihm und seiner Nation ein heiliges und göttliches Ansehen erlangt hatten, und weil es ihm an nähern und bessern Nachrichten über die Entstehung der Welt und über die Schicksale der ersten Menschen fehlte. Betrachten wir beide Sagen genau, so finden wir, daß sie nicht allein mit der Wirklichkeit, sondern auch mit sich selbst im lautesten Widerspruche stehen, und daher auf geschichtliche Glaubwürdigkeit nicht den mindesten Anspruch machen können.

Nach der erſten Mythe wurden beide Menschen zugleich, und zwar wie die übrigen Thiere aus nichts erschaffen. Nach der andern aber schuf Gott den Adam zuerst aus einem Erdenkloß, und geraume Zeit nachher die Eva aus einer Rippe, die er dem schlummernden Adam heimlich wegnahm, und deren Stelle er wieder mit Fleisch ausfüllte. Gott drohet dem Adam, daß er an demselben Tage, wo er von dem ver-

botenen Baume eſſen wird, des Todes ſterben ſoll. Adam ißt davon, und lebt noch länger als neunhundert Jahre nachher. Die Schlange wird verflucht auf dem Bauche zu kriechen, und jeder Menſch begreift, daß ſie nach dem ganzen Bau ihres Körpers ſich auf keine andere Weiſe hätte fortbewegen können, wenn ſie auch niemals die Eva verführt hätte. Sie wird verflucht, Erde zu eſſen ihr Leben lang, und wie die Erfahrung lehrt, thut ſie es nicht, ſondern ſie nährt ſich von Früchten, Inſekten und andern Thieren, die ſie bezwingen kann. Eva und ihre Töchter ſollen mit Schmerzen Kinder gebähren, und dieß hätte auch, nach dem Bau des weiblichen Körpers, in der Regel der Fall ſein müſſen, wenn Eva nicht von dem angeblichen Apfel gegeſſen hätte. Indeſſen gebähren die Weiber ſehr zahlreicher Nationen ganz ohne Schmerzen, und dieß beweiſt deutlich, daß der über alle Töchter Eva's ausgeſprochene Fluch nicht erfüllt wird.

Beſonders wichtig iſt unſern Orthodoxen die zweite Hälfte vom Sündenfall, in welcher ſie die erwähnten Grund- und Eckſteine ihrer Dogmatik finden.

Gott will, wir ſollen glücklich ſeyn,
Drum gab er uns Geſetze!

ſagt der ehrliche Gellert. Bei dem Gott, der das Paradies ſchuf, und den Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen pflanzte, war aber

wie es ſcheint, das Gegentheil der Fall, denn fragen wir: warum er dieſen Baum in den Garten ſetzte; ſo antworten unſere Glaubensritter: der Herr wollte den Gehorſam der Menſchen prüfen! Allein wozu bedurfte es ſolcher Prüfung, da Gott ja nach ſeiner Allwiſſenheit den Erfolg derſelben voraus ſehen konnte? Ihr ſagt uns: Gott iſt die Liebe; er hat die Menſchen ſo unausſprechlich geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn in den Tod gab, damit ſie von den wohlverdienten Strafen ihrer Sünden befreiet und ewig ſelig werden ſollen. Aber gerade weil uns Gott ſo außerordentlich liebte, iſt es uns höchſt auffallend, daß er unſere erſten Eltern auf jene ſchreckliche Probe ſtellte, obgleich er vorher wußte, daß ſie dieſelbe nicht beſtehen, und viele Millionen ihrer, von ihm ſo außerordentlich geliebten Nachkommen dadurch in unendliches, jammervolles Elend ſtürzen würden. Laßt uns ein Gleichniß aufſtellen! Ein Vater, der ſeine Kinder ſehr zärtlich liebte, führte ſie, um ſich von ihrem Gehorſam zu überzeugen, in ein Zimmer, wo er einen Tiſch mit den köſtlichſten Speiſen für ſie beſetzt hatte. „Ihr könnt hier von Allem eſſen, liebe Kinder, ſprach er, nur nicht von dem Teller dort oben; denn wenn Ihr davon eßt, ſo müßt Ihr ſogleich ſterben!“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich. Die Kinder, welche noch klein waren, hatten nie ein Thier, geſchweige denn einen Menſchen ſterben geſehen,

und wußten also gar nicht, was Sterben ist. Bei ihrer natürlichen Folgsamkeit hätten sie jedoch wirklich von jenem Teller nichts genommen; allein ein glattzüngiger, boshafter Verführer kam, und foderte sie auf, davon zu essen.“ Unter Allem, was Euer Vater Euch gegeben hat, sprach er, ist gerade dieses das Beste. Wenn Ihr davon eßt, werdet Ihr gleich eben so groß, so stark, und so klug werden, wie Euer lieber Vater! Kostet nur, wie herrlich das schöne Zuckerwerk, das so lieblich anzusehen ist, schmeckt. Glaubt mir sicher, es schadet Euch nichts, und ist von Allem das Köstlichste. Die Kinder ließen sich verleiten, aßen und starben, denn was sie für Zucker hielten, war tödtendes Gift. Was denkt Ihr von diesem Vater, liebe Leser? Nicht wahr, er war ein sehr thörichter, leichtsinniger Mann? Aber wie werdet Ihr erstaunen, wenn ich Euch sage, daß er mit Bestimmtheit vorher wußte, seine Kinder würden sich von jenem listigen Verführer überreden lassen, das Gift zu essen, und daß er dennoch diesen Bösewicht, den er ohne Mühe hätte zurück halten können, den Zutritt zu seinen, angeblich so sehr geliebten Kindern erlaubte? Nicht wahr, meine Lieben, der Vater war ein Ungeheuer, und noch zehnmal ärger, als der, welcher ihm seine Kinder zum Essen des tödtlichen Giftes verleitete?

Seht, in einem so unwürdigen Lichte wird das höchste, das weiseste und liebevollste Wesen

in der Mythe von Adam's und Eva's Sündenfall uns dargeſtellt. Wie kann man alſo von einem Menſchen, der nur einen Funken von Vernunft und ſchuldiger Ehrfurcht vor Gott hat, begehren, daß er dieſes Mährchen, dem wir übrigens ſeinen dichteriſchen Werth keineswegs abſprechen, für baare Münze und für lautere buchſtäbliche, vom heiligen Geiſt ſelbſt eingegebene Wahrheit annehmen ſoll? Und wie konnten unſere, mit ihrer Orthodoxie ſo laut prahlenden Zionswächter Dinge dieſer Art zu Grundartikeln des Glaubens faſt aller chriſtlichen Bekenntniſſe erheben?

Die Schlange war das liſtigſte Thier auf dem Felde, das iſt klar; denn ſonſt hätte ſich Eva nicht von ihr verführen laſſen, da bekanntlich Weiberliſt und Pfaffentrug über Alles gehen; aber daß ſie ſoll geſprochen haben, dünkt uns höchſt unwahrſcheinlich, denn die Schlangen, welche man jetzt findet, ziſchen und klappern wohl, aber ſie reden nicht. Doch mochte ſie vielleicht zu jener Art von Schlangen gehören, die in Mönchskutten und Prieſtermänteln umherſchleichen, um alte und junge Weiblein zum Beten und Läſtern, und mitunter auch wohl zu noch andern Dingen zu verleiten.

Gott ſahe an Alles, was er gemacht hatte, und es war ſehr gut; und dennoch iſt die Schlange ſo boshaft, Eva zur Sünde zu verführen; wie läßt ſich dieß reimen? Ganz vortreff-

lich! meinen manche unserer Herren Geistlichen, denn unter der Schlange ist der Teufel zu verstehen, der sich in die Haut der Schlange verkrochen hatte. Aber dann war es ja ungerecht, daß die arme unschuldige Schlange mit ihrer ganzen werthen Nachkommenschaft verurtheilt ward, auf dem Bauch zu kriechen, Erde zu essen, und sich und ihrem Saamen von des Weibes Saamen die Köpfe zertreten zu lassen! Wenn ein Spitzbube meinen Rock anzieht und andere Leute bestiehlt, mit welchem Rechte kann man mich dafür aufhängen? Mit jenem Fluch, erwiedern unsere Theologen, sind auch keineswegs die natürlichen Schlangen, sondern der Teufel nebst seinem Anhange gemeint. Also der Teufel soll mit seinen sämmtlichen Nachkommen auf dem Bauch kriechen und Erde essen? Lieber Himmel, wie ist das möglich! Der Teufel soll, wie Ihr sagt, ja ein Geist sein; wie kann er denn auf dem Bauch kriechen, und Erde essen sein Leben lang? Er soll ferner, wie Ihr versichert, ewig leben, und die Erde soll einst durch Feuer und Flammen verzehrt werden; woher soll denn der Teufel etwas zu essen bekommen, wenn die Erde verbrannt ist? Wahrlich, Ihr habt sehr irdische Geister und sehr wunderliche Grillen?

Nun, nun, man muß nicht Alles so wörtlich nehmen; man muß dieß im bildlichen Sinne verstehen, antworten Eure hochwürdige und heilige Wächter, und auf diese Weise können sie

Alles aus der Bibel heraus, und in dieſelbe hinein klauben, was ihnen beliebt; denn was ſie, im buchſtäblichen Verſtande genommen, für ſich nachtheilig finden, das erklären ſie für bildliche und allegoriſche Redensart; und die wirklichen Allegorieen, die ihnen dem Wortverſtande nach vortheilhaft ſind, wollen ſie uns wieder für buchſtäblich wahre Geſchichten aufſchwatzen. So ſind bei ihren ſämmtlichen Bibelauszügen faſt immer Willkühr, Dünkel, Eigennutz und Hochmuth die einzigen Regeln, wodurch ſie ſich leiten laſſen.

Daß die rechtgläubigen Gänſe des Zionitiſchen Kapitols ſo ritterlich für die geſchichtliche Glaubwürdigkeit der moſaiſchen Mythen kämpfen, iſt ganz natürlich, denn darauf gründen ſich ja die ältern Gebäude der Dogmatik faſt aller chriſtlichen Konfeſſionen, und das damit ſo innig verwebte Intereſſe ihrer Geiſtlichkeit.

Wie höchſt wichtig für die letztere in dieſer Rückſicht jene anmuthige Geſchichte von der Näſcherei und dem Sündenfall der erſten Menſchen iſt, ergiebt ſich aus Folgendem.

Erſtens will man darin ganz klar und deutlich den Urſprung der Erbſünde ſehen, welche, als der Grundſtein aller theologiſchen Weisheit, unſern orthodoxen Gottesgelehrten ans Herz gewachſen iſt. Vermöge dieſes, durch das Apfeleſſen unſerer angeblichen Stammeltern erzeugten, und auf deren ſämmtliche Nachkommen fortge-

pflanzten, sittlichen Verderbens sind die Menschen zu allen guten, Gott wohlgefälligen Handlungen durchaus unfähig, und haben, selbst den Säugling und den Embryo im Schooße der Mutter nicht ausgenommen, den zeitlichen Tod und eine ewige, qualvolle Verdammniß verdient. Nur durch die Taufe und den blinden Glauben an Alles, was gewisse hochwürdige Männer uns vorschwatzen, so wie durch die sorgfältigste Beobachtung der, von ihnen vorgeschriebenen Gebräuche, durch fleißiges Beten und frommes Augenverdrehen, und besonders durch richtige Bezahlung der Stolgebühren, durch reiche Geschenke an Kirchen, Klöster und Geistlichkeit und durch ein ehrfurchtvolles, folgsames und demüthiges Betragen gegen die Herren von der schwarzen Legion können wir Gottes Zorn besänftigen, die unendlichen Höllenstrafen von uns abwenden, und das ewige Freudenreich erwerben.

Man behauptet: Menschen und Thiere würden nicht gestorben sein, wenn Adam und Eva nicht von dem verbotenen Baume gegessen hätten. Durch diese Sünde spricht man, ist der Tod zuerst in die Welt gekommen, denn er ist der Sünden Sold.

Wir wollen hier nicht untersuchen: ob die Organisation der, auf der Erde lebenden Geschöpfe sich, ohne abgenutzt zu werden, zu einer ewigen Fortdauer eignet, denn da würden unsere Gegner gleich antworten: daß durch die Sünde der

ersten Menschen nicht allein deren Nachkommen, sondern selbst die Thiere ihre ursprüngliche körperliche Vollkommenheit verloren haben, und daß man also die jetzigen Bewohner der Erde gar nicht mit denen vor dem Sündenfalle in physischer Rücksicht vergleichen könne. Eben so wenig wollen wir fragen: warum die Thiere, die doch nicht gesündiget haben, gleichfalls wegen Eva's Naschhaftigkeit mit dem Tode bestraft werden; denn wir wissen ja, daß selbst Eva's Nachkommen, die den Baum des Erkenntnisses nie mit einem Finger berührten, für die Lüsternheit ihrer alten Urmutter den Tod und die ewige Verdammniß von Rechtswegen verdient haben. Wie können also die Thiere etwas Besseres erwarten?

Allein dahingegen fragen wir: hätten die ersten Menschen und Thiere sich gleichfalls vermehrt, wenn der Tod nicht in die Welt gekommen wäre? — Freilich, antworten unsere Orthodoxen; Gott sprach ja schon vor dem Sündenfalle zu allen seinen Geschöpfen: seid fruchtbar und mehret Euch; und wahrscheinlich hätten sie dann weit mehr Kinder und Junge erzeugt, als in ihrem gegenwärtigen, sehr verderbten Zustande. — Gut, erwiedern wir; aber laßt uns nur annehmen, daß das erste Menschenpaar in hundert Jahren nicht mehr, als vier Kinder, oder zwei andere Paare erzeugt hätte; daß von jedem dieser beiden Paare in den nächsten hundert Jahren wieder zwei, also von beiden zusammen vier

Paare, geboren wären; und daß die Menschen sich in diesem, gewiß äußerst mäßigen Verhältnisse durch funfzig Generationen, fünftausend Jahre lang fortgepflanzt hätten, ohne durch den Tod eine Abnahme zu erleiden, oder durch andere Umstände in der ihnen gebotenen Vermehrung gehindert zu werden, dann würde unsere Erde bereits am Schlusse der ersten fünftausend Jahre, oder durch fünfzig Generationen, mit mehr als sieben und zwanzig tausend fünfhundert Billionen, die Billion zu tausendmal tausend Millionen gerechnet, bevölkert worden sein; eine Menge, wogegen sich die jetzige Menschenzahl von tausend Millionen *) ungefähr verhalten haben würde, wie Eins zu sieben und zwanzig Millionen, so daß eine Stadt, die jetzt hunderttausend Einwohner enthält, dann zweihundert fünf und siebenzigtausend Millionen enthalten haben müßte. Diese Berechnung ist keinesweges übertrieben, denn in einem unverderbten, von Krankheit, Sorge und ermüdender Arbeit freien Zustande sollten doch wohl die Menschen, ohne Ausnahme, so viel Fähigkeit zur Fortpflanzung besessen haben, als wir bei ihrem gegenwärtigen verschlimmerten Zustande im Durchschnitt annehmen dürfen? Auch wären sie alle ohne Ausnahme zur Fortpflanzung und Ver-

*) Obgleich ich glaube, daß tausend Millionen viel zu hoch gerechnet sind!

mehrung ihres Geſchlechts verpflichtet geweſen, da jener göttliche Befehl: ſeid fruchtbar und mehret Euch, an ſie Alle gerichtet, und ihnen Allen die Fähigkeit, ihm zu genügen, ertheilt war.

Dieß müſſen unſere Zionswächter zugeben. Allein, antworten ſie, wären die Menſchen in ihrem urſprünglichen, unverderbten Zuſtande geblieben; dann würde Gott ſie nach und nach, ſo wie Jeder dem Befehle: ſeid fruchtbar und mehret Euch, entſprochen hätte, gleich dem Enoch und Elias, in ſein himmliſches Freudenreich aufgenommen haben, und dann hätte keine Uebervölkerung ſtatt finden können.'

Aber auch in dieſem Falle, erwiedern wir, würde die Welt in ſechstauſend Jahren bei der angenommenen, höchſt mäßig ſcheinenden Fortpflanzung in einem ſolchen Grade mit Menſchen überfüllt worden ſein, daß ſie, im eigentlichſten Sinne des Worts, einander auf den Köpfen hätten tanzen müſſen; denn die ſechzigſte Generation würde, nach Abzug aller gen Himmel gefahrenen, gar zwiſchen zehn und eilf Trillionen betragen haben, wogegen ſich die ganze Summe der jetzt lebenden Menſchen, wenn man dieſelbe zu tauſend Millionen annimmt, wie Eins zu zehntauſend Millionen verhält, oder es würden dann zehntauſend Millionen Menſchen dort gelebt haben, wo jetzt nur ein Einziger lebt, und eine Stadt, die gegenwärtig zehntauſend

Einwohner zählt, würde dann hundert Billionen enthalten haben.

Wer etwa glaubt, daß die Oberfläche unserer Erde hiemit noch nicht hinlänglich bedeckt worden wäre, der bedenke ferner, daß jede der vielen verschiedenen Arten von Thieren sich in gleicher Zeit wenigstens zu derselben Anzahl vermehrt haben würde, wenn nämlich jedes Paar in hundert Jahren zwei Paare, diese wieder vier Paare erzeugt und alle folgenden Generationen sich in dem nämlichen Verhältnisse verdoppelt hätten. Wo wäre da noch Raum übrig geblieben für alle Bäume des Lebens und des Erkenntnisses des Guten und Bösen, die ihre heilsamen und verführerischen Früchte den, auf einander geschichteten Menschen, Affen, Löwen, Tiegern, Wölfen, Schafen, Füchsen, Gänsen, Hunden, Katzen, Mäusen und Elephanten zur Erquickung darbieten sollten?

Vielleicht, wendet man ein, vielleicht hätten die Menschen und Thiere in ihrem unverderbten Zustande sich nicht so stark vermehrt; vielleicht hatte dann jedes Paar nur wieder ein Paar zur Welt gebracht und in diesem Fall wäre eine Uebervölkerung ganz unmöglich gewesen.

Aber die Menschen und Thiere sollten sich ja nicht bloß fortpflanzen; sie sollten sich auch vermehren, und überdieß kehren die Gegner mit jenem Einwurfe die Waffen wider sich selbst; denn, wenn die Zeugungsfähigkeit der

Erdbewohner durch den Sündenfall vergrößert worden ist, so haben sie dadurch ja offenbar an Vollkommenheit nicht verloren, sondern vielmehr gewonnen, indem ein, zur Vermehrung seiner Art bestimmtes, Geschöpf unstreitig um desto vollkommener ist, je mehrere Wesen gleicher Gattung es zu erzeugen vermag. Soll der angebliche Sündenfall also die Menschen in physischer Rücksicht verderbt haben, so müßte ihre Zeugungsfähigkeit dadurch ehe vermindert, als erhöhet worden sein. Dies lehrt uns die Natur selbst in unserm gegenwärtigen Zustande, da sittlich gute Menschen von ausgezeichneten geistigen und körperlichen Anlagen mehr physische Zeugungskraft besitzen, und unter gleich glücklichen Verhältnissen, denn hierauf kömmt sehr viel an, mehreren Kindern das Daseyn geben, als sittlich verderbte, an Geist und Körper schwache und verkümmerte Leute. Da nun ferner, laut der Mythe, Gott allen lebenden Geschöpfen gebot, fruchtbar zu sein, und sich zu mehren, so ist anzunehmen, daß im unverderbten Zustande jedes Paar von Menschen und Thieren seine, ihm, in dieser Hinsicht von der Natur zugetheilte, Fähigkeit aufs Beste benutzt und folglich mehr, als ein Paar gezeugt haben würde. Hieraus sieht man, daß die obige Berechnung, wornach sich jedes Menschenpaar in hundert Jahre nur um zwei Paare vermehrt haben würde, keinesweges übertrieben ist, und daß

selbst bei einer so mäßigen, sechstausend Jahre lang fortschreitenden, Vermehrung der Erdbewohner wirklich eine ungeheure Ueberfüllung hätte eintreten müssen, wenn nicht der Tod ihre Anzahl vermindert und andere Umstände ihrer, ihnen von der Natur verliehenen Fähigkeit zur Fortpflanzung Gränzen gesetzt hätten.

Wäre also der Tod nicht in die Welt gekommen, so hätte Gott ja offenbar auf eine gewaltsame, widernatürliche Weise in die, von ihm einmal festgesetzte Ordnung der Dinge eingreifen müssen, um die Ueberbevölkerung der Erde zu hindern, und ein solches gewaltsames, die einmal bestimmten Gesetze der Natur aufhebendes Eingreifen hätte sich doch schwerlich mit der Weisheit des Schöpfers vereinigen lassen. Oder hätte Gott etwa bei einem Theile seiner Geschöpfe statt der Beschneidung die Verschneidung einführen, und eine Menge Mönchs- und Nonnenklöster für Menschen und Thiere stiften sollen, um dadurch den Tod entbehrlich zu machen, und die Ueberfüllung der Erde zu verhüten?

Daher sollte man doch wohl denken, daß der Tod nicht der Sünden Sold, sondern eine durchaus nothwendige Einrichtung unsers erhabenen und weisen Schöpfers ist, nach welcher die vorigen Generationen abtreten müssen, um den folgenden Platz zu machen; denn behauptet man das Gegentheil, sagt man: Men-

schen und Thiere würden dem Tode nicht unterworfen gewesen sein, wenn die erstern nicht gesündiget hätten; so folgt ganz natürlich daraus, daß Gott eine Welt erschaffen hätte, die mit der, seinen Geschöpfen zugetheilten Vollkommenheit, und der ihnen gebotenen Fortpflanzung und Vermehrung auf keine Weise hätte bestehen können; und daß der Sündenfall des Menschen nothwendig gewesen wäre, um sie vor einem schnellen Untergange, der aus ihrer Uebervölkerung hätte entspringen müssen, zu bewahren. Wie sehr aber eine solche Behauptung allen vernünftigen Begriffen von der unendlichen Weisheit Gottes wiederstreiten würde, brauche ich nicht erst zu zeigen.

Die Sterblichkeit der Menschen und Thiere gehört folglich gleich ihrer Fortpflanzung und Vermehrung, zu der, von dem Schöpfer ursprünglich festgesetzten Ordnung der Dinge, und ist nicht als die Strafe einer weiblichen Lüsternheit, sondern als ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung des Gleichgewichts und zur Verhütung der Uebervölkerung unseres Erdballs zu betrachten. Und als eine, zu diesem Zweck von der Natur selbst sehr weise angeordnete Einrichtung zeigt sich uns auch der Tod, wenn wir einen aufmerksamen Blick auf die relative Sterblichkeit der Menschen werfen, denn alsdann fin-

den wir, daß dieselbe, nach den auf Erfahrung gegründeten Berechnungen sich folgender Gestalt verhält:

Von 100 Menschen, die geboren werden, sterben:

50 vor dem 10ten Jahre.
20 zwischen 10 und 20 Jahren.
10 — 20 und 30 —
6 — 30 und 40 —
5 — 40 und 50 —
3 — 50 und 60 —
6 nach erreichtem sechzigsten Jahre.

Also mehr als die Hälfte der Menschen, etwa drei Fünftheile, sterben, ehe sie zur Fortpflanzung reif werden; und von den übrigen zwei Fünftheilen entspricht kaum die Hälfte dem, in der mosaischen Mythe enthaltenen Gebot, sich zu vermehren und die Erde zu füllen; und dennoch ist die letztere in manchen Gegenden sehr stark bevölkert. Gerne geb' ich zu, daß die Welt, wenn nicht politische und kirchliche Einrichtungen der Vermehrung des Menschengeschlechts hin und wieder so unübersteigliche Dämme entgegen stellten, noch hundert und vielleicht tausendmal mehr Menschen enthalten und nähren könnte; allein dagegen muß man doch auch einräumen, daß die Verminderungen, welche die Menschenzahl durch den natürlichen Tod erleidet, nothwendig ihren Fortgang behalten müßten, wenn nicht

in sehr kurzer Zeit eine, Alles zerstörende Ueber-völkerung eintreten sollte.

Unsere Orthodoxen haben folglich keine Ursache, auf den alten Erdenkloß Adam und auf seine naschhafte Rippe böse zu sein, denn hätten diese nicht durch ihre sündliche Lüsternheit den wohlthätigen Tod in die Welt gebracht, so wäre die letztere in wenigen Jahrhunderten mit so vielen unsterblichen und unschuldigen Menschen, Orangutangs, Straußen, Papageien, Bären, Löwen, Tigern, Hyänen, Elephanten, Kameelen, Giraffen, Murmelthieren, Ratzen und Mäusen überfüllt worden, daß für keinen einzigen Zionswächter, geschweige denn für Kanzeln, Altäre und Kruzifixe ein Plätzchen übrig geblieben wäre.

Leider sind die meisten Menschen gewohnt, alle Einrichtungen und Erscheinungen der Natur, die sie mit ihren Maulwurfsaugen für Uebel ansehen, als Strafen ihrer eigenen oder anderer Sünden zu betrachten, obgleich diese scheinbaren Uebel ganz unabhängig von unsern sittlichen Handlungen, und zur Erhaltung des ganzen durchaus unentbehrlich sind. Dagegen haben sie dann aber auch wieder die löbliche Gewohnheit, alles Unglück und alle Verdrießlichkeiten, die sie sich durch ihre eigenen Thorheiten, ja durch ihre vorsätzlichen Bosheiten zuziehen, für Schickungen Gottes und für unausweichbare Fügungen des Himmels zu erklären, denen sie sich in Demuth und Geduld unterwerfen müssen, weil sie die Rath-

schlüsse der Vorsehung nicht ergründen und nicht hindern können. Eine solche befangene und verkehrte Ansicht der Dinge machte aus dem Tode, dieser so natürlichen und für das Fortbestehen der Welt höchst nothwendigen Einrichtung, eine Strafe der Sünden des ersten Menschen und seiner, durch die Erbsünde verderbten, Nachkommen und ihrer Mitgeschöpfe.

Doch in der Folge ein Mehreres von dieser, nicht sehr erfreulichen Nachlassenschaft Adams! Für jetzt kehren wir zu der höchst wahrhaften, glaubwürdigen und erbaulichen Geschichte vom Sündenfalle zurück.

Diese soll zweitens, nach den Versicherungen unserer eben so rechtgläubigen, als scharfsinnigen und tiefdenkenden Gottesgelehrten einen unumstößlichen Beweis von dem Dasein des Teufels und dessen boshaften Gesinnungen gegen das ganze menschliche Geschlecht liefern, indem, wie vorhin erwähnt worden, Niemand anders, als der Fürst der Finsterniß unter der Haut der verführerischen Schlange verborgen war. Ohne diesen großen und legitimen Monarchen, der in der Luft und in allen orthodoxen Dogmatiken und Katechismen herrscht, äßen wir noch heute im Paradiese vom Baume des Lebens, und unsere hoch- und ehrwürdigen Herren brauchten sich nicht mit Arianern und Socinianern, mit Deisten und Naturalisten, mit Spöttern und Freigeistern herum zu zanken, die fast jeden Tag in

die Bollwerke der vielen allein seligmachenden Kirchen neue, höchst gefährliche Breschen schiessen. Kein Shaftesbury und Bolingbrocke, kein Hume und Gibbon, kein Voltaire und Rosseau, kein Helvetius und Diderot, kein Nicolai und Lessing, kein Teller und Henke hätten den heiligen Männern Gottes, das Mindeste anhaben können; denn bloß durch die verbotenen Aepfel sind die Menschen mit der heillosen Vernunft, dem zweiten Baume des Erkenntnisses des Guten und Bösen, bekannt geworden.

Drittens findet man in der mosaischen Geschichte des Sündenfalles die erste und allerdeutlichste Weissagung von unserem Herrn und Heilande Jesus Christus, denn wer könnte wohl unter dem Saamen des Weibes, der dem Saamen der Schlange den Kopf zertritt, anders verstanden sein, als Er, der dem Teufel seine Macht genommen hat? Sehen wir gleich täglich, daß Menschen den Schlangen auf die Köpfe treten, und von ihnen in die Beine gestochen werden, so müssen wir doch jene Worte nicht in einem so natürlichen und buchstäblichen, sondern, unserer orthodoxen Dogmatik und Exegesse zu Ehren, in einem übernatürlichen und bildlichen Sinn nehmen. Zwar fragen die Spötter: ob der Saame, das heißt die, durch Zeugung entstandene Nachkommenschaft des Satans, in oder ausser der Ehe geboren sei, und wie des Weibes Saame einem Geist, der

keinen Kopf hat, den Kopf zertreten könne; allein mit den Spöttern muß man sich über so erhabene und geheimnißvolle Dinge gar nicht einlassen, denn einen ketzerischen Menschen meide! schreibt Paulus an den Titus Kap. 3. V. 10.

Eva gebiert zuerst Kain, und darauf den Abel. Einige Tage nach Abels Geburt bringen beiden Brüder dem Herrn ein Opfer, und zwar Kain von den Früchten des Feldes, und der, in unglaublich kurzer Zeit groß gewordene, Abel opfert von dem Erstlingen seiner Heerde und von ihrem Fett. - Wer sollte nicht denken, daß das schuldlose Opfer des Kain dem Herrn weit angenehmer hätte sein müssen, als das grausame, bluttriefende Opfer Abels? Allein der Gott Israels ist ein Liebhaber vom Blut geschlachteter Thiere, und besonders von dem süßen Geruch verbrannter Nieren; daher sah er gnädig auf Abels, ungnädig auf Kains Opfer herab. Hierüber ergrimmt Kain gegen seinen Bruder; Gott stellt ihn deßhalb zu Rede und ermahnt ihn; allein er achtet nicht darauf und schlägt den Abel todt. Jetzt verflucht Gott den Mörder; der Acker soll ihm künftig nicht den bisherigen Ertrag geben, und er selbst soll unstät und flüchtig auf Erden sein. Kain winselt und jammert erbärmlich, „daß er aus dem Lande vertrieben wird:“ aber ohne Erfolg, denn Gott „vertreibt ihn aus dem Lande.“

Aus welchem Lande? fragt Ihr; gab es

damals schon auf der Welt eine Gegend, die durch ihre, von Menschen bestimmten Gränzen ein besonderes Land bildete, so daß von „aus dem Lande treiben" die Rede sein konnte? Das wissen wir nicht; genug, „der Herr trieb den Kain aus dem Lande," und weil dieser sich fürchtete, man möchte ihn wieder todt schlagen; so gab ihm Gott ein Zeichen, „damit ihn Niemand erschlüge." Allein Kains Furcht und dieses Zeichen waren ja beide ganz überflüssig, denn wer sollte ihn umbringen, da außer ihm und seinen Eltern kein Mensch weiter auf Erden war, indem Seth und Adams übrige Söhne und Töchter erst lange nach Abels Tode geboren wurden? Offenbar widerspricht der Verfasser durch die Erzählung von Kains thörichter Furcht und dem, ihm von Gott gegebenen sichern Geleitsbrief seiner eigenen frühern Behauptung, wornach Adam und Eva das einzige, von Gott erschaffene Menschenpaar gewesen sein sollen!

Mit jener Sicherheitskarte gieng Kain in das Land Nod, heirathete dort und zeugte den Hanoch. Wen in aller Welt soll Kain nun wohl geheirathet haben, da es ja ausser seiner Mutter Eva, die erst lange nach Hanoch's Geburt Töchter mit Adam zeugte, keine Weiber auf der Welt gab? Er bauet ferner eine Stadt, und nennt sie, seinem Sohne zu Ehren, Hanoch! Aber woher nahm er die Menschen, um diese Stadt zu bevölkern? Denn eine Stadt ohne einen wohl-

weisen, gestrengen Magistrat und eine ehrliebende, geduldige Bürgerschaft ist ein Ding, wie ein Messer ohne Klinge, das keinen Stiel hat.

Im fünften Kapitel liefert unser Geschichtschreiber ein langes Geschlechtregister, welches er nachher im elften fortsetzt, um zu beweisen, daß die Juden gleichfalls von Adam, dem einzigen angeblichen Stammvater des Menschengeschlechts abstammen. Ferne sei es, ihnen diese Ehre streitig zu machen; bloß einige Bemerkungen über die lange Lebensdauer der, in diesen Geschlechtregistern angeführten Menschen werden hier an ihrem Platz stehen.

Um den geschichtlichen Inhalt der alttestamentischen Schriften einigermaßen mit der Vernunft auszusöhnen, haben Hensler und viele Andere *) behauptet, daß die in den mosaischen Büchern angegebenen Lebensjahre der Menschen von Adam bis Abraham nur drei Monate gedauert haben sollen. Sie haben sich hiedurch von Seiten der Orthodoxen, die von Methusalem's hohem Alter keine Sekunde ablassen wollen, keinen Dank erworben, und wer das erste Buch Moses mit Aufmerksamkeit liest, und nicht gewaltsamer Weise seine Meinung hineintragen

*) Auch Hufeland in seiner Makrobiotik im fünften Abschnitt des ersten Bandes, so wie auch Gelpke und Ballenstedt in ihren vorhin angeführten Schriften.

will, muß zugeben, daß von so kurzen Jahren keineswegs die Rede ist; denn erstens wird 1 B. Mos. Kap. 7 und 8 die Dauer von Noah's Aufenthalt in der Arche schlechtweg auf ein Jahr angegeben, und dies Jahr enthält nach der, dort beigefügten, Berechnung gerade zwölf Monate. Da nun bei den Geschlechtregistern nicht bemerkt wird, daß nur dreimonatliche Jahre gemeint sind; so ist wohl unleugbar, daß der Verfasser auch hier nach seinem gewöhnlichen Sprachgebrauch von zwölfmonatlichen Jahren geredet habe; denn sonst hätte er ohne Zweifel den wichtigen Unterschied zwischen der Dauer der, in den Geschlechtregistern erwähnten, und der gewöhnlichen zwölfmonatlichen Jahre erwähnt. Zweitens beweist das Alter, in welchem mehrere der Menschen von Adam bis Abraham geheirathet und Kinder gezeugt haben sollen, hinlänglich, daß im fünften und elften Kapitel des ersten Buchs Mosis keine dreimonatliche, sondern zwölfmonatliche Jahre gemeint sind. Vor der Sündfluth soll zum Beispiel Enoch in seinem fünf und sechzigsten Jahre den Methusalem gezeugt haben, welches doch wirklich sehr früh gewesen wäre, wenn man die Dauer der damaligen Jahre nur zu drei Monate annehmen wollte, indem Enoch dann schon in seinem fünfzehnten Jahre, nach unserer gegenwärtigen zwölfmonatlichen Jahresberechnung, mäßte geheirathet haben. Daß bei den Menschen die nach der Sünd-

fluth vor Abraham lebten, noch weniger von dreimonatlichen Jahren die Rede war, ſehen wir aus dem elften Kapitel, wornach Arphachſad, der Sohn Sem's, bereits in ſeinem fünf und dreißigſten Jahre den Salah zeugte. Will man auch hier mit Hensler dreimonatlich Jahre annehmen, ſo muß Arphachſad bereits in ſeinem neunten Jahre Gatte und Vater geweſen ſein, welches ein, faſt noch größeres, Wunder wäre, als die neunhundert neun und ſechzig Jahre des Methuſalem. Allein wie ſollen wir das hohe Alter der Menſchen vor der Sündfluth mit der plötzlich um zwei Drittheile abgekürzten Lebensdauer nach derſelben vereinigen? Und wie iſt es glaublich, daß bei dem frommen Enoch, der ein göttliches Leben führte und lebendig gen Himmel fuhr, der Geſchlechtstrieb ſich ſchon im fünf und ſechzigſten Jahre entwickelte, da er beim Vater Noah, der gleichfalls ein göttliches Leben führte, erſt im fünfhundertſten Jahre erwachte? Das, meine Geliebten, iſt eines der zahlreichen und erhabenen Geheimniſſe, die wir nach der troſtvollen Verheißung unſerer orthodoxen Zionswächter, erſt im himmliſchen Jeruſalem ergründen werden, und womit wir uns für jetzt nicht die Köpfe zerbrechen wollen. Daß die frommen Iſraeliten ihren Stammvater Abraham durch ſo wenige Geſchlechtsfolgen mit dem angeblichen Urvater des Menſchengeſchlechts verbanden, hatte ohne Zweifel ſeinen Grund in der bekann-

ten Eitelkeit dieses auserwählten Volks, welches immer gerne für älter und bedeutender gelten mochte, als es jemals gewesen ist. Um recht schnell und leicht zu dem Urvater Adam hinauf zu steigen, mußten Abrahams wahrheitliebende Kinder Meilenstiefel anziehen, und, wie der gestiefelte Kater, recht weite und große Schritte nehmen; und hiedurch entstand das unglaublich hohe Lebensalter der mythischen Erzväter vor der noachischen Ueberschwemmung. Der ungeheure Unterschied zwischen der Lebensdauer vor und nach diesem Ereignisse beweist hinlänglich, daß die Geschlechtsregister in den mosaischen Büchern eben so viel Glauben verdienen, wie die Schöpfungsgeschichte.

Im sechsten Kapitel wird Herrn von Hallers Behauptung: daß die Tyrannen und Gewaltigen der Erde in gerader Linie von Gott abstammen, bestätigt. an höre: „Da sich aber „die Menschen begonnen zu mehren auf Erden, „und zeugeten ihnen Töchter, da sahen die Kin„der Gottes nach den Töchtern der Menschen, „wie sie schön waren, und nahmen ihnen Wei„ber, welche sie wollten. Da sprach der Herr: „die Menschen wollen sich meinen Geist nicht „mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Ich „will ihnen Frist geben hundert und zwanzig „Jahre. Es waren auch zu den Zeiten „Tyrannen auf Erden, denn da die Kin„der Gottes die Töchter der Menschen

„beſchliefen, und Kinder zeugten, wur„den daraus Gewaltige in der Welt „und berühmte Leute. Da aber der Herr „ſahe, daß der Menſchen Bosheit groß war auf „Erden, und alles Dichten und Trachten ihres „Herzens böſe war immerdar, da reuete „es ihn, daß er die Menſchen gemacht hatte, „und es bekümmerte ihn in ſei„nem Herzen, und ſprach: Ich will die „Menſchen, die ich geſchaffen habe, vertilgen von „der Erde, von dem Menſchen an bis auf das „Vieh, und bis auf das Gewürme, und bis auf „die Vögel unter dem Himmel, denn es „reuet mich, daß ich ſie gemacht habe. „Noah aber fand Gnade vor dem Herrn."

Sonderbar, daß die Kinder Gottes zu Noah's Zeiten eben ſo gerne nach hübſchen Mädchen ſahen, wie viele Kinder Gottes in unſern Tagen! Jene Kinder Gottes waren aber nicht, wie unſre jetzigen Erweckten, bei denen die Gnade zum Durchbruch gekommen iſt, leibliche Nachkommen des Adam und der Eva, ſondern, wie die obigen Worte zeigen, unmittelbare Kinder Gottes. Aehnliche Kinder Gottes, die ſich mit den Menſchen vermiſchten, und auf Erden zu großem Anſehen gelangten, findet man faſt in allen Mythologien, bei den Egyptern, den Griechen, den Römern, ja ſelbſt bei den Peruanern und Mexikanern, denn überall ſanken die Menſchen durch das, ihnen aufgebürdete Sklavenjoch ſchnell

zu so großer Nichtswürdigkeit herab, daß sie ihre Unterdrücker für wirkliche Kinder der Götter ansahen, und ihnen Tempel und Altäre weiheten.

Daß unser Geschichtschreiber die Gewaltigen und Tyrannen, von denen er spricht, gleichfalls für Kinder der Gottheit und für höhere, von den Menschen durchaus verschiedene Wesen gehalten habe, zeigen seine Worte deutlich genug; allein hiedurch gewinnt seine Glaubwürdigkeit in unsern Augen nicht sehr.

Gott ward, nach dieser Erzählung, sehr ungehalten über die Misheirathen (Mesalliancen) seiner Kinder mit den schönen Töchtern der Menschen, und gewiß nicht ohne Grund; denn selbst der ärmste Dorfjunker würde ja in Wuth gerathen, wenn seine turnierfähigen Söhne bürgerliche Canaillen oder gar leibeigene Bauerdirnen heirathen wollten! Die Bastarde oder Blendlinge, welche die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen zeugten, scheinen aber nicht viel getaugt zu haben, da Gott sie gleichfalls in der Sündfluth umkommen ließ, und es bewährete sich also an ihnen, was auch in unsern Tagen sehr oft der Fall ist, daß die Kinder Gottes gewöhnlich die gottlosesten Kinder haben.

Allein darüber muß man billig sich wundern, daß es heißt: „es gereuete Gott, daß er „die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in sei-

„nem Herzen, und er sprach: es reuet „mich, daß ich sie gemacht habe.“ Wie läßt sich dies vereinbaren mit dem, was Bileam sagt: „Gott ist nicht ein Mensch, daß „er lüge, noch eines Menschenkind, „daß ihn etwas gereue. Sollte er et„was sagen, und nicht thun? Sollte „er etwas reden und nicht halten?“ (4 B. Mos. 23. V. 19.) Wie so würdig der höchsten Vollkommenheit Gottes, wie wahr, wie erhaben, wie trostreich ist dieser Ausspruch Bileams! Ja, Gott der Inbegriff der unendlichsten Weisheit kann keine Handlungen vornehmen, die ihn jemals gereuen und bekümmern könnten, denn nach seiner Allwissenheit sieht er den Erfolg von Allem, was er thut, von Ewigkeit zu Ewigkeit voraus! Er handelt nicht, wie wir beschränkte, sterbliche Menschen aus Leidenschaft, aus Unbedachtsamkeit, aus Irrthum, aus Unkenntniß und Schwäche; er ist nicht wankelmüthig, wie wir; denn sonst könnte er nicht Gott, nicht der Inbegriff der höchsten Vollkommenheit sein. Von diesen Ansichten ausgehend, müssen wir also die Erzählung 1. B. Mos. 6. V. 6. und 7. gerade für eine Unwahrheit erklären, und zwar für eine Unwahrheit, die um so frevelhafter und unwürdiger ist, da der Urheber derselben sogar sich erdreistet, dem höchsten Wesen Reden und Aeusserungen anzudichten und aufzubürden, die mit jenen Begriffen der göttlichen Vollkommenheit,

welche vom Bileam aufgestellt und an andern Orten der Schrift bestätiget werden, im schreiendsten Widerspruche stehen.

Wie kann man aber nun den Erzählungen eines Schriftstellers Glauben beimessen, der so offenbare, mit Schrift und Vernunft streitende Unwahrheiten als wirkliche Thatsachen vorträgt? Und wie können wir annehmen, daß ein Buch, worin das höchste Wesen uns auf eine so unwürdige und — lügenhafte Weise geschildert wird, von Gott selbst Wort für Wort eingegeben sei? Das ist unmöglich, denn hätte Gott wirklich gesagt: daß es ihn gereue und in seinem Herzen bekümmere, die Menschen geschaffen zu haben, so würden nur zwei Fälle statt finden, entweder Gott sagte die Wahrheit; es gereuete und bekümmerte ihn wirklich, daß er die Menschen gemacht hatte; und dann findet der Begriff von höchster Vollkommenheit, wornach ihn seine Handlungen nicht gereuen können, auf ihn durchaus keine Anwendung; oder Gott sprach die Unwahrheit, es gereuete und bekümmerte ihn nicht, die Menschen geschaffen zu haben, und in diesem Fall ist Bileams Ausspruch: daß Gott nicht lüge, ungegründet, und eben so ungegründet sind dann alle die übrigen Stellen der heiligen Schrift worin uns Gott als das wahrhaftigste Wesen, dem keine Lüge möglich ist, dargestellt wird. Einen dieser beiden Fälle müssen wir schlechterdings annehmen, wenn wir die mosaischen Bücher für

wirkliche Eingebungen Gottes halten, und ihrem Inhalt den hohen Grad von Glaubwürdigkeit zugestehen sollen, den unsere rechtgläubigen Gottesgelehrten für sie in Anspruch nehmen. Allein sicherlich wird die vorurtheilfreie Untersuchung des Ganzen jeden Unbefangenen überzeugen müßen, daß diese, so hochgepriesenen Bücher nichts weiter sind, als ein sehr unzuverlässiges Gewebe mythischer Dichtungen und Volkssagen, die häufig nicht bloß der Vernunft, sondern auch den höhern und bessern, religiösen und sittlichen Ansichten anderer biblischer Schriften, besonders des neuen Testaments, geradezu widersprechen.

Freilich behauptet man, daß Christus mit den Worten: sie haben Mosen und die Propheten, die Göttlichkeit und die geschichtliche Wahrheit der mosaischen Bücher bestätiget habe. Allein in dem Gleichnisse vom reichem Mann (Luc. 16.) war ja die Rede von den Pflichten der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, die auch in den Schriften Mosis und der Propheten geboten sind, keineswegs aber von dem übrigen Inhalt dieser Bücher. Wenn Christus also dort sagte: sie haben Mosen und die Propheten, laßt sie die hören; was that er dann mehr, als wenn Einer von uns einen Mahomedaner an die Pflicht der Menschenliebe erinnerte, und ihn dabei auf den Koran verwiese? So wenig man hiedurch die übrigen, in dem Koran vorkommenden Dinge als wahr und göttlich anerkennen würde; eben so

wenig hat Christus durch jenen Ausspruch den ganzen Inhalt des alten Testaments bestätigen wollen. Ja, er widersprach sogar ausdrücklich und mit dürren Worten vielen Vorschriften der mosaischen und der andern alttestamentischen Bücher. Moses hatte den Juden bei Lebensstrafe den Genuß mancher Thiere verboten, weil sie, wie er oder vielmehr der Verfasser der, ihm zugeschriebenen Bücher den Gott Jehovah sagen läßt, „ihre Seelen dadurch verunreinigen würden." Christus lehrt dagegen: „was zum Munde eingehet, verunreiniget den Menschen nicht; aber was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen." Matth. 15. V. 11, 17, 18; Marc. 7, V. 14, 15. In seiner herrlichen Bergpredigt tadelt unser Erlöser selbst manche sittliche Vorschriften des alten Testaments wegen ihrer Beschränktheit und Engherzigkeit, und es ist sehr bemerkenswerth, daß er nie spricht: Ihr habt gehört, daß Gott zu den Alten gesagt hat; sondern immer: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, und: es ist gesagt, ich aber sage Euch etc. Dies beweis't doch wohl deutlich genug, daß Christus das alte Testament keineswegs als ein durchaus göttliches Buch anerkannte! Wie will man denn uns Christen zumuthen, es dafür anzunehmen? Geben wir auch zu, daß es viel Schönes und Herrliches enthält, und daß dies, so wie alle gute und vollkommene Gabe, von oben herab kömmt von dem Vater

des Lichts; so können wir doch damit auf keine Weise einräumen, daß alle alttestamentischen Schriften Wort für Wort göttlichen Ursprungs sind, denn damit würden wir ja unsernk Heilande, der oft — das Gegentheil von dem lehrt, was wir in manchen Stellen des alten Testaments finden, geradezu widersprechen.

Unser Erlöser sagt: Suchet in der Schrift, denn Ihr meinet, Ihr habet das ewige Leben darin, und sie zeuget von mir. Ev. Joh. 5 V. 39. Die Apostel meinten nemlich, wie alle Juden, daß sie in diesen, ihnen sehr heiligen Büchern schon den Inbegriff der höchsten Weisheit und den einzig richtigen Weg zum ewigen Leben fänden. Gut, sprach Christus, da Ihr dies meint, so suchet nur darin, und Ihr werdet finden, daß sie mit vielen meiner Lehren übereinstimmen. Suchet, nehmt nicht Alles an, was Ihr dort findet; sondern suchet, prüfet, und das Gute behaltet. Wir würden die Lehre unsers Heilandes aber sehr schlecht befolgen, wenn wir ohne Prüfung und Auswahl Alles, was im alten Testament steht, für wahr, gut und göttlich annehmen, und etwa mit David wider unsere Feinde beten wollten: Meine Feinde versenken mich täglich, denn viele streiten wider mich stolziglich. Du Herr, Gott Zebaoth, Gott Israel, wache auf, und suche heim alle Heiden; sei derer keinem gnädig, die so verwegene Uebelthater sind, Sela. Gott zerbrich

ihre Zähne in ihrem Maul; zerstoße, Herr, die Backenzähne der jungen Löwen, Gott, stoße solche Leute ohne alle Gnade hinunter. Vertilge sie ohne alle Gnade, vertilge sie, daß sie nichts sein, und inne werden, daß Gott Herrscher sei in Jakob, in aller Welt. Sela. Schämen müssen sich und umkommen, die meiner Seele zuwider sind; mit Schande und Hohn müssen sie überschüttet werden, die mein Unglück suchen. Der Tod übereile sie, und müssen lebendig in die Hölle fahren; denn es ist eitel Bosheit unter ihrem Haufen. Sela. Eben so thöricht würde es indessen auch sein, wenn man wegen solcher und ähnlicher Flecken Davids und besonders Assaphs Psalmen, die so viel Herrliches, Erhabenes und Göttliches enthalten, durchaus verwerfen und für unnütz erklären wollte. Kein erfreuliches Zeichen unserer Zeit ist es aber, daß Luther vor dreihundert Jahren öffentlich weit freier über die biblischen Bücher urtheilen und schreiben durfte, als es jetzt selbst in manchem protestantischen Lande irgend einem Schriftsteller erlaubt ist. Von dem Buche Esther sagte dieser große Reformator: „ich bin diesem Buche „so feind, daß ich wollte, es wäre gar nicht vorhanden." Von dem Propheten Jonas urtheilte er: „Die Historia von Jonas ist so groß, „daß sie schier unglaublich ist!" Guter Luther, fandest Du denn nicht noch andere Historien in der Bibel, die eben so groß und un-

glaublich sind? Ueber die Epistel an die Hebräer schreibt er: „es soll uns nicht hindern, ob „etwas Holz, Stroh, Heu untermengt „wäre!“ Ein sehr schlimmes Zeugniß für die göttliche Eingebung der biblischen Bücher, welche, nach der Behauptung unserer Orthodoxen sich selbst auf jede Sylbe und jedes Jota erstreckt. Wenn aber Luther die Epistel des Apostels Jakobus eine strohherne Epistel nennt, so war dies Urtheil unstreitig viel zu hart, denn gerade diese Epistel gehört unter allen sogenannten apostolischen Schriften gewiß zu den geist- und gehaltvollsten. In den Briefen des heiligen Paulus findet man dagegen ziemlich viel „Holz, Stroh und Heu,“ und es läßt sich nicht immer bestimmen, ob es dem Verfasser selbst, oder seinen spätern Verbesserern gehört, die bekanntlich sehr gerne ihre eigenen Einfälle und Ansichten einschalteten, und oft auch das, was ihnen nicht anstand, aus ihren Abschriften hinwegließen. Dies geschahe um so häufiger und leichter, da es bei den äusserst beschränkten Fähigkeiten der ersten Christen und bei ihrem unbegränzten Vertrauen zu ihren Bischöfen und Vorstehern, Niemanden einfiel, die Abschriften mit der Urschrift, die überdies auch nicht Jedem mitgetheilt wurde, zu vergleichen. Nur Schade, daß man in unsern Tagen an manchen Orten die Stimme der Vernunft für Gotteslästerung erklärt, und sogar in protestantischen Ländern

die freie Prüfung der beſtehenden kirchlichen Lehrſyſteme durch dieſelben gewaltſamen Mittel zu hindern ſucht, die man ehemals den Papiſten mit ſo vieler Bitterkeit als die größten Verbrechen zur Laſt legte.

Man verzeihe dieſe Abſchweifung! Wir kehren zu der Mythe von der Sündfluth zurück!

Im höchſten Zorn über das Sittenverderben und beſonders über die Misheirathen (Mesallianzen) ſeiner turnierfähigen Kinder mit den, zwar ſehr ſchönen, aber nicht ſtiftsfähigen Töchtern der Menſchen, beſchloß Gott, das ganze menſchliche Geſchlecht, mit Ausſchluß des Noah und ſeiner Familie, von der Erde zu vertilgen. Er befahl daher dem Noah, einen tannenen Kaſten zu bauen, der dreihundert Ellen lang, fünfzig Ellen weit, und dreißig Ellen hoch ſein ſollte. Dieſen Kaſten ſoll er gut verpichen, und Kammern, drei Böden, jeden zehn Fuß hoch, eine Thür und oben ein einziges kleines Fenſter, eine Elle groß darin machen. Hierauf ſoll Herr Kapitän Noah von jeder Gattung reiner Thiere ſieben Paare und von jeder Gattung der unreinen nur ein Paar aufnehmen, und auſſerdem ſich mit hinlänglichem Mundvorrath für ſich und ſeine ſämmtlichen Tiſchgenoſſen und Koſtgänger verſorgen.

Aber hier fragen wir zuförderſt: wo ſollten die vielen lebendigen Thiere, welche Noah in ſei-

ne Arche aufnehmen mußte, in dem engen Kasten bleiben, da sie doch wohl so viel Platz haben mußten, um aufstehen und sich niederlegen, und um ungehindert fressen und saufen zu können? Man braucht kein Büffon oder Cüvier zu seyn, sondern vielleicht nur ein einziges Mal in seinem Leben eine kleine umherziehende Menagerie gesehen, und höchstens etwa Helmuths Naturgeschichte gelesen zu haben, um zu begreifen, daß die Arche viel zu klein war, um von jeder Gattung reiner Thiere sieben Paare, und von jeder Gattung unreiner ein Paar zu fassen. Der Kasten soll drei Böden gehabt haben, von denen jeder nur zehn Ellen hoch war. Bekanntlich gab es vormals *) verschiedene Arten ungeheuer großer Landthiere, denen man jetzt den Gesammtnamen Mammuth giebt. Unter den, in Amerika, Rußland, Siberien und andern Gegenden gefundenen, Knochengerippen haben mehrere eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Ellen. Es müßen also manche Gattungen im lebenden Zustande, wo sie noch mit Fleisch bedeckt waren, zwanzig bis fünf und zwanzig Ellen hoch gewesen sein. Wo blieb nun Noah mit diesen zwanzig bis fünf und zwanzig Ellen hohen Thieren in seinem kleinen niedrigen Kasten, dessen drei Böden nicht höher

*) Und vielleicht giebt es deren noch jetzt in den unbekannten Gegenden Nordamerika's.

waren, als zehn Ellen? Daß die Mammuths noch zu den Zeiten, wo Noah gelebt haben soll, und selbst nach der noachischen Ueberschwemmung vorhanden waren; ja, daß sie vielleicht in manchen, unbewohnten, von Menschen nicht besuchten Gegenden noch heute leben, ist nicht zu bezweifeln, da man, besonders in Rußland und Siberien, mehrere dieser ungeheuren Thiere gefunden hat, die mit ihrem vollen Fleische und mit Haaren bedeckt waren, und folglich nicht vor so gar langer Zeit gestorben sein konnten. *)

*) Herr Pfarrer Ballenstedt meint freilich in seinem angeführten Buche, daß diese todten, noch mit Fleisch bedeckten Mammuths aus einer, schon vor mehr, als zwanzig tausend Jahren vor unserer Zeitrechnung untergegangenen, Urwelt herstammen; allein wie war es möglich, daß diese Fleischmassen so viele Jahrtausende hindurch der Fäulniß widerstanden, oder nicht von andern fleischfressenden Thieren, deren es doch in jenen Gegenden, wo man sie fand, so viele giebt, verzehrt wurden? Wenn man auch bis jetzt noch keine lebende Mammuths angetroffen hat, folgt denn daraus nothwendig, daß sie bereits vor länger als zwanzig tausend Jahren untergegangen seyn müssen? Giebt es nicht ungeheure, mit Wäldern bedeckte Gebürge, Thäler und Ebenen genug, die nie eines Menschen Fuß betrat, und in denen noch heute große Heerden von Mammuths weiden können? Ist es nicht weit natürlicher, anzunehmen, daß die

Noah's Aufenthalt in der Arche soll ein Jahr und eilf Tage gedauert haben. Er mußte demnach für sich und die vielen Thiere eine Menge von Lebensmitteln einschiffen, die einen noch weit größern Raum erforderten, als diejenigen, für welche sie bestimmt waren. Wo blieb er nun mit diesen Lebensmitteln in dem Kasten von Tannenholz, der nicht einmal groß genug war, alle die Thiere zu fassen, geschweige denn den Mundvorrath, dessen sie auf länger als ein Jahr bedurften? Wie war es möglich, daß Noah nicht mit Allem, was in der Arche lebte, in diesem so engen, mit Geschöpfen jeglicher Art überfüllten und durch das sorgfältige Verpichen gegen alles Eindringen frischer Lebensluft verwahrten

---

mit Fleisch und Haaren bedeckten Mammuths erst in unserer Weltperiode gestorben, als daß sie bei dem Untergange einer, vor zwanzig bis dreißig Jahrtausenden zertrümmerten Urwelt umgekommen sind? Können die, gleichfalls mit Fleisch und Haaren bedeckten Mammuths, welche man an den nordischen Meeresküsten gefunden hat, nicht sehr gut Bewohner eines erst in unserer jetzigen Weltperiode vom Meere verschlungenen Landes sein? Und warum soll man sie durchaus, wie Herr Wallenstedt will, für Ueberbleibsel einer, vor dreißig tausend Jahren untergegangenen Urwelt halten, da sie, nach eben so vieler Wahrscheinlichkeit in unserer jetzigen Weltperiode gelebt haben können?

Kasten schon in den ersten vier und zwanzig Stunden jämmerlich erstickte, da die Luft durch das Aushauchen und die Ausdünstungen so vieler eng zusammen gepreßter Thiere auf das Aeusserste verpestet und jeder Athemzug mit tödtlichem Gifte geschwängert werden mußte? Wie war es möglich, daß acht Menschen, nemlich Noah, seine Frau, seine drei Söhne und drei Schwiegertöchter alle diese Thiere, die so verschiedener Arten von Futter bedurften, gehörig abwarten konnten? Wie konnte durch ein Fenster, welches nur eine gevierte Elle groß war, in die dreihundert Ellen lange und fünfzig Ellen breite Arche so viel Licht eindringen, als Menschen und Thiere gebrauchten, um sich bei ihren Verrichtungen und Bewegungen zurecht zu finden, und sich nicht unter einander zu zertreten und zertreten zu lassen? Dies Fenster soll im obersten Boden angebracht sein; woher erhielten denn die beiden untern Böden das nöthige Licht? Unsere Rabbinen gesegneten Andenkens sagen uns: daß Gott dem Noah befohlen habe: lege Edelsteine und Perlen in die Arche, damit sie leuchten wie der Mittag; und dies war unstreitig auch das einzige Mittel, um die egyptische Finsterniß in dem Kasten von Tannenholz etwas zu erhellen; allein wo bekam Vater Noah die großen Edelsteine und Perlen her, die einen so außerordentlichen Glanz verbreiten konnten? Wie konnte Noah ferner Thiere in seine Arche auf-

nehmen, die nur unter einem, von dem seinigen ganz verschiedenen und weit entfernten Himmelstriche zu leben und sich zu nähren im Stande waren, und für die es unter dem südlichen Himmel gar keine Lebensmittel gab? Wie gelangten alle diese Thiere, von denen manche kaum in einem Jahre eine Meile zurücklegen können, von Süden und Norden, von Osten und Westen, über Meere und Gebürge, durch Länder und Wüsten, wo sie nicht die mindeste Nahrung fanden, zu Noah's Arche, um dort sich einschiffen zu lassen? Wie konnte Gott schon zu Noah von reinen und unreinen Thieren sprechen, da das Gesetz, wodurch dieser Unterschied der Thiere eingeführt und bestimmt ward, ja erst zu Moses Zeiten, lange nach der vorgeblichen Sündfluth, gegeben wurde? So stoßen wir bei jedem Schritt auf Widersprüche, auf Unmöglichkeiten und Anachronismen, die uns allen Glauben, nicht bloß an den göttlichen Ursprung, sondern überhaupt an die geschichtliche Wahrheit der mosaischen Bücher rauben müssen.

Nach der Versicherung unsers Geschichtschreibers wuchs das Wasser der Sündfluth so sehr, daß es alle Berge unter dem Himmel bedeckte, und sogar fünfzehn Ellen über die höchsten Gebirge stieg. Wer ihm wohl diese Nachrichten gegeben hat? Noah saß ja in seinem dunkeln Kasten, ohne sich darum zu bekümmern, wohin die Wellen ihn trieben,

denn erſt als das Waſſer gröſtentheils verlaufen war, ſoll er das Fenſter geöffnet haben, um einen Raben auf Kundſchaft auszuſenden. Was wußte alſo Noah davon: ob alle Berge unter dem Himmel, oder ob nur einige derſelben vom Waſſer bedeckt waren? Und wie konnte er behaupten, daß das Waſſer fünfzehn Ellen über die höchſten Gebirge ſtand, da bei einer ſo allgemeinen, angeblich den ganzen Erdball überſchwemmenden Fluth ja gar nicht auszumitteln war, wo die höchſten Gebirge ſich befanden? Unſere ſtark- und rechtgläubigen Wächter Zions verſichern freilich, daß Gott ſelbſt dem Verfaſſer der moſaiſchen Bücher jene Nachrichten mitgetheilt habe; allein ſchwerlich können wir glauben, daß Gott einen Schriftſteller, der ihn als ein äuſerſt wankelmüthiges und unwahres Weſen darſtellt, einer ſolchen Vertraulichkeit ſollte gewürdiget haben. Ueberhaupt dürfen wir ein Drittheil der Wunderdinge, welche die altteſtamentiſchen Schriftſteller erzählen, füglich auf Rechnung der ehrfurchtvollen Leichtgläubigkeit ſetzen, womit ſie die, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten, und durch Abentheuerlichkeiten jeglicher Art vergröſerten Sagen ihrer Verfahren, ohne weitere Prüfung, für buchſtäbliche Wahrheit und für wirkliche, gar nicht zu bezweifelnde Thatſachen auf- und annehmen. Das zweite Drittheil kann man unbedenklich ihrer eigenen glühenden, morgenländiſchen Phantaſie, ihrer kindiſchen Befan-

genheit, und ihrem Mangel an Kenntnissen und Forschungsgeist beimessen, wodurch sie verleitet wurden, auch in den gewöhnlichsten und alltäglichsten Dingen, ja sogar in Träumen und in den, durch einen fieberhaften körperlichen Zustand erregten, wirrigen Einbildungen nichts als Wunder, als Wirkungen übernatürlicher Kräfte, als Stimmen und Eingebungen Gottes wahrzunehmen. Das letzte Drittheil muß man ihrer volksthümlichen und persönlichen Eitelkeit und ihrem Hange zum prahlerischen Uebertreiben und Vergrößern sowohl ihrer eigenen Schicksale und Thaten, als der Begebenheiten ihrer wirklichen und erdichteten Vorfahren und Helden zuschreiben. Nach diesem Maßstabe kann man wissen, was man zu glauben hat, wenn sie mit so kühner Keckheit fast auf jedem Blatt und bei den unbedeutendsten Vorfällen und Ereignissen Gott selbst redend einführen, und ihm häufig Aeußerungen andichten, die wohl einem hochmüthigen, rachsüchtigen, blutgierigen, nach Weihrauch und sklavischen Ehrenbezeugungen verlangenden, und in seinen Wünschen, Entschlüssen und Neigungen stets veränderlichen Tyrannen des Morgen- oder Abendlandes geziemen würden, aber nicht dem weisesten, gütigsten, liebevollsten, über die unwürdige Rachgier, die thörichte Eitelkeit und den kindischen Wankelmuth der kleinen irdischen Herrgötter so hoch erhabenen Schöpfer und Regierer des Weltalls.

Als dem Chimborasso, dem Montblanc, der Rosa, der Jungfrau und ihren sämmtlichen grösern und kleinern Geschwistern die Köpfe tüchtig gewaschen waren, hörte es endlich auf zu regnen; die Brunnen der Tiefe, denen der gröſste Theil des Wassers entsprudelt war, wurden verstopft, und das Wasser verlief sich wieder; Kap. 8. V. 1 bis 4. Wohin verlief sich aber diese ungeheure Menge von Wasser, fragen wir, da sie nicht in die jetzt verstopften Brunnen der Tiefe, denen sie entquollen war, zurückkehren konnte, und doch nothwendig irgendwo bleiben mußte? Allein auf diese Frage wissen unsere rechtgläubigen Geistlichen so wenig zu antworten, wie unsere ungläubigen Physiker.

Nachdem Vater Noah mit seiner Familie und seinen Thieren die Arche verlassen hatte, bauete er dem Herrn einen Altar, worauf er von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinen Vögeln ein Brandopfer darbrachte. „Und der Herr „roch den lieblichen Geruch, und sprach in „seinem Herzen: ich will hinfort nicht mehr „die Erde verfluchen um der Menschen willen, „denn das Tichten des menschlichen Herzens ist „böse von Jugend auf. Und ich will hinfort „nicht mehr schlagen Alles, was da lebet, wie „ich gethan habe.“ Was doch ein wohlriechendes Brandopfer bewirken kann! Da sehen wir schon wieder denselben Gott, der vor einem Jahre die Erde verfluchte, und so eben erst fast Alles,

was darauf lebte, vertilgt hat, plötzlich durch den Geruch einiger verbrannten Thiere ganz andern Sinnes werden! Wer aber wohl dem Erfinder dieser Mythe alle „Herzensangelegenheiten" und geheimen Selbstgespräche Gottes offenbart hat? Unstreitig sein eigener dichterischer Genius, denn die Art, wie er Gott redend und handelnd darstellt, zeugt in der That nicht von einer sehr genauen Bekanntschaft mit demselben. Gott ist ein Geist, und doch soll er an dem „lieblichen" Geruch von verbranntem Fleisch und Fett ein so großes Vergnügen finden, daß er die Erde wieder segnet, die er vor einem Jahre verflucht hat. Gott ist ein Geist, und soll „in seinem Herzen" mit sich selbst sprechen. Gott soll das höchste, das vollkommenste Wesen sein, und doch soll er vor einem Jahre „bereuet" haben, daß er die Menschen gemacht, und jetzt wieder bereuen, daß er sie vertilgt hat.

Man sage ja nicht: Gott habe sich bloß um der Menschen willen dieser Anthropomorphismen, dieser Lügen, bedient; bloß unsertwegen habe er sich menschliche Schwachheiten und Leidenschaften angelogen, von denen er übrigens frei sei; denn hierauf antworten wir gleich mit Bileams Worten: Gott ist kein Mensch, daß er lüge; finden wir also, daß ihm in irgend einem Buche Eigenschaften beigelegt werden, die mit den Begriffen von höchster Vollkommenheit strei-

ten, zum Beispiel, daß ihn etwas, das er gethan hat, bekümmert und gereuet haben soll; daß er ein Vergnügen an dem Geruch von verbrannten Nieren findet, und sich dadurch in seinen, von Ewigkeit her gefaßten, erhabenen und weisen Entschlüssen bestimmen läßt, und dergleichen Dinge mehr; so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß ein solches Buch nicht von Gott eingegeben sein könne. Wie wäre es wohl vereinbar mit seiner Wahrhaftigkeit, daß er sich menschliche Fehler und Schwachheiten andichten sollte, die so tief unter seiner Würde sind, und die sich mit der höchsten Vollkommenheit, welche wir, nach andern Lehren der Schrift und nach unserer Vernunft, bei ihm voraussetzen müssen, durchaus nicht in Einklang bringen lassen? Gott ist ein Geist und will, daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit, nicht in der Unwahrheit, verehren und anbeten sollen. Folglich ist es unmöglich, daß er selbst uns unwahre Begriffe und Vorstellungen von seinem Wesen sollte machen wollen; und daher können auch die fünf Bücher Mosis die viele unwahre Begriffe und Vorstellungen der obigen Art von ihm enthalten, nun und nimmermehr von Gott eingegeben sein.

In den angeblichen Worten Gottes; das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, finden unsere rechtgläubigen Wächter Zions wieder ihre zärtlich geliebte Erbsünde,

von welcher sie sich eben so wenig trennen können, wie von dem Teufel und seinen Engeln; denn diese Herrlichkeiten sind in ihren Dogmatiken und Katechismen eben so unentbehrlich, wie die künstlichen Cherubiem und die schönen Teppiche von gezwirnter weisser Seide, gelber Seide, Scharlach und Rosenroth in der Stiftshütte.

Vor der Sündfluth verfluchte Gott die Erde, weil die Menschen so böse waren; und nach der Sündfluth will er sie nicht weiter verfluchen, weil das Dichten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf. Welcher Widerspruch! Wenn es aber wahr wäre, was jene Herren behaupten, daß das Dichten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf, und daß die meisten Nachkommen Noah's sich durch ihre Sünden, oder vielmehr durch ihren Unglauben, in unendliches Elend stürzen, aus welchem sie niemals errettet werden können und sollen; hätte Gott dann nicht weit gütiger gehandelt, wenn er mit allen den übrigen Menschen den Noah und seine Familie gleichfalls hätte umkommen lassen, als daß er durch ihre Erhaltung den Grund legte zu dem endlosen Unglück vieler Millionen empfindender Wesen? Ist es nicht tausendmal wünschenswerther, niemals geboren, als zu einer nie endenden Höllenmarter verdammt zu werden, die unstreitig weit schlimmer ist, als das Nichtsein selbst? Und kann man sich wohl von einem wirklich gütigen Gott denken, daß er

Millionen Geſchöpfe in ein Daſein ſollte gerufen haben, welches, wie er vorausſah, für ſie keine Wohlthat, ſondern nur die Quelle unendlicher Qualen werden würde?

Nach unſern Anſichten iſt jedoch das Dichten des menſchlichen Herzens von Jugend auf mehr gut, als böſe, denn ſelbſt der verworfenſte Menſch thut das böſe nicht deshalb, weil er es für böſe erkennt, ſondern weil er glaubt, ſeinen oder Anderer Zuſtand dadurch zu verbeſſern, oder ſich, wenn auch nur auf einige Augenblicke, eine, ihm angenehme Empfindung zu verſchaffen. Die Meiſten handeln böſe, weil ſie aus Irrthum oder Schwäche des Verſtandes das Böſe wirklich für gut halten; ſo meint zum Beiſpiel der rohe Wilde ein Werk kindlicher Liebe und Dankbarkeit zu erfüllen, wenn er ſeine alten, kranken Eltern todt ſchlägt, um ſie von ihren Leiden zu befreien, und in ein ſchöneres Leben zu verſetzen; und der rechtgläubige, eifrige Chriſt ſchleppt einen Scheiterhaufen zuſammen, um in der frömmſten Abſicht von der Welt, einen Ketzer oder Ungläubigen darauf zu braten, und dem lieben Gott einen „ſüßen Wohlgeruch" zu bereiten. Man kann hier wohl ſagen, daß der Verſtand dieſer Menſchen von Jugend auf verfinſtert, aber nicht, daß das Dichten ihres Herzens böſe ſei von Jugend auf. Wären ſie in günſtigen Verhältniſſen geboren; wäre ihr Verſtand gehörig entwickelt und aufgeklärt, und nicht von

Andern auf eine so unglückliche Weise gemisleitet und umnachtet worden; so würden sie gewiß sehr gut und edel handeln, denn unstreitig ist das „Dichten ihres Herzens" auf nichts anders gerichtet, als etwas Gutes zu thun. Nicht Bosheit, sondern Mangel an Kenntniß und Aufklärung sind also schuld, daß sie, statt des Guten, das Böse wählen. Jede unserer Neigungen und Leidenschaften ist an sich gut, und es kömmt nur auf die Richtung an, die ihr durch unsere Erziehung, durch geistige, sittliche und körperliche Ausbildung und durch andere Verhältnisse gegeben wird, ob sie die Mutter der edelsten, gemeinnützigsten Tugenden oder der schwärzesten, verderblichsten Laster werden soll. Es ist noch kein Bösewicht auf dem Rade gestorben, der nicht in einer andern Lage und bei zweckmäßigerer Leitung der vortrefflichste Mensch hätte werden können; und so hat auch noch nie ein Heiliger gelebt, der nicht Galgen und Rad würde verdient haben, wenn nicht die Verhältnisse seiner wirklichen oder scheinbaren sittlichen und geistigen Vervollkommnung so vortheilhaft entsprochen hätten.

Nachdem Gott, wie wir vorhin gesehen haben, durch den lieblichen Geruch des Brandopfers versöhnt war, segnete er wieder die, vor einem Jahre verfluchte Erde, und richtete nicht allein mit Noah und dessen Nachkommen, sondern sogar „mit allen Thieren und mit allem

Vieh" einen Bund auf, worin er gelobte, daß keine Sündfluth wieder kommen und die Erde verwüsten solle. Um sich immer dieses Bundes zu erinnern, schuf Gott den Regenbogen, und sprach: "das ist das Zeichen des Bundes, den ich gemacht habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Thier bei euch hinfort ewiglich. Meinen Bogen hab' ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde: und wann es sich zuträgt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken. Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allem lebendigen Thier, in allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sündfluth komme, die alles Fleisch verderbe. Darum soll mein Bogen in den Wolken sein, daß ich ihn ansehe, und gedenke an den ewigen Bund zwischen Gott und allem lebendigen Thier, in allem Fleisch, das auf Erden ist." Sonderbar, daß das höchste Wesen, dem das Vergangene, das Jetzige und Künftige in jedem Augenblick gleich klar und gegenwärtig sind, eines solchen Erinnerungsmittels an den, mit den Menschen und Thieren geschlossenen, Bund bedarf. Sollte man darnach nicht glauben, daß Gott ein sehr schwaches Gedächtniß haben müsse, und eben so leicht etwas vergessen könne, wie wir Menschen, wenn wir uns nicht einen Knoten in unser Schnupftuch geschlagen, oder ein Notabene in unserer

Schreibtafel gemacht haben? Unsere orthodoxen Gottesgelehrten pochen mächtig auf diesen glänzenden Beweis, womit sie die Wirklichkeit jenes angeblich geschlossenen Bundes auf eine so einleuchtende Art darthun können; allein die ungläubigen Naturkenner lächeln darüber, und versichern, daß wir zu Zeiten einen Regenbogen gesehen haben würden, wenn auch an solchen Bund niemals gedacht wäre, und daß also der Regenbogen keineswegs zum Beweise dafür dienen könne!

Die große Wasserfluth zu Noah's Zeiten erstreckte sich gewiß nur über einen sehr kleinen Theil des westlichen Asiens, denn in den Sagen und Ueberlieferungen anderer altasiatischer Völker findet man davon nicht die mindeste Spur. Freilich haben mehrere Völker des Alterthums Nachrichten von großen Ueberschwemmungen, die, wie jeder beträchtliche Unglücksfall von den Pfaffen als göttliche Strafen des menschlichen Sittenverderbens und besonders des vernachlässigten positiven Gottesdienstes dargestellt wurden; allein die Angaben in Hinsicht der Zeit und der Umstände dieser Ueberschwemmungen sind so äußerst verschieden, daß an eine Identität mit der noachischen Sündfluth gar nicht zu denken ist. Wäre die letztere allgemein gewesen, und wären alle Menschen, mit Ausschuß des Noah und seiner Familie vertilgt worden, so müßten sich nicht bloß bei den Juden, sondern auch bei allen übri-

gen Nationen mehrere und übereinstimmendere Nachrichten davon erhalten haben. Mag immerhin der Sisuthros der Assyrer einige Aehnlichkeit mit dem Noah der Hebräer haben; mögen sie auch wirklich eine und dieselbe Person sein; welche Verschiedenheit herrscht dagegen nicht zwischen dem Noah und dessen Familie und dem Deukalion und der Pyrrha der Griechen?

Hat die noachische Fluth den ganzen Erdball überschwemmt, und sind alle Menschen und Thiere dadurch umgekommen, mit Ausnahme derer, die in der großen Schachtel von Tannenholz gerettet wurden; dann ist es ganz unbegreiflich, daß man in Amerika so viele Arten von Landthieren findet, von denen man in Asien unter dem gleichen Himmelstrich, wo Noah alle die geretteten Thiere wieder ausschiffte, nirgend auch nur eine Spur wahrnimmt. Wie kamen jene von den asiatischen ganz verschiedenen, Thiere über den Ozean nach Amerika und nach den Inseln? Oder wie fanden sie durch Länder, wo es keine Nahrungsmittel für sie gab, und deren rauher Himmel ihnen nichts als Tod und Verderben drohete, über Gebirge, Seen, und kalte, mit Schnee und Eis bedeckte Wüsten einen Weg nach ihrer jetzigen Heimath? Wie gieng es zu, daß gar keine von diesen Thieren in Asien zurück blieben, dessen Klima und Gewächse ihren Bedürfnissen doch in so hohem Grade entsprachen? Wie wurden die vielen, von allem Fest-

lande weit entfernten, Inseln mit Menschen und Thieren bevölkert, die mit denen, unter gleichem Himmelsstriche in Asien lebenden auch nicht die mindeste Aehnlichkeit haben, und mit diesen gar nicht verwandt sein können?

Daß ein Mann Namens Noah mit seiner Familie und einigen Thieren sich bei einer großen Ueberschwemmung in einem Schiffchen gerettet haben mag, wollen wir keineswegs leugnen. Auch war es sehr natürlich, wenn er und seine Nachkommen behaupteten, diese Fluth habe sich über die ganze Welt erstreckt, da sie die Welt ja nicht weiter kannten, als ihr beschränkter Gesichtskreis reichte. Durch die mündliche Ueberlieferung ward dies Ereigniß von Geschlecht zu Geschlecht vergrößert und mit immer wundervollern und abentheuerlichern Zufällen ausgeschmückt. Der Kahn, worin der mythische Noah sich mit seiner Familie und mit ein paar Schafen, Ziegen und Hühnern rettete, wurde durch die erhitzte Phantasie und die Prahlerei seiner Nachkommen zu einer Arche verwandelt, die weite dreihundert Ellen lang und fünfzig Ellen breit war. Hätten die guten Leute aber gewußt, daß die Nachwelt diesen Kasten noch viel zu klein für die Menge von Thieren und Speisevorräthen finden würde, die Noah, nach ihrer Erzählung, darin aufgenommen haben soll, so würden sie unstreitig einige tausend Ellen in der Länge, der Breite und Höhe, und so auch ohne Zweifel ei-

nige hundert Fenster und Luftlöcher zugegeben, oder die ganze Geschichte in ihrer ursprünglichen Einfachheit gelassen haben.

Nach glücklich überstandener Sündfluth soll, wie unser Geschichtschreiber erzählt, Noah, der ein „göttliches Leben" führte, sich einmal in der Betrunkenheit auf eine so unanständige Weise entblößt haben, daß sein jüngster Sohn Ham sich nicht des Lachens enthalten konnte, und daß seine beiden ältern Söhne Sem und Japhet, voll Scham und Unwillen, ihn mit einem Kleide bedeckten. Als der gott- und weinselige Mann nach ausgeschlafenem Rausche das verschiedenartige Betragen seiner Kinder erfuhr, sprach er voll Zorn: „Verflucht sei Kanaan der „Sohn Ham's, und sei ein Knecht aller Knechte „unter seinen Brüdern! Gelobet sei Gott, der „Herr des Sem, und Kanaan sei sein Knecht. „Gott breite Japhet aus, und lasse ihn wohnen „in den Hütten Sems, und Kanaan sei sein „Knecht." Der unschuldige Kanaan ward also wegen des muthwilligen Gelächters seines Vaters von dem frommen erzürnten Großvater verflucht, und mit allen seinen Nachkommen zur Sklaverei verdammt; war das nicht „göttlich"? Unsere Orthodoxen versichern, und alle christliche Sklavenhändler stimmen ihnen bei, daß dieser Fluch noch jetzt an den Nachkommen des Kanaan von Rechtswegen erfüllt werde, indem die Neger bis auf den heutigen Tag Sklavendienste

bei den Weißen, den Nachkommen des Sem und des Japhet, thun müssen. Woher weiß man aber, daß die schwarzen Einwohner Afrika's von Kanaan, und die Bewohner der übrigen Welttheile von Sem und Japhet abstammen? Und wie ist es vernünftiger Weise denkbar, daß der thörichte Fluch eines zornigen Vaters, der seinen Rausch kaum ausgeschlafen hat, für seinen Enkel und dessen späteste Nachkommen noch so schreckliche Folgen haben kann? Wenn aber auch jener alberne Fluch den wirklichen Nachkommen Kanaans nicht das mindeste Unglück brachte, so wirkte er dagegen desto zerstörender für die armen, unglücklichen Neger, die gewiß eben so wenig von Kanaan abstammen, wie von dessen „göttlich lebenden" und „teuflisch sinnenden" Großpapa; denn die rechtgläubigen Geistlichen aller positiven christlichen Bekenntnisse erklärten sie für Nachkommen Kanaans, und entschuldigten damit die empörendsten Grausamkeiten der Weißen gegen die Schwarzen, die letzte, zur ewigen Schande des so hoch gepriesenen Christenthums noch jetzt fortdauern, und von vielen Priestern desselben für billig und recht erklärt sind. O verfluchter Fluch! Verfluchtes, dreimal verfluchtes Pfaffenthum!

Unter Japhets Nachkommen befand sich, diesen Nachrichten zufolge, auch Nimrod, „der „anfing, ein gewaltiger Herr zu sein auf Er„den, und ein gewaltiger Jäger war vor dem

Herrn. Daher man ſpricht: das iſt ein gewaltiger Jäger „vor dem Herrn, wie Nimrod.“ Da haben wir alſo den Stammvater jener legitimen Monarchen und Souveräne, die, wie ihr durchlauchtigſter Ahnherr, gleichfalls gewaltige Jäger vor dem Herrn ſind, und leider, nicht nur die Thiere, ſondern ſelbſt die armen Menſchen als Wildprett betrachten, welches ſie nach Herzensluſt jagen, quälen und martern können, weil es ja bloß zu ihrem Vergnügen erſchaffen iſt.

Jetzt kommen wir zu einem andern, höchſt wichtigen und folgenreichen Ereigniſſe, welches unſer Geſchichtſchreiber uns ſelbſt erzählen ſoll.

„Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Da ſie nun zogen gegen Mittag, fanden ſie ein eben Land im Lande Sinear, und wohneten daſelbſt, und ſprachen unter einander: Wohlauf! Laßt uns Ziegel ſtreichen und brennen. Und nahmen Ziegel zu Stein, und Thon zu Kalk, und ſprachen: Wohlauf: Laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen, deſſen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen, denn wir werden vielleicht zerſtreuet in alle Länder. Da fuhr der Herr herniedet, daß er ſähe die Stadt und den Thurm, die die Menſchenkinder baueten.“

Aber, fragt Ihr, warum mußte der Herr denn eine ſo weite, halsbrechende Reiſe vom Himmel auf die Erde unternehmen? Konnte er im Himmel den hohen Thurm nicht ſehen, den

die Menschenkinder im Lande Sinear baueten? Lieben Freunde, der Herr war, wie es scheint, etwas kurzsichtig (μυωψ), und Fernröhre gab es damals noch nicht. Also weiter!

„Und der Herr sprach: Siehe es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von Allem, das sie sich vorgenommen haben, zu thun."

Der Herr war also wirklich besorgt, daß die Menschen einen Thurm bauen möchten, der bis an den Himmel reichte. Hätte er sie doch ruhig bauen lassen; sie würden schon ermüdet sein! Allein er traucte dem Frieden nicht!

„Wohlauf, sprach er, laßt uns hernieder fahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme." Diese List war göttlich fein ausgesonnen, und gelang auch vortrefflich; aber daß der Herr, um seinen Plan auszuführen, zum zweiten Male vom Himmel hernieder fahren mußte, reimt sich eben so wenig mit seiner Allmacht und Allgegenwart, als man es mit dieser letztern und mit seiner Allwissenheit vereinbaren kann, daß er vom Himmel auf die Erde herabkam, um in der Nähe zu betrachten, was die Menschen hier baueten!

Jeder Unbefangene wird in dieser Erzählung eine orientalische Mythe finden, der weiter nichts Wahres zum Grunde liegen kann, als daß ein

Hauſe von Menſchen, die alle eine Sprache redeten, in die Wüſte Sinear zog, und dort eine Stadt und einen Thurm bauen wollte; daß dieſe Menſchen jedoch bei ihrem Bau in Uneinigkeit geriethen, und ſich darauf zerſtreueten. Sichtbar verdankt dieſes Mährchen ſeinen Urſprung der eiteln Ruhmſucht der baulustigen Babylonier, die dadurch einen Glanz über ihre Vorfahren verbreiten und ihre Hauptſtadt Babel als die erſte Stadt der Welt darſtellen wollten, von welcher, nach ihrer Behauptung, die Bevölkerung der ganzen Erde ausgegangen ſein ſollte. Von den Babyloniern empfingen die Iſraeliten dieſe abentheuerliche Dichtung, und verwebten ſie in die Sammlung ihrer heiligen Bücher. Wie kann man aber nun von uns Chriſten begehren, daß auch wir das läppiſche, babyloniſche Mährchen für buchſtäbliche, göttliche Wahrheit, und Alles, was darin gefabelt wird, für wirkliche Thatſachen annehmen ſollen? Wie kann man bei einigermaßen geläuterten Begriffen vom höchſten Weſen ſich einbilden, daß der Gott, „der Himmel und Erde, und Alles, was da iſt, erfüllet", der Gott, „der allenthalben gegenwärtig, und dem nichts verborgen iſt", erſt vom Himmel auf die Erde herabfahren müſſe, um zu ſehen, was eine Horde kindiſcher Umherſtreicher im Lande Sinear bauet? Welch' ein kleiner, beſchränkter und ſchwacher Gott! Wie geckenmäßig, wie poſſenhaft, wie lä-

sterlich wird in dieser Mythe der Allwissenheit, der Allmacht, der Allgegenwart Gottes Hohn gesprochen, und welchen zerstörenden Einfluß auf die Sittlichkeit müßte es haben, wenn wir uns Gott gerade so denken wollten, wie er uns hier dargestellt wird, nämlich als ein ängstliches, vor den Menschen sich fürchtendes, kurzsichtiges Wesen, das ferne von uns im Himmel wohnt, und von dort hernieder fahren muß, um zu erforschen, was auf Erden geschieht? Wie groß, wie hehr, wie prachtvoll schildert uns dagegen David die Allwissenheit und Allgegenwart Gottes, wenn er spricht: „Herr du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt Du es. Ich gehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege; denn es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wissest. Du schaffest es, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da, und bettete ich mich in der Hölle, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bleibe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein; denn auch die Finsterniß ist nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtet, wie der Tag. Finsterniß

ist, wie das Licht.“ Und eben so herrlich läßt der Sänger Jeremias den allgegenwärtigen Gott, den er, nach morgenländischer Dichterweise, redend einführt, sich darstellen: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sähe? spricht der Herr. Bin ich's nicht der Himmel und Erde erfüllet? spricht der Herr.“ Jerem. 23 V. 23 und 24. Welcher Widerspruch zeigt sich nun zwischen diesen glänzenden, erhabenen, des höchsten Wesen so würdigen Vorstellungen und den armseligen, kindischen Ideen des babylonischen Mährchendichters? Wer die letztern für richtig und für göttliche Wahrheit annimmt, der muß nothwendig Davids und Jeremias Schilderungen als durchaus unrichtig und unwahr verwerfen, denn jener, zwischen ihnen herrschende Widerspruch ist zu auffallend und zu groß, als daß sie neben einander bestehen könnten.

Die bis jetzt angeführten, im ersten Buche Mosis enthaltenen Mythen von der Schöpfung, vom Sündenfall, von der Sündfluth und vom Thurmbau zu Babel sind theils assyrischen, theils babylonischen Ursprungs und nach dem Styl und der Darstellung weit neuer, als die ächt-israelitischen Volkssagen von Abraham und dessen glorwürdiger Nachkommenschaft, vor denen sie übrigens in dichterischer Rücksicht einen hohen

Vorzug behaupten, obgleich der israelitische Sammler sie in einzelnen Theilen sehr nach dem Geschmack und den Begriffen seiner Landsleute abgeändert und gemodelt hat. So läßt er zum Beispiel, wie auch vorhin bemerkt wurde, Gott in der Mythe von der Sündfluth, zu deren angeblicher Zeit noch gar kein Unterschied zwischen reinen und unreinen Thieren bekannt war, schon von reinen und unreinen Thieren sprechen, und dem Noah befehlen, von jeder Gattung der erstern je sieben Paare in die Arche aufzunehmen, denn der ängstliche Jude war äußerst besorgt, daß ohne diese Vorsicht Mangel an reinem Vieh entstehen, und daß es Abrahams fleischlich gesinntem Samen dann an eßbarem Fleisch fehlen möchte. Wahrscheinlich brachten die Israeliten diese assyrischen und babylonischen Mythen aus ihrer Gefangenschaft zurück, und machten sie unter Esra und Nehemias zum Eingange ihrer mosaischen Sagensammlung, um zu beurkunden, daß sie eines der ältesten Völker und mit dem angeblichen Urvater Adam ganz nahe verwandt wären; denn daß die Dichtungen von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sündfluth und dem Thurmbau zu Babel einen ganz andern, in dichterischer Rücksicht weit gebildetern und spätern Verfasser haben, als die israelitischen Sagen von Abraham und dessen Nachkommen, sieht man aus dem Styl und der Einkleidung deutlich genug.

Jetzt gehen wir zu diesen ächtisraelitischen Volkssagen der sogenannten mosaischen Bücher über, und also zuerst zu den Schicksalen und Abentheuern Abrahams, des so hochgepriesenen Erzvaters aller Gläubigen und — Bandjuden.

Diesem frommen Mann Abraham soll sein Glauben zur Gerechtigkeit gerechnet worden sein, was ihm unstreitig sehr angenehm war, da er, wie die Geschichte uns lehrt, alle die Untugenden in sich vereinte, die man seinen Nachkommen vorwirft, und keine einzige der guten Eigenschaften besaß, die wir an ihnen vermissen. Gläubig genug scheint er übrigens gewesen zu sein, denn er glaubte Alles, was ihm träumte, und ihm träumte sehr viel. Nach dem Bericht der mosaischen Bücher lebte er mit dem höchsten Wesen in der innigsten Vertraulichkeit; er hatte oft göttliche Erscheinungen; der Herr sprach häufig mit ihm von Angesicht zu Angesicht und speiste sogar einmal auf einer Reise bei ihm zu Mittage. Unter solchen Umständen wäre sicherlich auch der ärgste Zweifler und Freigeist gläubig geworden, und daher begreift man kaum, worin das Verdienstliche von Abrahams Glauben bestand?

Indessen hegte der theure Erzvater doch äußerst wenig Vertrauen zu Gott, der ihm fast täglich erschien, und noch weit weniger zu der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit anderer Men-

schen. Eine Theurung veranlaßte ihn, mit seinem Weibe Sara nach Egypten zu ziehen; weil er aber fürchtete, daß die Egypter ihn, um der schönen Sara willen, umbringen würden, so sprach er zu ihr: „Siehe, ich weiß, daß du ein schön Weib bist von Angesicht; wenn dich nun die Egypter sehen werden, so werden sie sagen: das ist sein Weib, und werden mich verwürgen, und dich behalten. Lieber, so sage doch, Du seist meine Schwester, auf daß mir's desto besser gehe, um Deinetwillen." Gab es wohl ein thörichteres Mittel, Sara gegen unerlaubte Zumuthungen der Egypter zu sichern, als diese unwürdige Lüge, wozu ihr gottseliger Eheherr sie verreizte? Mußte sie nicht gerade hiedurch jeder fremden Zudringlichkeit mehr ausgesetzt werden, als wenn sie bei der Wahrheit blieb, daß sie seine Gattin sei? Allein weder Furcht vor den Egyptern, noch Sorge für Sara's Keuschheit und Tugend war der Grund dieser schändlichen Lüge, denn bloß darum gab er Sara für seine Schwester und für eine Jungfrau aus, um desto mehr mit ihren Reizen zu gewinnen. Die Spekulation glückte über alle Erwartung. Dem Könige der Egypter wurde Sara's Schönheit gerühmt, und in der Meinung, daß sie wirklich Abrahams Schwester sei, nahm er sie als Beischläferin zu sich. Jeder Gatte von Ehrgefühl würde sein Leben für die Tugend und die Unverletzbarkeit seiner Gattin gewagt haben; dem

gewinnsüchtigen Erzvater aller Gläubigen und Kuppler ist Jenes aber ganz recht, und getrosten Muthes zieht er dafür von Pharao den — Lohn in Schafen, Rindern, Eseln, Knechten und Mägden, Eselinnen und Kameelen. Daß der Verfasser dieser Geschichte so gedankenlos und ohne die mindeste Achtung für die sittliche Würde des Menschen, der ein „Ebenbild Gottes" sein soll, die Knechte und Mägde recht in die Mitte der Esel und Eselinnen stellt, ist in der That empörend, und man möchte es ehe einem Esel, als einem, von Gott angeblich begeisterten Schriftsteller verzeihen!

Pharao hatte Unglücksfälle, die er als Strafen Gottes betrachtete. Er stellte deßhalb Sara zur Rede und erfuhr, was er vielleicht schon ahnete, daß sie nicht Abrahams Schwester, sondern dessen Weib sei. Er läßt daher den letztern kommen und frägt ihn: warum hast Du mir das gethan? Warum sagtest du mir's nicht, daß sie dein Weib wäre? Warum sprachst du, sie wäre deine Schwester, wodurch ich bewogen wurde, sie zum Weibe zu nehmen? Da hast du dein Weib wieder; nun ziehe fort!" Hierauf gebot der egyptische König seinen Leuten, den frommen Erzvater mit seiner Sara und Allem was er hatte, zum Lande hinaus zu bringen.

Pharao handelte hier großmüthig und edel; aber Abraham erschien dagegen als ein elender Ränkemacher, als eine feige Memme ohne Ver-

trauen zu Gott und Menschen, als ein habsüchtiger, verlogener Betrüger und als ein ehrloser Kuppler, der ohne Bedenken die Tugend seiner Frau aufopferte, um eine Menge von Schafen, Rindern, Eseln, Knechten, Mägden, Eselinnen und Kameelen zusammen zu wuchern. Wahrlich, wer einen solchen Mann zum Vorbilde der Nachahmung erwählen wollte, der müßte allem Vertrauen zu Gott und dessen Beistand entsagt, und auf Ehre, Tugend und Rechtlichkeit verzichtet haben.

Der in Egypten auf den Schub gebrachte Glaubensheld zog wieder nach Kanaan, und der Herr sprach zu ihm: Hebe deine Augen auf, und siehe, von der Stätte, da du wohnest, gegen Mitternacht, gegen Mittag, gegen Morgen und gegen Abend; denn Alles Land, das du siehest, will ich dir geben und deinem Saamen ewiglich, und will deinen Saamen machen, wie den Staub auf Erden; kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen, der wird auch deinen Saamen zählen.

Man hat sich schon sehr oft gewundert, daß diese ewige Schenkung des Landes Kanaan nachmals nur so kurze Zeit dauerte, und daß Abrahams glorreicher und staubichter Saame nie zum völligen und ungestörten Besitz des, ihm auf ewige Zeiten geschenkten Erbtheils kam. Allein er gieng mit dieser ewigen Schenkung wie mit den ewigen, im Namen der heiligen Dreieinig-

keit gemachten und beschworenen Friedenschlüssen unserer Fürsten, die nur in so weit gehalten werden, als es die Umstände zulassen oder als es dem mächtigern Theile gefällt, und nur so lange dauern, bis man zu einem neuen Kriege wieder Geld und Menschen genug hat. In der Bibel bedeuten die Ausdrücke Ewigkeit und ewig, womit unsere orthodoxen Glaubensritter so gerne den Begriff einer endlosen Zeit verbinden, fast immer nur einen sehr langen Zeitraum, für dessen Dauer man keinen bestimmten Maßstab hat. Wenn es zum Beispiel heißt: die Bösen sollen gestraft werden von Ewigkeit zu Ewigkeit, so zeigt dies an, daß sie vom Anfange eines sehr langen Zeitraums, für den man keinen besondern Namen und keine bestimmte Zahl von Jahren hat, bis zum Wiederbeginnen eines andern Zeitraums von gleicher Dauer und Länge bestraft werden sollen; denn die Lehre, daß Gott nach diesem Leben unsere Missethaten mit unendlichen, schrecklichen Martern bestrafen sollte, die uns bloß gränzenlos elend machen, aber nicht bessern werden, ist eine Gotteslästerung der ersten Größe. Der liebe Gott ist kein Kapuziner oder Dominikaner, dessen schadenfrohes und rachgieriges Auge sich an den Qualen eines empfindenden Wesens erfreuen und weiden könnte; er ist kein orthodoxer Superintendent oder Prälat, kein schwärmerischer Erwecker und Gläubiger, der in dem endlosen Unglück Anderer seine Seligkeit

finden. Die Strafen nach diesem Leben können, so wie jene, welche schon hienieden mit unsern bösen Handlungen so häufig verbunden sind, keinen andern Zweck haben, als die Besserung und Veredelung der Bestraften, und sie werden und müssen aufhören, sobald dieser Zweck erreicht ist. Gott, als das gütigste, liebevollste Wesen kann kein Geschöpf zu ewigem, endlosem Unglück ins Dasein rufen; wenn es also heißt: die Bösen werden gestraft werden von Ewigkeit zu Ewigkeit, so sagt dieß nichts weiter, als: sie werden vom Anfange eines langen Zeitraums, für dessen Dauer sich keine bestimmte Zahl von Jahren angeben läßt, bis zum Anfange eines andern, eben so langen Zeitraums für ihre irdischen Vergehungen büßen müssen. Auf gleiche Weise sagt man auch: von Monat zu Monat, nämlich vom Anfange eines Monats bis zum andern.

Doch zurück zum Erzvater Abraham.

Die andere Verheißung, daß sein Saame so zahlreich werden solle, wie der Staub auf Erden, ist Gottes bis heute eben so wenig erfüllt worden, und wird niemals erfüllt werden können; denn sollten die Nachkommen dieses Stammvaters der Gläubigen, der Rothschilde, der Trödel- und Bandjuden auch nur so zahlreich werden, wie die Sonnen- und Sandstäubchen in den Judengassen zu Berlin und zu Frankfurt, so müßten sie Alle aus Mangel an Raum auf der

Erde und wir Christen mit ihnen, gar jämmerlich erstickten und umkommen.

Der feigherzige, aus Egypten verwiesene Kuppler und Hahnrei Abraham ward plötzlich ein heldenmüthiger, siegreicher Feldherr. Er schlug — nach Kapitel 14 — vier große, mächtige und legitime Monarchen, die eben erst über fünf andere große und legitime Monarchen einen glänzenden Sieg erfochten hatten, und befreiete seinen Vetter Lot aus ihrer Gefangenschaft. Hierauf ward er von Melchisedek, dem Könige zu Salem, der ein Priester Gottes des Höchsten war, auf das Köstlichste und Prachtvollste mit Brod — und Wein bewirthet und gesegnet, wofür er aber diesem königlichen Priester den zehnten Theil seiner Beute geben mußte. Man sieht, daß die Priester Gottes des Höchsten sich dazumal schon eben so meisterhaft auf das Decimiren verstanden, wie jetzt, und ihren heilbringenden Segen eben so wenig umsonst gaben, wie unsere Päbste, Bischöfe, Pfarrer und Mönche.

Der gottselige Mann hatte in Egypten mit den Reizen seiner Sara einen zu guten Markt gehalten, als daß er diesen einträglichen Erwerbzweig sogleich hätte aufgeben sollen. Er zog deßhalb nach Gerar, und gab auch dort die Sara für seine Schwester aus. Durch die verschmitzte Lüge getäuscht, nahm der König Abimelech ebenfalls die neunzigjährige Schöne als Beischläferin

zu sich. Daß eine so alte Schachtel noch solche Eroberungen machen konnte, ist freilich auffallend; allein bei Gott, der die Herzen der Könige in seiner Gewalt hat, ist kein Ding unmöglich. König Abimelech hatte, wie es scheint, ein eben so glänzendes Talent zum Träumen, wie Vater Abraham, denn, nach der Erzählung unsers sehr wahrhaften und glaubwürdigen Geschichtschreibers, kam Gott im Traume zu diesem Könige, und sagte ihm: „Siehe da, du bist des Todes um des Weibes willen, das du genommen hast, denn sie ist eines Mannes Eheweib.“ Abimelech, höchst erschrocken, entschuldigte sich mit seinem, durch Abrahams lügenhaftes Vorgeben verursachten Irrthum, und der Herr, hiedurch besänftigt, antwortet: „ich weiß, daß du ein einfältiger Tropf bist; aber gieb dem Mann die Frau wieder, denn er ist ein Prophet, und laß ihn für dich beten, so wirst du am Leben bleiben. Wenn du sie aber nicht zurück giebst, mußt du und Alles, was dein ist, des Todes sterben.“ Also andern ehrlichen Leuten darf man ihre Frauen wegnehmen, ohne dafür mit dem Tode bestraft zu werden; nur den Propheten nicht! Ein wunderliches Vorrecht der Propheten! Noch sonderbarer ist es jedoch, daß Abimelech den Abraham für sich soll beten lassen, damit er und die Seinigen am Leben bleiben. Konnte Gott sie denn nicht ohne das Gebet des verlogenen Kupplers erhalten? Wenn es wirk-

lich eine so große Todsünde war, daß die Könige von Egypten und Gerar jenes alte Weib in dem Glauben, es sei Abrahams Schwester, zur Beischläferin nahmen; wer war denn anders daran schuld, und wer anders verdiente dafür bestraft zu werden, als das fromme, habgierige und betrügerische Ehepaar, welches durch seine Lügen diese Sünde veranlaßte? Und warum sollten sogar die unschuldigen Weiber, Kinder, Knechte und Mägde des Abimelech, die ja mit der alten verbuhlten Hexe nicht das Mindeste in Unehren zu schaffen hatten, für die thörichte Lüsternheit ihres Gatten, Vaters und Herrn mit dem Tode bestraft werden? Man sieht wohl, daß das höchste, weiseste und gerechteste Wesen mit dieser albernen Träumerei Abimelechs gar nichts zu thun haben konnte, und daß unser scharfsinniger Geschichtschreiber hier, wie überall, ein wenig zu leichtgläubig einen leeren Traum für eine göttliche Erscheinung erklärt. Wahrscheinlich hatte Abimelech bereits Kunde, oder doch wenigstens Verdacht, daß Sara Abrahams Weib sei; etwas bedenklicher in diesem Punkt, als die großen und legitimen Monarchen in unsern Tagen, machte er sich Vorwürfe deßhalb, und so erzeugten die Ideen des Tages zu den Träumen der Nacht. gesellt jene Erscheinung und Drohung Gottes, die er für Wirklichkeit hielt und am andern Morgen früh seinen Dienern erzählte. Diese, eben so abergläubisch und eben so furchtsam vor dem

Tode, wie ihr Gebieter, riethen ihm, die alte Metze ihrem Ehemann wieder zu geben. Er ließ daher den Propheten Abraham kommen, machte ihm bittere und wohlverdiente Vorwürfe über seine Verlogenheit, und gab ihm nicht bloß sein Weib nebst vielen Geschenken an Geld, Rindern, Schafen, Knechten und Mägden zurück, sondern ertheilte ihm sogar die Erlaubniß, in seinem, des Abimelech, Lande zu wohnen, wo er wollte. Klüger handelte der König Egyptens, der den schelmischen Gauner mit Sack und Pack über die Gränze bringen ließ. Auch bei Abimelech entschuldigte er sich wegen seiner Lüge mit dem elenden und lächerlichen Vorwande: er habe gefürchtet, man würde ihn der schönen Sara wegen umbringen, wenn man wüßte, daß sie seine Frau sei. Wahrlich, ein schreckliches Unglück, ein hübsches, neunzigjähriges Weibchen zu haben! Nirgend ist man seines Lebens sicher, und muß nur, um nicht ermordet zu werden, sich freiwillig unter das Panier der Hahnreie retten!

Wie konnte aber der Erzvater der Gläubigen so wenig Vertrauen zu Gott haben, der ihm fast täglich erschien, und mit ihm redete und sprach? Und wie konnte er einen so fürchterlichen Argwohn gegen die Könige und Einwohner von Egypten und Gerar hegen, die, wie man sieht, tausendmal besser, offener und redlicher handelten, als er? Entweder seine göttlichen Erscheinungen waren nicht weit her, oder sein hoch-

gepriesenes Vertrauen auf Gott war Klimperlein!!

Als Abimelech ihm die holde Sara zurück gab, versicherte er ihm zugleich: daß er sie noch nicht berührt habe. Der fromme Erzvater, dem daran ohne Zweifel eben so wenig lag, als meinen Lesern und mir, betete hierauf für seinen Nebenbuhler, welcher dadurch von seiner Krankheit, so wie seine Weiber und Mägde von ihrer Unfruchtbarkeit geheilt wurden, und Söhne und Töchter zeugten.

Noch immer wollte der, dem Vater aller Gläubigen und Bundjuden verheißene Saame nicht kommen, obgleich er selbst und zwei große, legitime Monarchen ihr Möglichstes bei der Sache gethan hatten. Saame ist Saame! dachte Abraham, und legte sich zu seiner egyptischen Magd Hagar, um mit dieser zu erzielen, was von der schönen, neunzigjährigen Sara nicht mehr zu hoffen war. Sara forderte ihn selbst hiezu auf, und das war um so billiger, da der fromme Erzvater sich gegen sie ja eben so nachsichtvoll und gefällig bezeigt hatte.

Hagar wurde schwanger und Sara ward eifersüchtig. Diese beschwerte sich bei Abraham, daß Hagar ihr nicht Ehre genug erwiese, worauf er, dessen Leidenschaft befriedigt war, gleichgültig erwiederte: sie ist ja deine Magd; thue mit ihr, was dir gefällt! Ein edleres Betragen war von einem so frommen Mann freilich nicht zu erwar-

ten, und die tyranniſche Sara nöthigte alſo die unglückliche Hagar zur Flucht, ohne daß der gottſelige Erzvater ſich weiter um ſie bekümmerte.

An einem Waſſerbrunnen in der Wüſte traf ſie einen Engel des Herrn, der ſich nach ihren Verhältniſſen erkundigte und ihr rieth, zu ihrer Gebieterin heimzukehren. Er verſprach ihr eine unzählbare Nachkommenſchaft, und gebot ihr, den Sohn, den ſie gebähren würde, Jſmael zu nennen; denn die Engel des Herrn haben immer ſehr viel mit weiblichen Angelegenheiten und mit Gevatterſchaften zu thun, und daher kömmt es denn auch, daß gottloſe Menſchen ſogar die Keuſchheit der Engel bezweifeln.

Hagar befolgte den Rath des himmliſchen Herrn Gevatters, und gebar, bald nach ihrer Rückkehr, den Spötter Jſmael, denn Jſmael war ein Spötter 1 B. Moſ. 21 V. 9. Sonderbar, daß der Erzvater der Gläubigen einen Spötter zeugte!

Nach Jſmaels Geburt erſchien der Herr dem Abraham, der gerade vor ſeiner Thüre ſaß, im Hain Mamre. Als der Erzvater ſeine Augen aufhob, ſtanden nämlich drei Männer vor ihm, die, nach der Verſicherung aller hochwürdigen Zionswächter, keine andere waren, als die bekannten drei Perſonen, welche wir im Athanaſiſchen Glaubensbekenntniſſe, in den ſymboliſchen Büchern und in allen rechtgläubigen Dogmatiken und Katechismen finden. Der fromme und gaſt-

freie Erzvater bewirthete diese drei heiligen Personen mit einem Kuchen, einem fetten Kalbsbraten, und mit Butter und Milch, wofür sie ihm die Verheißung eines ehelichen Sohnes, des Isaak, erneuerten. Der schönen Sara, der es nicht mehr nach der Weiber Weise gieng, und die ohne Zweifel auch die ehelichen Fähigkeiten des neunundneunzigjährigen Abraham zu würdigen wußte, kam dies ziemlich lächerlich vor; allein der Herr gab ihr einen Verweis für ihr Lachen, und sprach: um diese Zeit will ich wieder zu dir kommen, und, wenn ich lebe, soll Sara dann einen Sohn haben.

Nach Tische wandten sich die drei Personen gen Sodom, und Abraham geleitete sie. Unterweges offenbarte ihm der Herr, der seinem Freunde Abraham kein Geheimniß verschweigen konnte, daß er die Städte Sodom und Gomorra wegen ihrer Sünden vertilgen wollte. Der menschenfreundliche Stammvater der Hebräer handelt wie ein ächter Schacherjude, mit Gott zum Besten der bedroheten Städte, und bringt es durch viele Bitten und Vorstellungen endlich dahin, daß Gott verspricht, ihrer zu schonen, wenn in ihnen auch nur zehn Gerechte sich finden sollten.

Statt der im achtzehnten Kapitel erschienenen drei Personen trifft man im neunzehnten nur noch zwei Engel, welche den gerechten Lot mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern, zum Lohne ihrer Frömmigkeit aus Sodom führen, denn seine

Eidame blieben dort. Lot flüchtete hierauf mit den Seinigen nach der kleinen Stadt Zoar; weil aber seine Frau unterweges nach Zoar zurück blickte, ward sie zur Salzsäule. Noch in den neuesten Zeiten haben gottesfürchtige Theologen und Reisende, und unter ihnen auch der berühmte Herr von Chateaubriant, mit vieler Mühe die eingepökelte Frau Patriarchin aufgesucht, allein dieselbe eben so wenig finden können, wie das längst verlorene Paradies und die kostbare Himmelsleiter, die Jakob zu Bethel im Traume sah.

Auch in Zoar glaubte Lot sich nicht sicher, und flüchtete sich deshalb mit seinen Töchtern auf ein Gebürge, wo er sich mit ihnen in eine Felsenhöhle verkroch. Sonderbar, daß die heiligen und starkgläubigen Erzväter, die man uns immer als Vorbilder der Tugend und eines ächt kindlichen Vertrauens zu Gott aufstellt, gerade dann, wenn sie unmittelbar von Gott und dessen Engeln aus einer Gefahr errettet sind, so kleinmüthig und zaghaft erscheinen, als ob gar kein gütiger Vater im Himmel und auf Erden waltete, der ihnen helfen und sie schützen könnte. Sollte man daher nicht mit Recht die wundervollen Geschichten von übernatürlicher unmittelbarer Hülfe und von sichtbaren Erscheinungen Gottes bezweifeln, die uns in den israelitischen Schriften erzählt werden?

Wer würde nicht vermuthen, daß Lot und seine gottseligen Töchter, die so eben Alles, was

ihnen theuer sein mußte, Gattin, Mutter, Verlobte, Freunde und Verwandten auf die schrecklichste Weise in den Flammen verloren hatten, in den tiefsten Jammer versunken waren? Aber nein; schon nach wenigen Stunden ist Alles vergessen; die keuschen Jungfrauen sinnen auf Befriedigung ihres Geschlechtstriebes, und da sie in der Nähe keinen andern Mann haben können, so schleppen sie dem trinklustigen Alten eine Menge Wein herbei, und treiben Blutschande mit dem eigenen, im höchsten Grade berauschten Vater. Wahrlich, wenn die übrigen Einwohner Sodems und Gomora's nicht besser waren, als diese drei viehischen Menschen, so lag an ihrem Untergange sehr wenig, und man muß sich bloß wundern, daß Engel vom Himmel kamen, um den Lot mit seinen scham- und gefühllosen Töchtern zu retten, ohne an die Menge der unschuldigen Kinder und Säuglinge zu denken, die in den Flammen umkommen mußten.

Diese Mythe von Lot enthält übrigens mehrere höchst auffallende Widersprüche. Seine Retter werden bald Männer, bald Engel genannt, so daß man nicht weiß, ob von höhern Geistern oder von Menschen die Rede ist. Indessen muß man wohl das Letztere annehmen, denn sie sollen ja gegessen und geschlafen haben, und dergleichen sinnliche Bedürfnisse sollen, wie man versichert, den Himmlischen fremd sein. Erst wird von zwei Rettern gesprochen, nachher nur

von einem, der dem Anſcheine nach Gott ſelbſt geweſen ſein ſoll. Die Frau des Lot wird für einen bloßen Rückblick nach Sodom in eine Salzſäule verwandelt, aber er ſelbſt und ſeine unzüchtigen Töchter werden für ihre Blutſchande nicht im Mindeſten beſtraft. Wie läßt ſich das mit der poetiſchen, wie mit der göttlichen Gerechtigkeit reimen?

Uebrigens wollen wir keineswegs behaupten, daß dieſer Erzählung gar nichts Wahres zum Grunde liegt. Vielleicht ſchloßen zwei Männer, welche auf ihrer Reiſe freundlich von Lot aufgenommen und bewirthet wurden, aus ganz natürlichen Zeichen zum Beiſpiel aus der, mit Schwefeldampf erfüllten Atmoſphäre und dem Rauchen eines Vulkans, daß den Städten Sodom und Gomorra ein nahes Unglück drohe. Dieſe Beſorgniſſe theilten ſie dem Lot und ſeiner Familie mit, und er folgte ihrem Rath, mit den Seinigen die Stadt zu verlaſſen. Seine Eidame blieben, weil ſie jenen Männern nicht glaubten, in Sodom, und ſeine Frau, welche unterwegs verweilte, verlor gleichfalls das Leben, und wurde vielleicht mit einer ſalzähnlichen Schwefelkruſte bedeckt. Der Erzähler der Mythe hat, wie man ſieht, ſelbſt nicht gewußt, was er eigentlich aus den Aeltern des Lot und ſeiner Töchter recht machen ſolle; darum läßt er ſie erſt als gewöhnliche Menſchen, nachher als Engel und zuletzt als Gott ſelbſt erſcheinen, han-

deln und reden. Unter allen Mythen der iſraelitiſchen Bücher iſt dieſe ſowohl in dichteriſcher, als ſittlicher Hinſicht eine der ſchlechteſten.

Dem Abraham ward endlich der ſo vielfach verheißene ligitime Iſaak geboren, und zwar, wie es ſcheint, gerade neun Monate nach dem fürchterlichen Traum des Königs Abimelech von Gerar. Nun erwachte Sara's Eiferſucht auf's Neue, denn die ſcharfſichtige Frau bemerkte, daß der kaum zweijährige Ismael ein Spötter war, und deßhalb ſprach ſie zu Abraham: treibe dieſe Magd aus mit ihrem Sohn, denn dieſer Magd Sohn ſoll nicht erben mit meinem Sohn Iſaak. Dem Vater des kleinen Spötters gefiel dieſe Rede zwar nicht; allein Gott ſagte ihm: er ſolle ſeinem Weibe gehorchen, und Abraham ſtand daher eines Morgens frühe auf, nahm ein Brod und eine Flaſche mit — Waſſer, legte beides, nebſt dem Spötter, der armen Hagar auf die Schulter, und jagte ſie fort.

Die ſo ſchmählich Verſtoßene kam in eine Wüſte, und da kein Waſſer in der Flaſche mehr war, ſo legte ſie ihr Kind unter einen Baum, und ſetzte ſich weinend ferne von ihm, um es nicht ſterben zu ſehen; Allein Gott erhörte die Stimme des kleinen Spötters Ismael, und ein Engel vom Himmel rief der unglücklichen Mutter: „fürchte dich nicht, denn Gott hat die Stimme des Knaben, der da liegt, erhört!“ Unſere Herren Orthodoxen hätten dies ſchwerlich gethan.

da Ismael ein Spötter war; aber Gott umfaßt uns Alle, den Gläubigen und den Ungläubigen, den Beter und den Spötter mit gleicher Erbarmung und Vaterliebe.

In der Meinung, sie habe wirklich die Stimme eines himmlischen Engels vernommen, ermannte sich die phantasiereiche Hagar, nahm ihr Kind auf und fand glücklicher Weise einen Brunnen, woraus sie es tränkte. Nachher ward Ismael ein kraftvoller Mann und nährte sich und seine Mutter in der Wüste Pharan von der Jagd, ohne daß der fromme und reiche Abraham weiter nach ihm fragte.

Diese Geschichte enthält einen der empörendsten, widerlichsten Züge aus dem Leben des so hochgepriesenen Abraham! Wer ihn als ein Muster der Tugend und Frömmigkeit betrachtet, der wird auch den Wüstling nicht tadeln dürfen, welcher ein unschuldiges Mädchen verführt, und es nachher ohne Hülfe mit seinem Kinde in's Elend verstößt; denn that nicht dasselbe der große Tugend- und Glaubensheld, den unsere Priester uns zum Vorbilde der Nachahmung aufstellen?

Gerne eilt' ich hinweg von dem kupplerischen, lügenhaften, ehrlosen, habgierigen und hartherzigen Erzvater, allein ich muß zuvor noch etwas über den Ursprung der Beschneidung sagen, welche seine Nachkommen als eine heilige, sie von allen übrigen Völkern auszeichnende Religionspflicht beobachten.

Nach dem siebenzehnten Kapitel des ersten Buchs Mosis erschien der Herr dem Abraham und schloß einen „ewigen" Bund mit ihm und seinen Nachkommen, worin den letztern „das ganze Land Kanaan zu ewiger Besitzung versprochen wurde. Dagegen wurde dem Abraham und seinem Saamen auf ewige Zeiten zur Pflicht gemacht, sich selbst und Alles, was männlich von ihnen geboren würde, zu beschneiden. Ein Knabe, der nicht am achten Tage beschnitten wurde, sollte ausgerottet werden von seinem Volke.

Soll dieser Bund, wie die Worte klar genug andeuten, wirklich auf ewige Zeiten geschlossen sein; so begreift man in der That nicht, wie etwa zweitausend Jahre nachher ein Theil von Abrahams Nachkommen, nemlich die sogenannten Judenchristen, sich einseitig davon lossagen, und dennoch das göttliche Ansehen der mosaischen Bücher behaupten konnten.

Die angebliche Verheissung des ewigen Besitzes vom ganzen Lande Kanaan ist, wie schon früher bemerkt wurde, niemals erfüllt worden, denn nie gelangten die Israeliten zum völligen und ungestörten Besitz dieses Landes; auch scheint Abrahams glorreicher und heldenmüthiger Saame bis jetzt wenig Neigung zu haben, seine, ihm in jenem Bunde ertheilten Ansprüche auf Palästina gegen die Türken und Araber geltend zu machen.

Diese Nichterfüllung der vorgeblichen, dem Abraham ertheilten göttlichen Verheissung beweist wohl hinreichend, daß die letztere niemals statt gefunden hat. Die Sage davon wurde wahrscheinlich zu Mosis Zeiten unter den Israeliten verbreitet, um sie zur Eroberung des Landes Kanaan zu ermuthigen und anzufeuern, weil dies in viele kleine Staaten zerstückelte Land das einzige war, welches sie, wie der kluge Heerführer wußte, zu erobern im Stande waren.

Die Beschneidung, welche eine von Gott angeordnete Bestätigung des Bundes sein soll, hatte, wenn auch Abraham sie bei sich und den Seinigen einführte, sicherlich denselben Zweck, wie bei andern asiatischen und afrikanischen Völkern, die nie mit den Abrahamitischen Nachkommen in Verbindung standen, und bei denen man sie dennoch findet, wie zum Beispiel bei einigen Negervölkern und Kafferstämmen in Afrika. Sie sollte und soll ihnen nemlich, nach ihrer Meinung, zum Schutze gegen gewisse Krankheiten dienen, die unter dem heissen morgenländischen Himmel bei den Unbeschnittenen häufiger und leichter, als bei den Beschnittenen entstehen. Auch soll sie, wie mehrere Reisende versichern, von manchen Völkerschaften, besonders den Kaffern für ein bewährtes Mittel gehalten werden, die Zeugungskraft des männlichen Geschlechts zu erhöhen. *)

*) Nach der Versicherung vieler Aerzte soll die

Aus dieſen Gründen führte wahrſcheinlich der fromme Erzvater Abraham die Beſchneidung gleichfalls bei ſich und ſeinen Nachkommen ein, und da ihm, laut ſeiner Geſchichte, die Behauptung einer Unwahrheit ſehr wenig koſtete, wenn ſie zur Erreichung ſeiner Abſichten diente; ſo ſchützte er einen ausdrücklichen göttlichen Befehl an ihn und alle ſeine Nachkommen und deren männliches Geſinde vor, um dieſe deſto ſicherer zur Vollziehung der höchſt ſchmerzhaften Operation zu verpflichten; indem ſich ſonſt Mancher, wie er voraus ſah, derſelben gerne würde entzogen haben.

Beſſer und weniger argliſtig und habgierig ſcheint ſein Sohn Iſaak geweſen zu ſein. Freilich gab auch dieſer ſeine Frau Rebekka zu Gerar für ſeine Schweſter aus, allein vielleicht mehr aus wirklicher Furcht vor den dortigen Einwohnern, als aus gewinnſüchtigen Abſichten. Mistrauen und Argwohn gegen alle andere Menſchen

---

Beſchneidung wirklich unter jenen Himmelſtrichen zur Abwendung mancher Krankheiten diene; ob ſie aber die Zeugungskraft vermehren, welches, wo ich nicht irre, Sparrmann behauptet, weil ein Stamm beſchnittener Kaffern verhältnißmäßig mit mehr Kindern geſegnet war, als die unbeſchnittenen, iſt wohl ſehr zweifelhaft.

ist übrigens ein auffallender Grundzug der israelitischen Erzväter und fast aller ihrer Nachkommen, der wenig Gutes von ihrer eigenen Denkart vermuthen läßt. Sonderbar ist es jedoch, daß Isaak gleichfalls bange war, man möchte ihn zu Gerar seiner Rebekka wegen ermorden, da seine, mit ihr erzeugten Söhne, Esau und Jakob, schon beide erwachsen waren, und Rebekka's Rosen also ziemlich verblühet sein mußten. Wie gieng es zu, daß die Könige und Einwohner Gerars so widernatürlich lüstern waren nach den verwelkten Reizen der alten jüdischen Erzmütter?

Isaaks frommer Sohn Jakob war, nächst Abraham, unter allen israelitischen Ahnherren der schlimmste, und wer ihn zu unsern Zeiten zum Vorbilde der Nachahmung wählen würde, wäre in der That auf dem geradesten Wege, Galgen und Rad zu verdienen. Die gaunerhafte Weise, auf welche er seinem ermüdeten, hungrigen Bruder Esau die damals so hoch gehaltenen Rechte der Erstgeburt abdrängt, und der schändliche Betrug, wodurch er ihm gleich nachher den Segen des alten, blinden Vaters entreißt, müssen das Gefühl jedes rechtlich denkenden Menschen empören. Fast eben so nichtswürdig und schändlich waren die Mittel, deren er sich bediente, seinen Schwiegervater Laban um dessen Vermögen zu bringen, und die kecke Frechheit, mit welcher er den unredlich zusammen geschundenen Reichthum

für einen Segen Gottes erklärte. Aber wenig auf den Schutz dieſes Gottes vertrauend läuft er, als ſeine Schelmereien offenbar werden, heimlich davon, und zittert, wie jeder feige, verworfene Böſewicht, als er hört, daß ſein, von ihm ſo hart beleidigter Bruder Eſau ihm entgegen kömmt. Voll Furcht und Angſt, voll Mistrauen und Argwohn winſelt er zu Gott um Hülfe und Rettung, weil er recht gut fühlt, wie ſchwer er ſich gegen Eſau, dem er jetzt nicht entrinnen kann, vergangen hat. Demüthige Grüße und eine Menge von Geſchenken vorausſendend naht er ſich wimmernd und kriechend dem Bruder, neigt ſich ſiebenmal vor ihm zur Erde, nennt ihn nie anders als ſeinen Herrn und ſich Eſau's Knecht, und zeigt ſich als den vollendetſten, widerlichſten und abgefeinteſten Schurken und Heuchler. Aber voll edler Großmuth eilt ihm Eſau, alles Vergangene vergeſſend, entgegen, herzt ihn, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und weint vor Freuden. „Was, frägt er, was willſt du mit all' dem Heer, dem ich begegnet bin?" Es dir ſchenken, damit ich Gnade finde vor meinem Herrn! erwiedert Jakob. „Ich habe genug, mein Bruder; behalte was du haſt!" verſetzt der biedere, hochherzige Eſau, und läßt ſich nur mit Widerwillen die dargebotenen Geſchenke aufdringen. Endlich nimmt er herzlichen, brüderlichen Abſchied von Jakob, allein dieſer bleibt, nach wie vor, in der feigen, ſklaviſchkriechenden,

Haltung, welche die Frucht seines bösen Bewußtseins und der ganz ungegründeten Besorgniß war, daß Esau eben so schlecht, so arglistig und heimtückisch sein möchte, wie er. Die Darstellung der Zusammenkunft dieser beiden Brüder im 32sten und 33sten Kapitel des ersten Buchs Mosis ist unstreitig eins der treffendsten Karaktergemälde im ganzen alten Testament, und muß jeden gefühlvollen und denkenden Leser mit inniger Hochachtung und Liebe für Esau, und mit Verachtung und Abscheu gegen Jakob erfüllen.

Die Bosheiten des letztern wurden durch das schlechte Betragen seiner Kinder, welches die natürliche Folge einer eben so schlechten Erziehung war, strenge bestraft. Seine Tochter Dina gieng zu Salem aus, um die Töchter, oder wohl besser, die Söhne des Landes zu sehen, und ließ sich von Sichem, dem Sohne des Königs Hemor, schwängern. Um dies Unrecht gut zu machen, willigte Hemor in die Heirath der beiden Liebenden, und warb selbst bei Jakob und dessen Söhnen für Sichem um Dina's Hand, wobei er ihnen alle möglichen Vortheile in seinem Lande verhieß. Auch Sichem erbot sich zu Morgengabe und Geschenken, so viel man deren begehrte; nur sollte man ihm die geliebte Dina zum Weibe geben. Jakob und seine betrügerischen Söhne nahmen dies freundliche Anerbieten zwar an, doch unter der Bedingung, daß Hemor und

Sichem nebſt allen ihren männlichen Unterthanen ſich vorher ſollten beſchneiden laſſen. Da die Könige Kanaans, gleich den großen und legitimen Monarchen des europäiſchen Kontinents, über Leib, Leben und Praeputium ihrer Unterthanen nach Belieben ſchalten und walten konnten, ſo erklärten ſie ſich auch hiezu bereit, und „Alles, was männlich war," wurde der ſchönen Dina zu Ehren beſchnitten. Drei Tage darauf überfielen jedoch Simeon und Levi die noch kranken Einwohner der Stadt, ermordeten mit der Schärfe des Schwerdts „Alles was männlich war," und nahmen ihre Schweſter Dina zurück. Auch die übrigen Söhne Jakobs kamen, plünderten und raubten Schafe, Rinder, Eſel und was ſie in der Stadt und auf dem Felde fanden, und machten die Weiber und Kinder der Gemordeten zu Sklaven. Statt über dieſe gräßliche, Schaudern erregende Grauſamkeit zu zürnen, misbilligte der fromme Jakob bloß die Unklugheit ſeiner Söhne. „Ihr habt," ſprach er, „mir Unglück angerichtet, daß ich ſtinke vor den Einwohnern dieſes Landes, den Kananitern und Phereſitern; denn ich bin ein geringer Haufe. Wenn ſie ſich nun verſammeln über mich, ſo werden ſie mich ſchlagen; alſo werd' ich vertilget ſammt meinem Hauſe."

Doch dafür wußte, nach der Erzählung unſers Geſchichtſchreibers, der Gott Iſraels ſchon guten Rath; denn ohne über die Greuelthat der

raubmörderischen und arglistigen Söhne Jakobs irgend ein Mißfallen zu äussern, sprach er bloß zu dem Letztern: „mache dich auf und ziehe gen „Bethel, und wohne daselbst, und mache daselbst „einen Altar dem Gott, der dir erschien, da du „flohest vor deinem Bruder Esau." Also kein Vorwurf über das Geschehene; keine Drohung künftiger, wohlverdienter Strafe; keine Ermahnung zur Besserung; keine Sylbe zum Besten der unschuldigen, ihrer Gatten, Väter, Brüder und Söhne, ihres Eigenthums und ihrer Freiheit auf das Schändlichste beraubten Frauen und Kinder; sondern bloß der einfache, wohlgemeinte Rath, aus der Gegend fortzuziehen, und Gott zu Bethel einen Altar zu bauen, womit dann Alles abgemacht sein soll! Unmöglich kann man glauben, daß das höchste und gerechteste Wesen, wenn es mit Jakob bei dieser Gelegenheit gesprochen hätte, sich auf eine so gleichgültige, die abscheulichsten Bosheiten gutheissende Weise würde benommen haben. Daß der Rabenvater Jakob seinen Traum, worin ihm vorkam, daß Gott mit ihm spräche, und ihm riethe, nach Bethel zu ziehen und dort einen Altar zu bauen, wirklich für eine Eingebung Gottes hielt, war ganz in der Ordnung der Morgenländer und vorzüglich der Juden, die von jeher alle ihre Träume und selbst ihre Fieberphantasieen als himmlische Erscheinungen und als göttliche Offenbarungen aufnahmen! Giebt es doch sogar in unsern Zei-

ten der rohen ungebildeten und abergläubischen Menschen genug, die sich besonders in verwickelten und zweifelhaften Lagen, durch ihre Träume in der Wahl ihrer Entschlüsse bestimmen lassen! So wenig man uns aber zumuthen kann, die Träume dieser Leute für göttliche Eingebungen zu halten; eben so wenig kann man dies von uns in Hinsicht der Träumereien der jüdischen Altväter begehren.

In wie hohem Ansehen die Träume überhaupt bei den Morgenländern, und selbst bei den so klugen Egyptern standen, lehrt uns Josephs Geschichte. Dieser Lieblingssohn Jakobs spielte im Vaterhause die Rolle des Klätschers und Angebers seiner Brüder *) und wurde deshalb nicht von ihnen geliebt. Ausserdem beneideten sie ihn wegen einer bunten Harlekinsjacke, die der Vater ihm hatte machen lassen, und noch höher entflammte er ihren Unwillen durch die Erzählung zweier Träume, die er gehabt zu haben behauptete, und wodurch sie sich auf das Aeusserste gekränkt glaubten. Aus Rache warfen sie ihn, als er einst mit ihnen allein war, in eine Grube, und verkauften ihn für zwanzig Silberlinge zum Sklaven an ismaelitische Handelsleute, die ihn nachher in Egypten wieder an Potiphar, den Hofmeister und Kämmerer des Pharao, verschacherten. Seinen bunten Rock

*) 1. B. Mosis 37 V. 11.

tauchten die rachgierigen Brüder in Blut, und sandten ihn darauf zu ihrem Vater mit der Nachricht, daß sein geliebter Joseph von einem wilden Thiere zerrissen sei. Um das Maaß der Schändlichkeit recht voll zu machen; gaben die boshaften, heuchlerischen Söhne sich sogar das Ansehen herzlicher Theilnahme und suchten den alten jammernden Vater in seinem Unglück zu trösten. Wie ist es möglich, daß ein gerechter und weiser Gott so nichtswürdige, heimtückische und rachgierige Raubmörder und Böswichter vor allen andern Menschen zu seinen Leibeigenen sollte auserkoren haben? Und wie kann man, ohne zu erröthen uns so verworfene Buben zu Vorbildern der Nachahmung aufstellen?

Joseph hatte das Glück, sich Potiphars Vertrauen zu erwerben, der ihn zum Aufseher über alles Seinige setzte. Allein diese Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn Frau Potiphar warf, wie unsere Geschichte erzählt, unzüchtige Blicke auf ihn, und nur mit Gewalt und durch die eiligste Flucht entriß er sich einst ihren Umarmungen. Unglücklicher Weise vergaß er im Fliehen seinen Mantel bei ihr, und das boshafte Weib bediente sich desselben zum Beweise, daß er bei ihr habe schlafen wollen. So sehr nun auch wirklich der Schein gegen den keuschen ehrbaren Joseph streitet, so wird doch gewiß kein rechtgläubiger Christ oder Jude dem Sohn des frommen, musterhaften Jakob und dem Enkel des gottseligen

Glaubenshelden Abraham eine ſo ſchreckliche Sünde zutrauen, denn der Schein trügt, wie es im Sprüchwort heißt, und Joſeph ſagt ja ſelbſt: wie ſollt' ich ein ſo groß Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott ſündigen? Der unkeuſchen, verlogenen Frau Potiphar wurde jedoch mehr geglaubt, als dem keuſchen, wahrheitliebenden Joſeph, der in der Eile ſeinen Mantel zurückgelaſſen hatte, und man warf ihn ins Gefängniß. Hier fand er den Oberhofbäcker und den Obermundſchenken des Pharao, von denen der erſtere wahrſcheinlich wegen zu leicht gebackenen Brods, und der andere wegen unnöthiger Zuſätze zum Wein in Verhaft war. Beide Herren hatten ſehr merkwürdige Träume gehabt, über die ſie ſich gewaltig abhärmten und die Köpfe zerbrachen, ohne die Deutung errathen zu können. Sie erzählten daher ihre Träume dem Joſeph, und der legte ihnen dieſelben dahin aus, daß ſie beide in den erſten Tagen würden erhöhet werden, aber auf eine ganz verſchiedene Weiſe, nemlich der Herr Oberhofbäcker an einen Galgen und der Herr Ex-Mundſchenk zu ſeinem vorigen Amte. Joſephs Auslegung war in der That ſehr vernünftig, denn ein großer Monarch kann leichter tauſend Bäcker, als einen Mundſchenken entbehren; auch wußte er als ehemaliger Haushofmeiſter des Potiphar wahrſcheinlich recht gut, daß die Semmel und Milchbrödchen des Herrn Oberhofbäckers für das ſchwere Geld

viel zu leicht gewesen waren; kurz, seine Deutung ward erfüllt, denn nach drei Tagen baumelte der dicke Bäcker am Galgen und der Obermundschenk ward in sein höchst wichtiges Amt wieder eingesetzt. Der letztere bewies sich jedoch, ganz wider die Gewohnheit der Hofleute, gegen Joseph sehr undankbar, denn er dachte seiner bei Pharao mit keiner einzigen Sylbe. Erst nach zwei Jahren, als der König gleichfalls einen sehr merkwürdigen Traum hatte, den alle Philosophen und Wahrsager Egyptens nicht zu deuten vermochten, erinnerte sich Sr. Excellenz der Herr Obermundschenk des unschuldigen, im Gefängnisse schmachtenden Joseph. Ich gedenke heute meiner Sünde! sprach er, und erzählte, was wir schon wissen. Pharao sandte hin, ließ den Joseph holen, und dieser deutete den Traum auf folgende Weise: es würden erst sieben reiche gesegnete Jahre und darauf sieben Jahre des Mißwachses und der Theurung über Egypten kommen, weshalb er rieth, in den reichen Jahren Getreidevorräthe für die künftigen armen Jahre aufzuschütten. Pharao erstaunte über Josephs ungeheure Weisheit; kleidete ihn in Gold und Seide; gab ihm eine hübsche Frau; machte ihn zum Fürsten-Staatskanzler und ersten Minister, und ließ ihn zum Vater des Vaterlandes ausrufen.

Mit Pharao's Schätzen ward es dem wucherischen Joseph sehr leicht in dem fruchtbaren Egypten, der Kornkammer aller Nachbarländer, Theu-

rung und Hungersnoth zu bewirken. Er kaufte sieben Jahre hindurch alles Getreide an sich und schüttete es in Vorrathshäuser auf. Des hohen Preises wegen verkaufte gerne Jeder Alles, was er entbehren konnte, und oft mehr als das, ausschließlich an den „Vater des Landes", und da war es natürlich, daß am Ende nicht allein in den benachbarten Ländern, sondern in Egypten selbst Mangel an Brod- und Saat-Korn eintrat. Als die Noth auf's Höchste gestiegen war, öffnete der schlaue Joseph seine Vorrathshäuser, und setzte so ungeheure Preise, daß er schnell alles baare Geld in Egypten und Kanaan an sich zog und in Pharao's Schatzkammer aufhäufte. *) Um nicht Hungers zu sterben, mußten die Egypter bereits im ersten Jahre dieser, auf eine so listige Weise bewirkten, Theurung ihr sämmtliches Vieh ihm an Zahlungstatt hingeben, und im zweiten Jahre hatten sie nichts weiter, als ihre Felder und ihre Leiber, die sie ihm für das, zu ihrem Unterhalt nöthige Korn darboten. Bereitwillig nahm der herrschgierige Kornjude den Vorschlag an, und machte die von ihm ausgehungerten und verarmten Egypter zu leibeigenen Sklaven des Pharao. Durch diesen schmählichen Verlust ihrer Freiheit und ihres Eigenthums entsank ihnen vollends der Muth, und der Landbau, den sie vormals mit Eifer und Frohsinn betrieben hatten, wurde jetzt nur mit Verdruß und

*) 1. B. M. 47. V. 14.

Widerwillen besorgt, da sie nicht mehr für sich und die Ihrigen, sondern für einen dummen Tyrannen und dessen selbstsüchtigen und eigennützigen Großvezier arbeiteten. Hiezu kam noch, daß sie ihr, zum Ackerbau unentbehrliches, Vieh verkauft hatten, und daß das aufgeschüttete Getreide durch jahrelanges Liegen zur Saat untauglich geworden war, und nur dürftige Erndten gab. Wie sollte man unter solchen Umständen sich wundern über die so pünklich eingetroffenen sieben reichen und sieben armen Jahre des gottseligen Joseph, selbst wenn sie auch geschichtlich ausser allem Zweifel wären? Wo gab es aber wohl jemals einen so herrschgierigen, habsüchtigen, alle Gefühle der Menschlichkeit verhöhnenden, die heiligsten, unveräusserlichsten Rechte eines großen Volks mit Füßen zerstampfenden Finanzmann und Kornwucherer, als diesen Sohn Jakobs, den man uns selbst von christlichen Kanzeln herab zum Muster der Nachahmung anpreist? Wer möchte ihm nicht lieber eine kleine Unkeuschheit verzeihen, als diesen ungeheuren, empörenden Wucher, durch den er eine ganze Nation — wenn anders die Geschichte wahr ist!! — in ein unleidliches Sklavenjoch schmiedete, wofür ihm mit Recht der Fluch und der Abscheu der spätesten Nachwelt gebührt? Wie unbedeutend erschienen dagegen die schändlichen Verbrechen seiner Brüder, des Ruben, der das Kebsweib seines Vaters Jakob, und des Juda, der seine eigene Schwie-

gerechter beschlief? Ja, selbst jene grausenvolle, treulose Mordthat an den Einwohnern zu Salem ist in Hinsicht ihrer Folgen für die Menschheit, eine Kleinigkeit gegen die boshaften, arglistigen Minister- und Judenstreiche Josephs, indem die Ermordung Sichems, Hemors und ihrer Unterthanen nur ein unbedeutendes Völkchen, der Getreidewucher des egyptischen Staatskanzlers aber eine der größten damaligen Nationen der Erde und ihre ganze Nachkommenschaft betraf und zu Grunde richtete.

Sehr lobenswerth ist die naive Offenheit, womit der Verfasser der mosaischen Bücher die Unthaten seiner Erz- und Stammväter erzählt! Aber deßhalb verdient er großen Tadel, daß er sie immer als Heilige und als auserkorene Lieblinge Gottes rühmt, in deren ärgsten Bosheiten er nichts als Tugend und Frömmigkeit wahrnimmt. Mag man auch der katholischen Kirche in mancher Hinsicht höchst gerechte Vorwürfe machen; so sollte man ihr doch wenigstens das nicht zur Last legen, daß sie dem großen Haufen das Lesen des alten Testaments untersagt; denn wo giebt es wohl ein Verbrechen und eine Nichtswürdigkeit, die sich nicht durch das Beispiel eines zum Vorbilde der Nachahmung aufgestellten Mannes Gottes entschuldigen oder gar rechtfertigen ließen? Und was für Einfluß soll ein Buch auf die Sittlichkeit der Menschheit haben, in welchem Kuppler, boshafte Lügner, Betrüger, Wucherer, Seelenverkäufer, Erbschleicher,

Blutschänder, Raub- und Meuchelmörder, kurz die ärgsten, verabscheuenswerthesten Bösewichter als Männer nach dem Herzen Gottes auch als auserwählte Lieblinge des höchsten Wesens gefeiert und gepriesen werden.

Josephs Brüder, welche nichts weniger ahneten, als daß der, von ihnen für zwanzig Silberlinge verkaufte Traumdeuter, den sie wahrscheinlich längst für todt hielten, sich zu so hohen Aemtern und Würden könnte empor geschwungen haben, kamen gleichfalls, um Getreide von ihm zu kaufen. Er erkannte sie bald; ängstigte sie anfangs auf mancherlei Weise, gab sich ihnen jedoch endlich zu erkennen, und versöhnte sich mit ihnen. Mit reichen Geschenken sandte er sie hierauf an ihren Vater zurück, und ließ ihn einladen, mit allen den Seinigen nach Egypten zu kommen. Dies geschah, und Joseph erbat sich nun für seine Brüder, so wie für ihre und seine Nachkommen von Pharao die schönste und fruchtbarste Provinz des ganzen Königreichs, die Landschaft Gosen oder Raemses zum Eigenthum. Man sieht, daß dieser Finanzminister sich nicht bloß auf den Kornwucher, sondern auch auf den Nepotismus meisterhaft verstand, und für sich und die Seinigen besser zu sorgen wußte, als für das Wohl der Egypter, deren Landesvater er hieß. 1 B. Mos. 41. K. 43 V.

Mit seiner Geschichte schließt das erste der mosaischen Bücher. Die vier folgenden enthalten

die israelitischen Sagen von Moses, vom Ausgange der Juden aus Egypten, von ihren wunderlichen Kreuz- und Querzügen in der Wüste, und von den ersten Anstalten zur Eroberung Kanaans. Da ich dem hochgefeierten Religionstifter und Gesetzgeber Moses in diesem Werke eine besondere Abhandlung widmen werde, so führe ich von ihm hier nur dasjenige an, was mit den weitern Erzählungen im Buche Josua in unzertrennlicher Verbindung steht.

Durch die Idee, daß sie das heilige auserwählte Volk Gottes wären und durch die glänzende Verheißung eines herrlichen fruchtbaren Landes voll Milch und Honig, voll Freiheit, Freude und Ueberfluß hatte sich Moses bemüht die Israeliten aus der gänzlichen Verworfenheit, in welche sie durch ihr müßiges Hirtenleben und das darauf folgende egyptische Sklavenjoch versunken waren, heraus zu reißen, sie mit neuem Muth zu beleben und sie zur Gründung eines selbstständigen Staats auszubilden. Endlich nahte er sich dem Lande Kanaan, welches, wie er wußte, in viele kleine Königreiche und Freistaaten zersplittert, und daher am Leichtesten zu erobern war. Um sich jedoch eine genauere Kenntniß dieses, angeblich von Gott verheißenen Landes zu machen, und um zugleich durch die glänzenden Nachrichten von der Fruchtbarkeit desselben die feigherzigen Israeliten zur Eroberung anzufeuern, sandte er zwölf Kundschafter, und zwar

von jedem Stamm einen aus: „um das Land „zu erkunden, wie es ist, und das Volk das „darinnen wohnet, ob es stark oder schwach, we„nig oder viel ist; und was für ein Land ist, „darinnen sie wohnen, ob es gut oder böse sei, „und was es für Städte sind, darinnen sie woh„nen; ob sie in Gezelten oder Festungen wohnen. „Und was für ein Land, ob es fett oder mager „sei, und ob Bäume darin sind, oder nicht.“ An diesen ängstlichen Erkundigungen, welche Moses einzog, sieht man schon, daß es mit der angeblichen göttlichen Verheißung nicht so ganz richtig war, und daß er selbst manche Bedenklichkeiten dagegen hatte. Um so weniger wird man uns die unsrigen verargen können! Wäre Moses überzeugt gewesen, daß Gott den Israeliten die Länder der Kananiter, Hethiter, Ameriter, Pheresiter, Hewiter und Jebusiter wirklich verheißen hatte, und daß sie dort „Ströme von Milch und Honig“, finden würden; wozu brauchte er dann noch Kundschafter auszusenden, um das „Land zu besehen, ob es gut oder böse; und was „für ein Land sei, ob es mager oder fett sei, „und ob auch Bäume darin wären, oder nicht?“ Wozu brauchte er so ängstlich nach den Städten zu forschen: ob sie fest oder nicht fest, und nach den Einwohnern, ob ihrer viele oder wenig, ob sie stark oder schwach wären? Hatte er wirklich eine göttliche Verheißung, so bedurfte es aller solcher kindischen und kleinlichen Erkundigungen

nicht, sondern er konnte ganz ruhig und getrosten Muthes seinen Marsch fortsetzen und sicher überzeugt sein, daß Gott, der jene Verheißung gegeben hatte, auch eine Wüste voll Basilisken und Drachen in das lachendste Paradies umwandeln könne!

Nach vierzig Tagen kehrten die ausgesandten Boten zurück, und obgleich sie über die Fruchtbarkeit des Landes einen vortheilhaften Bericht abstatteten, so machten doch zehn von ihnen eine höchst schreckliche Beschreibung von der Größe und Stärke der Einwohner Kanaans, die sie als ungeheure Riesen schilderten, gegen welche die Juden wahre Heuschrecken wären. Hiedurch wurden Abrahams Heldensöhne plötzlich in die größte Angst versetzt; sie fiengen an zu jammern und zu murren, und Moses sah' ein, daß er mit allen göttlichen Verheißungen von Strömen voll Milch und Honig bei dem feigherzigen Volke nichts ausrichten würde. Hochbejahrt, wie er war, entschloß er sich sein Leben mit ihnen in der Wüste zu beschließen, und die Eroberung des gelobten Landes, den Nachkommen, von deren Muth und Jugend er bessere Hoffnungen hegte, zu überlassen. Jene Aufschneiderei von der ungeheuren Größe der Einwohner Kanaans, gegen welche die Juden nur Heuschrecken sein sollten, giebt uns einen deutlichen Beweis von der lügenhaften Uebertreibungsucht der wahrheitliebenden

den Söhne Israels, die wir auch in allen ihren Geschichtbüchern bestätiget finden.

Nach Moses Tode ward Josua zum Heerführer erwählt, dessen Kriegsthaten in der, nach ihm benannten Sammlung israelitischer Ueberlieferungen und Volkssagen verzeichnet sind. Gleich den mosaischen Büchern ward diese Sammlung erst zu der Zeit des Nehemias geschrieben, *) und kann folglich aus denselben Gründen wie jene, nur auf einen sehr geringen Grad geschichtlicher Zuverläßigkeit Anspruch machen.

Noch jetzt sind Israels glorreiche Nachkommen stolz auf ihre, unter Josua's Anführung über die Kananiter, Jebusiter, Pheresiter, Hethiter, Heviter, Amoriter und andere Völkerschaften erfochtenen glänzenden Siege, die ihnen, wie sie meinen, zum einleuchtenden Beweise ihrer Behauptung dienen, daß sie, trotz aller ihrer Laster und Thorheiten, die auserwählten Lieblinge Gottes sind. Betrachtet man aber ihre Art Krieg zu führen, und die Völker, mit denen sie kriegten, etwas genauer, so findet man, daß die Eroberung des, unter eine so große Anzahl kleiner, ohnmächtiger von einander ganz unabhängiger Volksstämme zersplitterten Landes kein großes Meisterstück der Kriegskunst war, und daß Abrahams, mit Lorbeeren bekränzte, Sprößlinge erbärmliche Helden sein mußten, da sie, ihrer Ue-

*) M. s. 2 Buch der Maccabäer 2 Kap. 9 bis 15 V.

bermacht ungeachtet, vor jedem kleinen feindlichen Heerhaufen zitterten und zagten, und zur Ueberwindung jedes winzigen Zaunkönigs, den sechs herzhafte Männer aus seinem Ländchen hinausjagen konnten, und dessen ganzes Gebiet kaum so groß war, wie das Königreich Yvetot oder wie das souveräne Fürstenthum Lichtenstein, immer einen Deus ex machina, Stiftshütte genannt, zu Hülfe riefen.

Das ganze Land Kanaan hatte ungefähr einen Flächenraum von dreihundert deutschen gevierten Meilen. Hievon nahmen die Israeliten unter Moses und Josua's Anführung während eines Zeitraums von mehr als dreißig Jahren kaum zwei Drittheile oder zweihundert deutsche Quadratmeilen ein, welche, außer mehreren großen unbewohnbaren Wüsten und Gebirgen, wo es keine Ströme von Milch und Honig gab, nicht weniger als drei und dreißig Königreiche enthielten. Wie klein und ohnmächtig mußten also jene ein und dreißig legitimen Monarchen sein, welche der Feldherr Josua, nachdem er ihnen sehr heldenmäßig und edelmüthig die Daumen abgehackt und die Hälse zertreten hatte, an die ersten besten Bäume aufhängen ließ?

Weder durch einen allgemeinen Oberherrn, noch durch ein festes Bündniß zusammen gehalten, unter sich durch die verschiedenartigsten Interessen getheilt, und oft einander ganz fremd, wohl gar feindselig gegenüber stehend, wurden

diese Duodezmonarchen und Republiken leicht die Beute einer so zahlreichen, durch ein einziges Interesse auf das Innigste vereinigten, und unter der Leitung eines einzigen Oberanführers kämpfenden Nomadenhorde! Daß Abrahams Nachkommen in einem so langen Zeitraum den größten Theil Kanaans überwältigten, dünkt uns wahrlich kein Wunder; aber das dünkt uns wunderbar, daß sie so vieler Zeit und so großer Anstalten bedurften, alle die kleinen Völkerschaften, die sich ihnen einzeln entgegen stellten, nach und nach zu besiegen und auszurotten, und daß sie ungeachtet der angeblichen göttlichen Verheißung und aller der wichtigen Hülfsmittel, die sie in ihrer eigenen Uebermacht und in der Schwäche ihrer vereinzelt streitenden Gegner finden mußten, doch nie zum völligen und ruhigen Besitz des Landes Kanaan gelangten.

Nie ist übrigens wohl ein Krieg mit einer gränzenlosern Grausamkeit geführt, als dieser israelitische Eroberungskrieg! Alle Städte wurden geplündert und in Aschenhaufen verwandelt, und nicht bloß die Männer, sondern selbst die Weiber, Kinder und Säuglinge wurden in die Flammen geworfen oder mit der Schärfe des Schwerdts vertilgt! Freilich sucht man Moses, Josua und ihre Nachfolger durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß Gott selbst, 5 B. Mos. Kap. 20, dieses Grausen erregende Verfahren geboten habe; allein wie wär' es möglich, daß Gott, der uns

immer als ein ſo liebevolles, gütiges und gerechtes Weſen geſchildert wird; Gott, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Böſe und Gute, über Gerechte und Ungerechte, und der nicht will, daß der Sohn für die Sünde ſeines Vaters büßen ſoll, befohlen haben könnte, die unſchuldigen Frauen und Kinder, ja ſelbſt die Embryonen im Schooſe ihrer Mütter zu morden und umzubringen? Ach, gewiß nicht! Dem lieben, guten Gott wird von den Menſchen gar viel Böſes nachgeſagt, was ſie aus Leidenſchaft oder aus Einfalt und Stumpfſinn vollbrachten. Bald hat er einen Teufel geſandt, um ſie zur Sünde zu verleiten und ins Verderben zu ſtürzen; bald hat er ihnen ſelbſt Fallſtricke und Schlingen gelegt und ſie in Verſuchung geführt; bald ſoll er ſogar die himmelſchreiendſten Grauſamkeiten und Verbrechen geboten haben, vor denen ein Satan zurück ſchaudern möchte; und ſo muß der gütige, nachſichtvolle Gott, der das Wohl aller ſeiner Geſchöpfe will, immer ihre Miſſethaten und Thorheiten ſich aufbürden laſſen! Wahrlich, es iſt zum Erbarmen!

Die kleinen unglücklichen Völkerchen, welche von den Heldenſöhnen Iſraels ſo grauſam geſchlachtet wurden, lebten ſehr friedlich, ſtill und ſicher, und ahneten Anfangs ſo wenig von einem feindlichen Ueberfall, daß ſie die iſraelitiſchen Kundſchafter ungehindert umher ziehen ließen, ohne ſich im Mindeſten um ſie zu bekümmern.

Ein Volk, das so arglos, so gutmüthig und so fern von allem Verdacht gegen Fremde und Reisende ist, kann unmöglich ganz böse sein, und hätte wohl ein besseres Loos verdient, als den Einwohnern Kanaans in der Folge zu Theil ward.

Aufgeschreckt durch das Schicksal der Einwohner von Hesbon und Basan, die von den Israeliten mit Feuer und Schwerdt von der Erde vertilgt und ihrer Länder beraubt waren, fiengen die übrigen Bewohner Kanaans jedoch an, mehr auf ihrer Hut zu sein, und für ihre Sicherheit zu wachen. Held Josua, der wahrscheinlich eben so wenig Vertrauen zu den verheißenen Strömen von Milch und Honig hatte, und vor den unüberwindlichen Festungen der Kananiter nicht minder zagte, als sein Vorgänger Moses, sandte zwei Spione voraus, um das Land, und besonders die Stadt Jericho, zu erkunden. Diese Abgeordneten kehrten zu Jericho bei einer Hure Namens Rahab ein, denn Juden und Huren hielten immer zusammen. Unsere gottesfürchtigen Theologen behaupten zwar, die Rahab sei keine Hure, sondern eine erweckte Gastwirthin gewesen, denn die hebräische Sprache habe für Hure und Gastwirthin nur Eine Benennung; allein da muß man wirklich bedauern, daß diese Sprache so äußerst arm ist, denn wie viele Huren giebt es nicht, die keine Gastwirthinnen sind, und wie

viele Gaſtwirthinnen würden ſich mit Recht jenen Ehrentitel verbitten!

Die Männer Gottes, welche von Joſua zum Spioniren ausgeſandt waren, kehrten alſo bei der frommen Hure Rahab ein, die ſie gar dienſtfertig bei ſich verſteckte, und mit ihnen einen kleinen Separatfrieden abſchloß, worin ihr und ihrer Sippſchaft für den Verrath ihres Vaterlandes alles mögliche Gute zugeſichert wurde. Der König von Jericho ſandte zwar zu der hochverrätheriſchen Hure, um die feindlichen Kundſchafter greifen zu laſſen, allein die verſchmitzte Rahab war ihnen zur Flucht behülflich, und wußte ſich liſtig und hurenmäßig genug aus dem Handel heraus zu lügen. Dieſe gottſelige Perſon wird gleichfalls als ein Muſter der Nachahmung, wahrſcheinlich aber nur für ihre barmherzigen Mitſchweſtern, aufgeſtellt, denen wir ſie daher auch gerne überlaſſen wollen.

War Moſes mit den Iſraeliten trockenen Fuſes durch das rothe Meer gegangen, ſo mußte auch ſein Nachfolger eben ſo trockenen Fußes mit ihnen durch den Jordan gehen, um nach Jericho zu gelangen. Zum ewigen Denkmal und Beweiſe dieſes wichtigen Ueberganges ließ Joſua zwölf Steine inmitten des Jordans aufrichten, allein dieſe Steine ſind nicht mehr vorhanden, und ſie würden begreiflich auch nur einen ſehr unzulänglichen, auf die Ueberzeugung keines vernünftigen Menſchen den mindeſten Einfluß habenden Be-

weis für die angebliche Thatsache liefern, denn wenn auch wirklich noch heute zwölf solcher Steine im Jordan gefunden würden, was beweisen sie für die Wahrheit der alten Volkssage, daß Josua sie zum ewigen Gedächtniß seines unglaublich wunderbaren Durchmarsches dort aufgepflanzt habe? Die Steine können lange Zeit vorher dort gelegen haben, ehe die an sie geknüpfte Volkssage entstand, denn ähnlicher Beweismittel für angebliche Thatsachen, die niemals geschehen sind, giebt es so viele, daß sie nicht den mindesten Glauben verdienen! Indessen sieht man auch aus dieser Sage, daß es zu Josua's Zeiten noch keine Buchstabenschrift bei den Israeliten gab, und daß man zu sehr unsichern und armseligen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen mußte, um die Begebenheiten der Vorfahren den Nachkommen mitzutheilen. Schon daher muß jeder Vernünftige die Zuverlässigkeit der jüdischen Geschichtbücher bezweifeln, welche größten Theils aus uralten, viele Jahrhunderte lang fortgepflanzten, und durch mündliche Ueberlieferung entstellten Sagen, deren Beweise auf den zweideutigsten und unzulänglichsten Denkmalen beruhten, zusammen gesetzt sind. Und wie mächtig muß dieser Zweifel werden, wenn man in jenen Büchern fast nichts, als Wunderdinge findet, die mit der Vernunft und der Natur im schreiendsten Widerspruche stehen?

Es kann aber auch sein, daß Josua wirklich

mit den Israeliten beinahe trockenen Fußes durch den Jordan gieng und zwölf Denksteine zum ewigen Gedächtniß in der Mitte des Flußbettes aufrichten ließ, denn nach den Versicherungen glaubwürdiger Reisenden ist der Jordan gar kein bedeutender Strom, und manchmal so arm an Wasser, daß man, nicht allein ohne Gefahr, sondern selbst ohne sich zu benetzen, mit Schuhen hindurch gehen kann. Das Wunderbare in dieser Geschichte darf man also füglich der, viele Jahrhunderte lang fortgesetzten mündlichen Ueberlieferung zuschreiben, so wie dem eigenthümlichen Hange der Juden, alle Begebenheiten ihrer lieben Vorfahren zu vergrößern und mit Unglaublichkeiten auszuschmücken.

Als Israels Kinder nun den Jordan hinter sich, und vor sich die weltberühmte Festung Jericho hatten, ward Josua gewahr, daß ein Mann mit einem bloßen Schwerdt ihm gegenüber stand. Er gieng daher zu demselben und fragte: ob er den Israeliten oder den Feinden angehöre? Nein, erwiederte der Mann mit dem Schwerdt, ich bin ein Fürst über das Heer des Herrn, und bin jetzt gekommen. Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn die Stätte, worauf du stehest, ist heilig. Josua that es, und man sieht, daß die himmlischen Feldherren eben so strenge auf den Anstand halten, wie die holländischen Gewürzkrämer, bei denen man gleichfalls Schuhe

und Stiefel ausziehen muß, wenn man in ihre Staatszimmer tritt.

Uebrigens hatt' es mit diesem Fürsten über das Heer des Herrn vielleicht dieselbe Bewandtniß, wie mit jenen angeblichen Erscheinungen, durch deren Erzählung Judas der Makkabäer seine Krieger zu ermuthigen und anzufeuern suchte. Makk. 2 Kap. 15.

Sehr wunderlich ging es mit der Einnahme von Jericho zu. Statt mit seinen sechsmalhunderttausend wehrhaften und bewaffneten Israeliten das kleine Nest anzugreifen, ließ Josua — wie unser Geschichtschreiber berichtet — die Priester sieben Tage nach einander mit Posaunen um die Stadt herum blasen; da fielen endlich die Mauern um, und mit dem Feldgeschrei: die Hure Rahab soll leben, und Alles, was zu ihrem Hause gehört! stürmte Abrahams siegreicher Saame über die eingestürzten Bollwerke in die Stadt und ermordete mit der Schärfe des Schwerdts Alles, was an die Wand, und was nicht daran pinkelt, „beide Mann und Weib, Jung und Alt, Ochsen, Schafe und Esel."

So ward eine Menge schuld- und wehrloser Weiber und Kinder auf das Grausamste niedergemetzelt, aber die landesverrätherische Hure blieb, auf Josua's Befehl, mit ihrer ganzen werthen Sippschaft beim Leben und im vollen Genuß ihres Eigenthums. Wen muß dies nicht empören? Zwar wird die Hure Rahab von dem

heiligen Paulus, der ein großer Gönner aller barmherzigen Schwestern war, gar sehr wegen ihres Glaubens gerühmt; *) allein wegen ihrer Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe verdient sie wahrlich kein Lob!

Daß kein Vauban, oder Carnot die Festung Jericho angelegt hatte, und daß ihre Mauern ziemlich locker sein mußten, sieht man wohl ein, Die Bollwerke von Magdeburg, von Maynz, von Landau, von Strasburg u. s. w. würden schwerlich zusammen stürzen, und wenn die Ehrw. Geistlichkeit von ganz Europa und der heilige Vater selbst auch noch so kräftig ins Horn stießen.

Größere Anstrengungen als die Einnahme Jericho's, kostete dem Feldherrn Josua und seinen mehr als sechsmalhunderttausend waffentragenden Israeliten die Eroberung der berühmten Stadt und des Königreichs Ai, die zusammen, mit Einschluß der Frauen und Kinder, zwölftausend Einwohner zählten. Auf Josua's Befehl mußten nemlich dreitausend israelitische Krieger das Städtchen Ai in welchem nur sehr wenig streitbare Männer waren, angreifen, allein diese fielen heraus, schlugen sechs und dreißig Juden todt, und jagten die übrigen in die Flucht. Es fehlte wenig, daß nicht ganz Israel hinterdrein gelaufen wäre, denn „dem Volk war das Herz verzagt und zu Wasser;" ja selbst der Held Jo-

*) Epistel an die Ebräer 11 V. 31.

sua „zerriß seine Kleider, fiel auf sein Ange„sicht vor der Lade des Herrn, bis auf den „Abend, sammt den Aeltesten Israels, und „streueten Staub auf ihre Häupter. Und Jo„sua sprach: ach, Herr, Herr, warum hast du „dies Volk über den Jordan geführt, daß du „uns in die Hände der Amoriter gebest, uns „umzubringen. O daß wir wären jenseit des „Jordans geblieben, wie wir angefangen hatten!"

Da sieht man den muthigen Glaubenshelden, wie großes Vertrauen er zu der Verheissung des Herrn hatte, der alle Tage „mit ihm redete und sprach."

Gott offenbarte ihm hierauf, daß Israel sich versündiget habe, und deßhalb vor den Feinden nicht stehen könne. Bei der Untersuchung fand sich, daß Achan, aus dem Stamm Juda bei der Plünderung Jericho's einen Mantel und eine goldene Zunge, welche, nach Josuas Befehl, zum Schatz des Herrn hätte geliefert werden sollen, für sich verheimlichet hatte. Nicht allein Achan selbst, sondern auch seine Söhne und Töchter, seine Ochsen, Esel und Schafe, die an der Missethat gar keinen Theil genommen hatten, wurden gesteinigt und verbrannt, und nach dieser ächtisraelitischen Gerechtigkeitspflege war Abrahams Saame wieder so rein und siegreich, wie vorher.

Um nicht das unglückliche Schicksal ihrer Nachbaren zu haben, und, wo möglich sich vor

der Mordſucht und Raubgier der Iſraeliten zu ſichern, bedienten ſich die Einwohner Gibeons einer ſehr unſchuldigen Liſt. Sie ſandten Abgeordnete in alten Kleidern und Schuhen zu Joſua, und ließen unter dem Vorgeben, daß ſie in weiter Entfernung wohnten, um Frieden bitten. Joſua gewährte ihr Geſuch, und ſchloß einen Bund mit ihnen, der von beiden Theilen beſchworen wurde. Nach einigen Tagen kam er aber ſchon mit ſeinem Heer bei Gibeon und den dazu gehörigen Städten an, und nun murrte das ganze Iſrael, weil es ſeinen Wunſch, zu morden und zu plündern, nicht erfüllt ſah. Joſua ließ deßhalb die Vorſteher der Städte rufen, machte ihnen Vorwürfe über den ihm geſpielten Betrug, verfluchte und verdammte ſie zu ewigem Sklavendienſt am Hauſe des Herrn.

Jenes ungegründete Vorgeben der Gibeoniten, wird hinlänglich durch die Pflicht der Selbſterhaltung gerechtfertigt, denn es war ihnen das einzigſte Mittel, dem Blutdurſt und der Raubſucht der Juden zu entgehen. Aber höchſt ſchändlich und nichtswürdig erſcheint die meineidige Wortbrüchigkeit Joſua's, der das unſchuldige Völkchen, welches weiter nichts that, als daß es ſein Leben und ſein Eigenthum zu retten ſuchte, zur Sklaverei verurtheilte. Ueberhaupt erſcheint der Mann Gottes Joſua als einer der härteſten, wildeſten und roheſten unter allen Völkerdrängern, die jemals die Erde mit Blut

und Leichen bedeckten. Es war ihm nicht genug, die unglücklichen, von ihm überwundenen Könige zu tödten, er mußte sie auch vorher noch martern und ihnen die Daumen abhacken und die Hälse zertreten lassen, welches selbst mit dem angeblichen göttlichen Befehl zur Ausrottung der Einwohner Kanaans sich nicht entschuldigen läßt.

Obgleich die Nachrichten von diesen Greuelthaten dem Buche Josua nichts von seiner geschichtlichen Zuverläßigkeit rauben können; so beweist doch die folgende Geschichte, welche nicht bloß in das Reich der Wunder, sondern selbst der Unmöglichkeiten gehört, wie wenig Glauben diese Sammlung jüdischer Volkssagen verdient.

Nach dem Fall von Jericho und Ai verbündeten sich fünf kleine Zaunkönige der Amoriter, dem gemeinschaftlichen, ihnen drohenden Feinde entgegen zu ziehen. Obgleich Josua ein Heer von sechsmal hunderttausend streitbaren und bewaffneten Männern hatte, und ihnen also gewiß mehr als hundert Mal an Mannschaft überlegen war, mußte Gott ihm doch unmittelbar Muth zusprechen, und ihn des Sieges versichern, der um so leichter errungen wurde, da die Amoriter gleich beim Anblick des ungeheuern feindlichen Heeres die Flucht ergriffen. Die tapfern Israeliten jagten ihnen nach, und „der Herr ließ zugleich ei„nen großen Hagel vom Himmel auf sie fallen, „bis gen Aseka, daß sie starben, und viel mehr

„starben ihrer von dem Hagel, als die Kinder „Israel mit dem Schwerdt erwürgten. Da re„dete Josua mit dem Herrn und sprach vor ge„genwärtigem Israel: Sonne, stehe still zu Gi„beon, und Mond, im Thale Ajalon! Da stand „die Sonne und der Mond still, bis sich das „Volk an seinen Feinden rächte. Ist dies nicht „geschrieben im Buch der Frommen? Also stand „die Sonne mitten am Himmel und verzog un„terzugehen beinahe einen ganzen Tag; und es „war kein Tag diesem gleich, weder zuvor noch „darnach, da der Herr der Stimme eines Men„nes gehorchte; denn der Herr stritt für Israel.“*)

Hat es wohl jemals eine ärgere Aufschneiderei gegeben? Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, darum frägt er: steht dies nicht geschrieben im Buch des Frommen? Aber wenn es auch in allen Büchern der Frommen geschrieben stände, so könnte man es doch nicht glauben, zumal da in den Büchern der Frommen gar viele Sachen stehen, die kein vernünftiger Mensch zu glauben im Stande ist. Wie sollte das weiseste, gütigste und liebevollste Wesen wohl Sonne und Mond in ihrem Laufe aufgehalten und die Ordnung unsers, und aller mit demselben zusammen hängenden Weltsysteme gestört haben, damit die elenden Juden sich an

*) B. Jos. Kap. 10.

einer Handvoll Amoriter rächen und nach Herzenslust morden konnten? Ein so wichtiges Ereigniß, wodurch ein großer Theil des Weltalls bis in seine Grundfesten hätte erschüttert und zerrüttet werden müssen, würde sicherlich von allen Völkern der Erde bemerkt und durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung bis auf die späteste Nachwelt fortgepflanzt sein, allein nirgend, als im Buche Josua findet man die mindeste Kunde davon; denn das Buch des Frommen, worauf sich unser Geschichtschreiber so pathetisch beruft, scheint, wie viele andere fromme Bücher, längst den Weg alles Fleisches gegangen zu sein.

Aber gesetzt auch, Gott hätte wirklich jene Amoriter von den Juden vertilgen lassen wollen; wozu bedurfte es denn so ungeheurer Mittel, einen so geringen Zweck zu erreichen? Er durfte ja nur noch etwas stärker hageln lassen, oder den schnellfüßigen Amoritern die Beine lähmen, damit seine Lieblinge sie desto bequemer todtschlagen konnten! Was man mit Wenigem thun kann, braucht man nicht mit Vielem zu thun; wozu ein leichter Zwirnfaden hinreicht, dazu nimmt man kein Ankertau, und kein Vernünftiger wird eine Haselnuß, die er mit zwei Fingern fortschaffen kann, auf einem großen, mit zwanzig Pferden bespannten Frachtwagen wegfahren lassen. Schon in der Natur beurkundet uns Gott seine unendliche Weisheit besonders dadurch,

daß er nie mehr Kräfte in Bewegung ſetzt, als gerade zur Erreichung ſeines Endzwecks dienen; wie ſollt' er denn hier, auf Befehl eines mordſüchtigen Judenſcheikhs Sonne und Mond in ihrem Lauf aufgehalten, und faſt das ganze, uns ſichtbare Weltſyſtem in Unordnung gebracht haben, um ein paar hundert Amoriter von der Erde zu vertilgen?

Aber die ganze Geſchichte erſcheint nicht bloß als ein Wunder oder als eine, mit der natürlichen Ordnung der Dinge ſtreitende Begebenheit; ſondern auch als eine Unmöglichkeit, als eine angebliche Thatſache, die ſelbſt bei dem vorausgeſetzten Wunder auf keine Weiſe ſtatt finden konnte. Denn angenommen, Gott hätte die Sonne wirklich einen ganzen Tag ſtill ſtehen laſſen, ſo half dies den Iſraeliten bei ihrer elenden Metzgerei doch im Mindeſten nicht, da die Erde ſich ja dennoch um ihre Achſe gedreht haben würde, und es alſo eben ſo frühe Nacht geworden wäre, wie vorher. Die Erzählung vom Stillſtehen der Sonne iſt folglich eine alberne jüdiſche Aufſchneiderei, und der Verfaſſer des Buchs Joſua hätte ſehr klug gethan, ſich nach wahrhaftern Quellen umzuſehen, als das von ihm angeführte „Buch des Frommen" geweſen ſein muß.

Wie kann man aber unter ſolchen Umſtänden uns zumuthen, dem Buche Joſua den mindeſten Glauben zu ſchenken, da es nicht nur Wunder,

ſondern ſogar Unmöglichkeiten, bei denen der eifrigſte Wunderglaube verzweifeln muß, als wirkliche Thatſachen berichtet? Möge man auch noch ſo gläubig ſein, ſo wird man doch nie glauben können, daß zwei Mal zwei fünf, oder daß der Zirkel ein Viereck ſei, und eben ſo widerſinnig iſt die Behauptung, daß der Tag um zwölf Stunden verlängert werde, wenn Gott nur der Sonne zwölf Stunden ſtill zu ſtehen geböte, da Nacht und Tag gar nicht von dem ſcheinbaren Fortgange der Sonne, ſondern von dem Drehen unſerer Erde um ihre Achſe, und der dadurch entſtehenden Richtung derſelben gegen die Sonne beſtimmt werden. Hätte der Held Jeſua, ſtatt der Sonne, lieber der Erde befohlen: drehe dich zwölf Stunden lang nicht weiter um deine Achſe; ſo würden wir jene Wundergeſchichte weit ehe glauben.

Lächeln muß man darüber, daß Gott dem Befehl eines iſraelitiſchen Räuberhauptmanns gehorcht haben ſoll, und daß der große Hagel, welcher die Amoriter erſchlug, alle mit ihnen im Handgemenge befindliche Juden verſchonte. Doch hinweg von der wunderlichſten aller Wundergeſchichten.

Nicht der Menſchlichkeit der Iſraeliten, ſondern ihrer Arbeitſcheu muß man es zurechnen, daß ſie Moſes grauſamen Befehl, alle Einwohner Kanaans zu vertilgen, nicht überall mit gleicher Strenge befolgten; denn viele derſelben be-

hielt man im Lande, um ſie als Sklaven zum Ackerbau zu gebrauchen. Nach Joſua's Tode wurde kein gemeinſchaftlicher Heerführer wieder gewählt, und daher trat bald ein, faſt ganz anarchiſcher, Zuſtand ein, indem Jeder that, was ihm gut dünkte. Hierüber kam es zu heftigen bürgerlichen Kriegen, in deren einem faſt der ganze Stamm Benjamin aufgerieben wurde. Auch die unterjochten Ureinwohner, durch den tyranniſchen Druck ihrer Beſieger zur Verzweiflung gebracht, und aufgereizt durch ihre noch unbeſiegten Landsleute, erhoben ihr Haupt, gewannen häufig die Oberhand, und vergalten ihren vorigen Unterdrückern Gleiches mit Gleichem. Von Zeit zu Zeit trat dann wieder ein entſchloſſener Mann an die Spitze der Iſraeliten, und wurde, wenn er ſiegreich gegen die Ureinwohner oder gegen die kriegeriſchen Nachbaren war, von einzelnen, und manchmal von allen Stämmen als Schofet oder Richter anerkannt. So ſpielten Iſraels lorbeerumkränzte Söhne in dem, ihnen vom Herrn auf ewige Zeiten geſchenkten, Lande voll Milch und Honig vierhundert Jahre hindurch abwechſelnd die Rolle der grauſamſten, übermüthigſten Sieger und der elendeſten, unglücklichſten Sklaven und konnten nie zum ruhigen und vollkommenen Beſitz dieſes, ihnen ſo vielfach verheiſſenen Landes gelangen. Wer mag es ihnen daher verdenken, daß ſie ſo häufig an-

dern Göttern nachliefen, und auf fremden Altären opferten?

Das Buch der Richter, welches die israelitischen Volkssagen von den Großthaten jener Anführer und Häuptlinge enthält, ist eine Fortsetzung des Buchs Josua, und wurde, so wie dieses, zu den Zeiten des Nehemias, also *) nach der babylonischen Gefangenschaft geschrieben. Manche der, darin erzählten Abentheuer der jüdischen Helden sind übrigens so unglaublich und wunderbar, daß man leicht in Versuchung kommen könnte, denn Herrn Baron von Münchhausen, spaßhaften Andenkens, für den Verfasser dieses göttlichen Buches zu halten, wenn man nicht wüßte, daß der wohlselige und wahrheitliebende Freiherr kein Ebräisch verstanden und lange nach Nehemias Zeiten gelebt hätte.

In der Wahl ihrer Richter bewiesen Abrahams Kinder sehr wenig Zartgefühl, denn einmal wählten sie den Abimelech, der seine siebenzig Brüder ermordet hatte, ein ander Mal den Jephthah, einen Räuberhauptmann, zu ihrem Schosel; kein Wunder, da die mosaische

*) Dies sieht man sehr deutlich aus Kap. 18 V. 30, wo es heißt: „Und Jonathan, der Sohn Gerson, des Sohnes Manasse und seine Söhne waren Priester in dem Stamme der Daniter, bis an die Zeit, da sie aus dem Lande gefangen geführt wurden."

Religion mehr auf einen prunkvollen äusserlichen Gottesdienst, als auf sittliche Veredelung berechnet, und von dem Gesetzgeber auf häusliche und öffentliche Erziehung nicht die mindeste Rücksicht genommen war. Mußte nicht ein Volk, das eben so roh und ohne alle geistige Ausbildung aufwuchs, wie seine Rinder, Kameele, Schafe und Esel, auch bei den besten natürlichen Anlagen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer tiefer in Stumpfsinn und Gefühllosigkeit versinken? Was war nun gar von den Juden zu erwarten, deren erste Stammväter schon mit allen möglichen Untugenden behaftet waren, und diese nebst der hochmüthigen Einbildung, daß sie ganz untadelhafte und unverbesserliche Lieblinge Gottes wären, auf ihre Nachkommen vererbten?

Daß Samgar mit einem bloßen Ochsenstecken sechshundert Philister todtschlug, beweist deutlich, daß die Philister sehr geduldige Menschen waren, und ist nur eine Kleinigkeit gegen manche andere Heldenthaten und Wunderdinge, die in dem Buche der Richter erzählt werden, und von denen wir einige hier anführen wollen.

In einer langen Unterredung befahl Gott dem Gideon, sich an die Spitze der Israeliten zu stellen, und sie von der Oberherrschaft der Midianiter zu befreien. Der Herr verhieß ihm hiezu seinen Beistand, und bekräftigte diese Zusage durch ein sichtbares Wunder, indem er Feuer

aus einem Felsen fahren ließ, wodurch das, von Gideon dargebrachte, von Blut und Wasser triefende Opfer verzehrt wurde. Damit war Held Gideon aber noch nicht zufrieden, sondern er sprach zu dem Herrn: „Willst du Israel durch „meine Hand erlösen, wie du geredet hast, so „will ich ein Fell mit der Wolle auf die Tenne „legen. Wird der Tau auf dem Fell allein sein, „und auf der ganzen Erde trocken, so will ich „merken, daß du Israel erlösen willst durch meine „Hand, wie du geredet hast. Und es geschah „also. Und da Gideon des andern Morgens „früh aufstand, drückte er den Thau aus dem „Fell, und füllte eine Schale voll des Wassers. „Und Gideon sprach zu Gott: dein Zorn er„grimme nicht wieder mich, daß ich noch einmal „rede. Ich will's nur noch einmal mit dem „Fell versuchen. Es sei allein auf dem Fell „trocken und Thau auf der ganzen Erde. Und „Gott that also dieselbe Nacht, daß es trocken „war allein auf dem Fell und Thau auf der „ganzen Erde."

Diese beiden letztern Wunder sind leicht begreiflich, und man braucht kein großer Wunderthäter zu sein, um sie auch ohne göttliche Beihülfe zu veranstalten. Aber ganz unbegreiflich ist es, daß der fromme Gideon diesem Schafsellmirackel mehr trauete, als den unmittelbaren, durch ein weit größeres Wunder bestätigten Versicherungen Gottes, die er doch mit seinen eig-

nen Ohren mußte gehört haben. Hatte Gott wirklich das Alles mit Gideon „gesprochen und geredet," was im Buche der Richter erzählt wird, wie konnte denn dieser auserkorene Liebling des Herrn noch jene läppischen Proben mit dem Schaffell anstellen? Trauete selbst Gideon jenen unmittelbaren, ihm durch sichtbare Wunderwerke bekräftigten Offenbarungen und Versicherungen Gottes nicht, mit welchem Rechte kann man denn uns arme Ketzer zur Hölle verdammen, weil wir dem Buche der Richter keinen Glauben beimessen, dessen Wahrheit uns durch kein einziges, uns sichtbares Wunder bekräftiget ist?

Gideon versammelte jetzt ein Kriegsherr von zwei und dreißig tausend Mann, um den Midianitern und Amalekitern entgegen zu ziehen. Auf Befehl Gottes entließ er jedoch von diesem Heer zwei und zwanzig tausend, und da sprach der Herr zu ihm: „des Volks ist noch zu viel. „Führe sie hinab ans Wasser, daselbst will ich „sie dir prüfen; und von welchem ich dir sagen „werde, daß er mit dir ziehen soll, der soll mit „dir ziehen. Gideon that, wie ihm geboten „war, und der Herr sprach weiter: welcher mit „seiner Zunge das Wasser leckt, wie ein Hund, „den stelle besonders. Da war die Zahl derer, „die geleckt hatten, dreihundert Mann. Und der „Herr sprach zu Gideon: durch die dreihundert „Mann, die geleckt haben, will ich euch erlösen,

„und die Midianiter in deine Hände geben. Aber „das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort.“

Auch bei dem größten Ernst kann man sich über diese Heldenprobe des Lächelns kaum enthalten. Gideon theilte nun seine dreihundert Mann auf Gottes Befehl, in drei Haufen, gab jedem Krieger eine Posaune und einen Topf mit einer Fackel in die Hand, und ließ sie mit Einem Mal sämmtlich in's Horn stoßen, und zugleich ihre Töpfe zerbrechen. Hierüber geriethen die Midianiter und Amalekiter, deren Menge nicht zu zählen war, und die „so viele Kameele bei sich hatten, wie Sand am Ufer des Meeres“ so sehr in Verwirrung und Schrecken, daß sie mit lautem Geschrei davon liefen, und sich zum Theil einander selbst umbrachten, woran man sieht, daß sie wenig Sinn für Musik hatten. Hundert und zwanzig tausend Feinde, die das Schwerdt ausziehen konnten, blieben nebst ihren beiden Fürsten Oreb und Seb auf dem Kampfplatz; die Midianitischen Könige Sebah und Zalmuna wurden gefangen und von Gideon eigenhändig getödtet; die Einwohner Sucoth's ließ der Held mit Dornen peitschen, weil sie ihm kein Brod hatten liefern wollen; und jene zu Pnuel, welche ihm dasselbe verweigerten, ließ er sämmtlich umbringen, und ausserdem, wie er gelobt hatte, ihren Thurm zerbrechen. Aus den goldenen Stirn-

bändern der Midianiter aber machte der fromme Gideon „einen Leibrock und ein Götzenbild und setzte es in seine Stadt zu Ophra; und ganz Israel verhurte sich daran, und es gerieth Gideon und seinem Hause zum Aergerniß.

Ein anderer Richter der Israeliten war Jephthah. Dieser Mann Gottes war nicht allein ein Hurensohn, sondern, was weit schlimmer ist, ein Räuberhauptmann. Nach einem Siege über die Ammoniter ließ er seine eigene unglückliche Tochter, welche ihn mit Pauken und Reigen empfieng und beglückwünschte, verbrennen, weil er das unvernünftige Gelübde gethan hatte, das Erste, was ihm aus seinem Hause entgegen käme, dem Herrn zum Brandopfer zu opfern. Auffallend ist es, daß der Herr, der so viel mit den israelitischen Häuptlingen „redete und sprach", über dies empörende Opfer nicht das mindeste Mißfallen bezeugte.

Der berühmteste unter Israels Richtern bleibt aber Simson, der Sohn des Manoah, dessen Geburt seiner Mutter schon vor der Empfängniß von einem Engel des Herrn verkündiget wurde. Die Engel Gottes erwarben sich so oft das Verdienst, die unfruchtbaren Israelitinnen fruchtbar zu machen, daß dergleichen Wunder ganz alltäglich waren. Bei dem vorliegenden Fall ist bemerkenswerth, daß der Engel des Herrn ein gebratenes Ziegenböcklein verschmähte, welches der Schwager Manoah ihm anbot, weil er, nach

seiner Aeußerung, keine irdische Speise äße. In Mamre's Hain nahmen, wie man weiß, die Himmlischen mit einem Kuchen, einem Kalbsbraten und mit Milch und Butter, die Abraham ihnen vorsetzte, fürlieb, und auch bei dem frommen Vater Lot ließen sie es sich gut schmecken.*) Sonderbar, daß der Engel des Manoah das Ziegenböckchen nicht annehmen wollte.

Als der Held Simson erwachsen war und auf Freiersfüßen nach Thimnath gieng, begegnete ihm ein junger brüllender Löwe, den er aber augenblicklich zerriß, wie man ein Böcklein zerreißt. Nach einigen Tagen kam er zu dem Aas des Löwen zurück, und fand einen ganzen Schwarm Bienen und Honig darin. Er aß von dem letztern und gab auch seinen Eltern davon. Diese Bienen hatten also ganz ihre Natur verläugnet, denn bekanntlich ist ihnen nichts mehr zuwider, als Aas. Weit natürlicher scheint uns dagegen das Wunder des Herrn von Münchhausen, der einen Hirsch mit Kirschkernen schoß, aber nicht tödtete. Mehrere Jahre nachher begegnete ihm dieser Hirsch, der einen großen Kirschbaum zwischen dem Geweihe trug, wieder; er erlegte ihn, und hatte jetzt nicht allein die schönsten Braten, sondern auch die herrlichsten Kirschen, die schon ganz reif und schwarz waren.

---

*) 1 B. Mos. K. 18 und 19.

Simson machte aus seiner Geschichte ein Räthsel, und gab es seinen Hochzeitgästen auf. Diese erforschten durch sein Weib die Auflösung von ihm, und er sollte ihnen dafür den Preis von dreißig Feierkleidern, die er versprochen hatte, geben. „Und der Geist des Herrn gerieth über „ihn, und er gieng hinab, und schlug dreißig un„ter ihnen (den Philistern nämlich), und nahm „ihr Gewand, und gab Feierkleider denen, die „das Räthsel errathen hatten. Und er ergrim„mete in seinem Zorn, und gieng hierauf in sei„nes Vaters Haus. Aber Simsons Weib ward „seinem Gesellen gegeben."

Welche Vorstellungen! Gott mischt sich in die thörichten Spiele einiger jungen Taugenichtse, und begeistert am Ende einen von ihnen zu einem schrecklichen Raubmorde, um seine Spielschulden zu bezahlen; denn offenbar hatte die Ermordung jener dreißig Philister bloß diesen Zweck, und war um so schändlicher, da gerade zu jener Zeit die Israeliten mit den Philistern im Frieden lebten.

Als Simson erfuhr, daß seine Verlobte einen Andern geheirathet hatte, gerieth er in noch größern Zorn wider die Philister. Um sich zu rächen, fieng er dreihundert Füchse, band sie paarweise mit den Schwänzen an einander, steckte hierauf Feuerbrände zwischen ihre Schwänze, und ließ sie in das Getreide der Philister laufen, welches sie, sammt den Weinbergen und Oehlbäu-

men derselben, in Brand steckten. Die Füchse müssen mit Simson einverstanden gewesen sein, da sie sich in so großer Anzahl von ihm fangen ließen; auch müssen sie die Gränzen der Philister sehr genau gekannt haben, indem sie den benachbarten Israeliten nicht den mindesten Schaden zufügten. Zum Dank für diesen mordbrennerischen Fuchsstreich verbrannten die Philister Simsons Weib nebst ihrem Vater. Hierüber noch heftiger entrüstet, erschlägt unser Held mit einem morschen Eselskinnbacken tausend Philister, die sich auch geduldig von ihm todtschlagen lassen, und wirft endlich, von der Blutarbeit ermüdet, die sonderbare Waffe von sich, indem er Gott bittet, ihn doch nicht vor Durst umkommen zu lassen. Der Herr erhört sein Gebet, und verwandelt einen Zahn des Eselkinnbackens in eine reichhaltige Wasserquelle, die noch heutigen Tages des Anrufers Brunnen heißt. Durch den Labetrunk gestärkt, geht der „Verlobte Gottes" nach Gasa zu einer Hure und schläft bei ihr. Seine Feinde, die Gasiter, lauern ihm jedoch auf und wollen ihn erwürgen. Simson steht aber um Mitternacht auf, ergreift beide Thüren des Stadtthores, sammt den beiden Pfosten, hebt sie aus mit den Riegeln, legt sie auf seine Schultern und trägt sie hinauf auf die Höhe vor Hebron. Dies Alles giebt uns einen eben so geringen Beweis von der Größe des Stadtthors zu Gasa, wie von der Wahrheit und

Göttlichkeit des Buches der Richter. Nach dieſem Abentheuer findet der Verliebte des Herrn die ſchöne Delila am Bache Soreck; er verliebt ſich in ſie, und ſie läßt ſich von den Philiſtern beſtechen, ihn auszuforſchen, worin ſeine große Stärke beſtehe, und womit man ihn binden könne? Endlich bekennt er ihr, daß ſeine Kraft von ihm weichen und er eben ſo ſchwach werden würde, wie andere Menſchen, wenn man ihm ſein Haar beſchnitte. Sie läßt ihn daher auf ihrem Schoos entſchlummern, ſchneidet ihm das Haar ab, und übergiebt ihn verrätheriſcher Weiſe ſeinen Feinden, den Philiſtern, die ihm die Augen ausſtechen, und ihn, mit Ketten belaſtet, nach Gaſa führen. Bei einem Feſte laſſen die Fürſten der Philiſter den Gefangenen holen, der vor ihnen ſpielen muß. Er wird in dem Hauſe, wo ſie mit dreitauſend Menſchen verſammelt ſind, zwiſchen zwei Säulen geſtellt, um ſich daran zu halten. Simſon ergreift mit jeder Hand eine der Säulen, und ſtürzt das große Haus auf die Fürſten und auf alles Volk, „das darin war, ſo „daß der Todten mehr waren, die mit ihm umkamen, als jene, die er in ſeinem Leben erſchlagen hatte.“

Man ſieht hieraus, daß der Verfaſſer des Buchs der Richter alles Mögliche that, die Leichtgläubigkeit ſeiner Leſer auf die Probe zu ſtellen, und man kann darnach den geſchichtlichen Werth dieſes Buchs ſchon beurtheilen. Um es aber

auch in sittlicher Hinsicht würdigen zu können, führe ich noch eine der, darin erzählten und sehr hoch gepriesenen, Heldenthaten an.

Jabin, ein König der Kananiter, bekriegte die Israeliten, und sein Feldherr Sissera wurde von ihnen geschlagen. Sissera flohe zu Fuß, und Jael, die Frau des Keniters Heber, welcher mit Jabin im Frieden lebte, gieng ihm freundlich entgegen, und bot ihm mit den liebreichsten Worten ihr Haus zum Zufluchtsort an. Arglos gieng der unglückliche Flüchtling hinein; Jael bedeckte ihn mit einem Mantel, als wollte sie ihn recht sorgsam den Nachsuchungen seiner Verfolger entziehen, und versicherte ihn, daß er ganz ohne Furcht sein könne. Als er einen Trunk Wasser fordert, reicht sie ihm Milch, und durch diese scheinbare Güte noch mehr in seinem Vertrauen bestärkt, bittet er sie, vor die Thüre zu gehen, und die, ihm nacheilenden, Feinde zurück zu weisen. Jael geht heraus, nimmt einen Nagel und einen Hammer, schleicht wieder in das Zimmer, und schlägt Sissera den Nagel in die Schläfe. Wo ist der Verworfene, der nicht vor einem so empörenden, grausenvollen und treulosen Meuchelmord schaudern müßte? Aber wie hoch wird die schändliche, heimtückische Mörderin für diese Greuelthat gelobt. „Gesegnet, singen Debora „und Barak, gesegnet sei unter den Weibern „Jael, das Weib Hebers, des Keniters; gesegnet sei sie in der Hütte unter den Weibern;

„Milch gab sie, da er Wasser forderte, und Butter brachte sie dar in einer herrlichen Schaale. „Sie griff mit ihrer Hand den Nagel und mit „ihrer Rechte den Schmiedehammer und schlug „Sissera durchs Haupt und zerquetschte und durchbohrte seinen Schlaf." Wahrlich, wo man Bücher, in denen so teuflische Verbrechen gelobt und angepriesen werden, als Erkenntnißquellen der Religion und der Sittenlehre annehmen kann; da sollte man doch ja von Tugend und Frömmigkeit schweigen; da sollte man doch ja nicht mit so stolzer Verachtung auf die „blinden Heiden" und auf die „gottlosen Freigeister" herabsehen, die vor so unmenschlichen Handlungen voll Entsetzen zurück beben! Mit nichts kann die, im Buch der Richter so hoch gefeierte, Jael entschuldiget werden. Sie und ihr Mann lebten mit Jabin und Sissera im Frieden, und dennoch mordeten sie den letztern auf die heimtückischste, schauderhafteste Weise, obgleich sie selbst ihm mit den freundlichsten Versicherungen ihr Haus zum Zufluchtort angeboten, und er mit dem arglosesten Herzen ihre Erbietungen angenommen hatte. Die Pflichten der Treue, der Redlichkeit und der, selbst den rohesten Völkern so heiligen, Gastfreundschaft wurden von ihr auf das Frevelhafteste verletzt, und der Schriftsteller, der uns ihre Handlungsweise zur Nachahmung empfiehlt, kann unmöglich von dem heiligen

Geiste, sondern muß von einem sehr bösen Geiste getrieben worden sein.

Das Buch Ruth enthält eine kleine häusliche Erzählung aus den Zeiten der Richter, die wegen ihrer Einfachheit und Anspruchlosigkeit zu den vorzüglichsten Stücken des alten Testaments gehört, aber wegen ihres unbedeutenden Inhalts hier füglich übergangen wird.

Von größerm Werth für die israelitische Geschichte, obgleich ebenfalls mit manchen wunderlichen Erzählungen durchwebt, sind die beiden Bücher Samuels, welche das Leben und die Thaten dieses letzten der jüdischen Richter und der beiden ersten Könige Saul und David enthalten. Nicht ihren Ursprung, sondern bloß ihren Namen verdanken diese Bücher dem Samuel, denn die meisten der darin erzählten Begebenheiten fallen in die Zeit nach seinem Tode. Wenn nicht der Prophet Nathan, dessen an mehreren Stellen mit so vielem Lobe gedacht wird, und der wegen seiner Freimüthigkeit gegen David auch dieses Lob verdient, der Verfasser war; so wurden die Bücher Samuels wahrscheinlich zugleich mit den übrigen alttestamentischen Werken unter Nehemias geschrieben und zusammen getragen, Macc. 2 K. 2 P. 7 bis 15.

Wunderdinge und Abentheuerlichkeiten sind in allen geschichtlichen und religiösen Schriften der Juden, den Talmud mitgerechnet, so unentbehrlich, wie die Granatäpfel und Cherubim im Tem-

pel Salomonis; allein den Büchern Samuels muß man wenigstens den Ruhm zugestehen, daß ihre Wunder trotz ihrer Unglaublichkeit, nicht so widersinnig sind, wie jene in den Büchern Mosis, Jesua's und die Richter. Je näher überhaupt die Geschichte der Israeliten dem Zeitpunkte kommt, wo sie weniger durch mündliche Ueberlieferung, als durch schriftliche Aufzeichnungen auf die Nachkommen vererbt wurde, oder wo die Thatsachen doch nicht so lange der mündlichen Fortpflanzung überlassen waren, und folglich nicht durch so viele Zusätze und Vergrößerungen entstellt werden konnten; desto milder und natürlicher wird der Charakter des Abentheuerlichen und Wunderbaren. Vielleicht kann es auch sein, daß einige Verfasser vernünftig genug waren, um einzusehen, daß die Erzählung unglaublicher Wunderdinge keineswegs das rechte Mittel sei, sich bei der Nachwelt Glauben zu verschaffen, und daß sie daher nur so viel von den Volkssagen ihrer Landsleute beibehielten, als nöthig war, um nicht bei diesen ihr Ansehen zu verlieren; und daher darf man ihnen schon hin und wieder eine Himmelfahrt, ein Paar feurige Rosse und Wagen, einige Erscheinungen von guten und bösen Engeln, die sie in der babylonischen und assyrischen Gefangenschaft kennen gelernt hatten, und dergleichen Sachen zu Gute halten; denn diese kommen bei Weitem nicht gegen die verführerische Schlange im Paradiese;

gegen die handgreifliche Finsterniß in Egypten; gegen das Manna, das vom Himmel fiel; gegen die Wolken- und Feuersäule, die vierzig Jahre lang mit Abrahams mürrischem Saamen in der Wüste umher irrte, und gegen das Stillstehen der Sonne zu Gideon und des Mondes im Thale Ajalon.

Mit dunkeln Farben schildert der Verfasser der Bücher Samuelis den Charakter des Hohenpriesters Eli und besonders der Söhne desselben, des Hophni und Pinehas, die nach Priestermanier die besten und fettesten Stücke der Opfer für sich behielten, und dem lieben Gott, der nicht selten von seinen Dienern betrogen werden soll, die magersten und schlechtesten gaben. Hierüber ergrimmte der Zorn des Herrn, er widerrief durch einen Propheten, den er zu Eli sandte, sein, demselben gegebenes Wort, wornach Eli und seine Familie ewiglich vor dem Herrn wandeln sollten; Hophni und Pinehas mußten auf einen Tag im Kriege für ihre Bosheiten sterben, und ihr alter blinder Vater, der, wie es scheint, bloß aus Nachsicht gefehlt hatte, ohne an ihrer Sünde Theil zu nehmen, mußte den Hals brechen. Ein Glück für die Hälse unserer wohlgemästeten Päbste, Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche, daß dergleichen Sünden heutiges Tages nicht mehr bestraft werden! In einem glänzendern Lichte wird Eli's Nachfolger, Samuel, dargestellt als ein vertrauter, frommer

und ächter Diener des Herrn, und als ein „treuer Priester, der Alles thut, was dem Herzen und der Seele Gottes wohlgefällt.“ Samuel war übrigens nicht aus dem Stamm Levi, sondern er hatte mit List die Hoheprieſterwürde an ſich gebracht. So umſtändlich unſer Geſchichtſchreiber die Vergehungen der Söhne Eli's und deren Strafe erzählt, ſo flüchtig und ſchonend erwähnt er dagegen der ſchändlichen Habgier und Ungerechtigkeit der Söhne Samuels, die unter ihrem Vater das Richteramt verwalteten, und durch ihren Geiz und ihre Beſtechlichkeit das ganze Volk zu dem verzweifelten Entſchluß brachten, einen König zu begehren. Der alte Hoheprieſter ward über dies Verlangen ſehr ungehalten; er ſtellte den Unzufriedenen vor, welche Befugniſſe ein König ſich über ſie, über ihre Familien und ihr Vermögen anmaßen müßte; allein man beharrte bei dem Vorſatze, lieber ſich von einem kriegeriſchen Könige, als von den beſtechlichen Söhnen eines ehr- und geldgeizigen, herrſchgierigen und feigherzigen Pfaffen ſchinden zu laſſen, der unfähig war, im Kriege für das Wohl des Landes zu kämpfen, und im Frieden Recht und Gerechtigkeit zu ſchützen.

Mit boshaftem Witze rächte ſich der alte liſtige Prieſter für dieſe Hartnäckigkeit der Iſraeliten, indem er ihnen in Gottes Namen einen großen Eſeltreiber zum Könige gab, der, wie

er wahrscheinlich dachte, keinen andern Vorzug, als den einer ungewöhnlichen Länge hatte, und sich deshalb um so leichter von ihm würde leiten lassen. Allein Saul zeigte sich bald als Mann von Muth und Einsicht, und schien gar nicht Neigung zu haben, der gehorsame Mündel des stolzen, gebieterischen Hohenpriesters zu werden. Durch mehrere glänzende Siege, die er über die Feinde der Israeliten errang, wurde der Groll des, in seinen Erwartungen getäuschten Mannes Gottes, der den Verlust des, so einträglichen Richteramts und die Beschränkung seiner ehemaligen Rechte gar nicht verschmerzen konnte, auf das Aeusserste entflammt, und er beschloß, den ihm verhaßten Saul, den er selbst zum Könige gesalbt hatte, wieder vom Throne zu stürzen. Hiezu fand er bald einen sehr schicklichen, Vorwand, und einen glücklichen Erfolg durfte er sich um so gewisser versprechen, da die blindgläubigen Juden gewohnt waren, alle Ausspräche ihres Hohenpriesters, ohne Prüfung, als Befehl Gottes anzunehmen. Aberglaube und Pfaffenthum sind in der Regel denjenigen Regierungen und Fürsten am Verderblichsten, deren sicherste und einzigste Stütze sie sind. Bei einem Kriege mit den Amalekitern hatte Samuel, der sich als Hoherpriester in alle weltliche Händel mischte, im Namen Gottes geboten, „Alles, „Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Och„sen und Schaafe, Kameele und Esel" zu töd-

ten. Saul fand diesen Befehl eben so zwecklos, als grausam, allein er mußte, des abergläubischen Volkes wegen der angeblichen Stimme Gottes gehorchen. Indessen schenkte er doch dem gefangenen Könige der Amalekiter, Agag, das Leben, und seine Krieger vertheilten, wahrscheinlich mit seiner Zustimmung, die beßten Stücke des, vom Feinde erbeuteten, Viehes, statt es unnützer Weise nieder zu metzeln. Dies erfuhr Samuel. Würhend eilte er zu Saul. „Was, rief er, was „ist das für ein Blöcken der Schaafe in meinen „Ohren, und für ein Brüllen der Rinder, die „ich höre?" Saul durch das Toben des blutdürstigen, rachgierigen Priesters außer Fassung gesetzt, bekannte, was geschehen war. Voll Zorn zerriß der jüdische Hildebrand mit den Worten: der Herr hat das Königreich Israel heute von dir gerissen, und deinem Nächsten gegeben, der besser ist denn du! dem Könige die Kleider, ließ darauf den gefangenen Agag herbeiführen, der muthig seinem Schicksal entgegen gieng, und hieb ihn vor Saul's Augen in Stücke. Nach diesem empörenden Auftritt verließ er mit hochmüthiger, beleidigender Verachtung den König, und eilte nach Bethlehem, wo er den David an Saul's statt zum Könige salbte.

Der israelitische Pabst war jedoch nicht so glücklich den Sturz seines Feindes und die Thronbesteigung David's zu erleben, und eben so wenig wurde seine Weissagung erfüllt, daß das

Königreich sogleich von Saul und dessen Hause gerissen sein sollte; denn Isboseth, ein Sohn dieses edeln, aber unglücklichen Fürsten, wurde nach dem Tode desselben von ganz Israel als rechtmäßiger König anerkannt, und bloß der Stamm Juda hielt es mit dem Usurpator und Gegenkönige David. Erst, als der rechtschaffene Isboseth nach einer zweijährigen Regierung meuchlerisch ermordet war, gelang es David, auch das Königreich Israel durch einen Vertrag unter seinen Scepter zu bringen.

Durch jenen höchst widerlichen Auftritt mit Samuel wurde Saul's Gemüth natürlich erbittert. Er fürchtete, daß er sich bei dem großen Einfluß des listigen und grimmigen Priesters nicht auf dem Throne würde halten können, und ward daher mißtrauisch und schwermüthig, oder, wie unser Geschichtschreiber sagt, „der Geist des Herrn wich von ihm, und ein böser Geist vom Herrn machte ihn sehr unruhig.“ Seine Diener riethen ihm deßhalb, einen Harfenspieler suchen zu lassen, um den bösen Geist Gottes, der wahrscheinlich ein Liebhaber der Musik war, durch die Gewalt der Töne zu besänftigen. David ward in Vorschlag gebracht, und von Saul, der nicht ahnete, daß dieser Hirtenknabe von Samuel insgeheim zum Könige gesalbt worden sei, zum Harfenspieler und Waffenträger angenommen. David gewann bald das Wohlwollen seines Gebieters, und durch mehrere Kriegsthaten auch die

Freundſchaft des edelmüthigen Jonathan, Saul's älteſten Sohnes, die auch dann noch mit gleicher Innigkeit fortdauerte, als Jonathan erfuhr, daß David von Samuel zum Thronfolger geſalbt ſei, und wahrſcheinlich ihm und ſeinem Hauſe die Krone entreiſſen würde.

Daß David einen großen, ſechs Ellen und eine Handbreit langen, und verhältnißmäßig eben ſo breiten Rieſen, der nahe vor ihm ſtand, mit der Schleuder erlegte, war in der That kein großes Wunder. Hätte er aber einem Zoll langen Lilliputer in der Entfernung von tauſend Schritten mit einem Stein das Gehirn zerſchmettert, ſo möchten wir dies eher für ein Wunder und ihn für einen geſchickten Schleuderer gelten laſſen. Uebrigens fällt es in jener Geſchichte nicht wenig auf, daß Saul ſeinen Waffenträger und Geſellſchafter David, mit dem er lange Zeit täglich umgegangen war, und den er vor wenigen Augenblicken eigenhändig mit Helm und Panzer bekleidet und mit einem Schwerdt umgürtet hatte, gleich nach der, an Goliath vollbrachten Heldenthat gar nicht mehr erkannte, und ihn fragte: weſſen Sohn er ſei? Es ſcheint, daß entweder der König oder der Geſchichtſchreiber ein ſehr trügliches und ſchwaches Gedächtniß hatte.

Als Saul nachmals erfuhr, daß der Hoheprieſter den Dapid heimlich geſalbt und die Abſicht hätte, ihn auf den Thron zu ſetzen, ward er gegen ſeinen bisherigen Liebling, den er mit

Wohlthaten überhäuft, und dem er sogar seine Tochter Michal zur Gattin gegeben hatte, höchlich entrüstet, und trachtete ihm mehrere Male nach dem Leben. Von Jonathan begünstigt, entfloh David und kam nach Nobe. Hier ward er von dem, mit ihm einverstandenen Priester Ahimelech, der sehr erschrack, „daß er keine Mannschaft bei sich hatte", mit Waffen und Lebensmitteln unterstützt. Dies wurde dem Saul von Doeg, einem Edomiter, der in seinen Diensten war, verrathen, und Jener ließ den Ahimelech und die übrigen, mit David verbündeten Priester zu Nobe, fünf und achtzig an der Zahl, von Doeg hinrichten. Tausend Andere hätten dies in Saul's Lage gleichfalls gethan, um sich Leben und Krone zu sichern, denn daß Doeg außer jenen Priestern, auch die übrigen Einwohner der Stadt mit ihren Weibern, Kindern und Säuglingen, und sogar das Vieh mit dem Schwerdt vertilgte, kann man nicht dem Könige zur Last legen, da er es keinesweges geboten hatte.

David flüchtete nach Gath, zu Achis, dem Könige der Philister. Da er sich aber verrückt stellte, so wies Achis ihn mit dem Bedeuten ab: „daß er bereits der Narren genug im Lande habe, und ihn daher entbehren könne." Mit dieser nicht trostreichen Antwort begab sich der Mann Gottes in die Höhle Adullam, wo bald seine Brüder und Verwandten und eine Menge losen Gesindels sich zu ihm gesellten. Nach mehreren

Kreuz- und Querzügen kam er wieder, von dieſer ſaubern Horde begleitet zu Gath an, und Achis räumte ihm jetzt für ſich und ſein Gefolge die Stadt Ziklag ein. Statt ſich dort ruhig zu verhalten, überfiel der fromme David mit ſeiner zuſammen gelaufenen Bande die kleinen angränzenden Volkerſchaften, die Geſſuriter, Girſiter und Amalekiter, „ließ weder Mann noch Weib leben, „nahm Schafe, Rinder, Eſel, Kameele und „Kleider, und kehrte dann zu Achis zurück", den er durch das lügenhafte Vorgeben täuſchte, daß er in ganz andern Gegenden einen Raubzug gemacht habe. „David ließ weder Mann, noch „Weib lebendig nach Gath kommen, denn er „dachte: ſie möchten wider uns reden und ſchwätzen. „Alſo that David, und das war ſeine Weiſe, ſo „lange er wohnte in der Philiſter Lande." Und einen ſo bübiſchen, verruchten Raubmörder rühmt man uns als den auserwählten Liebling des Herrn, als einen frommen, heiligen Mann Gottes!!

In einer Schlacht mit den Philiſtern wurde Saul tödtlich verwundet, und um nicht ihr Gefangener zu werden, ſtürzte er ſich in ſein eigenes Schwerdt. Sein Sohn Isboſeth beſtieg, da auch Jonathan auf dem Kampfplatze geblieben war, den väterlichen Thron, und regierte, wie ſchon vorhin angeführt ward, zwei Jahre über elf iſraelitiſche Stämme, während David nur von dem Stamm Juda als König anerkannt wurde.

Durch Gewalt und List suchte David zwar das Königreich Israel an sich zu reißen; allein dies schlug fehl, und selbst Abner, Isboseth's Feldherr, ward in demselben Augenblick ermordet, als er über den Verrath seines rechtmäßigen Königs mit dessen Widersacher in Unterhandlung stand. Nicht lange nachher ward Isboseth gleichfalls umgebracht, und die Mörder „brachten sein Haupt zu David gen Hebron." Der Erfinder der Uriasbriefe stellte sich äußerst betrübt und erschrocken über den Tod seines Feindes, und um zu zeigen, daß er an dessen Ermordung nicht den mindesten Antheil genommen, ließ er augenblicklich die Thäter hinrichten. Hiedurch gewann er die Herzen der elf Stämme Israels, die ihn jetzt auch zu ihrem Könige wählten.

Vergleicht man Davids Betragen nur bis zu diesem Zeitpunkt mit den Handlungen Saul's, so sieht man wohl ein, daß nicht Gott, sondern ein rachsüchtiger, blutdürstiger Priester es war, der den letztern mit seinem ganzen Hause des Thrones verlustig erklärte, und dagegen diesem David und dessen Nachkommen die Regierung auf ewige Zeiten verhieß. Was hatte Saul Böses gethan, weßhalb er von Gott oder vielmehr von Samuel verworfen wurde? Doch wahrlich nichts weiter, als daß er dem Agag das Leben schenkte, und einen Theil des, von den Amalekitern erbeuteten Viehes nicht unnützer Weise tödten, sondern unter seine Krieger vertheilen ließ. Was that Da-

vid dagegen? Er beraubte nicht bloß, sondern er ermordete sogar kleine wehrlose Völker, und tödtete alle Menschen, die nach Gath giengen, damit sie nicht von seinen Raubmördereien schwatzen und dieselben dem Könige Achis nicht anzeigen möchten. Auch den Nabal, der sich nicht gutwillig von ihm brandschatzen ließ, schwor er, mit allen den Seinigen auszurotten, welches bloß durch die Vermittelung der klugen und schönen Abigail, der Frau des Nabal, die David nach dessen Tode heirathete, verhindert ward.

Nach Isboseth's Tode hatte der Gesalbte des Herrn, David, dem sieben Weiber bei Weitem nicht genügten, nichts Angelegentlicheres zu thun, als — sich noch eine Menge von Weibern und Kebsweibern zu nehmen, und sich zu Jerusalem ein prachtvolles Haus zu bauen, wozu aber der König Hiram von Tyrus die nöthigen Arbeiter schicken mußte, indem es unter Abrahams glorreichem und frommem Saamen weder Zimmerleute, noch Maurer, noch andere unentbehrliche Handwerker gab. „Es ward im ganzen Lande „Israel kein Schmied gefunden, und ganz Israel „mußte hinabziehen zu den Philistern, wenn Je„mand eine Pflugschar, Haue, Beil oder Sense „zu schärfen hatte.“*) Hiernach kann man sich ungefähr einen Begriff machen von der hohen Stufe geistiger und bürgerlicher Ausbildung, wel-

*) 1 Sam. 13. V. 19 und 20.

che das auserwählte Volk Gottes unter seiner theokratischen oder Pfaffenregierung erlangt hatte. Daß es in sittlicher Rücksicht um nichts schlechter oder besser aussah, lehrt die Geschichte. Statt sein Augenmerk auf die Veredlung der, in so tiefer Unwissenheit und Roheit liegenden, Nation zu richten, und für Schulen und Lehranstalten, für Beförderung der Künste und Gewerbe zu sorgen, beschäftigte der Gesalbte Gottes sich bloß mit seinen Kriegen, wodurch er das Volk noch mehr verwilderte; mit unnützen und kostbaren Bauten, für welche ausländische Arbeiter den Lohn und damit das Geld aus dem Lande zogen; mit Weibern, Kebsweibern und Beischläferinnen, die mit dem Mark des Landes in seinem Harem gemästet wurden, und in den Armen des, durch seine Ausschweifungen entnervten, mit „mit stinkenden Eiterbeulen bedeckten" Wüstlings *) ihre Jugend beweinten; und endlich mit Verfertigung winselnder Bußpsalme und schnaubender Rachelieder gegen seine Feinde, die er ohne Aufhören „lebendig" zur Hölle verfluchte.

Wie konnte man etwas Klügeres und Besseres erwarten von einem Mann, der seine Jugend hinter den Ziegen und Schafen verlebt und nachher ausschließlich das edle Räuber- und Mörderhandwerk getrieben hatte, ohne jemals an die Pflichten und die Bestimmung eines Regenten zu denken?

*) Psalm 38.

Die ärgerliche Geschichte mit Bathseba und Urias ist unstreitig einer der größten Schandflecken in dem Leben dieses Königs, obgleich lange nicht der einzige! Nach der Versicherung unsers Geschichtschreibers wurde Saul mit seinen Nachkommen von Gott verworfen und mit dem Verlust der Krone und des Lebens bestraft, weil er aus Menschlichkeit den gefangenen Agag nicht mordete, und aus leicht verzeihlicher Schwäche eine Wahrsagerin um Rath fragte. Der Raubmörder David hingegen, der die Frau eines seiner treuesten, für ihn kämpfenden Diener verführt, und diesen auf die arglistigste Weise dem Tode überliefert, kömmt mit der leichten Strafe davon, daß das mit der Bathseba im Ehebruch erzeugte Kind stirbt, welches wahrscheinlich schon krank war, als der Prophet Nathan ihm den Tod desselben verkündigte. Ist hier wohl ein Verhältniß zwischen den Vergehungen der beiden Könige und den angeblich darauf von Gott verhängten, positiven Strafen?

Betrachtet man aber auch Samuels prophetische Drohung genauer, so findet man, daß sie gar nicht eintraf. „Der Herr hat das Königreich Israel heute von dir gerissen, und deinem Nächsten gegeben, der besser ist als du!“ sprach der zürnende Judenpabst; allein Saul regierte noch lange nachher, und nach seinem Tode wurde sein Sohn Isboseth fast von ganz Israel als rechtmäßiger König anerkannt, und

regierte gleichfalls zwei Jahre. Sehr gut konnte Samuel, der den Aberglauben der Israeliten kannte, voraussehen, daß Sauls Thron durch die Salbung eines andern Königs heftig würde erschüttert werden; nur irrte er in seiner Vorherverkündigung, wornach Saul und seine Familie sogleich die Krone verlieren sollten. Offenbar rechnete er hier zu sehr auf die Folgsamkeit des Volks gegen die Einflüsterungen seiner geistlichen Leiter, denn sonst hätt' er ohne Zweifel den Zeitpunkt, wo seine Drohung erfüllt werden sollte, etwas weiter hinaus gesetzt.

Nicht so leicht konnte Nathan in der Bestimmung der, dem David vorherverkündigten Strafe irren. Das Kind der Bathseba war bereits geboren, und wahrscheinlich sehr schwach, so daß sein baldiger Tod sich voraussehen ließ. Daß aber Gott gesagt haben soll: „ich will deine „Weiber nehmen vor deinen Augen, und will „sie deinem Nächsten geben, daß er bei deinen „Weibern schlafen soll an der lichten Sonne," klingt in der That sehr unglaublich. Wie wäre es wohl denkbar, daß Gott den Absalom sollte angereizt haben, Blutschande mit den Weibern seines Vaters zu treiben, um diesen für den Ehebruch mit der Bathseba und für die Ermordung des Urias zu strafen? Eine Gotteslästerung wär' es schon, die Möglichkeit einer solchen Handlungsweise bei dem heiligsten, weisesten und gerechtesten Wesen zu vermuthen, aber

die ärgſte aller Gotteslästerungen iſt es, die Wirklichkeit derſelben ſogar als Thatſache zu behaupten. Abſaloms ſpätere Blutſchande war keineswegs eine, von Gott angeordnete poſitive, Strafe der Sünden Davids; ſondern die ganz natürliche Folge des böſen, verderblichen Beiſpiels und der ſchlechten Erziehung, welche dieſer wollüſtige und ſchwelgeriſche König ſeinen Kindern gab. Daß die Iſraeliten Abſalons öffentliche Blutſchande als eine, von Gott angeordnete poſitive Strafe betrachteten, und daß ſelbſt der Verfaſſer der Bücher Sämuels erzählt, Nathan habe dieſe „göttliche" Züchtigung dem David vorher verkündigen müſſen, iſt ein deutlicher Beweis von den rohen, ungeläuterten Religionsbegriffen des auserwählten Volks Gottes und ſeiner „angeblich vom heiligen Geiſte getriebenen" Geſchichtſchreiber, die ohne Ueberlegung und Prüfung niederſchrieben, was die, durch nichts beglaubigte Volksſage ihnen darbot, und was ihnen in den Sinn kam. Wie ſehr dies beſonders bei dem Verfaſſer der vorliegenden Bücher der Fall war; wie gedankenlos er ſeine, die größten Widerſprüche enthaltenden Nachrichten zuſammen raffte, und wie wenig daher auf ſeine Zuverläſſigkeit zu rechnen, oder gar an eine göttliche, ſeine Feder leitende, Eingebung zu denken ſei, ergiebt ſich aus Folgendem.

Zu Davids Zeiten herrſchte, wie hier erzählt

wird, eine dreijährige Theurung, „und David „ſuchte das Angeſicht des Herrn, und der Herr „ſprach: um Sauls willen, und um des Blut„hauſes willen, daß er die Gibeoniter getödtet hat. „Die Gibeoniter waren nemlich nicht von den „Kindern Iſrael, ſondern übrig von den Amo„ritern; aber die Kinder Iſrael hatten ihnen ge„ſchworen, und Saul ſuchte ſie zu ſchlagen in „ſeinem Eifer für die Kinder Iſrael und Juda."

Aber fragen wir: warum ſoll Gott das ganze Land mit einer dreijährigen Theurung für eine angebliche Miſſethat Sauls beſtraft haben, da dieſer ja längſt todt war, und alſo nicht im Mindeſten durch jene Strafe litt? Warum mußte das ganze Volk büßen für das Unrecht eines Königs, woran es keinen Theil genommen hatte? Warum ſtrafte Gott die Iſraeliten dafür, daß Saul die Gibeoniten geſchlagen hatte, da er doch ſonſt überall ihnen geboten, die Ureinwohner Kanaans mit Weibern, Kindern und Säuglingen zu erwürgen und auszurotten? Saul wird mit ſeiner Nachkommenſchaft des Reichs verluſtig erklärt, weil er aus Menſchlichkeit dem König Agag das Leben ſchenkte, und nach ſeinem Tode wird das ganze Volk geſtraft, weil Saul die Gibeoniter geſchlagen hatte! Bald ſollen die Ureinwohner Kanaans mit Stumpf und Stiel ausgerottet, bald ſollen ſie wieder beim Leben erhalten werden! Der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat ſeines Vaters, und hier müſſen mehre-

re Millionen Menſchen drei Jahre lang durch eine ſchreckliche Theurung leiden, weil ein ehemaliger König, der längſt todt iſt, ſich vergangen haben ſoll! Wie widerſinnig! Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß der Erfinder der Uriasbriefe, der ſeinen Thron immer nicht ſicher glaubte, ſo lange noch einige von Saul's Nachkommen lebten, jene Antwort des Herrn erdichtete, um ſich die übrigen Söhne und Enkel Saul's vom Halſe zu ſchaffen, denn der Mann, der den Urias auf eine ſo ſchändliche und argliſtige Weiſe dem Tode überliefern konnte, war auch hiezu fähig.

„David ſprach nun zu den Gibeonitern: Was „ſoll ich euch thun, und womit ſoll ich ausſöh„nen, daß ihr das Erbtheil des Herrn ſegnet?"

„Die Gibeoniter (ohne Zweifel ſchon vorher von „Davids Abſicht unterrichtet) ſprachen: es iſt „uns nicht um Gold noch Silber zu thun, an Saul „und ſeinem Hauſe, und iſt uns nicht zu „thun, um Jemand zu tödten in Iſrael."

Man ſieht hieraus, daß die Gibeoniter durchaus nicht mordſüchtig waren, und keine Neigung hatten, ihre Hände in unſchuldiges Blut zu tauchen. Allein David drang in ſie: „Was, „fragte er, was ſprechet ihr denn, daß ich euch „thun ſoll?"

„Sie ſprachen zum Könige: den Mann, der „uns verderbet, und zu nichte gemacht hat, ſol„len wir vertilgen, daß ihm nichts bleibe in al„len Gränzen Iſraels. Gebet uns ſieben Män-

„ner aus seinem Hause, daß wir sie aufhängen „dem Herrn zu Gibea Sauls, des Erwählten des Herrn.

„Der König sprach: ich will sie geben."

Hätte der König nicht lieber sprechen sollen: Ich will sie nicht geben; stellet die Rache dem Herrn anheim, und bedenkt, daß der Sohn nicht tragen soll die Missethat seines Vaters? Aber wie bereitwillig und eilfertig gewährte der fromme König die, den Gibeonitern so angelegentlich abgepreßte Forderung. „Ich will sie geben!" sprach der fromme, heilige Mann Gottes, ohne auch nur zum Scheine einen Schritt zu thun, um die Unschuldigen vom Tode zu retten! Wie mag der immer Rache schnaubende David in seinem Herzen gejubelt haben, als er seine Feinde auf eine so schlaue Weise dem Tode überliefert hatte.

Den Mephi-Boseth, den Sohn Jonathans, verschonte er bloß wegen des, dem Jonathan geschwornen Eides, nicht aber aus Dankbarkeit gegen den edlen Jonathan: der ihm so außerordentliche Beweise von Freundschaft gegeben, und ihm mit eigener größter Gefahr das Leben gerettet hatte!

Nach unserm Geschichtschreiber gab er den Gibeonitern folgende sieben Männer zum Aufhängen: die zwei Söhne der Rizpa, die sie dem Saul geboren hatte, Armoni und Mephi-Boseth, und dazu die fünf Söhne der Michal,

der Tochter Sauls, die sie dem Adriel geboren hatte, dem Sohne Barsillai des Mahola-thiters.

Hier muß ich zuförderst auf einen ungeheuern Widerspruch aufmerksam machen, der mehr denn zu deutlich beweist, mit welcher Gedankenlosigkeit und Leichfertigkeit der Verfasser der sogenannten Bücher Samuels seine Nachrichten zusammen raffte, und wie wenig Glauben dieselben verdienen.

In dem achtzehnten Kapitel des ersten Buchs berichtet er nemlich: Sauls älteste Tochter Merob sei dem Maholathiter Adriel, und die andere Tochter Michal dem David zum Weibe gegeben. Im sechsten Kapitel des zweiten Buchs heißt es ferner: Michal, Sauls Tochter, hatte kein Kind bis an den Tag ihres Todes, und hier im ein und zwanzigsten Kapitel soll Michal, die niemals Adriels Frau gewesen ist, dem Adriel fünf Söhne geboren haben, welche David den Gibeonitern auslieferte, um sie aufzuhängen. Welcher Unsinn!

Wie ist es möglich, daß ein Schriftsteller, demnach der Versicherung aller rechtgläubigen Theologen, „der heilige Geist selbst die Feder leitete, und „jedes Wort, das er niederschrieb, eingab," so auffallender Fehler sich schuldig machen kann, wodurch jeder Geschichtschreiber alle Ansprüche auf Zuverläßigkeit verlieren würde? Jene, auf we-

nigen Seiten vorkommenden, ganz unvereinbarlichen Widersprüche sind ein offenbarer Beweis der unverzeihlichsten, sorglosesten Unachtsamkeit dieses Skriblers, der sich nicht einmal die Mühe nahm, seine ohne Auswahl und Prüfung zusammen gesudelten Erzählungen einer nochmaligen Durchsicht zu würdigen, und dennoch begehren unvernünftige Pfaffen von uns, daß wir dergleichen Nachrichten, die auf keine Weise neben einander bestehen können, als göttliche Wahrheiten annehmen, und ihren Urheber für einen, vom Geiste Gottes geleiteten Schriftsteller halten sollen! Lieber Gott, nicht einmal so viel Glaubwürdigkeit kann man seinen Wundergeschichten zugestehen, wie manchem unserer historischen Romane, die übrigens weder dichterischen, noch geschichtlichen Werth haben, denn hier findet man noch oft eine, aus der Wirklichkeit entlehnte Begebenheit, trotz aller romanhaften Verrenkung, so erzählt, wie sie zur Noth sich hätte zutragen können; der Verfasser der Bücher Samuels tischt uns aber nicht allein Berichte von physisch und moralisch unmöglichen Begebenheiten, sondern auch solche auf, die sich wechselseitig mit den klarsten und unzweideutigsten Worten widersprechen und aufheben.

Doch wieder zu unserm David!

Als er jene unschuldigen Männer und Jünglinge seiner Rachgier opferte, begann gerade die

Erndte, *) durch deren reichlichen Ertrag natürlich der Theurung ein Ziel geſetzt ward. Democh ſchließt unſer Verfaſſer ſeine heilige Mordgeſchichte mit den läppiſchen Worten: „alſo ward Gott „nach dieſem dem Lande wieder verſöhnt.“ Welche Läſterung des gütigſten und gerechteſten Weſens! Es ſoll die Menſchenopfer verboten, und ausdrücklich befohlen haben, daß der Sohn nicht tragen ſoll, die Miſſethat ſeines Vaters, und hier ſoll es doch nicht anders, als durch den Tod ſieben ſchuldloſer Menſchen, die an den Vergehungen ihres Vaters keinen Antheil genommen hatten, ſich verſöhnen laſſen! Welcher Unverſtand und welcher Widerſpruch! Wie konnte der Geſchichtſchreiber ſo wenig Einſicht haben, daß er das Aufhören der Theurung nicht dem Eintritt einer reichlichen Erndte, die ſchon begonnen hatte, ſondern dem mordgierigen Racheopfer des David zuſchrieb? Die natürliche Urſache wird von dem abergläubiſchen Skribler überſehen, und eine übernatürliche, gar mit dem Ereigniß in keiner Verbindung ſtehende, hervorgeſucht, aus bloßem Hange zum Wunderbaren und aus ſklaviſcher Furcht vor dem frommen, blutdürſtigen David!

Noch ſonderbarer iſt die folgende Geſchichte, die freilich nicht nach der Zeitfolge, aber der Aehnlichkeit wegen hieher gehört! Aus bloßem

*) 2. B. Sam. 21. V. 9. und 10.

Hochmuth ließ der Mann Gottes das ganze Volk durch Joab und die übrigen Hauptleute zählen. „In Israel fanden sie achtmal hundert tausend, und in Juda fünfmal hundert tausend Mann, die das Schwerdt ausziehen konnten. Nach geendigter Zählung, die fast zehn Monate gedauert hatte, fiel es plötzlich dem frommen David ein, daß er sich dadurch gegen Gott vergangen habe, und er sprach zum Herrn: „ich habe „schwerlich gesündiget, daß ich das gethan habe; „und nun Herr, nimm weg die Missethat deines „Knechts; denn ich habe sehr thörlich gethan.“ Der Seher Gad ward hierauf von Gott zu David gesandt, und mußte demselben drei Strafen ankündigen, unter denen er sich eine wählen sollte.

„Willst du, sprach der Prophet, daß sieben „Jahre Theurung in dein Land komme? Oder „daß du drei Monate vor deinen Feinden fliehen „müßest, und sie dich verfolgen? Oder daß drei „Tage Pestilenz in deinem Lande sei? So merke „nun, und siehe, was ich wieder sagen soll dem, „der mich gesandt hat.“ David wählte das Letztere, und nachdem Gad seinen Bericht erstattet hatte, ließ der Herr eine Pestilenz in Israel kommen, „daß des Volkes starb, von Dan an bis gen Ber-Seba, siebenzig tausend Mann. Und da der Engel „seine Hand ausstreckte über „Jerusalem, daß er sie verderbte, reuete es den „Herrn über dem Uebel, und sprach zum Engel, zu dem Verderber im Volk: es ist genug,

„laß nun deine Hand ab. „Der Engel des „Herrn aber war bei der Tenne Arafna, des „Jebusiters. David aber, da er den Engel sahe, „der das Volk schlug, sprach er zum Herrn: „siehe, ich habe gesündiget, ich habe die Mis„sethat gethan; was haben diese Schafe gethan? „Laß deine Hand wider mich, und meines Va„ters Haus sein."

Gad kam darauf wieder zu David, und gebot ihm, im Auftrag Gottes, in der Tenne des Arafna dem Herrn einen Altar zu bauen. David that es „und opferte Brandopfer und Dank„opfer; und der Herr ward dem Lande versöhnt, „und die Plage hörte auf von dem Volk Israel."

Wahrlich, eine ungeheure Geschichte; David's schändliche Streiche mit der Bathseba und dem Urias werden eigentlich gar nicht bestraft, und für eine thörichte, unbedeutende Eitelkeit dieses Mannes sollen siebenzig tausend unschuldige Menschen mit dem Leben gebüßt haben, und eben so viele Familien in Trauer und Thränen versetzt sein! Wo ist hier wohl ein Verhältniß zwischen Vergehungen und Strafen, und wie läßt sich diese Geschichte mit der göttlichen Gerechtigkeit reimen? Gott konnte durch einige Brand- und Dankopfer versöhnt werden, und doch läßt er erst siebenzig tausend Menschen, die an David's Sünde nicht den mindesten Antheil hatten, durch die Pest hingerafft werden? Wie ist das denkbar? David's angebliche Worte: ich habe gesündiget;

ich habe die Missethat gethan; was haben diese Schafe gethan? Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus sein! sind in der That der beßte Einwurf gegen diese mährchenhafte Erzählung.

Mag es immerhin wahr sein, daß David das Volk hat zählen lassen, daß gleich darauf eine Pest siebenzig tausend Menschen hinraffte, und daß David, der dies Ereigniß für eine Strafe jener Volkszählung hielt, einen Altar auf der Tenne des Arafna bauete, und dort opferte; mag es auch wahr sein, daß nach den Opfern die Pest aufhörte; allein folgt daraus, daß diese letztere eine göttliche Strafe der Volkszählung, und daß das Aufhören derselben die Wirkung der, von David gebrachten Opfer war? Woher weiß der Verfasser daß Gott durch einen Engel die Pest bewirken ließ? Wer hat ihm gesagt, was Gott zu dem Engel sprach, als dieser seine Hand über Jerusalem ausstreckte? Wie kann er von dem Engel, der als Geist weder Hände, noch Füße hat, sagen: er habe seine Hand ausgestreckt? Wie kann er behaupten: Gott habe das Uebel, welches er den Israeliten durch die Pest zufügte, gereuet, da Gott, das höchste, weiseste und vollkommenste Wesen ja kein schwacher Mensch ist, den etwas gereuen kann, und da es eine offenbare Lästerung ist, zu sagen: daß Gott etwas gereue?

Die Versicherung unserer Theologen, daß der

heilige Geist dem Verfasser alle diese Wunderdinge offenbart und eingegeben habe, ist höchst lächerlich. Der heilige Geist hat zuverläßig an den Büchern Samuelis nicht mitgearbeitet, denn unter seiner Redaktion hätten sich gewiß solche Widersprüche und Schnitzer nicht einschleichen dürfen, wie wir vorhin aufgedeckt haben. Daß aber ein Schriftsteller, der an einem Orte berichtet: Michal, die Tochter Sauls sei Davids Frau gewesen, und habe bis zu ihrem Tode kein Kind gehabt; und am andern Orte wieder erzählt, Michal, die Tochter Sauls, sei Adriels Frau gewesen, und habe diesem fünf Söhne geboren, keinen sonderlichen Glauben verdient, wird uns jeder Vernünftige einräumen müssen.

Noch muß ich hier einen sehr auffallenden Widerspruch zwischen dem zweiten Buch Samuels und dem ersten der Chronika bemerken. Der Verfasser des Erstern berichtet, daß unter den drei Plagen, die der Prophet Gad dem David zur Auswahl vorschlug, eine siebenjährige Theurung war. Nach 2 Chron. 22 V. 12 schlug Gad aber nur eine dreijährige Theurung vor. Einer von diesen beiden Geschichtschreibern muß doch hier hieraus eine Unwahrheit berichtet haben, oder, was mir noch glaublicher scheint, sie haben alle beide gelogen. Wie kann man aber unter solchen Umständen behaupten, daß diese, durchaus menschlichen Schriften ihren Verfassern von Gott unmittelbar und zwar Wort für Wort

eingegeben sind? Würde man damit nicht zugleich annehmen, daß Gott an einem oder dem andern Orte Unwahrheiten eingegeben haben müsse? Und kann wohl etwas lästerlicher sein, als eine solche Voraussetzung?

Sonderbar ist es, daß heutiges Tages in allen den Ländern, wo Volkszählungen etwas ganz Gewöhnliches sind, und jährliche Bevölkerungslisten an die Regierungen eingesandt werden müssen, sehr selten pestartige Seuchen eintreten; daß aber dagegen in denjenigen Ländern, wo man von dergleichen Zählungen gar nichts weiß, wie zum Beispiel im türkischen Reiche, in den afrikanischen Raubstaaten, in Egypten, in Persien und Arabien die Pest sehr häufig wüthet. Die Volkszählungen müssen also jetzt nicht mehr so strafbar sein, wie zu Davids Zeiten.

Die übrigen Geschichten übergehe ich, und wende mich noch einmal zu Isboseth, dem Sohne Sauls. Der Verfasser der Bücher Samuels berichtet, daß Isboseth nach dem Tode seines Vaters Saul gleich den Thron bestiegen, aber nur zwei Jahre regiert habe; und daß nach seiner Ermordung das Königreich Israel mit dem unter Davids Scepter stehenden Stamm Juda sogleich vereinigt worden sei. Im zweiten Buche Kap. 5 V. 4 und 5 sagt er hingegen: „David regierte vierzig Jahre. Zu Hebron regierte er sieben Jahre und sechs Monate über Juda; aber zu Jerusalem regierte er drei und dreißig Jahre

über ganz Israel und Juda. Hiernach iſt er alſo nicht gleich nach Isboſeths Tode, ſondern erſt fünf Jahre ſpäter, König über Israel geworden; denn ſonſt hätte er über ganz Israel und Juda ja acht und dreißig Jahre regieren müſſen, oder Joboſeth muß auch volle ſieben Jahre regiert haben, wenn David ihm unmittelbar als König über Israel gefolgt ſein ſoll. So ſtößt man bei dieſen göttlichen Schriftſtellern doch gar zu häufig auf die unvereinbarlichſten Widerſprüche, die man keinem weltlichen Geſchichtſchreiber verzeihen würde!

Die beiden Bücher der Könige enthalten die Geſchichte der jüdiſchen Könige, von den letzten Lebensjahren Davids an bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft, und wurden nach der Rückkehr aus derſelben, gleichfalls unter Nehemias und Esra geſchrieben.

Sehr erbaulich beginnt das erſte dieſer Bücher mit der Erzählung, daß der fromme, durch Ausſchweifungen entnervte Mann David, der aber noch lange keine ſiebenzig Jahre alt war, ſich auf keine Weiſe mehr erwärmen konnte. Da ſprachen ſeine Knechte: „Laſſet ſie meinem Herrn „Könige eine Dirne, eine Jungfrau, ſuchen, die „vor dem Könige ſtehe, und ſein pflege, und „ſchlafe in ſeinen Armen, und wärme meinen „Herrn, den König. Und ſie ſuchten eine ſchöne „Dirne in allen Gränzen Iſrael, und fanden „Abiſag von Sunem und brachten ſie dem Kö-

„nige. Und sie war eine sehr schöne Dirne, und „pflegte des Königes, und dienete ihm. Aber „der König erkannte sie nicht.“ So mußte denn ein schönes, junges Mädchen allem Glück und allen Freuden des Lebens entsagen, um einem alten königlichen Sündenbock, der nach seinem eigenen Geständniß, „mit stinkenden Eiterbeulen*) bedeckt war, die er durch seine Wollust sich zugezogen hatte, zur Wärmflasche zu dienen! Was war dies besser, als ein Mord, und als ein Opfer, das man dem Moloch brachte? Wie konnte die Würde des Menschen wohl schändlicher entweihet werden, als durch diese Erniedrigung eines unschuldigen menschlichen Geschöpfs zum Werkzeuge der thierischen Sinnlichkeit eines verdorbenen und abgestorbenen Wüstlings? Gab es denn gar kein anderes Mittel den alten, grauen Wollüstling zu erwärmen, oder mußte er durchaus ein schönes Weib in den Armen halten, um durch üppige Phantasieen und Vorstellungen sein starres, geronnenes Blut in Wallung zu setzen.

Adonia war unter Davids noch lebenden Söhnen der älteste, und nach dem, bei den Israeliten üblichen Rechte der Erstgeburt, so wie nach seiner Ansicht, der nächste zur Thronfolge. Dies veranlaßte ihn, sich einen, dem Verhält-

*) Psalm 38 V. 6, 7, 8.

nisse angemessenen Hofstaat anzuschaffen, und ohne Hehl zu äussern, daß er nach dem Tode seines Vaters König zu werden gedächte. In dieser Erwartung ward er nicht allein von seinen Freunden Joab, dem Feldhauptmann, und Ab-Jathar, dem Priester, sondern von David selbst bestärkt, der durch sein Stillschweigen Adonia's Betragen billigte und gut hieß.

Der Priester Zadock, der Prophet Nathan, Salomo's Freund und Erzieher, Benaja, der Sohn Jojada, und Simei und Rei waren aber gegen Adonia, und wünschten im Einverständnisse mit Bathseba, der Mutter des Salomo, diesen zum Könige. Auf Nathans Rath mußte Bathseba deshalb zu dem alten, an Verstand und Gedächtniß geschwächten, David gehen, und ihm sagen: daß er ihr einmal geschworen habe, ihr Sohn Salomo solle nach ihm den Thron besteigen, und sie bäte ihn, jetzt, da er noch lebte, sein eidliches Versprechen zu erfüllen, und den Adonia von der Erbfolge auszuschließen. Als Bathseba noch mit David sprach, trat, der Abrede gemäß, auch Nathan herein, und bestürmte den König ebenfalls mit dem dringenden Anliegen, den Salomo sogleich zum Thronerben zu ernennen, und als künftigen König ausrufen zu lassen. David gewährte diese Bitten, und Adonia, hievon benachrichtigt, entsagte ohne Umstände seinen Ansprüchen, und eilte in die Stiftshütte, wo er die Hörner des Altars

ergriff, um der Rachgier seines, ihm so ungerechter Weise vorgezogenen Bruders Salomo zu entgehen. Dieser ließ ihn vom Altar holen, und gab die sehr brüderliche und liebevolle Versicherung: „wird er redlich sein, so soll kein „Haar von ihm auf die Erde fallen; wird aber „Böses an ihm gefunden, so soll er sterben.“ Adonia konnte aus dieser Antwort schon sehen, wie gefährlich seine Lage war; denn wo ist der Sterbliche, an dem man nicht irgend etwas Böses finden könnte? Indessen erschien er doch ohne Weigerung vor dem neuen Könige, und huldigte ihm.

Bald nach Davids Tode ersuchte Adonia sehr unvorsichtig die Bathseba, sie möchte Salomo bitten, daß dieser ihm die Abisag von Sunem zum Weibe gebe, die sein Vater David, nach unserem Geschichtschreiber, nicht erkannt, sondern bloß als Bettwärmerin gebraucht hatte. Dem rachgierigen, noch immer wegen seiner, widerrechtlich erlangten Krone, ängstlich besorgten Salomo kam der Antrag äußerst erwünscht.“ Gott thue mir dies und das, rief er, Adonia soll das wider sein Leben geredet haben. Und nun, so wahr der Herr lebt, heute soll Adonia sterben.“ Hierauf sandte er sogleich den Benaja, den Sohn Jojada's, hin, und ließ seinen Bruder Adonia umbringen. Dieser schändliche, empörende, alle Gefühle der Menschlichkeit verletzende Brudermord war die erste Probe der Weisheit und Ge-

rechtigkeit des so hoch gepriesenen Königes Salomo! Was hatte Adonia Todeswürdiges verbrochen? Der bloße Antrag, ihm die Abisag von Sunem zur Frau zu geben, war durch kein Gesetz mit Lebensstrafe bedrohet, und konnte also dem Salomo kein Recht geben, ihn hinrichten zu lassen. Gerne gestehen wir zu, daß Adonia's Bitte thöricht und um so thörichter war, da er aus Salomo's Aeusserung: „wenn etwas Böses „an ihm gefunden wird, soll er des Todes ster„ben," recht gut wissen konnte, wie große Ursache er hatte, nicht bloß über seine Handlungen, sondern sogar über seine Worte zu wachen. So tadelnswerth übrigens das Gesuch Adonia's auch sein mochte, so war es doch kein Todesverbrechen; und selbst, wenn ein solches statt gefunden hätte, so hätten die Bande des Bluts und der Dankbarkeit für Adonia's freiwillige Thronentsagung den Salomo bewegen müssen, die möglichste Milde eintreten zu lassen. Jetzt erscheint uns aber dieser hoch gefeierte Judenmonarch als einer der abscheulichsten, rachgierigsten, und argistigsten Tyrannen und Bösewichter, deren Andenken uns die Geschichte aufbewahrt hat.

Der fromme, gottselige David gebot auf seinem Todenbette dem weisen Salomo: „Du „weißt, was mir gethan hat Joab, der Sohn „Zeru-Ja, und was er that den zwei Feldhaupt„männern Israel's Abner, dem Sohn Ner, und „Amasa, dem Sohn Jether, die er erwürget hat;

„thue nach deiner Weisheit, daß du seine graue „Haare nicht mit Frieden hinunter zur Hölle „bringst. Und siehe, du hast bei dir Simei *), „den Sohn Gera, des Sohnes Jemini von Ba„hurim, der mir schändlich fluchte zu der Zeit, „da ich gen Mahanaim gieng. Er aber kam „herab mir entgegen am Jordan; da schwur ich „ihm bei dem Herrn und sprach: ich will dich „nicht tödten mit dem Schwerdt. Du aber, laß „ihn nicht unschuldig sein, denn du bist ein wei„ser Mann, und wirst wohl wissen, was du ihm „thun sollst, damit du seine grauen Haare mit „Blut hinunter in die Hölle bringest."

So bezeichnete der heilige Mann David, der, nach seinen eigenen Bekenntnissen, die größte Ursache hatte, Gottes Gnade und Barmherzigkeit für sich in Anspruch zu nehmen, und die Fehler anderer Menschen zu verzeihen, noch auf dem Sterbebette nicht allein den Joab, der ihm oft nur allzu treu und eifrig gedient hatte, dem Tode; sondern er gebot sogar seinem Sohne, die grauen Haare eines Feindes, dem er eidlich Vergebung zugesichert hatte, und mit dem er seit vielen Jahren ausgesöhnt war, mit Blut in die Grube zu bringen. Welch' ein gräßlicher, rachsüchtiger, treu- und eidbrüchiger Böswicht! Und

*) Denselben, der dem Salomo gegen Adonia zur Thronfolge verhalf.

den sollen wir für einen nachahmungswerthen Mann Gottes halten?

Joab erfuhr das Schicksal des Adonia, und durfte, als dessen Anhänger, dasselbe erwarten. Er floh freilich in die Hütte des Stifts, und ergriff die Hörner des Altars; allein Salomo gebot seinem Feldmarschall und Henkersknecht Benaja, dieses Heiligthums nicht zu achten, und ließ ihn am Altare niederhauen. So lohnte David's Undank, durch die Hand seines mit Bathseba erzeugten Sohnes, dem Mann, der ihm den Mord an Urias vollbringen half, und ohne den er vielleicht niemals König über Israel geworden oder geblieben wäre.

Zur Ermordung Simei's, dessen Rath und Mitwirkung der weiseste unter allen Königen die Krone verdankte, fehlte es an einem scheinbaren und schicklichen Vorwande. Salomo befahl daher dem alten Simei, bei Lebensstrafe nicht aus Jerusalem zu gehen. Nach drei Jahren entliefen dem letztern aber zwei Knechte, und in dem Wahn, daß jener Stadtarrest längst aufgehört habe, oder daß der König es nicht erfahren würde, reiste er ihnen nach, um sie zurück zu holen. Dies wurde dem Salomo hinterbracht, und Held Benaja mußte den unglücklichen Greis ohne Gnade und Barmherzigkeit hinrichten.

Um völlig sicher auf dem, mit dem Blut seines Bruders besprützten Throne zu sein, verstieß er auch den Priester Ab-Jathar der sich zwar

große Verdienste um David erworben hatte, aber ein Freund Adonia's gewesen war.

Nach diesen Zügen von Gerechtigkeit und Weisheit, womit Salomo den Anfang seiner Regierung bezeichnete, fieng er an, den eben so prunkvollen, als geschmacklosen Tempel und mehrere kostbare Paläste für sich und seine Weiber zu bauen. Israels liebenswürdige Kinder waren aber unter der, bereits ins vierte Jahr dauernden, Herrschaft des weisen und gerechten Salomo um nichts klüger geworden, als unter der vierzigjährigen gesegneten Regierung seines gottseligen Vaters David, wo man in dem ganzen Lande voll Milch und Honig weder einen Schmied, noch eine Schmiede fand, so daß Abrahams kunstreicher Same sogar seine Beile und Sensen zu den Philistern tragen mußte, um sie schärfen zu lassen. Es fehlte also nicht bloß an Zimmerleuten, an Maurern, an Steinmetzen, die den herrlichen Tempel hätten bauen können; sondern man hatte auch keine Gold- und Silberarbeiter, keine Seidenwirker, Drechsler, Tischler, kurz gar keine von allen den Künstlern und Handwerkern, die „in Gold, Silber, Erz, Eisen, Steinen, Holz, Scharlacken, geler Seide, Leinen und Rosenroth" zu arbeiten verstanden, und durch welche man die goldenen Cherubim, die goldenen Knäufe, die goldenen Leuchter mit ihren Lampen, die goldenen Aerse und goldenen Mäuse, die Granatapfel von Rose-

roth und alle übrigen Herrlichkeiten hätte machen lassen können, die in dem Hause des Herrn ganz unentbehrlich waren. Da nun bekanntlich die Kinder dieser Welt in irdischen Dingen weit klüger sind, als die Kinder des Lichts, so wandte sich der weiseste unter allen Königen an den König Hiram von Tyrus mit dem Gesuch, ihm die erforderlichen Materialien und Künstler zum Bau des Tempels und der andern Häuser zu schicken. Der welt- und staatskluge Hiram, der bloß darauf bedacht war, den Handel und Wohlstand seiner Unterhanen zu befördern, und die Gränzen seines, nicht sehr großen, aber desto blühendern Reichs ohne Blutvergießen zu erweitern, bestärkte den Gesalbten des Herrn in seinem frommen Entschlusse, und sandte ihm gegen andere Waaren eine Menge von Cedern-, Tannen- und Ebenholz, Gold, Silber, Erz, Eisen, Steinen, Scharlacken, geler Seide, Leinen und Rosenroth, nebst den nöthigen Künstlern und Handwerkern, die für einen ungeheuren Lohn in Landeserzeugnissen den Bau übernahmen. Außerdem mußte der weiseste aller Könige dem Hiram für diese nachbarliche Gefälligkeit eine große Provinz mit zwanzig Städten voll Milch und Honig abtreten, womit der ungenügsame Hiram noch so wenig zufrieden war, daß er ihr den Spottnamen Cabul gab.

Weil Abrahams frommer und ruhmwürdiger Saame sich aber schon in Egypten mit der Ur-

heit den Magen verdorben hatte, so ließ König Salomo alle Fremdlinge in seinem Reiche, hundert und drei und fünfzig tausend sechs hundert an der Zahl, zusammen treiben, um als Holzhauer, Träger und Handlanger bei dem Bau des Tempels und der königlichen Häuser zu dienen, indem die, von Hiram gesandten Leute bloß die Kunstarbeiten besorgten.

Diese kostbaren und unnützen Bauwerke des weisesten aller Könige auf Erden erregten, trotz ihrer Geschmacklosigkeit, durch die Menge des Goldes und Silbers, welche darin aufgehäuft und mit kindischer Prahlerei zur Schau gestellt wurde, die Aufmerksamkeit, den Neid und die Habsucht der benachbarten kriegerischen Nationen, die noch weit größere Reichthümer vermutheten, als wirklich da waren, und gaben die Hauptveranlassung zu den höchst verderblichen Kriegen, in denen Gottes auserwählte Lieblinge fast immer den Kürzern zogen, und am Ende aller ihrer todten Schätze beraubt, aus dem Lande voll Milch und Honig theils in die assyrische, theils in die babylonische Gefangenschaft hinweg geführt wurden.

Aber bereits zu Salomo's Zeiten litt das Volk unsäglich durch die Bausucht und den unersättlichen, ächtjüdischen Golddurst seines Beherrschers; denn was halfen alle Reichthümer, was die hochgepriesene Weisheit des letztern Abrahams gesegnetem Samen, der in Armuth und

Elend, in Dummheit und thieriſcher Rohheit ſchmachtete? Die natürliche Folge hievon war, daß ſchon unter Salomo's Sohn und Nachfolger Rehabeam elf Stämme abfielen, und ſich einen eigenen König wählten, ſo daß dem Hauſe Davids, dem der Herr auf ewige Zeiten das ganze Königreich Iſrael zugeſichert hatte, nur der zwölfte Theil davon übrig blieb, den es gleichfalls verlor, als Nebukadnezar dem letzten Könige aus dieſem Hauſe, dem Zidekia die Augen ausſtechen und deſſen Kinder umbringen ließ.

Die Nachrichten ſowohl in den Büchern der Könige, als in denen der Chronika von dem ungeheuren Reichthum Salomo's ſind freilich jüdiſche Windmachereien; denn an einem Orte heißt es: des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nichts; und: der König machte des Silbers ſo viel zu Jeruſalem, wie der Steine; *) und dann leſen wir gleich wieder, daß man einen Wagen um ſechshundert Silberlinge und ein Pferd um hundert und fünfzig Silberlinge gekauft habe, **) welches doch wirklich nicht viel Silber für ein gutes Pferd und für einen ſchönen kunſtvollen Wagen geweſen wäre! Das Silber muß alſo noch immer einen ſehr beträchtlichen Werth zu Jeruſalem gehabt haben. Wozu hätte der weiſe Narr es auch zu Schiffe aus

*) 1 B. Kön. 10, V. 21 und 2 Chron. 9, V. 20
**) 1 Kön. 10, V. 29.

weit entlegenen Ländern ſollen holen laſſen, wenn man es für nichts geachtet hätte? Gold ſoll er jährlich ſechshundert und ſechzig Centner eingenommen haben, ohne das, „was von Krämern „und Kaufleuten, und Apothekern, und von „allen Königen Arabiens, und von den Gewal„tigen in den Ländern kam.“ Wo aber wohl all' das Gold und Silber hergekommen, und wo es wohl geblieben ſein mag?

Mögen übrigens dieſe Prahlereien ſo albern ſein, wie ſie wollen; ſo waren ſie doch ganz dazu geeignet, die angränzenden Völker zu reizen, ſich des hochgelobten Landes, wo Ströme von Milch und Honig floßen, und wo es faſt mehr Gold und Silber, als Steine gab, bei erſter, beſter Gelegenheit zu bemächtigen. Auf dieſe Weiſe trugen Iſraels wahrheitliebende Kinder durch ihre eigenen lächerlichen Aufſchneidereien ſelbſt ſehr viel zu ihrem nachherigen Unglück bei.

Eben ſo landesväterlich, wie durch ſeine Bauſucht und ſeinen unlöſchbaren Durſt nach edlen Metallen, ſorgte König Salomo durch einen ungeheuren Hofſtaat für den möglichſten Druck ſeiner Unterthanen. Außer einer unglaublichen Menge von Getreide und Mehl zu Brod und Backwerk bedurfte er zur Speiſung für ſich und ſeine Hofleute täglich zehn gemäſtete Rinder, zwanzig Weiderinder und hundert Schafe, und dazu noch Hirſche, Rehe, Gemſen und anderes gemäſtetes Vieh.

Nichts kam aber der zügelloſen Wolluſt dieſes weiſeſten aller irdiſchen Herrgötter gleich; denn er hatte ſiebenhundert Weiber zu Frauen und dreihundert Kebsweiber oder Beiſchläferinnen. Und einen ſolchen Ausbund von mehr als viehiſcher Sinnlichkeit ſtellt man uns als einen auserwählten Mann Gottes, als den beſten und weiſeſten aller Könige, und als ein Muſter zur Nachahmung für unſere Fürſten auf! Wie läßt ſich überhaupt die ſchändliche Erniedrigung, unter welcher die ſchönſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechts bei dieſem Volke ſchmachtete, mit den Begriffen von Menſchenwürde und Sittlichkeit vereinigen, die man nothwendig bei einer höhern, auf unmittelbare Weiſe geoffenbarten Religion vorausſetzen mußte? Verhältnißmäßige Gleichſtellung der Rechte und der wechſelſeitigen geſelligen Pflichten des Mannes und des Weibes ſollte doch wohl, als das ſicherſte Mittel zur Veredlung beider Geſchlechter, ein Hauptgegenſtand ſolcher übernatürlich offenbarten Religions- und Sittenlehre ſein; allein was findet man davon in jenen angeblichen Offenbarungen vom Berge Sinai und in den ſämmtlichen Büchern des alten Teſtaments? Wird nicht überall nur das Weib als ſklaviſches Werkzeug der thieriſchen Sinnlichkeit des Mannes betrachtet? Giebt nicht ſelbſt jener Ausſpruch der iſraelitiſchen Mythe: der Mann ſoll dein Herr ſein, den zur Schande der Menſchheit und der Aufklärung unſers Zeit-

alters, unſere Prieſter noch jedem Brautpaare vorplärren, dem rohen, ſtarken, gebieteriſchen Manne die Waffen in die Hand, um das ſanfte, ſchwache und ängſtliche Weib zu unterdrücken, zu martern, und aller Annehmlichkeiten des Daſeins zu berauben? Muß nicht die Vielweiberei, welche von der angeblich göttlichen Religion und Sittenlehre der Iſraeliten für recht und gut erkannt wurde, die Menſchen entnerven, zur Thierheit herabwürdigen, und für alle höhern Freuden des häuslichen Lebens, deren Grab ſie iſt, durchaus abſtumpfen? Und welchen verderblichen Einfluß ſie auf die Erziehung hat, das ſehen wir doch wohl noch heutiges Tages an den Türken und an allen Völkern, bei denen ſie geduldet wird?

Wie wär' es uns möglich, der jüdiſchen Religion einen göttlichen Urſprung zuzugeſtehen, da ſie, ſtatt für den erhabenen Zweck der Menſchenveredlung zu wirken, Einrichtungen gut hieß, die demſelben geradezu widerſprechen? Wie wär' es uns möglich, ſie für eine Offenbarung des höchſten, weiſeſten und gütigſten Weſens zu halten, da ſie ihren Anhängern überall es zur unverletzlichſten Pflicht machte, alle ihre Feinde mit Weibern, Kindern und Säuglingen, mit Ochſen, Rindern und Schafen nieder zu metzeln, und von der Erde zu vertilgen? Wie können wir die mindeſte Achtung haben gegen dieſe Religion, die uns Gott immer als einen hoch-

müthigen, mordgierigen, launenhaften Tyrannen darstellt, der an dem, ihm lieblich dünkenden Geruch von gebratenen Nieren und verbranntem Unschlitt, an elenden Lappen von gezwirnter weisser und gelber Seide, von Scharlach und Rosenroth, an künstlichen Granatäpfeln, an goldenen Mäusen und goldenen Aersen Vergnügen findet, und dessen Rachgier nur durch zahlreiche, kostbare und blutige Opfer versöhnt werden kann?

Unser Geschichtschreiber ertheilt allen Königen auf Erden gewiß kein großes Lob, da er versichert, daß Salomo sie sämmtlich an Weisheit übertroffen habe. Wahrscheinlich hat er bloß die Könige zu Salomo's Zeiten gemeint, denn unsern jetzigen großen und legitimen Monarchen würde er doch wohl, ohne Ausnahme, den Vorzug zuerkennen?!

Um noch einen Beweis von der lächerlichen Prahlsucht und Großsprecherei der israelitischen Schriftsteller zu geben, will ich die, in den Büchern der Könige und der Chronika enthaltenen Lobreden auf Salomo's außerordentliche Weisheit hier wörtlich zusammen stellen. Der Verfasser der Bücher der Könige berichtet: „Gott „gab Salomo sehr große Weisheit und Ver„stand, *) und getrost Herz, wie Sand, der am „Ufer des Meeres liegt; daß die Weisheit Sa-

*) Welches man besonders an den siebenhundert Weibern und dreihundert Kebsweibern oder Beischläferinnen wahrnehmen kann.

„lamo's größer war, denn aller Kinder gegen „Morgen*) und der Egypter Weisheit. Und er „war weiser, denn alle Menschen**), auch weiser, als die Dichter Ethan der Esrahiter, Heman, Chalcol und Darda, ***) und war berühmt unter allen Heiden umher. Und er redete dreitausend Sprüche, †) und seine Lieder „waren tausend und fünf††). Und er redete von „Bäumen, von der Ceder an zu Libanon bis an den „Ysop, der aus der Wand wächst. Auch redete „er von Vieh, von Vögeln, von Gewürm und „von Fischen. †††) Und es kamen aus allen „Völkern zu hören die Weisheit Salomons, von „allen Königen auf Erden, die von seiner Weisheit gehört hatten. Also ward der König Salomo größer mit Reichthum und Weisheit, denn

*) Wie groß denn wohl deren Weisheit war?
**) Das sieht man noch jetzt aus seinen geistreichen Sprüchen und dem göttlichen Hohenliede!
***) Wie weise oder unweise diese Ehrenmänner waren, kann man jetzt nicht mehr wissen, da ihre geistvollen Werke, mit Ausschluß einiger Psalmen, längst den Weg alles Fleisches giengen.
†) In denen man aber blutwenig Weisheit findet.
††) Die wahrscheinlich sehr zärtlichen und verliebten Inhalts waren.
†††) Ein Narr kann von mancherlei Dingen schwatzen, wovon er gar nichts versteht. Wo nahm der weise Salomo bei seinen tausend Weibern und seinem schweigerischen Leben noch so viel Zeit und Nachdenken her, um über dergleichen Gegenstände etwas Vernünftiges zu sprechen? Viel Klugs muß nicht daran gewesen sein; sonst hätte die jüdische Eitelkeit, die uns so manches Gehaltlose von diesem Könige aufbewahrt, auch wohl diese Reden dem Untergange entrissen!

„alle Könige auf Erden.“ 1 Kön. 4. V. 29 bis 34. und 10 V. 23.

Der Verfasser der Chronika läßt sich über die Weisheit dieses königlichen Wunderdalgs gleichfalls folgender Gestalt vernehmen.

„Der König Salomo ward größer, als alle „Könige auf Erden mit Reichthum und Weis„heit. Und alle Könige auf Er„den begehreten das Angesicht Salomo's, seine „Weisheit zu hören, die ihm Gott in sein Herz „gegeben hatte.“

Welche läppische Prahlerei! Alle Könige auf Erden, also auch die Könige in Afrika, Amerika und Europa, sollen sich darnach gesehnt haben, den kleinen israelitischen Zaunkönig Salomo, von dem sie nie gehört haben konnten, zu sehen, und die Weisheit zu hören, welche Gott in sein Herz gegeben hatte.“ Lieber Himmel, wie war das möglich! Nicht einmal den Königen in Hindostan, in China, in Japan und den übrigen entferntern Ländern Asiens war dieser unbedeutende Duodezkönig der Juden bekannt! Kein einziger griechischer Geschichtschreiber hat jemals das Mindeste von seiner ungeheuren Weisheit vernommen, und der israelitische Chronikenschreiber will uns einbilden, daß alle Könige auf Erden gewünscht haben sollten, das Antlitz seines hochgepriesenen Wundermannes zu sehen, und dessen Weisheit anzuhören! Schon dies giebt uns einen Beweis, wie wenig Antheil

der heilige Geist an den Büchern der Könige und der Chronika genommen haben kann, denn unter seiner Leitung hätten nimmermehr so prahlerische und unwahre Aufschneidereien einfließen dürfen.

Doch unser Chronikenschreiber erzählt weiter:

„Und sie (nämlich alle Könige auf Erden) „brachten ihm ein jeglicher sein Geschenk, sil„berne und goldene Gefäße, Kleider, Harnische, „Würze, Rosse und Mäuler jährlich."

Da soll man nun gar glauben, daß alle Könige auf Erden den weisen Salomo für ihren Oberherrn anerkannt und ihm, als Zeichen ihrer Abhängigkeit, einen jährlichen Tribut dargebracht haben! Wer ein Buch, in welchem so schamlose Großsprechereien als wirkliche Thatsachen aufgetischt werden, für ein, von Gott eingegebenes, und unter Gottes unmittelbarer Leitung abgefaßtes, über alle menschliche Zweifel erhabenes Werk zu erklären fähig ist; der hat in der That Ursache, über den Zustand seines Gehirns besorgt zu sein, und mit einem geschickten Arzte zu sprechen.

O, Ihr Völker, die Ihr von Königen und Fürsten regiert werdet, bittet doch Gott auf Euren Knieen, daß er sie in Gnaden vor David's Frömmigkeit und vor Salomo's Weisheit bewahren wolle!!!

Der

Christenspiegel,

oder

Betrachtungen

über

unmittelbare Offenbarungen, über Jesus Lehre und Christenthum;

von

Hartwig Hundt-Radowsky,

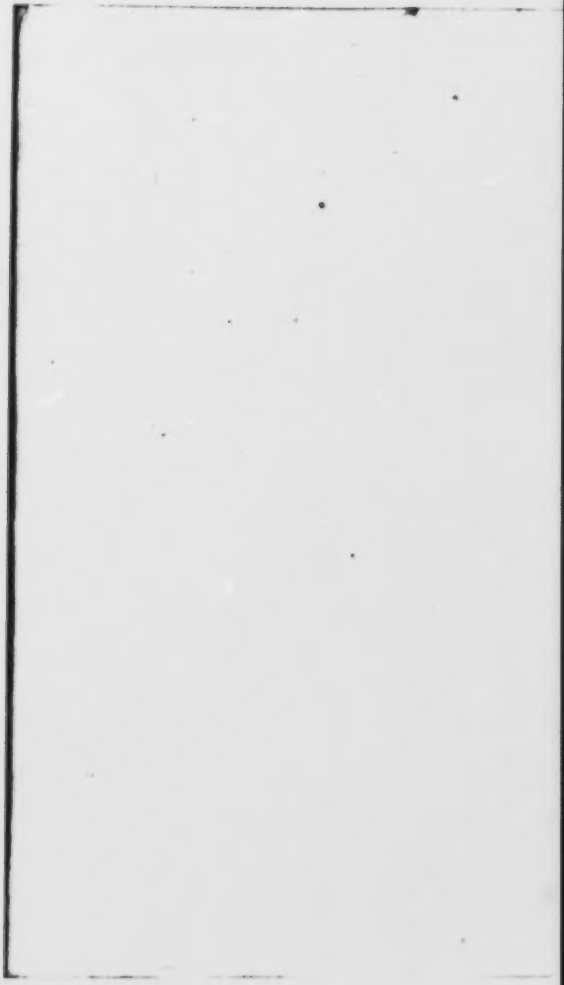
dem Verfasser des Judenspiegels und des Neuen Judenspiegels.

Zweites Bändchen.

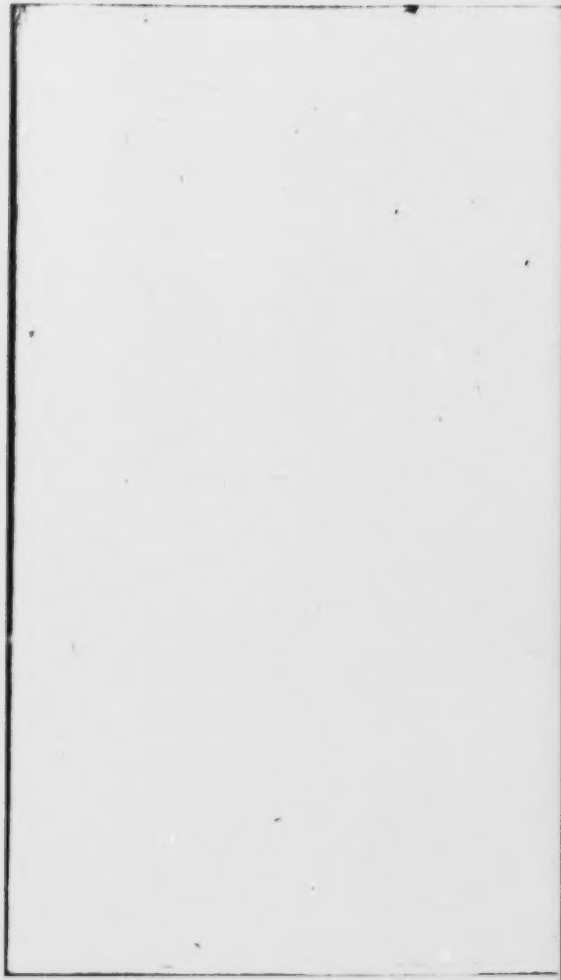
Stuttgart,

bei Carl Hoffmann.

1830.



Zweites Buch.



Jerobeam, ein unternehmender, einflußreicher und ehrgeiziger Mann, hatte, auf die Unzufriedenheit des hart bedrückten Volks vertrauend, und von einem angeblichen Propheten Ahia ermuntert, bereits unter Salomo's Regierung den Vorsatz gefaßt, einen Theil des, dem Hause David auf ewige Zeiten von Gott zugesicherten, Königreichs an sich zu reißen. Salomo erfuhr dies jedoch, und Jerobeam mußte, um sein Leben zu retten, zu Sisak, dem Könige von Egypten flüchten. Nach dem Tode des weisesten aller Könige, riefen ihn aber die Häuptlinge und Leiter des Volks zurück, stellten ihn an ihre Spitze, und begehrten von Rehabeam, dem Sohn und Nachfolger Salomo's, Erleichterung der unerträglichen Lasten, welche sein Vater der Nation aufgebürdet hatte. Rehabeam, statt der Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit zu folgen, ließ sich durch junge, unerfahrene Menschen bethören, und drohete den Unzufriedenen mit den Worten: Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht, ich will es

aber noch schwerer machen. Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget; ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen.

Da nun das ganze Israel, worunter nämlich immer nur die elf Stämme, mit Ausschluß des Stammes Juda verstanden werden, sahe, daß Rehabeam nicht nachgeben wollte; so antwortete es: Was haben wir für Theil an David, oder Erbe am Sohn Isai? Israel, hebe dich zu deinen Hütten. So siehe du, Rehabeam, nun zu deinem Hause David!

Hierauf ward Jerobeam von ganz Israel zum Könige erwählt, und dem Hause David, dem die Herrschaft über ganz Israel von Gott auf ewige Zeiten verheißen und zugesichert war, blieb bloß der Stamm Juda, der gar nicht einmal unter der Benennung von ganz Israel mitbegriffen ward, indem man in der Regel Israel und Juda sagte.

Jene Begebenheit nun, welche die ganz natürliche Folge des unerträglichen Drucks der hochgepriesenen Regierung des weisen Salomo und der unvernünftigen Erklärung seines thörichten Sohnes war, diesen Druck noch um Vieles zu vergrößern, sucht unser Geschichtschreiber auf eine sehr wunderliche Weise, nicht als ein, durch die Verhältnisse herbeigeführtes, nothwendiges Ereigniß, sondern als eine, durch den Propheten Ahia auf Gottes angeblichen Befehl verkündigte, positive Strafe darzustellen. Nach seiner

Erzählung begegnete nemlich Jerobeam dem Abia auf dem Felde, und dieser zerriß seinen neuen Mantel in zwölf Stücke und sprach zu Jerobeam: „Nimm zehn Stücke zu dir, denn so spricht „der Herr, der Gott Israel: Siehe, ich will „das Königreich von der Hand Salomo reissen, „und dir zehn Stämme geben. Einen Stamm „soll er haben um meines Knechts Davids wil„len, und um der Stadt Jerusalem willen, die „ich erwählet habe aus allen Stämmen Israel; „darum, daß sie mich verlassen und angebetet ha„ben Astaroth (Astarte), den Gott der Zidonier, „Camos, den Gott der Moabiter, und Milkom, „den Gott der Kinder Ammon. Aus der Hand „seines Sohns will ich das Königreich nehmen, „und will dir zehn Stämme und seinem Sohn „einen Stamm geben. So will ich nun dich „nehmen, daß du regierest über Alles, was Dein „Herz begehrt, und sollst König sein über Israel. „Wirst du nun gehorchen Allem, was ich dir „gebieten werde, und in meinen Wegen wan„deln, und thun, was mir gefällt, daß du hal„test meine Rechte und Gebote, wie mein Knecht „David gethan hat, so will ich mit dir sein, und „dir ein beständig Haus bauen, wie ich David „gebauet habe, und will dir Israel geben.“ *)
Sonderbar! Hätte der drollichte Prophet nicht

*) 1 Kön. 11 V. 29, 30, 31, 32, 35, 36, 37 und 38.

dies Alles weissagen können, ohne seinen schönen, neuen Mantel in Stücke zu zerreissen? Aber Propheten und Poeten haben närrische Grillen!

Der zerrissene Mantel des prophetischen Gauklers ist übrigens kein sehr bündiger Beweis, daß er wirklich von Gott beauftragt war, dem Jerobeam „im Namen des Herrn" jene Verheissung zu ertheilen. Nach Abia's Vorgeben soll Gott die Absicht gehabt haben, die Abgötterei unter den Israeliten abzuschaffen und sie zum mosaischen Gottesdienst zurück zu bringen, und um diesen Zweck zu erreichen, soll der Gott Israels die Regierung der elf oder zehn Stämme dem Jerobeam, dem Sohne Nebat, übertragen haben, der das Volk so tief in den Götzendienst verstrickte, daß er unter allen Königen Israels Vorzugsweise als derjenige bezeichnet wird, „der Israel sündigen machte." Wahrlich, da traf der Herr Zebaoth eine sehr schlechte Wahl! Er hätte doch nach seiner Allwissenheit voraussehen müssen, daß Jerobeam, statt das Volk zum mosaischen Gottesdienst anzuhalten, es zur Abgötterei verleiten würde! Wie kann man also wohl glauben, daß Gott dem Abia jenen Auftrag gegeben haben könne? Daß Gott seine Absichten mit so klaren Worten durch einen Propheten sollte verkündigen lassen, und dennoch so verkehrte Mittel sollte gewählt haben, ist mit seiner Weisheit durchaus nicht zu vereinbaren! Gott nahm an den Weissagungen des frommen Mannes mit

dem zerrissenen Mantel gewiß nicht den entferntesten Antheil, und Abia gehörte unstreitig zu jener Klasse von Propheten, von denen das Menschenkind Hesekiel sagte: O, Israel, deine Propheten sind wie die Füchse in den Wüsten! Ihr Gesichte ist nichts, und ihr Weissagen ist eitel Lügen. Sie sprechen: der Herr hat's gesagt; so sie doch der Herr nicht gesandt hat, und mühen sich, daß sie ihre Dinge erhalten. *)

Das nachmalige Eintreffen der Vorhersagung Abia's in Hinsicht Jerobeam's und des Abfalls der zehn Stämme Israel beweist nicht das Mindeste für seine vorgebliche göttliche Begeisterung und Sendung. Er kannte die unter diesen Stämmen herrschende, durch Salomo's ungeheure Bedrückungen verursachte Stimmung; er kannte auch, ohne Zweifel, Jerobeams geheime Anschläge auf den Thron, oder war vielleicht gar mit ihm einverstanden. Daß der Stamm Juda, der, mit Ausnahme der Leviten, vor allen übrigen Stämmen die größten Vorzüge genoß, nur mit geringen Abgaben belastet, und dem, aus seiner Mitte entsprossenen Königshause eifrig ergeben war, und daß auch die, von David und Salomo auf das Prachtvollste geschmückte und hochbegünstigte Stadt Jerusalem es mit der Familie David's halten, und derselben getreu bleiben würden, das

*) Hesek. 13. V. 4 und 6.

ließ sich mit Gewißheit voraussehen; und daher hatte Prophet Abia gut Weissagen, und hätte, ohne Gefahr, seinen neuen Mantel verschonen können! Man darf also keineswegs erstaunen, daß mehrere seiner Prophezeihungen so pünktlich erfüllt wurden, denn ein Wunder würd' es gewesen sein, wenn unter jenen Verhältnissen das Gegentheil geschehen wäre.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich, daß Abia's Weissagung nicht als die Frucht einer göttlichen Eingebung, und daß noch weniger der Abfall der zehn Stämme und die Ernennung Jerobeams zum Könige Israels als positive Strafen der Abgötterei Salomo's und als ein von Gott gewähltes Mittel zu betrachten sind, wodurch der Herr die Israeliten bei dem von Mosis angeordneten Gottesdienst erhalten wollte.

Wie läßt sich aber der Abfall der elf Stämme wohl vereinbaren mit den göttlichen Verheissungen, wodurch dem David und seinem Hause auf ewige Zeiten die Herrschaft über Israel soll zugesichert sein? Offenbar war von dergleichen Verheissungen niemals die Rede gewesen, denn sonst würde Gott sie erfüllt haben. Dieser, für das israelitische Volk so verderbliche Abfall war also bloß eine ganz natürliche Folge sowohl der Prunksucht und des kostbaren Tempelbaues, wodurch der weiseste aller Monarchen sein Volk zur Ver-

zweiflung brachte, als auch der Unvorsichtigkeit seines Sohnes Rehabeam, der sich von jugendlichen und schmeichlerischen Rathgebern zu unzeitiger Härte verreizen ließ.

Eine andere fast eben so verderbliche Folge der Prachtliebe und der Prahlerei des weisen Salomo ereignete sich im fünften Jahre der Regierung seines Sohnes Rehabeam. Der König Sisak von Egypten, der wahrscheinlich von seinem ehemaligen Schützlinge Jerobeam erfahren hatte, was für Herrlichkeiten in Jerusalem zu sehen und zu holen waren, „zog herauf, „und nahm die Schätze aus dem Hause des „Herrn, und aus dem Hause des Königes, und „Alles, was zu nehmen war, und nahm alle „goldene Schilde, die Salomo hatte machen „lassen." So waren denn die sämmtlichen Reichthümer, die dieser Gesalbte des Herrn in vierzig Jahren zusammen geschunden hatte, mit einem Male dahin! Es sollte fast scheinen, daß der Herr, der gar nichts zur Rettung dieser prachtvollen Kindereien that, an seinem erstaunlich großen, sechzig Ellen langen, zwanzig Ellen breiten und dreißig Ellen hohen Wohnhause in Jerusalem, wozu er doch eigenhändig den Riß verfertiget, und an den vergoldeten Cherubim von Oehlbaumholz, an den goldenen Schilden, den goldenen Aersen, den goldenen Mäusen, den künstlichen Granatäpfeln von Rosenroth und den keulichen Knäufen auf den wohlbe-

kannten Säulen Jakin und Boas, zu denen er selbst die Zeichnungen gemacht hatte, *) nicht das mindeste Vergnügen mehr fand.

Auch in dem unfreundlichen Besuch, welchen der König Sisak von Egypten dem Rehabeam abstattete, sehen unsere Orthodoxen, eine ganz klar in die Augen fallende, positive göttliche Strafe der Abgötterei Salomo's und der Sünden seines Sohnes; und wir Weltmenschen finden nichts mehr und nichts weniger darin, als eine sehr natürliche Folge der eitlen, hochmüthigen Prahlerei der jüdischen Könige, die durch die Menge des, in dem Tempel zur Schau gestellten, Goldes und Silbers den lüsternen Sisak, der gleichfalls ein Liebhaber von goldenen Leuchtern, goldenen Aexten und goldenen Mäusen war, auf eine höchst unkluge Weise zum Raube herbei lockten. Wäre jener Tempel nicht mit so vielen Kostbarkeiten überladen, sondern ein einfaches, glanzloses Gebäude gewesen; hätte der Weiseste unter allen Menschen und Königen, der sogar weiser war, als die Dichter, Ethan, der Esrahiter, Heman, Chalcol und Darda, nicht so ungeheure Massen edler Metalle unnützer Weise zusammen gescharrt; und wären diese Schätze nicht durch die lügenhafte Ruhmredigkeit seiner thörichten Unterthanen noch viel größer

*) 1 Chron. 29. V. 11 bis 19, und 1 Kön. 6. V. 35.

und bedeutender ausgeschrieen, als sie wirklich waren; so wäre sicherlich dem Könige Sisak von Egypten es nie eingefallen, nach Jerusalem zu kommen, und wenn Israels liebenswürdige Kinder auch alle hölzernen und steinernen Götzen der Welt anbeteten und auf allen Höhen und Altären geräuchert und geopfert hätten. Wundergläubige Menschen suchen aber bei jedem, ihnen auffallenden Ereigniß, bei jeder, ihnen wichtig scheinenden Begebenheit nach übernatürlichen Ursachen, und übersehen immer die natürlichen, die ihnen ganz nahe vor Augen liegen.

Das abentheuerliche Geschichtchen von dem Mann Gottes, der gegen den Altar des Jerobeam schrie, und nachher von einem Löwen getödtet ward, weil er bei seinem Kollegen ein wenig Brod gegessen und Wasser getrunken hatte, können wir füglich mit Lächeln übergehen. Wir Christen haben in unsern alten Chroniken und Legenden ja so viele Wundermährchen von gleichem Gehalt; warum sollten wir denn den Israeliten nicht eins verzeihen? Auch war es ganz natürlich, daß der Löwe den Propheten bloß tödtete und nicht auffraß; denn er wußte ohne Zweifel, daß die Propheten, und besonders die kleinen, eine sehr schwer verdauliche Speise sind, wie die Geschichte des Jonas beweist!

Einem Geschichtschreiber, der ganz ernsthaft versichert: „daß alle Welt, wozu doch unstreitig die Einwohner aller fünf Welttheile ge-

hören, begehrt habe, den König Salomo zu sehen und die Weisheit zu hören, die ihm Gott in sein Herz gegeben hatte; und daß Jedermann, folglich auch die Samojeden, die Jakuten, Kalmücken, Irokesen, Kaffern, Hottentoten, Birmanen und Chinesen ihm silberne und goldene Geräthe, Kleider und Harnische, Würze, Rosse und Mäuler jährlich zum Geschenk dargebracht haben; einem solchen Geschichtschreiber ist selbst dann wenig Glauben beizumessen, wenn er in den Gränzen der Möglichkeit bleibt. Wie weit weniger darf man ihn aber des mindesten Vertrauens würdigen, wenn er diese Gränzen überschreitet und Dinge berichtet, die mit allen Gesetzen der Natur und mit dem gesunden Menschenverstande im klarsten Widerspruche stehen? Der liebe Gott wird uns deshalb gewiß nicht zur Hölle verdammen; denn warum sollte er darüber zürnen, daß wir die Wundergeschichten eines Mannes nicht für baare Münze annehmen können, der bereits durch die handgreiflichsten und offenbarsten Unrichtigkeiten seine Wahrheitliebe im höchsten Grade verdächtiget hat?

Schon aus diesen Gründen dürften wir die wundervollen und abentheuerlichen Erzählungen in den Büchern der Könige, die mit den talmudischen Mährchen des frommen Rabbi Akibha und seiner gelehrten Herren Amtsbrüder in Eine Klasse gehören, füglich mit Stillschweigen übergehen, und sie jenen gläubigen Seelen überlassen,

die an dergleichen Dingen Vergnügen finden. Allein um die Unzuverläßigkeit und den nicht göttlichen Ursprung dieser sogenannten kanonischen Bücher völlig in's Licht zu setzen, muß ich noch etwas bei ihnen verweilen.

Die Rollen der, in den Büchern Mosis, Josua und der Richter so häufig erscheinenden, Engel des Herrn werden in den folgenden alttestamentischen Geschichtbüchern gewöhnlich von Männern Gottes, von Sehern und Propheten gespielt. Wo in den frühern Zeiten glänzende, überirdische Wesen dem Himmel entstiegen, um ihren Lieblingen die Geburt eines Sohnes, die Genesung von einer Krankheit oder einen andern Glücksfall zu verkündigen, oder auch über ihre Feinde Tod und Verderben zu bringen; da sehen wir in den spätern Tagen einen schlechtbekleideten Propheten ganz demüthig auf einer geduldigen Eselin daher reiten, denn nur Einem von ihnen, dem Mann Gottes Elias, war ein himmlischer Marstall voll feuriger Rosse beschieden. So schmiegte sich allmählig das Wunderbare immer mehr und mehr dem Natürlichern an.

Jene Propheten oder Männer Gottes wurden in den, von Samuel zu diesem Zweck gestifteten Prophetenschulen gebildet, und in allen Theilen ihrer Kunst unterrichtet. Die Gabe der Weissagung war also keineswegs eine, von dem höchsten Wesen ertheilte, Fähigkeit, künftige Dinge vorher zu sagen; sondern eine nach Re-

geln erlernte Kunst oder Wissenschaft, und wurde bei den Israeliten, so wie bei manchen andern Völkern, zunftmäßig getrieben. Um desto stärkern Eindruck auf den rohen Haufen zu machen, begleiteten die israelitischen Propheten ihre Weissagungen, welche gewöhnlich in mancherlei räthselhaften und vieldeutigen Gesichten und Träumen bestanden, häufig mit Gesang und Saitenspiel *) und mit wunderlichen Gebehrden und Verzuckungen, wodurch sie sich das Ansehen einer übernatürlichen, göttlichen Begeisterung zu geben wußten. Oft begiengen sie sogar wirklich thörichte und unsittliche Handlungen, denen sie dann eine prophetische Deutung beilegten, oder die sie durch einen angeblichen Befehl Gottes zu rechtfertigen suchten. **) Da sie unter dem ganzen Volke zerstreuet lebten, und überall ihre Freunde und Kundschafter hatten, so waren sie fast immer von allen öffentlichen und besondern Ereignissen genau unterrichtet, und konnten also denen, die sich ihres prophetischen Raths bedienten, die nächste Zukunft mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen. Waren sie darüber zweifelhaft oder noch nicht gehörig im Klaren; so beschieden sie entweder die Fragenden auf einen andern Tag, oder sie

*) 1 Sam. 10 V. 5 und 10.
**) Hosea 1 und 3.

hüllten auch ihre Prophezeihungen schlau in so vieldeutige Worte und Zahlen, daß sie, — der Ausgang mochte sein, welcher er wollte — doch immer ganz richtig geweissagt hatten.

Daß unter diesen Männern Gottes gleichfalls manchmal der leidige Brodneid erwachte; und daß sie dann sich wechselweise für Füchse, für Lügner und falsche Propheten erklärten, und bei wichtigen Anlassen einander wohl gar mit Backenstreichen und Fußtritten beehrten, darf uns keineswegs auffallen; denn dergleichen unerfreuliche Auftritte sahe man ja fast auf allen christlichen, vom heiligen Geiste selbst geleiteten Kirchenversammlungen; wie sollten sie also den Propheten und Priestern des alten Bundes fremd gewesen sein? Das arme Volk war freilich immer am Meisten zu bedauern, da es gar nicht wissen konnte, welche von den sich raufenden Herren die wahren, und welche die falschen Propheten waren, indem Jeder versicherte: So spricht der Herr, der Gott Israels.

Jerobeam entsprach, wie gesagt, auf keine Weise den Erwartungen des Herrn Zebaoth, denn statt Israels fromme Kinder zum mosaischen Gottesdienst anzuhalten, stellte er ihnen zu Dan und zu BethEl goldene Kälber auf mit den Worten: siehe, das sind deine Götter, Israel, die dich aus Egypten geführt haben! Ausserdem ließ er auf vielen Höhen Altäre errichten, worauf den Götzenbildern geopfert war und suchte seine

Israeliten ganz von dem Besuch des Tempels zu Jerusalem zurück zu halten, obgleich dies der einzige Ort war, wo Jehovah zu jenen Zeiten sich sprechen ließ. Diesem Verfahren Jerobeams lag offenbar eine politische Eifersucht zum Grunde. Er besorgte, sein Volk könnte, wenn es oft nach Jerusalem liefe, ihm nach und nach abspänstig gemacht werden, und sich wieder dem Scepter des Hauses David, für welches es noch immer eine große Vorliebe hegte, unterwerfen; darum führte er jenen Götzendienst ein. Der Gott Israel ist aber, wie wir aus den fünf Büchern Mosis wissen, gleichfalls sehr eifersüchtig, und gerieth daher in großen Zorn gegen Jerobeam, von dem er, laut des ersten Buches der Könige, etwas ganz anders erwartet hatte. Um ihn für seine Gottlosigkeit zu strafen, ließ der Herr den Sohn Jerobeams krank werden. Da gebot der König seiner Gemahlin: „Mache dich auf, und verstelle dich, daß Niemand merke, daß du Jerobeams Weib seist, und gehe hin gen Silo. Siehe, da ist der Prophet Ahia, der mir geredet hat, daß ich sollte König sein über dies Volk; und nimm mit dir zehn Brode und Kuchen und einen Krug mit Honig, und komm zu ihm, daß er dir sage, wie es mit dem Knaben gehen wird." So königliche Geschenke konnte nur ein Judenmonarch einem Propheten verehren! In unsern Tagen hätte man sich weit wohlfeiler durch Ertheilung eines Ordens oder eines Titels z. B.

wirklicher geheimer Oberhofprophet, davon geholfen.

Obgleich Ahia schon vor Alter erblindet war, so erkannte er, wie es heißt, doch die Königin gleich am Gange; ohne Zweifel hatten ihm aber auch seine Freunde und Kundschafter am Hofe Jerobeams bereits Nachricht von ihrer Ankunft und dem Zwecke ihrer Reise gegeben, denn die Propheten und Weissager aller Nationen suchten sich von Allem, was sich in ihrem Wirkungskreise zutrug, möglichst genaue Kenntniß zu verschaffen, um nie, wenn sie befragt wurden, wegen einer angemessenen Antwort in Verlegenheit zu sein.

Ahia, der natürlich immer wußte, was im Hause Jerobeams vorgieng, sagte der Königin sogleich, daß er sie kenne. „Ich bin zu dir gesandt ein harter Bote!“ fuhr er fort. „Gehe hin und sage Jerobeam: So spricht der Herr der Gott Israels: Ich habe dich erhoben aus dem Volk, und zum Fürsten über mein Volk Israel gesetzt, und habe das Königreich von Davids Hause gerissen, und dir gegeben; Du aber bist nicht gewesen, wie mein Knecht David, der meine Gebote hielt und wandelte mir nach von ganzem Herzen, daß er that, was mir wohl gefiel.“

Man erinnere sich an Davids Raubmördereien, während seines Aufenthalts zu Ziklag (1 Sam. 27), an seine Geschichten mit Abigail und Na-

baal, mit Uriad und Bathseba; an die schändliche Hinrichtung der Söhne und Enkel Sauls; an seine blutgierige, selbst auf dem Sterbebette noch unversöhnliche Rachsucht gegen seinen treuen Diener Joab und gegen Simei; an seine mehr als viehische Wollust, welcher die junge Abisag von Sunem geopfert werden mußte, und an viel Anderes mehr. Was soll man von einem Gott denken, der an Handlungen der Art ein Wohlgefallen hatte?

„Und du hast übel gethan, weissagte Ahia weiter gegen Jerobeam, du hast übel gethan über Alle, die vor dir gewesen sind, bist hingegangen, und hast dir andere Götter gemacht, und gegossene Bilder, daß du mich zum Zorn reizetest, und hast mich hinter deinen Rücken geworfen. Darum siehe, ich will Unglück über das Haus Jerobeams führen, und ausrotten an dem Jerobeam auch den, der an die Wand pisset, (si done!) den Verschlossenen und Verlassenen in Israel; und will die Nachkommen des Hauses Jerobeams ausfegen, wie man Koth ausfegt, bis es ganz mit ihm aus sei. Wer von Jerobeam stirbt in der Stadt, den sollen die Hunde fressen; wer aber auf dem Felde stirbt, den sollen die Vögel des Himmels fressen, denn der Herr hat es geredet. So mache du dich auf, und gehe heim, und wenn dein Fuß zur Stadt eintritt, wird das Kind sterben. Und es wird ihn das ganze Israel beklagen und werden ihn

begraben, denn dieser allein von Jerobeam wird zu Grabe kommen."

Man sieht, daß der Prophet Ahia kein feiner Hofmann war. Daß übrigens diese angebliche Weissagung von den Schicksalen des Hauses Jerobeam eingetroffen sein soll, darf uns gar nicht verwundern, denn sie ward lange nach der Zeit niedergeschrieben, da die Begebenheiten, von denen die Rede ist, sich sollen zugetragen haben, und überdies ist derselbe Schriftsteller, der die angebliche Weissagung Ahia's berichtet, auch der nämliche, der uns den Untergang der Familie Jerobeams erzählt. Unter solchen Umständen kann man sehr bequem die Weissagung den Begebenheiten, und die Begebenheiten der Weissagung anpassen.

Es gieng mit den Drohungen der israelitischen Propheten gerade, wie mit ihren Verheissungen. Sie wurden selten, und fast nie auf die vorher verkündigte Weise erfüllt. Auch Ahia's Weissagungen hatten dies Schicksal. Jerobeam, der in der Stadt starb, ward nicht von Hunden gefressen, sondern gewiß anständig begraben, da sein Sohn Nadab ihm unmittelbar in der Regierung folgte. Nadab soll freilich, nach der Erzählung unsers Schriftstellers, von Baesa, der sich zum Könige aufwarf, mit seiner Familie hingerichtet sein; allein daß er oder einer der Seinigen von den Hunden oder von den Vögeln gefressen worden, getrauet sich selbst der Verfasser der Bü-

cher der Könige nicht zu behaupten, und daß sie alle, ohne Ausnahme begraben wurden, ist wohl um so weniger zu bezweifeln, da nach israelitischem Gesetz selbst die Verbrecher noch am Tage ihrer Hinrichtung beerdigt werden mußten.

Die Wundermährchen von den Männern Gottes Elias und Elisa nahm der einsichtsvolle, vom heiligen Geist angeblich geleitete Geschichtschreiber ganz so auf, wie sie die Volkssage ihm darbot. Wie läppisch ist nicht folgendes Geschichtchen!

„Elias, der Thisbiter, sprach zu Ahab, dem Könige Israels: So wahr der Herr, der Gott Israels lebt, es soll diese Jahre weder Thau, noch Regen kommen, ich sage es denn."

Natürlich mußte eine solche Drohung den Zorn des Ahab erregen, und der Herr befahl daher seinem Propheten: Verbirge dich am Bach Erith; ich habe den Raben geboten, dich dort zu versorgen. Elias gieng hierauf an den Bach Erith, setzte sich, und die Raben brachten ihm, Morgens und Abends, Brod und Fleisch, und er trank aus dem Bach.

Wahrlich, die Raben zu Elias Zeiten waren sehr fromm, frömmer als heutiges Tages die Menschen sind!

Einige unserer neuern Theologen behaupten zwar: daß unter den Raben die Araber zu verstehen waren, die Morgens und Abends ihr Vieh am Bach Erith tränkten, und dann dem hungri-

gen Propheten von ihrem Speisevorrathe abgaben; allein was hilft die vernunftmäßigste Erklärung einer einzelnen Abgeschmacktheit, wenn man dagegen hundert andere in ihrer widernatürlichen Abentheuerlichkeit stehen lassen muß?

Konnte der Gott Israels den Elias durch Raben oder Araber füttern lassen, warum konnt' er ihn denn nicht auch vor der Rache des Ahab beschützen, ohne ihn am Bach Crith zu verbergen? Ein Prophet, der Jahre lang über Thau und Regen gebieten kann, sollte doch wahrlich, keine Ursache haben, den Zorn eines israelitischen Königs zu fürchten!

Nach dieser und einigen andern Wunderthaten, ward Elias wieder mit Ahab ausgesöhnt, und schlachtete mit eigenen frommen Händen vierhundert funfzig Baalspfaffen am Bach Kison. Ahab sagte dies seiner Gemahlin Isebel, einer eifrigen Dienerin des Baal, und sie ließ dem Propheten drohen, ihn wieder tödten zu lassen. Hiedurch in Angst und Schrecken gesetzt, flüchtete der große Wunderthäter und Mann Gottes in eine Wüste, legte sich unter einen Wachholderstrauch und bat voll Verzweiflung den Herrn, ihn doch sterben zu lassen. Ein Engel brachte ihm aber ein geröstetes Brodt und eine Kanne Wasser, und sprach zu ihm: Stehe auf und iß! Elias aß, und legte sich wieder schlafen. Der Engel des Herrn kam zum andern Mal und sprach: Stehe auf und iß, denn du hast einen

groſſen Weg vor dir! „Und er ſtand auf, und „aß, und gieng durch Kraft derſelben Speiſe „vierzig Tage und vierzig Nächte bis an den „Berg Gottes Horeb.“ Nach dieſem Spaziergange blieb er zu Nacht in einer Höhle, und ſiehe, das Wort des Herrn kam zu ihm, und ſprach: „was machſt du, Elias? Er antwortete: „ich habe geeifert um den Herrn, den Gott Zebaoth; denn die Kinder Iſrael haben deinen Bund „verlaſſen, und deine Altäre zerbrochen, und „deine Propheten mit dem Schwert erwürget; „und ich bin allein übrig geblieben, und ſie ſtehen darnach, daß ſie mich um's Leben bringen. „Hierauf ſprach Gott! Gehe heraus und tritt „auf den Berg vor den Herrn. Und ſiehe, der „Herr gieng vorüber, und ein groſſer ſtarker „Wind, der die Berge zerriß und die Felſen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr aber war „nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam „ein Erdbeben, aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; „aber der Herr war nicht im Feuer; und nach „dem Feuer kam ein ſtilles, ſanftes Sauſen.“

Nun ſagt mir, Ihr Theologen, noch einmal von der Allgegenwart Gottes; nimmermehr werd' ich Euch glauben, denn, nach der Verſicherung unſers, vom heiligen Geiſte getriebenen Geſchichtſchreibers, war der Herr ja weder im Winde, noch im Feuer, noch im Erdbeben, und der Lehre

der Schrift muß man doch mehr glauben, als allen Theologen und Philosophen der Welt!

Der Herr, der ohne Zweifel nicht mehr wußte, was Elias, den er selbst nach dem Berge Horeb beschieden hatte, dort wollte, fragte zum zweiten Mal: Was hast du hier zu thun, Elias? Elias erzählte wiederholt die gottlosen Streiche der Kinder Israels, und erhielt darauf Befehl, sogleich nach Damaskus zu gehen, den Hasael zum Könige über Syrien, den Jehu zum Könige über Israel, und den Elisa zum Propheten zu salben; denn „wer dem Schwert Hasaels entrinne, den sollte Jehu tödten, und wer dem Schwert Jehu's entrinne, den sollte Elisa „tödten." Der fromme Elias fand es aber bedenklich, sich in so kitzliche politische Händel zu mischen, und begnügte sich damit, den Elisa zu seinem Nachfolger zu weihen, der ihn von nun an auf seinen prophetischen Wanderungen, als treuer Diener begleitete. Daß unser Mann Gottes beauftragt ward, den Hasael zum Könige von Syrien zu salben, scheint in der That nicht weniger auffallend, als wenn der heilige Vater zu Rom Seiner Hoheit, den legitimen Großtürken salben und krönen sollte.

Der hochgepriesene Prophet gehorchte so wenig jenem angeblichen, ihm unter so großen Feierlichkeiten ertheilten, göttlichen Befehl, als er es rathsam fand, im Namen Gottes dem israelitischen Könige Ahab zu sagen: wer von Ahab

in der Stadt stirbt, den sollen die Hunde fressen; und wer auf dem Felde stirbt, den sollen die Vögel unter dem Himmel fressen *) denn diesen, nach der Erzählung unsers Verfassers dem Elias gewordenen Auftrag soll erst Elisa ausgerichtet haben. **)

Uebrigens ging jene Weissagung, wie so manche andere, nicht in Erfüllung.

Die Hunde fraßen weder den Ahab, noch dessen Sohn und Nachfolger Ahasja, indem der erstere an seinen Kriegswunden zu Samaria, und der andere ebenfalls daselbst an einer Krankheit starb, und beide begraben wurden. Man kann es Israels auserwählten Kindern keineswegs verdenken, wenn sie manchemal ihren Propheten nicht glauben wollten, da diese heiligen Männer selbst den angeblichen Befehlen ihres Gottes sehr schlecht gehorchten, und ihre Weissagungen noch weit schlechter erfüllt wurden.

Obgleich der Prophet Elias die Aufträge, womit der Gott Israels ihn auf dem Berge Horeb beehrte, nicht ausrichtete, so scheint doch der Herr hierüber gar nicht zornig geworden zu sein; indem er ihn mehrere Jahre nachher in einer feurigen, und mit feurigen Rossen bespannten Kutsche zu sich in den Himmel

*) 4 Kön. 21 V. 24.
**) 1 Kön. 21 V. 30.

holen ließ; eine Ehre, die, auſſer dem Enoch, kein Sterblicher auf Erden jemals gehabt hat! Weit ſchlimmer bekam dem Propheten Jonas ſein Ungehorſam, der dafür mit dreitägigem Arreſt im Wallfiſchbauche beſtraft ward, und Gott danken durfte, daß der Fiſch einen kleinen Propheten nicht verdauen konnte.

Bei ihrer Trennung nahmen Elias und Eliſa von einander den zärtlichſten Abſchied, und Eliſa that mit dem Mantel, der ſeinem Freunde beim Aufſteigen entfallen war, noch unglaubliche Wunder, die wir aber, beliebter Kürze halber, für jetzt mit Stillſchweigen übergehen.

Eliſa ging nach Bethel. Da kamen kleine Knaben zur Stadt heraus, verſpotteten ihn, und riefen: Kahlkopf, Kahlkopf, komm herauf! Und er wandte ſich um, und da er ſie ſahe, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zwei Bären aus dem Walde, und zerriſſen der Kinder zwei und vierzig. Ein herrlicher Mann Gottes! Wahrlich, wenn das Geſchichtchen nicht ein albernes Mährchen wäre, ſo würde man nicht wiſſen, ob man nicht den Gott Iſraels noch mehr verabſcheuen ſollte, als den grauſamen, rachgierigen Propheten, auf deſſen ſchändlichen Fluch er zwei und vierzig Kinder zerreiſſen ließ, die aus bloßer Einfalt und Ungezogenheit eine kindiſche Thorheit begangen hatten!

Weit menſchlicher, und zugleich weit glaubwürdiger und natürlicher iſt aber folgendes Wun-

der, welches wir mit den eigenen Worten unſers Geſchichtſchreibers erzählen wollen:

„Und es begab ſich zu der Zeit, daß Eliſa gieng gen Sunem. Daſelbſt war eine reiche Frau, die hielt ihn, daß er bei ihr aß. Und als er nun oft daſelbſt durchzog, gieng er zu ihr ein, und — aß bei ihr. — Und ſie ſprach zu ihrem Mann: Siehe, ich merke, daß dieſer Mann Gottes heilig iſt, der immerdar hier durchgehet. Laß uns ihm eine kleine bretterne Kammer oben machen, und einen Tiſch, Stuhl und Leuchter hinein ſetzen, auf daß, wenn er zu uns kömmt, er ſich dahin thue. Und es begab ſich zu der Zeit, daß er hinein kam, und legte ſich oben in die Kammer, und ſchlief darin. Und er ſprach zu ſeinem Knaben Gehaſi: Rufe die Sunamitin.“

Nur nicht gelächelt, Ihr Herren!

„Und da er ihr rief, trat ſie vor ihn. Er ſprach zu ihm (nämlich Eliſa zu Gehaſi): Sage ihr: Siehe, du haſt uns dieſen Dienſt gethan; was ſoll ich dir thun? Haſt du eine Sache an den König, oder an den Feldhauptmann? Sie ſprach: ich wohne unter meinem Volk. Er ſprach: was iſt ihr denn zu thun? Gehaſi ſprach: ach, ſie hat keinen Sohn, und ihr Mann iſt alt. Er ſprach: Rufe ihr. Und da er ſie rief, trat ſie in die Thür. Und er ſprach: um dieſe Zeit über ein Jahr ſollſt du einen Sohn herzen. Sie ſprach: Ach nicht, mein Herr, du Mann Gottes, lüge deiner Magd nicht. Und

die Frau ward ſchwanger, und gebar einen Sohn um dieſelbe Zeit über ein Jahr, wie ihr Eliſa geredet hatte.“

Dies Wunder iſt ſehr glaublich; denn wir wiſſen mehr, als tauſend Fälle, daß ſelbſt Männer, die keine Propheten waren, einer jungen Frau, die einen alten Mann hatte, in Jahresfriſt zu einem Sohn verhalfen! Wie ſollte denn einem Propheten, der einen rüſtigen Gehaſi bei ſich hat, ein ſo geringes Wunder unmöglich ſein? Unſere chriſtlichen Beichtväter und Kapuziner ſind in dieſer Hinſicht ja ſo geübt, daß ſie bekanntlich nur neun Monate zu ſolchem Wunder gebrauchen!

Der Sohn der Sunamitin lag, wie es ſcheint, unſerm Propheten gar ſehr am Herzen. Er ſtarb aber ſchon nach mehreren Jahren, oder ſchien vielmehr geſtorben zu ſein. Zu wem anders ſollte die tiefbetrübte Mutter ihre Zuflucht nehmen, als zu dem Mann Gottes, dem ſie ihr Kind verdankte? Sie ſattelte daher ihre Eſelin, und ritt nach dem Berge Carmel, wo Eliſa, der, nach der Verſicherung unſerer Mönche, ein Carmeliter war, ſich aufhielt. Der Prophet von dem Sterbefall benachrichtigt, ſprach zu Gehaſi: gürte deine Lenden, und nimm meinen Stab in deine Hand, und gehe hin! So dir Jemand begegnet, ſo grüße ihn nicht; und grüßet dich Jemand, ſo danke ihm nicht, und lege meinen Stab auf das Antlitz des Knaben.

Die Mutter beschwor aber den Mann Gottes, doch selbst mit ihr zu gehen, und er entsprach ihrer Bitte. Unterwegs begegnete ihnen der zurückkehrende Gehasi schon wieder, und brachte die traurige Nachricht, daß das Auflegen des Stabes gar nicht gewirkt habe, welches man, auch ohne ein Prophet zu sein, dem Propheten hätte voraussagen können. Als sie nun ankamen, „legte sich Elisa auf das Kind, und legte „seinen Mund auf des Kindes Mund, und seine „Augen auf seine Augen, und seine Hände auf „seine Hände, und breitete sich also über ihn, „daß des Kindes Leib warm ward;" und das that er mehrere Male bis der Knabe endlich wieder anfing zu athmen. Durch Bewegung, Erwärmung und andere Reizmittel sind schon viele Todte, von denen man aber in den Büchern der Könige nichts findet, in's Leben zurück gebracht; und daher wollen wir auch dies Wunder des Propheten Elisa keineswegs bestreiten. Nur in das Auflegen seines Stabes und in die übrigen Possen hätte der gute Mann kein Vertrauen setzen sollen; denn dergleichen Dinge helfen gar nichts, wie sein eigenes Beispiel und die tägliche Erfahrung beweisen.

Fast sollte man zweifeln, daß es wirklich dem Gott Israels ein Ernst war, den mosaischen Kultus bei den elf Stämmen hergestellt, und die von Salomo und Jerobeam eingeführte Abgötterei vertilgt zu sehen; denn wie hätt' er sonst

zur Erreichung dieses Zwecks immer so unglücklich wählen können? Eine Dynastie ward nach der andern vom Throne gestürzt, und jedes Mal machte die nachfolgende es doppelt so arg, als die vorhergehende. Selbst Jehu, der den Baalsdienst zerstörte, selbst Jehu wandelte fort „in den Sünden Jerobeam, des Sohns Nebat, der Israel sündigen machte, und ließ nicht von den goldenen Kälbern zu Bethel und zu Dan.“ Hatte der Gott Israels wirklich jene, von den Propheten so oft ausgesprochene Absicht, wie konnte es ihm dann wohl fehlen, unter dem zahlreichen Volke, unter welchem so viele eifrige Anhänger des Mosaismus waren, einen Mann zu finden, der seinem Zweck besser genügt hätte, als alle die israelitischen Könige, die er unter Millionen sich auserkor, und die immer seinen Wünschen gerade zuwider handelten?

Ueberhaupt sind die Bücher der Könige ein trauriger Fürstenspiegel; denn selbst diejenigen, welche Alles thaten, was dem Herrn wohlgefiel, waren wenig besser, und manchmal vielleicht noch schlechter, als die, deren ganzes Thun ihm übel gefiel. Unser Geschichtschreiber, ein eifriger Bekenner des Mosaismus, würdigt die Könige Juda's und Israel's bloß nach der Anhänglichkeit oder Abneigung, welche sie dieser Religion bewiesen, und daher ist freilich auf sein Urtheil nicht sehr zu bauen; indessen beweist doch der sittliche, geistige und bürgerliche Zustand des

Volks, der bis zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft sich fast immer gleich blieb, daß die Regenten wohl für ihre Harems, ihre Tempel und Altäre, aber nicht für die Ausbildung, Veredelung und Beglückung ihrer Unterthanen zu sorgen wußten. Nirgend finden wir in der ganzen jüdischen Geschichte einen einzigen großen und edeln Zug, nirgend eine wahrhaft ruhmwürdige Handlung, die zur Bewunderung und Nachahmung reizen könnte; nirgend eine nützliche Erfindung oder Entdeckung zum Besten der Menschheit. Auch die literarischen Werke der Israeliten, von denen uns im alten Testament unstreitig die besten Stücke aufbewahrt sind, beweisen, wie weit diese Nation andern viel jüngern Völkern, namentlich den Griechen und Römern, an höherer Bildung des Geistes nachstand. Ihre Geschichtbücher enthalten bloße Sammlungen theils eigener, theils fremder Volkssagen, die ohne Nachdenken und Prüfung, ohne Auswahl und Kenntniß zusammen gerafft sind, und deren vorzüglichstes Verdienst darin besteht, daß sie uns ein treues Bild der ängstlichen Beschränktheit und Befangenheit ihrer Urheber und des Volks liefern, dessen Begebenheiten sie auf eine höchst unzuverlässige Weise berichten. Ihre ganze Philosophie bestand in abgerissenen Gnomen oder Denksprüchen, die oft eben so viel Falsches, als Wahres enthalten, denn auf tiefere, philosophische Untersuchungen und Erörterungen, oder gar auf

Entwerfung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Lehrgebäude ließ Abrahams geiſtvoller Saame, der am Denken eben ſo wenig Geſchmack fand, wie an körperlichen Arbeiten, ſich keinesweges ein. Bloß in der Dichtkunſt erwarben ſich Iſraels talentvolle Kinder einiges Verdienſt; nur Schade, daß ſo viele ihrer religiöſen Geſänge von der glühendſten Rachſucht wider ihre Feinde eingehaucht ſind, und uns immer das gütigſte, beſte und liebreichſte Weſen als einen blutgierigen, grauſamen, hochmüthigen und eiferſüchtigen Tyrannen des Morgenlandes darſtellen.

So war und blieb denn das auserwählte Volk Gottes gerade das Gegentheil von allem Dem, was ein Volk, das mit Achtung in der Geſchichte genannt werden will, von Rechtswegen ſein ſoll!

Die Bücher der Chronika ſind ſchon verhin beiläufig erwähnt worden. Wie viel Glauben ihr Verfaſſer als Geſchichtſchreiber verdient, lehrt ſeine früher angeführte Behauptung: „daß alle Könige auf Erden begehrt haben, Sr. Allerjüdiſchen Majeſtät, den König Salomo zu ſehen, und die Weisheit zu hören, die ihm Gott in ſein Herz gegeben hatte; und daß ſie, nämlich alle Könige auf Erden, ihm ein jeglicher ſein Geſchenk, ſilberne und goldene Gefäße, Kleider, Harniſche, Würze, Roſſe und Mäuler jährlich dargebracht hätten.“ Ein Schriftſteller, der im Stande iſt, ſo offenbare Lügen als

wirkliche Thatsachen zu berichten, hat kein Recht, unser Vertrauen in Anspruch zu nehmen.

Indessen muß man doch dem Verfasser der Chronika zugestehen, daß er weit weniger Wundergeschichten auskramt, als man in den Büchern Samuels und der Könige findet. Von den Propheten Elias und Elisa erzählt er uns fast gar nichts; aber dagegen übergeht er auch David's schlechte Streiche mit dem tiefsten Stillschweigen, und weicht überhaupt in manchen wesentlichen Dingen so sehr von den Verfassern der eben genannten Bücher ab, daß man nicht weiß, welchem von ihnen man glauben soll.

Den Büchern Samuels zufolge bestieg Isboseth nach Sauls Tode den Thron seines Vaters und regierte zwei Jahre über ganz Israel, während David zu Hebron nur über den Stamm Juda herrschte. Erst, als Isboseth ermordet war, wurde David durch einen Vertrag von Israel als König anerkannt, und zwar geschahe dies nicht sogleich, sondern wie es scheint, fünf Jahre nach dem Tode Isboseths, indem es ausdrücklich heißt: zu Hebron regierte David sieben Jahre und sechs Monate über Juda; aber zu Jerusalem regierte er drei und dreißig Jahre über ganz Israel und Juda, *) also zusammen

*) 2 Sam. 5, V. 5. Isboseth und David traten nemlich beide ihre Regierung, der erstere über Israel, der andere über Juda gleich nach dem

vierzig Jahre. Der Verfasser der Chronika meldet hingegen von der Regierung Isboseths, der sogar einen Krieg mit David führte, nicht das Mindeste, sondern läßt den letztern unmittelbar nach Sauls Tode von ganz Israel als König anerkannt werden, und vierzig Jahre über Israel regieren. 1 Chron. Kap. 11, V. 14, Kap. 12, V. 1 und Kap. 29, V. 26 und 27. Wie soll man diese Abweichungen und Widersprüche vereinbaren?

Nach den Büchern Samuels und der Könige soll Salomo ein Sohn Davids und der Bathseba, der Tochter Eliams gewesen sein. *) Der Verfasser der Chronika behauptet dagegen: Salomo sei ein Sohn der Sua, der Tochter Ammiels gewesen, **) und hiernach möchte man

---

Tode Sauls an, und Isboseth starb zwei Jahre nachher. Soll also David, der vierzig Jahre über Juda regierte, nur drei und dreißig Jahre über Israel geherrscht haben, so kann er unmöglich gleich nach Isboseths Tode, sondern erst fünf Jahre später König über Israel geworden sein; denn sonst hätte er ja acht und dreißig Jahre über Israel regieren müssen. Die Herren Geschichtschreiber der Israeliten waren, wie man sieht, nicht sehr pünktlich und achtsam in ihren Zeitangaben.

*) 2 Sam. 11, V. 3 und 12 V. 24, und 1 Kön. 1 V. 11 ff.

**) 1 Chron. 3, V. 5.

faſt denken, daß das ſaubere Geſchichtchen von David und Bathſeba ganz ungegründet wäre; allein zwei Zeugen verdienen doch immer mehr Glauben als einer, und was ſollte der Verfaſſer der Bücher Samuels auch für Gründe gehabt haben, dem Geſalbten des Herrn eine ſo übel klingende Schelle anzuhängen?

In den Büchern Samuels wird ferner berichtet, daß dem David, außer den vier Söhnen Samua, Sobab, Nathan und Salomo, nur folgende ſieben Söhne zu Jeruſalem geboren wurden, nemlich: Jebehar, Eliſua, Nepheg, Japhia, Eliſama, Eliada, Eliphaleth. *) Der Chronikenſchreiber behauptet dagegen, daß außer den vier erſtgenannten Söhnen, welche er für Kinder der Sua, ausgiebt, dem David neun Söhne zu Jeruſalem geboren wurden, die er in nachſtehender Ordnung nennt: Jebehar, Eliſama, Eliphaleth, Noga, Nepheg, Japia, Eliſama, Eliada, Eliphaleth. **) Daß der liebe Mann hier neun heraus rechnet, wo der aufmerkſamere Verfaſſer der Bücher Samuels nur ſieben angiebt iſt ganz natürlich; er zählte nemlich aus Irrthum den Eliſama und Eliphaleth zweimal, und war ſo nachläßig, ſeine Schrift, wahrſcheinlich im Vertrauen auf den, ſeine Je-

*) 2 Sam. 5, V. 14, 15, 16.
**) 1 Chron. 3, V. 6, 7, 8.

der leitenden heiligen Geist, nicht weiter nachzusehen; daher entstand denn der ungeheure Irrthum, den man nicht einmal einem weltlichen, viel weniger einem, vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller verzeihen kann.

Im fünfzehnten Kapitel V. 4 bis 7 rechnet er noch einmal die Söhne Davids, und nennt die neun letzten: Jebehar, Elisua, Elipha-leth, Noga, Nepheg, Japhia, Elisama, Bael-jada, Eliphaleth. Er bleibt also nicht bloß bei seiner, vorhin erwähnten Abweichung von den Büchern Samuels, sondern er giebt auch zwei ganz andere Namen, Elisua und Bael-jada an, die er früherhin gar nicht genannt hat. Dadurch, daß er hier den Eliphaleth gleichfalls zweimal zählte, und den Elisua und Elisama für zwei verschiedene Personen rechnete, entstand derselbe Irrthum, den wir bei der Angabe des dritten Kapitels gerügt haben.

Ein Buch, das so auffallende Versehen und Widersprüche enthält, kann unmöglich ein „Werk der göttlichen Weisheit" und eine Frucht der Eingebung des heiligen Geistes sein! Hätte der Verfasser auch nur die gewöhnliche Aufmerksamkeit eines ganz mittelmäßigen, profanen Geschichtschreibers auf seine Chronik verwandt; so hätten dergleichen falsche, unrichtige, den andern biblischen Büchern widersprechende Angaben auf keine Weise statt finden dürfen. Wie konnte ihm die Geschichte der Bathseba, die doch ohne

Zweifel sehr großes Aufsehen bei der Nation veranlassen mußte, unbekannt sein? Wie hätte er nicht wissen sollen, daß Bathseba, durch deren Ränke der rechtmäßige Thronerbe Adonia verdrängt wurde, die Mutter Salomo's war? Und waren ihm alle diese Thatsachen fremd, welches Recht hatte er dann, sich zum Geschichtschreiber seines Volks aufzuwerfen, und welche Verpflichtung haben wir, seinen unzuverlässigen Erzählungen den mindesten Glauben zu schenken? Sollte ein gerechter, ein gütiger Gott uns wohl auf ewig in den höllischen Schwefelpfuhl stürzen können, weil wir die Abentheuerlichkeiten eines alten jüdischen Chronikenschreibers für Mährchen halten, der uns lächerlicher Weise aufbinden will, daß alle Könige auf Erden dem Zankönig Salomo jährliche Geschenke gebracht und sich gesehnt haben, diesen Wunderbalg der ausschweifendsten Wollust und Schwelgerei zu sehen, und die Weisheit zu hören, die Gott ihm in sein Herz gegeben hatte?

Wie könnte das höchste, gerechteste und weiseste Wesen wohl von uns begehren, daß wir ein Buch, in welchem wir die handgreiflichsten Irrthümer, Widersprüche und Unwahrheiten antreffen, als das Werk einer übernatürlichen, göttlichen Eingebung, dessen Inhalt über jeden Zweifel erhaben ist, annehmen sollen? Würden wir Gott nicht mehr dadurch lästern, als ehren, wenn wir ihn für den Urheber so fehlervoller,

einander geradezu widersprechender, und seiner Würde gar nicht angemessener Schreibereien erklärten?

Obgleich der Verfasser der Chronika manche Geschichten, die man in den Büchern Samuels und der Könige findet, mit denselben Worten berichtet; so verschweigt er doch sehr sorgsam Alles, was, nach seiner Ansicht, den mindesten Schatten auf die, von ihm so hoch gepriesenen Könige David und Salomo werfen könnte. Daher meldet er ja nichts von David's Räuberleben zu Ziklag; von Urias und Bathseba; von Ammon und Absalon; von David's rachgierigem Befehl an Salomo, Simei's und Joab's graue Haare mit Blut in die Grube zu bringen; von der Erfüllung dieses schändlichen Auftrags und von Salomo's Brudermorde an Adonia.

Unsere Orthodoxen versichern zwar, um dies Stillschweigen zu entschuldigen, daß der Verfasser jene Thatsachen in der Voraussetzung übergangen habe, daß man sie bereits aus den Büchern Samuels und der Könige wisse; allein warum übergieng er denn nicht andere, weit unbedeutendere Dinge, die in diesen Büchern gleichfalls enthalten sind? Offenbar lag doch wohl hiebei die Absicht zum Grunde, die Könige David und Salomo in einem bessern Lichte erscheinen zu lassen, als sie uns in jenen Schriften dargestellt werden? Was soll man aber halten von einem Geschichtschreiber, der auf solche Weise die

Wahrheit zu bemänteln und vor der Nachwelt zu verheimlichen ſucht?

Dem Verfaſſer der Bücher Samuels zufolge zählte Joab auf Befehl David's ganz Iſrael und Juda, und fand nach der, dem Könige übergebenen Rechnung, in Iſrael achtmalhundert tauſend, und in Juda fünfmalhundert tauſend. *) Nach unſerm Chronikenſchreiber hingegen zählte Joab die Stämme Benjamin und Levi nicht mit, weil ihm „das Wort des Königs ein Greuel war", **) und fand, laut der, dem David vorgelegten Rechnung, in Iſrael elfmalhundert tauſend und in Juda viermalhundert und ſiebenzig tauſend Mann, die das Schwerdt auszogen, alſo zweihundert und ſiebenzig tauſend Mann mehr, als im zweiten Buche Samuel's angegeben werden. Dieſe Widerſprüche ſind wahrlich zu groß, um ſich mit einander ausſöhnen zu laſſen. Wer gerne ſelig werden möchte, geräth hier in eine verzweifelte Zwickmühle; denn glaubt er dem Verfaſſer der göttlichen Bücher Samuels, ſo wird er verdammt, weil er den göttlichen Büchern der Chronika nicht glauben will; und hält er für wahr, was in den letztern, nach Verſicherung unſerer Orthodoxen aus unmittelbarer göttlicher Eingebung geſchrieben ſteht, ſo muß er offenbar verwerfen, was der heilige Geiſt in den erſtern hat

*) 2 Sam. 24.
**) 1 Chron. 22 V. 5 und 6.

niederſchreiben laſſen; unter ſolchen Umſtänden iſt es denn ſchlechterdings unmöglich der Hölle zu entrinnen, man mag auch zu ſeiner Seligkeit ſchaffen, „mit Furcht und Zittern“ ſo viel und ſo ängſtlich man will.

Offenbar ſind beide Geſchichtſchreiber, ſowohl der Verfaſſer der Bücher Samuel's als jener der Chronika hier allzu freigebig mit Zahlen, welches man ihrer jüdiſchen Eitelkeit zuſchreiben muß. Nach dem erſten ſoll Joab dreizehnhundert tauſend ſtreitbare Männer, die das Schwerdt auszogen, gefunden haben. Dies ſetzt nothwendig eine Volksmenge von wenigſtens ſechs und zwanzig Millionen Menſchen voraus; wie iſt dieſe aber wohl denkbar auf einem Flächenraum von höchſtens dreihundert deutſchen Quadratmeilen? Denn größer war Kanaan, nach Abzug deſſen, was unfruchtbare Berge, Wüſten und Seen wegnahmen, und was außerdem den nicht mitgezählten Ureinwohnern blieb, ſicherlich nicht. Wie kann man ſich wohl vorſtellen, daß jede Quadratmeile mit mehr als ſechs und achtzig tauſend Menſchen ſollte bevölkert geweſen ſein? Ganz Kanaan hatte ja dann, ſo weit es den Iſraeliten gehörte, eine ungeheure Stadt ſein müſſen; keine Handbreit Landes wäre ihnen zur Weide für ihr Vieh und zum Anbau von Zwiebeln, Knoblauch und Kürbiſſen übrig geblieben; und ſelbſt für die großen Weintrauben hätte man keinen andern Platz, als etwa an den Häuſern behalten!

Der Verfasser der Chronika spannt die Saiten gar bis auf den höchsten Grad des Unglaublichen. Nach ihm hat Joab die Stämme Benjamin und Levi, also ungefähr den sechsten Theil des Volks nicht mitgezählt, und dennoch soll er fünfzehnhundert und siebenzig tausend starke Männer, die das Schwerdt auszogen, gefunden haben. Nach dieser Zählung müßte man wenigstens eine Volksmenge von dreißig Millionen Menschen, also auf jede Quadratmeile hundert tausend Einwohner annehmen! Das glaube, wer glauben kann!

Aber nicht bloß die Angabe in der Chronika, sondern auch die im zweiten Buch Samuels, wornach ganz Israel und Juda, die Stämme Benjamin und Levi ungerechnet, dreizehnhundert tausend kriegsfähige Männer hatten, ist viel zu hoch, um Glauben zu verdienen; denn eine solche Anzahl würde selbst in Ländern, wo keine Vielweiberei herrscht, und wo man daher verhältnißmäßig noch einmal so viele streitbare Männer rechnen darf, wenigstens eine Volksmenge von dreizehn Millionen voraussetzen.

Nach diesen Voraussetzungen müssen wir denn auch die israelitischen Kriegsgeschichten beurtheilen, die uns der Verfasser der göttlichen Chronika berichtet. Der König Abia von Juda soll mit vierhundert tausend junger Mannschaft, starker Leute gegen den König Jerobeam von Israel ausgezogen sein, der achtmalhundert tau-

ſend Mann, gleichfalls junge, ſtarke Leute, alſo ohne Zweifel lauter Menſchen von zwanzig bis vierzig Jahren, in's Feld ſtellte. Wie iſt dies möglich? Um eine Heeresmacht von vierhundert tauſend jungen Männern aufzuſtellen, wäre wenigſtens eine Volksmenge von acht Millionen Menſchen erforderlich geweſen; aber wie hätten dieſe in dem kleinen Königreich Juda, das höchſtens einen Flächenraum von funfzig geviertten deutſchen Meilen enthielt, wohl leben können? Das Königreich Iſrael war etwa zweihundert und funfzig gevierte Meilen groß, und mußte, wenn es achtmalhundert tauſend junge Krieger aufbringen ſollte, wenigſtens ſechszehn Millionen Einwohner haben. Daß eine ſo große Volksmenge in einem ſo kleinen, zum Theil aus Wüſten und unfruchtbaren Gebirgen beſtehenden Lande ſich nicht hätte nähren können, ſieht jeder Vernünftige ein.

Was ſoll man aber denken von einem Geſchichtſchreiber, der ſo auffallende Unwahrheiten zu berichten im Stande iſt? Und wie kann man uns zumuthen, ein Buch, worin dergleichen Lügen enthalten ſind, für ein Werk göttlicher Eingebung anzunehmen?

Abia ſchlug Jerobeams Heer und es blieben von den Beſiegten fünfmalhundert tauſend Erſchlagene auf dem Kampfplatz! Das nenn' ich eine Völkerſchlacht! Da hätte die Sonne ſtill ſtehen ſollen zu Gibeon und der Mond im Thale

Ajalon; dann würden sie etwas Rechtes gesehen haben!

Der König Assa von Juda „hatte eine Heers„kraft die Schild und Spieße trugen, aus Ju„da dreihundert tausend Mann, und aus Ben„jamin, die Schilde, (wahrscheinlich rothe Schil„de,) trugen, und mit den Bogen konnten, zwei„hundert und achtzigtausend, und diese waren „alle starke Helden.“

Das sieht man, denn sie schlugen den Mohrenkönig Serah, der mit einem Heer von tausend mal tausend Mann und dreihundert Wagen bei Maresa sich gegen sie stellte, dermaßen, „daß ihrer keiner lebendig blieb.“ Gegen diese Schlacht bei Maresa sind doch die Schlachten bei Marengo, bei Austerlitz, bei Leipzig und Belle-Alliance bloße Scharmützel! Dem Mohren Serah und seinen schwarzen Legionen geschah aber ganz Recht, daß sie sämmtlich auf der Wahlstatt blieben, denn was hatten sie in dem Lande voll Milch und Honig zu suchen, welches der Herr seinem auserwählten Volke auf ewige Zeiten gegeben hatte?

Unter diesen Umständen darf man es Abrahams glorreichem Samen gewiß nicht verdenken, wenn er mitunter ein wenig stolz auf die glänzenden Thaten seiner tapfern Ahnherren ist! Er hat ja die größte Ursache dazu!

Josaphat beherrschte, unserm göttlichen Chronikenschreiber zufolge, die beiden Stämme Juda

und Benjamin, alſo etwa ein Ländchen von funfzig deutſchen geviertten Meilen. Ueber die Krieger vom Stamm Juda waren drei Feldherrn geſetzt, nemlich Adna über dreihundert und achtzigtauſend gewaltige Leute; Johanan über zweihundert und achtzig tauſend, und Amasja, der Sohn Sichri, der Freiwillige des Herrn *), über zweimalhundert tauſend gewaltige Leute; folglich ſtellte der Stamm Juda allein achthundert und ſechzigtauſend Mann!!! — „Von „den Kindern Benjamin war Eliada ein gewal„tiger Mann, und mit ihm waren zweihundert „tauſend, die mit Bogen und Schilden gerüſtet „waren. Neben ihm ward Joſabad, und mit „ihm waren hundert und achtzig tauſend gerü„ſtet zum Heer. Dieſe warteten alle auf den „König, ohne was der König noch gelegt hatte „in die feſten Städte im ganzen Juda. **) Welche Aufſchneiderei! Wie kann man ſich wohl vorſtellen, daß ein Ländchen von funfzig deutſchen Quadratmeilen ein Kriegsheer von einer Million zweihundert und zwanzig tauſend Mann ſtellen, und auſſerdem noch zahlreiche Beſatzungen in den Feſtungen halten könne.

Wahrlich, Bileams Eſelin ſprach zehnmal vernünftiger, als unſer Chronikenſchreiber! Wie

*) Der Gott Iſrael hatte ſo gut ſeine Freiwilligen, wie Ferdinand der Siebente von Spanien!

**) 2 Chron. 17 Kap. V. 15 bis 19.

man einen solchen Lügner für einen von Gott begeisterten Schriftsteller halten kann, begreife ich nicht!

Ahas war zwanzig Jahre alt, da er König von Juda ward, und regierte sechszehn Jahre; und er entschlief mit seinen Vätern; und sein Sohn Hiskia, der fünf und zwanzig Jahre alt war, ward König an seine Statt. *) König Ahas muß also bereits in seinem elften Jahre Vater geworden sein, welches wir wirklich bezweifeln würden, wenn es nicht in den göttlichen Büchern der Könige und der Chronika einstimmig mit dürren Worten versichert würde. Daß königliche und fürstliche Prinzen und Prinzessinnen sehr häufig in der Wiege mit einander verlobt werden, ist freilich bekannt, denn so hohe Standespersonen haben ja das unbestreitbare Vorrecht, Alles zu thun, was andere vernünftige Menschen zu thun sich schämen, weil sie es für Narrheit oder gar für Bosheit halten, und überdies dafür bestraft werden würden. Daß aber die Söhne der Könige in ihren ersten Höschen schon wieder Kinder zeugen, ist wenigstens in unsern Tagen, etwas ganz Unerhörtes! Wir geben recht gerne zu, daß der Naturtrieb sich bei den Prinzen weit früher entwickelt, als bei andern Menschenkin-

*) 2 Kön. 16 V. 2 und 20 und Kap. 18 V. 1 und 2; ferner 2 Chron. 28 V. 1 und Kap. 29 V. 1.

dern, denn dafür sind sie ja Prinzen, aber daß sie im zehnten und elften Jahre schon fähig sein sollten, wieder Prinzen und Prinzessinnen zu erzielen, scheint uns doch ganz unglaublich, und der König Ahas von Juda ist daher als ein Wunder frühreifer Zeugungskraft zu betrachten, von welcher die Geschichte unsers Wissens nur dies einzige Beispiel aufstellt.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch eine Prophetengeschichte aus der göttlichen Chronika erwähnen.

Josaphat, der König von Juda zog mit Ahab, dem Könige Israels wider die Syrer zu Felde. Ehe sie den Krieg aber begannen, fragten sie **vierhundert** Propheten um Rath, und alle versicherten einhellig: Gott würde die Syrer in ihre Hände geben. Um dies recht deutlich, nach Prophetenmanier, zu beweisen, machte einer der Männer Gottes Zedekia ein paar eiserne Hörner und sprach zu Ahab und Josaphat: So spricht der Herr: hiemit wirst du die Syrer stoßen, bis du sie aufreibest!

Dem Könige Josaphat fiel jedoch ein, daß in der Nähe noch ein Mann Gottes Namens Micha wohnte, und man beschloß, auch diesen zu befragen, obgleich Ahab, dem er immer nur Böses weissagte, kein Vertrauen zu ihm hatte. Micha kam, und rieth, einen glücklichen Erfolg verheißend, zum Kriege. Wiederholt beschworen die Wahrheit zu sagen, erzählte er aber folgende,

höchſt alberne Geſchichte, die er für des Herrn Wort ausgab: „Ich ſah den Herrn ſitzen auf „ſeinem Stuhl, und alles himmliſche Heer ſtand „zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken.“ Recht orientaliſch! Der Herr ſitzt, und die Diener müſſen ſtehen! „Und der Herr ſprach: wer will „Ahab, den König Iſrael, überreden, daß er „hinauf ziehe und falle zu Rameth in Gilead? „Und da dieſer ſo, der andere ſo ſagte, kam „ein Geiſt hervor, und trat vor den Herrn und „ſprach: Ich will ihn überreden. Der Herr „aber ſprach zu ihm: womit? Er ſprach: ich „will ausfahren und ein falſcher Geiſt ſein in „aller ſeiner Propheten Munde. Und er, näm„lich der Herr, ſprach: du wirſt es ausrichten. „Fahre hin, und thue alſo. Nun ſiehe, der Herr „hat einen falſchen Geiſt gegeben in dieſer drei„ner Propheten Mund, und der Herr hat Böſes „wider dich geredet.

„Da trat herzu Zidekia, der Sohn Enaena, „der Mann Gottes mit den eiſernen Hörnern, „und ſchlug Micha auf den Backen und ſprach: „durch welchen Weg iſt der Geiſt des Herrn „von mir gegangen, daß er durch dich rede?“

Dieſe Ohrfeige war dem Propheten Micha ſehr zu gönnen, nicht deßhalb, weil er zum Frieden rieth, ſondern weil er ſolch abgeſchmacktes, gottesläſterliches Mährchen erzählte, und für das Wort des Herrn ausgab, womit er unwiderſprechlich bewies, daß er ein eben ſo elender Be-

trüger und Gaukler war, wie seine vierhundert zum Kriege wider die Syrer rathenden Zunftgenossen! Ist es nicht in der That lästerlich zu behaupten, daß Gott mit höhern, von ihm erschaffenen Geistern sich berathschlagt habe, durch welche Mittel er einen kleinen jüdischen Zankkönig ins Verderben bringen solle? Ist es nicht die frevelhafteste aller Lästerungen, daß Gott, der Feind jeder Lüge und Falschheit, sich einer so unwürdigen Intrigue und der Hülfe eines lügenhaften Geistes bedient habe, um seine Absicht, den König Ahab zu stürzen, ins Werk zu richten? Wer muß nicht empört werden, wenn das höchste, das heiligste und beste aller Wesen als ein verächtlicher Ränkeschmied dargestellt wird, der mit seinen himmlischen Rathgebern auf das Unglück armer, schwacher Erdenbewohner sinnt, und dazu des Beistandes verlogener und falscher Geister bedarf?

Gesetzt auch, die angebliche Vorherverkündigung des Micha wäre wirklich gegründet, und auf die erzählte Weise erfüllt worden, so würde dies weder für eine göttliche Eingebung jenes albernen Mährchens, noch für einen übernatürlichen Ursprung des Buches der Chronika das Mindeste beweisen. Die Geschichte der Griechen, der Römer und anderer Völker liefert uns viele hundert Beispiele ähnlicher Vorherverkündigungen, die auf das Pünktlichste erfüllt wurden; allein wer würde wohl eine einzige für die Treue einer

höhern unmittelbaren Offenbarung halten? Durch Michas Weissagung ward das abergläubische Volk, das ohnehin keine Neigung hatte, sich für die Launen seiner Könige todtschlagen zu lassen, noch mehr entmuthigt, und daher war es gar kein Wunder, daß die Schlacht verloren gieng!

Das israelitische Königreich wurde durch die Assyrer, das jüdische etwa hundert und fünfzig Jahre später durch die Babylonier vernichtet, welche nicht allein das prunkvolle, schon mehrere Male ausgeplünderte Wohnhaus des Herrn Zebaoth seiner Schätze völlig beraubten, sondern es nebst allen andern Palästen und Häusern der heiligen Stadt „mit Feuer" verbrannten. Am Meisten war zu beklagen, daß die zwei wohlbekannten ehernen Säulen, Jakin und Boas, welche König Salomo zum Hause des Herrn hatte machen lassen, gleichfalls von den Ungläubigen zerschlagen und weggenommen wurden. Jede dieser beiden merkwürdigen Säulen, die inwendig hohl und achtzehn Ellen hoch waren, hatte zwölf Ellen im Umfange und einen ehernen, drei Ellen hohen Knauf, der ringsumher mit Reifen und Granatäpfeln gar lieblich verziert war.

Sehr verschieden lauten übrigens die Berichte in Hinsicht der Anzahl derjenigen Israeliten vom Stamm Juda, welche aus dem Lande voll Milch und Honig nach Babylon geführt wurden. In den Büchern der Könige heißt es: „Nebukadne-

zar führte hinweg das ganze Jerusalem, alle Obersten, alle Gewaltigen, zehn tausend Gefangene, und alle Zimmerleute und Schmiede; und was der besten Leute waren, siebentausend, und der Zimmerleute und Schmiede tausend, und brachte sie gen Babel." *) Die Zahl dieser, schon vor der Zerstörung der Stadt weggeführten Menschen wäre also wenigstens auf achtzehn tausend zu berechnen. Nach der Zerstörung führte Nebusar-Adan, der Hofmeister und Feldherr Nebukadnezars, „das andere Volk, das übrig war in der Stadt, und die zum Könige von Babel fielen, und den andern Pöbel hinweg, und von den Geringsten im Lande ließ er die Weingärtner und Ackerleute zurück." **) Der Verfasser der Bücher der Könige verstand sich meisterhaft auf die Kunst, von den wichtigern Gegenständen so verworrene Nachrichten zu geben, daß man mit gewöhnlichem Menschenverstande nicht klug daraus werden kann, und dagegen verweilt er unnützer Weise bei den unbedeutendsten Dingen, zum Beispiel den beiden Säulen am Tempel, die er bereits an andern Orten mit der widerlichsten und langweiligsten Umständlichkeit beschrieben hat.

Der Verfasser der Chronika läßt sich gar auf keine bestimmte Angabe der, nach Babel gebrach-

*) 2 Kön. 24, V. 14 bis 16.
**) Ebendas. Kap. 25, V. 11 und 12.

ten Juden ein, ſondern ſagt bloß, „er, Nebu„kadnezar, führte weg gen Babel, wer vom „Schwert übrig geblieben war und wurden ſeine „und ſeiner Söhne Knechte.“ *)

Jener, in den Büchern der Könige befindlichen Nachricht, wornach Nebukadnezar wenigſtens achtzehntauſend der vorzüglichſten Einwohner Jeruſalems nach Babel ſchleppte, widerſpricht Jeremias, der ein Augenzeuge dieſer Ereigniſſe war, durchaus. „Dies iſt das Volk, „ſagt er, **) welches Nebukadnezar weggeführt „hat, nemlich im ſiebenten Jahr drei tauſend „und drei und zwanzig Juden; im achtzehnten „Jahr aber des Nebukadnezar achthundert und „zwei und dreißig Seelen aus Jeruſalem; und „im drei und zwanzigſten Jahr des Nebukadne„zar führte Nebuſar-Adan der Hauptmann ſie„benhundert fünf und vierzig Seelen weg aus „Juda. Aller Seelen ſind vier tau„ſend und ſechshundert.“

Wie laſſen ſich nun dieſe ſchreienden Widerſprüche der beiden Schriftſteller, die nach der Behauptung unſerer orthodoxen Gottesgelehrten, beide aus Eingebung des heiligen Geiſtes ſchrieben, und daher in gleichem Grade über allen irdiſchen Zweifel erhaben ſind, wohl mit einander

*) 2 Chron.

**) Jerem. 52, V. 28 bis 30.

vereinbaren? Glaubt man dem Jeremias, so muß man nothwendig verwerfen, was der Verfasser der Bücher der Könige erzählt; und nimmt man wiederum an, was dieser berichtet, so hat man es mit dem Mann Gottes Jeremias verdorben, und doch soll man ewig verdammt werden, wenn man Einem oder dem Andern nicht glauben will! Es ist in der That zum Verzweifeln! Die katholische Geistlichkeit handelt sehr klug, daß sie den Laien das Lesen und Forschen in der Bibel, und besonders im alten Testament verbietet; dadurch schützt sie sich vor der Entdeckung der Menge von Widersprüchen, die auf das göttliche Ansehen dieses Buches, worauf sie ihr eigenes Ansehen gründet, kein vortheilhaftes Licht werfen können; denn wie ist es möglich, ein Werk länger für eine höhere, von Gott unmittelbar eingegebene Offenbarung anzunehmen, in welchem man so viele, so große und nicht bloß scheinbare, sondern wirkliche Widersprüche findet, als wir, mit Vorbeigehung mancher nicht gerügten, schon bis jetzt aufgedeckt haben?

Mag es übrigens immerhin sein, daß Jeremias die Zahl der weggeführten Juden zu geringe angiebt, und daß die verworrene Berechnung in den Büchern der Könige richtiger ist, welches selbst die zwei und vierzigtausend, unter Nehemias aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Juden zu bestätigen scheinen; so erhellt doch aus Allem so viel, daß eine verhältnißmäßig

sehr unbedeutende Anzahl nach Babel gebracht wurde, und daß dies Schicksal fast ausschließlich nur die angesehenern und wohlhabendern Einwohner Jerusalem's traf. Ueberdies war in dem despotischen Asien die Verpflanzung besiegter Völker nach andern Ländern ein sehr gewöhnliches, und die Wegführung jener jüdischen Familien nach Babylon also gar kein außerordentliches Ereigniß; man brauchte folglich kein großer Prophet zu sein, um ihnen bei dem täglich sichtbaren Verfall ihres Reichs vorherzusagen, daß sie von einem mächtigern Volke würden überwunden, und aus dem Lande voll Milch und Honig, welches der Herr ihnen auf ewige Zeiten gegeben hatte, fortgeschafft werden.

An den Wasserflüssen Babylons, wo Israels trauernde Kinder ihr Unglück beweinten, trösteten ihre Propheten sie mit mancherlei Gesichten von der Herrlichkeit der in Kurzem wieder aufzubauenden Stadt, und besonders des künftigen Tempels, der den Salomonischen an Größe und Pracht weit übertreffen sollte, und weissagten zugleich allen Feinden des auserwählten Volks jedes nur denkbare Unglück. Dem Propheten Hesekiel erschien sogar ein himmlischer Landmesser mit einer leinenen Schnur und einer Meßruthe, „die sechs Ellen lang, und jegliche Elle eine „Handbreit länger, als eine gewöhnliche Elle „war", dieser maß nicht allein einen Platz zu dem künftigen Tempel und der wieder zu erbauen-

den heiligen Stadt, ſondern er beſtimmte auch die künftigen Gränzen eines jeden Stammes auf das Genaueſte. Nach ſeiner Vermeſſung ſollte der Platz zum Heiligthum und zum Allerheiligſten fünf und zwanzigtauſend Ruthen lang und zehntauſend Ruthen breit ſein; eben ſo viel ſollten die Leviten haben, und für die heilige Stadt ſelbſt ward ein Raum von fünf und zwanzig tauſend Ruthen in der Länge und fünf tauſend Ruthen in der Breite beſtimmt. Sie ſollte zwölf Thore haben, nämlich gegen Mitternacht die Thore Ruben, Juda und Levi; gegen Morgen die Thore Joſeph, Benjamin und Dan; gegen Mittag die Thore Simeon, Iſaſchar und Sebulon; gegen Abend die Thore Gad, Aſſer und Naphtali. Sehr umſtändlich beſchrieb der Prophet den innern und äußern Bau des Tempels, in welchem es nicht an künſtlichen Cherubim, an Palmen, Laubwerk und andern Zierrathen fehlte, und beſtimmte ausführlich die Rechte und Pflichten der Prieſter und die verſchiedenen Zeiten, Arten und Feierlichkeiten der Opfer, die in dem künftigen Tempel ſollten dargebracht werden. Iſraels Fürſten wurden dabei ermahnt, das arme Volk nicht ferner zu ſchinden, und beſonders wurde ſehr ernſtlich geboten, richtige und gleiche Maaße, Gewichte und Münzen zu haben, deren Namen, Werth, Gehalt und gegenſeitiges Verhältniß pünktlich angegeben wurden.

Von dieſen überirdiſchen Geſichten und Weiſ-

ſagungen des Propheten Heſekiel gieng aber leider, keine Sylbe in Erfüllung, wahrſcheinlich weil man fand, daß nach Abzug der fünfhundert Millionen Quadratruthen, die der himmliſche Meßkünſtler für den Tempel und für die Prieſter und Leviten beſtimmt hatte, von dem Lande voll Milch und Honig für Niemanden weiter ein Plätzchen übrig bleiben würde.*) Aus dieſer Urſache konnte man denn auch bei der nachmaligen Vertheilung des Landes auf die Anordnungen des himmliſchen Feldmeſſers gar keine Rückſicht nehmen, und das Beiſpiel des Mannes Gottes Heſekiel beweiſt deutlich, daß man ein großer Prophet ſein könne, ohne deßhalb gerade ein großer Meßkünſtler zu ſein.

Die meiſten unſerer Orthodoxen verſichern

*) Fünf und zwanzig tauſend Ruthen in der Länge und zehn tauſend Ruthen in der Breite betragen, nämlich zweihundert und fünfzig Millionen Quadratruthen, und dieſe zweimal genommen machen netto fünfhundert Millionen Quadratruthen. Rechnet man hiezu noch den Flächenraum von fünf und zwanzig tauſend Ruthen ins Gevierte, der ausſchließlich theils für die Häuſer der Stadt, theils für den Unterhalt ihrer Bewohner beſtimmt war, und gleichfalls ſechshundert fünf und zwanzig Millionen Quadratruthen betrug, ſo wird man vernünftiger Weiſe ſchon begreifen, daß der Prophet Heſekiel kein großer Rechenmeiſter und Landmeſſer war.

zwar, daß der Prophet nicht von dem irdiſchen Jeruſalem und von dem zweiten Tempel der Juden, ſondern von einem himmliſchen Jeruſalem und einem himmliſchen Tempel ſpreche. Allein wie kann im himmliſchen Jeruſalem noch wohl von Sünd-, Speis- und andern Opfern, von Farren, Widdern und Lämmern, von Heirathen der Leviten und Prieſter, von Jungfrauen, Wittwen und Verſtoßenen, von Kochen und Backen, von Fiſchen und Fiſchern, von richtigem Maaß und Gewicht, von Scheffel, Epha, Bath, Homer, Seckel, Mina, und dergleichen Dingen die Rede ſein?

Andere Zionswächter meinen dagegen: daß dieſe ſcheinbare Vorherverkündigung des Heſekiel ſich auf das künftige irdiſche Jeruſalem und auf das tauſendjährige Reich beziehe, welches Chriſtus bei ſeiner zweiten Erſcheinung auf Erden gründen ſoll. Dieſe Anſicht zeugt allerdings von einem außerordentlichen Scharfſinn und der großen Auslegungskunſt unſerer chiliaſtiſchen Gottesgelehrten; nur begreifen wir nicht, wie man den jüdiſchen Opfer- und Tempeldienſt, und die dazu gehörigen Prieſter, Leviten, Altäre und andern Herrlichkeiten, die nach Heſekiels Weiſſagung wieder hergeſtellt werden ſollen, mit dem Geiſte des Chriſtenthums in Einklang bringen will; denn iſt es wahr, daß Jeſus durch das Opfer, das er durch ſein Leiden und ſeinen Tod gebracht, alle übrigen Opfer unnöthig gemacht und aufgehoben

hat, so läßt sich schwerlich glauben, daß er in dem tausendjährigen Reiche, zu dem übrigens bis jetzt noch wenig Anstalten getroffen zu sein scheinen, jenen israelitischen Opfer- und Tempeldienst wieder sollte herstellen wollen. Mir scheint es daher ziemlich klar, daß dies ganze Gesicht des Propheten eine Phantasie ohne Sinn und Bedeutung war. Daß einem Morgenländer, dessen glühende Einbildungskraft gerne bis ins Ungeheure schwärmt, leicht Dinge in den Kopf kommen, die mit dem geraden, einfachen Menschenverstande sich nicht vereinbaren lassen; und daß ein solcher Seher dann gerne seine vermeintlichen Gesichte für göttliche Eingebungen und Offenbarungen hält, ist ganz natürlich. Allein mit welchem Recht kann man von vernünftigen Leuten fordern, daß sie solche angebliche Weissagungen gleichfalls als übernatürliche Mittheilungen Gottes betrachten und ihnen Glauben schenken sollen?

Endlich hat man jenes Gesicht des Hesekiel auf das, nach der Rückkehr aus Babylon neu erbaute Jerusalem deuten wollen! Aber wie klein und winzig war das letztere gegen die Riesenstadt, die nach Hesekiel's Vorherkündigung aufgeführt werden sollte? Und wie wenig paßt überhaupt der in Hesekiel's Weissagung vorgezeichnete Entwurf zu jener Stadt, welche unter Nehemias und Esra's Leitung gebaut wurde?

Die Stadt des Propheten soll zwölf Thore

haben, deren jedes nach einem der israelitischen Stamme benannt werden soll; die Stadt, die unter Nehemias und Esra wieder aufgebauet wurde, hatte nur neun Thore, die sämmtlich sehr gemeine Namen führten, zum Beispiel das Fischthor, das Schafthor, das Misthor u. s. w. Außerdem berichten weder Esra, noch Nehemias, weder Josephus, noch irgend ein anderer jüdischer Schriftsteller das Mindeste von dem Wasser, das nach Hesekiel's Weissagung, unter der Schwelle des Tempels entspringen, und so ungemein reich an köstlichen Fischen sein sollte; und eben so wenig hat man nachher etwas gehört von den fruchtbaren, immer grünen und unverwelklichen Bäumen, die auf beiden Seiten am Ufer jenes Stroms wachsen und jeden Monat neue, nie verfaulende Früchte geben werden. Alle diese Herrlichkeiten werden wahrscheinlich bis zur Erscheinung des tausendjährigen Reichs aufgespart sein, wo dann auch die, dem Hesekiel offenbarte, neue Ordnung der Opfer, der Priester und der Leviten in Kraft treten wird.

In den Büchern des Esra und Nehemias findet man weiter nichts Wunderbares, als daß sie eigentlich gar keine Wunder enthalten, welches bei einem alttestamentischen, und überhaupt bei einem jüdischen Geschichtschreiber sehr auffallend ist. Die kleinen Abweichungen, die man in diesen beiden Büchern antrifft, kommen gar nicht in Betracht gegen die ungeheuern Wider-

sprüche in den Büchern Samuels, der Könige und der Chronika; denn ob die Zahl der Kinder Asgad, wie Esra behauptet, ein tausend zweihundert zwei und zwanzig betrug, oder ob ihrer, wie Nehemiad berichtet, zwei tausend einhundert und zwei und zwanzig waren, kann uns ganz gleichgültig sein, da diese artigen Kinder längst zu ihren Vätern heimgegangen sind, und wir an ihre Nachlassenschaft nicht die mindesten Ansprüche haben. Wer übrigens mehrere Widersprüche dieser Art aufsuchen will, der vergleiche das siebente Kapitel des Nehemias mit dem zweiten des Buchs Esra.

Nach Wiederherstellung der Stadt und des Tempels hatten Israels gottesfürchtige Söhne nichts angelegentlicheres zu thun, als alle fremde Weiber, die sie geheirathet hatten, zu verstoßen und fortzujagen; denn durch diese schändliche Grausamkeit hofften sie sich bei dem Herrn Zebaoth wieder einzuschmeicheln. Recht naiv und possierlich erzählt der fromme Nehemias sogar, daß er sich mit den Männern, die sich von ihren ausländischen Frauen nicht gutwillig trennen wollten, gerauft und geprügelt habe, wobei er Gott bittet, ihn für diesen heiligen Eifer in Gnaden zu belohnen. Abrahams liebenswürdige und geistvolle Kinder waren also in ihrer Gefangenschaft um kein Haar klüger, vernünftiger und besser geworden, als sie vorher waren, und es bewährte sich völlig an ihnen, was

ihr Glaubensgenosse, der weiseste unter allen Menschen und Königen spricht: wenn du den Narren im Mörser zerstießest, wie Grütze; so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm. *)

Das Buch Esther, ein sehr mislungener Roman, ohne geschichtlichen Werth, hat das einzige Verdienst, daß es uns eine ziemlich wohlgehaltene Schilderung des asiatischen, alles Gefühl für Menschenwürde empörenden, Despotismus liefert. Schwer ist es jedoch auszumitteln, welchen dummen, wollüstigen und legitimen Moloch des Orients der Verfasser durch den schwelgerischen, stumpfsinnigen Oehlgötzen Ahasveros hat bezeichnen wollen.

Mag übrigens das Buch Esther so albern und schlecht sein, wie es wolle; so enthält es doch eine sehr große und wichtige Lehre für die Völker aller, und besonders unserer gegenwärtigen, Zeiten. Sie können nemlich daraus lernen, wie tief die Menschheit durch unbeschränktes Zwingherrnthum und durch blinden Gehorsam entsittlicht und herabgewürdiget werden kann, und wie große Ursache sie deshalb haben, über ihre Rechte zu wachen, und dieselben gegen die Gewaltigen der Erde bei jeder sich darbietenden Gelegenheit geltend zu machen.

Daß Könige und Fürsten aus Liebe für eine Hure viele tausend ihrer Unterthanen abschlachten

*) Sprüche Sal. 27, V. 22.

und morden ließen, iſt eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung in der Geſchichte faſt aller Nationen, die das Glück oder das Unglück hatten, von Despoten beherrſcht zu werden; und daher würde auch die Erzählung des Verfaſſers gar nicht unwahrſcheinlich ſein, daß Ahasveros aus Zärtlichkeit gegen die ſchöne und fromme Eſther den Juden in ſeinem Reiche erlaubt habe, alle ſeine Unterthanen, die ihnen zuwider wären, zu erwürgen und des Ihrigen zu berauben. Wozu iſt ein, durch Schwelgerei und Trunkenheit abgeſtumpfter, und durch viehiſche Wolluſt tollgemachter Erdengott nicht fähig? Allein wie iſt es wohl denkbar, daß etwa fünfzigtauſend Juden, die ſich in der babyloniſchen Gefangenſchaft befanden, denn unter Nehemias und Esra kehrten ja nur zwei und vierzigtauſend ſechshundert zurück; wie iſt es denkbar, daß dieſe Handvoll Juden, die in dem ganzen weiten Reiche des Ahasveros zerſtreuet waren, in einem Tage fünf und ſiebenzigtauſend der Landeseinwohner ſollten umgebracht und geplündert haben? Wie kann man wohl glauben, daß die letztern eine ſolche, den Juden von ihrem tyranniſchen Zwingherrn erlaubte Metzelei geduldet und ruhig zugeſehen hätten, wie ihre Landsleute, ihre Freunde, ihre Verwandten, Eltern, Geſchwiſter, Gatten und Kinder durch eine Bande, von Gott und Menſchen verworfener, Taugenichtſe gemordet wurden?

Geſetzt aber, dieſe Geſchichte wäre dennoch

gegründet, so gehörten unstreitig die schöne gottselige Esther und ihr frommer Oheim Mardochai zu den abscheulichsten Bestien, die jemals die Erde getragen hat; und wer uns ein Buch, in welchem so rachgierige, teuflische Ungeheuer wegen ihrer Gottesfurcht und Tugend gepriesen werden, sogar als ein, aus Eingebung des heiligen Geistes geschriebenes, Werk und als eine göttliche Offenbarung aufdringen will, dem gebührt von Gottes, und Rechtswegen ein Plätzchen im Tollhause.

In den, unter den sogenannten apokryphischen Schriften befindlichen, zu dem Buche Esther gehörigen Bruchstücken sagt der fromme Mardochai von sich und Haman sehr treffend und wahr: „die zwei Drachen sind ich und Haman;“ denn gab es wirklich einen Mardochai, der in einem Tage fünf und siebenzigtausend unschuldige Meder und Perser erwürgen ließ, so war er unter allen Drachen ohne Zweifel einer der ärgsten; und gab es einen Haman, der aus bloßer Rachgier alle Juden im medisch-persischen Reiche wollte umbringen lassen, so war er gleichfals ein Drache!

Das Buch Hiob enthält: eine dichterische Theodicee, oder Gottesvertheidigung in dramatischer oder vielmehr in dialogischer Form, denn von einer, während des Gesprächs der auftretenden Personen fortschreitenden Handlung findet man hier eigentlich nichts. Ein Satan im

morgenländischen Geschmack, der immer darauf bedacht ist, den Frommen und Auserwählten einen übeln Dienst zu leisten, erscheint nachdem er das Land durchzogen hat, mit den Kindern Gottes, den heiligen Engeln, gleichfalls vor dem Herrn. Gott erkundigt sich nach dem Befinden seines Knechts Hiob, und Satan sucht dessen Frömmigkeit verdächtig zu machen. Es kömmt darüber zwischen dem Herrn und dem Satan zu einer Art von Wette. „Recke deine Hand aus, „spricht der letztere, und taste an Alles, was „er hat; was gilt's, er wird dich ins Angesicht „segnen." Der Herr giebt hierauf Alles, was „Hiob hat, in des Satans Klauen, um den frommen Mann auf die Probe stellen zu lassen. Satan geht aus von dem Herrn, um die Prüfung zu beginnen. Zuerst werden Hiobs Rinder und Eselinnen geraubt und die Knechte von den Arabern mit der Schärfe des Schwerts umgebracht. Nachher fällt Feuer vom Himmel und verzehrt die Schafe des frommen Hiob nebst ihren Hirten. Darauf nehmen die Chaldäer seine Kameele weg, und tödten die Knaben, welche dabei sind, ebenfalls mit der Schärfe des Schwerts.

Endlich kömmt gar die traurige Botschaft, daß ein Sturmwind das Haus, worin Hiob's Söhne und Töchter aßen und tranken, umgestürzt habe, und daß sie sämmtlich todt und unter den Trümmern begraben sind. Nun steht Hiob auf, zerreißt seine Kleider und spricht:

„Ich bin nackt von meiner Mutter Leibe gekommen; „nackt werd ich wieder dahin fahren. Der Herr hats „gegeben, der Herr hat's genommen; der Name „des Herrn sei gelobet." In diesem Allen sündigte „Hiob nicht, und that nichts Thörliches wider Gott;" setzt der Verfasser hinzu, und man kann auch ihn nicht beschuldigen, daß er etwas Thörichtes that, da er seine geist- und sinnvolle Dichtung den Begriffen und Vorstellungsgärten seiner Zeitgenossen anpaßte. Allein sehr thöricht handeln unsere gottseligen Zionswächter, wenn sie uns zumuthen, dies Gedicht für eine wahre Geschichte, und die Unterredungen und Wetten zwischen Gott und dem Satan für wirkliche, über allen Zweifel erhabene Thatsachen zu halten.

Die erste Wette hatte also Satan verloren, denn Hiob war, trotz alles Unglücks standhaft geblieben, und hatte nicht wider Gott gemurrt.

Eines Tages, da die Kinder Gottes wieder vor den Herrn traten, kam auch Satan mit ihnen, und der Herr fragte ihn: wo kömmst du her? Ich habe das Land durchzogen, erwiederte er, und der Herr fragte weiter: „hast du nicht „Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Es ist „seines Gleichen im Lande nicht; schlecht und „recht, gottesfürchtig und meidet das Böse, und „hält noch fest an seiner Frömmigkeit; du aber „hast mich beweget, daß ich ihn ohne Ursache „verderbet habe." Warum ließ sich doch der Herr, dessen Gerechtigkeit sonst immer so hoch

gepriesen wird, von dem Satan zu dergleichen verleiten? Satan antwortete dem Herrn: „Haut für Haut und Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben. Aber recke deine Hand aus, und taste sein Gebein und Fleisch an, was gilt's, er wird dich ins Angesicht segnen? Der Herr sprach zu dem Satan: siehe da: er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens. Da fuhr Satan aus vom Angesicht des Herrn, und schlug Hiob mit bösen Schwären von der Fußsohle an bis auf seine Scheitel."

Hiob wird nun von seiner Frau wegen seiner Frömmigkeit verspottet, allein er antwortet ihr: „Du redest, wie die närrischen Weiber reden. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? In diesem Allen versündigte sich Hiob nicht mit seinen Lippen." Hierauf kommen drei seiner Freunde, um ihn zu trösten. Sie sitzen sieben Tage und sieben Nächte neben ihm auf der Erde, ohne etwas mit ihm zu sprechen, weil sie sehen daß sein Schmerz zu groß ist. Endlich bricht Hiob in verzweiflungsvolle Klagen über sein Mißgeschick aus, und giebt dadurch die Veranlassung zu den weitern Reden, die den Hauptinhalt dieses vortrefflichen Gedichts ausmachen.

Schauerlich schön ist Hiobs Klage im dritten Kapitel, womit das Gespräch zwischen ihm und seinen Freunden beginnt. Unter allen uns bekannten Werken der ältern und neuern Poesie giebt es

ſehr wenige, die mit dieſer köſtlichen Threnodie ſich vergleichen laſſen, und kein einziges, dem man den Vorſchlag einräumen dürfte. Die ſtolze Kühnheit des Ausdrucks, die glänzende, prachtvolle Erhabenheit der Bilder, der Vorſtellungen, Gedanken und Empfindungen beweiſen zur Genüge, daß dieſe Klage keinem ſchwerkranken, durch Unglück und Schmerzen niedergebeugten Mann, ſondern einem hohen dichteriſchen Geiſte entſtrömte, der ſich auch faſt in allen übrigen Theilen des Buchs Hiob offenbart.

Alſo keine, wirkliche Thatſachen enthaltende, Geſchichte, ſondern eine Dichtung haben wir vor uns, und zwar eine der herrlichſten und gelungenſten Dichtungen, die wir dem Morgenlande, und dem Alterthume überhaupt verdanken! Man muß daher in der That lächeln, wenn unſere eifrigen Zionswächter, die beiläufig geſagt, dem Hiob wohl an Glauben, aber nicht an Gottesfurcht und Frömmigkeit gleich kommen, von uns verlangen, daß wir die Unterredungen und Wetten Gottes mit dem Satan als die unwiderſprechlichſte, keinem Zweifel unterworfene Wahrheit annehmen, oder ohne Gnade und Barmherzigkeit in den ewigen Schwefelpfuhl geſtürzt werden ſollen. Sie handeln hier eben ſo thöricht, wie Derjenige, der nach tauſend oder mehreren Jahren von andern vernünftigen Menſchen begehren würde, daß ſie Klopſtocks Dichtungen vom Adramelech, Abbadonna und Satan für

wirklich geschehene Begebenheiten und die ganze Messiade nicht für ein dichterisches, sondern für ein geschichtliches, von Gott selbst eingegebenes Werk halten sollen.

Recht pünktlich genügt der Verfasser des Buchs Hiob der poetischen Gerechtigkeit, denn nachdem der Mann Gottes die Prüfung glücklich bestanden und der Satan seine Wette zum zweiten Male verloren hat, giebt der Herr seinem frommen Knecht gerade doppelt so viel, als er jemals gehabt hatte. Auch statt der, durch den Einsturz des Hauses getödteten Kinder wurden ihm sieben Söhne und drei Töchter geboren. Die erste hieß Jemima, die andere Kezia, und die dritte Kerenhapuch. Es wurden nicht so schöne Weiber gefunden in allen Landen, als die Töchter Hiobs, denn sie waren noch weit schöner und reizender, als ihre lieblichklingenden Namen, ihr Vater gab ihnen Erbtheil unter ihren Brüdern, und folglich wird es ihnen auch nicht an stattlichen Freiern gefehlt haben. Hiob aber, der nachher noch hundert und vierzig Jahre lebte, sahe Kinder und Kindeskinder bis ins vierte Glied, und starb alt und lebenssatt.

Alle diese, und die vorhin schon angeführten geschichtlichen Ausschmückungen sind bloßes Blumen- und Laubwerk, welches dem Hauptinhalt der herrlichen Dichtung zur Einfassung dient, und nur Dummheit und Unverstand alberner Pfaffen konnte sie zu Glaubensartikeln erheben.

Einen sehr ungleichen dichterischen, sittlichen und religiösen Werth haben die Psalme, deren Mehrzahl dem frommen Gottesmann David zugeschrieben wird, und ihm, dem Anscheine nach, wirklich ihren Ursprung verdankt; denn durchgehends weht darin der wilde, Rache athmende Geist dieses Königes, der so große Ursache hatte, die Gnade und Barmherzigkeit Gottes für sich in Anspruch zu nehmen, und der dennoch nicht müde werden konnte, seine Feinde in die Hölle zu verfluchen, und sie voll Blutdurst selbst in seiner Todesstunde zu verfolgen.

Bewahre uns Gott vor der Frömmigkeit dessen, der mit Wohlgefallen und mit Anwendung auf seine eigenen Widersacher die Fluchgebete Davids lesen und in dem, bis zum Ekel und Ueberdruß widerholten, Flehen dieses Dichters gegen seine Feinde, edle und fromme Gesinnungen finden kann! Was soll man denken von der göttlichen Eingebung jener Psalme, in denen der gekrönte Sänger das gütigste und liebevollste aller Wesen bittet: „Schlage meine Feinde auf den Backen, und zerschmettere der Gottlosen Zähne; *) Sie haben ein Bubenstück über mich beschlossen; du aber, Herr, sei mir gnädig, und hilf mir auf, so will ich sie bezahlen; **) der Tod übereile sie, und müssen le-

*) Ps. 3. V. 7.
**) Ps. 41. V. 6 — 11.

dendig in die Hölle fahren; Gott, du wirst sie hinunter stoßen in die tiefe Grube, die Blutgierigen und Falschen werden ihr Leben nicht auf die Hälfte bringen; ich aber hoffe auf dich. *) Meine Feinde versenken mich täglich, denn viele streiten wider mich stolziglich. Was sie Böses thun, das ist schon vergeben; Gott stoße solche Leute ohne alle Gnade hinunter. Du Herr, Gott Zebaoth, Gott Israel, wache auf, und suche heim alle Heiden; sei der keinem gnädig, die so verwegene Uebelthäter sind. Vertilge sie ohne alle Gnade, vertilge sie, daß sie nichts sein, und sehen mögen, daß Gott Herrscher sei in aller Welt, Sela. Des Abends laß sie heulen, wie Hunde, und in der Stadt umher laufen; laß sie hin und her laufen um Speise, und murren, wenn sie nicht satt werden. **) Du weißest meine Schmach, Schande und Scham; meine Widersacher sind alle vor dir. Sie geben mir Galle zu essen, und Essig zu trinken in meinem großen Durst. Ihr Tisch müsse vor ihnen zum Stricke werden, zur Vergeltung, und zu einer Falle. Ihre Augen müssen finster werden, daß sie nicht sehen; und ihre Lenden laß immer wanken. Gieße deine Ungnade auf sie, und dein grimmiger Zorn ergreife sie. Ihre Wohnung müsse wüste

*) Ps. 55. V. 16. und 24.
**) Ps. 56. V. 3. und 8.
***) Ps. 59. V. 14 bis 16.

werden, und es sei niemand, der in ihren Hütten wohne; denn sie verfolgen, den du geschlagen hast, und rühmen, daß du die Deinen übel schlägst. Laß sie in eine Sünde über die andere fallen, daß sie nicht kommen zu deiner Gerechtigkeit. Tilge sie aus dem Buche der Lebendigen, daß sie mit den Gerechten nicht angeschrieben werden. *) Es müssen sich schämen und verhöhnet werden, die nach meiner Seele stehen; es müssen zurück kehren und zu Schanden werden, die mir übel wollen. Sie müssen werden, wie Spreu vor dem Winde, und der Engel des Herrn stoße sie weg. Ihr Weg müsse finster und schlüpfrig werden; und der Engel des Herrn verfolge sie; denn sie haben mir ohne Ursache gestellt ihre Netze zu verderben, und haben ohne Ursache meiner Seele Gruben gegraben. Er müsse unversehens überfallen werden, und sein Netz, das er gestellt hat, müsse ihn fahen, und müsse darin überfallen werden. *)

Dies ist nur eine sehr kleine Blumenlese aus

*) Ps. 69. V. 20 bis 29. Alberne Pfaffen haben diesen Psalm überschrieben: des Messias Gebet in seinen Leiden. Wann und wo hat Christus wohl in seinen Leiden dergleichen Dinge gebetet? Bat er nicht vielmehr noch am Kreuze: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun?

**) Ps. 35. V. 4 bis 8; Ps. 40. V. 15, 16; Ps. 70. V. 3 und 4.

den zahlreichen, rachgierigen Waid'prüchen des gottseligen Königs David! Manche derselben müssen ihm ganz besonders wohl gefallen haben, denn er wiederholt sie bis zum Ekel fast in allen seinen Psalmen. Wie ist es möglich, daß die Priester und Bekenner einer Religion, welche die Feindesliebe als eine der ersten Pflichten, als eine der edelsten Tugenden des Menschen empfiehlt, diese Rachefchnaubenden Lieder für Früchte einer unmittelbaren göttlichen Eingebung erklären können? Wie ist es möglich, daß man in christlichen Kirchen in einer und derselben Stunde Davids wüthende, von blinder Rachgier und boshafter Schadenfreude eingehauchten Psalme singen, und dann gleich wieder, nach der Lehre des Heilandes, beten kann: vergieb, o Vater, uns unsere Schulden so, wie wir unsern Schuldnern vergeben? Wie lassen sich Christus und Belial, wie lassen sich die edelmüthigste, das größte Unrecht verzeihende, und mit Wohlthaten erwiedernde Feindesliebe und der unversöhnlichste, bis in den Tod verfolgende und verfluchende Feindeshaß jemals mit einander vereinigen? *)

*) Wer sollte es glauben, daß man in diesem Jahre 1826 noch in aufgeklärt sein wollenden protestantischen Ländern die Davidischen Rachelieder, nicht etwa in einer guten Uebersetzung, sondern in dem orientalischen, edelhaften und o. v. sin-

Aber nicht allein in David's, auch in vielen andern dieser Psalme findet man dergleichen widerliche und rachsüchtige Ausbrüche, die man

---

kenden Wasserbrei des wohlehrwürdigen und wohlseligen Herrn Lobwasser zur Erbauung in den Kirchen singt? Wem soll man hievon die Schuld beimessen? Den Regierungen, die vielleicht durch die Last anderer Geschäfte verhindert werden, sich um die gesitzte und sittliche Veredelung ihrer Untergebenen im Mindesten zu bekümmern? Oder den Geistlichen, von denen selbst Manche als große Lichter der Welt und als eifrige Beförderer der Aufklärung in öffentlichen Blättern und Zeitschriften gerühmt werden? Oder soll man den Völkern die Schuld geben, deren Mehrzahl vielleicht zu unwissend und zu wenig gebildet ist, um sich nach etwas Besserm zu sehnen, und ihre Wünsche dafür auszusprechen? Daß der Kirchengesang einer der wichtigsten Theile der Gottesverehrung und ein vorzügliches Beförderungsmittel der Sittlichkeit sei, wird gewiß kein Vernünftiger leugnen; und an vortrefflichen religiösen Liederdichtern, aus deren Werken man, ohne große Mühe, gute Gesangbücher zusammenlesen könnte, fehlt es doch wahrlich nicht. Womit soll man also die Sorglosigkeit Derer entschuldigen, die in so hohem Grade verpflichtet sind, diesem wichtigen Bedürfnisse abzuhelfen, und dennoch sich im Geringsten nicht darum kümmern? Eine solche Vernachlässigung der sittlichen und geistigen Verbesserungsmittel mag hingehen, in Ländern, wo der Zwingherr, der Priester und der Sklave

nicht dem heiligen Geiste, sondern dem Charakter der Juden und ihrer thörichten Vorstellung, daß sie das auserwählte Volk Gottes sind, zuschreiben muß. In einem während, oder gleich nach der babylonischen Gefangenschaft gemachten Liede trifft man sogar folgende, höchst gottselige Wünsche: „Du verstörte Tochter Babel, wohl „dem, der dir vergilt, wie du uns gethan hast! „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt, „und zerschmettert sie an den Stein!“ Ps. 137. Wer dergleichen, wahrhaft empörende Dinge für Eingebungen des heiligen Geistes halten und an ihnen Vergnügen und Erbauung finden kann, der sollte doch ja damit in sein Kämmerlein gehen, und sie für sich allein plärren und singen, so oft und so lange ihm beliebt, aber nicht vielen tausend vernünftigen Menschen zumuthen, daß sie mit ihm plärren und singen, und solchen jüdischen Unsinn für göttliche Eingebungen annehmen sollen!

---

auf einer fast gleichen Stufe viehischer Rohheit, Unvernunft und Dummheit stehen, und wo tyrannische Willkühr für das heiligste Recht, und sklavischer Gehorsam und blinder Glaube der Gehorchenden für die unverletzlichsten Pflichten gelten; allein unter gebildet sein wollenden Völkern, bei denen intellectuelle und moralische Veredelung für den höchsten Zweck unsers irdischen Daseins erkannt wird, verdient dergleichen von Rechts wegen eine öffentliche Rüge!

In seinen winselnden Bußpsalmen flehet König David, der von dem Grundsatze ausgieng: einen geängsteten Geist und ein zerschlagenes Herz kann Gott nicht verachten, immer mit Staub und Asche bedeckt und in Thränen sich badend: entsündige mich mit Ysopen, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich schneeweiß werde; verbirge dein Antlitz von meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat; aber leider, lehrt seine Geschichte, daß das Beßte aller Buße, die Besserung des Sinnes und Lebens niemals erfolgte, und daß er selbst auf seinem Sterbebette der rachsüchtigste, blutgierigste und heimtückischste Wüterich war. Daher können auch seine Bußlieder auf den Leser keinen sehr vortheilhaften Eindruck machen, und oft wirken sie sogar höchst nachtheilig, indem Mancher, nach dem Beispiele des Gottesmannes David, es bei dem Bejammern seines Sündenelends bewenden läßt, ohne an die Veredelung des zerknirschten, boshaften Herzens weiter zu denken. Wie übrigens der Räuberhauptmann von Zillag, der von den kleinen, friedlichen Völkern, die er ohne Ursache und Recht des Ihrigen beraubte, weder Mann noch Weib leben ließ, „damit sie nicht wider ihn reden und schwätzen möchten;“ wie der falsche, arglistige Mörder des Urias, der schändliche Verführer der Bathseba, der meineidige, rachsüchtige, im Tode noch blutdürstige und unversöhnliche Feind und Verfolger

daß Joab und Simei in seinem siebenten Psalm zu Gott beten konnte: richte mich, Herr, nach meiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit; das ist in der That unbegreiflich.

Die Pflicht einer andern Gerechtigkeit heischt es jedoch; den Davidischen und übrigen Psalmen, ungeachtet jener, nicht der Eingebung des heiligen Geistes, sondern dem persönlichen und volksthümlichen Charakter ihrer Verfasser zur Last fallenden Fehler, den Ruhm eines innigen und lebendigen Vertrauens auf Gott zuzugestehen, welches besonders durch die Vorstellung bewirkt wurde, daß Abrahams Nachkommen die auserwählten und einzigen Lieblinge des Herrn wären. Auch giebt es in dieser Sammlung lyrischer Gedichte des Vortrefflichen, Schönen und Göttlichen so viel, daß man den Wunsch nicht unterdrücken kann, sie von den wilden Ausbrüchen des unduldsamen Judenthums und den übrigen höchst widerlichen Flecken gereinigt, und dem milden, freundlichen Geiste der Lehre Jesu angepaßt zu sehen! Zu diesem Geschäft dürften aber unsere orthodoxen Zionswächter, denen die „stinkenden" und „eiternden" Wunden des Königs David eben so heilig sind, wie dem Tibetaner die Exkremente seines Dalai Lama, sehr wenig geeignet sein; denn schwerlich würden sie sich entschließen können, auch nur aus dem, sonst so erhabenen und vortrefflichen hundert neun und dreißigsten Psalm die Stelle

auszumärzen. „Ach Gott, daß du tödtest die „Gottlosen, und die Blutgierigen von mir wi„chen müßten; denn sie reden von dir lästerlich, „und deine Feinde erheben sich ohne Ursache. „Ich hasse ja, Herr, die dich hassen, und ver„dreußt mich auf sie, daß sie sich wider dich setzen. „Ich hasse sie in rechtem Ernst, darum sind sie „mir feind."

Sancho Pansa, der treue Diener des edlen Ritters Don Quixote de la Mancha, war bekanntlich ein großer Freund von Sprüchwörtern, und wirklich möchte sich aus manchen der seinigen mehr Weisheit holen lassen, als aus denen des weisesten aller Menschen und Könige.

Die Sprüche des Salomo sind eine Sammlung von Antithesen, die oft nicht viel besser zusammenpassen, als Faust und Auge, und wer diesen meistens halbwahren und halbfalschen Gnomen einen höhern; göttlichen Ursprung zuschreibt, der besitzt kein Fünkchen von dem, was sie nach der Absicht ihres Verfassers lehren sollen; denn die einzige Stelle, welche ihm der heilige Geist eingegeben haben mag, findet man im zweiten Verse des ein und dreißigsten Kapitels, wo er von sich selbst sagt: ich bin der Allernärrischste und Menschenverstand ist nicht bei mir.

Als Proben von der, in diesem Büchelchen enthaltenen Weisheit, führe ich nur Folgendes an: „Dünke dich nicht weise sein, sondern

„fürchte den Herrn, und weiche vom Bösen, das „wird deinem Nabel gesund sein, und deine „Gebeine erquicken.“ *) Ein köstliches Rezept, das allen Aerzten zu empfehlen ist, deren Kunden an Bauchgrimmen und Gliederweh leiden! „Wo viel Rathgeber sind, da gehet es wohl „zu.“ **) Dies ist nur halb wahr, denn es kömmt sehr auf die Einsichten und den guten Willen der Rathgeber an. In manchen Staaten, wo es nicht an Staatsräthen, Hofräthen, Kriegsräthen, Geheimenräthen und andern geistlichen und weltlichen, ernsthaften und lustigen Räthen fehlt, geht es sehr übel zu, wie die lauten Flüche, die stillen Seufzer, und die heißen Thränen der unglücklichen Völker beweisen. Jenem Ausspruche des weisen Salomo kann man daher mit Recht das alte Sprüchwort entgegen setzen: viele Köche versalzen den Brei. „Eine „Hure ist eine tiefe Grube und die Ehebrecherin ist eine enge Grube!“ Manchmal aber auch eine sehr weite! Uebrigens hätte der Sohn der Bathseba, der sich neben siebenhundert Weibern, dreihundert Kebsweiber oder Mätressen hielt, von dergleichen Dingen füglich schweigen können, da es ihm wohl am Wenigsten Ehre brachte, davon zu schwatzen.

Der Prediger Salomo enthält eine ähn-

*) Sprüche 3, V. 7 und 8.

**) Kap. 11, V. 14 und an andern Orten.

liche Sammlung von Denksprüchen, die aber eben so wenig dem heiligen Geiste, und von denen die meisten auch gar nicht dem Könige Salomo ihren Ursprung verdanken. Der Verfasser scheint ein arger Materialist gewesen zu sein, denn die künftige Fortdauer der Seele, als selbstständiges Wesen, leugnet er ganz, oder setzt sie doch sehr in Zweifel, und entreißt damit denen, die ihm Recht geben, einen der wichtigsten Beweggründe zur Tugend und zur geistigen und sittlichen Veredelung. „Es geht, sagt er, es geht dem Menschen, wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und alle haben einerlei Odem, und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh, denn es ist Alles eitel. Es fährt Alles an einen Ort; es ist Alles von Staub gemacht, und wird wieder zu Staub. Wer weiß: ob der Geist der Menschen aufwärts, und der Odem des Thieres unterwärts unter die Erde fahre? Darum sahe ich, daß nichts besser ist, denn daß ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil. Denn wer will ihn dahin bringen, daß er sehe, was nach ihm geschehen wird?" In einem Buche, das zur Erkenntnißquelle der Religion und Sittenlehre dienen soll, müßte man doch dergleichen Aeußerungen nicht finden! Was bleibt den rohen Menschen, deren es unter allen Ständen und Volksklassen so viele giebt, was bleibt ihnen für ein Antrieb, das Gute zu thun, oder auch nur das Schlechte zu meiden, wenn

man den Glauben an Unsterblichkeit und Vergeltung nach diesem Leben ihnen raubt oder zweifelhaft macht? Die Furcht vor den Strafen der Gesetze! sagt man. Schon gut; allein wie viele Millionen Fälle giebt es nicht, wo Menschen unbedenklich die ärgsten Bosheiten verüben können, ohne vor einem irdischen Richter zu zittern? Was soll die Gewaltigen der Erde, die durch Aberglauben, Dummheit und Sklavensinn der Völker von jeder Verantwortlichkeit wegen ihrer Handlungen freigesprochen, und hoch über alle Gesetze erhaben sind, zurückschrecken von den abscheulichsten, himmelschreiendsten Verbrechen gegen die Menschheit, wenn nicht der Gedanke sie im Zaume hält, daß sie einmal vor einem Richter werden erscheinen müssen, dessen Urtheilsprüche auch die legitimsten und größten Monarchen der Welt nimmermehr entgehen können?

Gegen den Vorwurf des Materialismus wollen unsere heutigen Prediger zwar den Prediger Salomo dadurch rechtfertigen, daß er im zwölften Kapitel sagt: „Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, „und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben „hat." Allein hiemit räumt Salomo ja der Lehre: daß jeder Mensch nach diesem Leben in seiner Individualität fortdauern und den Lohn seiner irdischen Handlungen empfangen werde, nicht das Mindeste ein. Er behauptet bloß, was schon viele tausend Andere vor und nach ihm behauptet haben; daß nach dem Tode die Seelen

der Menschen zu Gott, dem Urquell alles geistigen Wesens zurückkehren, und mit demselben wieder vereiniget werden. Wie weit unterscheidet sich aber diese Lehre von dem, für die Erhaltung der Sittlichkeit so nothwendigen, Glauben an eine künftige Vergeltung und an eine persönliche, selbstständige Fortdauer unserer Seelen nach diesem Leben?

Von der Auferstehung des Fleisches, welche unsere orthodoxen Prediger so eifrig vertheidigen, will der Prediger Salomo, wie man sieht, durchaus nichts wissen, denn er bleibt steif und fest bei seinem Satz: der Staub muß wieder zur Erde werden, und weiter wird nichts daraus. Wie der Ehrenmann bei dergleichen offenbaren Ketzereien sich so lange in seiner Predigerstelle hat behaupten können, ohne jemals von irgend einem hochwürdigen und rechtgläubigen Konsistorium in Anspruch genommen zu werden, ist unbegreiflich. Sein Glück war es unstreitig, daß er nicht in puncto Trinitatis sündigte, denn in diesem Fall wär' er sicherlich, ohne Gnade und Barmherzigkeit, aller seiner Aemter und Würden verlustig erklärt und zum höllischen Schwefelpfuhl verdammt worden.

Manche Sittensprüche dieses Predigers sind gleichfalls nicht sehr lobenswerth. „Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, sagt er, daß

du nicht verderbest." *) Wie ist dies vernünftiger Weise anders zu verstehen, als: beobachte nicht den höchsten Grad von Gerechtigkeit, sondern sei lieber etwas ungerecht, damit du dich selbst nicht in Schaden setzest. Welchen Eindruck müssen aber dergleichen Lehren auf unverständige Menschen hervorbringen, die so gerne Alles aufsuchen, womit sie ihre Bosheiten beschönigen oder gar rechtfertigen können?

„Ein Wäscher, heißt es an einem andern Orte, **) ist nichts besser, als eine Schlange, die unbeschworen sticht." Hieraus sieht man, daß der Weiseste unter allen Königen sehr abergläubisch war, und wirklich sich einbildete, daß man durch alberne Beschwörungsformeln sich gegen den Stich der Schlangen sichern könne; ein Aberglaube, der nicht allein im Morgenlande, sondern selbst in Europa zahlreiche Anhänger hat.

Wenn wir aber diesen beiden Sammlungen von Gnomen, den Sprüchwörtern und dem Prediger Salomo auch keinen unmittelbaren überirdischen Ursprung zugestehen können; so ist damit doch keineswegs geleugnet, daß sie nicht viel Gutes, und selbst manches Vortreffliche enthalten, welches man, nach der Lehre des Jakobus: „alle gute und alle vollkommene Gabe kömmt

*) Kap. 7 V. 17.
**) Kap. 10 V. 11.

„von oben herab von dem Vater des Lichts,“ als ein Geschenk dieses himmlischen Vaters betrachten und annehmen darf. Man muß hier, wie bei allen andern Erzeugnissen des menschlichen Geistes den Rath des Apostels Paulus befolgen: prüfet Alles, und das Gute behaltet.

Und jetzt wenden wir uns zu der Krone des ganzen alten Testaments, zu dem köstlichen Hohenliede des hochgefeierten Königs Salomo. Kein Wunder, daß dies schlüpfrige Meisterstück des weisesten, oder besser, des albernsten aller königlichen Priape das goldene Schatzkästlein der meisten orthodoxen Gottesgelehrten ist, denn wo gäb' es wohl irgend ein Buch, welches der zügellosen Geilheit unzüchtiger Pfaffen mehr schmeicheln, ihre wollüstige, durch geheime Sünden verwilderte Phantasie lebhafter aufregen, und das, was Anstand, Tugend und Sittlichkeit so gerne mit einem dichten Schleier verhüllen, frecher entblößen könnte, als dieses? Damit man ihnen ja dies herrliche Kleinod nicht entreißen möge, geben sie vor, daß es lauter ganz klare Weissagungen von unserm Erlöser enthalte, der hier unter dem Bilde des brünstigen, vor Wollust girrenden Liebhabers dargestellt sei, und von seiner geliebten Braut, der heiligen, christlichen Kirche. Guter Gott! In Ovid's Gedichten will ich Euch mehr und tausendmal deutlichere Weissagungen von Christus und der christlichen Kirche zeigen, als in dem schmutzigen Hohenliede

des Salomo! Vorherſagungen künftiger Ereigniſſe kann man ſehr leicht, beſonders in dichteriſchen Büchern finden, wenn man nur die Brille vieler Bibelerklärer auf die Naſe ſetzt, durch die man Alles ſehen kann, was man will, und wovon der „natürliche Menſch“ mit ſeiner geſunden Vernunft nicht das Mindeſte ahnet. Wahrlich, ein ſauberer Mann Gottes, ein herrlicher Prophet, der Salomo, der ſeine angeblichen göttlichen Eingebungen in Worte und Bilder kleidete, vor denen ſelbſt öffentliche Buhlerinnen erröthen müſſen, wenn nicht jeder Funke von Schamgefühl in ihnen erſtorben iſt! Welcher vernünftige Vater wird ſeinem, noch unverdorbenen Sohn, welche tugendhafte und verſtändige Mutter kann ihrer unſchuldigen Tochter das alte Teſtament in die Hände geben, ſo lange dieſer häßliche Schandfleck nicht daraus vertilgt iſt? Ich habe Jünglinge und Mädchen gekannt, die auf das Sorgfältigſte von ihren Eltern vor dem Leſen aller, ſelbſt der beſten, Romane Schauſpiele und Gedichte bewahrt wurden, aber durch das Brüten über dem Hohenliede Salomo's und mehrerer anderer Bücher und Stellen des alten Teſtaments ihre Phantaſie ſo ſehr vergifteten, daß ſie durch die ſchändlichſten Laſter ſich auf Lebenszeit an Leib und Seele zerſtörten, und mit ihrer, nicht minder verderbten, Nachkommenſchaft den Staat und die Menſchheit beläſtigten. Wer ſein Kind in eine große mit Heilmitteln

und tödtlichen Giften jeglicher Art angefüllte Apotheke führen, und ihm nicht nur erlauben, sondern sogar gebieten würde, von allen darin befindlichen Dingen, sie möchten schädlich oder unschädlich, heilsam oder giftig sein, zu kosten und zu genießen, den würde man doch wohl für einen Thoren oder einen Bösewicht erkennen, und nach Befinden der Umstände entweder in ein Narrenhaus oder in ein Zuchthaus einsperren. Wer aber seinen Kindern die Bibel, die große Apotheke voll geistiger und sittlicher Heilmittel und Gifte, recht früh in die Hände giebt, und sie Alles, was darin ist, von A bis O, vom Anfang bis zu Ende verschlingen läßt, den stellen unsere orthodoxen Geistlichen als einen vernünftigen, recht frommen und wahrhaft christlichen Mann zur Nachahmung auf, und selig werden die armen, unglücklichen Kinder gepriesen, die einen so guten, liebevollen, für das Heil ihrer Seelen besorgten Vater haben. Ja, selbst große Gesellschaften von Priestern und Laien aller christlichen Bekenntnisse sind eifrigst beschäftigt, die Bibel ganz so, wie sie ist, in alle Sprachen zu übersetzen, und in der Welt zu verbreiten, damit ja alle Völker der Erde erfahren mögen, was für handgreifliche Widersprüche, Abentheuerlichkeiten und Mährchen wir Christen uns von unsern Lama's und Derwischen als himmlische Offenbarungen aufschwatzen lassen. Mögen jene guten Leute noch so hoch für ihren

heiligen Eifer gerühmt werden; wir sind überzeugt, daß unser göttlicher Erlöser auch zu ihnen redete, als er vor achtzehnhundert Jahren zu ihren Amtsbrüdern in Judäa sprach: „Wehe „Euch Schriftgelehrten und Pharisäern, Ihr „Heuchler, die Ihr Land und Wasser umziehet, „daß Ihr einen Judengenossen (Christengenossen) machet; und wenn er's geworden ist, „machet Ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn Ihr seid." *)

Möchte der Weiseste unter allen Menschenkindern und Königen doch gehört haben, und möchten alle Eltern, Schullehrer, Pfarrer und Obrigkeiten, die das alte Testament der Jugend so sorglos in die Hände geben, und es oft mehr, als einmal auf's Jahr von Anfang bis zu Ende durchpeitschen lassen, wie sie sehr zierlich sich ausdrücken, beherzigen, was unser Heiland sprach: „wehe dem, der Einem dieser Geringsten ein Aergerniß giebt; es wäre besser, daß „ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und „er ersäuft würde, in dem tiefsten Abgrund des „Meeres."

Daß übrigens die Juden das schmutzige Hohelied Salomo's, welches den christlichen Zionswächtern einen so köstlichen Genuß gewährt, wie dem Gott Israels das verbrannte Unschlitt und die gebratenen Nieren der Böcke, in den Kanon

*) Matth. 23, V. 15.

ihrer sogenannten heiligen Bücher aufnahmen, war ganz natürlich. Sie waren ein unzüchtiges, scham- und sittenloses Volk, und Alles, was von ihrem Könige Salomo herkam, war ihnen ein Heiligthum. Daß aber wir Christen diese Zoten noch immer auf das Wort unserer Pfaffen für unmittelbare Eingebungen Gottes halten, ist in der That eine eben so arge Sünde wider den heiligen Geist, als wenn man ihm die Gedichte des Grecour: oder Voltaire's Mädchen von Orleans zuschreiben wollte!

Um meine, vielleicht manchem Leser zu strenge scheinenden Urtheile zu rechtfertigen, muß ich einige Sumpf- und Dornenstücke als Belege ausheben, so ungerne ich auch dergleichen Dinge in diesem Werke auftischen mag. Nur Schade, daß ich zu wenig mit den Bibelauslegungen der orthodoxen Schrifterklärer bekannt bin, um, wie ich wünschte, überall den prophetischen Sinn der anzuführenden Stellen beifügen zu können.

„Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, „du Fürstentochter. Deine Lenden stehen gleich „an einander, wie zwei Spangen, die des Mei„sters Hand gemacht hat." *)

Die durchlauchtigste Prinzessin, von deren schönen Lenden der Weiseste unter den Königen hier redet, ist keine andere, als die heilige, christliche Kirche. Ihre beiden Lenden sind das alte

*) Hohelied Kap. 7.

und das neue Teſtament; beide ſehr lieblich und reizend.

„Dein Nabel iſt wie ein runder Becher, dem „nimmer Getränke mangelt. Dein Bauch iſt wie „ein Weizenhaufen, umſteckt mit Roſen.“

Unter dem Nabel, dem nimmer Getränk mangelt, verſtehen Einige die allein ſeligmachende griechiſche Kirche, welche bekanntlich immer den Laien das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt gereicht hat. Mehr Grund hat aber die Deutung für ſich, daß unter dieſem Nabel die hochwürdige Kloſtergeiſtlichkeit gemeint ſei, in deren Kellern es nie an gutem Wein und andern köſtlichen und geiſtreichen Getränken mangelt. Unſere heutigen Minneſänger würden ſich jedoch keinen Dank bei ihren Schönen erwerben, wenn ſie ihnen ſo viel von ihrem Nabel verſchwatzen wollten. Lieber von etwas Anderm! Der Bauch, der einem, mit Roſen umkränzten, Weizenhaufen gleicht, iſt die allein ſeligmachende römiſch-katholiſche Kirche mit ihren Roſenkränzen und den fetten, runden Bäuchen ihrer Mönche und Pfaffen.

„Deine zwei Brüſte ſind wie zwei junge Rehezwillinge, die unter den Roſen weiden.“ *)

Die beiden Brüſte ſollen ohne Zweifel die allein ſeligmachende lutheriſche und die allein ſeligmachende reformirte Kirche ſein, welche bekannt-

*) Kap. 4. V. 5 und 7. Kap. V. 3.

lich als Zwillinge fast zu gleicher Zeit geboren wurden.

„Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Thurm."

Unter dem Halse versteht der prophetische Dichter die rechtgläubige rußisch-griechische Geistlichkeit und den allerheiligsten Synod zu Sankt Petersburg wegen ihrer ruhmwürdigen Fertigkeit im — Schlucken.

„Deine Augen sind wie die Teiche zu Hes-
„bon, am Thor Bathrabbim."

Durch diese, den Teichen zu Hesbon gleichenden, Augen werden die frommen Zionswächter der sämmtlichen allein seligmachenden Kirchen angedeutet.

„Deine Nase ist wie der Thurm auf Liba-
„non, der gegen Damaskus siehet."

Mit der Nase, die gegen Damaskus siehet, ist sonst niemand gemeint, als der griechische Patriarch zu Konstantinopel. Wer hätte wohl nie von einer griechischen Nase gehört? Nach Damaskus sieht er, weil er und seine Glaubensgenossen, die Griechen, von den Wechabiten Hülfe erwarten.

„Dein Haupt stehet auf dir, wie Carmelus."

Das Haupt ist der heilige Vater im Vatikan, der, wie der hohe Berg Carmel, über alle andere hervorragt. Zugleich enthielt diese Stelle eine feine Anspielung auf den Carmeliterorden, der vom Berge Carmel herstammen und der älteste unter allen Mönchsorden sein will.

„Das Haar auf deinem Haupte iſt, wie der „Purpur des Königs in Falten gebunden.“

Unter dieſem Haar auf dem Haupte der holden Prinzeſſin ſind die Herren Kardinäle in ihren falteureichen, purpurnen Kleider zu verſtehen.

„Wie ſchön und lieblich biſt du, du Liebe in „Wollüſten. Du biſt allerdings ſchön, meine „Freundin und iſt kein Flecken an dir. Du haſt „mir das Herz genommen, meine Schweſter, „liebe Braut, mit deiner Augen einem, und mit „deiner Halsketten einer. Wie ſchön ſind deine „Brüſte, meine Schweſter, liebe Braut! Deine „Brüſte ſind lieblicher denn Wein, und der Ge„ruch deiner Salben übertrifft alle Würze.“

Hier iſt nehmlich die Rede von der heiligen ſeligmachenden Fettigkeit, womit die Könige geſalbt und die Sterbenden eingeſchmiert werden, damit ſie deſto leichter durch die enge Pforte ins Himmelreich hineinſchlüpfen können.

„Deine Länge iſt gleich dem Palmbaum, und „deine Brüſte gleich den Weintrauben.“

Die Brüſte machen dem himmliſchen Bräutigam ſehr viel zu ſchaffen. Warum ſollten denn nicht die, denen er ein Vorbild gelaſſen hat, ihm hierin nachahmen?

„Ich ſprach: ich muß auf den Palmbaum, „auf die liebe Braut, ſteigen, und ſeine Zweige, „die Brüſte ergreifen. Laß deine Brüſte ſein, „wie Trauben am Weinſtock, und deiner Naſen „Geruch, wie Aepfel.“

Auch an Granatäpfeln fehlt es in dieſem Hohenliede nicht; die Wangen der lieben Braut ſind, wie ein Ritz am Granatäpfel zwiſchen ihren Zöpfen.

„Fanget uns die Füchſe, die kleinen Füchſe, „die die Weinberge verderben, denn unſere Wein„berge haben Augen gewonnen."

Unter den Füchſen verſteht nämlich der prophetiſche Minneſänger die Spötter, welche die geiſtlichen Weinberge verderben. Ihnen ſollen die frommen, rechtgläubigen Zionswächter auflauern, um ſie wegzufangen und auszurotten. Sonſt ſtellen in der Regel die Füchſe den Gänſen nach; hier aber wendet das Blatt ſich um!

Da, liebe Leſer, habt Ihr einige Proben von den Herrlichkeiten des Hohenliedes und zugleich von der unvergleichlichen Auslegungkunſt unſerer orthodoxen Schrifterklärer, mittelſt welcher ſie aus ihren ſogenannten prophetiſchen Büchern Alles herausklauben können, was ihnen beliebt, und wovon der einfache geſunde Menſchenverſtand mit ſeinen fünf Sinnen ſich nie das Mindeſte träumen läßt.

Dem Verfaſſer dieſer Liebeslieder kann man freilich eine ſehr lebhafte, von glühender Wolluſt erhitzte Phantaſie nicht abſprechen; und demnach möchten ſeine Erzeugniſſe, wenn gleich keinen religiöſen, doch immerhin einen dichteriſchen Werth behaupten. Allein viele ſeiner Vergleichungen und Bilder, mit denen er bis zum Uebermaße

freigebig ist, sind durchaus unpassend, abentheuerlich und abgeschmackt, und an manchen Orten verfällt er in den unerträglichsten, widerlichsten Bombast, wie auch die bereits angeführten Stellen beweisen. Wer wird wohl die Zähne seiner Geliebten mit einer Heerde geschorener Schafe, die aus der Schwemme kommen und allzumal Zwillinge tragen, ihr Haar mit einer geschorenen Ziegenheerde*), ihre Nase und ihren Hals mit Thürmen, ihren Bauch mit einem Weizenhaufen, ihren Nabel mit einem runden Becher, ihren Busen mit Rehezwillingen, ihr Haupt mit einem hohen kahlen Gebirge, ihre Lenden mit ein paar künstlichen Spangen oder Schnallen vergleichen? Welches sittsame Mädchen würde im Stande sein, von sich zu sagen: ich bin eine Mauer und meine Brüste sind wie Thürme? Was für ein Kaliban vom Geliebten müßte es sein, auf welchen die, im fünften Kapitel V. 10 bis 16 enthaltene Beschreibung nur einigermaßen angewandt werden könnte?

Aber wir haben uns schon zu lange bei dieser poetischen Mißgeburt verweilt, und es ist Zeit, uns zu andern und wichtigern Gegenständen zu wenden.

Schon bei mehreren Gelegenheiten ist von den Propheten die Rede gewesen. Man muß aber nicht glauben, daß Alle, die man bei den

*) Kap. 4. V. 1 und 2 und K. 6. V. 4 und 5.

Israeliten mit dem Namen Propheten bezeichnete, Männer waren, die sich und Andern einbildeten, aus Eingebung Gottes künftige Dinge voraus sagen zu können; im Gegentheil, waren viele von ihnen bloß lyrische Dichter, die, ohne sich eine eigentliche, übernatürliche Weissagungsgabe zuzuschreiben, ihre Lehren in mancherlei Formen dem Volke vortrugen, um es zum Vertrauen auf Gott, zum Festhalten an dem mosaischen Kultus, zur Tugend und Frömmigkeit zu ermuntern, und ihm unter dem Druck seiner Besieger Muth einzusprechen. Der Wunderglaube der Israeliten nahm die meisten dieser Gedichte, Visionen und Zusprüche als Weissagungen künftiger Ereignisse auf, und da sie größtentheils erst von spätern Sammlern, nach mündlichen Ueberlieferungen und Sagen, zusammen getragen wurden; so paßte man sie den Begebenheiten und dem Volksglauben nach Möglichkeit an, um ihnen dadurch noch mehr Ansehen zu verschaffen. Noch jetzt glauben manche, von Vorurtheilen irregeleitete Juden und Christen, in vielen Stellen der sogenannten prophetischen Schriften des alten Testaments, die sich offenbar auf längst vergangene Dinge bezogen, Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten zu sehen, und dies hat eine Menge von Schwärmereien und Thorheiten veranlaßt, welche der Eigennutz trügerischer Pfaffen von jeher vortrefflich zu seinen selbstsüchtigen Spielen zu benutzen wußte.

Der König David, der alles Mögliche that, um seiner Familie auf immer die Herrschaft über Israel zu erhalten, trat zuerst mit einer Art von Weissagungen hervor, die man messianische Prophezeihungen nennt. Er behauptete: Gott habe ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten die Herrschaft und die Königswürde über Israel zugesichert; auch würden unter seiner Nachkommenschaft Männer aufstehen, die den Israeliten aus allen ihren Bedrängnissen helfen und sie zum glücklichsten Volk auf Erden machen würden. Alle Heiden würden nach Jerusalem und Zion kommen, um den Gott Israels als ihren Gott zu verehren, und die Israeliten als die Oberherrn des ganzen Menschengeschlechts zu verehren.*)

Obgleich schon unter Davids Enkel Rehabeam der größte Theil der Israeliten vom Hause David abfiel, und den Jerobeam zum Könige wählte; so erhielten sich doch jene messianische Weissagungen von der, dem David und seinen Nachkommen auf ewig zugesicherten Königswürde und Herrschaft über Israel und von den glücklichen Zeiten, die diesem Volke unter der Regierung eines Davidischen Sprößlings bevorstehen sollten.

Während der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft suchten die Propheten die messianischen Ideen immer mehr auszubilden, und das

*) 2 Sam. 8. V. 1 bis 16; 1 Chron. 18. V. 1 bis 14.

Volk in seinem Glauben an einen Retter, der aus Davids Familie herstammen sollte, zu stärken, um es hiedurch von der Abgötterei der Heiden zurück zu halten, und das tief gesunkene Vertrauen auf den einzigen Gott zu befestigen. Allein nie erschien ein Retter oder Heiland aus dem Hause Davids, wie die Israeliten ihn sich gewünscht und gedacht, und wie ihre Propheten ihn geschildert hatten. Sie wurden von äußern und innern Feinden auf tausendfache Weise gequält und beängstigt, und das Haus David, dem angeblich auf ewig die Königswürde über ganz Israel von Gott zugesichert war, verlor nicht allein schon unter Davids unvorsichtigem und despotischem Enkel Rehabeam den größten Theil seiner Herrschaft, sondern sank auch während und nach der babylonischen Gefangenschaft in die tiefste Armuth hinab.

Dennoch hielten die Juden bis auf unsere Zeiten unerschütterlich fest an ihrem Messiasglauben, der durch ihren König David zuerst begründet und nachher durch manche Vorherverkündigungen ihrer Propheten bei ihnen genährt und ausgebildet war.

Es war ganz natürlich, daß die Israeliten ein großes Vertrauen in die Aussprüche ihrer Propheten setzten, da diese Männer sich bei allen ihren Drohungen und Verheißungen der kühnen orientalischen Formeln bedienten: Der Herr hat's gesagt, und: So spricht der Herr. Imperative

der Art konnten bei einem wundergläubigen Volk, das unter unmittelbarer Leitung des höchsten Wesens zu stehen wähnte, ihren Zweck keineswegs verfehlen.

Manche Propheten beschränkten sich indessen nicht bloß auf Weissagungen von einem Messias oder Erretter, und von einer sehr glücklichen, den Israeliten bevorstehenden Zeit, sondern sie prophezeiheten auch oft andere künftige Begebenheiten, deren Eintritt sie gewöhnlich von mehreren Bedingungen abhängig machten, oder die sie in dunkeln Bildern, Worten und Zahlen vortrugen, welche sich auf gar vielfache Weise deuten ließen, so daß der Prophet, (es mochte kommen, was da wollte,) immer richtig geweissagt hatte! Uebrigens sind, wie schon bemerkt worden, die meisten Prophezeihungen der israelitischen Seher erst lange nach den Ereignissen, von denen sie in weisagerischem Tone sprechen, zusammen getragen, und da ward es den Sammlern sehr leicht, diese angeblichen Vorherverkündigungen den Begebenheiten, und die Erzählungen der letztern wiederum den Weissagungen so genau anzupassen, daß Alles auf eine wundersame Weise sich in einander fügte.

Um sich ein recht wichtiges, hochbegeistertes Ansehen zu geben, begleiteten die israelitischen Seher, gleich den Weissagern aller wundergläubigen, ältern und neuern Völker, ihre Prophezeihungen oft mit den seltsamsten Gebehrden

und Gaukeleien. Sie bekamen Verzuckungen, Ohnmachten, und andere Zufälle; sie bedienten sich der sonderbarsten Sinnbilder, um die künftigen Dinge, welche sie vorhersagen wollten, anzudeuten; Ahia zerriß, wie wir wissen, seinen neuen Mantel in zwölf Stücke, um dem Jerobeam darzuthun, daß er König über Israel werden sollte. Ein Anderer ließ sich blutrünstig prügeln, um dem Ahab, der den Feldherrn der Syrer, Benhadad aus Mitleid geschont hatte, Gottes Zorn und Strafe zu verkündigen. Das Menschenkind Hesekiel aß, um den Israeliten ihr künftiges Unglück recht deutlich vorzustellen, Kuchen, die aus Gerstenmehl und Menschenkoth gebacken waren, und der kleine Prophet Hosea zeugte auf Befehl des Herrn, mit einer Buhlerin drei uneheliche Kinder, um dem Volke seine Untreue gegen Gott und die darauf folgende Strafe zu versinnlichen.

Uebrigens enthalten die Schriften mehrerer Propheten viele sehr erhabene und vortreffliche Stellen, und besonders zeichneten sich unter ihnen Jesaias, Jeremias, und der so eben genannte Hesekiel, aus, welche es sich mit dem größten Eifer angelegen sein ließen, das abergläubische Volk von dem verderblichen Opferdienst zurück zu bringen und es zu vernünftigern Begriffen von Gott und seinen Pflichten zu erheben. Vieles was wir in den Werken dieser vortrefflichen Männer finden, und was uns jetzt dunkel und räth-

selhaft scheint, war vielleicht Zusatz späterer Zeiten, oder es bezieht sich auf längst vergangene Begebenheiten, von denen wir keine Kunde erhielten. Diese Stücke aber für Weissagungen künftiger, noch bevorstehender Dinge erklären zu wollen, ist Thorheit, und leitet zu unnützen Grübeleien, die weder den Geist aufklären, noch das Herz veredeln können.

Nicht allein bei den Israeliten, auch bei andern Völkern der alten und der neuen Welt herrschte und herrscht der Glaube an Götterssprüche und Weissagungen, der von geistlichen und weltlichen Herrschern oft auf die empörendste Weise gemisbraucht wurde, um eine blinde Menge nach ihrem Willen zu leiten. Es sey mir erlaubt, hier anzuführen, was ich bereits an einem andern Orte *) in dieser Beziehung gesagt habe: „Sehr mannichfach waren die Mittel, deren sich die Menschen von jeher bedienten, um künftige und „verborgene Dinge zu erforschen; und eben so „groß war die Menge von Begebenheiten und „Vorfällen, worauf sie ihre Wahrsagungen und „Weissagungen gründeten. Träume, auffallende Erscheinungen am Himmel oder auf Erden, „das Geschrei eines Vogels und das Zirpen eines Insekts, die gesunde oder krankhafte Beschaffenheit geschlachteter Thiere, kurz Alles,

*) Zu meiner Judenschule.

„was nur den Schein von Merkwürdigkeit hatte,
„ward gebraucht, um das, was Verhältniſſe und
„Zukunft verhüllten, aufdecken und enträthſeln
„zu wollen. Man muß ſich darüber wundern,
„wie auch die roheſten Menſchen in dieſer Rück-
„ſicht ſo erfinderiſch und ſinnreich waren, und
„wie ſelbſt die gebildetſten Völker den albernſten
„Gaukeleien der Art Glauben und Beifall ſchenk-
„ten. Die Griechen kannten mehr, als achtzig
„Arten der Wahr- und Weiſſagerei, deren jede
„durch beſondere Mittel getrieben ward.*) Eine
„erfüllte Weiſſagung brachte tauſend andere, von
„denen das Gegentheil eintraf, in Vergeſſenheit.
„Meiſterhaft verſtanden auch Propheten und Prie-
„ſter, ihre Weiſſagungen in ein ſo heiliges Dun-
„kel zu hüllen, daß ſie häufig, gleich dem jüdi-
„ſchen Geſetz, ſechsmal hundert tauſend Erklä-
„rungen und Auslegungen zuließen.**) Wollte

*) Samuel Werenfels de superstitione in rebus physicis §. 7.

**) Nach der Lehre der Rabbinen kann das jüdiſche Geſetz auf ſechsmalhundert tauſend verſchiedene Arten ausgelegt werden! Das nenn' ich ein Geſetz! Zu dies auch bei den übrigen Büchern der heiligen Schrift der Fall, wie bei einem ſo vollkommenen Buche leicht zu erwarten ſteht, ſo iſt es kein Wunder, daß ſo viele hundert Confeſſionen und Sekten ihre einander geradezu widerſprechenden Glaubenslehren darin ſuchen und finden.

„mir ein Prophet zukünftige Dinge offenbaren. „so würde ich ihn höflichst ersuchen, seine Weis„sagungen nicht in ein mystisches, vieldeutiges „und räthselhaftes Dunkel zu hüllen; nicht von „Tagen zu sprechen, wo er Jahrtausende, und „nicht von Stunden, wo er viele Jahre und Mo„nate meinte; denn was nützt mir die Weissa„gung, deren Sinn ich nicht verstehe, und die „zu einer tausendfachen Auslegung sich eignet? „Würde der Prophet Jenes nicht wollen, so „würd ich ihm nimmermehr zutrauen, daß er ein „wahrer Prophet sei, und mehr als ich von der „Zukunft wisse."

„Zu allen Zeiten und unter allen Völkern gab „es Weissager, deren Aussprüche häufig in Er„füllung giengen. Unsere Theologen behaupten: „daß diese nicht auf Antrieb des heiligen Gei„stes, sondern des Teufels geredet haben. Ich „glaube keines von beiden. Ward eine ihrer „Weissagungen erfüllt, so war es ein Zufall. Wie „sollte nicht in einer langen Reihe von Jahren „eine Begebenheit sich zutragen können, die mit „der, in mystischen Worten angezeigten, eine auf„fallende Aehnlichkeit hätte? Was an der völligen „Gleichheit etwa fehlen möchte, ersetzt die Phan„tasie und der Hang zum Wunderbaren und Ue„bernatürlichen sehr leicht."

„Kein Volk hatte wohl einen größern Hang „zum Wahrsagen und Weissagen jeglicher Art, „als Abrahams Same, der auf nichts neugieri-

„ger iſt, als auf Alles, was man nicht wiſſen „kann, und von jeher nichts lieber glaubte, als „das, was kein Vernünftiger zu glauben vermag. „Jener Hang ſcheint von ihren erſten Stamm„vätern, welche ſich nicht ſchenkten, ihre Träume „für göttliche Eingebungen, auszugeben, auf alle „Juden vererbt zu ſein. Moſes warnte ſie ſehr „ernſthaft vor dergleichen Unfug. Daß nicht „unter dir gefunden werde, ſpricht er, der ſeinen „Sohn oder ſeine Tochter durchs Feuer gehen „laſſe, oder ein Weiſſager, oder ein Tagewähler, „oder der auf Vogelgeſchrei achte, oder ein Zau„berer, oder Beſchwörer, oder Wahrſager, oder „der die Todten frage. *) Allein:

„Semper in vetitum nitimur, cupimusque negata.

„Hätte ihr groſſer Geſetzgeber ihnen von Al„lem, was er gebot, das Gegentheil befohlen, „ſo wäre vielleicht beſſer für ihre Sittlichkeit ge„ſorgt worden; denn ihre Handlungen waren „immer das Gegentheil aller ſeiner Befehle."

Schon an dem himmliſchen Landmeſſer des Heſekiel ſahen wir, welche Bewandtniß es mit manchen angeblichen Prophezeihungen im alten Teſtament hat, und wie wenig auf ihre Erfüllung weder in dieſer noch in jener Welt zu rechnen iſt.

*) 5. Moſ. 18. V. 10 und 11.

Unter allen Propheten Iſraels ſpielte unſtreitig der kleine Prophet Jonas die drolligſte Rolle. Dieſer würdige Mann erhielt vom Herrn den Befehl, der gottloſen Stadt Ninive zu verkündigen, daß ſie nach vierzig Tagen untergehen ſollte. Jonas hatte wenig Neigung zur Ausrichtung dieſes kritiſchen Auftrags, welche ihm leicht das Leben hätte koſten können; er beſchloß daher, dem Herrn zu entfliehen, und lief eiligſt davon. Ein herrlicher Prophet und vertrauter Mann Gottes, der das höchſte, allmächtige und allgegenwärtige Weſen ſo wenig kannte, daß er glaubte, demſelben entlaufen zu können, und daß es zu ſchwach wäre, ihn zu ereilen oder ihn in Gefahren zu beſchützen! Er kam nach Japho, wo er ſich einſchiffte, weil er meinte, auf dem Meere vor Gott ſicher zu ſein. Es erhob ſich aber ein Sturm, und die Schiffleute warfen ihre Sachen über Bord, um das Schiff zu erleichtern. Unglücklicher Weiſe hatte unſer Jonas ihnen erzählt, daß er vor dem Herrn auf der Flucht ſei, und da ſie ihn deßhalb für die Urſache des wüthenden Sturms hielten, ſo warfen ſie ihn gleichfalls ins Meer; wahrlich, das Klügſte, was ſie thun konnten, denn unter allem unnützen Ballaſt iſt ohne Zweifel ein kleiner Prophet, wie Jonas, das Unnützeſte. „Aber der Herr verſchaffete einen gro„ßen Fiſch, Jonam zu verſchlingen, und Jonas „war im Leibe des Fiſches drei Tage und drei „Nächte.“ Es muß alſo keine Karpfe oder Fo-

relle geweſen ſein. Im Bauche des Fiſches, den Jonas aber für den „Bauch der Hölle“ hielt, machte er ein Gebet an den Herrn, welches in jeder Rückſicht höchſt kläglich iſt. Der Fiſch bekam Bauchgrimmen davon, und ſpie den Propheten ans Land. Nun gebot der Herr ihm zum andern Mal, jenen Befehl auszurichten, und Jonas ließ ſich jetzt williger finden. „Und da „Jonas anfieng hinein zu gehen eine Tagereiſe „in die Stadt, predigte er, und ſprach: Es „ſind noch vierzig Tage, ſo wird Ninive unter„gehen. Da glaubten die Leute zu Ninive an „Gott und ließen predigen, man ſollte faſten, „und zogen Säcke an, beide groß und klein.“

Die Leute zu Ninive müſſen gläubiger geweſen ſein, als heutiges Tages! In unſern Zeiten hätte eine ſolche Predigt wohl keine andere Folge gehabt, als daß man den Propheten vierzig Tage lang eingeſperrt hätte, um zu ſehen, ob ſeine Weiſſagung auch erfüllt werde?

„Und da das vor den König von Ninive „kam, ſtand er auf von ſeinem Thron, und „legte ſeinen Purpur ab, und hüllete einen Sack „um ſich, und ſetzte ſich in die Aſche.“

Wahrlich ein frommer König von Ninive, der einem iſraelitiſchen Propheten einen ſo außerordentlichen und unbedingten Glauben ſchenkte! Wann mag er doch gelebt, und wie mag er wohl geheißen haben.

„Und der König ließ ausſchreien und ſagen

„zu Ninive, aus Befehl des Königs und seiner „Gewaltigen also: Es soll weder Mensch noch „Thier, weder Ochsen, noch Schafe etwas kö„sten, und man soll sie nicht weiden, noch Waſ„ser trinken lassen.“

Sehet da, ein weit strengeres Fasten, als der heilige Vater und der Herr Bischof von Chur und Sankt Gallen jemals geboten haben!

„Und sollen Säcke um sich hüllen beide Men„schen und Thiere und zu Gott rufen heftig; „und ein Jeglicher bekehre sich von seinem bö„sen Wege, und vom Frevel seiner Hände.“

Es muß in der That sehr rührend gewesen sein, nicht allein die Menschen, sondern sogar Pferde und Esel, Schafe und Ziegen, Ochsen und Kühe, Hunde und Katzen zu sehen, wie sie, in Säcke gehüllt und mit Staub und Asche bestreuet, auf Befehl ihres Königes fasten, Gott anrufen und sich von ihrem bösen Wege bekehren mußten. Eine so allgemeine Bußübung konnte ihren Zweck unmöglich verfehlen, und verfehlte ihn auch nicht, denn: „da Gott sahe, „daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege, „reuete ihn des Uebels, das er geredet hatte, „ihnen zu thun, und that's nicht.“

Welch' ein schneidender und schreiender Widerspruch zwischen dieser Erzählung und der schon früher angeführten Behauptung Bileams: „Gott „ist kein Mensch, daß er lüge, noch ein „des Menschenkind, daß ihn etwas

„gereue; sollte er etwas sagen, und „nicht thun? Sollte er etwas reden, „und nicht halten?“ Hier bleibt uns nichts weiter übrig, als entweder diese Versicherung Bileams für eine Unwahrheit, oder auch den Propheten Jonas und seinen Geschichtschreiber für „Lügner“ zu erklären, denn Einer von ihnen kann doch nur Recht haben. Lag es in dem Plan Gottes und hatte er wirklich gesagt, daß Ninive nach Ablauf von vierzig Tagen untergehen sollte; so konnte er, nach seiner Wahrhaftigkeit und Unwandelbarkeit seinen Entschluß nicht wieder zurück nehmen. Ninive ging aber in der von Jonas bestimmten Zeit nicht unter; und dies beweist deutlich, daß seine angebliche göttliche Sendung eine leere Erdichtung war. Selbst nach einem ganz klaren, im fünften Buch Mosis K. 18 V. 20 bis 21 enthaltenen Gesetz kann man nicht umhin, den Jonas für einen Lügenpropheten *) zu erklären. Es heißt: „Wenn „ein Prophet vermessen ist, zu reden in meinem „Namen, das ich ihm nicht geboten habe zu re„den, und welcher redet in dem Namen anderer „Götter, derselbe Prophet soll sterben. Ob du „aber in deinem Herzen sagen würdest: Wie

*) Bekanntlich trug auch Luther Bedenken, die Prophezeihung des Jonas als ein kanonisches Werk zu betrachten. Es schien ihm eine wunderliche Mähre zu sein.

„kann ich merken, welches Wort der Herr nicht „geredet hat? Wenn der Prophet redet in dem „Namen des Herrn, und wird nichts daraus, „und kömmt nicht, das ist das Wort, das der „Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es „aus Vermessenheit geredet, darum scheue dich „nicht vor ihm.“ Hier ist also offenbar dem Jonas der Stab gebrochen, denn von Allem, was er den Einwohnern Ninive's verkündiget hatte, geschahe gar nichts.

Jonas, der wirklich glauben mochte, wie dies bei Schwärmern der Art häufig der Fall ist, daß er von Gott begeistert sei, ward sehr zornig, als er sahe, daß die ihm verhaßte Stadt nicht untergieng. Dies stand ihm keinesweges zu verdenken, denn auch der kleinste Prophet will nicht gerne als Lügner erscheinen. Er betete zu dem Herrn: „Ach, Herr, das ist es, das ich sagte, „da ich noch in meinem Lande war, darum ich „auch wollte zuvor kommen, zu fliehen auf das „Meer; denn ich weiß, daß du gnädig, barmherzig, langmüthig und von großer Güte bist, „und lässest dich des Uebels reuen.“

Wahrlich, der alberne Mensch, der da glaubte, daß er dem Allmächtigen, Allgegenwärtigen und Allwissenden auf dem Meere entfliehen und daß Gott seine Entschlüsse und Handlungen bereuen könnte, der wußte gar nichts von Gott, und kann auch niemals ein Vertrauter und Prophet Gottes gewesen sein.

Als sein Gebet um die Zerstörung Ninive's nicht erhört wurde, setzte er sich auf der Morgenseite von Ninive, wo er sich eine Hütte bauete, um zu sehen, was der gottlosen Stadt wiederfahren würde, „verschaffete Gott einen Kür„bis, der wuchs über Jonas, daß er Schatten „gab über sein Haupt, und rettete ihn von sei„nem Uebel, und Jonas freuete sich sehr über „den Kürbis."

Wie aber, wenn der große Kürbis sich von seinen Ranken losgerissen hätte, und dem kleinen Propheten auf die Nase gefallen wäre?

„Des Morgens, da die Morgenröthe anbrach, „verschaffte der Herr einen Wurm, der stach den „Kürbis, daß er verdorrete. Als aber die Sonne „aufgegangen war, verschaffete Gott einen dür„ren Ostwind, und die Sonne stach Jona auf „den Kopf, daß er matt ward."

Der Sonnenstich ist unstreitig das wirksamste Mittel einen kleinen unvernünftigen Propheten zur Vernunft zu bringen. Andere Menschen werden jedoch davon völlig verrückt.

„Da wünschte er seiner Seele den Tod, und „sprach: ich wollte lieber todt sein, denn leben. „Da sprach Gott zu Jonas: meinest du, daß „du billig zürnest um den Kürbis? Und er sprach: „Billig zürne ich bis an den Tod. Und der „Herr sprach: dich jammert des Kürbis, daran „du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht „aufgezogen; welcher in einer Nacht ward, und

„in einer Nacht verdarb; und mich sollte nicht „jammern Ninive solcher großen Stadt, in wel„cher sind mehr, denn hundert und zwanzig tau„send Menschen, die nicht wissen Unterschied, „was recht oder link ist, dazu auch viele Thiere?“

Dieser Schluß ist unstreitig das Beßte an dem ganzen Mährchen, denn als ein Mährchen, und nicht als eine, auf Thatsachen sich gründende, Geschichte müßen wir die Erzählung vom Propheten Jonas betrachten, wenn sie einigen Werth behalten soll. Unerklärlich ist es übrigens, wie der Judengott, der dem Moses und Josua so erbarmungslos befahl, alle Einwohner des gelobten Landes, Alt und Jung, Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge, und selbst die Embryonen im Schooße der Mutter mit der Schärfe des Schwerts zu vertilgen und auszurotten, bei Ninive so überaus empfindsam und mitleidig war, daß ihn selbst die Thiere jammerten, deren blutiger Opfertod ihm doch sonst so viel Vergnügen machte, und daß er lieber seine, angeblich durch Jonas verkündete Drohung zurücknahm und unerfüllt ließ, als daß er eine Stadt zerstört hätte, deren Einwohner, nach der von ihnen gemachten Schilderung, nichts beßer waren, als die Einwohner Kanaans, die eben so wenig, wie jene wußten, „was recht oder was link war.“

Unsere Orthodoxen versichern zwar, daß die vorstehende Geschichte der reinsten Wahrheit ge-

mäß und daß der kleine Prophet Jonas im Wallfischbauch ein Vorbild unſers Heilandes geweſen ſei, welches ſie mit den Worten des letztern, Matth. 12, V. 39 bis 41 und Luc. 11, V. 29 bis 32, beweiſen wollen. Wahrlich, ein herrliches Vorbild des Erlöſers und ein ſonderbarer Misverſtand ſeiner Worte! An den angeführten Orten ſprach Chriſtus nicht von ſeiner eigenen Auferſtehung oder der künftigen Fortdauer der Menſchen überhaupt, und von der Vergeltung nach dieſem Leben. Die phariſäiſche Sekte der Juden behauptete nemlich, daß jeder Verſtorbene, nachdem er drei Tage im Grabe gelegen, für ſeine Handlungen belohnt oder beſtraft werden würde. Dieſe Lehre, die nachmals auch in den Talmud aufgenommen ward, wo man ſie in den Büchern Jareh Chattaim und Niſchmath Chajim findet, wurde von den Sadducäern, welche von keiner Auferſtehung des Fleiſches, und ſelbſt nicht einmal von einer Vergeltung etwas wiſſen wollten, durchaus verworfen, weil ſie ſich nach ihrer Anſicht weder aus den Büchern Moſis, noch auf andere Art beweiſen ließ. Wer das 12te Kapitel im Matthäus und das 11te im Lucas mit Aufmerkſamkeit und im Zuſammenhange lieſt, wird finden, daß Chriſtus dort gar nicht von ſeiner eigenen Auferſtehung, ſondern von der Auferſtehung und künftigen Fortdauer jedes Menſchenſohnes überhaupt und von der Vergeltung unſerer irdiſchen Hand-

lungen redet. Hiefür, spricht er, hiefür begehrt diese böse und ehebrecherische Art ein Zeichen; es wird ihr aber kein anderes gegeben werden, als das Zeichen des Propheten Jonas; so wie dieser aus dem Wallfischbauche wieder hervorgieng, so wird auch der Mensch aus der Erde wieder auferstehen und den Lohn seiner Thaten empfangen.

Sehr thöricht ist daher die Behauptung unserer rechtgläubigen Zionswächter: daß der Erlöser die mährchenhafte Erzählung vom kleinen Propheten Jonas im Wallfischbauche auf sich und auf seine Auferstehung von den Todten gedeutet habe. Er selbst hatte ja damals noch nie davon zu den jüdischen Schriftgelehrten gesprochen, daß er am dritten Tage nach seinem Tode auferstehen würde; wie hätten sie also wohl ein Zeichen dafür von ihm begehren können? Aber für die, von den Pharisäern und von ihm selbst behauptete, Auferstehung begehrten die Sadducäer ein Zeichen, und in dieser Rücksicht führte der Heiland jenes angebliche Wunder vom Jonas an, weil es unter allen Erzählungen des alten Testaments sich am Besten als Sinnbild der Auferstehungslehre gebrauchen ließ.

Eben so sonderbar ist die andere Behauptung jener Theologen, daß Christus durch die Anführung der Geschichte des Jonas die Wahrheit der-

ſelben beſtätigt habe. Wie oft erzählte nicht unſer göttlicher Erlöſer ſeinen Jüngern und Zuhörern Gleichniſſe, denen keine wirkliche Thatſachen zum Grunde lagen, wie zum Beiſpiel, vom reichen Mann und vom armen Lazarus, vom verlornen Sohn, vom barmherzigen Samariter und dergleichen mehr. Warum hätt' er denn nicht ein altteſtamentiſches Mährchen, welches ſogar bei den meiſten Juden für eine wahre Geſchichte galt, anführen ſollen, um einen, von ihm abgehandelten Gegenſtand zu erläutern und zu beweiſen?

Ein würdiges Seitenſtück zum Jonas liefert der kleine Prophet Hoſea. Dieſer Mann Gottes erhielt ſogar vom Herrn Befehl, Unzucht und Hurerei zu treiben, um den Kindern Iſrael ihr Verderben und ſeine dunkeln Weiſſagungen recht klar zu verſinnlichen. Er war nicht ſo ungehorſam, wie Jonas, und ließ ſich nicht zwei Mal nöthigen, denn dergleichen thut man ſchon, wenn es Einem auch nicht von dem Herrn Zebaoth geboten iſt. Zur Erbauung des auserwählten Volks zeugte er daher mit der ſchönen Hure Gomer drei Kinder, den Jeſreel, die Lo-Ruhamo und den Lo-Ammi; allein Abrahams verſtockter Same wollte ſich durch dieſe lebendigen Beweiſe von der göttlichen Sendung des Hoſea und von der höhern Eingebung ſeiner Prophezeihung ſchlechterdings nicht überzeugen laſſen. Deshalb ſprach der Herr zu ihm: „Gehe

„noch einmal hin, und buhle um das buhleri-
„sche und ehebrecherische Weib, wie der Herr
„um die Kinder Israel buhlet, und sie doch sich
„zu fremden Göttern kehren, und buhlen um
„eine Kanne Weins. Und Hosea ward mit ihr
„eins um fünfzehn Silberlinge und anderthalb
„Homer Gerste, und sprach zu ihr: halte dich
„mein eine Zeitlang, und hure nicht, und laß
„keinen andern zu dir, denn ich will mich auch
„dein halten.“ Diese Hurengeschichte erzählt der Prophet mit der naivsten, liebenswürdigsten Offenherzigkeit, und man muß sich in der That wundern über die seltsamen Mittel, deren sich die Männer Gottes bedienten, um sich bei dem israelitischen Volke als Gesandte des Herrn Zebaoth zu beglaubigen! Wer sollte Wohl Hurerei und Unzucht für Kreditive einer göttlichen Sendung halten?

Das vorzüglichste Verdienst der gehaltvollern prophetischen Schriften besteht nicht in den vermeintlichen Weissagungen, welche unsere Apokalyptiker darin wittern; sondern in den ernsten Ermahnungen und Aufforderungen zur Tugend und zum Glauben an Gott, der kein Wohlgefallen an blutigen Opfern, an köstlichem Rauchwerk, an ängstlicher Beobachtung lästiger Feiertage und Sabbathe findet, und sich denen, die nur ihm vertrauen und auf seinen Wegen wandeln, über kurz oder lang als ein Retter, ein Heiland und Helfer offenbaren wird. Besonders

ſchön, erhaben und herzergreifend ſind in dieſer Hinſicht die Viſionen und Geſänge des Jeſaias, des Jeremias und des Heſekiel, und man vergißt darüber ſowohl bei ihnen, als bei manchen der übrigen gerne, daß viele ihrer Ausſprüche, in denen unſere Gottesgelehrten Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten wähnen, nicht erfüllt worden ſind und auch niemals erfüllt werden können, indem ſie bloße Anſpielungen auf damalige, uns unbekannte Zeitereigniſſe enthalten, zu denen der Schlüſſel längſt verloren gieng.

Jetzt wend' ich mich zu den ſogenannten Apokryphen, die zwar nicht zu den kanoniſchen oder göttlichen Büchern des alten Teſtaments gerechnet werden, aber zum Theil doch vor manchem derſelben den Vorzug verdienen.

Das Buch Judith kann nach der Meinung unſerer orthodoxen Gottesgelehrten, nicht zu den, vom heiligen Geiſte eingegebenen, Büchern gerechnet werden, weil es folgende höchſt anſtößige Dinge enthält: erſtens, daß Judith in das Lager der Aſſyrer gieng, und durch ihr zweideutiges, buhleriſches Benehmen bei dem Herrn Feldmarſchall Holofernes unzüchtige und ſündliche Begierden erregte, welches einer frommen und ehrbaren Witwe durchaus nicht geziemte; zweitens war es höchſt unrecht, daß ſie dem betrunkenen Feldmarſchall den Kopf abſchnitt, wodurch ſie die Urſache ward, daß er

in seinen Sünden starb, und seine Seele ewig verloren gieng; drittens kann auch der, in dem Buche Judith so hoch gepriesene Meuchelmord von keinem legitimen Christen gebilliget werden, und folglich hat man mit Recht dies Buch aus dem alttestamentischen Kanon hinweggelassen, und unter die apokryphischen Bücher gesetzt.

Hiebei sieht man, wie folgerichtig unsere rechtgläubigen Zionswächter von jeher handelten! Das Hohelied Salomons, wodurch nicht allein bei einem Feldmarschall, sondern auch bei andern Leuten sündliche Begierden erzeugt werden können, preisen sie als ein heiliges und göttliches Buch, und die Geschichte von der Judith, die mit dem möglichsten Anstande erzählt ist, erklären sie für anstößig und unsittlich; den boshaften, heimtückischen, jedes menschliche Gefühl empörenden Meuchelmord der Jael an Sissera rühmen sie als eine sehr fromme, rechtmäßige, lobenswürdige Handlung, weil er im Buche der Richter von Barak und Debora als solche besungen wird; und die That der Judith, die nicht den tausendsten Theil so abscheulich war, und aus dem Gesichtspunkte der Vaterlandsliebe betrachtet, sogar untadelhaft erscheint, verdammen sie dagegen als das abscheulichste, unverzeihlichste Verbrechen!

Ferne sei es von mir, mich für die Wahrheit dieser oder irgend einer andern Erzählung

des alten Testaments verbürgen zu wollen; allein gerne gestehe ich, daß die Geschichte von der schönen Witwe Bethuliens, mir glaubwürdiger scheint, als das, in den biblischen Kanon aufgenommene Buch Esther. Vielleicht ist dies letztere gar kein geschichtliches, sondern ein prophetisches Buch, und wenn man das zugesteht, so braucht man sich den Kopf nicht weiter über die wichtige, bis jetzt unentschiedene Frage zu zerbrechen: welcher unter den medisch-persischen Monarchen der große Ahasveros gewesen sein mag; denn dieser war zuverläßig kein Anderer, als der pohlnische König Kasimir der Dritte, oder der Große, der durch seine gottselige israelitische Beischläferin Esther bewogen ward, ihren Glaubensgenossen in Pohlen so glänzende Vortheile einzuräumen, daß sie noch heute unter den, bekanntlich sehr milden, österreichischen, russischen, und preußischen Scepteru dort ein zweites Kanaan finden, und ihre nichtjüdischen Miteinwohner fast ärger aussaugen, schinden und plündern, als dies angeblich von ihren Vorfahren in Medien und Persien geschehen sein soll. Unter den hundert und sieben und zwanzig Fürsten und Ländern, die Ahasveros nach dem Buche Esther beherrschte, oder beherrschen sollte, muß man die großen pohlnischen Edelleute, die Woywoden, Kastellane und Starosten zu Kasimirs Zeiten mit ihren Gütern, Woywodschaften, Kastellaneien und Starosteien verstehen, und daß ein, in der

Geſchichte Pohlens beſſer, als ich bewanderter Apokalyptiker mit leichter Mühe den Haman und den Mardochai der Pohlen ausmitteln wird, iſt nicht zu bezweifeln. Ueberhaupt möchte es ſehr rathſam ſein, manche Erzählungen des alten Teſtaments nicht im geſchichtlichen, ſondern im prophetiſchen Sinne als Vorherverkündigungen von Begebenheiten zu betrachten, die zwar bis jetzt nicht geſchehen ſind, aber doch künftig einmal entweder in dieſer oder in jener Welt geſchehen werden. Hiemit würde man den Gegnern ſolcher anmuthigen Geſchichten alle ihre Waffen zerbrechen, denn ſie müßten alsdann nothwendig den Zeitpunkt abwarten, wo ihre Befugniß zum Widerſpruche in Kraft treten könnte, oder, wo es nach dem Ausdrucke der Juriſten heißen würde: Dies venit.

Das Buch der Weisheit Salomons verdankt nicht der Weisheit dieſes legitimen königlichen Priaps, ſondern weit ſpätern iſraelitiſchen Schriftſtellern ſeine Entſtehung. Mit hohem, kräftigem Ernſt wird beſonders im zweiten Kapitel der heilloſen materialiſtiſchen, zu Unſittlichkeit und Laſter hinführenden Lehre widerſprochen, welche im dritten Kapitel des Prediger Salomons aufgeſtellt iſt: daß es dem Menſchen gehe, wie dem Vieh, und daß mit dieſem Leben Alles aufhören werde. Uebrigens iſt aber nicht zu leugnen, daß das Buch der Weisheit, trotz ſeiner prahle-

riſchen Ueberſchrift, bei wenig Weisheit auch viel jüdiſche Thorheit enthalte; ein Vorwurf, der jedoch den kanoniſirten Prediger und die Sprüche des Salomo, wenn nicht in höherem, doch in gleichem Maaße trifft!

Eine kleine anziehende, gemüthliche Erzählung voll herzlicher Frömmigkeit, obgleich ziemlich ſtark von jüdiſch-chaldäiſchem Aberglauben durchſäuert, liefert das Buch Tobias, das wenigſtens zehn Mal beſſer iſt, als die Geſchichte der ſchönen Eſther, und ſelbſt beſſer, als die Genovefa, die Itha von Toggenburg und andere Erzählungen, wodurch Herr Pfarrer Chriſtoph Schmidt und Konſorten uns Proteſtanten ihren katholiſchen Legendenkram verſüßen wollen. Mag man immerhin in dem Buche Tobias einige Albernheiten finden, ſo muß man doch zugeben, daß man in manchem kanoniſchen Buche, bei weit weniger Gutem, viel abentheuerlichere Dinge antrifft, als in dieſem apokryphiſchen; denn wahrlich, der Schwalbendreck, der den alten Herrn Tobias blind machte, und der große Hecht, der ſeinen hoffnungvollen Sohn auffreſſen wollte; der Engel Raphael, der für ſeine Reiſe kein Geld nahm, und der Vetter Gabel, der ſo prompt den verfallenen Wechſel honorirte; die ſieben Männer der Sara, denen der böſe Asmodi den Hals umdrehte, und der keuſche, enthaltſame Tobias, der mit heiler Haut davon kam, weil er in der Brautnacht nicht — geliebelt, ſondern gebetet

hatte; alle dieſe Wunderdinge ſind die größten Kleinigkeiten gegen das Reden der, Eſelin Bileams; gegen das Stillſtehen der Sonne zu Gideon und des Mondes im Thale Ajalon; gegen die Heldenthaten des Simſon; gegen die feurigen Roſſe und den wunderthätigen Mantel des Propheten Elias, und gegen die Bären ſeines frommen und rachgierigen Koadjutors und Nachfolgers Eliſa.

Das Buch Sirach iſt unleugbar unter den vier altteſtamentiſchen Sammlungen von Gnomen oder Denkſprüchen die beſte und gehaltvollſte. Daß es nicht, gleich den Sprüchen und dem Prediger Salomo, kanoniſirt wurde, iſt ein ſprechender Beweis von der allzu großen Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit unſerer Herren Geiſtlichen; denn als die Hauptſumme aller Gebote lehrt der fromme Sirach, der ſelbſt ein Prieſter war: „Fürchte Gott und ehre den Prie„ſter, und gieb ihnen ihr Theil, wie dir gebo„ten iſt, von den Erſtlingen und Schuldopfern „und Hebopfern und was mehr geheiliget wird „zum Opfer, und allerlei heilige Erſtlinge.“ Gegen ſo orthodoxe Lehren, die von den Geiſtlichen aller Konfeſſionen und Sekten als die weſentlichſten und vorzüglichſten Grundſätze jeder poſitiven und allein ſelig machenden Religion anerkannt ſind, läßt ſich ſchwerlich etwas einwenden; und wer ſollte daher nicht der fröhlichen Hoffnung leben, daß Jeſus Sirach's

gott'eliges Spruchbüchlein noch einmal auf einer allgemeinen Kirchenversammlung für ein kanonisches, vom heiligen Geiste selbst eingegebenes Werk erklärt werden wird?

Das Buch Baruch ist während der babylonischen Gefangenschaft zusammengetragen, und enthält trostreiche Versicherungen an Abrahams Samen, daß Gott sein auserwähltes Volk wieder in das Land voll Milch und Honig zurückführen und glücklicher machen wird, als es jemals gewesen ist; ferner dringende Ermahnungen zum Festhalten an dem mosaischen Gottesdienst, und ernstliche Warnungen vor der Abgötterei der Heiden. Besonders schön ist die vortreffliche, im sechsten Kapitel mitgetheilte Epistel des Jeremias, worin dieser Prophet das Thörichte des Götzen- und Bilderdienstes mit so viel Geist und Würde darstellt, daß sie auch in unsern Tagen mehr, als manche andere prophetische Schrift, von Nichtchristen und Christen, die ihre Kniee vor gehauenen und gemahlten, hölzernen, steinernen und metallenen Göttern und Heiligen beugen, gelesen und beherziget zu werden verdient.

Den beiden Büchern der Maccabäern gebührt unstreitig der erste Rang unter allen alttestamentischen Geschichtwerken, und sie würden ohne Zweifel in den jüdischen Kanon aufgenommen sein, wenn nicht der bescheidene Verfasser, statt mit einer höhern Eingebung zu prah-

len, am Schluße offenherzig bekannt hätte, daß der heilige Geiſt ihm nicht die Feder geleitet, ſondern daß er, wie jeder andere menſchliche Schriftſteller, mit eigenen Kräften gearbeitet habe. Obgleich er übrigens keineswegs von dem, allen Morgenländern und vorzüglich allen Juden eigenthümlichen Hange zum Uebernatürlichen und Abentheuerlichen frei iſt, ſo iſt er doch ziemlich ſparſam mit Wundern, und bei einem derſelben deutet er ſogar ganz leiſe an, daß es vielleicht ein frommer Betrug geweſen, und bloß von Judas dem Maccabäer erzählt worden ſei, um ſein niedergeſchlagenes Kriegsheer mit neuem Muth zu beſeelen. *)

Eine andere, von ihm berichtete Geſchichte lehrt uns, wie die Juden ſelbſt die natürlichſten Ereigniſſe für Wunder erklärten, und wie leicht ſie bei dem gänzlichen Mangel an Unterſuchungs- und Forſchungsgeiſt zu täuſchen waren.

Als nemlich der Tempel zerſtört und die Juden nach Perſien in die Gefangenſchaft geführt wurden, verſteckten ihre Prieſter das heilige Feuer vom Altar in eine tiefe trockene Grube, damit die Nachkommen es dereinſt, wenn ſie in ihr Land zurück kämen, wieder finden und zum Opfern benutzen könnten. Ein wahrhaft drolliger Einfall, der ſelbſt in der Geſchichte der Abderiten, der Schöppenſtädter und Schildner ein Plätzchen

*) 2 Macc. 15, V. 10 ff.

verdiente! Nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft schickte Nehemias einige Priester hin, um das, vor vielen Jahren versteckte heilige Feuer zu holen und damit zu opfern. „Aber, sagt der ehrliche, arglose Verfasser des andern Buchs der Maccabäer, „aber, „wie sie uns berichtet haben, fanden sie kein „Feuer, sondern ein dickes Wasser; dasselbe hat „er sie heißen schöpfen und bringen. Da nun „Alles zum Opfer zugerüstet war, hat Nehemias „befohlen, sie sollten das Wasser über das Holz „und das Opfer, das auf dem Holze lag, gießen. „Als sie dasselbe gethan hatten, und die Sonne „wohl herauf kommen war, und die Wolken „verzangen, da zündete sich ein groß Feuer an; „deß verwunderten sich alle."

Sehr glaublich, denn ihnen war unbekannt, was Nehemias und die Priester sehr gut wußten, daß das dicke Wasser leicht entzünddares Naphtha oder Bergöhl war!

„Da fiengen die Priester und das Volk an „zu beten, bis das Opfer verbrannt war. Und „des Nehemias Gesellen nannten den Ort, wo „man das Feuer versteckt und das dicke Wasser „gefunden hatte, Nechpar, etliche hießen ihn „auch Nephthar." 2 Macc. 1.

O, der lieben, heiligen Einfalt! Wie viele israelitische Wunder noch wohl übrig blieben, wenn man alle diejenigen, welche theils durch ähnliche, ganz natürliche Mittel bewirkt, theils

durch Zusätze und Vergrößerungen aus natürlichen Ereignissen in Wunder verwandelt wurden, oder ganz und gar erlogen sind, von den wirklich geschehenen abziehen wollte? Sicherlich kein einziges! Die jüdischen Priester und Machthaber bedienten sich derselben Gaukeleien, die einfältige Menge zu täuschen, wie die Leiter und Pfaffen aller übrigen Völker, und sie erreichten ihren Zweck um so leichter, da Abrahams glorreicher Same mit einem ganz vorzüglichen Hange zum Wunderbaren und Abentheuerlichen ausgerüstet war, und immer dasjenige für das Glaubwürdigste hielt, was allen vernünftigen Menschen durchaus unglaublich schien.

Aus den Geschichten der Macabäer ergiebt sich übrigens, daß keine der glänzenden Verheißungen, womit die israelitischen Propheten ihre gefangenen Landsleute trösteten, nach ihrer Rückkehr in das gelobte Land in Erfüllung gieng, denn Israels unglückliche Sprößlinge kamen nun aus dem Regen unter die Traufe, und wurden von Syrern und Babyloniern, von Egyptern und andern Völkern noch weit ärger gequält und geängstigt, als jemals zuvor, bis sie endlich unter das Joch der Römer geriethen. Wo blieben da die Weissagungen des Jeremias: „Ich will das „Gefängniß der Hütten Jakob wenden, und mich „über seine Wohnung erbarmen, und die Stadt „soll wieder auf ihre Hügel gebauet werden,

„und der Tempel soll stehen nach seiner Weise.
„Und es soll von da heraus gehen Lob- und
„Freudengesang; denn ich will sie mehren und
„nicht mindern; ich will sie herrlich machen und
„nicht kleinern. Ihre Söhne sollen gleich sein,
„wie vorhin, und ihre Gemeine vor mir gedei-
„hen, denn ich will heimsuchen alle, die sie pla-
„gen. Und ihr Fürst soll aus ihnen hervor kom-
„men, und ihr Herrscher von ihnen ausgehen,
„und er soll zu mir nahen. *) Es soll nimmer-
„mehr fehlen, es soll einer von David sitzen auf
„dem Stuhl des Hauses Israel. Desgleichen
„soll's nimmermehr fehlen, es sollen Prie-
„ster und Leviten sein vor mir, die da
„Brandopfer thun, und Speisopfer an-
„zünden, und Opfer schlachten ewig-
„lich.“ **)

Ist, alles Uebrige bei Seite gesetzt, ist wohl jemals eine Aussicht zu der Wiederherstellung des jüdischen Tempel- und Opferdienstes, welche hier doch mit so klaren und unzweideutigen Worten verheißen wird, wenn unsere christliche Religion die allein wahre sein, und, nach der Versicherung unserer Apokalyptiker, noch einmal auf der Erde die allein herrschende werden soll? Ich weiß sehr wohl, daß man diesen, und vielen ähnlichen prophetischen Aussprüchen einen sehr gezwungenen,

*) Jerem. 30. V. 18 bis 21.
**) Jerem. 33. V. 17 und 18.

gar mit den Worten nicht vereinbarlichen Sinn unterlegt; aber ich begreife nicht, womit man dergleichen höchst willkürliche Deuteleien rechtfertigen will. Oder sollten unsere orthodoxen Bibelerklärer etwa das, ihren Gegnern so sehr bestrittene Vorrecht haben, die deutlichsten Aussprüche der Schrift nach ihrem Gutdünken zu verzerren, zu modeln und zu drehen, bis der, ihrem System entsprechende, Sinn herauskommt?

Das Gebet des Asaria ist ein Bruchstück, das zum dritten Kapitel des Propheten Daniel gehören soll. Man sieht wenigstens hieraus, daß wir nicht einmal die sogenannten kanonischen Schriften des alten Testaments vollständig haben, und daher auch nicht im Stande sind, über ihren Inhalt und über ihre Aechtheit zu urtheilen, denn sollte eine Schrift, die durch unzuverläßige Kopien der Nachwelt überliefert wurde, nicht eben so gut fremdartige Zusätze, als Lücken enthalten können? Wo der gute Asaria wohl in dem feurigen Ofen Feder, Pergament und Tinte bekommen hat, um sein langes Gebet aufzuschreiben? Ein Spötter behauptete: die Erhaltung der drei heiligen Männer im Feuerofen sei gar kein Wunder gewesen, denn sie hätten Chorröcke und Kapuzen von Salamanderfellen angehabt. Allein lassen wir es auch immerhin als ein Wunder gelten, so war es doch in der That ein sehr kleines, da man dergleichen Geschichten schon häufig erlebt hat. „Der heilige Pantaleon oder hei-

„lige Firmus, der heilige Ruſticus, die heilige „Priſca, die heilige Agnes, die heilige Glyceria, „der heilige Speuſippus, der heilige Eleſippus, „der heilige Meleuſippus, der heilige Fauſtus, „der heilige Jovita, der heilige Eulampius, die hei„lige Eulampia, der heilige Achatius, der heilige „Baſſus, der heilige Pontus, der heilige Mam„mus, der heilige Victor, die heilige Chriſtiana, „der heilige Antochius, der heilige Leontius, der „heilige Theodorus, der heilige Polykarpus, der „heilige Euprepius, die heilige Agona, die hei„lige Lucia, die heilige Chionia, der heilige Vi„tus, der heilige Modeſtus, die heilige Euphe„mia, der heilige Cucufates, der heilige Julia„nus, der heilige Celſus, der heilige Philoterus, „der heilige Helconides, der heilige Hermias, „der heilige Teſpeſius, der heilige Zoſimus, der „heilige Juſtus vnnd vil Tauſend mehr ſeynd in „das Fewr geworffen worden, vnnd darinnen vil „Stund, vil Täg, vil Zeit ohn einige Verletzung „verharret;“ ſagt der wahrhafte Pater Abraham a Sancta Clara *), und kein rechtgläubiger Katholik bezweifelt es. Wie ſollte es uns denn auffallen, daß der heilige Sadrach, der heilige Meſech und der heilige Abednego gleichfalls lebendig und ohne ein verſengtes Haar wieder aus dem feurigen Ofen hervorgiengen?

*) In ſeinem Buche: Judas der Erzſchelm. Salzburg 1690 S. 346.

Johann Arndts wahres Christenthum und dessen Paradiesgärtlein, so wie Doktor Luthers kleiner Katechismus und die Konkordienformel sind häufig ins Feuer geworfen und immer wunderbarer Weise darin erhalten! versichern unsere wahrheitliebenden und orthodoxen protestantischen Gottesgelehrten, und auch dies ist sehr glaublich, obgleich wir es in Madrid oder Lissabon nicht äußern möchten, denn ohne Zweifel würde man uns dort in einen feurigen Ofen stecken, und schwerlich würden wir so frisch und unversehrt bleiben, wie der heilige Cucufales, der heilige Sadrach, der heilige Mesech und der heilige Abednego?

Der Gesang der drei heiligen Männer im feurigen Ofen hat zwar viel Aehnliches mit dem langen Liede des alten Schmieds, allein ich möchte wohl den Dichter sehen, der unter solchen Umständen und in solcher Angst und Hitze einen bessern Hymnus machen könnte!

Das Gebet des Königs Manasse im Gefängnisse zu Babel ist für einen König gut genug; hat man doch sogar manchen Kaiser gehabt, der weder lesen, noch beten konnte!

Die kleinen Geschichten von der schönen Susanna, vom Bel zu Babel und vom Drachen zu Babel sind recht kurzweilig und anmuthig zu lesen. Gar drollig nimmt sich in der letztern der Prophet Habakuk aus, der in Judäa seinen Schnittern einen Topf voll Brei zu-

tragen wollte, aber vom Engel des Herrn beim Schopf gepackt, und in einem Nu, aus Judäa nach Babel, zu Daniel in die Löwengrube versetzt ward, der den ganzen Brei aufaß. Eben so schnell ward hierauf der fromme Prophet wieder von Babel zu seinen Schnittern in Judäa gebracht, die aber, andern Berichten zufolge, über den leeren Topf gar nicht erfreuet waren, sondern den Mann Gottes beschuldigten: er habe den Reisbrei selbst verzehrt, und wolle sie nur mit albernen Mährchen abspeisen.

Auch der würdige Prophet Hesekiel mußte sich zwischen Himmel und Erde bei den Haaren herumzerren lassen, denn die Engel des Herrn spielten mit den Propheten Israels, wie die Katze mit den Mäusen. *)

Unbegreiflich ist es übrigens, mit welchem Rechte die orthodoxen Geistlichen der protestantischen Kirche die, in den apokryphischen Schriften erzählten Wunder leugnen, und dennoch begehren, daß man die, in den kanonischen Büchern berichteten Wunderdinge glauben soll! Wer die Wahrheit und Göttlichkeit der letztern behauptet, der hat nicht den mindesten Grund, die Abentheuerlichkeiten der Apokryphen zu verwerfen; und

*) Hesekiel 8. V. 3.

wer diese verwirft, der hat eben so viel Ursache und Befugniß, die Wunder der kanonischen Schriften zu leugnen. Alle diese Geschichten sind an Werth oder Unwerth einander gleich. Wer an Bileams redselige Eselin und an die mordsüchtigen Bären des Elisa glaubt, der darf an den Mäusen des Erzbischofs Hatto zu Mainz, von denen der Mäusethurm noch heutiges Tages ein sprechender Beweis ist, nicht zweifeln; wer die feurigen Rosse und die Wunder des Elias für wahr hält, der hat keinen Grund, die Wunder des heiligen Antonius, des heiligen Nepomuk und des heiligen Cucufales zu verwerfen; und wer diese annimmt, der muß uns auch die weit größern, vor vielen tausend Zeugen geschehenen, und von sehr glaubwürdigen Schriftstellern erzählten, Wunderthaten des Apollonius von Thyana gelten lassen.

Ueberhaupt besitzen die jüdischen Schriftsteller, wie auch ihr Talmud und andere Werke beweisen, *) einen so hohen Grad frecher, unverschämter, selbst das Heiligste nicht schonender Verlogenheit und einen so zügellosen, unbändigen Hang

*) M. s. Eisenmengers entdecktes Judenthum; Ernst Ferd. Hess Judengeißel; und Burtorffs und meine Judenschule in den beiden ersten Bänden.

zum Widernatürlichen und Abentheuerlichen, daß man die größte Ursache hat, jede Erzählung eines Geschichtschreibers dieser Nation, die nicht mit der ganz gewöhnlichen Ordnung der Dinge übereinstimmt, nicht allein zu bezweifeln, sondern als durchaus ungegründet zu verwerfen. Wer könnte wohl einem Menschen das mindeste Vertrauen schenken, von dessen ganzer zahlreicher Familie sich erweisen ließe, daß sie aus lauter Lügnern, Betrügern und Spitzbuben bestände, und der weder durch seine Handlungsweise, noch durch irgend ein glaubhaftes Zeugniß darthun könnte, daß er für seine Person eine ehrenvolle Ausnahme mache?

Bei ernster und unbefangener Prüfung der Bücher des alten Testaments muß jeder Unbefangene sich überzeugen, daß dieselben keiner unmittelbaren göttlichen Eingebung ihren Ursprung verdanken, indem sie 1) Begriffe von Gott aufstellen, die mit den Eigenschaften des höchsten und vollkommensten Wesens durchaus unvereinbarlich sind; zum Beispiel, daß Gott seine Entschlüsse und Handlungen gereuen; daß er mit klaren Worten durch seine Propheten etwas drohen und ankündigen läßt, was er nachher nicht thut, weil es ihm leid wird; daß er, wie ein Mensch, in der Abendkühle spatzieren geht; daß er nicht allenthalben ist; daß er, aus Folgsamkeit gegen

den Fluch eines besoffenen Vaters, dessen halbe Nachkommenschaft zur Sklaverei verdammt, und dergleichen Dinge mehr. 2) Enthalten sie eine Menge von Aeusserungen, Ansichten und Schilderungen, die der Sittlichkeit und der erhabenen Lehre unsers göttlichen Erlösers geradezu entgegen gesetzt sind; wie die rachgierigen Ausbrüche in den Psalmen Davids; die, den Glauben an künftige Fortdauer und Vergeltung vernichtenden Grundsätze im Prediger Salomo; das schlüpfrige, höchst anstößige Hohelied dieses Salomo, und andere Dinge mehr. 3) Werden uns im alten Testament Menschen als fromme, auserwählte Lieblinge Gottes zur Nachahmung empfohlen und angepriesen, deren Handlungsweise im höchsten Grade verabscheuenswerth und lasterhaft war; ich verweise meine Leser hier nur auf das, was über den Erzvater Abraham, über Jakob und dessen Söhne, über Samuel, David, Salomo bereits gesagt worden ist. 4) Geben die altrestamentischen Schriftsteller, außer einer Menge höchst ungereimter und handgreiflicher Mährchen, selbst solche Dinge für wirkliche Thatsachen aus, die auch dem wundergläubigsten Menschen als unwahr und als durchaus unmöglich erscheinen müssen. Man denke nur an das, was ich in Hinsicht der Schöpfungsgeschichte, der Sündfluth, des Thurmbaues zu Babel, des Stillstehens der Sonne und des

Mondes zu Gibeon und im Thale Ajalon; des Königs Salomo, dem alle Könige auf Erden jährliche Geschenke brachten; des jüdischen Königes Ahas, der im zehnten Jahre schon einen Sohn gezeugt haben soll, u. s. w. bemerkt habe. 5) Enthalten die Bücher des alten Testaments ganz unvereinbarliche, sowohl geschichtliche, als andere Widersprüche, die allen Glauben an einen unmittelbaren göttlichen Ursprung vernichten müssen, z. B. die Geschichte Kains, welche offenbar mit der Behauptung streitet, daß Adam und Eva das erste und einzige Menschenpaar auf der Welt waren; die von mir gerügten Widersprüche zwischen den Büchern Samuels, der Könige und der Chronika in Betreff des Königs Isboseth und der Regierungzeit Davids über Israel; ferner in Hinsicht der Michal, der Tochter Sauls, und ihrer angeblichen, den Gibeoniten zum Aufhängen ausgelieferten Söhne; die angeführten, ganz widersprechenden Berechnungen von der, auf Davids Befehl durch Joab veranstalteten, Zählung der kriegsfähigen Israeliten; die eben so mit einander streitenden, und zum Theil sichtbar irrigen Angaben der Namen und der Zahl der Söhne Davids in den Büchern Samuels und der Chronika, u. s. w. u. s. w. u. s. w. Noch wichtiger aber, als diese, bloß geschichtlichen Widersprüche sind andere, die auf das höchste Wesen selbst Bezug haben; denn was soll man denken, wenn

an einem Orte versichert wird: „Gott sei kein „Mensch, daß er lüge, noch eines Menschen Kind, „daß ihn etwas gereue; sondern was er sage und „rede, das thue und vollbringe er;“ und wenn dann gleich wieder an tausend andern Orten erzählt wird: „Gott habe seine Entschlüsse und „Handlungen auf das Schmerzlichste bereuet, und „die Vollstreckung seiner, schon angekündigten „Drohungen, wie bei Jonas und Ninive, unterlassen, weil ihm das Uebel, was er geredet „habe, leid geworden sei?“ Was soll man denken, wenn überall in den Büchern Mosis versichert wird, daß verbranntes Unschlitt, Blut und Eingeweide und gebratene Nieren dem Herrn einen süßen, lieblichen Wohlgeruch gewähren, daß er geboten habe, Israel sollte seine Sabbathe und Feiertage heilig halten ewiglich, und wer einen dieser Tage entheilige, der solle des Todes sterben! Was soll man denken, frage ich, wenn dies bei so schwerer Strafe allen Israeliten und ihren Nachkommen auf ewige Zeiten zur Pflicht gemacht wird, und wenn dagegen Jesaias in hoher Begeisterung Gott redend einführt und sprechen läßt: „Was soll mir die Menge eurer „Opfer? Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und „habe keine Lust am Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Bringet nicht mehr Speis„opfer so vergeblich. Das Räuchwerk ist mir

„ein Greuel, der Neumonden und Sabbath, da „ihr zusammen kommt und Mühe und Angst „habt, derer mag ich nicht. Meine Seele ist „feind euren Neumonden und Jahreszeiten; ich „bin derselben überdrüssig: ich bin's müde zu „leiden. Und wenn ihr schon eure Hände aus„breitet, verberge ich doch meine Augen vor „euch, und ob ihr schon viel betet, höre ich euch „doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. „Waschet, reiniget euch; thut euer böses Wesen „von meinen Augen; lasset ab vom Bösen; lernt „Gutes thun; trachtet nach Recht; schaffet „den Waisen Recht und fördert der Wittwen „Sache?"

6) Finden wir im alten Testament manche Weissagungen, deren Göttlichkeit jedem Christen um so zweifelhafter sein muß, da ihre, noch zu erwartende Erfüllung, mit der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion im schreiendsten Widerspruche stehen würde, wie namentlich zum Beispiel die von Jeremias und Hesekiel vorherverkündete Wiederherstellung und ewige Fortdauer des israelitischen Tempel- und Opferdienstes.

7) Sind die alttestamentischen Schriften nach den eigenen Geständnissen ihrer Verfasser aus mündlichen, sehr unzuverlässigen Ueberlieferungen

und aus alten, mährchenhaften Chroniken und Legendenbüchern der Israeliten zusammen getragen, so daß man an die Aechtheit und an die geschichtliche Wahrheit ihres Inhalts, die durch nichts verbürgt sind, und sich auf keine genügende Art beweisen lassen, nicht glauben kann.

Aus diesen und andern, schon früher ausführlich entwickelten Gründen glaube ich mich freilich berechtiget, eine übernatürliche oder unmittelbare göttliche Eingebung der alttestamentischen Bücher für durchaus unmöglich und unwahr zu erklären; aber ferne sei es von mir, ihnen allen geschichtlichen, sittlichen und religiösen Werth bestreiten, und überhaupt leugnen zu wollen, daß das viele Gute, was sie enthalten, eine Gabe sei von dem Vater des Lichts, bei welchem keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist. Von diesem Grundsatze des ehrwürdigen Apostels Jakobus ausgehend, müssen wir das Vortreffliche sowohl im alten, als im neuen Testament, es möge in den apokryphischen, oder in den, von Menschen kanonisirten, Büchern sich finden, als ein köstliches Geschenk von Gott, als eine Mittheilung und Offenbarung des ewigen, hocherhabenen Vaters, bei welchem kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist, mit dankbarer Verehrung

annehmen; denn wer anders, als er, gab jenen Männern die Fähigkeit, das Herzergebende, Belehrende und Tröstreiche, was ihre Schriften enthalten, aufzufassen, zu erkennen und mitzutheilen? Wie frevelhaft, wie frech wäre es daher, die Verfasser jener Bücher einer prahlerischen Lüge zu beschuldigen, wenn sie in der innigen Ueberzeugung von der Wahrheit und Nützlichkeit dessen, was sie lehrten, und im Bewußtsein, daß alles Gute herab kömmt von dem Vater des Lichts, in ihren Werken betheuerten, Gott habe ihnen das Lehrreiche und Herrliche, was sie verkündigten, selbst offenbart? Jede gute und vollkommene Gabe kömmt ja von ihm; ihn müssen wir betrachten als den milden, freundlichen Geber von Allem, was unser irdisches Wohlsein befördern, unser Herz veredeln und unsern Geist zu höherer Vollkommenheit ausbilden kann! Darum wollen wir auch keinesweges das alte Testament, welches so viel Schönes und Göttliches enthält, durchgehends verwerfen, weil wir hin und wieder manche Geschichten, Behauptungen, Ideen und Darstellungen finden, die kein heiliger Geist eingegeben hat, und die füglich entbehrt werden könnten. Wer würde wohl so thöricht sein, einen Garten voll herrlicher Früchte, Gewächse und Blumen unbenutzt zu lassen, weil hie und da etwas Unkraut, oder gar eine Gift-

pflanze mit aufgeschlossen wäre, die man mit geringer Vorsicht und Mühe vermeiden und ausgäten könnte? Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

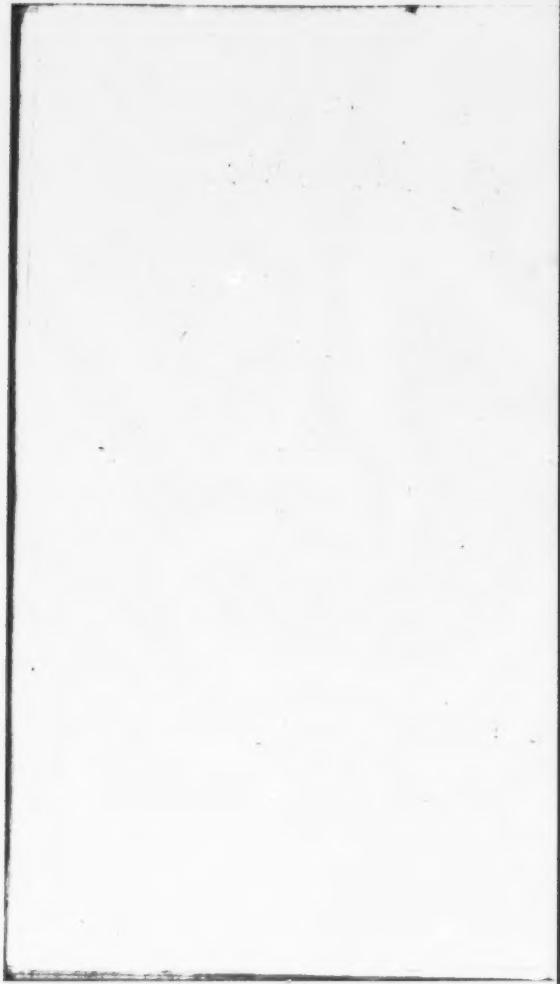
Der
Christenspiegel,
oder
Betrachtungen
über
unmittelbare Offenbarungen, über Jesus Lehre und Christenthum;

von

Hartwig Hundt-Radowsky,
dem Verfasser des Judenspiegels und des Neuen Judenspiegels.

Drittes Bändchen.

Stuttgart,
bei Carl Hoffmann.
1830.



Drittes Buch.

Moses

und die Offenbarungen vom Sinai *)

Die Geschichte des Moses, des so hoch gefeierten Gesetzgebers und Religionstifters der Israeliten, und der Auszug derselben aus Egypten, gehören unstreitig zu den wichtigsten Gegenständen des alten Testaments, und darum widme ich ihnen und den vier letzten mosaischen Büchern, deren Inhalt sie bilden, eine besondere Abhandlung.

Diese Bücher wurden, gleich dem ersten, unter Nehemias und Esra aus einigen andern alten Schriften, wie zum Beispiel das Buch des Frommen **) und aus mündlichen Ueber-

*) Man sehe auch hierüber Schillers vortreffliche Abhandlung: die Sendung Mosis im ersten Band seiner kleinen prosaischen Schriften.

**) Jos. 10 V. 13 und 2 Macc. 2 V. 9 bis 15.

lieferungen zusammen getragen, und darnach läßt sich ihr geschichtlicher Werth und der Grad ihrer Glaubwürdigkeit am Beßten beurtheilen.

Wir haben die Stammväter der angeblichen Lieblinge des Herrn Zebaoth bereits als Männer kennen gelernt, von deren Nachkommen sich nach dem Sprüchworte, daß der Apfel nie weit vom Stamme fällt, in sittlicher Hinsicht nicht viel Gutes und Edles erwarten läßt. Vater Abraham erscheint im ersten Buche Mosis als ein lügenhafter, betrügerischer, habgieriger und schwärmerischer Kuppler, ohne alles Gefühl für Ehre und Rechtlichkeit; Vater Isaak ist wenig besser; Vater Jakob war gar der ärgste Erbschleicher, Gauner und Schelm, den jemals die Sonne beschien, und in seinen Söhnen finden wir die verabscheuenswerthesten, meineidigsten Raubmörder, Blutschänder, Kornwucherer, Traumdeuter und Bösewichter, denen die meisten ihrer Nachkommen zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen gleich blieben.

Durch ihr treuloses, mord- und raubsüchtiges Betragen hatten Israels oder Jakobs Söhne sich im ganzen Lande Kanaan, wo sie als Hirten herum schweiften, verhaßt oder wie es sehr naiv, aber etwas unzart, im alten Testament heißt, stinkend, gemacht, und um so freudiger nahmen sie den Antrag ihres, durch Getreidewucher und Weissagerei zu den höchsten Staatsämtern empor gekrochenen Bruders Joseph an,

zu ihm nach Egypten zu kommen, wo er ihnen eine der herrlichsten und fruchtbarsten Provinzen zum Eigenthum einräumte. Das rohe, müßige, gedankenlose Hirtenleben, das sie und ihre Nachkommen dort führten, war nicht dazu geeignet, sie sittlich und geistig zu veredeln, vielmehr sanken sie dadurch von Stufe zu Stufe immer tiefer bis zu den Thieren herab, deren Wartung und Pflege ihr einziges Geschäft war. Mag es immerhin sein, daß die Egypter bereits einen beträchtlichen Grad von Bildung erreicht hatten; den Israeliten schadete dies mehr, als es ihnen nützte, denn hiedurch ward die gegenseitige Abneigung und Abgeschlossenheit zwischen ihnen und den erstern, denen sie eben so sehr ein Greuel waren, wie die Egypter ihnen, *) nur noch mehr erhöhet und befestigt.

Wie alles Ungeziefer vermehrten sich auch Abrahams glorreiche Nachkommen in wenigen Jahrhunderten auf eine fast unglaubliche Weise, so daß, „das Land voll ward von ihnen," und daß selbst die Egypter fürchten mußten, von ihren hebräischen Hintersassen verdrängt oder unterjocht zu werden. Die egyptischen Könige ergriffen daher harte und grausame Maßregeln, um der Ueberhand nehmenden Vermehrung der Israeliten zu wehren; man hielt sie nicht allein zu schwerer Arbeit an, sondern als dies nicht

(* 1 B. Mos. 43 V. 32. 2 B. Mos. 8 V. 26.

fruchtete, ward sogar den Hebammen geboten, alle männliche Kinder, die geboren würden, ins Wasser zu werfen, und nur die Töchter leben zu lassen. Dieser unmenschliche Befehl, der kaum mit der äußersten Nothwendigkeit sich entschuldigen läßt, ward nicht befolgt, und scheint bloß gegeben zu sein, um den Israeliten das Heirathen und den Aufenthalt im Lande zu verleiden, und sie zum freiwilligen Abzuge zu bewegen; denn die Arbeit die man ihnen auflegte, und der sie in ihrem unthätigen Hirtenstande ganz entfremdet waren, blieb immer der einzige Gegenstand ihrer Klagen.

Jochebed, die Frau eines Leviten, Namens Amram, gebar einen Sohn, den sie anfangs drei Monate lang verbarg, und nachher in ein Kästchen von Rohr in das Schilf am Ufer des Wassers, und zwar an der Stelle aussetzte, wo Pharao's Tochter zu baden pflegte. Mirjam, die Tochter der Jochebed, mußte sich in der Nähe verstecken, um nach dem Kinde zu sehen, und zu erfahren, „wie es ihm gehen würde.“ Die Fürstin kam mit ihren jungen Begleiterinnen; sie gewahrte das Kästchen im Schilf, ließ es durch eine Magd holen, und, gerührt durch den Anblick eines kleinen weinenden Menschensohns, äußerte sie, daß es gewiß eines der ebräischen Kinder sein müßte, und daß sie es in ihren Schutz nehmen wolle. Mirjam, Moses Schwester, für diesen Fall schon unterrichtet, eilte

herzu, und erbot ſich, eine Iſraelitin zu rufen, die das Kind ſäugen könne. Die Königstochter erlaubte es, und Moſes Mutter ward Amme ihres Sohnes, den die Prinzeſſin, mit den nähern Verhältniſſen unbekannt, an Kindesſtatt annahm und nachher in aller Weisheit der Egypter erziehen ließ. Daß die damaligen Kenntniſſe der letztern für ein Volk, welches keine Buchſtabenſchrift hatte, und ſeine Vorſtellungen, Ideen und Begriffe bloß durch Bilderſchrift und durch mündliche Mittheilungen verbreiten und fortpflanzen mußte, ſehr bedeutend waren, beweiſen die ungeheuren Denkmäler der Baukunſt, über deren Errichtung ſelbſt die älteſten Schriftſteller keine Nachricht zu geben wiſſen, und der Thierkreis zu Tentyra, deſſen Erfindung eine, mehr als funfzehn tauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung anfangende, genaue aſtronomiſche Beobachtung vorausſetzte. Um dieſen Thierkreis zu erfinden, mußten nemlich entweder die Egypter ſelbſt ſchon funfzehn tauſend Jahre vor dem, in den moſaiſchen Büchern angegebenen Zeitpunkte der Schöpfung ihre aſtronomiſchen Berechnungen begonnen, oder ſie mußten ihre Kenntniſſe in der Sternkunde von einem andern Volke geerbt haben, das bereits funfzehntauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung mit allen Hülfsmitteln und Fähigkeiten ausgerüſtet war, die zu einer ſolchen, auf die Erfahrungen vieler Jahrtauſende ſich gründenden Berechnung nöthig ſind.

Auch in der Naturkunde und der Magie, oder der Kunst, durch geheime und verborgene Mittel übernatürlich scheinende Wirkungen hervorzubringen, müßen sie, wenn nur der hundertste Theil von dem wahr ist, was der Verfasser der mosaischen Bücher und andere Schriftsteller berichten, eine außerordentliche Kenntniß und Fähigkeit besessen haben. Aelian versichert, daß sie durch ihre magischen Künste die Vögel vom Himmel herabrufen und durch Beschwörungen die Schlangen aus ihren Höhlen hervorzaubern konnten; c) und warum sollten wir den Zeugnissen eines Aelian nicht eben so gut glauben, als den, von Wundergeschichten strotzenden, mosaischen Büchern? Aber was bürgt uns für die Göttlichkeit der Sendung des Moses, die durch die, von ihm angeblich gethanen Wunder bestätigt werden sollte, da sowohl nach der Erzählung der israelitischen, als der heidnischen Schriftsteller die egyptischen Zauberer im Stande waren, eben so große Wunder zu thun, wie die seinigen? Verlieren nicht hiedurch alle Wunderwerke, sie mögen erzählt werden, von wem, und so gegründet sein, wie sie wollen, ihre Beweiskraft?

Als Moses erwachsen war, gieng er zu seinen ebräischen Brüdern und sahe ihre Last. Da gewahrte er, daß ein Egypter einen Ebräer schlug;

---

c) M. s. Aelian de animalibus VI, 33.

er wandte ſich hin und her, und als er ſahe, daß Niemand zugegen war, erſchlug er den Egypter und verſcharrte ihn in den Sand. Am andern Tage traf er zwei Iſraeliten, die mit einander zankten, er miſchte ſich in den Streit, und fragte den, der, nach ſeiner Anſicht; Unrecht hatte: „warum mishandelſt du deinen Nächſten?" Wer hat dich zum Oberſten oder Richter über uns geſetzt? erwiederte Jener; willſt du mich auch umbringen, wie den Egypter, den du erwürgt haſt? Moſes, hierüber äußerſt erſchrocken begriff nicht, wie ſeine That bekannt geworden war, und da auch Pharao ſie erfuhr, und ihn zur Rechenſchaft ziehen wollte, ſo flüchtete er in das Land Midian, und nahm ſeinen Wohnſitz in der Nähe eines Brunnens, aus welchem die, in der Gegend umher ſtreifende Hirten ihre Heerden tränkten. So unbedeutend dieſer Umſtand ſcheinen mag, ſo wichtige Epoche macht er in dem Leben des iſraelitiſchen Geſetzgebers und Religionſtifters, deſſen Name vielleicht nie in der Weltgeſchichte wäre genannt worden, wenn er nicht an jenem verhängnißvollen Brunnen ſich niedergelaſſen hätte. Hier erzeigte er nemlich den Töchtern des Prieſters von Midian einen Dienſt, indem er ihnen beim Tränken ihres Viehes gegen die Hirten, die ſie daran verhindern wollten, Beiſtand leiſtete. Ihr Vater Reguel lud ihn aus Erkenntlichkeit hiefür ein,

bei ihm zu bleiben, und gab ihm fürderhin seine Tochter Zipora zum Weibe.

Daß die Priester jener Zeit, um sich bei dem rohen Haufen in Ansehen zu setzen, etwas mehr List, Mutterwitz und gesunden Menschenverstand haben mußten, als manche unserer Herren Bischöfe, Aebte und Prälaten, denen von ihren hochwürdigen Vorgängern weit mehr vorgearbeitet ist, kann man leicht denken. Damals mußte ein Priester weissagen und Wunder thun, und mit bloßen Worten und Zaubersprüchen Blinde sehend und Lahme gehend, Todte lebendig und Lebende todt machen können, wenn er in seinem Schafstall Ehre einlegen wollte; unsere jetzigen Herren Geistlichen hingegen sind durch Tonsur, Priesterweihe, Ordination und wie alle die Sachen heißen, über dergleichen Verpflichtungen hoch erhaben, und wenn man sie höflichst bittet, ihre unbegreiflichen Lehrsätze und Aussprüche durch irgend ein sichtbares Wunder zu bestätigen, welches zur Besiegung des täglich mehr einreissenden Unglaubens sehr nöthig und wünschenswerth wäre; dann erwiedern sie ganz naiv: daß die Gabe zu weissagen und Wunder zu thun aufgehört habe, und daß man viel seliger werde, wenn man nicht sehe, und doch glaube. Giebt es auch noch hie und da einen vorzüglich Begünstigten, wie der Herr Prinz und Priester von Hohenlohe war, der durch Gebet und Thränen die größten Wunder verrichtet,

ſo wird ihm von der Polizei das Handwerk gelegt, und unter dreißig Millionen findet er kaum fünfzehn Gläubige. Ueberhaupt gehört in unſern Tagen ſehr viel dazu, durch dergleichen Dinge ſein Glück zu machen, denn würfe man zum Beiſpiel einen Stock von ſich, der, dem Anſcheine nach, in eine Schlange ſich verwandelte, und wenn man dieſe beim Schwanz ergriffe, wieder ein Stock würde; ſo würde man wohl für einen geſchickten optiſchen Gaukler oder Taſchenſpieler, aber keineswegs für einen wirklichen Wunderthäter gelten; und ließe man es bei dem Kunſtſtückchen an Gewandtheit und Vorſicht fehlen, ſo liefe man ſicherlich Gefahr, von dem aufmerkſamern und klügern Theile der Zuſchauer ausgezifcht und verſpottet zu werden. Auf das Zähmen und Abrichten der Schlangen verſtanden die Egypter ſich von jeher ſehr meiſterhaft, und daher ſpielen in vielen ihrer Zauber- und Wundergeſchichten die Schlangen eine ganz vorzügliche Rolle. Uebrigens würde der Geringſte unter den Jüngern und Nachfolgern Pinetti's und Philadelphia's ſich heutiges Tages vielleicht eines Gaukelwerks ſchämen, wodurch man zu Reguels Zeiten Könige und Völker in Erſtaunen ſetzte. Daß Kunſtſtückchen, die man jetzt kaum einiger Beachtung würdigen möchte, in der dunkeln Nacht entflohener Jahrtauſende für wirkliche Wunder galten, und durch die mündliche Sage mit ſo reichen Zuſätzen aus-

geschmückt und in ein solches Gewand gehüllt wurden, daß sie noch heute, wenn sie wirklich auf die erzählte Weise geschehen wären, für Wunder gelten müßten, ist sehr begreiflich, da der natürliche Hang der rohen Völker zum Uebernatürlichen den Priestern und Wunderthätern ausserordentlich zu statten kam, und diese auch schlau genug waren, durch ihre zauberischen Beschwörungen, Sprüche und Gaukeleien die Aufmerksamkeit ihres Publikums von den natürlichen Mitteln und Werkzeugen abzuleiten, wodurch sie ihre vorgeblichen Wunder verrichteten. Die ursprüngliche Geschichte fast aller ältern Nationen ist aus Wahrheit und Dichtung zusammen gewebt, und selbst der scharfsichtigste Forscher kann nicht immer den wirklichen Grundstoff von dem unterscheiden, was Aberglaube, Misverstand, Irrthum und Eitelkeit ihm beimischten.

Aber — bald hätt' ich mich ganz von meinem Gegenstande verirrt! Ich komme auf Moses zurück.

Die nahe, innige Verbindung mit dem Priester von Midian und dessen Familie ward die Grundlage zu der nachmaligen glänzenden Laufbahn des israelitischen Religionsstifters, Gesetzgebers und Heerführers; denn wer würde wohl bezweifeln, daß er dem Schwiegervater seinen Haß gegen die Egypter und den Wunsch, sein

Volk aus der Sklaverei zu befreien, entdeckt, und daß Reguel ihm dagegen, die Künste und Geheimnisse offenbart habe, wodurch er sich sowohl bei den Egyptern, wie bei seinem eigenen Volke Glauben und Ansehen verschaffen und sein großes Vorhaben in Ausführung bringen konnte? Wer hätte wohl denken mögen, daß ein unbedeutender Dienst, welchen Moses den Töchtern des midianitischen Priesters leistete, so wichtige, nach Jahrtausenden fortwirkende Folgen haben würde? Allein so wählt die weise alleitende Vorsehung oft die unbedeutendsten Ereignisse und Dinge, um sie zur Erreichung ihrer erhabenen Zwecke zu benutzen!

Lange mußte Moses jedoch warten, bis er als Befreier und Retter seiner Nation öffentlich auftreten durfte, denn noch immer durfte er nicht nach Egypten zurückkehren, da er die unversöhnliche Rache des schwer beleidigten Pharao fürchten mußte. Endlich starb dieser König, allein hiedurch ward das Schicksal der Ebräer keineswegs gebessert, denn der Druck dauerte fort. „Da seufzeten die Kinder Israel über ihre Ar„beit und schrieen, und ihr Schreien über ihre „Arbeit kam vor Gott.“ Die böse, vermaledeiete Arbeit! Sie war doch von jeher ein Gegenstand der Seufzer und Klagen, der Thränen und Sorgen des auserwählten Volks Gottes!

„Moses hütete der Schafe Jethro's; seines

„Schwähers *) am Berge Gottes Horeb.“ Wahrscheinlich war dies derselbe Berg, von welchem Jethro oder Reguel seine angeblichen Offenbarungen holte und deshalb ward er vermuthlich Vorzugsweise ein Berg Gottes genannt.

„Und der Engel des Herrn erschien ihm in „einer feurigen Flamme aus dem Busch; und „er sahe, daß der Busch mit Feuer brannte, und „ward doch nicht verzehrt.“ Natürlich ein merkwürdiges Wunder! Aber man hat schon oft etwas brennen gesehen, was nicht brannte.

„Und er sprach: ich will dahin und besehen „das große Gesicht: warum der Busch nicht „verbrennt. Da aber der Herr sahe, daß er „hingieng zu sehen, rief ihm Gott aus dem „Busch, und sprach: Moses, Moses! Er ant„wortete: hier bin ich!“ Erst war es nur ein Engel des Herrn, jetzt ist es Gott selbst, der dem Moses erschien! Ein ungeheurer Sprung!

„Gott sprach: Tritt nicht herzu; ziehe deine „Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, „darauf du stehest ist heilig.“ Wem fallen hier nicht die holländischen Gewürzkrämer ein, bei denen man gleichfalls Schuhe und Stiefel ausziehen muß, ehe man in ihre Staatszimmer tritt? Das Ceremoniel ist übrigens ganz nach morgenländischem Geschmack; in Deutschland oder Frank-

*) Jetzt wird dieser Jethro genannt, und vorher hieß er Reguel!!!

reich hätte Moses nicht die Füße, sondern das Haupt entblößen müssen. Aber, fragen wir, ist denn Gott nicht allenthalben gegenwärtig? Ist die Erde folglich nicht überall eben so heilig, wie an dem kleinen Berge Horeb? Und müßten wir also nicht allenthalben barfuß gehen, wenn es eine Verletzung der, dem höchsten Wesen schuldigen Ehrfurcht wäre, in seiner Gegenwart Schuhe oder Stiefel zu tragen?

„Und Gott sprach weiter: Ich bin der Gott „deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott „Isaaks und der Gott Jakobs. Und Moses „verhüllte sein Angesicht, denn er fürchtete, Gott „anzuschauen."

Sonderbar, daß sich der Gott des alten Testaments immer ausschließlich als den Gott der jüdischen Erzväter und ihrer Nachkommen ankündigte; fast möchte man es den übrigen Völkern nicht verdenken, daß sie sich andere Götter machten!

„Und der Herr sprach: ich habe gesehen das „Elend meines Volks in Egypten, und habe „ihr Geschrei gehört über die, so sie treiben; „ich habe ihr Leid erkannt, und bin hernieder „gefahren, daß ich sie errette von der Egypter „Hand, und sie ausführe aus diesem Lande in „ein gut und weit Land, darin Milch und Ho„nig fließt, nemlich an den Ort der Kananiter, „Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und „Jebusiter."

Auch hier findet man die, mit der Allgegenwart und Allmacht des höchsten Wesens streitende, so oft wiederkehrende Vorstellung, daß Gott, der doch allenthalben ist, vom Himmel auf die Erde herabkommen müsse, um seine Plane zu verwirklichen.

Moses handelte sehr vernünftig, daß er nicht, wie vielleicht mancher Unbesonnene gethan hätte, die Israeliten zum Aufruhr gegen die Egypter verreizte, sondern lieber sie in ein Land zu führen beschloß, dessen Einnahme mit geringen Schwierigkeiten verbunden, und das dennoch ergiebig genug sein würde, sie zu ernähren. Unter allen, ihm bekannten Ländern eignete sich hiezu keines besser, als Kanaan, das unter viele kleine, von einander ganz unabhängige und durch kein gemeinschaftliches Band zusammen gehaltene, Völkerschaften vertheilt war, die in der tiefsten Ruhe lebten, und nichts weniger ahneten, als einen feindlichen Ueberfall. Für diese Absicht ließen sich auch die Israeliten um so leichter gewinnen, da sie noch immer nach dem Lande Kanaan sich sehnten, wo ihre geliebten Erzväter einst ein so glückliches Leben geführt hatten, welches den phantasiereichen Nachkommen in der, Alles übertreibenden Sache gewiß weit herrlicher erschien, als es jemals gewesen war. Jene innige Sehnsucht nach dem Heimathlande ihrer Vorfahren und der heiße Wunsch, von dem Joch ihrer Bedrücker erlöst zu werden, waren hinreichend, den Erzäh-

lungen des Moſes, daß er den Herrn im feurigen Dornbuſch geſprochen habe, und beauftragt ſei, das auserwählte Volk aus der egyptiſchen Dienſtbarkeit in das honig- und milchreiche Kanaan zu führen, bei den Iſraeliten Glauben zu verſchaffen; und es bedurfte alſo hiezu nicht des wunderthätigen Stabes, den der Herr ihm gab, um ſich durch die Verwandlung deſſelben in eine Schlange als einen Boten und Bevollmächtigten Gottes zu beglaubigen; wenigſtens finden wir nicht, daß er ſich zu dem Zweck bei den Juden dieſes Kunſtſtücks bediente.

Durch die Verſicherung, daß ſie die auserkorenen Lieblinge Gottes wären, und daß der Herr ihren Vätern Abraham, Iſaak und Jakob das Land voll Milch und Honig zum ewigen Eigenthum eidlich verſprochen habe, ſuchte Moſes die Hoffnung, den Muth und das Vertrauen der Iſraeliten beſonders zu beleben, und dies war um ſo nöthiger, da das ohnehin äuſſerſt rohe Volk durch das Sklavenjoch der Egypter völlig in den Sumpf der Unſittlichkeit hinabgedrückt war, und es der ſtärkſten Reizmittel bedurfte, um aus ſeiner ſtumpfen Gefühlloſigkeit aufgeregt zu werden.

Moſes hatte eine ſchwere Sprache, und ſtotterte. Er wählte ſich deßhalb ſeinen Bruder Aaron zum Dollmetſcher, und ging mit dieſem zu Pharao. Hier kündigten ſie ſich gleich als Abgeordnete Gottes an. „So ſagt der Herr, der Gott Iſrael, ſprachen ſie; laß mein Volk ziehen,

daß es mir ein Fest halte in der Wüste.“ Pharao, der wohl voraussahe, daß dies Fest ziemlich lange dauern möchte, zeigte sich nicht so bereitwillig zum Glauben, wie die Israeliten. „Wer ist der Herr, fragte er, dessen Stimme ich hören müße, und Israel ziehen lasse? Ich weiß nichts von dem Herrn, will auch Israel nicht ziehen lassen.“ — Sie erwiederten: „Der Ebräer Gott hat uns gerufen. So laß uns nun hinziehen drei Tagereisen in die Wüste, und dem Herrn unserm Gott opfern, daß uns nicht wiederfahre Pestilenz oder Schwerdt.“ Pharao merkte aber die List. „Gehet hin an Eure Dienste, sprach er: des Volks ist schon zu viel im Land, und ihr wollt sie noch feiern heißen von ihrer Arbeit?“ Hierauf befahl er: man sollte den Israeliten, denen bis dahin das Stroh zum Brennen der Ziegel geliefert war, kein Stroh mehr geben; sondern sie sollten es sich selbst zusammen lesen. Dadurch war der Druck um Vieles vergrößert, indem an der ihnen auferlegten Arbeit nichts erlassen ward. Abrahams gläubige Kinder bestürmten nun voll Verzweiflung den König mit Bitten, und Moses und Aaron mit Vorwürfen; allein Jener wollte, und diese konnten nicht helfen. „Da kam Moses wieder zum Herrn und sprach: Herr warum thust du so übel an deinem Volk? Warum hast du mich hergesandt? Denn seit ich zu Pharao gegangen bin, mit ihm in deinem Namen zu reden, hat er das Volk noch härter ge-

plagt, und du haſt dein Volk nicht errettet. Der Herr ſprach zu Moſes: Nun ſollſt du ſehen, was ich Pharao thun will, denn durch eine ſtarke Hand muß er ſie laſſen ziehen; er muß ſie noch durch eine ſtarke Hand aus ſeinem Lande von ſich treiben. Ich bin der Herr, und bin erſchienen Abraham, Iſaak und Jakob, daß ich ihr allmächtiger Gott ſein wolle; aber mein Name Herr iſt ihnen nicht offenbart worden."

Wahrlich ſonderbar! Der Name Herr ſoll dem Abraham, Iſaak und Jakob gar nicht bekannt geweſen, und erſt durch Moſes ihren Nachkommen offenbart worden ſein; und doch wird Gott von dieſen Erzvätern, in den häufigen Unterredungen, die ſie nach dem erſten Buche Moſes mit ihm gehabt haben ſollen, faſt nie anders als Herr genannt. Wie ſoll man das reimen?

„Auch, fuhr der Herr fort, auch hab' ich meinen Bund mit ihnen aufgerichtet, daß ich ihnen geben will das Land Kanaan, und das Land ihrer Wallfahrt, darin ſie Fremdlinge geweſen ſind. — Darum ſage den Kindern Iſrael: Ich bin der Herr, und ich will euch ausführen von euren Laſten in Egypten, und will euch erretten von Euren Frohnen, und will euch erlöſen durch einen ausgereckten Arm und durch große Gerichte; und ich will euch annehmen zum Volk, und will euer Gott ſein, daß ihr's erfahren ſollt, daß ich der Herr bin, euer Gott, der euch ausgeführt hat aus der Laſt Egyptens, und euch gebracht in das Land, darüber ich habe meine Hand ge-

hoben, daß ich's gäbe Abraham, Isaak und Jakob zu eigen, ich der Herr. Moses sagts solches den Kindern Israel, aber sie hörten ihn nicht vor Seufzen und Angst und harter Arbeit."

Also ertheilte Moses den Israeliten die erste Nachricht von dem, angeblich mit Abraham, Isaak und Jakob gemachten Bunde, wodurch Gott diesen Erzvätern das Land Kanaan zum Eigenthum für ihre Nachkommen sollte verheißen haben! Ist es nicht auffallend, daß die Kinder Israel von dieser so wichtigen Verheißung nichts mehr wußten, da doch von Jakobs Ankunft in Egypten bis zu ihrem Auszuge erst vierhundert und dreißig Jahre vergangen waren? Wie ist es denkbar, daß die Kunde von einem solchen göttlichen Versprechen, wenn es wirklich den Erzvätern von Gott unmittelbar ertheilt worden wäre, sich in einem so kurzen Zeitraume bei ihren Nachkommen gänzlich hätte verlieren können, da ja weit minder bedeutende Dinge, wie zum Beispiel die Geschlechtregister, bei ihnen durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurden? Wird es nicht hiedurch sehr wahrscheinlich, daß vor Moses von jenen Verheissungen niemals die Rede, und daß er selbst der erste Erfinder derselben war?

Als Moses und Aaron sahen, daß sie mit all' ihren Erzählungen und Betheurungen bei den, durch die vermehrte Arbeit völlig niedergeschlagenen Israeliten keinen Glauben mehr fanden, giengen sie auf's Neue zu Pharao, und begehrten

wiederholt, im Namen des Herrn, die Freilassung ihres Volks. Der König foderte ein Zeichen ihres göttlichen Auftrags, und sie machten das Kunststückchen mit dem Stabe, den sie, wie es schien, in eine Schlange verwandelten. Die egyptischen Zauberer thaten sogleich mit ihren Stäben dasselbe, und obgleich die Schlange des Moses jene der Egypter verschlang, so wollte Pharao sie doch keineswegs für einen genügenden Beweis der behaupteten göttlichen Sendung ansehen, sondern beharrte bei seiner Weigerung. Vielleicht glaubte er, daß in Schlangen verwandelte Stäbe, die sich auffressen ließen, eben so wunderbar wären, wie solche, die selbst fräßen!

Was soll man aber von allen diesen Erzählungen denken? Offenbar wird darin sowohl den egyptischen Zauberern, wie Moses und Aaron eine Schöpferkraft zugeschrieben, die allein das höchste Wesen, der Urheber aller Dinge besitzen und ausüben kann, und die man ohne Lästerung, bei keinem Menschen voraussetzen darf!

Mochte immerhin dem hierauf folgenden Bericht von den zehn egyptischen Plagen etwas Wahres zum Grunde liegen, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß sie ganz anders sich zutrugen, als sie in den erst lange nach Moses Zeiten aufgezeichneten israelitischen Volkssagen dargestellt sind. Indessen wollen wir die letztere etwas näher betrachten, und dann wird man finden, daß Manches, was hier wunderbar scheint, seinen ganz natürlichen Grund haben konnte.

Die Hitze hatte den Nil, wie dies häufig bei stehenden und langsam fließenden Gewässern der Fall ist, in Fäulniß oder Gährung versetzt, wodurch eine Menge kleiner und rother Insekten und Wasserthierchen erzeugt wurde, welche man bei warmem Wetter fast überall in Flüßen, Seen und Teichen findet, die bei geringer Bewegung den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind. Moses bemerkte die ungewöhnlich starke Vermehrung dieser Thiere, die der Oberfläche des Stromes die Farbe von Blut gaben. Er benutzte den, seinen Absichten so günstigen Umstand, und drohete dem Pharao, wenn er die Israeliten nicht ziehen ließe, das Wasser in Blut zu verwandeln. Pharao weigerte sich; die Hitze dauerte fort, und das angebliche Wunder erfolgte, wenigstens dem Scheine nach, denn daß das Wasser wirklich in Blut verwandelt seyn sollte, war, man sage auch was man wolle, selbst dem größten Wunderthäter unmöglich, indem Blut durchaus eine Animalisation oder Bearbeitung von Nahrungsstoffen in einem lebenden, thierischen Körper voraussetzt, die aber, wie die Geschichte zeigt, bei dem Nil keinesweges statt fand. Nicht einmal in eine blutähnliche Masse kann das Wasser verwandelt worden sein, denn in diesem Falle hätten die Egypter an dem Ufer des Stromes keine Brunnen graben und kein Wasser schöpfen können, weil die, in dem Nil befindliche, blutartige Substanz sich den nahen Quellen würde mitgetheilt und dieselben gleich-

falls unbrauchbar gemacht haben. So lange man uns also geschichtlich nicht darthun kann, daß das Nilwasser durch wirkliche Animalisation in Blut verwandelt worden ist, so lange erlaube man uns gütigst, die Sage von dem, in Blut verwandelten Nil für ein israelitisches Volksmährchen zu halten, denn Blut ohne voraufgegangene Animalisation seiner Bestandtheile und ein Eierkuchen ohne Mehl und Eier sehen sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Hierauf sollen, nach den Erzählungen des Pentateuchs, noch mehrere, zwar nicht ungewöhnliche, aber den Egyptern sehr lästige Naturerscheinungen erfolgt sein, die übrigens von den Schicksalen der Israeliten und der behaupteten Wunderkraft ihres Anführers eben so unabhängig waren, wie die Blutfarbe des Nils, obgleich sie, so wie diese wahrscheinlich durch eine ungewöhnlich starke Hitze verursacht wurden. Moses, der diese Ereignisse aus natürlichen und unzweideutigen Anzeigen voraussah, war klug genug, sie für positive, göttliche Strafen und für Wunderwerke zu erklären, die der Gott Israel zum Besten seines auserwählten Volkes und zur Züchtigung Pharao's und der Philister, durch ihn und seinen Bruder Aaron bewirkt haben sollte. Hiebei kam ihm die allgemeine Neigung der Menschen ausserordentlich zu statten, jede natürliche, mit ihren Handlungen gar nicht in Verbindung stehende Begebenheit als eine, von Gott verhängte,

Belohnung oder Strafe zu betrachten, und die, immer zu wunderbaren Ausschmückungen und Uebertreibungen geneigte, mündliche Ueberlieferung der Israeliten ließ es an nichts fehlen, jene Begebenheiten als wirkliche Wunder darzustellen.

Als das Blut des Nils wieder in Wasser verwandelt war, und Pharao die Kinder Israel nicht ziehen lassen wollte, reckte Aaron seine Hand über die Gewässer in Egypten, und es kamen Frösche heraus, daß Egyptenland bedeckt ward. „Da thaten die Zauberer auch also mit ihrem Beschwören, und ließen Frösche über Egyptenland kommen.“ Weil wir nun nicht wissen, wer von beiden Seiten die meisten Frösche gemacht hat, so läßt sich auch nicht bestimmt angeben, ob Moses und Aaron, oder ob die egyptischen Zauberer die größten Wunderthäter waren.

Die Frösche starben; allein um Gelegenheit zu haben, recht viele Wunder zu thun, verstockte der Herr das Herz des Pharao aufs Neue, daß er sein Versprechen, die Kinder Israel zu entlassen, zurücknahm. „Da reckte Aaron seine „Hand aus mit seinem Stabe, und schlug in „den Staub auf Erden, und es wurden Läuse „an den Menschen und an dem Vieh, aller Staub „des Landes ward Läuse in ganz Egyptenland. „Die Zauberer thaten auch also mit ihrem Be„schwören, daß sie Läuse herausbrächten, aber „sie konnten nicht. Da sprachen sie zu Pharao: „Das ist Gottes Finger.“ Daß die Zauberer keine

Läuse machen konnten, war ganz natürlich, da bereits aller Staub des Landes von Aaron zu Läusen verbraucht war, und es folglich an dem nöthigen Material fehlte, um mehrere zu machen. Ueberhaupt sind Israels liebenswürdige Kinder vor allen andern Menschen mit einer ausnehmenden Fertigkeit ausgerüstet, dergleichen Thierchen hervorzubringen; sie sind aber deßhalb nicht sehr beliebt.

Den Läusen folgten noch sieben andere Plagen, nemlich Ungeziefer, Pestilenz, schwarze Blattern, Hagel, Heuschrecken, eine handgreifliche Finsterniß und Sterben aller egyptischen Erstgeburt.

„Der Hagel schlug in ganz Egyptenland Alles, was auf dem Felde war, beide Menschen und Vieh; und schlug alles Kraut auf dem Felde, und zerbrach alle Bäume." *) Gleich nach dem Hagel kamen die Heuschrecken. „Die bedeckten das Land und verfinsterten es, und fraßen alles Kraut im Lande auf, und alle Früchte auf den Bäumen, die vom Hagel übrig geblieben waren; und ließen nichts Grünes übrig an den Bäumen, und am Kraut auf dem Felde in ganz Egyptenland." **) Welch' ein Geschichtschreiber! So eben erzählt er uns, daß der Hagel alles Kraut auf dem Felde zerschlagen, und alle Bäume im Lande zerbrochen habe, und bald nachher versichert

*) 2 B. Mos. 9 V. 25.
**) 2 Mos. 10 V. 15.

er wieder: der Hagel habe so viele belaubte und fruchttragende Bäume und so viel Kraut auf dem Felde übrig gelassen, daß ein ungeheures Heuschreckenheer, welches das ganze Land bedeckte und verfinsterte, noch genug Nahrung habe finden können. Der Hagelschaden mag also wohl so arg nicht gewesen sein! Aber was soll man von der Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers halten, der sich auf so wenigen Seiten so auffallende und unvereinbarliche Widersprüche erlauben kann? Heuschreckengeschichten dieser Art hat man in neuern Zeiten und selbst in unsern Tagen häufig gehabt. Noch vor wenigen Jahren ward das südliche Spanien von einer furchtbaren Menge Heuschrecken verheert. Die Mönche und Pfaffen versicherten allgemein: dies sei eine positive göttliche Strafe für die allzugroße Nachsicht, die man den Liberalen, den Konstitutionellen, den Freimaurern, Freigeistern und Ketzern beweise. Gleich stürmte der fanatische Pöbel über alle Menschen her, die ihm in dieser Hinsicht verdächtig waren; es wurde gemordet, geplündert, gesengt und gebrannt, und nun hörte die Heuschreckenplage auf. Welcher vernünftige Mensch wird aber wohl glauben, daß jenes Pfaffen- und Mönchsgeschwätz gegründet war? Die Heuschrecken in Egypten standen mit den Schicksalen der Israeliten eben so wenig in Beziehung, wie die Heuschrecken in Spanien mit den dortigen Konstitutionellen, Liberalen und Freimaurern; nur Pfaffen und Aberglauben erdich-

teten einen Zusammenhang zwischen Dingen und Begebenheiten, die von einander durchaus unabhängig waren, und gaben Eines für die Wirkung und Folge des Andern aus, womit es doch nicht die entfernteste Verbindung hatte. Alle rohen und ungebildete Völker und Menschen ließen auf diese Weise sich täuschen, oder täuschten sich selbst. Zur Zeit Domalder's, eines alten Königs von Schweden, herrschte dort eine drückende dreijährige Theurung. Im ersten Jahre opferte man dem Odin eine Menge Vieh; im andern viele Menschen, und im dritten den König selbst. Ein gleiches Ereigniß trat unter Davids Regierung in Kanaan ein. Da opferte der Gesalbte des Herrn in den beiden ersten Jahren ebenfalls viele Schafe und Rinder, und als dies nicht half, brachte er im dritten Jahre, nicht so edel und großmüthig, wie Domalder, etwa sich selbst, sondern, höchst unedel und schändlich, sieben unschuldige, ihm verhaßte Enkel seines Wohlthäters Saul, die er durch die Gibeoniten aufhängen ließ, zum Opfer dar, worauf die Theurung ein Ende nahm. Die Skandinavier hielten das Aufhören ihrer Theurung für die unmittelbare Folge der Aufopferung Domalders und für einen Beweis der Göttlichkeit ihres Glaubens; der jüdische Geschichtschreiber und unsere Theologen betrachten dagegen das Aufhören der Theurung in Kanaan als eine Wirkung der heimtückischen Aufopferung von Sauls schuldlosen Enkeln, und als ein Wunder womit sie den

göttlichen Urſprung der iſraelitiſchen Religion beweiſen wollen; aber jeder Vernünftige wird mit mir überzeugt ſein, daß ſo wenig durch das edelmüthige Opfer des Heiden Domalder, als durch das rachgierige Opfer des Mannes Gottes in Zion den theuren Zeiten ein Ende gemacht wurde, ſondern daß dies die ganz natürliche Folge einer reichern Erndte oder einer größern Zufuhr war. Indeſſen lehren dieſe beiden, ſehr ähnlichen Geſchichten, wie geneigt unwiſſende und rohe Menſchen ſind, auch die, mit ihren Handlungen in gar keiner Berührung ſtehenden Ereigniſſe als poſitive göttliche Belohnungen und Strafen zu betrachten, und ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen Wirkungen zuzuſchreiben, denen eine ganz andere, weit entfernte Urſache zum Grunde liegt:

An der egyptiſchen Finſterniß, die man mit Händen greifen konnte, wird ſicherlich Niemand zweifeln, da man ja noch heutiges Tages große Bruchſtücke derſelben findet, die ſich unter den Hirnſchädeln unſerer rechtgläubigen Zionswächter verſteinert haben. Man darf nur nach St. Gallen, nach dem Kanton Appenzell, nach Schaffhauſen, nach Luzern, nach Freiburg im Uechtlande gehen; dort wird man Alterthümer der Art in Menge finden!

Die letzte der zehn Plagen war die Erwürgung aller Erſtgeburt der Egypter und ſelbſt des älteſten Königsſohnes. Ehe dies geſchah, ſo erzählt die Sage, befahl Gott den Iſraeliten durch

Moſes, daß jeder Hausvater von ihnen am zehnten Tage des Monats Niſan *) ein fehlerfreies, männliches Lamm ſchlachten, am Feuer braten und mit den Seinigen eſſen ſollte. Mit dem Blut der Lämmer aber ſollten die beide Pfoſten ihrer Hausthüren und die oberſten Schwellen beſtrichen; denn „ich will ſprach der Herr, in der„ſelben Nacht durch Egyptenland gehen und alle Erſtgeburt ſchlagen in Egyptenland, beide unter „Menſchen und Vieh. — „Und das Blut ſoll „euer Zeichen ſein an den Häuſern, darin ihr „ſeid, daß ich, wenn ich das Blut ſehe, vor euch „übergehe, und euch nicht die Plage wiederfahre, „die euch verderbe, wenn ich Egyptenland ſchlage; „und ſollt dieſen Tag haben zum Gedächtniß, und „ſollt ihn feiern dem Herrn zum Feſt, ihr und „alle eure Nachkommen zur ewigen „Weiſe.“ Muß man nicht erſtaunen, daß es für den allwiſſenden Gott eines ſolchen ſichtbaren Zeichens bedurfte, um die Häuſer der Iſraeliten von denen der Egypter zu unterſcheiden. Das Paſſah oder Oſterfeſt ſoll für ewige Zeiten und für alle Nachkommen Abrahams auf die in der moſaiſchen Erzählung beſchriebene Art von Gott

*) Jetzt fällt das Oſterfeſt der Iſraeliten auf den vierzehnten Tag des Niſan, der vom Neumond unſeres Märzmonats bis zum Neumond des April dauert.

angeordnet sein; und dennoch hat es längst aufgehört, denn das jetzige Paßah der Juden ist himmelweit verschieden von jenem. Das Paßah und die Heiligung und Lösung der Erstgeburt, welche beide am ersten Tage des Auszugs, nach Mosis Angabe, von Gott geboten wurden, werden Gott genannt, sollten als Opfer betrachtet werden, und waren, nach israelitischen Begriffen, auch wirkliche Opfer; und doch sagt Gott beim Jeremias: „Ich habe euren Vätern des Tages, „da ich sie aus Egypten führte, weder gesagt, „noch geboten von Brandopfern und andern Op„fern." *) Welcher Widerspruch! Nach den mosaischen Büchern setzt Gott gerade an dem Tage des Auszugs der Israeliten für sie und ihre sämmtlichen Nachkommen zwei der wichtigsten Opfer auf ewige Zeiten ein; und bei Jeremias versichert er dagegen, daß er an jenem Tage von keiner Art Opfer das Mindeste gesagt oder geboten habe. Einer von Beiden, entweder der Verfasser der mosaischen Bücher oder der Prophet Jeremias, muß also die Unwahrheit berichten, denn daß der Herr zu Jeremias Zeiten schon sollte vergessen haben, was er durch seinen Knecht Moses dem ganzen Volke Israel und dessen Nachkommen so ernstlich gebot, ist schwerlich zu glauben.

*) Man vergleiche 2 B. Mos. 12 V. 27; K. 13. V. 15 und 15 und Jeremias 7 V. 22.

Pharao entließ, nach unserm Geschichtschreiber, Israels liebenswürdige Kinder nicht ehe, als bis alle Erstgeburt der Egypter, und sogar sein eigener Thronerbe getödtet war. Kaum hatten sie jedoch ihren Auszug begonnen, als er ihnen eiligst nachsetzte, um sie zurück zu holen, und mit seinem ganzen Kriegsheer im rothen Meere ertrank. Der arme Pharao! Er verdient mehr Mitleiden, als Unwillen, denn der Herr selbst verstockte ja sein Herz, daß er so halsstarrig auf seiner Weigerung bestehen, und sogar, als er ihnen bereits seine Einwilligung zum Abzuge gegeben hatte, ihnen nachjagen mußte. Ein göttliches und sehr großes Wunder war allerdings nöthig, um den Pharao und seine Knechte gegen solche Plagen, wie die im zweiten Buch Mosis erzählten, gefühllos zu machen, und bei ihrem Unglauben und ihrer Hartnäckigkeit zu erhalten; aber wie konnten sie unter diesen Umständen wohl strafbar sein? Wenn mir Jemand die Augen verbindet, was kann ich dann dafür, wenn ich irre und fehl trete, und ihm seine Tische und Stühle umreiße? Auch müssen wir weiter fragen: warum that Gott der Herr alle jene Wunder, da er ja die Wirkung, die sie auf den egyptischen König machen sollten, selbst vorsätzlich vereitelte? Der Herr wollte seine große Macht und Herrlichkeit dadurch beweisen! sagt der Verfasser der mosaischen Bücher, und unsere rechtgläubigen Zionswächter versichern dies gleichfalls. Der Gott Is-

raels wollte also zeigen, daß er Läuse machen konnte, die die egyptischen Zauberer nicht zu machen verstanden und daß er im Stande war, in einer Nacht die erstgebornen Kinder der Egypter zu erwürgen, die eben so wenig Schuld an der Halsstarrigkeit ihrer Väter waren, wie diese selbst, Guter Gott, auch ohne dergleichen Wundermährchen, sieht und weiß ja jeder Vernünftige, der nur einen Blick auf sich selbst und auf das, ihn umgebende Weltall wirft, daß du noch wohl etwas Größeres und Besseres machen kannst, als Flöhe, Läuse und Ungeziefer!

Als endlich Pharao das Volk entließ, „führte „Gott es nicht auf die Straße durch das Philis„terland, die am nächsten war; denn Gott be„dachte, es möchte das Volk gereuen, wenn sie „den Streit sähen, und möchten wieder umkeh„ren nach Egypten. Und der Herr zog vor ih„nen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß „er sie den rechten Weg führte, und des Nachts „in einer Feuersäule; daß er ihnen leuchtete zu „reisen Tag und Nacht."

Sonderbar! Das Herz des Pharao konnte der Gott Israels in so hohem Grade verstocken, daß er auch gegen die überzeugendsten Wunder ungläubig und halsstarrig blieb; allein über die Herzen seiner auserwählten Lieblinge hatte dieser Gott so wenig Gewalt, daß er, ungeachtet der Wolken- und der Feuersäule, worin er als Cicerone und Wegweiser vor ihnen herzog, und unerachtet der

vielen Wunder, die er täglich vor ihren Augen that, fürchten mußte, sie würden ihm davon laufen, und in ihre Knechtschaft zurückkehren! Womit verdiente nun ein solches Volk wohl, daß es vor allen Völkern der Erde einer so ausgezeichneten Gnade gewürdigt war?

Die meisten der, in diesen vier letzten mosaischen Büchern enthaltenen, Wundersagen übergehe ich mit Stillschweigen. Erzählungen der Art findet man in Menge nicht allein bei den Israeliten, sondern auch bei andern Nationen, deren Geschichte mehrere Jahrhunderte oder gar Jahrtausende hindurch vermittelst mündlicher Ueberlieferungen fortgepflanzt wurde. Wie sollte man sie denn bei den Juden vermissen, die einen so ausserordentlichen Hang zum Wunderbaren und Abentheuerlichen haben, und durch ihr Lügen und Stinken in gleichem Grade berühmt sind. *)

*) Als der Kaiser Marc Aurel durch Judäa reiste, hielt er sich, nach Ammianus Marcellinus Erzählung, die Nase zu, und rief: O Marcommanni, o Eradi, o Sarmatae, tandem alios vobis deteriores invenit! O Markommannen, Evader und Sarmaten, endlich hab' ich Menschen gefunden, die noch schlechter und übelriechender sind, als Ihr! Ammian Marcellin selbst nennt die Juden Judaeos foetentes, stinkende Juden, und Martial und Cl. Rutilius geben in ihren Epigrammen dem auserwählten Volke des Herrn Zebaoth dasselbe Lob.

Vor ihrem Wegzuge mußten Israels fromme Söhne und Töchter, auf angeblichen, ausdrücklichen Befehl ihres Gottes, den Egyptern ihre goldenen und silbernen Geräthschaften ableihen, und diese auf eine höchst unredliche und spitzbübische Weise behalten und mitnehmen. Wie kann man wohl von einem Volke, dessen Gott ihm selbst gebietet, Andere zu bestehlen, und um das Ihrige zu prellen, Achtung für fremdes Eigenthum erwarten? Und in welchem Lichte muß uns ein Gott erscheinen, der seinen auserkornen Lieblingen dergleichen gebot? Doch dies war ja nicht der erste und einzige Schelmenstreich, der mit einem erlogenen Befehl des höchsten, heiligsten und besten Wesens gerechtfertigt wurde!

Auffallend ist es, daß sich von allen den Wunderdingen, die in den mosaischen Büchern erzählt werden, nicht das Mindeste in den geschichtlichen Ueberlieferungen der Egypter erhielt. Blos der egyptische Priester Manethon, der doch gewiß mit der Geschichte seines Vaterlandes bekannt war, berichtet: der König habe die Juden aus dem Lande fortweisen und wegjagen lassen, weil sie ein ungesittetes, ekelhaftes und mit garstigen Krankheiten behaftetes Volk gewesen wären; und auch die biblische Geschichte lehrt, daß sie immer mit dem Aussatz zu schaffen hatten, wovon man bei den andern Nationen des Alterthums nie oder höchst selten eine Spur fand.

Trotz der ungeheuern Wunder, die täglich vor

seinen Augen geschaden, oder uns wenigstens in den mosaischen Büchern, als **wirklich geschehen**, erzählt werden, blieb Abrahams märrischer Saame stets verdrießlich, ungläubig und zaghaft, und sehnte sich ohne Aufhören nach dem Knoblauch, den Zwiebeln, den Fleischtöpfen und der Knechtschaft Egyptens zurück.

Gewiß war nie auf Erden ein Mann geplagter, als Moses, denn eine Horde von sechsmalhunderttausend gefräßigen, unzufriedenen, zanksüchtigen, heimtückischen und feigen Juden, vierzig Jahre lang in einer Wüste bei der Nase umher zu führen, ist in der That keine Kleinigkeit, und erfordert eben so viel Geduld, als Klugheit, Muth und Entschlossenheit.

Die Amalekiter waren das erste Völkchen, das sich den herumstreifenden Israeliten entgegen stellte, und Moses, der so wenig Beruf als Neigung fühlen mochte, dem Feinde sein „**glänzendes**" Antlitz zu zeigen, ernannte den Josua zum Oberfeldherrn der Juden, und begab sich mit seinem Bruder Aaron und Hur, die vermuthlich gleichfalls das Treffen lieber von ferne, als in der Nähe ansehen wollten, auf den Gipfel eines entlegenen Berges, wo er seinen Stab während des Kampfes empor hielt. So lange nun dies geschah, siegte Israel; „wenn er aber seine Hände „niederließ, siegte Amalek. Aber die Hände Mo„ses waren schwer, darum nahmen sie einen „Stein, und legten ihn unter ihn, daß er sich

„darauf setzte. Aaron aber und Hur unterhiel-
„ten ihm seine Hände, auf jeglicher Seite einer,
„also blieben seine Hände steif, bis die Sonne
„untergieng; und Josua dämpfte den Amalek
„und sein Volk durch des Schwerdts Schärfe.“
Wahrlich, ein eben so possierliches, als wunder-
sames Mittel ein feindliches Heer zu besiegen! Bei
Marengo, Austerlitz, Auerstädt, Leipzig, Belle-
Alliance und Ligny möcht' es jedoch wenig Erfolg
gehabt haben!

Nach dieser wichtigen Heldenthat kam Jethro,
der Schwiegervater oder Schwager des Moses, zu
dem Heere der Israeliten, und brachte ihm sein
Weib Zipora und seine beiden Söhne Gerson und
Elieser. Jethro ein kluger, gewandter und listi-
ger Priester freuete sich zwar des glücklichen Fort-
ganges der Unternehmung, allein er sahe auch
bald, daß bei dem gänzlichen Mangel an Ord-
nung und zweckmäßiger Leitung der Angelegen-
heiten auf die Dauer wenig Gutes zu hoffen
war, indem Moses Alles selbst schlichten wollte,
und einer solchen Menge von Geschäften unmög-
lich vorstehen konnte. Auf seinen Rath wurden
daher Vorsteher oder Hauptleute über tausend,
über hundert, über fünfzig und über zehn Men-
schen gesetzt, welche über die vorkommenden strei-
tigen und andern Sachen nach Maßgabe ihrer
Wichtigkeit zu entscheiden hatten; und zugleich
bewog er seinen Freund und Schwager, dem ro-
hen, ungebildeten Volke Gesetze vorzuschreiben,

wornach es „wandeln und thun sollte.“ Also nicht der Gott Israels, der doch täglich mit Moses „redete und sprach,“ sondern ein heidnischer Priester gab die ersten Ideen zu einer politischen Einrichtung und Gesetzgebung der Israeliten her, und mit ihm wurden auch ohne Zweifel die wichtigsten bürgerlichen Gesetze besprochen und verabredet. Um aber den letztern bei dem, in tiefe Sittenlosigkeit versunkenen, ungebildeten Volke Eingang und Ansehen zu verschaffen, gebrauchte Moses, im Einverständnisse mit Jethro, der wohl als die Seele dieser ganzen Gesetzgebung zu betrachten ist, ferner mit Aaron, Caleb, Josua, Hur und andern, in Achtung stehenden Vertrauten, den Vorwand, daß seine Gesetze dem höchsten Wesen unmittelbar ihren Ursprung verdanken, und um der Menge dies glaublich zu machen, bediente er sich aller jener Zurüstungen und angeblichen Erscheinungen auf Sinai und Horeb, wobei Jethro höchst wahrscheinlich ebenfalls durch Rath und That mitwirkte. Aus Dankbarkeit für diese Verdienste wurde nachmals den Nachkommen Jethro's, obgleich sie nicht von israelitischem Geschlechte waren, auch im Lande Kanaan ein bestimmtes Erbtheil gegeben. Durch die, viele Jahrhunderte lang fortgehende Volkssage, die alle ihre mündlichen Ueberlieferungen bis ins Ungeheure vergrößerte, erhielten übrigens jene Begebenheiten und Ereignisse einen so übernatürlichen Anstrich, daß sie der spätesten, zum Wun-

derglauben nur einigermaßen geneigten Nachwelt gleichfalls als wirkliche Wunder erscheinen mußten, zumal da die Androhung ewiger Höllenstrafen von jedem Zweifel und jeder unbefangenen Prüfung mächtig zurückschreckte.

Die Gesetze der zwei Tafeln oder die zehn Gebote bilden eigentlich den Kern der ganzen mosaischen Gesetzgebung, da sie diejenigen Vorschriften enthalten, deren Befolgung die einzige und die unentbehrlichste Grundlage aller bürgerlichen Gesellschaften ist, gleichviel, ob dieselben sich zu irgend einer Religion und zu welcher sie sich bekennen, oder ob sie gar keine äussere gottesdienstliche Formen unter sich dulden. Leichtfertige Spötter haben gefragt: wie konnte Moses vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Berge Sinai zubringen, um einige Gesetze zu holen, ohne die nicht einmal eine Horde von Hottentoten, geschweige denn eine Staatsgesellschaft auf die Dauer sich halten kann? Wie konnte er behaupten, daß diese wenigen einfachen Vorschriften, die ihm der unwissendste Dorfschulze, und selbst der Anführer jedes Kaffernstammes hätte mittheilen können, und die er auch ohne Zweifel sehr gut selbst wußte, eine höhere, unmittelbare göttliche Offenbarung enthielten? Denn daß Menschen, die eine solche politisch: Gesellsch ft bilden wollen, sich nicht unter einander todtschlagen oder bestehlen müssen; daß, wenn Ruhe und Orduung bestehen sollen, Keiner dem andern sein Weib ver-

führen oder nothzüchtigen, Keiner wider den Andern falsches Zeugniß ablegen, oder darnach trachten darf, das Eigenthum seines Mitbürgers auf ungerechte Weise an sich zu reißen; das sieht jeder vernünftige Mensch ein. Auch die Pflichten sowohl der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen das höchste, allgütige Wesen, als der Achtung, der Liebe und des Gehorsams gegen die Eltern bedurften keiner unmittelbaren und übernatürlichen Offenbarung, denn daß sie allen Menschen ins Herz geschrieben sind, und auch von Allen für heilig gehalten werden, bei denen die Ausbildung des sittlichen Gefühls nicht ganz verwahrlost, und nicht jeder Keim zum Guten durchaus erstickt ist; das lehrt das Betragen vieler Millionen Heiden, die von den, auf Sinai in zwei steinerne Tafeln gegrabenen, zehn Gebote nie gehört haben, und dennoch die Vorschriften derselben, welche bei ihnen als Dinge gelten die sich von selbst verstehen, weit sorgfältiger und treuer befolgen, als das auserwählte Volk des Herrn Zebaoth. Was giebt es denn nun noch in dem Gesetz der beiden Tafeln, das als eine ursprünglich höhere, unmittelbare und ausschließlich den Juden mitgetheilte Offenbarung Gottes betrachtet werden könnte. Etwa die, dort angeordnete Feier des siebenten Wochentages, welche jedoch von uns Christen, trotz der Versicherung unserer Geistlichen, daß die Gebote der zwei Tafeln auch für uns verbindend sind, gar nicht mehr gehal-

ten wird? — Aber der Sabbath ist ja um des Menschen willen gemacht, damit dieser von seiner Arbeit ruhen, über seine künftige Bestimmung nachdenken, und neue Kräfte zu den Geschäften seines irdischen Berufs sammeln möge. Von der Nützlichkeit solcher Ruhe- und Feiertage überzeugt, bestimmten ja fast alle gebildete Völker sowohl vor, als nach Moses, wenn gleich nicht den siebenten, doch andere Tage dazu. Man sieht also, daß die zwei Tafeln, welche Moses mit so vielem Lärm und Pomp als eine höhere, übernatürliche, göttliche Offenbarung vom Sinai brachte, wesentlich durchaus nichts Neues enthielten, nichts, was nicht längst allen andern bekannt war, und ihm selbst bei der geistigen und sittlichen Ausbildung, die er in Egypten und Midian erlangt hatte, gleichfalls bekannt sein mußte. Wozu brauchte er denn auf den Sinai zu steigen, und dort vierzig Tage und vierzig Nächte zu verweilen, um einige Gebote zu holen, die in jeder vernünftigen Staatsgesellschaft als Selbstverständnisse gelten und gelten müssen?

Die Spötter, die uns dergleichen Einwürfe machen, bedenken gar nicht, daß die auserkornen Lieblinge des Herrn Zebaoth ein äusserst rohes, grobsinnliches Volk waren, ohne alles Gefühl für Ehre und Schande, für Tugend und Rechtlichkeit, wovon sie nicht einmal die entfernteste Ahnung hatten. Ihre, von ihnen so hoch verehr-

ten Erzväter waren, wie die Geschichte uns lehrt, verächtliche und verabscheuenswerthe Kuppler, Lügner, Betrüger, Erbschleicher, Mörder und Mordbrenner, Räuber, Diebe, Meineidige, Blutschänder, Kernwucherer, Traumdeuter und Onanisten. Wer konnte von diesen Dornen wohl Feigen, von diesen Disteln wohl Trauben erwarten? Durch ihr müßiges, arbeitloses, umherschweifendes Hirtenleben und ihre nachmalige drückende Knechtschaft unter den Egyptern mußten die Israeliten, wo möglich, noch mehr entsittlicht und verwildert, und zu einem noch tiefern Grade von Stumpfsinn und Verworfenheit hinabgestürzt werden, als derjenige war, auf welchem sich ihre gottseligen Voreltern befanden. Mit einem solchen Volke hatt' es Moses zu thun; einem solchen Volke sollt' er Gesetze geben, und daher mußte er selbst diejenigen Befehle, die von andern Nationen als ganz natürliche, sich von selbst verstehende, und für jede Staatsgesellschaft durchaus unentbehrliche Vorschriften aufgenommen und anerkannt waren, als höhere, unmittelbar von Gott selbst ertheilte Gebote ankündigen. Daß er sich mit einer so rohen, zu allem vernünftigen Nachdenken unfähigen, verwilderten und eigensinnigen Horde auf keine Erörterung und Erklärung der Gründe, die ihn zu einer oder der andern Verordnung bewogen, einlassen durfte, ist sehr begreiflich. Daher der streng befehlende Ton seiner Gesetze! Sic volo, sic iubeo stat pro ratione

voluntas, oder: so will ich's, so befehle ich's, statt aller Vernunftgründe gelt' Euch mein Wille; das war die stillschweigende Formel aller mosaischen Gebote, und um diesem barschen: Du sollst, Kraft und Nachdruck zu geben, mußte er das Ansehen des höchsten Wesens, welches er zu diesem Ende als einen sehr eifrigen, zornigen und rachgierigen Gott schilderte, zu Hülfe nehmen. Daher der Blitz und Donner, daher der laute Posaunenton, wovon das Gebürge Sinai wiederhallte! Darum das strenge Verbot, bei Todesstrafe den Berg nicht zu besteigen oder ihn nur anzurühren, und darum endlich auch das Gehäge, womit der Berg umgeben ward! Doch um alles klarer zu zeigen, möge die Erzählung von der ersten Erscheinung Gottes auf Sinai und den zu derselben gemachten Zurüstungen hier wörtlich selbst stehen: „Moses kam und foderte die „Aeltesten im Volk, und legte ihnen alle die „Worte vor, die der Herr geboten hatte; und „alles Volk antwortete zugleich, und sprachen: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir „thun. Und Moses sagte die Rede des „Volks dem Herrn wieder. Und der Herr „sprach zu Moses: Siehe, ich will zu dir kommen in einer dicken Wolke, auf daß dies Volk „meine Worte höre, die ich mit dir rede, und „glaube dir ewiglich. Und Moses verkün„digte dem Herrn die Rede des Volks."

Sonderbar, daß Moses dem Herrn erst im-

mer wieder erzählen muß, was das Volk gesagt hat! Hätte der Herr das nicht ohne dies wissen können?

„Und der Herr sprach zu Moses: Gehe hin „zum Volk und heilige es heute und morgen, „daß sie ihre Kleider waschen, und bereit sein „auf den dritten Tag, (weil man wahrscheinlich am ersten Tage noch nicht mit allen Zurüstungen fertig war, oder auch der Sache durch die Heiligung und Reinigung des Volkes ein noch gewichtvolleres Ansehen geben wollte. „Denn am dritten Tage wird der Herr vor allem Volke herabfahren auf den Berg Sinai. „Und mache dem Volk ein Gehäge umher, und sprich zu ihnen: Hütet Euch, „daß ihr nicht auf den Berg steigt, noch „sein Ende anrühret; denn wer den „Berg anrühret, soll des Todes sterben. Keine Hand soll ihn anrühren, „sondern er soll gesteinigt oder mit Geschoß erschossen werden; es sei ein „Thier oder Mensch, so soll er nicht „leben."

Man spotte nicht über diese strenge Maßregel! Sie war allerdings sehr nöthig und nützlich!

„Wenn es aber lange tönen wird, dann sollen sie an den Berg gehen. Moses stieg vom „Berg zum Volk und heiligte sie, und sie wuschen ihre Kleider; und er sprach zu ihnen: „Seid bereit auf den dritten Tag, und keiner

„nahe sich zum Weibe.“ Die Weiber werden also sehr zufrieden gewesen sein, wenn dergleichen Feierlichkeiten nicht allzu oft statt fanden!

„Als nun der dritte Tag (der liebe dritte „Tag!) kam, und es Morgen war, da erhob „sich ein Donnern und Blitzen, und eine dicke „Wolke auf dem Berge, und ein Ton einer sehr „starken Posaune. Und Moses führte das Volk „aus dem Lager Gottes entgegen; und sie „traten unten an den Berg. Der ganze Berg „Sinai aber rauchte, darum, daß der Herr her„ab auf den Berg fuhr mit Feuer; und sein „Rauch gieng auf, wie Rauch vom Ofen, daß „der Berg sehr bebete. Und der Posaunen Ton „ward immer stärker. Moses redete und Gott „antwortete ihm laut. Als nun der Herr her„nieder gekommen war auf den Berg Sinai oben „auf seine Spitze, (denn vorher war der allge„genwärtige Gott noch nicht da!) forderte er Mo„ses oben auf die Spitze des Berges und Moses „stieg hinauf. Da sprach der Herr zu ihm: „Steig hinab, und zeuge dem Volk, daß sie „nicht herzu brechen zum Herrn, daß sie ihn se„hen, und viele aus ihnen fallen.“

Der Herr wünschte also nicht, gesehen zu werden!

„Dazu die Priester, die zum Herrn nahen, „sollen sich heiligen, daß sie der Herr nicht zer„schmettere. Moses aber sprach zum Herrn: „das Volk kann nicht auf den Berg Si-

„nai, denn du hast uns bezeuget und „gesagt: Mache ein Gehäge um den „Berg und heilige ihn.“

Wie viel Mühe hatte doch Moses, den Herrn der sich nicht gerne wollte sehen lassen, zu beruhigen! Und welche Mittel mußte man anwenden, um das Volk von dem Berge zurück zu halten.

Moses Betheurungen reichten nicht hin, den Herrn, der nicht gerne gesehen werden wollte, zufrieden zu stellen. „Gehe hin, sprach er, steige „hinab! Du und Aaron mit dir sollt heraufstei„gen, aber die Priester und das Volk sollen nicht „herzu brechen, daß sie hinauf steigen zu dem „Herrn, daß er sie nicht zerschmettere. Und Mo„ses stieg herunter zum Volk und sagte es ihnen.“

Hieraus sieht man, wie wenig Gewalt der Herr Zebaoth, der nicht gerne gesehen sein wollte, über die Herzen seiner auserwählten Lieblinge hatte, da er trotz aller gedroheten Todesstrafen, und trotz der Gehäge, womit der Berg Sinai umgeben war, immer fürchtete, daß sie zu ihm hinauf brechen und ihn sehen möchten. Fast scheint es, daß man damals noch nicht verstand, sich unsichtbar zu machen; denn in diesem Fall wären alle jene Besorgnisse und Anstalten unnöthig gewesen!

Leichtsinnige Spötter haben die Bemerkung gemacht, daß ein Ahnherr von Barthold Schwarz in den Blitzen und Donnern auf Sinai gespukt haben möge; allein das ist ein alberner Einwurf

denn ist es auch wirklich gegründet, daß die Chinesen schon vor mehreren Jahrtausenden aus Salpeter und andern Bestandtheilen ein Gemisch verfertigten, das mit unserm Schießpulver in Rücksicht der Wirkungen viele Aehnlichkeit hatte; so ist damit doch keineswegs bewiesen, daß die Egypter zu Moses Zeiten gleichfalls dies Fabrikat kannten und anzuwenden verstanden. Zwar sagt man, daß die letztern zum Sprengen der Felsenstücke, die sie zu ihren ungeheuren, gewiß lange vor Moses Auszuge aus Egypten ausgeführten Gebäuden bedurften, sich wahrscheinlich einer Art von Schießpulver bedient haben, welches bei ihren, von den Alten so hoch gerühmten Kenntnissen in Allem, was zur Naturwissenschaft gehört, gar nicht auffallend wäre; allein das ist ein Gerede, und bedarf keiner Widerlegung. Es sind freilich manche Erfindungen der Vorzeit theils mit ihren Erfindern, theils mit denen, auf welche sie als Geheimmittel vererbt waren, untergegangen; aber wo hat man Nachricht, daß die Egypter von irgend einer Art Schießpulver etwas gewußt haben? Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ohne Zweifel auch Moses davon Kunde erhalten, indem er als Adoptivsohn der Königstochter Egyptens von den dortigen Priestern, welche sich damals fast ausschließlich im Besitz aller höhern wissenschaftlichen Kenntnissen befanden, erzogen und gebildet ward, und nachher die Tochter des Priesters von Midian heirathete, der ihn

sicherlich nichts verschwiegen haben würde, was ihm zur Ausführung seines großen Unternehmens dienlich sein konnte.

Gleich allen übrigen Erzählungen von Moses und seinen Begebenheiten ward die Geschichte der Erscheinungen und Ereignisse auf Sinai viele Jahrhunderte lang durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachkommen vererbt, und von der bekannten Wahrheitsliebe der frommen Israeliten, von ihrer Prachtsucht und ihrem Hange zum Uebernatürlichen und Abenteuerlichen darf man versichert sein, daß sie es an gezwirnter weißer und geler Seide, an Scharlacken, an Rosenroth, an güldelen Reifen und güldenen Knäufen und andern Ausschmückungen keinesweges fehlen ließen, um das ihnen so wunderbar Scheinende noch etwas wunderbarer und abentheuerlicher darzustellen. Zu unserer Zeit dürften aber dergleichen wundersame Dinge wenig Aufsehen erregen, und es stände leicht zu erwarten, daß die Zuschauer solcher Ereignisse, trotz aller gedroheten Strafen, durch das Gehäge brechen und den Sinai besteigen würden, um der Sache etwas näher auf den Grund zu kommen.

Daß Moses vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Sinai zubrachte, um die zehn Gebote zu lernen und aufzuschreiben, worüber bald das ganze auserwählte Volk Gottes dem Herrn Zebaoth untreu und abspänstig geworden wäre, ist gar nicht so possierlich und sonderbar, wie die

Spötter es machen. Durch dies lange Verweilen sollte die Erwartung der Juden auf die Dinge, die da kommen würden, gespannt, und der Sache ein höherer, geheimnißvoller und wichtiger Anstrich gegeben werden, welches durchaus nothwendig war, um dem thierischrohen Volke Achtung und Gehorsam gegen diese Gebote einzuflößen. Ueber dies erforderte das Aushauen, das Abschleifen und Poliren der steinernen Tafeln, so wie das Eingraben der, am Besten zur Versinnlichung der zehn Gebote sich passenden Hieroglyphen, deren man sich in Ermangelung der, damals noch unbekannten, Buchstabenschrift bedienen mußte, gewiß einen beträchtlichen Aufwand von Zeit, Mühe und Nachdenken, zumal da es zu jenem Allen anfänglich wohl sehr an den nöthigen Werkzeugen und Hülfsmitteln fehlte. Mit den andern beiden Tafeln, die Moses späterhin statt der ersten, von ihm zerbrochenen, vom Berge Sinai holte, gieng es, wie die Geschichte lehrt, auch weit schneller und leichter.

Der Abt und die Mönche eines Kapuzinerklosters verschrieben einst sämmtlich ihre frommen Seelen dem Teufel unter der Bedingung, daß er ihnen die Freiheit gäbe, einen ungeheuern, unter seiner Obhut stehenden Schatz zu heben, oder daß er ihnen täglich einen offenen Schubkarren voll lebendiger Frösche liefere. Satan wählte das Letztere, und fuhr mit seinem Karren zu einem Teich, um für die Kapuziner Frösche zu

fangen; allein bald war dies Geschäft ihm leid, denn setzte er zehn der letztern auf den Schubkarren, so sprangen neun wieder herunter, und als er Abends, nach vieler Mühe und Arbeit, keichend beim Kloster anlangte, waren alle seine Frösche davon gehüpft. Verdrießlich gab er nun den hochwürdigen Herren die Erlaubniß, so viele Schätze zu graben, wie ihnen beliebte, und ihre wohlgemästeten Seelen obenein zu behalten; „nur „flehte er, verschont mich in Zukunft mit allen „Froschlieferungen, und fangt, wenn ich Euch „bitten darf, Eure Frösche Euch selbst.“

Fast gerade so, wie diesem armen Teufel, gieng es dem israelitischen Heerführer mit seinen Juden. Glaubte er, so eben Ruhe und Ordnung gestiftet zu haben, so rißen plötzlich die größten Unordnungen und Misbräuche ein, denn die auserkornen Lieblinge des Herrn Zebaoth waren ein so halsstarriges, unstätes und wetterwendisches Volk, daß er schwerlich unter allen Völkern der Erde eine unglücklichere Wahl hätte treffen können.

Während Moses auf dem Berge Sinai so eifrig und fleißig an der Gesetzgebung in Stein arbeitete, rotteten sich Israels liebenswürdige Kinder zusammen und foderten ihn auf, ihnen Götter zu machen, die vor ihnen herzögen, weil sie nicht wüßten, was dem Mann, der sie aus Egypten geführt habe, begegnet sei. In der That ein höchst sonderbares Verlangen, das sich schwerlich mit der Versicherung, daß der Herr seine

Lieblinge des Tages in einer Wolkensäule und des Nachts in einer Feuersäule begleitet habe, und eben so wenig mit der Erzählung von den glänzenden, dem ganzen Volke sichtbaren Erscheinungen auf Sinai reimen läßt! Aaron war augenblicklich bereit jenem Begehren zu entsprechen. „Reisset, sprach er, reisset die goldenen Ohrringe von den Ohren eurer Weiber, eurer Söhne und Töchter und bringet sie mir.“ Der fromme Mann scheint gewußt zu haben, daß mit der Goldschmiedekunst mehr zu verdienen sei, als mit der Steinhauerarbeit. Sie brachten ihm die Ringe, und während sein Bruder auf Sinai recht ämsig für die Israeliten Gesetze in Stein grub, machte er ihnen Götter von Gold, und stellte ihnen mit den Worten: das sind Deine Götter, Israel, die Dich aus Egypten geführt haben, ein gegossenes Kalb zur Verehrung und Anbetung auf. Wie wäre es wohl möglich, daß Aaron, welcher bei der angeblichen sichtbaren Erscheinung Gottes auf Sinai der Einzige war, der mit Moses zugleich den Berg besteigen und bei Allem was dort vorgieng„ ganz nahe gegenwärtig sein durfte; wie wäre es wohl möglich, frage ich, daß dieser Aaron es gewagt hätte, so zu reden und zu handeln, wenn er nicht bestimmt gewußt hätte, daß es mit allen jenen Dingen auf Sinai weit natürlicher und menschlicher zugieng, als es in den mosaischen Büchern dargestellt, und noch jetzt von vielen befangenen Juden und Christen in allem Ernste geglaubt wird? Müßte Aaron nicht ein

Ungeheuer, müßt er nicht der verworfenste Abschaum der Menschheit gewesen sein; hätt' er nicht tausendmal ehe, als Korah, Dathan und Abiram verdient, lebendig von der Erde verschlungen zu werden, wenn er trotz der Ueberzeugung, daß wirklich Gott selbst es war, der auf Sinai erschien, und daß Gott selbst durch ihn und Moses jene Wunder, die im zweiten mosaischen Buche erzählt werden, auf eine übernatürliche Weise gewirkt habe, so frevelhaft und lästerlich hätte handeln können? Man sagt: Aaron habe aus menschlicher Schwachheit, aus Furcht, die Israeliten möchten ihn umbringen, in ihr Verlangen gewilligt. Elender Einwand! Wie konnte er sich wohl fürchten, wenn er wirklich so sprechende und überzeugende Beweise und Zusicherungen des höchsten, unmittelbaren, göttlichen Schutzes für sich hatte? Da würde ja selbst die feigste, verächtlichste Memme nicht gezittert, oder sich tausendmal mehr vor dem Zorn Gottes, als vor dem Toben der albernen, wetterwendischen Juden gefürchtet haben! Ueberdies lehrt auch die ganze Erzählung, daß Aaron hier gar nicht aus Furcht handelte. Ganz bereitwillig, und ohne im Mindesten zu versuchen, die Juden auf andere Gedanken zu bringen, entsprach er ihrem Begehren, entwarf mit dem Griffel recht kunstreich und wohlbedächtig eine Zeichnung, und machte darnach das goldene Kalb, welches er ihnen als den Gott, der sie aus Egypten geführt

habe, zur Anbetung aufstellte. Da die auserwählten Lieblinge des Gottes Israel, und seine innigsten Vertrauten, die alle jene angeblichen Wunder und Erscheinungen mit ihren leiblichen Augen sahen, so wenig Glauben bewiesen; wie will man es denn uns, die wir diese Wunderdinge nur aus alten, durch vielhundertjährige mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten und entstellten Sagen kennen, verdenken, und uns gar darum zu ewiger Höllenqual verdammen, daß wir sie nicht glauben und zu glauben im Stande sind? Wie kann man von uns begehren, daß wir die Erzählungen von angeblichen Thatsachen für wahr halten sollen, deren Wirklichkeit, wie die Geschichte zeigt, selbst denjenigen nicht einmal einleuchtete, die bei Allem zugegen waren, und Alles genau mit angesehen haben sollen? Wäre es nicht drollicht, wenn der liebe Gott uns wollte ewig in Pech und Schwefel sieden lassen, weil wir nicht an den göttlichen Ursprung jener Spukereien auf Sinai glauben, da er doch den Aaron, der ein Augenzeuge derselben war und gleichfalls nicht daran glaubte, und dessen ganze werthe Nachkommenschaft so hoch begünstigte und Vorzugsweise zu seinen Hohenpriestern und Priestern machte? — Auch müssen wir, wenn wir anders auf den Namen rechtgläubiger Christen Anspruch machen wollen, jene Geschichten von den sichtbaren Erscheinungen Gottes auf Sinai als durchaus unwahr und lügenhaft verwerfen. Der Evan-

geist und Apostel Johannes versichert nemlich wiederholt: Niemand hat Gott jemals gesehen.*) Wie würde es nun wohl uns, als Christen, die wir den Aussprüchen des Apostels unstreitig weit mehr Glauben schuldig sind, als einer alten Sammlung jüdischer Volkssagen, wie würde es uns als Christen wohl geziemen, wenn wir dennoch behaupten wollten es sei wahr, was im zweiten Buch Mosis Kap. 24 V. 9 bis 11 steht: „Moses und „Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig „Aeltesten in Israel stiegen hinauf, und sahen „den Gott Israel. Unter seinen Füßen war es, „wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt „des Himmels, wenn's klar ist. Und er ließ „seine Hand nicht über jene Obersten in Israel. „Und da sie Gott geschauet hatten, aßen und „tranken sie!" Sollte diese Erzählung gegründet sein und neben dem Ausspruche des Apostels bestehen können, so müßte der, mit Händen und Füßen begabte Gott Israel, den Moses und Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig Aeltesten sahen, ein ganz anderer Gott sein, als der, von welchem Johannes versichert, daß ihn niemals Jemand gesehen habe; und in diesem Fall haben wir denn auch weder mit dem Gott Israel, noch mit seinen sichtbaren Erscheinungen

*) Ev. Joh. 1 V. 18 und 1 Ep. 4 V. 12.

und übernatürlichen Offenbarungen das Mindeste zu schaffen; sondern wir halten uns bloß an dem Gott, von welchem Johannes redet.

Aaron hatte also, während Moses auf dem Berge mit Gesetzgeben und Steinmetzen beschäftigt war, dem auserwählten Volke des Herrn Zebaoth ein goldenes Kalb gemacht. Moses wußte hievon nichts; der Herr aber sprach zu ihm: „Gehe, steige hinab; „denn dein Volk, das du aus Egyptenland ge„führt hast, hat es verderbt. Sie sind schnell „von dem Wege abgetreten, den ich ihnen geboten „habe. Sie haben sich ein gegossenes Kalb ge„macht, und haben es angebetet und gesagt: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus „Egypten geführt haben. Und der Herr sprach „zu Moses: Ich sehe, daß es ein halsstarrig Volk „ist, und nun laß mich, daß mein Zorn über „sie ergrimme, und sie auffresse, so will ich dich „zum großen Volk machen." Moses flehte nun zu dem Herrn; erinnerte ihn an das, was er dem Abraham, Isaak und Jakob verheißen habe, und brachte durch diese und andere vernünftige Vorstellungen, den Gott Israel endlich dahin, daß er seinen Vorsatz, Abrahams glorreichen Saamen mit Ausschluß von Moses und dessen Nachkommen zu vertilgen, bereuete und aufgab. Man sieht hieraus, daß ein gutes Wort nicht allein bei cholerischen Menschen, sondern auch bei cholerischen Göttern eine gute Stelle findet. Moses ging hierauf vom Berge und hatte in seiner

Hand die beiden Tafeln, welche, nach der sehr glaubwürdigen Versicherung unseres wahrheitliebenden Geschichtschreibers Gott selbst gemacht, und worauf er selbst die Schrift mit seinem „Finger" eingegraben hatte. Mit dieser Schreiberei muß es übrigens sehr langsam gegangen sein, da sie einen Zeitraum von vierzig Tagen und vierzig Nächten erforderte!

„Da nun Josua, (der wie es scheint der „Moses begleitet hatte,) hörte des Volks Geschrei, „daß sie jauchzten, sprach er zu Moses: Es „ist ein Geschrei im Lager, wie im Streit. Er „antwortete: es ist nicht ein Geschrei gegen ein„ander, derer die obliegen und unterliegen; son„dern ich höre ein Geschrei eines Singetanzes. „Als er aber nahe zum Lager kam, und das „Kalb und den Reigen sahe, ergrimmte sein „Zorn, und er warf die Tafeln aus seiner Hand, „und zerbrach sie unten am Berge.

Ist es nicht höchst auffallend, daß Moses und Josua beim Hinabsteigen vom Berge sich gar nicht die Ursache des Lärmens im Lager erklären konnten, und daß Moses erst, als er ganz nahe zum Lager kam, und das Kalb und den Reigen sahe, darüber in Verwunderung und Zorn gerieth, da doch kurz vorher erzählt wurde, daß Gott ihm Alles, was im Lager vorgienge, gesagt, und daß er darüber eine ausführliche Unterredung mit Gott gehabt habe? Hier ist in der That ein Widerspruch, der für die Glaubwür-

digkeit des Geschichtschreibers kein sehr vortheilhaftes Zeugniß liefert und jeden aufmerksamen Leser befremden muß. Was soll man aber von dem göttlichen Ursprunge eines Werks halten, das sich nicht allein selbst, sondern sogar den klarsten Lehren und Behauptungen des neuen Testaments so geradezu widerspricht!

„Moses nahm das Kalb, das sie gemacht „hatten, und verbrannte es mit Feuer, und „zermalmte es zu Pulver, und stäubte es auf „Wasser, und gab es den Kindern Israel zu „trinken."

Ob diese Goldtinktur gegen leibliche, oder geistliche Uebel hat helfen sollen, wissen wir eben so wenig, als wie Moses es anfieng, das Gold mit Feuer zu verbrennen. Mögen hierüber die Mineralogen oder Chemiker entscheiden. Uebrigens war jenes Goldwasser, welches Moses seinen Israeliten gab, wahrscheinlich die Ursache des unersättlichen Durstes aller Juden nach Gold und andern edlen Metallen.

Aaron ward von seinem Bruder zur Rede gestellt. Was hat Dir, fragte dieser, das Volk gethan, daß du eine so große Sünde über sie gebracht hast? — Mein Herr lasse seinen Zorn nicht ergrimmen; Du weißt, daß dieß Volk böse ist. Sie sprachen zu mir: mache uns Götter, die vor uns hergehen; denn wir wissen nicht, wie es dem Mann geht, der uns aus Egypten geführt hat. Ich sprach zu ihnen: wer Gold hat, der

reiße es ab und gebe es mir, und ich warf es ins Feuer; daraus iſt das Kalb geworden.

Wie ſchlau ſuchte er doch die Sache ſo darzuſtellen, als ob das Kalb ganz von ſelbſt ſich im Feuer aus dem Golde gebildet habe! Noch heute ſind die Worte des liſtigen Aaron: wer Gold hat, der reiſſe es ab, und bringe es mir, der Wahlſpruch aller Pfaffen und Juden.

Als Moſes ſahe, daß Aaron das Volk durch loſe Geſchwätze aufgewiegelt und verhetzt hatte, trat er in das Thor des Lagers und rief: Her zu mir, wer dem Herrn angehört! Da ſammelten ſich alle Kinder Levi zu ihm, und er ſprach zu ihnen: So ſpricht der Herr, der Gott Iſrael: gürte ein Jeglicher ſein Schwert um ſeine Lenden, und durchgehet hin und wieder, von einem Thor zum andern, im Lager, und erwürge ein Jeglicher ſeinen Bruder, Freund und Nachſten. Die Kinder Levi thaten, wie ihnen Moſes geſagt hatte, und es fielen des Tages vom Volke dreitauſend Mann.

Das war nun ſchon der zweite, Grauſen erregende Brudermord, zu dem die Stiftung einer poſitiven Religion die Veranlaſſung gab. Daß Moſes bei Anordnung dieſes Blutbads durchaus nicht auf Befehl des Gottes Iſrael handelte, werden uns ſelbſt diejenigen zugeben müßen, die ſo herzhaft behaupten, daß alle, in den moſaiſchen Büchern erzählten, Wunder Erſcheinungen

und unmittelbaren Befehle jenes Gottes in der Wirklichkeit gegründet waren; denn Moses gebot, ohne mit seinem Gott die mindeste Rücksprache genommen zu haben, die jämmerliche, brudermörderische Metzelei, und erst, als dieselbe vorbei war, stieg er unter dem Vorwande, den Herrn versöhnen zu wollen, eigentlich aber wohl, um sich der gerechten Rache des Volks zu entziehen, auf den Sinai, und erzählte seinem Gott, was dieser, laut der Geschichte, ja längst wußte, daß das Volk eine ungeheure Sünde begangen und sich ein goldenes Kalb gemacht habe.

Hier ist nun wieder ein unauflösbarer Widerspruch! Was hatte Moses nöthig, dem Gott Israel von der Abgötterei der Juden Nachricht zu geben, und nochmal für sie um Vergebung zu bitten? Dieser Gott hatte ja selbst, ehe Moses vom Berge stieg und die Tafeln zerbrach, bereits Alles gewußt; er hatte ja auf Mosis Zureden, seinen Vorsatz, die Israeliten zu vertilgen, schon damals bereuet, und aufgegeben; wozu brauchte denn Moses nun noch zum zweiten Mal den Sinai zu besteigen, dem Gott Israel die, demselben längst bekannten Dinge zu berichten, und wiederholt eine Verzeihung zu erflehen, die so eben erst ertheilt war? Was konnte diesem ganzen Betragen wohl anders zum Grund liegen, als die Absicht, sich für den Augenblick vor dem erbitterten Volke zu verbergen, und es, wo möglich, durch den Vorwand zu besänftigen,

daß er Gott durch ſein Gebet wegen der begangenen Sünde verſöhnt habe?

„Der Herr ſprach zu Moſes: ich will den aus meinem Buche tilgen, der an mir ſündiget. So gehe nun hin, und führe das Volk, dahin ich dir geſagt habe. Siehe, mein Engel ſoll vor dir hergehen. Ich werde ihre Sünde wohl heimſuchen, wenn meine Zeit kömmt, heimzuſuchen. Alſo ſtrafte der Herr das Volk, daß ſie das Kalb gemacht hatten, welches Aaron gemacht hatte."

Bei dieſen letzten Worten ſcheint unſer Geſchichtſchreiber ſelbſt nicht gewußt zu haben, was er recht ſagen wollte! Das Volk ward geſtraft, weil es das Kalb gemacht hatte, welches Aaron gemacht hatte! Wer vermag aus dem Gallimathias wohl klug zu werden! Das Volk hat das Kalb gemacht, welches Aaron gemacht hat! Welcher Widerſpruch!!

Nicht das Volk, ſondern Aaron hatte das Kalb gemacht, ohne ſich im mindeſten zu bemühen, das unverſtändige, rohe Volk, das ſich ganz von ihm leiten ließ, von ſeinem thörichten Begehren zurück zu bringen; und ſelbſt als Moſes vom Sinai herab kam, ſuchte Aaron noch die Iſraeliten durch loſe Reden zu verführen und aufzureitzen. Dennoch wurden dreitauſend Menſchen, die vielleicht ganz unſchuldig waren, oder im ſchlimmſten Fall bloß aus Unwiſſenheit

und Dummheit gefehlt hatten, auf das Grausamste niedergemetzelt, und Aaron ward dagegen nicht nur mit jeder Strafe verschont, sondern sogar für sich und seine sämmtlichen Nachkommen ausschließlich zu allen hohenpriesterlichen und priesterlichen Aemtern berufen, womit, außer einem sorgenfreien und arbeitlosen Leben, die glänzendsten Vorzüge in Hinsicht auf Einkünfte, Vermögen und äusserer Ehre verbunden waren. Wahrlich, wenn diese Anordnungen wirklich von dem Gott Israel gemacht wurden; so begreifen wir nicht, was wir von seiner Einsicht, seiner Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit denken sollen. Uebrigens wird Jeder, der nicht ganz auf den Gebrauch seiner Vernunft verzichtet hat, in jener elenden Metzelei und in den, dem Aaron, trotz seines frevelhaften Betragens zugetheilten Auszeichnungen ehe den rachgierigen Jähzorn und den partheiischen Nepotismus des Gesetzgebers Moses, als die Hand eines weisen gerechten Gottes erkennen.

„Der Herr sprach zu Moses: Gehe, ziehe von dannen, du und das Volk, das du aus Egyptenland geführt hast, in's Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe und gesagt: Deinem Saamen will ich's geben. Ich will vor dir hersenden einen Engel und ausstossen die Cananiter, Amoriter, Hethiter, Pheresiter, Hewiter und Jebusiter; in's Land, darin Milch und Honig fließt. Ich will nicht mit dir

hinauf ziehen; denn du bist ein halsstarrig Volk; ich möchte dich unterwegs auffressen."

Wie klein erscheint uns in dieser Rede der Gott Israel! Er will nicht mit den Israeliten nach Canaan ziehen; hiedurch wird offenbar seiner Allgegenwart widersprochen, denn wer schon an einem Orte ist, der braucht nicht erst hinzuziehen. Du bist ein halsstarrig Volk, ich möchte dich unterwegs auffressen; sagt er. Er fürchtet sich selbst, wie man sieht, daß er von seinem Jähzorn übereilt werden, und die Israeliten vertilgen möchte; darum will er einen Engel mitsenden, der jene Völker vor ihnen her ausstoßen soll. Gerade so machen es auch cholerische Menschen, die recht vorsichtig sein wollen, wenn sie mit Andern verdrießliche Geschäfte haben; sie senden lieber einen Dritten, der kaltblütiger ist, aus gerechter Besorgniß, daß sie durch ihre Hitze mehr verderben, als gut machen möchten. Unmöglich kann das höchste, weiseste, wahrhafteste und allenthalben gegenwärtige Wesen so geredet und auf eine so unwürdige und falsche Art sich dargestellt haben! Mag immerhin der Gott Israel, den Moses und Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig Aeltesten auf Sinai sahen, dergleichen Dinge sprechen; so wird doch immerhin der Gott, den nach der Versicherung des Apostels Johannes, niemals Jemand gesehen hat, auf eine solche Weise schildern;

und diesem Gott, den niemals Jemand sahe, und der folglich ein ganz anderer Gott sein muß, als der, den jene Israeliten auf Sinai gesehen haben, sind wir auch nur Ehrfurcht und Anbetung schuldig.

Schiller sagt; der Mensch malt in seinen Göttern sich selbst, und dies trifft nirgend mehr ein, als bei den Israeliten. Sie selbst waren ein stets mürrisches, menschenfeindliches, eifersüchtiges, jähzorniges, schwer zu versöhnendes, rachgieriges, blutdürstiges, nach Gold, kindischen Spielereien und läppischen Ehrenbezeugungen verlangendes, äußerst wankelmüthiges Volk, und mit allen diesen, nicht sehr rühmlichen und liebenswürdigen, Eigenschaften stellen sie auch ihren Gott uns dar. Er ist immer verdrießlich; ein Feind aller Menschen, mit Ausschluß seiner Lieblinge, der Juden; im höchsten Grade eifersüchtig, und dabei so auffahrend und jähzornig: daß seine Freunde und Vertrauten ihn häufig nur mit größter Mühe, durch vernünftige Vorstellungen und dringendes ernstliches Zureden dahin bringen können, seine schlimmen Handlungen zu bereuen, seinen bösen, verderblichen Vorsätzen zu entsagen, und die von ihm heilig geschwornen Eide nicht auf das Treuloseste zu brechen. Sehr gut ist es übrigens, daß er selbst seine leidenschaftliche Gemüthsart fürchtet, und daß er deshalb zu solchen Geschäften, die Geduld und Langmuth erfordern, manchmal einen Bevollmächtigten sendet, um

nicht durch seine Hitze die schlimmen Sachen noch schlimmer zu machen. Der Gott Israel ist ferner ein schwer zu versöhnender Herr; nur durch blutige, kostbare Opfer, durch Weihrauch, durch den Duft von gebratenen Nieren und verbranntem Unschlitt, und durch ähnliche Dinge ist es möglich seinen Zorn zu besänftigen. Auch als ein höchst rachgieriges, blutdürstiges Wesen dachten sich die Israeliten ihren Gott. Alle seine angeblichen Feinde, wollte er mit ihren Weibern und Kindern vom Erdboden vertilgt haben; nicht des Säuglings am Busen der Mutter, ja selbst nicht einmal der schuldlosen Thiere, die ein Eigenthum der ihn nicht kennenden, und deßhalb ihn nicht verehrenden Völker waren, sollten von dem Erdboden vertilgt werden. Blut! Blut! Blut! Das war es, was er begehrte, und daher glichen seine Tempel und Stiftshütten, wo täglich um seinen Blutdurst zu befriedigen, eine Menge von Thieren geschlachtet wurden, mehr großen Metzgerhäusern und Garküchen, als Gebäuden, die zur Verehrung eines weisen, gütigen und liebevollen Wesens bestimmt waren. Unmöglich konnte Gott ein Wohlgefallen haben an einem solchen Tempel- und Opferdienste, wodurch die Herzen der Menschen verhärtet und gegen jedes edle, bessere und höhere Gefühl abgestumpft wurden. Unmöglich konnte das wohlwollendste aller Wesen huldvoll herabblicken auf einen Gottesdienst, durch den es zu einem Bam-

pyr und Tyrannen gestempelt ward. Die Einsichtsvollern und Gebildetern unter den Israeliten der spätern Zeiten sahen das Thörichte dieses verderblichen Opferdienstes, wodurch Gott mehr verlästert, als verehrt ward, ein, und suchten das Volk durch kräftige Ermahnungen davon zurück zu bringen; allein vergebens! Der erhabene Sänger Assaph führt Gott redend ein: „Deines „Opfers halber strafe ich dich nicht; sind doch „deine Brandopfer immer vor mir. Ich will „nicht von deinem Hause Farren nehmen, noch „Böcke aus deinen Ställen; denn alle Thiere „im Walde sind mein, und das Vieh auf den „Bergen, da sie bei Tausenden gehen. Wo mich „hungerte, wollte ich dir nicht davon sagen, denn „der Erdboden ist mein und Alles, was darin „ist. Meinest du, daß ich Ochsenfleisch essen „wollte, oder Bocksblut trinken? Opfre Gott „Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde, „und rufe mich an in der Noth, so will ich dich „erretten und du sollst mich preisen." Und noch schöner läßt der vortreffliche Jesaias Gott gegen die Opfer sich erklären: „Was soll mir die „Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich „bin satt der Brandopfer von Widdern, und des „Fetten von Gemästeten, und habe keine Lust „zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. „Bringet nicht mehr Speisopfer so vergeblich. „Das Räuchwerk ist mir ein Gräuel; der Neu„monden und Sabbathe, da ihr zusammenkommt,

„und Mühe und Angſt habt, derer mag ich „nicht. Meine Seele iſt feind euren Neumen„den und Jahreszeiten, ich bin derſelben über„drüßig; ich bin es müde zu leiden. Waſchet, „reiniget euch, thut euer böſes Weſen von mei„nen Augen, laſſet ab vom Böſen; lernt Gutes „thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unter„drückten, ſchaffet dem Waiſen Recht, und hel„fet der Wittwen Sache.“ Welch' ein ganz anderes Bild von Gott gewähren uns dieſe Ausſprüche, als jene in den ſogenannten moſaiſchen Büchern, wo der Herr Zebaoth immer nur nach Blut, nach Unſchlitt und Fett, nach Nieren und Räuchwerk lechzt! Indeſſen blieben doch jene rohen Ideen vorherrſchend, denn der Iſraelit wollte nicht Gott, ſondern Gott ſollte ihm gleichen! Daher iſt auch der Gott Iſraels überaus veränderlich und wankelmüthig. Er bereuet gar oft, was er ſo eben erſt gethan und geredet hat; was er geſtern ſegnete, das verflucht er heute, und was er heute verflucht, das ſegnet er morgen. Immer iſt er bereit, ſeine Eide zu brechen, ſeine Verträge aufzuheben, und ſeine Bündniſſe zu vernichten, und er würde es ſicherlich thun, wenn er nicht von ſeinen vertrauten Dienern gar ernſtlich und vernünftig erwahnt würde, doch ſeiner eigenen Ehre halber ſein Wort zu halten und ſeine Verheiſſungen zu erfüllen. *)

*) 2 Moſ. 32. V. 11 bis 14 und an vielen andern Orten.

Da habt Ihr die, faſt auf allen Seiten des alten Teſtaments beſtätigten Grundzüge aus dem Charakter des Gottes, welchen die Iſraeliten ſich dachten! Trotz dieſer gar nicht löblichen Eigenheiten begehrt er dennoch von ſeinen Anhängern über alle Dinge gefürchtet, geliebt und verehrt zu werden, woferne er ſie nicht von ihrem Volke ausrotten, und mit ſeinem rachgierigen Zorn bis in's dritte und vierte Glied verfolgen ſoll. Ohne Zweifel liebte ihn deßhalb auch Mancher eben ſo, wie Concini, der Günſtling Ludwigs des Dreizehnten, einſt den Kardinal Richelieu liebte, und ſchriftlich zu lieben verſprach, weil der Herr Kardinal drohete, ihm im Weigerungsfalle den Kopf abhacken zu laſſen.

Einen ſolchen Gott bedurfte Moſes jedoch, um das halsſtarrige, verwilderte, und wankelmüthige Volk der Ausführung ſeiner Entwürfe geneigt zu machen und nach ſeinen Abſichten zu leiten. Jene erhabenen Begriffe, welche unſer göttlicher Erlöſer von dem höchſten Weſen uns aufſtellt, daß es ein gütiger, liebevoller, allen ſeinen Geſchöpfen wohlwollender Vater ſei, der nicht um ſeinetwillen, ſondern zu unſerm eigenen Beßten Geſetze gegeben habe, durch deren Befolgung wir einzig und allein glücklich und zufrieden werden können; jene Begriffe waren dem iſraelitiſchen Religionſtifter und Geſetzgeber wahrſcheinlich ſelbſt noch fremd, oder er fand es nicht gerathen, ſie einem rohen, grobſinnlichen Haufen mitzutheilen, der

dafür gar nicht empfänglich war. Vielleicht war dies auch der Grund, daß Moses seinen Israeliten von einer künftigen Fortdauer und einer Vergeltung des Guten und Bösen nach diesem Leben nicht das Mindeste sagte, sondern sie bloß durch Drohung und Verheissung irdischer Strafen und Belohnungen zum Gehorsam gegen seine Befehle zu ermuntern suchte. Er überließ es der Zeit, ihre Vernunft zu entwickeln und sie durch eigenes Nachdenken und eigene Erfahrung auf eine höhere Stufe geistiger und sittlicher Veredlung zu erheben.

Moses wollte zwar bei seinem Volke eine monotheistische (eingottische) Religion ohne Götzen- und Bilderdienst einführen; allein er war weit entfernt, die Urreligion der Menschheit herzustellen, welche in der, bloß aus der Natur und den unverderbten Neigungen des menschlichen Herzens geschöpften Erkenntniß des höchsten Wesens und der Pflichten der Menschen besteht, sich keiner höhern, unmittelbaren Offenbarungen rühmt, keinen positiven äussern Kultus anerkennt, und füglich das ursprüngliche reine Heidenthum im edelsten Sinne des Worts genannt werden kann. Die Israeliten sollten, ihren eigenen einzigen Gott für sich haben, der so wenig mit andern Völkern, wie sie mit andern Göttern etwas zu schaffen hätte. Bei diesem, mit dem heftigsten, unduldsamsten Eifer von Moses verfolgten Plan, mochte ihm immerhin die Idee von einem höchsten Urheber

und Regierer des Weltalls vorschweben, allein unleugbar hatte er auch dabei die Absicht, die Juden durch die schmeichelhafte Vorstellung, daß sie die auserwählten Lieblinge des obersten aller Götter wären, mit Muth, mit Vertrauen, und mit einem, ihnen ganz unbekannten, edeln Stolz zu beseelen, und die stets gegen einander eifersüchtelnden Stämme zu festerm Zusammenhalten zu vereinigen. Nur durch einen, alle andere Nationen von einem nähern Verkehr mit ihnen ausschließenden, eigenthümlichen Gottesdienst konnten die innern Zwiste unter ihnen beseitigt und die, für ihre Selbstständigkeit so unentbehrliche Einigkeit erhalten werden. Ohne ein solches gemeinschaftliches, alle zwölf Stämme fest umschlingendes, und von der übrigen Menschheit absonderndes Band würden sie bald sich getrennt haben, und jeder einzeln die Beute derjenigen Völker geworden sein, welche nachmals von ihnen besiegt wurden.

Uebrigens sahe Moses wohl ein, daß ein so rohes, sinnliches Volk auch eines sehr sinnlichen äussern Gottesdienstes bedurfte, der dem sittlichen und geistigen Zustande und der Gemüthsart desselben genau angemessen wäre, wenn es nicht in kurzer Zeit zu der Abgötterei fremder Nationen übertreten und von diesen auch politisch verschlungen werden sollte. Er ordnete daher einen Kultus mit einer Menge von Opfern, Fasten, Feiertagen und Reinigungen an, der zwar mehr

nachtheilig, als vortheilhaft auf die Sittlichkeit der Israeliten einwirken mußte, aber doch ganz ihren niedrigen Begriffen von dem höchsten Wesen und ihrer eigenen Denkart und Handlungsweise entsprach. Wie hätte der, allen edlern Gefühlen entfremdete Jude, der bloß durch das Blut seines Feindes oder durch kostbare Geschenke sich wegen der, ihm zugefügten, Beleidigungen versöhnen und besänftigen ließ, nicht an einen Gott glauben sollen, der gerade so dachte und handelte, wie er? Um diesem Kultus bei dem ganzen Volke, wo möglich, eine ewige Dauer zu geben, und zugleich das Fortbestehen der von ihm eingeführten theokratischen Regierungsform zu sichern, bei welcher Alles auf den Glauben an eine ganz unmittelbare göttliche Leitung der politischen Geschäfte beruhte, übertrug Moses seinem eigenen, ihm eifrigst ergebenen Stamm Levi, der zu dem Ende mit den ausgezeichnetsten Vorrechten und Einkünften begabt ward, alle kirchliche Aemter mit Ausnahme des eigentlichen Priesterthums; denn dieses ward mit noch weit größern Vorzügen auf ewige Zeiten den Nachkommen Aarons zugesichert, der als Hohenpriester an die Spitze der sämmtlichen legitimen und erblichen Diener des Gottes Israel gestellt wurde. Diese Wahl machte der brüderlichen Liebe des israelitischen Gesetzgebers, und seiner Einsicht gleich große Ehre; denn wirklich hätte der listige Aaron, der so herrliche Götter zu machen verstand, zu nichts

Besserm getaugt, als zum Pabst und heiligen Vater der Juden!

Weil man bei dem umherstreifenden Leben in der Wüste dem Herrn Zebaoth kein ordentliches Haus bauen konnte; so machte man ihm einen hölzernen Käfich, die Stiftshütte genannt, der inwendig mit geler Seide, Scharlach, Rosenroth, gezwirnter weißer Seide, Ziegenhaar, röthlichen Widderfellen, Dachsfellen, Föhrenholz, imgleichen mit künstlichen, vergoldeten Cherubim, mit Leuchtern und Lampen, und ähnlichen Kostbarkeiten auf das Schönste ausgeschmückt war. Unsere rechtgläubigen Zionswächter haben in diesen kindischen Spielereien deutliche Vorbilder des Erlösers und der christlichen Kirche wahrgenommen, welches natürlich so sinnreichen und scharfsichtigen Männern nicht schwer werden konnte, die in den Gräten jedes Hechtkopfs alle Marterwerkzeuge aus der Leidensgeschichte unsers Heilandes finden, und dies als einen der vorzüglichsten, klarsten und unumstößlichsten Beweise ihrer allein seligmachenden und ganz unglaublichen Glaubenslehren anführen. Wir, unsers Orts, überlassen es mit Vergnügen einem Jeden, in den masaischen Büchern die langweiligen, geistlosen Beschreibungen der Stiftshütte und der hohenpriesterlichen Röcke und Hosen nachzulesen, und sich daraus so viele prophetische Vorbilder hervorzusuchen, wie ihm beliebt. Besser für die Sittlichkeit und Wohlfahrt der Juden wäre un-

ſtreitig geſorgt worden, wenn es dem Gott Iſrael oder vielmehr deſſen angeblichen Bevollmächtigten gefallen hätte, ſtatt ſich bei dergleichen läppiſchen Dingen aufzuhalten, ſein Volk lieber mit der höhern Beſtimmung des Menſchen und mit edlern Beweggründen zur Tugend bekannt zu machen, als man in der moſaiſchen Geſetzſammlung aufgeſtellt findet. Da wir übrigens in der Folge zu dieſen Geſetzen zurück kehren, ſo gehen wir jetzt weiter.

Aarons Einweihung zum Hohenprieſter ward mit vielem Pomp gefeiert, und das erſte Opfer, welches er brachte; wurde von einem Feuer, das vom Herrn ausgieng, verzehrt. Wer nur einige Kenntniß der Natur und der Chemie beſitzt, kann ſich leicht vorſtellen, wie übernatürlich es mit dieſem Feuer, worüber das unwiſſende Volk jubelte und frohlockte, zugieng. Wir würden höchſt wahrſcheinlich keine einzige Wundergeſchichte haben, wenn die Menſchen immer das erſte Geſetz der geſunden Vernunft befolgt hätten: Forſche nach keiner übernatürlichen Urſache einer Begebenheit, ſo lange es noch möglich iſt, eine natürliche zu finden; und ſollte dir dies nicht möglich ſein, ſo glaube deshalb nicht, daß es Andern unmöglich iſt.

Gleich nach jener Feierlichkeit nahmen die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, dieſelben, welche den Gott Iſrael auf dem Sinai geſehen hatten, ihre Näpfe, „und thaten Feuer darein,

„und legten Rauchwerk darauf, und brachten „das fremde Feuer vor den Herrn, das er ihnen „nicht geboten hatte. Da fuhr ein Feuer aus von „dem Herrn und verzehrte sie, daß sie starben „vor dem Herrn."

Wahrlich, ein sehr strenger Herr! Aber wie konnte er den Nadab und den Abihu so hart strafen, da ja das Gesetz, daß das Feuer zum Opfer vom Altar genommen werden sollte, erst nach ihrem Tode gegeben wurde? *) Die Sache verhielt sich jedoch, wie man aus der Erzählung sieht, ganz anders. Nadab und Abihu waren betrunken, als sie opferten, und verursachten durch ihre eigene ruchlose Unvorsichtigkeit eine ganz natürliche Feuersbrunst, wodurch sie getödtet wurden. Um ähnliche Fälle zu verhüten und das kostbare Heiligthum vor dem Verbrennen zu bewahren, wodurch der Glaube der Israeliten an den überirdischen Ursprung ihres Kultus sehr erschüttert und vielleicht ganz vernichtet wäre, gab Moses dem Aaron und allen seinen Nachkommen auf ewige Zeiten das Gesetz, keinen Wein und starkes Getränk zu trinken, wenn sie in die Hütte des Stifts gingen, damit sie nicht stürben. **) Nadab's und Abihu's Tod mußte übrigens dem Volke als eine göttliche Strafe der Verwechselung des Feuers vorgespiegelt werden,

*) 3 B. Mos. 16 V. 1 und 12 und 13.
**) 3 B. Mos. 10 V. 8 und 9.

um die Ehrfurcht gegen den angeordneten Opferdienst noch mehr zu erhöhen, und den schlimmen Eindruck zu vermeiden, welchen die richtige Darstellung des Vorfalls nothwendig hätte machen müssen.

Im zweiten Jahre nach dem Auszuge der Israeliten ließ Moses auf Befehl des Herrn, der vermuthlich wissen wollte, wie stark seine Mannschaft war, dieselbe zählen, und es fanden sich mit Ausschluß des Stammes Levi, sechshundert und dreitausend fünfhundert und fünfzig männliche Israeliten von zwanzig Jahren und darüber. Die Zahl der Lewiten männlichen Geschlechts von einem Monat und darüber betrug aber nur zwei und zwanzigtausend, woraus sich offenbar ein ausserordentliches Mißverhältniß gegen die übrigen elf Stämme ergiebt, bei denen bloß diejenigen Männer gezählt wurden, die ihr zwanzigstes Jahr erreicht hatten. Hierauf bestellte Moses über jeden Stamm einen Hauptmann oder Fürsten, wodurch auch in politischer Rücksicht eine strengere Ordnung eingeführt wurde.

Nach allen diesen kirchlichen und weltlichen Anordnungen wollte Mosis Schwager, Hobab, ein Sohn des midianitischen Priesters Reguel, den Zug verlassen; allein Moses, der wohl wußte, wie viel er ihm zu verdanken hatte, sprach zu ihm: „Lieber, verlaß uns nicht, denn Du weißt, wo wir in der Wüste uns lagern sollen, und sollst unser Auge sein, und wenn Du mit uns

ziehest, was der Herr Gutes an uns thut, das wollen wir an Dir thun." Wozu bedurfte man nun aber eines solchen „Auges" oder Wegweisers, da der Herr, wie überall erzählt wird, mit der Bundeslade vor ihnen hergieng, und ihnen den Weg zeigte? Wie konnte der heidnische Priester Hobab aus Midian wissen, wann und wo sie ein Lager aufschlagen sollten, da ja der Herr selbst ihnen die Lagerstellen jedes Mal bestimmte? Wird nicht noch kurz vorher *) ausdrücklich versichert: „die Kinder Israel zogen nach dem Worte des Herrn, und nach seinem Worte lagerten sie sich?" Oder stand Hobab vielleicht in einem weit genauern Verkehr mit dem Gott Israel, als dessen Prophet und Vertrauter Moses selbst? Aus dem ganzen Betragen des letztern ergiebt sich, daß er dem Hobab wichtige Verbindlichkeiten hatte, und daß er ohne seine Hülfe und seinen Rath sich wenig Gutes von seiner Unternehmung versprach. Wenn der Herr, wie in der Sage erzählt wird, des Tages als Wolkensäule und des Nachts als Feuersäule vor den Israeliten herzog; wenn er selbst ihnen den Weg zeigte, und selbst ihnen ihre Lagerstätten anwies; wenn er Engel und Hornisse aussandte, um ihre Feinde vor ihnen zu vertreiben; wozu bedurften sie und ihr Anführer dann noch eines heidnischen Prie-

*) 4 M. 9 V. 18.

ſters, der ihnen als Auge, als Rathgeber und Leiter dienen mußte? Allein die midianitiſchen Prieſter Jethro, Reguel und Hobab waren die innigſten Vertrauten des iſraelitiſchen Religionſtifters; ſie waren die Seele ſeiner ganzen Geſetzgebung; ſeine Rathgeber bei allen, ſowohl kirchlichen, als bürgerlichen Einrichtungen; ſeine Gehülfen bei den Spukereien auf Sinai und an andern Orten; denn Moſes bedurfte Männer, auf die er ſich völlig verlaſſen konnte, Männer, die im Stande waren, ihn mit Rath und That kräftig zu unterſtützen, wenn das halsſtarrige, mürriſche Volk dahin gebracht werden ſollte, wohin er es haben wollte. Er bedurfte Gehülfen, die mit allen Kräften der Natur in möglichſt hohem Grade bekannt waren, um ſein Anſehen durch ſcheinbare göttliche Wunder einen höhern Glanz und mehr Feſtigkeit zu geben! Und wer hätte ſich hiezu wohl beſſer geeignet, als jene midianitiſchen Prieſter, die, gleich den egyptiſchen, wie die Geſchichte lehrt, in der Naturkunde, der Mechanik, der Magie und andern Wiſſenſchaften und Künſten es zu einer ſo hohen Vollkommenheit gebracht hatten. Ueberdies waren Jethro, Reguel und Hobab mit ihm auf das Engſte verſchwägert; ſein Intereſſe war gewiſſermaßen das Ihrige, wem hätte er daher wohl mehr und rückhaltloſer vertrauen dürfen, als Ihnen? Hobab ließ ſich durch die großen Verheiſſungen des Moſes, welche ihm und ſeinen Nachkommen nach-

her wirklich erfüllt wurden, bewegen, mitzuziehen, und blieb also das „Auge" der Israeliten und ihres Heerführers. Dieser Hobab, so wenig und so selten seiner auch in der Geschichte erwähnt wird, war gewiß ein großer und sehr einsichtsvoller Mensch, größer vielleicht, als Moses selbst, der den ganzen Ruhm der Unternehmung davon trug.

Ehe sie noch vom Sinai hinwegzogen, sprach der Herr zu Moses: „Mache dir zwei Trompeten von dichtem Silber, daß Du ihrer gebrauchest, die Gemeine zu berufen, und wenn das Heer aufbrechen soll. Wenn ihr in einen Streit ziehet in eurem Lande wider eure Feinde, die euch beleidigen, so sollt ihr trompeten mit den Trompeten, daß eurer gedacht werde vor dem Herrn, eurem Gott, und erlöset werdet von euren Feinden. Desselbigen gleichen, wenn ihr fröhlich seid an euren Festen und an euren Neumonden; sollt ihr mit den Trompeten blasen über eure Brandopfer und Dankopfer, daß es euch sei zum Gedächtniß vor eurem Gott." — Lieber Gott, welch' ein Gott, der seinen auserwählten Lieblingen nicht anders helfen und ihrer nicht anders gedenken will, als wenn er durch Trompeten dazu aufgefordert wird!!

Endlich zogen sie vom Berge Sinai drei Tagreisen, „und die Lade des Bundes des Herrn gieng vor ihnen her die drei Tagreisen, um ihnen zu zeigen, wo sie ruhen sollten. Und die

Wolke des Herrn war des Tages über ihnen, wenn sie aus dem Lager zogen; und wenn die Lade zog, sprach Moses: Herr stehe auf, laß deine Feinde zerstreuet, und die dich hassen, flüchtig werden vor dir! Und wenn sie ruhete, so sprach er: Komm wieder, Herr, zu der Menge der Tausenden Israels! Was soll man bei dergleichen Formeln des israelitischen Gesetzgebers und Religionstifters denken? Wie konnte er wohl eine richtige Erkenntniß des höchsten Wesens haben, wenn er glaubte, dasselbe mit einem solchen Machtspruch nach seinem Willen leiten zu können? Wie konnte er dieses unendliche, hohe und mächtige Wesen, welches Alles in Allem erfüllet, und in welchem wir Alle leben, weben und sind, wie konnte er dieses erhabenste, alle Räume erfüllende Wesen wohl rufen: daß es zurückkehren sollte zu der Menge der Tausenden Israels? Wie unendlich klein mußte der Allgegenwärtige, der Alleserfüllende der Vorstellung des israelitischen Religionsstifters erscheinen, da er sich solcher widersinniger Formeln bediente? Offenbar war in seinen Augen die Menge der Tausenden Israels fast eben so wichtig und eben so erhaben, als der Herr Zebaoth selbst?

So viel der letztere auch für Abrahams mürrischen Saamen that, mit dem er kreuz und queer die Wüste, bald als Wolken-, bald als Feuersäule, durchzog, so blieb das auserwählte Völkchen doch immer unzufrieden. Schwerlich möchte

ein Volk auf der Erde sein, welches bei einer so ungeheuern Menge von Wundern sich so ungebärdig gegen Gott und die von ihm aufgestellten Anführer betragen hätte, wie die Israeliten! Man weiß in der That nicht: ob man mehr über die schlechte Aufführung der Auserwählten des Herrn Zebaoth, oder über seine schlechte Auswahl erstaunen soll. Man begreift kaum, was wunderbarer ist, die Menge von Wundern, wodurch er sich bei seinen Schützlingen, als ihren ewigen Gott zu beglaubigen suchte, oder die Gleichgültigkeit, mit welcher Israels Kinder diese Wunder aufnahmen? Kaum hatte man jene drei Tagreisen zurückgelegt, da ward das Volk ungeduldig. „Dies gefiel übel vor den Ohren des Herrn. Und „als der Herr es hörete, ergrimmete sein Zorn, „und zündete das Feuer des Herrn unter ihnen „an, das verzehrte die äussersten Lager." Da haben wir nun abermals eine Menge recht kleinlicher Vorstellungen von dem höchsten Wesen! Wir sehen einen Gott mit Ohren, einen Gott, der, nicht schon von Ewigkeit her weiß, was geschehen wird, sondern einen Gott, der in diesem Augenblick erst hört, was geschieht; einen Gott, der darüber in einen solchen Zorn geräth, daß er das Lager seiner Lieblinge anzündet, und nur durch die vernünftigen Fürbitten seines Vertrauten Moses auf andere Gedanken gebracht werden kann.

Warum waren denn Israels liebenswürdige

Kinder ſo unzufrieden mit dem Herrn Zebaoth? Aus Fleiſchesluſt! Sie wollten Fleiſch eſſen und in der Wüſte gab es keines. Auch hatten ſie Appetit zu Fiſchen, die ſie „in Egypten umſonſt „aßen, zu Kürbis, Pfeben, Lauch, Zwiebeln „und Knoblauch.“ Den Juden konnte dies ſchwerlich verdacht werden, denn wir wiſſen, wie gerne ſie Fiſche, Knoblauch, Zwiebeln und dergleichen eſſen. Der Herr Zebaoth hatte ſie freilich ſeit ihrem Auszuge aus Egypten in der Wüſte immer mit Manna gefüttert, welches er ihretwegen vom Himmel fallen ließ; allein dieſes Man oder Manna, obgleich es anzuſehen war, wie Koriandersaamen oder wie Bedellion und ſo lieblich ſchmeckte, wie Semmel mit Honig, wollte doch am Ende dem, nach Fleiſch lüſternen Volke nicht mehr munden. *) Als es nun weinte und jammerte, ergrimmte der Zorn des Herrn in ſo hohem Grade, daß ſelbſt Moſes bange ward. Da ſprach dieſer zum Herrn: „Warum bekümmerſt du „deinen Knecht? Und warum finde ich nicht Gnade „vor deinen Augen, daß du die Laſt des ganzen „Volks auf mich legeſt? Habe ich alles Volk „empfangen und geboren, daß du zu mir ſagen „magſt: Trage es in deinen Armen, wie eine

*) Das Man oder Manna war der harzige Ausfluß einer Mimoſenpflanze, welche noch jetzt in jenen Gegenden wächſt und den, in den Büchern Moſis angegebenen Geſchmack. Die Iſraeliten glaubten, es ſey ihretwegen vom Himmel gefallen.

„Amme ein Kind trägt, in das Land; das du „ihren Vätern geſchworen haſt? Woher ſoll ich „Fleiſch nehmen, daß ich allem dieſem Volk gebe? „Sie weinen vor mir, und ſprechen: Gieb uns „Fleiſch, daß wir eſſen. Ich vermag das Volk „nicht zu tragen, denn es iſt mir zu ſchwer. „(Das war gewiß ſehr richtig!) Und willſt du „ſo mit mir handeln, ſo erwürge mich lieber, „habe ich anders Gnade gefunden vor deinen „Augen, damit ich nicht mein Unglück ſehen „müſſe." Moſes ſprach hier wirklich in einem ſehr kühnen und trotzigen Ton mit Gott. Uebrigens iſt es höchſt auffallend, daß der Gott Iſraels in den altteſtamentiſchen Geſchichtsbüchern immer weniger vernünftig, gerecht und billig denkend dargeſtellt wird, als ſeine Diener und Lieblinge. Wenn ſie ihn nicht ſo oft zur Ordnung riefen, wenn ſie ihm nicht ſo häufige Vorſtellungen machten, um ſeinen Jähzorn zu beſänftigen, ſo würde er längſt das ganze jüdiſche Volk und alle übrige Menſchen von der Erde vertilgt haben. Welcher Unbefangene kann aber wohl glauben, daß dieſen kindiſchen, des höchſten, weiſeſten und beſten Weſens ſo unwürdigen Erzählungen und Schilderungen die mindeſte geſchichtliche Wahrheit zum Grunde liegt? Wie wenig Ehrfurcht müßen wir vor Gott haben, wenn wir uns einbilden könnten, daß er in der Leidenſchaft des Zorns den Lot und deſſen Familie mit den übrigen Einwoh-

nern von Sodom und ſo bei mehreren Gelegenheiten auch die Iſraeliten auf die ungerechteſte und übereilteſte Weiſe von der Erde würde vertilgt haben, wenn nicht Abraham, Moſes, David und Andere immer zum Beſten geredet, und durch ihre klugen Vorſtellungen ſeinen Grimm beſänftiget hätten? *)

Doch — wir kehren zu Moſes und dem Gott Iſraels zurück. Der letztere erwiederte ſeinem treuen Diener: „Sammle mir ſiebenzig Männer unter den Aelteſten in Iſrael, von denen du weißt, daß ſie die Aelteſten im Volke und deſſen Amtleute ſind, und nimm ſie vor die Hütte des Stifts und ſtelle ſie daſelbſt vor dich. Dann will ich hernieder kommen und mit dir daſelbſt reden, und deines Geiſtes, der auf dir iſt, nehmen, und auf ſie legen, daß ſie mit dir die Laſt des Volkes tragen, daß du nicht allein trageſt. Und zum Volke ſollſt du ſagen: Heiliget Euch auf morgen, daß ihr Fleiſch eſſet; denn euer Weinen iſt vor die Ohren des Herrn gekommen, die ihr ſprechet: wer giebt uns Fleiſch zu eſſen, denn es gieng uns wohl in Egypten! Darum wird der Herr euch Fleiſch geben, daß ihr eſſet. Nicht Einen Tag, nicht zwei, nicht fünf, nicht zehn,

*) Man ſehe 1 B. Moſ. K. 19; 2 B. Moſ. Kap. 32; 4 B. Moſ. Kap. 11; Kap. 16 u. Kap. 21; 2 B. Sam. Kap. 24; 1 B. Chron. Kap. 22.

nicht zwanzig Tage lang, sondern einen Monat lang, bis es euch zur Nase ausgehe und euch ein Ekel sei; darum daß ihr den Herrn verworfen habt, der unter euch ist, und vor mir geweint und gesagt: warum sind wir aus Egypten gegangen.

Moses that, nach der vorliegenden Sage, wie sein Gott ihm geboten hatte. Der Herr kam am andern Tage, als jene Männer versammelt waren, in einer Wolke herab, redete mit ihm, und „nahm des Geistes, der auf ihm war, und legte ihn auf die siebenzig ältesten Männer, und da der Geist auf ihnen ruhete, weissagten sie und hörten nicht auf. Es waren aber noch zwei Männer im Lager geblieben, der eine hieß Eldad, der andere Medad, und der Geist ruhete auf ihnen; denn sie waren auch angeschrieben, und doch nicht hinausgegangen zu der Hütte, und sie weissagten im Lager." Was diese zwei und siebenzig Männer aber geweissagt haben, ob von dem Türkenkriege, oder von der griechischen Pacification oder von der Emancipation der Katholiken in Irrland, das wissen wir nicht. Man sieht übrigens, daß Moses ein ausserordentlich geistreicher Mann sein mußte, da er zwei und siebenzig andern so viel Geist abgeben konnte, daß sie sämmtlich in Propheten verwandelt wurden und daß er dennoch selbst ein großer Prophet blieb.

Was soll man jedoch bei dieser Erzählung vernünftiges denken? Wie ist es möglich von dem

Geiſt eines Menſchen einen Theil hinweg zu nehmen und unter zwei und ſiebenzig Andere zu vertheilen. Der Geiſt iſt ja etwas Untheilbares; er ißt ja kein Brod, woraus man Butterſchnitte machen kann! Welche Vorſtellungen mag der Verfaſſer des Pentateuchs wohl von Geiſt und Geiſtesgaben, und deren Vertheilung gehabt haben, da er ein ſolches Mährchen niederſchreiben konnte? Kann Gott denn nicht auf andere Weiſe ſeinen Menſchen geiſtige Vorzüge ertheilen, als daß er dem Einen den, ihm beſcherten Antheil von Geiſt nimmt, und ihn einem Andern zulegt? Wie kann man uns zumuthen, dergleichen Ungereimtheiten als göttliche Eingebungen des heiligſten aller Geiſter zu betrachten?

Nach jener Austheilung des moſaiſchen Geiſtes fuhr der Wind aus von dem Herrn, und ließ Wachteln kommen vom Meer und ſtreuete ſie über das Lager, hier eine Tagreiſe lang, da eine Tagreiſe lang um das Lager her, zwei Ellen hoch über der Erde." Das waren Wachteln!

Dieſer Sage liegt übrigens vielleicht etwas Wahres zum Grunde. Das ſogenannte Man, welches aber, wie ſchon früher bemerkt worden, nicht vom Himmel fiel, ſondern das Erzeugniß einer Art von Sinnpflanzen war, die man noch jetzt in jenen Gegenden häufig trifft, mochte, nebſt den übrigen Gewächſen, von denen die Iſraeliten ſich in der Wüſte nähren mußten, ihnen wohl im höchſten Grade verleidet ſein. Sie ſehnten

sich wieder zurück nach dem fruchtbaren Egypten, wo sie freilich arbeiten mußten, aber auch alle Lebensbedürfnisse im Ueberflusse hatten. Unter den Gegenständen, die sie zu ihrer Nahrung begehrten, war Fleisch das Vorzüglichste. Moses sahe aus natürlichen Vorzeichen, daß in wenigen Tagen eine große Menge eßbarer Heuschrecken von derselben Art kommen, wie sie noch jetzt oft in ungeheuern Schwärmen ganze Landstriche in Afrika bedecken und verheeren. Als kluger Mann, der Alles benutzte und benutzen mußte, um sich bei den stets märrischen Israeliten in Ansehen zu erhalten, verhieß er, jene Vorzeichen der nahen Ankunft eßbarer Heuschrecken kennend, ihnen, Namens des Gottes Israel, so viel Fleisch, daß sie einen ganzen Monat zu essen haben sollten, Die Heuschrecken kamen; Israels liebenswürdige Kinder fielen mit einer solchen Begierde und Unersättlichkeit darüber her, daß sie sich eine Krankheit zuzogen, an welcher viele von ihnen starben. Nicht der Zorn des Herrn, sondern die Gefräßigkeit der Israeliten war also die Ursache der großen Plage, welche die Lustgräber mit Leichen füllte. Betrachtet man nun dies ganze Mährchen, so ist das Wunderbare bloß jüdischer, durch Tradition, Uebertreibungssucht, Prahlerei und Hang zum Uebernatürlichen entstandener Zusatz. Die Menge der Heuschrecken, welche von der Meerseite herkamen, war gewiß bei weitem nicht so ungeheuer groß, als sie angegeben wird, aber

immer hinreichend, um das nach Fleiſch lüſterne Volk auf längere Zeit zu verſorgen. Daß Heuſchrecken dieſer Art *) noch jetzt manchmal jene Gegenden in großen Schwärmen durchziehen, iſt bekannt; warum ſollte es denn ein Wunder ſein, daß während des Aufenthals der Iſraeliten in der Wüſte ein ſolcher Schwarm bei ihnen anlangte, und ihnen zur Speiſe diente? Eben ſo wenig war es aber auch ein Wunder, daß die, an ſehr leichte Koſt gewöhnten Iſraeliten durch den unmäßigen Genuß der ſchwer verdaulichen Heuſchrecken, deren Fleiſch dem der Krebſe und Hummern gleichen ſoll, ſich tödtliche Krankheiten zugezogen. Um ſich die letztern zu erklären, braucht man folglich gar nicht anzunehmen, daß Gott in einen ſchrecklichen, ſeiner höchſt unwürdigen Zorn gerathen ſei, und daher ſeine auserwählten Lieblinge mit einer großen Plage geſchlagen habe. Die Sache erklärt ſich ja ohnehin ganz natürlich und leicht. **)

Selbſt die Unfälle, welche ſeine Familie betrafen, benutzte Moſes ſehr klug, um ſein Anſehen bei dem Volke immer feſter zu gründen. Aaron und ſeine Schweſter Mirjam hatten, nach der Sage, übel von ihm geſprochen, weil er eine Mohrin geheirathet hatte. Dies hörte der Herr Zebaoth, und Mirjam ward zur Strafe

*) Sehr unrichtig hat Luther Wachteln überſetzt.
**) M. ſ. 4 B. Moſ. 11.

für ihr Geschwätz mit dem Aussatz geschlagen. Mußte schon Moses eigene Schwester für einige Aeusserungen, die sie sich über die Heirath ihres Bruders erlaubte, so hart büßen; wie weit gefährlicher mußte es dann für jeden Andern sein, auch nur eine Sylbe gegen Moses zu sprechen, da der Gott Israels sogleich alle möglichen Plagen in Bereitschaft hatte, seinen treuen Diener wegen der, demselben wiederfahrenen Beleidigungen zu rächen. Es ward fast als ein eben so großes Verbrechen betrachtet, wider Moses zu murren, als ob man wider den Herrn Zebaoth selbst sich auflehnte. Einer solchen Autorität bedurfte aber auch der israelitische Heerführer, wenn das halsstarrige, wankelmüthige Volk seinen Befehlen folgen sollte, und daher wollen wir ihn keineswegs über die Mittel tadeln, die er anwandte, sich dieselbe zu verschaffen.

Als er in der Wüste Paran angelangt war, sandte er, wie es heißt *), auf Befehl des Herrn zwölf Kundschafter aus, nach dem angeblich den Israeliten verheissenen Lande Kanaan, um zu besehen, „das Land wie es ist, und das Volk, „das darin wohnet, ob es stark oder schwach, „wenig oder viel ist. Und was es für ein Land „ist, darin sie wohnen, ob es gut oder böse sei; „und was es für Städte sind, darin sie wohnen,

*) 4 B. Mos. 13. [illegible]

„ob sie in Gezelten oder Festungen wohnen; und „was für Land sei, ob es fett oder mager sei, „und ob Bäume darin sind oder nicht.“

Daß diese Aussendung von Kundschaftern keineswegs auf Befehl Gottes geschehen sei, muß jeder Vernünftige einsehen; denn wozu brauchte der Allwissende und Allgegenwärtige menschliche Kundschafter aussenden zu lassen, um nach Dingen zu forschen, die er ja von Ewigkeit her wußte? Zum Besten des Moses und der Israeliten konnte Gott diese Spionerie eben so wenig angeordnet haben; indem sie durchaus von keinem Nutzen war, sondern vielmehr die übelsten Folgen hatte. Offenbar war also das Vorgeben des Moses: daß Gott geboten habe, Kundschafter auszusenden, ganz ungegründet. Der Herr mußte ihm zu Allem, was er that, es mochte so klug oder so unklug sein, wie es wollte, seinen Namen leihen, damit er von dem reizbaren, stets zu Aufrühren geneigten Volke keinen Widerspruch, oder gar noch etwas Schlimmeres zu befürchten brauchte.

Man weiß in der That nicht, zu welchem Zwecke Moses eigentlich Kundschafter nach Kanaan sandte. Da, nach seinen Betheurungen, Gott den Israeliten dieses Land einmal zu ihrem künftigen Erbtheil bestimmt hatte, so waren ja alle Nachforschungen über die Beschaffenheit desselben, über die Menge und Stärke seiner Einwohner, über seine Städte und Festungen ganz

unnütz und überflüßig; denn mit dem Lande selbst mußten die Israeliten unter jeder Bedingung zufrieden sein, und vor den Einwohnern und ihren Festungen und Waffen brauchten sie sich ja gar nicht zu fürchten, wenn Moses Versicherungen anders gegründet waren, daß der Gott Israels ihm versprochen hätte, ihre Feinde durch Engel und Hornisse vor ihnen auszutreiben.

Offenbar zeigte Moses aber durch die Aussendung von Kundschaftern, die nach jenen Gegenständen forschen sollten, daß alle jene, von ihm vorgegebenen, göttlichen Verheissungen grundlos und von ihm erdichtet waren, denn hatte Gott ihm wirklich geboten, die Israeliten nach jenem Lande hinzuführen und es, als ihr, ihnen bestimmtes Erbtheil einzunehmen, und hatte Gott ihm ferner jene wunderbare Hülfe und Unterstützung versprochen; wozu bedurfte es dann noch aller der Nachforschungen?

Nach vierzig Tagen kehrten die Abgeordneten Moses zurück, beladen mit den Früchten des Landes, unter denen sich eine einzige Weintraube befand, die von zwei Männern mußte getragen werden. Da alle diese Nachrichten durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, und erst in sehr späten Zeiten schriftlich aufgezeichnet wurden; so dürfen wir, besonders bei dem, den Juden so natürlichen Hange zum Lügen und Aufschneiden, mit Sicherheit annehmen, daß es dieser Traube ergieng, wie einem Schneeball, der sich immer

mehr vergrößert, je weiter man ihn fortwälzt. Hätte die mündliche Ueberlieferung von dieſer ungeheuern Traube bis auf unſere Zeiten gedauert, ohne das der Uebertreibungsſucht durch ſchriftliche Aufzeichnung eine Gränze geſetzt wäre, dann würde jetzt gewiß jede einzelne Beere ſo groß geweſen ſein, daß zehn Männer vollauf daran zu tragen gehabt hätten!

„Das Land, durch welches wir gegangen ſind, „ſprachen die Heimgekehrten, frißt ſeine Einwoh„ner und alles Volk, das wir darin ſahen, ſind „Leute von großer Länge. Wir ſahen auch Rie„ſen daſelbſt, Enaskinder von den Rieſen; und „wir waren vor unſern Augen, als die Heu„ſchrecken, und alſo waren wir auch vor ihren „Augen.“ Auſſerdem machten die Kundſchafter eine ſo fürchterliche Beſchreibung von den ſtarken Feſtungen und Städten Kanaans, daß Abrahams heldenmüthiger Saame in die größte Angſt und Verzweiflung gerieth. „Die ganze Gemeine fuhr „auf und ſchrie, und das Volk weinte die Nacht. „Und alle Kinder Iſrael murrten wider Moſes „und Aaron, und die ganze Gemeine ſprach „zu ihnen: Ach, daß wir in Egyptenland geſtor„ben wären, oder noch ſtürben in dieſer Wüſte. „Warum führt uns der Herr in dies Land, daß „unſere Weiber durchs Schwerdt fallen und un„ſere Kinder ein Raub werden? Iſt's nicht beſ„ſer wir ziehen wieder in Egypten? Und einer „ſprach zu dem Andern: Laſſet uns einen Haupt-

„mann aufwerfen und wieder in Egypten ziehen. „Moſes aber und Aaron fielen auf ihr Angeſicht „vor der ganzen Verſammlung der Gemeine der „Kinder Iſrael.“ Joſua und Caleb, welche gleichfalls das Land erkundet hatten, dämpften endlich mit Mühe den Aufruhr; und hierauf trat der pfiffige Moſes wieder auf, erzählte wie der Gott Iſraels mit ihm ſo grimmig geredet habe. Der Herr ſei ſehr zornig geweſen, und habe das ganze Volk vertilgen, und ihn, den Moſes nemlich, zum großen Volk machen und ſeinen Nachkommen das Land geben wollen. Er habe aber den Herrn durch gütige Vorſtellungen beſänftigt, und Gott habe das ſündliche Murren vergeben, allein keiner von denen, die aus Egypten gekommen wären, ſollte das Land Kanaan ſehen. Sie ſollten noch vierzig Jahre in der Wüſte bleiben, und erſt ihre Kinder ſollten das verheiſſene Erbtheil einnehmen. Hiemit wurde denn die Ruhe völlig hergeſtellt! Unſtreitig fürchtete Moſes, deſſen perſönlicher Muth nicht ſehr groß ſein mochte, die ungeheuren Rieſen und die ſtarken Feſtungen Kanaans eben ſo ſehr, wie die übrigen Iſraeliten; auch ſah er wohl ein, daß mit einer ſo feigherzigen, wankelmüthigen, aufrühriſchen Horde der beabſichtigte Plan nicht auszuführen ſei. Er ſelbſt war hochbejahrt, und daher überließ er es gerne einem Andern, mit einem kräftigern und muthvollern Geſchlechte das, von ihm begonnene Werk zu vollenden.

Die großen Vorzüge und Einkünfte, welche Moſes ſeinem Bruder Aaron und deſſen Kindern durch die ausſchließliche Uebertragung des Prieſteramts zugewandt hatte, erregten den Unwillen nicht allein mancher Leviten, welche nur untergeordnete Diener der Prieſter waren, ſondern auch vieler andern Iſraeliten. Korah, der Sohn Jezehars, aus dem Stamm Levi, nebſt Dathan, Abiram und On aus dem Stamm Ruben befanden ſich an der Spitze der Unzufriedenen, deren Zahl ſich auf zweihundert und fünfzig „der „Vornehmſten in der Gemeine, Rathsherren und „ehrlichen Leute" belief. Dieſe ſammelten ſich wider Moſes und Aaron, und ſprachen zu ihnen: „Ihr macht es zu viel; denn die ganze „Gemeine iſt überall heilig: und der Herr iſt „unter ihnen; warum erhebet ihr euch über die „Gemeine des Herrn?"

Moſes ſuchte ſie zu beſänftigen, und verſprach, daß Gott am folgenden Tage ſelbſt entſcheiden würde, wer heilig ſei und ihm opfern ſolle. „Nehmet ſprach er zu Korah und ſeinen Anhängern, nehmet euch Pfannen, Korah und ſeine ganze Rotte, und legt Feuer darein, und thut morgen Rauchwerk darauf vor dem Herrn. Welchen der Herrn erwählet hat, der ſei heilig! Ihr macht es zu viel, ihr Kinder Levi. Iſt es euch zu wenig, daß euch der Gott Iſrael ausgeſondert hat von der Gemeine Iſrael, daß ihr ihm opfern ſollt, daß ihr dienet im Amt der Woh-

nung des Herrn und vor die Gemeine tretet, ihr zu dienen? Er hat dich und alle deine Brüder, die Kinder Levi sammt dir, zu sich genommen, und ihr suchet nun Euch das Priesterthum? Du und deine ganze Rotte macht einen Aufruhr wider den Herrn! Was ist Aaron, daß ihr wider ihn murrt?"

Es war, wie man sieht, zu Moses Zeiten schon, wie es noch heute ist! Wer es nur wagte, gegen einen Priester zu murren, der hatte nicht gegen den Priester, sondern gegen den Herrn gesündiget, und wurde als ein Aufrührer gegen Gott betrachtet.

Moses ließ auch Dathan und Abiram vom Stamme Ruben zu sich bescheiden; allein sie erwiederten trotzig: „wir kommen nicht hinauf! „Ist es zu wenig, daß du uns aus dem Lande „geführt hast, worin Milch und Honig fließt, „daß du uns tödtest in der Wüste? Du mußt „auch noch über uns herrschen? Wie fein hast „du uns gebracht in ein Land, worin Milch und „Honig fließt und hast uns Aecker und Weinberge zum Erbtheil gegeben! Willst du den Leuten auch die Augen ausreissen? Wir kommen „nicht hinauf!"

Moses fühlte sich durch diese Vorwürfe um so tiefer gekränkt, da er gegen ihre Wahrheit und Richtigkeit nichts einzuwenden wußte. Er glühete vor Zorn und sprach zu dem Herrn: wende dich nicht zu ihrem Speisopfer! Ich habe nie

einen Esel von ihnen genommen, und habe Keinem von ihnen jemals etwas Leides gethan!

Am andern Tage erschienen die sämmtlichen Unzufriedenen, die Moses zum Räuchern beschieden hatte, vor die Stiftshütte mit ihren Pfannen, in die sie Feuer und Räuchwerk legten. „Und Korah versammelte wider sie, (nemlich wider Moses und Aaron) die ganze Gemeine vor die Hütte des Stifts. Aber die Herrlichkeit des Herrn erschien vor der ganzen Gemeine."

Es ist sonderbar, daß nicht deutlicher bezeichnet ist, auf welche Weise die Herrlichkeit des Herrn erschien!

„Und der Herr redete mit Moses und Aaron und sprach: Scheidet euch von dieser Gemeine, daß ich sie plötzlich vertilge. Sie fielen aber auf ihr Angesicht und sprachen: ach, Gott, der du bist ein Gott der Geister alles Fleisches, ob Ein Mann gesündiget hat, willst du darum über die ganzen Gemeine wüthen?"

Da denken Moses und Aaron schon wieder weit gerechter und billiger, als der Gott Israels selbst! Es ist in der That widerlich, immer das höchste Wesen als einen jähzornigen Wütherich geschildert zu sehen der bloß durch die vernünftigen Vorstellungen schwacher, sterblicher Menschen von den größten Ungerechtigkeiten und Uebereilungen zurückgehalten wird. Eine Geschichte, die dergleichen Dinge enthält, kann durchaus auf keine Glaubwürdigkeit Anspruch machen!

„Und der Herr redete mit Moses und sprach: Sage der Gemeine: weichet rings herum von der Wohnung Korah und Dathan und Abiram.“

Von dem, was der Herr hier soll gesagt haben, hörte also sonst Niemand etwas, als Moses und Aaron. Sie waren die beiden Einzigen, welche alle diese Reden vernahmen, oder vernommen haben wollten, und da konnte man vernünftiger Weise wohl fragen: womit beweist ihr, daß Gott Jenes zu euch gesprochen hat? Eure Behauptungen allein bilden einen schlechten Beweis! Daß Moses und Aaron bei dieser und andern Gelegenheiten immer versicherten: Gott habe so sehr gezürnt; er habe ganz Israel von der Erde vertilgen wollen, und sich bloß durch ihre Fürbitten und Vorstellungen besänftigen lassen, war elende Pfaffenpolitik, wodurch sie sich bei dem leichtgläubigen Haufen in Gunst und in Ansehen zu setzen suchten. Gott hatte so wenig mit ihnen, als mit irgend einem Andern gesprochen. Doch weiter!

„Moses stand auf und gieng zu Dathan und Abiram, und die Aeltesten Israels folgten ihm nach. Und er redete mit der Gemeine und sprach: weichet von den Hütten dieser gottlosen Menschen, und rühret nichts an, was Ihr ist, daß ihr nicht umkommet in irgend ihrer Sünden einer. Und sie giengen herauf von der Wohnung Korah, Dathan und Abiram. Dathan aber und Abiram giengen heraus und traten an die Thür ihrer

Hätten mit ihren Weibern und Söhnen und Kindern. Und Moſes ſprach: dabei ſollt ihr merken, daß mich der Herr geſandt hat, daß ich alle dieſe Werke thäte, und nicht aus meinem Herzen. Werden ſie ſterben, wie alle Menſchen ſterben, oder heimgeſucht, wie alle Menſchen heimgeſucht werden; ſo hat mich der Herr nicht geſandt. Wird aber der Herr etwas Neues ſchaffen, daß die Erde ihren Mund aufthut und verſchlinget ſie mit Allem, das ſie haben, daß ſie lebendig hinunter in die Hölle fahren; ſo werdet ihr erkennen, daß dieſe Leute den Herrn gelästert haben. Und als er dieſe Worte geredet hatte, zerriß die Erde unter ihnen, und that ihren Mund auf und verſchlang ſie mit ihren Häuſern, mit allen Menſchen, die bei Korah waren, und mit aller ihrer Habe, und fuhren hinunter lebendig in die Hölle mit Allem, das ſie hatten, und die Erde deckte ſie zu, und kamen um aus der Gemeine. Und ganz Iſrael, das um ſie her war, flohe vor ihrem Geſchrei; denn ſie ſprachen, daß uns die Erde nicht auch verſchlinge. Dazu fuhr das Feuer aus von dem Herrn, und fraß die zweihundert und fünfzig Männer, die das Rauchwerk opferten."

Dies klingt allerdings höchſt wunderbar, und verdient eine nähere Beleuchtung!

Zuförderſt muß ich jedoch in Erinnerung bringen, was ich ſchon früher bemerkt habe. Dieſe Sage wurde durch mündliche Ueberlieferung eine

beträchtliche Reihe von Jahrhunderten hindurch fortgepflanzt, ehe sie schriftlich, so wie sie jetzt vor uns liegt, aufgezeichnet ward. Der Hang der Juden zum Uebernatürlichen und Abenteuerlichen und ihre Uebertreibungssucht sind weit größer, als bei irgend einem andern Volke. Es wäre also ein noch weit größeres Wunder, als die Vertilgung Korah's und seiner Anhänger gewesen sein soll, wenn die Geschichte desselben so lauter, einfach und wahr, wie sie wirklich sich zutrug, durch mündliche Fortpflanzung auf die Nachwelt gekommen wäre! Sie wälzte durch die Tradition sich fort, wie ein Schneeball, und nahm bei jeder neuen Geschlechtsfolge eine andere Gestalt und mehr Wunderbares an.

Uebrigens sieht man aus vielen Umständen, daß nicht Gottes Finger, sondern Menschenkunst und Menschenhände den Untergang Korah's und seiner Freunde und Anhänger bewirkten; denn

1) ereignete sich während des Räucherns vor der Stiftshütte durchaus nichts, woraus sich ein Mißfallen Gottes hätte folgern lassen, welches doch wohl vorzüglich gerade in dem Augenblick hätte erwartet werden dürfen, wo diese angeblich verbrecherische Handlung geschahe. Es erfolgte dort keine Explosion, kein Aufbruch der Erde, kein Feuer fuhr dort aus von dem Herrn, wodurch die Missethäter getödtet wurden! Warum nicht? Offenbar darum nicht, weil dann nicht allein mit den Schuldigen auch Unschuldige um-

umgekommen wären, sondern weil selbst die Stiftshütte mit dem Allerheiligsten würde zerstört worden sein. Diese Besorgniß hätte aber dann gar nicht statt finden können, wenn Gott selbst und nicht Menschen hier wirksam gewesen wären. Seiner Allmacht und Weisheit war es ja ein Leichtes, die Uebelthäter, selbst wenn sie gleich noch so gedrängt unter vielen tausend Unschuldigen gestanden und noch so nahe bei jenem Heiligthum sich befunden hätten, von der Erde verschlingen zu lassen und durch Feuer zu tödten, ohne daß einer der Schuldlosen verletzt oder die Stiftshütte beschädigt worden wäre, und dann hätte man klar und deutlich erkennen können, daß dies Ereigniß nicht durch Menschen, sondern durch Gottes Hand bewirkt ward.

2) Als die Volksmenge sich bei den Wohnungen des Korah, des Dathan und Abiram befand, ward sie von Moses ängstlich gewarnt: weichet von den Hütten dieser gottlosen Menschen und rühret nichts von dem Ihrigen an, damit ihr nicht umkommet in irgend ihrer Sünden einer!" Diese Warnung war durchaus unnöthig, wenn bloß Gott, und nicht Menschen hier handelten. Er, der Allmächtige und der Allweise konnte, wie schon vorhin bemerkt worden, den Schuldigen von der Erde verschlingen oder durch Feuer umkommen lassen, und den neben ihm stehenden Schuldlosen erhalten, dies war ihm ein Kleines, und dies würde der sicherste Be-

weis gewesen sein, daß das Ereigniß durch göttliche Anordnung, und nicht durch menschliche Veranstaltung herbei geführt ward. In jener Warnung liegt aber gerade der Beweis des Gegentheils. Moses mußte fürchten daß seine beßten Freunde und Anhänger mit Korah und deßen Rotte durch die bevorstehenden Explosionen, vertilgt werden würden, indem es nicht in seiner Macht stand, die verderblichen Wirkungen derselben nach seinem Gefallen zu leiten. Darum warnte er das Volk bei Zeiten, und entfernte sich nach geschehener Warnung selbst schnell von dem Orte, wo nachher, wie die Sage meldet, die Erde zerriß und das Feuer ausfuhr von dem Herrn.

3) Wurden, trotz jener Warnung, alle Menschen, die bei Korah waren, und in seiner Nähe wohnten, unter denen gewiß manche ganz schuldlos sich befanden, und sogar die Kinder des Korah, des Dathan und Abiram, die an dem Verbrechen ihrer Väter doch keinen Antheil genommen hatten, getödtet. Hätte Gott hier gestraft, so wäre dies sicherlich nicht geschehen; er hätte nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen umgebracht, er hätte nicht die Kinder wegen der Sünden ihrer Eltern gestraft, denn der Sohn soll ja nicht tragen die Schuld seines Vaters.

4) War ja auch das ganze angebliche Verbrechen, welches Korah, Dathan und Abiram sollen begangen haben, gar nicht von der Art,

daß eine so grausenvolle Strafe von der Gerechtigkeit Gottes erwartet werden konnte! Was hatten diese Menschen gethan? Eigentlich gar nichts, wodurch das höchste Wesen hätte beleidigt werden können; bloß gegen die beiden herrsch- und selbstsüchtigen Brüder Moses und den Erzpfaffen Aaron hatten sie gemurrt, nicht gegen Gott, und folglich läßt sich durchaus nicht glauben, daß Gott der weit größere Sünden verzieh, eine so schreckliche Strafe gegen sie sollte verhängt haben. Jener Aaron, der ganz Israel zur schändlichsten Abgötterei verleitete, und offenbar Gott lästerte, indem er, mit Hindeutung auf das, von ihm verfertigte, goldene Kalb, sagte: siehe Israel, das sind die Götter, die dich aus Egypten geführt haben; jener Aaron ward für diese große Vergehungen gar nicht bestraft, sondern im Gegentheil für sich und alle seine Nachkommen ausschließlich mit allen hohenpriesterlichen und priesterlichen Würden, womit das größte Ansehen bei dem ganzen Volke und die glänzendsten Einkünfte verbunden waren, bekleidet; und Korah, Dathan und Abiram, die keine andere Sünde begangen hatten, als daß sie ihre Unzufriedenheit über die Herrschgier und Selbstsucht dieses gotteslästerlichen Pfaffen und seines Bruders Moses laut werden ließen, wurden dafür mit allen den Ihrigen von der Erde verschlungen und durch Feuer getödtet! Wo ist nun wohl ein Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe? Wie läßt sich wohl

vernünftiger Weiſs annehmen, daß Gott, der jene schweren Verbrechen des Aaron ganz ungeahndet hingehen ließ, gegen Korah und seine Anhänger mit einer solchen Strenge, wie in der uns aufbehaltenen Sage gemeldet wird, sollte verfahren sein, und zwar nicht wegen einer Beleidigung, die ihm, dem höchsten Wesen, sondern bloß wegen einer Kränkung, die dem Moses und Aaron zugefügt worden war.

Allein auf welche Weise, frägt man, war es möglich, solche Ereignisse, wie nach der biblischen Erzählung der Untergang der Rotte Korah war, zu bewirken, und zwar zu einer Zeit wo man noch kein Schießpulver und ähnliche Dinge hatte, und von Physik, Chemie und Mechanik fast nicht das Mindeste wußte!

O, man glaube doch nicht, daß die Priester Egyptens und Midians davon nichts kannten! Gewiß besaßen sie zum Theil weit umfassendere und gründlichere Kenntniß der Naturkunde, der Scheidekunst, der Mechanik und so weiter w. als manche unserer Professoren, die Vorlesungen darüber halten, und selbst als manche unserer orthodoxesten Theologen! Daß wir den Umfang ihres Wissens nicht beurtheilen können, ist ganz natürlich, da sie alle ihre Kenntnisse als Geheimnisse betrachteten, die nur den, in ihren Orden Eingeweiheten mitgetheilt wurden, und da ihnen überdies die Buchstabenschrift fehlte, vermittelst welcher uns vielleicht Einer oder der An-

ders von ihnen Nachrichten hätte hinterlassen können. Daß die Kenntnisse der egyptischen und midianitischen Priester nicht so unbedeutend waren, wie man sie häufig sich denkt, sehen wir nicht allein aus manchen Stellen des alten Testaments selbst, wo sie wegen ihrer ausgezeichneten Weisheit gerühmt werden, sondern auch aus den großen, noch jetzt bewunderten Werken der Baukunst, die unter ihrer Leitung und Mitwirkung aufgeführt wurden. Welche ungeheuern Mittel und Maschinen waren nicht erforderlich, um die Felsenmassen zu zersprengen, und viele hundert Fuß hoch empor zu winden, aus denen die Pyramiden Egyptens erbauet sind? Welche tiefe umfassende Kenntniß der Naturkräfte und der Mechanik setzten jene Mittel und Werkzeuge, deren man sich hiezu und zur Aufrichtung der ungeheuern aus einem einzigen Felsenstück gehauenen Obelisken bedienen mußte, voraus? Und wie sollte es nun also im Mindesten zweifelhaft sein, daß die Unternehmer und Leiter dieser kolossalen, noch jetzt der Vergänglichkeit trotzenden Bauwerke eine Menge von Dingen konnten, von denen wir nicht einmal die entfernteste Ahnung haben, oder die wir aus Urkunde der ältesten Kunstgeschichte und selbst aus Eitelkeit für ursprüngliche Entdeckungen weit späterer Jahrtausende und wohl gar unserer eigenen geliebten Landsleute und Zeitgenossen halten. Wie große und wichtige Entdeckungen und Erfindungen sind

gewiß mit den egyptischen und midianitischen Prieſterkaſten untergegangen, von deren Daſein wir die mindeſte Kunde auf die Nachwelt kam, und wie konnte dies anders ſein, da ſie ihre Kenntniſſe als die heiligſten Geheimniſſe vor den Augen jedes Ungeweihten verbargen, und nur denen mittheilten, die zu ihrer Kaſte gehörten oder mit derſelben auf das Innigſte verbunden waren. Moſes, obgleich von egyptiſchen Prieſtern unterrichtet und erzogen, gelangte wahrſcheinlich zu keiner vollſtändigen Kunde ihrer höhern Myſterien, ſondern ward erſt durch ſeinen Schwiegervater und ſeine Schwäger, die Prieſter von Midian, in die letztern eingeweihet; und dies war auch ohne Zweifel der Grund, weßhalb dem Jethro und Hobab, obgleich ſie nicht zum iſraelitiſchen Volke gehörten, ein Erbtheil in dem zu erobernden Lande zugeſichert, und nach der Einnahme ihren Nachkommen wirklich eingeräumt ward; *) eine Auszeichnung, die keinem einzigen Nichtiſraeliten wiederfuhr, denn ſelbſt diejenigen Ureinwohner, denen man, nach der Eroberung des Landes, die Erlaubniß bewilligte, ferner in Kanaan wohnen zu dürfen, wurden nur als Fremdlinge, als Hinterſaſſen, aber nicht, wie die Nach-

*) Heber, der Gatte der Jael, der ſchändlichen, heimtückiſchen Meuchelmörderin des Siſera, war ein Nachkomme von Hobab, dem Schwager Moſis. Richter 4 V. 16 und 5 V. 11.

kommen jener midianitiſchen Prieſter, als wirkliche Mitbürger betrachtet. Moſes erkannte es, wie viel Hobab und Jethro ihm geleiſtet hatten, und er ſahe es ſehr gut ein, wie viel ſie ihm fernerhin durch Rath und That noch leiſten konnten. Daß Hobab bei der Vertilgung des Korah und ſeiner Rotte die Hand mit im Spiele hatte, iſt auſſer Zweifel.

Eben ſo unläugbar iſt es, daß die egyptiſchen und midianitiſchen Prieſter ſehr tiefe Kenntniß der Naturkunde und aller damit verwandten Wiſſenſchaften hatten. Sie mußten ſich dieſelbe erwerben, um ſich bei den Königen und bei den Völkern in ihrem Anſehen und ihrer Würde zu behaupten. Sie mußten, wenn es darauf ankam, etwas Auſſerdentliches und Wunderbarſcheinendes, dem gemeinen Verſtande Unbegreifliches hervorzubringen wiſſen, und darum wählten ſie jene Wiſſenſchaften zum Hauptgegenſtande ihres Studiums und ihres Nachdenkens. Wenn ihnen auch kein ſolches Schießpulver bekannt war, wie man ſeit Barthold Schwarzen's Zeiten beſitzt, ſo hatten ſie unſtreitig andere Mittel, durch welche man noch weit ſtärkere Wirkungen hervorbringen konnte, als durch jenes! Wie wäre es ſonſt möglich geweſen, ſolche Felſenmaſſen zu zerſprengen, wie zu den Pyramiden verwandt wurden? Und warum ſollte der Mönch Barthold Schwarz gerade der Erſte geweſen ſein, der ein Mittel erfand, durch welches man Exploſionen

und Wirkungen der gedachten Art verursachen konnte?

Nach dem, was ich früherhin angeführt habe, war Gott gewiß nicht der Urheber jenes schrecklichen Ereignisses; es ward vielmehr durch menschliche Kunst und durch menschliche Hände bewirkt, und war das Ergebniß pfäffischer Bosheit, Rachgier und Herrschsucht! Wir wollen daher auch über Korah und seine Rotte kein Verdammungsurtheil fällen! Mögen sie immerhin auf eine jammervolle Weise geendet haben; so war doch das, was wir von ihnen wissen, kein so großes Verbrechen, welches eine solche göttliche Strafe zur Folge haben konnte. Sicherlich würden viele Menschen noch in unsern Tagen das Schicksal Korah's, Dathan's, Abiram's und ihrer Anhänger haben, wenn unsere Aaron's und Hebab's sich etwas angelegentlicher auf Physik, Chemie, Mechanik und besonders auf Feuerwerkkunst legten, und nicht die liebe Dogmatik, als das Hauptstück alles menschlichen Wissens, betrachteten.

Trotz seiner Unwissenheit und Rohheit sahe jedoch das Volk ein, daß Korah und seine Unglücksgefährten nicht durch die Hand des Herrn, sondern durch menschliche Kunst aus dem Wege geräumt waren, und am andern Morgen murrte die ganze Gemeine, und sprach: Ihr habt des Herrn Volk getödtet!

Da nun alle, die bei jenem schrecklichen Ereignisse zugegen waren, die Ueberzeugung hegten,

daß daſſelbe kein göttliches Wunder, ſondern ein Werk menſchlicher Kunſt und Bosheit geweſen, ſo wird man uns es nicht verargen können, wenn wir dieſe Ueberzeugung theilen.

„Und da ſich die Gemeine verſammelte wider „Moſes und Aaron, wandten ſie ſich zu der Hütte „des Stifts; und ſiehe, da bedeckte es die Wolke „und die Herrlichkeit des Herrn erſchien.“

Dieſe merkwürdige Wolke, die ſo oft ſich gezeigt haben ſoll, war ohne Zweifel ein Werk der Kunſt, und wurde gewiß von den meiſten hellerſehenden Iſraeliten als ein ſolches betrachtet. Daher machte ihre Erſcheinung auch gar keinen Eindruck auf das Volk. Hätte man ſie für etwas Uebernatürliches angeſehen und anſehen müſſen; ſo würde Abrahams wundergläubiger und feigherziger Saame ganz anders gehandelt, und nicht ſo oft gemurrt haben; allein man ſahe den, aus der Hütte aufſteigenden, vielleicht mit Flammen vermiſchten Rauch, deſſen Urſache man kannte, mit Gleichgültigkeit, und ließ durch den blauen Dunſt ſich nicht blenden.

„Und Moſes und Aaron giengen hinein zu der Hütte des Stifts, und der Herr redete mit Moſes und Aaron und ſprach: Hebet euch aus dieſer Gemeine; ich will ſie plötzlich vertilgen.“

Das hat der Herr nun ſchon ſo oft geſagt, und doch niemals gethan! Wie ſollen wir das wohl reimen mit dem ſchönen Ausſpruche Bileams: Gott iſt kein Menſch, daß er lüge, noch eines

Menſchen Kind, daß ihn etwas gereue. Sollte er etwas ſagen und nicht thun! Sollte er etwas reden und nicht halten? Allein der Gott Bileams war vermuthlich ein anderer Gott, als der Gott Iſraels, denn Bileam war bekanntlich kein Iſraelit, ſondern ein Midianiter.

Als nun der Gott Iſraels ſo zürnte, warfen ſich Moſes und Aaron auf ihr Angeſicht; und Moſes ſprach zu Aaron: „Nimm die Pfanne, und thue Feuer darein vom Altar, und lege Räuchwerk darauf, und gehe eilend zu der Gemeine, und verſöhne ſie, denn das Wüthen iſt von dem Herrn ausgegangen, und die Plage iſt angegangen. Und Aaron nahm, wie ihm Moſes geſagt hatte, und lief mitten unter die Gemeine, und ſiehe die Plage ward angegangen unter dem Volk, und räucherte und verſöhnte das Volk, und ſtand zwiſchen den Todten und Lebendigen. Da ward der Plage gewehrt.“

Man weiß in der That nicht, was man bei einer ſolchen Erzählung ſich von dem Gott Iſraels denken ſoll! Feſt entſchloſſen, das ganze Volk zu vertilgen, läßt er ſich plötzlich durch ein wenig Räuchwerk wieder verſöhnen und giebt ſeinen Vorſatz auf! Welch' ein wankelmüthiger Gott! Nein, nein, dies war ſicherlich nicht der Gott von dem Bileam ſagte: Gott iſt kein Menſch, daß er lüge, noch eines Menſchen Kind, daß ihn etwas gereue. Sollte er etwas ſagen und nicht thun? Sollte er etwas reden, und nicht halten? Der Gott Bileams hätte zuverläßig durch jenes

kindische, läppische Possenspiel des Aaron sich von seinem wohlüberlegten Vorsatze nicht abdringen und in der Ausführung desselben nicht stören lassen; allein der Gott Israels ändert seine Entschlüsse sehr schnell; ein wenig Weihrauch oder der Geruch von einigen verbrannten Kalbsnieren oder gebratenem Fett kann ihn versöhnen und seinen Zorn besänftigen! Wie ist es möglich, so unwürdige Begriffe von dem höchsten, weisesten und besten aller Wesen aufzustellen? Und wie kann man ein Buch, in welchem dergleichen Begriffe von Gott aufgestellt sind, durchgehends und von Wort zu Wort für ein Werk göttlicher, unmittelbarer Eingebung erklären?

„Derer aber, die an der Plage gestorben waren, war vierzehntausend und siebenhundert, ohne die so mit Korah starben."

Es wird nicht deutlich angegeben, worin diese Plage bestand. Liegt der Nachricht etwas Wahres zum Grunde, so darf man wohl annehmen, daß die Gestorbenen durch die nämlichen Explosionen, wodurch Korah mit seinen Anhängern bei Seite geschafft wurden, beschädigt waren, und an den Folgen dieser Verletzungen starben. Daher denn auch der große Unwille des ganzen Volks, der schwerlich so laut und so hart sich geäussert haben würde, wenn bloß Korah nebst seinen zweihundert und fünfzig Verbündeten umgekommen wären. Daß mehrere als diese getödtet oder schwer verwundet waren, läßt sich aus

den Worten schließen: Ihr habt des Herrn Volk getödtet! Es muß eine beträchtliche Anzahl von Todten und Sterbenden vorhanden gewesen sein; denn sonst würde man sich nicht des so viel umfassenden Ausdrucks: Volk bedient haben.

Moses und Aaron verschmähten kein Mittel, welches dazu dienen konnte, ihre Gewalt und ihr Ansehen zu erhöhen und zu befestigen. Selbst kleine Spielereien und Kunststückchen, deren man sich in unsern Tagen schämen würde, benutzten sie zur Erreichung jenes Zwecks. So foderte Moses, auf angeblichen Befehl Gottes, von den Kindern Israel zwölf Stecken, und zwar von dem Fürsten oder Vorsteher eines jeglichen Stammes einen Stecken. Auf jeden dieser Stecken war der Name des Stammes geschrieben, der ihn gegeben hatte, denjenigen des Stammes Levi zeichnete er den Namen seines Bruders Aaron. Hierauf wurden die sämmtlichen Stecken in der Stiftshütte niedergelegt; und siehe, o Wunder, als Moses am andern Morgen in die Stiftshütte kam, da fand er den mit dem Namen Aaron bezeichneten Stecken grünen und es waren Blüthen und Mandeln daran. Er nahm hierauf die sämmtlichen Stecken und zeigte sie dem Volke, als einen zureichenden Beweis vor, daß seinem Bruder Aaron das Hohepriesteramt auf eine höchst wunderbare Weise von dem Herrn bestätigt worden sei. So plump dies Kunststückchen auch war; so ließ sich doch Niemand einfallen, zu fragen:

ob nicht während der Nacht oder am Morgen eine Vertauschung des Steckens Aarons mit einer grünen Mandelzweige könnte vorgenommen sein, denn die so eben erst statt gefundenen Plagen waren noch in zu frischem Andenken.

Mirjam und Aaron, die beiden ältesten Geschwister des Moses starben in der Wüste Zin, und wurden, da der Tod Alles versöhnt, von dem ganzen Volke beklagt. Eleasar, Aarons Sohn, ward hierauf von Moses in die Würde seines Vaters eingesetzt, und mit dem hohenpriesterlichen Gewande angethan, wodurch auch faktisch die Erblichkeit des Hohenpriesterthums eingeführt ward.

Muthvoll widersetzten sich die Edomiter, dem Durchzuge der Israeliten durch ihr Land, obgleich die letztern sich sogar erboten, ihnen das Wasser, was sie trinken würden, zu bezahlen. Dies war freilich etwas unfreundlich; allein die Edomiter, welche Nachkommen des Esau zu sein behaupteten, erinnerten sich wahrscheinlich aus der Geschichte des Ahnherrn, wie wenig Vertrauen Israel verdiente. Durch die erste Sprache, welche sie führten, und durch die große Kriegsmacht, mit welcher sie ihren Herren Vettern entgegen rückten, erschreckt, wichen sie zurück und schlugen einen andern Weg ein. Hier wollte zwar ein kleiner kananitischer Zaunkönig, Namens Arad, dessen Macht aber mit seinem Muthe in gar keinem Verhältnisse stand, ihren Durchgang ver-

hindern; allein die heldenmüthigen Israeliten thaten dem Herrn ein Gelübde, alle Städte des Ländchens zu verheeren, wenn er ihnen gegen den ohnmächtigen Feind, dem sie fast tausendmal an Mannschaft überlegen waren, Sieg verleihen würde. Der Herr erhörte ihr inbrünstiges Flehen; Arad wurde besiegt, seine Städte zerstört, und die Gegend Harma genannt.

Auf dem fernern Zuge wurden Israels unartige Kinder wieder verdrießlich und mürrisch: „Warum, sprachen sie zu Moses, warum hast du uns aus Egypten geführet, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brodt und Wasser hier und unsere Seelen ekelt über dieser losen Speise. Da sandte der Herr feurige Schlangen (wahrscheinlich eine Art Kupferschlangen oder Feuernattern) unter das Volk, die bissen das Volk, daß ein großes Volk in Israel starb."

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß diese Schlangen dasselbe Unheil würden angerichtet haben, wenn Israels Kinder auch nicht gegen Moses gemurrt hätten; allein der schlaue Anführer machte der abergläubischen Menge weiß, die Schlangen wären von Gott geschickt worden, um sie wegen ihrer Unzufriedenheit zu strafen, und man war leichtgläubig genug, seine Versicherungen für wahr zu halten. So kann ein kluger Kopf oft viele Tausende nach seinem Willen leiten, wenn er ihre Vorurtheile und jeden Umstand, möge er gleich noch so schlimm scheinen,

gehörig zu benutzen verſteht. Hätte Moſes die Iſraeliten durch eine andere Gegend geführt, wo keine ſolche Schlangen waren, ſo würde dieſe Widerwärtigkeit ſie nimmermehr betroffen haben, und wenn ſie noch ſo viel gegen ihn und gegen den Herrn Zebaoth gemurrt hätten!

Das Volk hielt ſich überzeugt, daß wirklich jene Schlangen eine poſitive Strafe ſeiner Unzufriedenheit wären, und kam deshalb ſein Unrecht ſchmerzlich bereuend zu Moſes. „Wir haben geſündiget, ſprachen die Wortführer, daß wir wider den Herrn und wider dich geredet haben; bitte den Herrn, daß er die Schlangen von uns nehme. Moſes bat für das Volk. Da ſprach der Herr zu ihm: Mache dir eine eherne Schlange, und richte ſie zum Zeichen auf. Wer gebiſſen iſt und ſiehet ſie an, der ſoll leben. Da machte Moſes eine eherne Schlange, und richtete ſie auf zum Zeichen; und wenn Jemanden eine Schlange biß, ſo ſahe er die eherne Schlange an, und blieb leben.“

Sonderbar, alſo der Anblick eines elenden, ehernen Gebildes ſollte der Tödtlichkeit des Schlangenbiſſes wehren! Unmöglich kann der Gott Iſraels die Errichtung jenes Götzenbildes dem Moſes befohlen haben! Er wollte ja der Arzt der Iſraeliten ſeyn; er wollte ja ſeine Ehre keinem andern geben, noch ſeinen Ruhm den Götzen; wie kam er denn nun ſo plötzlich dazu, ein ſolches Götzenbild durch ſeinen Knecht Moſes auf-

richten zu lassen? Warum ließ er den Israeliten, denen er sonst immer geboten hatte, keine andere Götter zu haben, außer ihm, nicht lieber gebieten: sich, wenn Jemand von einer Schlange gebissen worden, gläubig und vertrauensvoll unmittelbar an ihn zu wenden, da er ihr Arzt seyn wolle? Offenbar hat Gott die Aufstellung jenes Götzenbildes dem Moses gar nicht geboten. Es war die eigene schändliche Erfindung des letztern, die er, wie alles Uebrige, was er that und zu thun und zu lassen gebot, für eine ausdrückliche Anordnung Gottes erklärte. Daß Gott die Verfertigung und Ausrichtung des Schlangenbildes nicht befohlen habe, ist gewiß; denn gerade dieses Bild war es, wodurch die Israeliten auf eine beträchtliche Reihe von Jahrhunderten zu einem höchst unwürdigen Götzendienste verleitet wurden, der erst unter dem Könige Hiskias abgeschaft wurde. „Hiskias that ab die Höhen, und zerbrach die Säulen und rottete die Haine aus, und zerstieß die eherne Schlange, die Moses gemacht hatte; denn bis zu der Zeit hatten ihr die Kinder Israel geräuchert, und man hieß sie Nehusthan.“ *) Handelte Moses, als er die eherne Schlange zur Verehrung aufrichtete, nicht eben so schlimm, ja fast noch schlimmer, als Jerobeam, der Sohn Nebats, der Israel sündigen machte, indem er zwei goldene Kälber, das eine zu

*) 2 Könige 18 V. 4.

BethEl, das andere zu Dan aufstellte? Ist es wohl glaublich, daß der Gott, der durchaus keinen Götzendienst dulden wollte, die Errichtung eines Götzenbildes sollte befohlen haben, von dem er nach seiner Weisheit und Allwissenheit voraussehen mußte, daß es eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch der Gegenstand einer, alle ächte Religidstät hindernden Abgötterei sein und überdies die Israeliten auch zu andern Arten des Götzendienstes gewöhnen und verleiten würde? Muß unter diesen Umständen der Charakter des jüdischen Religionsstifters, der als der strengste Monotheist begann und als Verfertiger elender Götzenbilder endete, nicht höchst zweideutig, und müssen seine Versicherungen, wornach alle seine Handlungen, Einrichtungen und Gebote, auf ausdrücklichen Befehl Gottes, statt fanden und erlassen wurden, nicht äußerst zweifelhaft erscheinen?

Aber, entgegnet man, die Menschen, welche gebissen waren und jene eherne Schlange anblickten, wurden doch geheilt!

Das behauptet die Volkssage der abergläubischen, von einem unüberwindlichen Hange zum Uebernatürlichen eingenommenen Israeliten; eine Volkssage, deren Wundervolles ohnehin durch die lange Reihe von Jahrhunderten, während welcher sie von Mund zu Mund fortgepflanzt ward, sich unendlich vergrößern mußte. Erfahren wir es nicht noch täglich in unsern Zeiten, daß Wunderthäter und Wunderkuren, deren sich leichtgläubige

und ſchwache Menſchen zu ihrer Heilung bedienen, den größten und glänzendſten Ruhm erlangen, und daß dennoch kein Einziger von Allen, die zu jenen Wunderthätern und Wundermitteln ihre Zuflucht nahmen, wirklich geheilt wurde?

Geſetzt aber auch, es wären wirklich viele von den Gebiſſenen, welche das eherne Schlangenbild anſchaueten, wieder hergeſtellt worden; folgt denn daraus ſchon mit apodiktiſcher Gewißheit, daß dieſes Anſchauen der Grund ihrer Geneſung war? Konnte es nicht ſeyn, daß gerade die Schlangen, von denen ſie gebiſſen worden, keine ſo große Menge von Gift bei ſich hatten, als nöthig war, um die Verletzten zu tödten? Konnte es nicht auch ſeyn, daß die Schlangen, welche ſich an dem Orte befanden, wo das Götzenbild aufgeſtellt wurde, weniger giftig waren? Und konnte endlich nicht ſelbſt die Einbildungskraft, die oft mehr und kräftiger wirkt, als die beſten Heilmittel, zur Geneſung viel beitragen?

Um die Ehre des iſraelitiſchen Geſetzgebers und ſeiner ehernen Schlange zu retten; beruft man ſich endlich ſogar noch auf den Ausſpruch des Erlöſers, welcher ſagt: „wie Moſes in der Wüſte eine Schlange erhöhet hat, alſo muß des Menſchen Sohn erhöhet werden.“ *) Jeſus billigt mit dieſen Worten aber eben ſo wenig die Aufſtellung jenes Schlangenbildes, als er dieſelbe

*) Johannes 3 V. 14.

für eine Anordnung Gottes erklärt; im Gegentheil sagt er ja ausdrücklich: Moses hat die Schlange erhöhet. Christus läßt sich also auf eine Beurtheilung des Sittlichen oder Unsittlichen jener Handlung des Moses gar nicht ein, sondern bedient sich derselben bloß als eines Bildes, und folglich ist durch jenen Ausspruch für das Verfahren des israelitischen Religionsstifters nicht das Mindeste gewonnen. Er gründete durch die Verfertigung und Aufstellung seines Abgottes, laut der Versicherung des alten Testaments einen lange dauernden, der Sittlichkeit und der ächten Religiosität höchst schädlichen Götzendienst, der erst von dem, gewiß frommen König Hiskias durch die gänzliche Vernichtung jenes Bildes abgeschafft werden konnte, und daß Moses hiezu eben so wenig von Gott beauftragt war, wie Aaron zur Verfertigung des goldenen Kalbes und Jerobeam, der Sohn Nebats, zur Errichtung der beiden goldenen Kälber zu Dan und zu Beth-El, das muß Jedem einleuchten. Die immer wiederkehrende Floskel: Und der Herr redete mit Moses, und sprach, war also im vorliegenden Fall nichts mehr und nichts weniger, als — eine Lüge.

Sichon, ein König der Amoriter, welcher zu Hesbon wohnte, und Og, der König zu Basan weigerten sich, den israelitischen Heerführer durch ihre Länder ziehen zu lassen; allein sie waren zu ohnmächtig der ungeheuern Uebermacht Wider-

ſtand zu leiſten; ſie wurden beide nach einander beſiegt, mit allen ihren Unterthanen, von denen keiner übrig blieb, durch die Schärfe des Schwerdts umgebracht, und die kleinen Länder wurden von Iſraels raub- und mordſüchtigen Kindern in Beſitz genommen. Dies war eigentlich der Anfang einer feſten Anſiedelung der Iſraeliten. Schwerlich hat jemals ein Volk mit mehr Grauſamkeit und Feigheit Kriege geführt, als Abrahams glorreiche Nachkommen, denn Feigheit und Grauſamkeit ſind Zwillingsſchweſtern, die immer Hand in Hand wandeln, und freudig dem wehrloſen, aber angſtvoll und zitternd dem wehrhaften Feinde entgegen gehen.

Und jetzt kommen wir zu einer, ſchon ſeit Jahrtauſenden beſprochenen Erzählung, bei welcher wir etwas länger verweilen müſſen.

Balak, der König der Moabiter war durch jene Siege der Iſraeliten, die ſich bereits in ſeinem Lande gelagert hatten, aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt, und fürchtete, daß ihn und ſeine Unterthanen daſſelbe Schickſal treffen möchte, welches ſeinen Nachbaren wiederfahren war. Statt aber ſo ſchnell, wie möglich, zum Kriege zu rüſten und mit andern Fürſten und Völkern ſich zu gemeinſchaftlicher Gegenwehr zu verbinden, oder auf eine gute Art mit den gefürchteten Iſraeliten einen Vertrag zu ſchließen, ſandte Balak nach Pethor zu dem Propheten Bileam, und ließ ihm ſagen: Siehe, es iſt ein Volk aus Egypten ge-

zogen, das bedeckt das Angesicht der Erde, und liegt mir gegenüber. Komm und verfluche mir das Volk, denn es ist mir zu mächtig; ob ichs schlagen möchte und aus dem Lande vertreiben, denn ich weiß, welchen du segnest, der ist gesegnet, und welchen du verfluchest, der ist verflucht."

Bileam behielt die Abgeordneten des Königs, welche einen sehr großen Ehrensold bei sich hatten, zur Nacht bei sich, und versprach ihnen am folgenden Tage zu berichten, was Gott ihm offenbaren würde.

Des Nachts kam Gott zu Bileam und fragte: „Wer sind die Leute, die bei dir sind?"

Wie neugierig doch der Allwissende ist, daß er auch Alles wissen will und nach Allem forscht!

Bileam sprach zu Gott: Balak, der Sohn Zipors, der Moabiter König hat zu mir gesandt: Siehe, ein Volk ist aus Egypten gezogen, und bedeckt das Angesicht der Erde. Komm, und fluche ihm, ob ich mit ihm streiten möge, und es vertreiben.

Gott aber sprach zu Bileam: Gehe nicht mit ihnen; verfluche das Volk auch nicht, denn es ist gesegnet.

Wie kann man, ohne Lästerung, wohl glauben, daß das höchste und erhabenste aller Wesen sich mit einem elenden Wahrsager in eine so unwürdige Unterhandlung einlassen sollte? Wie kann man wohl annehmen, daß Gott erst von Bileam erfragen mußte: wer die Leute wären, die bei

ihm übernachteten? Was konnte endlich den Israeliten Bileams Fluch schaden, und was für Gründe konnte Gott haben, den Bileam aufzufordern, ihnen doch nicht zu fluchen, da sein Fluch und sein Segen ihnen weder Nachtheil, noch Vortheil bringen konnte? Und doch sollen wir auf Verlangen unserer orthodoxen Schwachköpfe dies elende Histörchen als reine geschichtliche Wahrheit, wofür es auch der Verfasser der mosaischen Bücher gibt, annehmen! Das ist unmöglich, unmöglich jedem Vernünftigen, der nur einen Funken Ehrfurcht vor Gott hat! Mag immerhin Bileam ein solches Gespräch mit Gott sich ersonnen, und den Abgeordneten Balaks vorgefaselt haben; mag der Verfasser des Pentateuchs einfältig und leichtgläubig genug gewesen seyn, dies als lauter historische, keinem Zweifel unterworfene Thatsachen in seine Sammlung aufzunehmen; so kann doch kein Mensch, der nicht ganz und gar von Vorurtheilen befangen, nicht ganz und gar verdummt, sondern noch im Stande ist, sich einen, der Würde des höchsten Wesens angemessenen Begriff von Gott zu bilden, dergleichen Dinge für wahr halten!

Daß Bileam sich weigerte, mit Balaks Abgeordneten zu ziehen, und daß er ihnen sagte, Gott wolle es nicht gestatten, daß er mitreise, das that er entweder aus Eigennutz, um den König noch zu größeren Geschenken zu bewegen, oder aus wirklicher Besorgniß, die Israeliten möch-

ten den Balak und die Midianiter überwinden, und ihn seine Flüche schwer büßen lassen.

Balak sandte, wie leicht vorauszusehen war, zum zweiten Mal Abgeordnete, mit noch glänzerndern Anerbietungen. Bileam war hier offenbar in der Klemme zwischen seiner Liebe zum Gelde und seiner Furcht vor den übermächtigen Israeliten. Das Erstere wollte er gerne haben, und die Rache der letztern mußte er vermeiden. Er suchte Zeitgewinn, um sich mit sich selbst zu berathen, und ladete auch diese weit vornehmern Boten ein, bei ihm zu übernachten. „Wenn mir, sagte er, um sich das Ansehen eines recht wahrhaften und redlichen Mannes zu geben, wenn mir Balak sein Haus voll Silbers und Goldes schenken wollte; so könnte ich doch nicht übergehen das Wort des Herrn, meines Gottes, Kleines oder Großes zu thun." Bileam war überaus gewissenhaft; er würde aber sicherlich weniger schwierig gewesen seyn, wenn die Israeliten nicht so nahe oder Balak und seine Verbündeten ihnen an Macht gleich gewesen wären.

Des Nachts kam Gott zu Bileam, und sprach zu ihm: Sind die Männer gekommen, dir zu rufen, so mache dich auf, und ziehe mit ihnen, doch was ich dir sagen werde, sollst du thun.

Welche unwürdige Vorstellung, daß Gott des Nachts zu Bileam kömmt! Der Allgegenwärtige kömmt nicht, und entfernt sich nicht; er ist und bleibt ewig überall!

Am andern Morgen sattelte Bileam seine Eselin und zog mit den Fürsten der Moabiter; aber der Zorn Gottes ergrimmte, daß er hinzog!

Welch' ein wankelmüthiger Gott wird uns hier wieder dargestellt! So eben hat er es erlaubt, ja sogar ausdrücklich befohlen, daß Bileam mitziehen soll, und nun da dieser seinem Befehle gehorcht, ergrimmt sein Zorn über Bileam!!

„Und der Engel des Herrn trat in den Weg, daß er ihm (dem Biliam nämlich,) widerstände. Er aber ritt auf seiner Eselin, und zwei Knaben waren mit ihm. Und die Eselin sahe den Engel des Herrn im Wege stehen, und ein bloßes Schwerdt in seiner Hand."

Woher weiß nun der Verfasser des vierten Buches Mosis, daß die Eselin den Engel des Herrn im Wege stehen und ein bloßes Schwerdt in seiner Hand sah? Hat sie es ihm vielleicht im Vertrauen erzählt? Ihrem Herrn, dem Propheten Bileam sagte sie ja nichts davon!

„Und die Eselin wich aus dem Wege und ging auf dem Felde; Bileam aber schlug sie, daß sie in den Weg gehen sollte. Da trat der Engel des Herrn in den Pfad, bei den Weinbergen, da auf beiden Seiten Wände waren. Und da die Eselin den Engel des Herrn sahe, drängte sie sich an die Wand und klemmte Bileam den Fuß an die Wand, und er schlug sie noch mehr."

Auch von diesen Umständen, daß nämlich der Engel in den Pfad bei den Weinbergen getreten

ſey; daß ihn die Eſelin dort aufs Neue erblickt und deshalb ſich an die Wand gedrängt habe, wodurch Bileam der Fuß geklemmt ward, äußerte die vielbeſprochene Eſelin gegen Bileam keine Sylbe; und eben ſo wenig ſagte der Engel dem Propheten etwas davon; der Verfaſſer des Pentateuchs wird alſo wahrſcheinlich aus der Quelle geſchöpft und ſeine Nachrichten von der Eſelin ſelbſt geholt haben; denn, außer ihr und dem Engel, konnte ja Niemand Kunde hievon geben.

„Da gieng der Engel des Herrn weiter, und trat an einen engen Ort, da kein Weg war zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Und da die Eſelin den Engel des Herrn ſahe, fiel ſie auf ihre Knie unter dem Bileam. Da ergrimmete der Zorn Bileams, und ſchlug die Eſelin mit dem Stabe. Da that der Herr der Eſelin den Mund auf, und ſie ſprach zu Bileam: Was hab ich dir gethan, daß du mich geſchlagen haſt nun dreimal? Bileam ſprach zur Eſelin: Daß du mich höhneſt! Ach, daß ich jetzt ein Schwerdt in der Hand hätte, ich wollte dich erwürgen! Die Eſelin ſprach zu Bileam: Bin ich nicht deine Eſelin, darauf du geritten haſt zu deiner Zeit, bis auf dieſen Tag? Habe ich auch je gepfleget dir alſo zu thun? Er ſprach: Nein!“

So viele ſprechende Eſel es auch giebt, ſo iſt dieß doch wohl die einzige Eſelin, die jemals geſprochen hat! Was ſie übrigens ſagt, iſt ſehr vernünftig. Wie ſie es aber anfing, um mit ihrer

ungelenken, dicken, bloß an das J—anen gewöhnten Zunge artikulirte Töne hervorzubringen, das iſt unbegreiflich. Doch laßt uns das Geſchichtchen weiter hören!

„Da öffnete der Herr Bileam die Augen, daß er den Engel des Herrn ſahe im Wege ſtehen, und ein bloßes Schwerdt in ſeiner Hand; und er neigte und bückte ſich mit ſeinem Angeſicht. Und der Engel des Herrn ſprach zu ihm: Warum haſt du deine Eſelin geſchlagen nun dreimal? Siehe, Ich bin ausgegangen, daß ich dir widerſtehe, denn der Weg iſt vor mir verkehrt; und die Eſelin hat mich geſehen und iſt mir dreimal gewichen; ſonſt, wo ſie nicht von mir gewichen wäre, wollte ich dich auch jetzt erwürget und die Eſelin lebendig erhalten haben. Da ſprach Bileam zu dem Engel des Herrn: Ich habe geſündigt, denn ich habe es nicht gewußt, daß du mir entgegen ſtändeſt im Wege, und nun ſo dir's gefällt, will ich wieder umkehren. Der Engel des Herrn ſprach zu ihm: Ziehe hin mit den Männern; aber nichts anders, denn was ich zu dir ſagen werde, ſollſt du reden. Alſo zog Bileam mit den Fürſten Balaks."

Unſtreitig heckte Bileam, der ſich eben ſo ſehr, wie Balak, vor Abrahams ſiegreichem und rachgierigem Saamen fürchtete, dieſe elende Fratze aus, um ſich mittelſt derſelben wegen ſeiner Weigerung, den Iſraeliten zu fluchen, und wegen des Segens, den er über ſie ſprechen wollte, und

wodurch er ihre Gunst zu erwerben hoffte, bei dem Moabiter-König rechtfertigen zu können. Das ganze Histörchen, so wie die nächtlichen Gespräche, die er mit Gott in dieser Rücksicht gehabt haben wollte, waren leere Erdichtungen, denen nicht die mindeste Wahrheit zum Grunde lag. War der Verfasser oder Sammler des Pentateuchs, und sind noch heute unsere rechtgläubigen Gottesgelehrten so unverständig, dergleichen Albernheiten für baare Münze anzunehmen, so kann mann ihnen gerne dieß Vergnügen gönnen; nur müßen sie dagegen allen Vernünftigen die Freiheit gestatten nicht glauben zu dürfen, was sie nicht glauben können.

Gleich bei seiner Ankunft kündigte Bileam dem Balak, der ihm entgegen kam, an: daß er nichts reden dürfe, als was Gott in seinen Mund geben würde, das hieß mit andern Worten: nichts, was ihm etwa Schaden bringen könnte. Der König der Moabiter durfte sich daher wenig Hoffnung machen, dem schlauen Propheten einen Fluch über Israels gesegnete Kinder zu entlocken, denn Bileam berücksichtigte im gegenwärtigen Augenblicke weniger die großen Belohnungen, die ihm verheißen wurden, als seine persönliche Sicherheit.

Indessen wurden doch eine Menge von Altären gebauet und viele Opfer geschlachtet. „Und Bileam hob seinen Spruch an und sprach: Aus Syrien hat mich Balak holen lassen, von dem

Gebirge gegen den Aufgang: Komm, verfluche mir Jakob, komm schilt Israel. Wie soll ich fluchen, dem Gott nicht flucht? Wie soll ich schelten, den Gott nicht schilt?“ Und hierauf folgte ein förmlicher Segenspruch. Da sprach Balak zu Bileam: Was thust du an mir? Ich habe dich holen lassen, zu fluchen meinen Feinden; und siehe, du segnest? Der schlaue Prophet erwiederte: Muß ich nicht halten und reden, was mir der Herr in den Mund gibt?

Balak führte ihn hierauf an einen andern Ort, von dem Bileam nur einen Theil des israelitischen Lagers übersehen konnte, ließ andere Altäre errichten, andere Opfer schlachten, und forderte Bileam auf, hier die Israeliten zu verfluchen. Bileam hob an seinen Spruch, und sprach: Stehe auf, Balak, und höre; nimm zu Ohren, was ich sage, du Sohn Zipors.

Gott ist kein Mensch, daß er lüge, noch eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen, und nicht thun? Sollte er etwas reden und nicht halten? Siehe, zu segnen bin ich hergebracht; ich segne und kann es nicht wenden.“ Darnach schloß er mit einem sehr kraftvollen Segen über Israel. Unwillig rief der gefoppte, schwachköpfige König: Du sollst ihm weder fluchen, noch segnen; allein Bileam erwiederte: Hab' ich dir nicht gesagt: Alles, was der Herr reden würde, das würde ich thun?

Balak nahm ihn darauf mit sich auf die Höhe

des Berges Peor, von welcher Bileam das ganze, in der Wüste gelagerte Heer der Israeliten übersehen konnte. Auch hier wurden sieben Altäre gebauet, und sieben Farren und sieben Widder geopfert. Bileam hob seine Augen auf und sahe Israel, und hob an seinen Spruch: „Es saget Bileam, der Sohn Beors, es saget der Hörer göttlicher Rede, der des Allmächtigen Offenbarung siehet, dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet: Wie fein sind deine Hütten Jakob, und deine Wohnungen Israel! Wie sich die Bäche ausbreiten, wie die Gärten an den Wassern! Es wird Wasser aus seinem Eimer fließen, und sein Saame wird ein groß Wasser werden; sein König wird höher werden, denn Agag, und sein Reich wird sich erheben. Gott hat ihn aus Egypten geführet. Seine Freudigkeit ist, wie eines Einhorns. Er wird die Heiden, seine Verfolger, fressen, und ihre Gebeine zermalmen, und mit seinen Pfeilen zerschmettern. Er hat sich niedergeleget, wie ein Löwe, und wie ein junger Löwe; wer will sich wieder ihn auflehnen? Gesegnet sey, der dich segnet."

Voll Zorn, die Hände zusammen schlagend, rief Balak: Ich habe dich gefordert, daß du meinen Feinden fluchen solltest, und siehe, du hast sie nun dreimal gesegnet. Und nun habe dich an deinen Ort! Ich gedachte, ich wollte dich ehren; aber der Herr hat dir die Ehre verwehret.

Bileam, der nun wohl ſahe, daß er von Balak keinen groſſen Ehrenſold zu erwarten hatte, konnte ihn nicht verlaſſen, ohne ihm für ſeine Unhöflichkeit einen kleinen Dorn ins Herz zu drücken: „Habe ich nicht deinen Boten, die du zu mir ſandteſt, geſagt, ſprach er: wenn mir Balak ſein Haus voll Silber und Gold gäbe, ſo könnte ich doch des Herrn Wort nicht übertreten, Böſes oder Gutes zu thun, nach meinem Herzen; ſondern was der Herr reden würde, das würde ich auch reden? Und nun ſiehe, ich will dir rathen, was dies Volk (nämlich die Iſraeliten) deinem Volke thun wird zur letzten Zeit. Es ſaget Bileam, der Sohn Beors, es ſaget der Mann, dem die Augen geöffnet ſind; es ſaget der Hörer göttlicher Rede, und der die Erkenntniß hat des Höchſten, der die Offenbarung des Allmächtigen ſiehet, und dem die Augen geöffnet werden, wenn er niederkniet: Ich werde ihn ſehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn ſchauen, aber nicht von Nahem! Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Iſrael aufkommen, und wird zerſchmettern die Fürſten der Moabiter und verſtören alle Kinder Seths. Edom wird er einnehmen, und Seir wird ſeinen Feinden unterworfen ſeyn; Iſrael aber wird Sieg haben. Aus Jakob wird der Herrſcher herkommen, und umbringen, was übrig iſt von den Städten.“ Endlich ſchloß er mit einigen Ausſprüchen über das Schickſal meh-

reter kleiner benachbarter Völker, sattelte darauf seine redselige Eselin und zog wieder heim.

Bileam war unstreitig ein sehr schlauer, gewandter, und, woferne die Sage, welches aber sehr glaublich ist, seine pathetischen Vorherverkündigungen nicht ein wenig verbessert und ausgeschmückt hat, auch ein für sein Zeitalter äußerst gebildeter Mann, der es in Hinsicht des dichterischen Geistes wohl mit manchem großen und kleinen Propheten und Poeten der ältern und neuern Zeit hätte aufnehmen können. Seine hochtönenden Segenssprüche über die Israeliten hatten sichtbar keinen andern Zweck, als sich das Wohlwollen derselben zu gewinnen, oder doch wenigstens hinsichtlich seiner und der Seinigen ihre Mordsucht und Rachgier zu entwaffnen. Was er dem thörichten Balak von göttlicher Eingebung seiner Aussprüche vorfaselte, war leeres Geschwätz, womit er sich bloß wegen seiner Weigerung, die Israeliten zu verfluchen, und wegen seiner pomphaften Segenssprüche und Prophezeihungen bei Balak entschuldigen wollte. Der wahrhaftige Gott stand gewiß mit ihm in keinem nähern Verkehr! Das Schönste, was er sprach, und gewiß auch das Wahrste, sind jene Worte: „Gott ist kein Mensch, daß er lüge, noch eines Menschen Kind, daß ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht thun? Sollte er etwas reden und nicht halten?“ Uebrigens stimmt dieser Ausspruch nicht überein mit vielen Stellen

des alten Teſtaments, wornach Gott ſehr häufig bereuet, was er vor wenigen Stunden, Tagen und Jahren gethan hat, und gar oft das nicht that, was er zu thun drohete oder verhieß. Man leſe nur die ſämmtlichen Geſchichtsbücher des alten Teſtaments und auch das Büchlein des Propheten Jonas, wahrhaften und glaubwürdigen Andenkens.

Bileams Vorherverkündigungen waren alſo nicht die Früchte einer göttlichen Eingebung; ſondern ſie hatten, wie die Geſchichte ſehr deutlich zeigt, bloß ihren Grund in der Furcht des Weiſſagers vor den Iſraeliten, und in ſeinem ſehr angelegentlichen Wunſch, die Gunſt dieſes bereits, vor ſeinen Augen im Moabiterlande gelagerten Volkes zu erwerben, oder doch wenigſtens ſich gegen deſſen Rachgier und Mordſucht zu ſichern. Zu der letzten ſeiner Prophezeihungen, in welcher Bileam von dem Stern aus Jakob und dem Scepter aus Iſrael redete, gab ihm ſeine, von Balak gereizte Empfindlichkeit und ſein getäuſchter Eigennutz, vermöge deſſen er eine große Belohnung für ſeine Reiſe und ſeine Mühe erwartete, die er aber nicht erhielt, die Veranlaſſung. Alle ſeine Weiſſagungen floßen mithin aus ſehr trüben und unreinen Quellen, und man kann ihnen daher nicht den geringſten prophetiſchen Werth beilegen, obgleich ich gerne zugeſtehe, daß man durch die Kühnheit der Bilder und einzelnen Gedanken, welche ſich darin finden, reichlich für

das läppiſche Mährchen von der ſprechenden Eſelin entſchädigt wird.

Die Ausſprüche: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Iſrael aufkommen, und wird zerſchmettern die Moabiter, und verſtören alle Kinder Seths; Edom wird er einnehmen, und Seir wird ſeinen Feinden unterworfen ſeyn; Iſrael aber wird Sieg haben; aus Jakob wird der Herrſcher kommen, und umbringen, was übrig iſt von den Städten;" dieſe Ausſprüche Bileams, die bloß den Zweck hatten, den Balak zu kränken, haben viele Gottesgelehrte, die durch das Prisma ihrer Rechtgläubigkeit allenthalben Geheimniſſe ſehen, wo keine Geheimniſſe ſind, und meſſianiſche Weiſſagungen finden, wo nie an einen Meſſias gedacht ward, auf unſern Erlöſer deuten wollen; allein offenbar mit Unrecht! Denn ſollte durch den Stern und den Scepter auch ein Menſch bezeichnet werden, ſo konnte es doch Jeſus gewiß nicht ſeyn, indem dieſer ſo wenig die Moabiter zerſchmettert, als die Kinder Seths verſtört, ſo wenig das Land der Edomiter, welches noch jetzt von den Türken beherrſcht wird, eingenommen, als Seir ſich unterworfen hat. Jeſus war kein Eroberer, der Völker verſtörte und zerſchmetterte, Länder einnahm und unterjochte, und die Einwohner von Städten ermordete und umbrachte. Auf ihn paſſen folglich dieſe pomphaften Weiſſagungen durchaus nicht; auch laſſen ſie ſich auf keinen Einzigen

der iſraelitiſchen und jüdiſchen Könige anwenden, denn Keiner von ihnen hat das gethan, was, nach Bileams Verkündigung, von dem Stern, dem Scepter und dem Herrſcher gethan werden ſollte.

Bileams Hoffnung durch ſeine, für die Iſraeliten ſo ſchmeichelhaften Segenſprüche und Prophezeihungen, ihr Wohlwollen zu erwerben, oder doch wenigſtens ihren Zorn gegen ſeine Perſon zu entwaffnen, ward ſehr getäuſcht, denn als bald nachher die Midianiter von ihnen beſiegt wurden, fiel auch unſer kluger Prophet durchs Schwerdt. Vielleicht hätte er bei Balak ganz anders geſprochen, wenn er dieß hätte vorausſehen können, und gewiß hätte er nicht ſo lange im Lande der Midianiter ſich aufgehalten, wenn ihm über das, was ihm ſelbſt bevorſtand, gleichfalls die Augen wären geöffnet geweſen. Daß einen Mann, der mit Gott und den Engeln in ſo traulichem Verkehr lebte, und ſo tiefe Blicke, ſowohl in die nahe, als in die entfernteſte Zukunft warf, ein ſolches Loos treffen konnte, ſcheint faſt unglaublich; allein die Propheten haben das Unglück, die künftigen Ereigniſſe der ganzen Welt zu kennen; aber von ihrer eigenen Zukunft wiſſen ſie nichts. Es geht ihnen in dieſer Hinſicht gerade, wie manchen Finanzmännern, die den Schuldenſtand aller Reiche und Staaten auf Heller und Pfenning zu berechnen wiſſen, und gar ſich nicht träumen laſſen, daß in wenigen

Tagen gegen sie selbst der Konkurs wird eröffnet werden.

Balak war kein Philosoph von Sanssouci; aber nach dem Unglück, das seine Nachbaren betroffen, hatte er auch wirklich grose Ursache das auserwählte Volk des Herrn Zebaoth zu fürchten, welches, auf Befehl seines Gottes, überall, wohin es kam, raubte, mordete, sengte, brannte, und nothzüchtigte. Höchst wahrscheinlich waren seine Unterthanen nicht sehr zahlreich und kriegerisch, und die benachbarten Völkerschaften waren gleichfalls zu schwach, um ihm gegen eine so ungeheure Uebermacht den nöthigen Beistand zu leisten. In der Angst und Noth wählte er daher das einzige Mittel, von dem er Rettung erwartete, und nahm seine Zuflucht zu Bileam. Den kindischen Begriffen jenes Zeitalters muß man dergleichen Thorheiten verzeihen. Haben wir doch in unsern Tagen noch Fürsten, und Staatsmänner genug, die nicht viel klüger, als Balak, handeln und in jedem öffentlichen und besondern Unglück, welches sie und die Ihrigen betrifft, ihre Zuflucht zu Beichtvätern, zu Pfaffen, Mönchen und Wahrsagern, zu Wallfahrten, Prozessionen, Büßübungen und andern Personen und Dingen nehmen, die vernünftiger Weise eben so wenig rathen und helfen können, wie Bileam und seine Flüche.

Obgleich, wie es scheint, das Gewitter an Balak und seinem kleinen Reiche, ohne weiter

zu schaden, vorüberzog, so warf doch Moses, der von Allem benachrichtigt worden, was der König der Moabiter mit Bileam gethan und beabsichtigt hatte, einen tödtlichen Haß auf dieß Volk, den er auch durch ein eigenes Gesetz, welches er auf vorgeblichen Befehl und im Namen seines Gottes erließ, bei allen Israeliten seiner und der folgenden Zeiten zu verewigen suchte. Dieß Gesetz wirft ein so helles Licht auf die Sinnesart und den Charakter des israelitischen Religionsstifters, daß ich nicht umhin kann, es ganz und wörtlich hieher zu setzen, und einige Bemerkungen darüber mitzutheilen:

„Die Amoniter und Moabiter sollen nicht „in die Gemeine des Herrn kommen, auch nach „dem zehnten Glied; sondern sie sollen nimmer„mehr hineinkommen, darum, daß sie euch nicht „zuvor kamen mit Brod und Wasser auf dem „Wege, da ihr aus Egypten zoget; und dazu „wider euch dingeten den Bileam, den Sohn „Beors von Pethor, aus Mesopothamien, daß „er dich verfluchen sollte. Aber der Herr, dein „Gott, wollte Bileam nicht hören, und wandelte „dir den Fluch in den Segen, darum, daß dich „der Herr, dein Gott lieb hatte. Du sollst „ihnen weder Glück noch Gutes wün„schen, dein Lebenlang ewiglich!“

Wahrlich, ein empörendes Gesetz! Unmöglich konnte der Gott, der da will, daß wir auch unsern erbittertsten Feinden verzeihen, und ihnen

Gutes nicht bloß wünschen, sondern thun sollen, so weit unsere Kräfte reichen, der Urheber einer solchen Verordnung seyn, und dennoch mußte er sich von seinem treuen Knecht Moses dafür ausgeben und verschreien lassen. Wie konnte ein Volk wohl zu irgend einer höhern Stufe sittlicher Veredlung sich erheben, wenn ihm im Namen auf angeblichen Befehl seines Gottes selbst der erbittertste Feindeshaß gesetzlich zur Pflicht gemacht wurde?

Mit diesem Gesetz schleuderte Moses einen unauslöschlichen Feuerbrand, die stets leuchtende und verheerende Fackel vieler blutigen Kriege, zwischen sein Volk und die Ammoniter und Moabiter. Welch' ein rachgieriger Wahnsinn war es, wegen einer Beleidigung, welche die Moabiter und Ammoniter seiner Zeit ihm und den damaligen Israeliten zugefügt hatten, den sämmtlichen Nachkommen der letztern es für ewige Zeiten zur Pflicht zu machen, gegen die unschuldigen Nachkommen jener Ammoniter und Moabiter unversöhnliche Feindschaft zu hegen? Welche Lästerung war es überdieß, eine solche Verordnung für das Gebot des besten, des gütigsten, des liebevollsten Wesens auszugeben, das durchaus will, daß wir unsern Feinden verzeihen, ihnen Gutes wünschen und thun und ihnen nicht fluchen sollen? Doch hinweg von diesem eben so unvernünftigen, als empörenden und unwürdigen Gesetze!

„Israel wohnte in Sittim, und das Volk fing an zu huren mit den Töchtern der Moabiter, welche das Volk zum Opfer ihrer Götter luden. Und das Volk aß und betete ihre Götter an, und Israel betete den Baal Peor an, da ergrimmte der Zorn des Herrn über Israel, und sprach zu Moses: nimm alle Obersten des Volkes, und hänge sie dem Herrn an die Sonne, damit der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewandt werde.“ Das that nun Moses aber nicht, sondern er sprach zu den Richtern: „Erwürge ein Jeglicher seine Leute, die sich an den Baal Peor gehängt haben.“ Moses verfuhr hier sehr schlau. Um den Götzendienst zu hindern, und die Vorgesetzten zu größerer Achtsamkeit auf ihre Untergebenen zu veranlassen, sagte er ihnen bloß: der Herr habe ihm befohlen, sie sämmtlich aufknüpfen zu lassen; er unterließ dieß aber, und gebot ihnen, daß Jeder seine Untergebenen, die sich an den Baal Peor gehängt hatten, erwürgen sollte. Durch diese Milde und Schonung verpflichtete er sich natürlich die Obersten und Einflußreichsten des Volks, die ihm für das ihnen geschenkte Leben, welches der Herr ihr Gott ihnen abgesprochen hatte, sehr dankbar waren, und mit möglichster Strenge seinen Befehl an den Götzendienern vollzogen, so daß vier und zwanzigtausend derselben getödtet wurden.

„Und siehe, ein Mann aus den Kindern Israel kam, und brachte unter seine Brüder eine

Midianitin, und ließ Moſes zuſehen und die ganze Gemeine der Kinder Iſrael, welche weinten vor der Hütte des Stifts."

Es muß auch in der That rührend geweſen ſeyn! Ich übergehe das ziemlich grelle Gemälde, welches unſer Geſchichtſchreiber von dieſer ſchmuzigen Scene liefert, und bemerke bloß, das Pinehas der Sohn des Prieſter Eleaſar, den Mann und das midianitiſche Weib beide mit einem Spieß durchbohrte.

Moſes der keine Gelegenheit entſchlüpfen ließ, ſeine Verwandten zu begünſtigen, brachte hierauf Nachricht: daß der Herr mit ihm geredet und geſprochen habe:

„Pinehas, der Sohn Eleaſars, des Sohnes Aarons des Prieſters, hat meinen Grimm von den Kindern Iſrael gewendet, durch ſeinen Eifer um mich, daß ich nicht in meinem Eifer die Kinder Iſrael vertilgete. Darum ſage: Siehe, ich gebe ihm meinen Bund des Friedens. Und er ſoll haben, und ſein Saame nach ihm, den Bund eines ewigen Prieſterthums, darum daß er für ſeinen Gott geeifert und die Kinder Iſrael verſöhnet hat."

So wurde dem Hauſe Aaron das Prieſterthum auf ewige Zeiten mehr als fünfmal zugeſichert und beſtätiget, denn Moſes glaubte in dieſer Hinſicht des Guten gar nicht zu viel thun zu können. Hätte er mit andern Menſchen, als mit den Iſraeliten zu ſchaffen gehabt; ſo würde man

wahrscheinlich und mit gutem Fuge gefragt haben: Wozu diese neue Zusicherung und Bestätigung der Priesterwürde für das Haus Aaron? Hatte es vielleicht mit der ersten Botschaft, die du uns brachtest, daß Aaron und seine Nachkommen für immer von Gott zu Priestern bestellt wären, etwa nicht seine Richtigkeit? — Dann laß uns doch genauer untersuchen, ob die gegenwärtige richtiger ist? So würde man natürlich gefragt haben!

Uebrigens ward durch diese feierlich, im Namen Gottes wiederholte Zusicherung des Priesterthums Pinehas auch sicher gestellt gegen etwanige Verfolgungen der Verwandten des von ihm getödteten Israeliten, der ein vornehmer Mann und ein Fürst vom Stamm Simeon war, und wahrscheinlich hielt Moses es aus diesem Grunde sehr nöthig, ihn unter dem Vorwande eines ausdrücklichen göttlichen Befehls, im Namen des Herrn öffentlich wegen jener Handlung zu beloben, und zu erklären, daß Gott ihm und seinen Nachkommen zur Belohnung seiner außerordentlichen Heldenthat den Bund seines Friedens und das Priesterthum auf ewige Zeiten zugetheilt habe. Unter solchen Umständen dürfte Niemand es wagen, wegen jenes Mordes Hand an Eleasar zu legen, und der Glanz des Hauses Aaron ward durch diese Auszeichnung noch um Vieles erhöhet.

„Der Herr redete mit Moses und sprach:

Thut den Midianitern Schaden und schlaget sie, denn sie haben euch Schaden gethan mit ihrer List, die sie euch gestellt haben durch den Peor, und durch ihre Schwester Casbi, die Tochter des Fürsten der Midianiter, die erschlagen ist am Tage der Plage."

Zu allen Unternehmungen und Handlungen, sie mochten so gut, oder so böse seyn wie sie wollten, mußte der Herr dem Moses seinen Namen leihen; Alles, was der letztere von den Israeliten verlangte; Alles was er ihnen gebot und verbot, das geschah unter dem Vorwande eines göttlichen Befehls. Wir glauben recht gerne, daß Moses so handeln mußte, wenn er seinen Anordnungen bei dem halsstarrigen, wankelmuthigen Volke Gehorsam verschaffen wollte; allein vor dem Richterstuhl einer gereinigten Sittenlehre kann ein solches Verfahren durchaus keine Billigung finden. Daß alle jene angeblichen „Befehle des Herrn, eitle und nichtige Täuschungen von Seiten des israelitischen Gesetzgebers und Religionsstifters waren, wird durch die Ungerechtigkeit, Verderblichkeit und Widersinnigkeit vieler derselben deutlich genug bewiesen; denn nimmermehr wird das heiligste, gütigste und beste aller Wesen einen so glühenden und ewig, bis auf die spätesten Nachkommen fortdauernden Feindeshaß gebieten, wie ihn Moses den Israeliten aller Zeiten gegen die Moabiter und Amoniter und gegen deren späteste, erst nach Jahrtausenden in

die Welt tretende, Enkel einzupfropfen ſuchte! Nimmermehr kann, Gott befohlen haben, den Egyptern auf eine wahrhaft ſpitzbübiſche Weiſe ihr Eigenthum zu entwenden, und in den Ländern, welche die Iſraeliten erobern und einnehmen würden, alle Menſchen und ſogar die ſchuldloſen Kinder an den Buſen ihrer Mütter zu erwürgen und umzubringen! Dieſe vorgeblichen Befehle Gottes waren keines göttlichen, ſondern eines ſehr menſchlichen Urſprungs; ſie floßen aus dem Kopf und dem Herzen des Heerführers der Iſraeliten, und die Leichtgläubigkeit und Bereitwilligkeit, womit die letztern dergleichen Gebote von Moſes als göttliche Verordnungen aufnahmen, kann uns einen Begriff geben von dem Zuſtande der gänzlichen Rohheit, der Geiſtesbeſchränktheit, der Entſittlichung und des Aberglaubens, in welchem ſich Iſraels liebenswürdige Kinder befanden. Doch müſſen wir auch zugeſtehen, daß es Manche unter ihnen gab, die das Gewebe von Täuſchungen durchblickten, mit welchem Moſes und ſeine Helfer und Helfershelfer das Volk zu gängeln ſuchten; allein viele der Klügern waren, ihres Vortheils halber mit ihm ſelbſt einverſtanden, und Andere erinnerten ſich, wie ſchnell und mit welcher grauſamen Rachgier er ſich ſeiner Widerſacher zu entledigen wußte. Hatten Korah, Dathan, Abiram und ihre zahlreichen Anhänger nichts auszurichten vermocht, und als Opfer ihrer Kühnheit umkommen müſſen; was

ſollten da Einzelne vermögen? Das gemeine Volk murrte nur dann, wenn es hinſichtlich irgend eines ſinnlichen Bedürfniſſes Mangel litt, wenn eine Gefahr ihm zu drohen ſchien, oder wenn es mit wirklichem Unglück zu kämpfen hatte, welches Moſes immer ſchlau genug für eine göttliche Strafe wegen vorhergegangener Sünden, beſonders wegen der Unzufriedenheit und des Ungehorſams gegen ihn und ſeinen Bruder Aaron erklärte. Indeſſen unterließ er in ſolchen Fällen nie bei dem Herrn für das Volk zu bitten, und wenn es nachher auf eine ganz natürliche Weiſe von ſeinem Uebel befreiet ward, ſo ſchrieb man dies der Fürbitte des hochverehrten Anführers zu, der dadurch ſtets mehr die Liebe, das Vertrauen und die Achtung der, in Dummheit und Aberglauben vegetirenden Menge erwarb.

Der angeblich von Gott befohlene Krieg gegen die Midianiter, zu welchem jeder Stamm nicht mehr als tauſend Mann ſtellen mußte, ward begonnen, und Moſes der aus gewiſſen Urſachen nicht Neigung hatte, den Feldzug mitzumachen, ſandte den heldenmüthigen Prieſter Eleaſar, den wir vorhin kennen lernten, in ſeinen heiligen Kleidern und mit den Halltrompeten verſehen, als Anführer mit. Obgleich das iſraelitiſche Heer nur zwölftauſend Mann ſtark war, ſo wurden doch die Midianiter geſchlagen, und Iſraels unſterbliche Heldenſöhne erwürgten Alles, was männlich war. Unter den Erſchlagenen befanden ſich

auch fünf midianitiſche Könige, Evi, Rekem, Hur, Reba und Zur. Dieſer Zur war der Vater jener Midianitin, die von dem tapfern Prieſter Eleaſar in den Armen ihres iſraelitiſchen Liebhabers und mit demſelben zugleich getödtet ward. Man kann ſich übrigens leicht einen Begriff machen von der Macht dieſer midianitiſchen Könige, da ihrer fünf von zwölftauſend Juden geſchlagen wurden. Sicherlich waren ihre fünf Königreiche zuſammen genommen kaum ſo groß, wie einſt das ehemalige Königreich Yvetodt oder wie jetzt das ſouveräne Fürſtenthum Lichtenſtein, denn ſonſt hätten die Helden aus Iſrael es ſchwerlich mit ihnen aufgenommen. Man verfuhr zwar in dieſem Kriege oder beſſer in dieſem Raubzuge grauſam genug, allein noch bei weitem nicht ſo grauſam; als Moſes es wollte. „Die Kinder „Iſrael nahmen gefangen die Weiber der Midia„niter und ihre Kinder; alles ihr Vieh, alle ihre „Habe und alle ihre Güter raubten ſie, und verbrann„ten mit Feuer alle Städte ihrer Wohnung und „alle Burgen, und nahmen allen Raub, und „Alles, was zu nehmen war, beides Menſchen „und Vieh, und brachten es zu Moſes und zu „Eleaſar dem Prieſter. Und Moſes ward zornig „über die Hauptleute des Heers und ſprach zu „ihnen: Warum habt ihr alle Weiber leben laſ„ſen? Siehe, haben nicht dieſelben die Kinder „Iſrael durch Bileams Rath abgewendet, ſich „zu verſündigen am Herrn über dem Peor, und

„widerfuhr eine Plage der Gemeine des Herrn? „So erwürget nun Alles, was männ„lich iſt unter den Kindern und alle „Weiber, die Männer erkannt und „beigelegen haben; aber alle Kinder, „die Weibsbilder ſind und nicht Män„ner erkannt noch beigelegen haben, „die laſſet für euch leben.“ Kann man die Grauſamkeit wohl weiter treiben? Muß man nicht ſchaudern vor dem blutdürſtigen Ungeheuer, das aus bloßer Rachgier und Mordſucht eine Menge unglücklicher Weiber und Kinder niedermetzeln wegen Vergehungen, an denen ſie gar keinen Antheil genommen hatten? Sicherlich waren manche, vielleicht die meiſten, dieſer midianitiſchen Weiber ganz unſchuldig an der Verführung der Iſraeliten zum Dienſte des Peor, und was hatten die armen Knaben gethan, die der Wütherich ohne allen, auch nur ſcheinbaren Grund abſchlachten ließ? Wie kann man ſich vorſtellen, daß ein ſolcher Böſewicht mit Gott, mit dem gütigſten, liebevollſten und gerechteſten Weſen in irgend einem vertrauten Verhältniſſe ſich ſollte befunden haben? Und wie empörend iſt endlich der Befehl, daß die Iſraeliten alle weibliche Kinder, die noch Jungfrauen ſind, ſollen leben laſſen, um ſie zur Befriedigung ihrer Wolluſt zu gebrauchen? Wahrlich, wer dergleichen leſen, und dennoch den Moſes für einen frommen, heiligen

Mann und für einen göttlichen Gesandten halten kann, für dessen Kopf und Herz ist mir bange!

Zum Schluß gebot Moses den Kriegern, oder richtiger den, israelitischen Raubmördern: „Lagert euch außer dem Lager sieben Tage, alle die Jemand erwürget oder die Erschlagenen angerühret haben, daß ihr euch entsündigt am dritten und siebenten Tage, sammt denen, die ihr gefangen genommen habt, und alle Kleider und alles Geräthe von Fellen, und alles Pelzwerk und alles hölzerne Gefäß sollt ihr entsündigen."

Also der Barbar erkannte und fühlte, daß jene mörderischen Metzeleien Sünde oder Unrecht waren, und fand es daher sehr nöthig, daß diejenigen, welche sie auf seinen, ihnen im Namen Gottes ertheilten Befehl vollbracht hatten, sich entsündigten; und dennoch konnte ihm jenes Unrechts gar nicht genug geschehen; dennoch konnte er nicht satt werden, unschuldiges Blut in Strömen zu vergießen und durch Andere vergießen zu lassen! Wenn Jemand der Entsündigung wegen vollbrachter Greuelthaten bedürftig war, so war es unstreitig Niemand in höherem Grade, als Moses, der Urheber aller der Grausamkeiten, welche die Israeliten in Kanaan und den angränzenden Ländern nicht allein unter seiner Anführung, sondern auch in den folgenden Zeiten verübten, denn er hatte ihnen unter dem Vorwande, der Herr habe es befohlen, alle jene Greuel ausdrücklich geboten!

„Eleasar, der Priester, sprach zu dem Kriegsvolk, das in den Streit gezogen war: Das ist das Gesetz, welches der Herr Mose geboten hat: Gold, Silber, Erz, Eisen, Zinn und Blei, und alles, was das Feuer leidet, sollt ihr durchs Feuer lassen gehen und reinigen, daß es mit dem Sprengwasser entsündiget werde; aber Alles, was nicht Feuer leidet, sollt ihr durchs Wasser gehen lassen, und sollt eure Kleider waschen am siebenten Tage, so werdet ihr rein.“

Welcher Vernünftige wird glauben, daß Gott jemals ein solches Gesetz gegeben habe? Wie konnte die Ungerechtigkeit des Raubmordes, vermittelst dessen die Israeliten sich jener Güte bemächtigt hatten, wohl durch Feuer vertilgt oder durch Wasser hinweggespült werden? Diese ganze Förmlichkeit diente zu nichts, als die Einkünfte der Priester, die auch gerne etwas von dem ungerechten, mit Blut befleckten Mammon haben wollten, zu vergrößern, und der Herr mußte, wie immer, und wie an so vielen Orten noch heutiges Tages, seinen Namen hergeben, um die schndde Selbstsucht, und den Eigennutz seiner vorgeblichen Diener zu befriedigen!

Indessen ließ man es mit jener Förmlichkeit der Reinigung durch Feuer und Wasser, wofür die Priester natürlich ihren Ehrensold haben mußten, nicht bewenden. Der pfäffische Eigennutz begehrte größere Opfer von der im Kriege gemachten Beute, und da hieß es denn: „Der

Herr habe mit Moſes geredet und geſprochen: nimm die Summe des Raubes der Gefangenen, beides an Menſchen und Vieh, du und Eleaſar, der Prieſter, und die oberſten Väter der Gemeine und gieb die Hälfte denen, die ins Heer ausgezogen ſind, und die andere Hälfte der Gemeine. Und ſollſt dem Herrn heben von den Kriegsleuten, die ins Heer gezogen ſind, je von fünfhunderten eine Seele, beides an Rindern, Menſchen, Eſeln und Schafen, von ihrer Hälfte ſollſt du es nehmen, und dem Prieſter Eleaſar geben zur Hebe dem Herrn. Aber von der Hälfte der Kinder Iſrael ſollſt du je von fünfzigen nehmen ein Stück Gut, beides an Menſchen, Rindern, Eſeln und Schafen, und ſollſt es den Leviten geben, die der Hut warten der Wohnung des Herrn." Wie liſtig Moſes und Eleaſar doch hier die Aelteſten, der Gemeine, und überhaupt alle diejenigen, die an dem Raubzuge keinen perſönlichen Antheil genommen hatten, mit in ihr Intereſſe zu ziehen wußten, und Alles unter dem grundloſen Vorwande ausdrücklicher göttlicher Befehle!

Ungeheuer war die Beute, welche die iſraelitiſchen Raubmörder gemacht hatten! Sie beſtand nemlich in ſechsmalhundert- und fünf und ſiebenzigtauſend Schafen, zwei und ſiebenzigtauſend Rindern, ein und ſechzigtauſend Eſeln und zwei und dreißigtauſend Jungfrauen und weiblichen Kindern. Dies Alles kam auf die vorhin erwähnte, von Moſes im Namen Gottes an-

geordnete Art zur Theilung zwiſchen den Kriegern, der Gemeine und den Prieſtern und Leviten; und außerdem mußten die Hauptleute noch an Moſes und Eleaſar ſechzehntauſend ſiebenhundert und funfzig Seckel Goldes von derjenigen Beute zahlen, die nicht in Vieh und Menſchen beſtand.

Empörend iſt es, wenn man im 31. Kapitel des vierten Buches Moſes lieſt, wie Alles, was Eleaſar zu ſeinem Antheil an Thieren und Menſchen von dem Raube bekam, ſo aufgeführt wird, als ſei es, „dem Herrn zu Theil geworden.“ Guter Gott, wie ſollteſt du wohl Schafe, Rinder und Eſel und weinende, in Sklavenketten gefeſſelte, Kinder mit dieſen Räubern und Mördern haben theilen wollen! Gewiß begehrteſt du nichts von ihrer, mit Blut befleckten und mit Thränen benetzten Beute; aber ſtrenge Rechenſchaft wirſt du von ihnen gefordert haben für die Greuel, die ſie unter dem Vorgeben eines Befehls von dir und unter deinem heiligen, von ihnen ſchändlich gemisbrauchten Namen verübten!

Da der Herr immer ſo viel mit Moſes redete und ſprach, warum redete und ſprach er denn nie auf eine vernehmbare Weiſe und unmittelbar mit dem ganzen Volke Iſrael? Gewiß würden viele ſeiner angeblichen Gebote dann beſſer von ſeinen Auserwählten befolgt worden ſeyn, und wahrſcheinlich hätten wir dann weniger Grund zu bezweifeln, daß er jemals mit Moſes geredet

und geſprochen habe, und daß die Geſetze, welche der letztere den Iſraeliten als göttliche Verordnungen vorſchrieb, wirklich von Gott herſtammten!

Nachdem Moſes den beiden Stämmen Ruben und Gad, welche viel Vieh hatten, und dem halben Stamm Manaſſe die bis dahin eingenommenen Länder unter der Bedingung zum Erbtheil eingeräumt hatte, daß ſie den übrigen Iſraeliten das Land Kanaan ſollten erobern helfen, gebot er, daß den Leviten in dem ganzen, bereits eroberten und noch ferner zu erobernden Lande acht und vierzig Städte, nebſt beträchtlichem Landeigenthum gegeben werden ſollten. Der prieſterliche Stamm Levi ſollte nämlich unter den andern elf Stämmen zerſtreuet leben, um deſto beſſer über Alles wachen zu können, was zu den kirchlichen und religiöſen Einrichtungen gehörte, mit deren Fortdauer das Glück und der Wohlſtand aller Leviten unzertrennlich verbunden war. Daher ertheilte er ihnen, außer andern beträchtlichen Einkünften, die ſie, beſonders von der großen Menge der Opfer hatten, auch das Recht jährlich den Zehnten von dem Eigenthum der übrigen Iſraeliten zu fordern, wodurch ſie ermuntert wurden, das Kirchenthum, ſo wie Moſes es geordnet hatte, aufrecht zu erhalten, und keinen fremden Lichtſtrahl in die dunkeln Ställe ihrer Schafe und Rinder eindringen zu laſſen. Von jenen acht und vierzig Städten

der Leviten ſollten ſechs zu Freiſtädten für ſolche Todſchläger dienen, die zufällig, oder durch Unvorſichtigkeit und ohne die Abſicht, Jemanden das Leben zu nehmen, den Tod eines Andern verurſachten. In dieſen Freiſtädten ſollte ein Todſchläger gedachter Art vor dem Bluträcher geborgen ſeyn, und bis zum Tode des Hohenprieſters ungeſtört wohnen dürfen. Wenn er aber vorher die Freiſtadt verließ, ſo ſollte der Bluträcher (der nächſte mannbare Verwandte des Getödteten) das Recht haben, ihn zu tödten, ohne deßhalb eines Mordes ſchuldig zu ſeyn. Hiemit war denn offenbar der Rachgier und der Eigenmacht ein ſehr weites Feld eingeräumt, indeſſen wollen wir dies mit dem Zuſtande der Rohheit und der Verwilderung entſchuldigen, in welchem ſich die Iſraeliten befanden, und weshalb es vielleicht nicht möglich war, die Zügel allzu ſtark anzuziehen.

Endlich fühlte Moſes, welcher laut der, uns im fünften Buche des Pentateuchs aufbehaltenen Sage, bereits ſein hundert und zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, *) daß ſein Ende herannahte.

---

*) Einige haben dies hohe Alter des Moſes in Zweifel gezogen. Ich ſehe aber nicht ein, aus welchem Grunde? Hat es doch noch in unſern Tagen und unter unſern, einer langen Lebensdauer bei weitem nicht ſo günſtigen Himmelsſtrichen Menſchen gegeben, die eben ſo alt und noch älter als

Er ernannte daher den Josua zu seinem Nachfolger und zum künftigen Anführer der Israeliten, von denen er in einer feierlichen Rede, worin er sie zur Beobachtung der, ihnen gegebenen Gesetze und Verordnungen ermahnte und ihren Muth zu beleben suchte, Abschied nahm. Hierauf begab er sich auf den Berg Nebo, dem Gipfel des Gebirges Pisga, von welchem man einen grossen Theil des Landes Kanaan übersehen konnte.

„Und der Herr zeigte ihm das ganze Land Gilead bis gen Dan, und das ganze Naphthali, und das Land Ephraim und Manasse, und das Land Juda, bis an das äußerste Meer, und ge-

---

Moses geworden sind, und denen es an körperlichen und geistigen Kräften nicht fehlte; wie sollte denn Moses ein solches Alter nicht haben erreichen können? Obgleich wir die Erzählungen des Pentateuchs nur als Volkslieder und als Sagen betrachten können, welche, durch die lange Dauer ihrer, bloß mündlichen Ueberlieferung bei einem, ohnehin zum Wunderbaren und zum — Lügen geneigten Volke sehr entstellt wurden, und folglich in geschichtlicher Hinsicht keinen hohen Grad von Zuverlässigkeit haben; so glaub' ich doch, daß man die Zweifelsucht nicht zu weit treiben müsse, und immerhin Behauptungen, welche weder mit der Natur, noch mit der Vernunft im Widerspruche stehen, gelten lassen müsse, wenn man sich auch gerade nicht für ihre Wahrheit und Richtigkeit verbürgen kann.

gen Mittag, und die Gegend der Breite Jericho, der Palmenſtadt, bis gen Zoar. Und der Herr ſprach zu ihm: dies iſt das Land, das ich Abraham, Iſaak und Jakob geſchworen habe, und geſagt: ich will es deinem Saamen geben. Du haſt es mit deinen Augen geſehen, aber du ſollſt nicht hinüber gehen. Alſo ſtarb Moſes, der Knecht des Herrn, daſelbſt im Lande der Moabiter, nach dem Wort des Herrn, und er begrub ihn im Thal, im Lande der Moabiter, gegen dem Hauſe Peors, und hat Niemand ſein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag."

Die Begräbnißkoſten wurden alſo Iſraels liebenswürdigen, dreißig Tage lang weinenden und wimmernden Kindern erſpart, und ſie brauchten keine andere Säcke zu leeren, als — ihre Thränenſäcke. Allein muß man vernünftiger Weiſe nicht fragen: woher wußte der Verfaſſer des fünften Buchs Moſes Alles ſo haarklein, was auf dem Gipfel des Nebo geſchah, da Moſes ja ganz allein hinauf geſtiegen war, und Niemand ſeine Unterredung mit Gott gehört, und ſeinem Tode und Begräbniſſe beigewohnt hat? Wie kann unſer glaubwürdiger Geſchichtſchreiber behaupten, daß Gott den Moſes im Thal, im Lande der Moabiter, dem Hauſe Peors gegenüber, begraben habe, und doch zugleich verſichern: Niemand habe ſein Grab erfahren bis auf den heutigen Tag. Wenn Niemand dabei war und Niemand es ſahe, wo Gott den Leichnam begrub, wie kann denn

der Verfaſſer des Pentateuchs ſo beſtimmt angeben, wo er begraben worden? Zu dieſen ganz einfachen und natürlichen Fragen waren übrigens Abrahams gläubige Kinder aber von jeher eben ſo wenig aufgelegt, wie unſere ſcharfſinnigen Orthodoxen, denn ſie waren ja immer gewohnt, zu glauben was man von ihnen begehrte, und zu thun, was ihnen beliebte.

Weder das hohe Alterthum der Urkunden, welche die Geſchichte des iſraelitiſchen Religionsſtifters enthalten, noch die Ehrfurcht, womit der gemeine, von Vorurtheilen befangene Hauſe der drei wichtigſten, poſitiven Religionsſekten, nämlich des Judaismus, des Chriſtianismus und des Islamismus, zu Moſes hinaufſtaunt, darf uns abhalten, ſeinen Charakter und ſeine Handlungen ſo zu beurtheilen, wie ſie uns in jenen Urkunden erſcheinen, welche zwar größtentheils aus höchſt unzuverläßigen, durch vielhundertjährige mündliche Fortpflanzung auf das Aeußerſte entſtellten Volksſagen beſtehen, die zum Theil wenig oder gar keinen wahren Gehalt haben, aber doch hin und wieder einen ziemlich hellen Schimmer auf den Charakter und die Denk- und Handlungsweiſe des großen Mannes werfen, von dem hier die Rede iſt.

Moſes war unſtreitig einer der merkwürdigſten Menſchen unter allen jemals Geborenen. So klein und unbedeutend jenes Stämmchen poſitiver Gottesverehrung, welches er pflanzte, auch

war; ſo groß und wichtig wurden zwei darauf gepfropfte Zweige, der Chriſtianismus und der Muhamedanismus oder Islamismus, die jetzt mit ihren vielen verſchiedenartigen Aeſten faſt den ganzen Erdkreis überſchatten. Der lezte dieſer Zweige ſcheint freilich ſeinem Verdorren ſehr nahe; allein wer weiß, ob nicht aus ſeinem Moder ein weit kräftiger, an beſſern Früchten und Erzeugniſſen ergiebiger Stamm aufblühen wird, *) als der moſaiſche Urſtamm war. Der erſte Zweig ward gar nicht von dem erhabenen Gärtner gebrochen, um dieſem Urſtamm eingepfropft zu werden, da er durch das Verwachſen mit dem faulichten Holze deſſelben nothwendig Schaden nehmen mußte, und nie die köſtlichen Früchte bringen konnte, die der Gärtner, der ihn als einen ſelbſtſtändigen Baum zu erziehen dachte,

*) Wirklich ſcheint dieß ſchon jetzt in Hinſicht der Wechabiten der Fall zu ſeyn, welche ſich ganz vom Muhamedanismus losgeſagt haben, und einer bloßen Natur- oder Vernunft-Religion huldigen, die aus ſehr einfachen Grundſätzen beſteht, und deren Sittenlehre völlig mit der chriſtlichen übereinſtimmt. Würden die Wechabiten weniger von den Muhamedanern bedrängt ſeyn, ſo würden ſie gewiß ſich bald zu einer weit höhern Stufe geiſtlicher und ſittlicher Bildung erheben, und vielleicht im Orient ein Licht anzünden, das die Blendlaternen und Kerzen in manchem chriſtlichen Schafſtall Europa's weit überſtrahlen würde.

mit so vielem Rechte sich versprach. Durch jenes Einpfropfen aber auf eine ganz wilde und in ihrem Mark bereits verderbte Holzart ist in diesen schönen, ursprünglich so kraftvollen Zweig gleichfalls der Keim des Absterbens gelegt, der dadurch noch schneller entwickelt ward, daß man jedem einzelnen Ast neue, dem Hauptzweige durchaus fremde und widerliche Impflinge einpfropfte. Wäre es möglich, und möglich ist es gewiß, diesen Zweig nicht allein von dem faulichten Urstamm abzulösen, dem er wider des großen Gärtners Absicht eingesenkt ward; sondern ihn auch von jenen wilden, schädlichen, nur schlechte Früchte tragenden Impflingen zu befreien, und als selbstständigen Baum in ein gutes Erdreich zu versetzen; dann würde der erhabene, heilbringende Zweck des weisen Gärtners erreicht werden, und der Baum die herrlichsten Früchte tragen. Aber so lange er auf dem, in Fäulniß und Moder übergangenen Urstamme steht, und von den, durch freche Hände ihm eingeimpften Wildlingen ausgesogen wird, die, statt der Früchte des Lebens, nur Coloquinten und Früchte des Todes tragen; so lange ist auch nichts Gutes, sondern vielmehr sein baldiges Absterben mit Sicherheit zu erwarten.

Nicht bloß in Hinsicht auf einzelne Menschen, sondern vorzüglich in Betreff aller, sowohl kirchlichen, als politischen, sowohl öffentlichen, als häuslichen Einrichtungen sprach unser göttlicher

Erlöser die merkwürdigen, inhaltſchweren Worte: ein Baum, der böſe Früchte bringt, muß abgehauen und ins Feuer geworfen werden; auch ſie müſſen vernichtet und zerſtört werden, wenn ſie, ſtatt des Guten, nur Böſes erzeugen. Ein ewig dauerndes Stabilitätsſyſtem, wodurch Alles auf dem Standpunkte erhalten werden ſoll, worauf es ſich zu einer gewiſſen Zeit befindet, widerſpricht eben ſo ſehr der geſunden Vernunft und der Natur, wie der, durch die Geſchichte der Menſchheit beglaubigten Abſicht des Größten aller Selbſtherrſcher, das menſchliche Geſchlecht ſtufenweiſe immer mehr geiſtig und ſittlich zu veredeln, und ſeiner höchſten irdiſchen Beſtimmung entgegen zu führen, die in der vollen Entwickelung und in dem möglich freieſten Gebrauch aller ſeiner Kräfte beſteht. Wir ſollen zunehmen in der Erkenntniß, ſagt der Apoſtel; wir ſollen fortſchreiten, und nicht ſtehen bleiben, wo man ſchon vor Jahrtauſenden ſtand; wir ſollen nicht die Zeit verderben mit altväteriſchen Fabeln und unnützem, leerem Geſchwätz. Wir ſollen unſere Vernunft gebrauchen, und ſie nicht umdüſtern laſſen von den läppiſchen Mährchen, welche Einfalt und Wahn, Argliſt und Aberglaube, Herrſchſucht und Sklavenſinn ſeit undenklichen Zeiten ausgeheckt, für wirkliche Thatſachen ausgegeben und als göttliche überirdiſche Mittheilungen geltend gemacht haben. Wir ſollen fortſchreiten in der Erkenntniß und nicht ſtehen bleiben. Eine ganz

feſt ſtehende, ſtabille oder poſitive Religion iſt ein Unding, das mit dieſem Fortſchreiten ſtreitet; ſie iſt, wie ein Teich voll ſtehenden Waſſers, das aus Mangel an Bewegung in Fäulniß und Gährung geräth, und durch ſeinen giftigen Aushauch die Luft verpeſtet. Es giebt nichts Feſtſtehendes, Stabiles oder Poſitives auf unſerm Erdball; ſein Inneres hat gleich ſeiner Oberfläche ſchon tauſend Veränderungen erlitten. So giebt es auch nichts ewig Feſtſtehendes in den Formen unſerer Gottesverehrungen, die oft eben ſo gut Gottesentehrungen heißen könnten; auch ſie veralten, wie ein Gewand, und werden von Zeit zu Zeit auf mannichfache, bald merklichere, bald unmerklichere Weiſe umgeſtaltet oder gänzlich vernichtet. Nur jene ewigen, heiligen Offenbarungen, die Gott allen ſeinen Menſchen in der Natur und in den unverderbten Neigungen und Wünſchen ihres Herzens gegeben hat, werden ewig bleiben, wie der Glanz der Geſtirne an der Feſte des Himmels. Dieſe Sprache Gottes, dieſe unwandelbaren, ewigen Offenbarungen immer beſſer wahrnehmen, verſtehen, auslegen und im Leben anwenden und befolgen zu lernen, das muß unſer vorzüglichſtes Streben ſeyn, um zu dem Ziel zu gelangen, welches der große Baumeiſter der Welten uns Menſchen beſtimmt hat. Wer den Geboten der Natur gehorcht, der iſt glücklich; wer von ihnen ſich entfernt, den trifft über kurz oder lang ihre Strafe

gewiß. Sie züchtigt den üppigen Schwelger, wie den geitzigen Hungerleider; den gähnenden und betenden Müßiggänger, wie den, der ſich durch übermäßige Arbeit und Anſtrengung erſchöpft. Was ſie ſegnet, das hat Gott geſegnet; was ſie verflucht, das hat Gott verflucht, und wär' es auch von allen Päbſten und Kirchenverſammlungen, von allen Königen und Reichstagen, von allen Tagſatzungen und Landsgemeinden heilig geſprochen. Sie ſtraft aber nur, um zu beſſern, zu veredeln und auf den richtigen Weg zurück zu führen; nicht, um an den endloſen Qualen eines Geſchöpfs, das ſie ſelbſt ins Daſeyn hervorrief, ihr Auge zu weiden.

Schwer iſt es zu beſtimmen: ob alle die Geſetze, die wir im Pentateuch oder den fünf moſaiſchen Büchern finden, wirklich von Moſes ſelbſt herſtammen, oder ob nicht der größte Theil derſelben im Laufe ſpäterer Zeiten eingeführt und dem erſten Religionſtifter und Geſetzgeber nur deßhalb zugeſchrieben wurde, um ihnen bei dem gemeinen Haufen mehr Gewicht und Anſehen zu geben. Dieß Letztere wird faſt durch den einzigen Umſtand auſſer Zweifel geſetzt, daß man zu Moſes Zeiten noch keine Buchſtabenſchrift, ſondern bloße Bilderſchrift hatte, die ſich nicht zum Ausdruck und zur Mittheilung ſo vieler überſinnlicher, in redneriſchen Schmuck gekleideter Gedanken und Ideen eignete. Auch durch mündliche Fortpflanzung konnte eine ſolche Menge un-

zusammenhängender, der Vernunft theils wenig, theils gar nicht einleuchtender, und daher dem Gedächtniß schwer eingehender und behaltbarer Gesetze nicht, ohne Gefahr der größten Misdeutung und Entstellung, auf die Nachwelt vererbt werden. Die obige Behauptung aber, daß die kirchlichen und weltlichen, gewöhnlich dem Moses zugeschriebenen Gesetze nebst den ihnen angehängten prophetischen Flüchen und Segenssprüchen einem weit spätern Zeitalter angehören, und erst unter der Regierung der letzten jüdischen Könige entstanden, wird noch deutlicher und bis zur größten Gewißheit durch eine Erzählung in den Büchern der Könige und der Chronika *) dargethan. Der König Josias in Juda ließ nämlich im zwölften Jahre nach seiner Thronbesteigung den Tempel reinigen und bessern. Als nun der Hohepriester Hilkia das Geld aus der, im Tempel befindlichen, Lade nahm, um die Arbeiter zu bezahlen, fand er, nach seinem Vorgeben, ganz zufällig ein Buch, welches ein, von Moses geschriebenes Gesetzbuch seyn sollte. Hilkia, dem Anscheine nach, völlig unbekannt mit dem Daseyn eines solchen Gesetzbuches, gab es dem Sa-

*) 2 Kön. 22 V. 8 bis 20; 2 Chron. 34 V. 15 bis 28. Man sehe hiebei auch nach, was ich bereits über diesen Gegenstand im neuen Judenspiegel gesagt habe, und zum Theil hier nur wiederhole.

phan, dem Kanzler oder Schreiber des Königs. Saphan brachte es als etwas Wunderbares und ganz Neues zu Josias, dem er daraus vorlesen mußte. Durch den drohenden Ton und Inhalt des, angeblich so eben aufgefundenen, Gesetzbuchs in Staunen und Schrecken gesetzt, zerriß der kleinmüthige Josias seine Kleider, und gebot dem Hilkia, dem Saphan und andern seiner Vertrauten; „Gehet hin und fraget den Herrn für mich, „für das Volk und für ganz Juda um die Worte „dieses Buches, das gefunden ist, denn es ist „ein großer Grimm des Herrn, der über uns „entbrannt ist, darum, daß unsere Väter nicht „gehorcht haben den Worten dieses Buchs, daß „sie thäten, was darin geschrieben ist." Man sieht, daß Josias kein großer Philosoph war, denn was konnten die Väter dafür, daß sie den Worten eines Buchs nicht gehorcht hatten, von dem ihnen nie das Mindeste bekannt geworden? Und wie konnte wohl der Grimm des Herrn gegen Josias und seine Unterthanen entbrennen wegen der Unterlassungen, deren ihre Väter sich schuldig gemacht hatten? Es hieß ja ausdrücklich, daß der Sohn nicht tragen soll die Schuld seines Vaters; wenn also auch wirklich die Väter gefehlt hatten, was aber hier gar nicht der Fall war, so brauchte doch Josias deshalb seine Kleider nicht zu zerreißen und nicht so kindisch albern zu wimmern. Hilkia ging mit Saphan und den Uebrigen zu der Propheten Hulda, welche sie dem Josias als

die Vertraute des Herrn, von der man die Rathschlüße Gottes am Zuverläßigsten erfahren könnte, geschildert hatten. Ein König, der sich in seinen Verlegenheiten an Wahrsagerinnen und alte Weiber wendet, und bei denen Rath und Hülfe sucht, entehrt den Thron und ist der Krone, die er trägt, nicht werth. Ueberhaupt zeigte Josias bei dieser Veranlassung, daß er besser zum Viehhirten, als zum Regenten eines Landes getaugt hätte. Die jüdische Pythia, ohne Zweifel schon einverstanden mit Hilkia und seinen Verbündeten, erwiederte mit hohem Pathos: „So spricht der „Herr, der Gott Israels, saget dem Mann, der „euch zu mir gesandt hat: So spricht der Herr: „Siehe ich will Unglück über diese Stadt und ihre „Einwohner bringen, alle Worte des Gesetzes, „die der König Juda hat lassen lesen, darum, daß „sie mich verlassen und andern Göttern geräu„chert haben, daß sie mich erzürneten mit allen „Werken ihrer Hände; darum wird mein Grimm „sich wider diese Stadt entzünden, und nicht aus„gelöscht werden. Aber dem Könige Juda, der „euch gesandt hat, sollt ihr so sagen: So spricht „der Herr, der Gott Israels: Darum daß dein „Herz erweicht ist durch die Worte, die du ge„höret hast, und hast dich gedemüthigt vor dem „Herrn, da du höretest, was ich geredet habe „wider diese Stätte und ihre Einwohner, daß „sie sollen eine Verwüstung und Fluch seyn, und „hast deine Kleider zerrissen, und hast geweinet

„vor mir; ſo habe Ich es auch erhöret, ſpricht „der Herr. Darum will ich dich zu deinen Vä„ter ſammeln, daß du mit Frieden in dein „Grab verſammelt werdeſt, und deine „Augen nicht ſehen alles das Unglück, „das ich über dieſe Stätte bringen will. „Und ſie ſagten es dem Könige wieder.“

Gerade dieſe letzte Zuſicherung, welche die liſtige Hulda ſo feierlich dem Joſias im Namen des Herrn ertheilen ließ, und wodurch ſie wahrſcheinlich den Wermuth ihrer harten Weiſſagung etwas verſüßen wollte, nämlich, daß Joſias mit Frieden in ſein Grab geſammelt werden ſollte, war das erſte, von dem gerade das Gegentheil geſchah, denn Joſias ward im Kriege gegen Pharao Necho tödtlich verwundet, und ſtarb zu Jeruſalem. Dieſer Irrthum der Frau Hulda ſoll den heiligen Apoſtel Paulus veranlaßt haben, den Damen alles Weiſſagen zu verbieten, weil ſie, bei der vorſchnellen Geläufigkeit ihrer Zungen, ſelten Zeit behalten, ihre Worte auf die Goldwage zu legen, und durch ähnliche Mißgriffe, wie jener der Hulda, das ganze Prophetenhandwerk leicht in Verruf bringen könnten.

Uebrigens ließ ſich dem kleinen Königreiche Juda, unter den damaligen Verhältniſſen nicht viel Troſtreiches vorherſagen. Von allen Seiten ſtürmten mächtige Nationen heran, die einander bekriegten, und in deren Mitte Juda einer niedrigen Inſel im wogenden Meere glich, welche

unaufhörlich bedrohet ist, von den Wellen verschlungen zu werden. Es ließ sich sehr gut voraussehen, daß Vater Jakobs hochsagende Weissagung: es wird das Scepter von Juda nicht entwändt werden, bis der Held komme, nicht in Erfüllung gehen würde. Ja, selbst späterhin, als Juda schon aufgehört hatte, ein Königreich zu seyn, und als längst das Scepter von Juda entwandt war, blieb der von Jakob angekündigte Held aus, und sogar noch heute wird vergebens von Israels gläubigen Kindern ein solcher Held erwartet, wie derjenige ist, den Jakob und mehrere Propheten geweissagt haben.

Josias hatte keine Ursache, sich glänzende Hoffnungen von der Zukunft zu machen! Das Königreich Israel, obgleich weit mächtiger als Juda, war schon vor geraumer Zeit von den Assyrern zerstört, die einen großen Theil der Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt hatten, und selbst der Großvater des Josias, der König Manasse, war in Ketten und Banden nach Babel geführt worden. Hulda konnte oglich, solhne eine große Prophetin oder Diplomatin zu seyn, wohl voraussehen, daß das kleine Eiland im wogenden Meer sich nicht lange würde halten können, und wenn in dieser Hinsicht wirklich in der Folge einige ihrer Vorherverkündigungen eintrafen, so bewies dieß sicherlich keineswegs, daß sie eine, von Gott begeisterte Seherin war, wofür sie frevelhaft sich ausgab. Gewiß hatten damals tausend und aber-

mal tauſend Menſchen in Juda das ſpäter erfolgende Schickſal ihres Vaterlandes vorausgeſagt, ohne deßhalb für Propheten gelten zu wollen. Es hätte ein Wunder geſchehen, es hätte eine völlige Umkehr des damaligen politiſchen Zuſtandes und aller Verhältniſſe ſtatt finden müſſen, wenn das Königreich Juda von ſeinem, ihm bevorſtehenden Untergange hätte gerettet werden ſollen, und unter ſolchen Umſtänden hatte Hulda natürlich ſehr gut Weiſſagen.

Als Joſias den Bericht ſeiner Abgeordneten empfangen hatte, ließ er alle Aelteſten in Jeruſalem und Juda zu ſich beſcheiden, und begab ſich mit ihnen in den Tempel, wo ſich auch „alle Männer von Juda und alle Einwohner zu Jeruſalem, Prieſter und Propheten, und alles Volk, beide klein und groß, verſammelten; und man las vor ihren Ohren alle Worte des Buchs vom Bunde, das im Hauſe des Herrn gefunden war. Und der König trat an eine Säule und machte einen Bund vor dem Herrn, daß ſie ſollten wandeln dem Herrn nach und halten ſeine Gebote, Zeugniſſe und Rechte, von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß ſie aufrichteten die Worte des Bundes, die geſchrieben ſtanden in dieſem Buch. Und alles Volk trat in den Bund.“

Endlich ließ Joſias alle, zum heidniſchen Götzendienſt gehörigen Bilder und Geräthſchaften aus dem Tempel ſchaffen und verbrennen, zer-

ſtörte die Höhen, Haine und Altäre, auf denen fremden Göttern geopfert wurde, und ſuchte den moſaiſchen Gottesdienſt in ſeinem vollen Glanze wieder herzuſtellen. Damit war denn auch die Abſicht Hilkia's erreicht.

Das Glück und der Wohlſtand der prieſterlichen Kaſte war nämlich, wie früher bemerkt worden, unzertrennlich mit der ſtrengen Beobachtung und der Aufrechthaltung der religiöſen und kirchlichen Einrichtungen des Moſes verbunden. Weil man aber zu Moſes Zeiten noch keine Buchſtabenſchrift hatte, ſo wurden die Verordnungen und Geſetze, welche ſich darauf bezogen, durch mündliche Ueberlieferung von den Prieſtern und Leviten auf ihre Nachkommen vererbt. Die beiden vorhergehenden Könige Manaſſe und Amon, (der Großvater und der Vater der Joſias) hatten jedoch manche Art von heidniſchen Götzendienſten ſehr begünſtigt, wodurch das Anſehen und die Einkünfte der Prieſterkaſte auſſerordentlich leiden mußten. Den Leviten lag folglich Alles daran, den moſaiſchen Opfer- und Tempeldienſt, der ihnen ſo große und glänzende Vortheile gewährte, wieder zu heben und für immer bei den Iſraeliten zu befeſtigen. Kein Zeitpunkt konnte hiezu gelegener ſeyn, als gerade die Regierung des jungen, langſamen und ſchwachköpfigen Königs Joſias, der bereits ſeit ſeinem achten Jahre ſich unter der Leitung der Prieſter befand, und ſich ihnen voll Vertrauen ganz über-

ließ. Um dem neu aufzuführenden Gebäude des israelitischen Kirchenthums für immer Dauer und Haltung zu geben, wurden die sämmtlichen, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten Gesetze des Moses niedergeschrieben, noch mit mehreren, den Priesterstand begünstigenden Verordnungen bereichert, und das ganze auf diese Weise von Hilkia und seinen Gehülfen abgefaßte Gesetzbuch ward mit einer Menge von prophetischscheinenden Flüchen und Segenssprüchen beschlossen, um den darin enthaltenen Befehlen desto mehr Achtung und Gehorsam zu verschaffen. Das Ganze gab man für ein Originalwerk des hochverehrten Religionsstifters aus, welches Hilkia so eben zufällig im Tempel gefunden haben wollte, und nun dem Josias durch Saphan vorlesen ließ.

Daß man vorher zu keiner Zeit die mindeste Kunde von dem Daseyn und den, in diesem Buche enthaltenen, drohenden Vorherverkündigungen hatte, sieht man aus dem Schrecken, dem Erstaunen und der angstvollen Furcht, die dadurch bei Josias und dem ganzen Volke, so wir bei denjenigen Priestern und Leviten erregt wurden, die nicht in das Geheimniß eingeweihet waren. „Es ist ein großer Grimm des Herrn, sprach „Josias, der über uns entbrannt ist, daß unsere „Väter nicht gehorcht haben, den Worten dieses „Buchs, daß sie thäten alles, was darin geschrie„ben ist.“ Die armen Schächer! Wie hätten

sie wohl den Worten eines Buchs gehorchen können, das ihrer Zeit nach gar nicht vorhanden war? Und wie konnten ihre Söhne und Enkel wohl deßhalb bestraft werden? Wie konnte der Gott, welcher ausdrücklich sagt: der Sohn soll nicht tragen die Schuld seines Vaters, wie konnte dieser Gott in Zorn entbrennen gegen Josias und seine Zeitgenossen wegen der Sünden, die ihre längst verstorbenen Väter und Großväter begangen hatten? Die bedrängnißvolle Lage, worin sich das Königreich Juda zu Manasse's, Amon's und Josias Zeiten befand, war keineswegs als eine göttliche Strafe der Sünden Manasse's und Amons, sondern als die ganz natürliche Folge der, zu ihrer Zeit bestehenden Verhältnisse zu betrachten! Auch die strengste Beobachtung des mosaischen Kultus hätte sie vor diesen Bedrängnissen nicht sichern können.

Es ist ganz ausser Zweifel, daß vor Helkia kein Gesetzbuch vorhanden war. Nach den wörtlich übereinstimmenden Berichten der Könige und der Chronika war, bei Einweihung des Tempels unter Salomo's Regierung, in der Lade, die zur Aufbewahrung der israelitischen Heiligthümer, und des ihnen, angeblich von Gott gegebenen Sittengesetzes diente, nichts weiter, als die „zwei steinernen Tafeln" *), welche bekannt-

*) 1 Kön. 8 V. 9; 2 Chron. 5 V. 10; vergleiche auch Hebr. 9 V. 4.

lich bloß die zehn Gebote enthielten. Hätte man früher schon ein solches Gesetzbuch gehabt, wie das, von Hilkia angeblich im Tempel gefundene, so würde man es gewiß als das größte und wichtigste aller Heiligthümer, von dessen Beobachtung ja die Wohlfahrt des ganzen Volks und jedes Einzelnen abhängen sollte, ebenfalls in der, zu diesem Zweck bestimmten, Bundeslade aufbewahrt haben, und dann müßte es ja bei der Einweihung des Tempels, wo gewiß Alles an seinem gehörigen Platz seyn mußte, darin gewesen seyn; allein dieß war nicht der Fall, und folglich war auch das Gesetzbuch, das Hilkia gefunden zu haben behauptete, noch gar nicht vorhanden.

Aber, dürfte man einwenden, konnte nicht vielleicht zur Aufbewahrung des Gesetzbuches ein anderer Ort im Tempel, ausser der Bundeslade angewiesen seyn? Das läßt sich schlechterdings nicht annehmen; denn erstens war die Bundeslade nach den, in den mosaischen Büchern enthaltenen Nachrichten ausdrücklich und ausschließlich dazu bestimmt, alle, den Israeliten angeblich von Gott gegebenen Gesetze darin aufzubewahren, und Moses legte keine andere schriftliche Verordnungen hinein, als die beiden steinernen, bloß die zehn Gebote enthaltenden Tafeln *), ausser denen man in der Tempel-

*) 2 Mos. 25 V. 16; K. 34 V. 29; K. 40 V. 20. Ebräer 9 V. 4.

weihe unter Salomo nichts von Gesetzen darin fand. Ein Beweis, daß Moses den Israeliten keine schriftliche Verordnungen weiter hinterließ, denn sonst hätte er sie ohne Zweifel gleichfalls in die Bundeslade gelegt. Zweitens ist es durchaus nicht denkbar, daß man zur Aufbewahrung des, vorgeblich von Hilkia gefundenen Gesetzbuches einen besondern Ort im Tempel, ausser der Bundeslade sollte gewählt haben, da man hievon in den sehr umständlichen Beschreibungen des salomonischen Tempels und aller dazu gehörigen Sachen nicht die mindeste Nachricht antrifft, und sich eben so wenig ein vernünftiger Grund denken läßt, warum man ein, allen Israeliten so höchst wichtiges Buch nicht mit den übrigen Heiligthümern an dem gleichen Orte verwahrt haben sollte; oder warum, wenn dieß nicht geschah, mit keinem Wort bemerkt wurde, wo es niedergelegt worden sey.

Daß das, von Hilkia mitgetheilte Buch längst vor der Regierung des Josias vorhanden gewesen und von Moses geschrieben worden sey, wird also durch folgende, theils aus der weltlichen Geschichte, theils aus dem alten Testamente selbst erweisliche Thatsachen, die ich zum bessern Ueberblick meiner Leser wiederhole, auf das Vollkommenste widerlegt: Erstens verdankte Moses seine Erziehung und seine sämmtlichen Kenntnisse den egyptischen und midianitischen Priestern, die damals noch von keiner Buchstabenschrift wußten,

ohne welche doch die Abfaſſung einer ſolchen ſchriftlichen Urkunde durchaus unmöglich war; mithin konnte auch Moſes nicht der Verfaſſer derſelben ſeyn. Zweitens war die Bundeslade, laut der moſaiſchen Bücher, zur Aufnahme und Aufbewahrung aller, den Iſraeliten nach ihrer Meinung von Gott gegebenen Geſetze beſtimmt; Moſes legte jedoch nichts weiter hinein, als die beiden ſteinernen Tafeln, worauf die zehn Gebote, ohne Zweifel mit Hieroglyphen oder Bilderſchrift verzeichnet waren. Hätte er, außer dieſen beiden Tafeln, noch ein Geſetzbuch gehabt, ſo würde er auch das darin verwahrt haben. Drittens fand man bei der Tempelweihe unter Salomo in der Bundeslade nichts, als jene beiden ſteinernen Tafeln. Wäre außer ihnen noch ein, von Moſes geſchriebenes Geſetzbuch vorhanden geweſen, ſo hätte man es bei dieſer ſo feierlichen Gelegenheit, wo Alles an ſeinem, ihm beſtimmten Orte ſeyn mußte, gleichfalls in der Bundeslade finden müſſen. Viertens iſt es durchaus nicht glaublich, daß man das Geſetzbuch an einem andern Orte im Tempel, außerhalb der Bundeslade, ſollte verwahrt haben; wäre dies indeſſen wirklich der Fall geweſen, ſo würde es in den ſehr umſtändlichen, ins Kleinliche gehenden Beſchreibungen des ſalomoniſchen Tempels und aller dazu gehörigen Heiligthümer und Sachen zuverläßig erwähnt ſeyn, allein man trifft auch nicht die mindeſte Spur davon. Eben

so wenig findet man fünftens in den Büchern Samuels, der Richter, der Könige und der Chronika irgend eine andere Nachricht von dem frühern Daſein dieſes Buches, und von den Umſtänden, unter denen es vermißt ward. Wie läßt ſich aber wohl denken, daß ein Ereigniß, wie das Vermiſſen eines ſo wichtigen Heiligthums, wodurch die kirchliche und bürgerliche Verfaſſung der Iſraeliten in ihren Grundfeſten auf das Furchtbarſte hätte erſchüttert und untergraben werden müſſen, von den Geſchichtſchreibern mit gänzlichem Schweigen ſollte übergangen ſeyn? Daß die Prieſter es vielleicht verheimlicht und ſich im Stillen beruhigt haben möchten, iſt gar nicht zu glauben, denn wenn auch Einige unter ihnen pflichtvergeſſen, ſorglos und leichtſinnig genug geweſen wären, ſich über den Verluſt hinwegzuſetzen; ſo würden dagegen tauſend Andere ihrer Kaſte, die mit ihnen gleiche Kenntniß der Heiligthümer und gleiche Verpflichtung zur ſichern Aufbewahrung derſelben hatten, laut geſchrieen, und wo möglich, Himmel und Hölle bewegt haben, um es wieder aufzufinden. Dies würde natürlich bei dem ganzen Volke das größte Aufſehen erregt, und den Chronik- und Geſchichtſchreibern die dringendſte Veranlaſſung gegeben haben, den Vorfall in ihren Aufzeichnungen zu melden. Da wir aber keine ſolche Nachrichten darin antreffen, ſo läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß ſich von der Art nichts zugetragen habe. Sechstens,

beweiſt das Betragen des Königs, der Prieſter, der Leviten und des ganzen Volks, daß das von Hilkia mitgetheilte Buch, als eine ganz neue Entdeckung betrachtet wurde; als eine Entdeckung, von der man vorher nie die mindeſte Kunde gehabt hatte. „Es iſt ein groſſer Grimm des Herrn, „der über uns entbrannt iſt, darum, daß unſere Väter nicht gehorcht haben den Worten „dieſes Buchs, daß ſie thäten, Alles, was da„rin geſchrieben iſt!“ rief Joſias ſeine Kleider zerreiſſend, und nahm durch die fürchterlichen Drohungen, die das Geſetzbuch enthielt, in Angſt und Schrecken geſetzt, es an, ohne ſich im Mindeſten auf eine nähere Unterſuchung der Aechtheit deſſelben einzulaſſen. Nicht bloß ihm, ſondern auch den Vorfahren war dieſe heilige Urkunde unbekannt geweſen, und nun ſollte er mit ſeinen Unterthanen dafür geſtraft werden, daß ihre Väter nicht den Vorſchriften eines Buchs gehorcht hatten, das ihnen niemals bekannt geweſen, und erſt von dem Hohenprieſter Hilkia aufgefunden war. Dem guten Joſias gieng es gerade, wie es noch in unſern Tagen vielen frommen Chriſten geht. Alles was ein Prieſter ſagte, hielt er für Götterſprüche, und wähnte in ſeiner ſchwachſinnigen Befangenheit, daß der geringſte Zweifel an den Worten Hilkia's eine unverzeihliche Sünde ſey. Daher ließ er es ſich gar nicht einfallen, zu prüfen: ob das Buch ächt ſey, und wirklich von Moſes herſtamme, oder nicht. Wegen ſei-

ner Leichtgläubigkeit und Folgsamkeit gegen den Willen der Priester, ward ihm auch nachher das Lob ertheilt, daß er that, was dem Herrn wohlgefiel, obgleich er für das Wohl seines Volks, welches er in einen sehr verderblichen Krieg verwickelte, nicht das Mindeste gethan hatte.

Um den mosaischen Ursprung und die Aechtheit jenes, von Hilkia angeblich gefundenen Gesetzbuches darzuthun, beruft man sich auf eine Stelle im 31. Kapitel des fünften Buchs Moses, wo es heißt: „Moses schrieb dies Gesetz und gab „es den Priestern, den Kindern Levi, die die „Lade des Bundes des Herrn trugen, „und allen Aeltesten Israels und gebot ihnen und „sprach: Je über sieben Jahre, zur Zeit des Er„laßjahres, am Fest der Laubhütten, wenn das „ganze Israel kommt zu erscheinen vor dem Herrn, „deinem Gott, an dem Ort, den er erwählen „wird, sollst du dies Gesetz vor dem ganzen „Israel ausrufen lassen vor ihren Ohren, näm„lich vor der Versammlung des Volks, beide der „Männer und der Frauen, der Kinder und dei„nes Fremdlings, der in deinem Thor ist, auf „daß sie hören und lernen, damit sie den Herrn, „ihren Gott fürchten und halten, daß sie thun „die Worte dieses Gesetzes, und daß ihre Kin„der, die es nicht wissen, auch hören und ler„nen, damit sie den Herrn, euren Gott fürch„ten."

Diese Stelle beweist aber nichts gegen die ge-

ſchichtlich beglaubigten Thatſachen, die dem frühern Daſein und dem moſaiſchen Urſprunge des, von Hilkia mitgetheilten und gewiß auch von ihm verfaßten Geſetzbuchs entgegen ſtehen, denn die eben angeführten Worte, womit er daſſelbe beſchloß, fügte er offenbar in der Abſicht hinzu, um es zu einem, von Moſes geſchriebenen Werke zu ſtempeln, und um den, darin enthaltenen Vorſchriften deſto mehr Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen. Scriptura pro scribente non probat! iſt eine alte, allgemein gültige Rechtsregel, die auch im vorliegenden Fall Anwendung findet. Durch Hilkia's Verſicherung, daß das, von ihm mitgetheilte, vorgeblich im Tempel gefundene Buch von Moſes geſchrieben worden, kann die Wahrheit dieſer Behauptung nimmermehr dargethan werden, und zwar um ſo weniger, da derſelben unwiderlegbare Thatſachen geradezu widerſprechen: Selbſt jene angebliche Verordnung des Moſes ſtreitet ſogar gegen den moſaiſchen Urſprung dieſes Geſetzbuchs.

Moſes ſoll befohlen haben, daß die Prieſter alle ſieben Jahre dem verſammelten Volke das Geſetzbuch vorleſen ſollten. Wie war es denn wohl möglich, daß das letztere ſo ſehr hätte vergeſſen werden können, daß man zu Hilkia's und Joſias Zeiten gar nichts mehr von ſeinem Inhalte wußte? Kein einziger der altteſtamentiſchen Geſchichtſchreiber erwähnt, daß jemals eine ſolche Vorleſung ſtatt gefunden habe, und eben ſo

wenig wird berichtet, wann und auf welche Veranlassung, die Gewohnheit, sie zu halten abgeschafft sey. Hätte Moses das Gesetzbuch geschrieben, und die Verordnung, es alle sieben Jahre dem ganzen Volke vorzulesen, wirklich gegeben, so konnte es nimmermehr bei den Priestern und bei dem Volke so sehr in Vergessenheit gerathen, daß man zur Zeit des Josias von dem Inhalte gar nichts mehr sollte gewußt und dadurch in ein so großes Staunen und Schrecken gerathen seyn. Wie ist es wohl denkbar, daß Moses den Priestern und Aeltesten ein solches Gesetzbuch sollte gegeben haben, und daß keiner für sich und für Andere Abschriften davon verfertigte? — Und wenn nun solche Abschriften vorhanden waren, wie konnte denn der Inhalt der angeblichen, von Hilkia mitgetheilten Urschrift bei dem Könige, den Priestern und dem Volke, eine so außerordentliche Verwunderung und ein so großes Schrecken erregen?

Gesetzt aber auch, man hätte keine Abschriften gehabt, und die Urschrift wäre verloren gegangen, so würde ja das Volk durch die Unterlassung der, angeblich von Moses befohlenen Vorlesung des Gesetzbuches, welche in jedem Erlaßjahr statt finden sollte, höchst aufmerksam geworden seyn, und dies hätte nothwendig auf die Entdeckung leiten müssen, daß das Buch verloren sey, wovon dann die alttestamentischen Chronikenschreiber bei ihrer löblichen Kleinigkeitskrä-

merei in allen kirchlichen Angelegenheiten gewiß einen ſehr langen und breiten Bericht erſtattet haben würden.

Es iſt alſo von einer Vorleſung des Geſetzbuchs vor Hilkia's Zeiten nie die Rede geweſen, und es konnte nicht die Rede davon ſeyn, weil kein Geſetzbuch vorhanden war.

Jene in dem Pentateuch oder in den ſogenannten Büchern Moſes enthaltene Geſetzſammlung, nebſt den, ihr beigefügten, prophetiſchſcheinenden Flüchen und Segenſprüchen, iſt alſo kein Werk des iſraelitiſchen Heerführers, ſondern die Frucht weit ſpäterer Zeiten, die ohne Zweifel dem Hilkia ſelbſt ihre Entſtehung verdankt. Daher dürfen wir uns auch keineswegs wundern, daß viele der, in weiſſagendem Ton den Geſetzen angehängten Segenſprüche und Flüche ſo pünktlich erfüllt ſind, denn manche der Begebenheiten, welche ſie vorher zu verkündigen ſcheinen, hatten ſich wirklich ſchon zugetragen, ehe Hilkia noch Hand an ſeine Arbeit legte, und die übrigen ließen ſich mit der größten Beſtimmtheit von Jedem vorausſehen, der mit den damaligen Verhältniſſen, ſo wie mit den Gebräuchen, den Sitten, der Denkart und dem Geiſte der Völker nur einigermaßen bekannt war. Unter ſolchen Bedingungen kann man, ohne ein Prophet zu ſeyn, ſehr gut und oft weit richtiger, beſtimmter und deutlicher weiſſagen, als alle Propheten des

alten und neuen Bundes, den großen Propheten Agabus *) mit eingeschlossen.

Und nun noch einige Blicke auf einige kirchliche, moralische und bürgerliche Vorschriften und Einrichtungen des israelitischen Heerführers und Gesetzgebers.

Es war allerdings ein sehr lobenswerther Vorsatz des letztern, den Glauben an einen einzigen Gott (Monotheismus) zu Grundlage der Religion seines Volkes zu machen; denn wenn gleich die älteste biblische Urkunde, welche wir besitzen, die Mythe von der Schöpfung, behauptet, daß nicht Ein Gott, sondern mehrere Götter (Elohim) die Welt geschaffen, und wenn sie gleich diese mehrere Götter (Elohim) bei der Schöpfung des Menschen in der Mehrzahl sagen läßt: lasset uns Menschen machen; so ist und bleibt doch der Glaube an einen einzigen Gott der Vernünftigste, und wird durch die Harmonie, die in der ganzen Natur herrscht und nur Einen Urheber und Erhalter voraussetzen läßt, nach meiner Ansicht, vollkommen bestätigt. Gott könnte nicht allgegenwärtig seyn, wenn es mehr, als Einen Gott gäbe; denn der Raum, welchen Einer erfüllte, könnten die übrigen nicht einnehmen. Es würde also schon eine höchste Vollkommenheit des göttlichen Wesens, die All-

*) Ap. Gesch. 21 V 10 ff.

gegenwart, hinwegfallen, wenn es mehrere Wesen dieser Art gäbe. Auch die Sittlichkeit wird durch den Glauben an einen einzigen Gott mehr begünstigt, als durch die Vielgötterey, die, sie möge so fein seyn, wie sie wolle, über kurz oder lang zu allen möglichen Untugenden leitet, denn so wie der Mensch sich ein höchstes Wesen denkt, welches an der Tugend Wohlgefallen findet, und das Laster verabscheuet, so wird er, als Polytheist sich leicht noch ein anderes höchstes Wesen denken, bei dem gerade das Gegentheil der Fall ist, und dann wird er eben so bereit seyn, sich den Beifall des letztern, als des erstern zu erwerben. Verehrten doch nicht auch die Egypter zu gleicher Zeit das Krokodill und dessen Feind, den Ichneumen? So geistreich und gebildet die Griechen, und so schön und lieblich ihre Göttergeschichten als Dichtungen waren, so verderblich waren diese Dichtungen doch der Sittlichkeit des Volks, denn es gab ja fast kein Laster, welches nicht schützende Götter, Tempel und Altäre hatte, und kein Verbrechen, das sich nicht durch die Handlungen eines Gottes oder einer Göttin hätte rechtfertigen lassen. Der Dichter klagt freilich, daß „Einen zu bereichern unter Allen" jene Götterwelt vergehen mußte, allein nur als Dichter, denn als Philosoph muß er dessen sich freuen, und als Menschenfreund muß er wünschen, daß jeder Schatten von Mehrgötterei auf ewig

von der Erde verbannt werden möge. Das höchste Wesen ist mächtig genug, seine Millionen Welten zu regieren, und seine Menschen zu erhalten und aus jedem Unglück zu retten; es bedarf dazu keiner Gehülfen, keiner Rathgeber, keiner Neben- und keiner Untergötter! Doch wir kehren zurück zu Moses!

So schön also die Idee eines einzigen Gottes auch war, welche er seinen Israeliten einzuprägen suchte, so widerlich und so verderblich einwirkend auf die Sittlichkeit, waren die Schilderungen, welche er von diesem Gott machte, und viele der Gesetze und Verordnungen, die er durch seinen Gott geben ließ. Er stellte den letztern dar, als einen blutdurstigen, ehrgeizigen, eifersüchtigen, rachgierigen Wütherich, der zwar gebot, daß der Sohn nicht tragen sollte die Schuld seines Vaters, der aber selbst die Sünden der Väter strafen wollte an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Außerdem ließ Moses, um sein Ansehen bei dem Volke recht stark zu befestigen, den Gott Israels häufig als ein äußerst jähzorniges und wankelmüthiges Wesen erscheinen. Fast alle Tage entbrannte der Grimm des Herrn in so hohem Grade, daß er seine Auserwählten sämmtlich mit Stumpf und Stiel von der Erde vertilgen und nur Moses und Aaron nebst ihren Familien beim Leben erhalten wollte. Moses gab ihnen jedes Mal von dem schrecklichen, ihnen bevorstehenden Unglück zu rech-

ter Zeit Nachricht, und legte immer, auf ihre Bitte, ein gutes Wort bei dem Herrn für sie ein, welches dann stets eine gute Stelle fand. Auf diese Weise begründete der schlaue Gesetzgeber seine Herrschaft über das rohe, halsstarrige Volk! Jedes Unglück, was dem letztern wiederfuhr, erklärte er für eine göttliche Strafe wegen des Ungehorsams gegen seine Befehle, und wegen des Mangels an Achtung, dessen man gegen ihn sich schuldig gemacht hatte. Um seinen vorgeblichen, vertrauten Umgang mit Gott recht wahrscheinlich zu machen, verweilte er manchmal vierzig Tage bei dem Herrn auf Sinai; niemals aber nahm er, außer seinem Bruder Aaron und einigen andern Vertrauten, die einige Male zugezogen wurden, irgend Jemanden zu diesen geheimen Konferenzen auf Horeb und Sinai mit, welches ihm, begreiflicher Ursachen wegen, gar nicht verdacht werden konnte.

Sehr strenge gebot Moses im Namen des Gottes Israel: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig! Welche Stufe von Gerechtigkeit und Heiligkeit sollten jedoch Abrahams Nachkommen erreichen, wenn sie einem Gott ähnlich zu werden suchten, der, nach der Darstellung seines angeblichen Vertrauten, im höchsten Grade jähzornig und wankelmüthig war, der heute verfluchte, was er gestern gesegnet, und heute wieder segnete, was er gestern verflucht hatte? Einem Gott,

der nach den Behauptungen jenes Vertrauten, und nach den in seinem Namen erlassenen Verordnungen, alle Menschen, die ihn nicht verehrten, weil sie ihn nicht kannten, oder ihn nicht auf die Weise anbe..ten, wie er angebetet seyn wollte, da sie seinen Willen in dieser Hinsicht nicht wußten, mit Weibern und Kindern von der Erde zu vertilgen gebot, und sogar befahl, daß man auch der Schwangern, der Säuglinge am Busen der Mutter und der unschuldigen Thiere nicht schonen sollte? Einem Gott, der für jede Beleidigung und selbst für Dinge die keine Beleidigung für ihn enthielten, wie zum Beispiel, die Reinigung der Sechswöchnerinnen ein blutiges Opfer verlangte, woran sein entbrannter Grimm sich abkühlen konnte? Einem Gott, der unschuldige Thiere für schuldige Menschen abschlachten ließ, um sich an dem süßen Geruch von verbranntem Blut, Unschlitt und Nieren laben zu können? Einem Gott, der an nichts mehr Gefallen fand, als an gelber und weißer gezwirnter Seide, an Scharlacken und Rosenroth, an goldenen Knäufen und silbernen Reifen, an goldenen Aersen und goldenen Mäusen, an Weihrauch und Wohlgerüchen, und der sich mehr um die Röcke und Hosen seiner Priester, als um die geistige und sittliche Ausbildung seines Volkes bekümmerte? Einem Gott, der so unversöhnlich war, daß er den Israeliten und ihren spätesten Nachkommen für ewige Zeiten verbieten konnte,

die Moabiter und Ammoniter und deren Nachkommen zu grüßen und denselben Glück und Gutes zu wünschen? Einem Gott, der ihnen selbst durch seinen Knecht Moses hatte befehlen lassen, den Egyptern ihre goldenen und silbernen Geräthe zu stehlen? Einem Gott, der habgierig mit ihnen die ungerechte, mit dem Blut unschuldiger Kinder und Säuglinge befleckte Beute theilte, die sie auf ihren Raubmörderzügen zusammen rafften? Wie, frage ich, wie gerecht und heilig konnten die Israeliten wohl werden, wenn sie einem solchen Vorbilde ähnlich zu werden trachteten?

Am Verderblichsten auf ihre Sittlichkeit wirkte aber unstreitig der von Moses angeordnete Opferdienst! Wie kann wohl von einer göttlichen Gerechtigkeit die Rede seyn, wenn man annimmt, daß Gott den Sündern ihre Missethaten verzeiht, wenn nur ein unschuldiges Geschöpf einen martervollen Tod für sie stirbt? Wer dergleichen Vorstellungen Raum giebt, der denkt sich Gott nicht als ein gerechtes, sondern als ein höchst ungerechtes, rachzieriges Wesen; denn wie kann es eine größere Ungerechtigkeit geben, als wenn man den Unschuldigen statt des Schuldigen straft? Was würden wir von der Gerechtigkeit eines Richters wohl denken, der, unter dem Vorwande, daß der Gerechtigkeit ein Genüge geschehen müsse, einen Unschuldigen zum Tode verurtheilte, und dagegen die wirklichen Verbrecher begnadigte? Selbst dann, wenn jener Unschuldige freiwillig

sich erbote, für die Missethäter zu sterben, selbst dann würde es eine empörende Grausamkeit seyn, wenn der Richter ein solches Anerbieten annähme, und den Schuldlosen für die Schuldigen hinrichten ließe!

Wie nachtheilig mußte also die Vorstellung der Israeliten: daß Gottes gerechter Unwille über ihre Sünden durch den Tod unschuldiger Thiere besänftigt werden könne, auf ihr sittliches Betragen wirken? Wie konnten diejenigen, die so thörichte Dinge sich einbildeten, wohl die entfernteste Ahnung von Recht und Gerechtigkeit haben? Offenbar mußte auch alles Streben nach höherer sittlicher Ausbildung durch den Opferdienst bei den Israeliten erstickt werden, denn wo man auf eine, so wenig kostspielige Weise Gott mit seinen Verbrechen und Sünden versöhnen konnte, da verlohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, tugendhaft zu seyn. Außer der zahllosen Menge von Opfern, die jeder Israelit in gewissen Fällen für sich insbesondere bringen mußte, setzte Moses (natürlich im Namen des Herrn) ein jährliches allgemeines Versöhnungsfest ein, an welchem der Hohepriester einen Stier und einen Bock für die Sünden des ganzen Volks abschlachten und mit ihrem Blut den Altar der Stiftshütte siebenmal besprengen mußte, „um ihn von der Unreinigkeit der Kinder „Israel zu reinigen und zu heiligen." Hierauf mußte dann ein anderer, noch lebender Bock herbei gebracht werden. „Da soll

„denn Aaron (oder der jedesmalige Hohepriester)
„die Hände auf sein (des Bocks Haupt legen,
„und bekennen auf ihn alle Missethat der Kinder
„Israel und alle ihre Uebertretung in allen ihren
„Sünden; und soll sie dem Bock aufs Haupt
„legen, und ihn durch einen Mann, der vorhan-
„den ist, in die Wüste laufen lassen, daß also
„der Bock alle ihre Missethat auf ihm in eine
„Wildniß trage, und lasse ihn in die Wüste.“
Welch' eine alberne, alles Streben nach sittlicher Vervollkommnung untergrabende Anordnung! Welcher vernünftige Mensch kann glauben, daß Gott jemals ein so läppisches Gesetz sollte gegeben haben! Wenn man uns ähnliche Dinge von den wilden Völkern fremder Länder und Welttheile erzählt, dann lachen wir darüber; allein über die Thorheiten der Juden darf man an manchen Orten nicht lachen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, von den Christen gesteinigt, oder wie der Sündenbock der Israeliten zum Lande hinaus in die Wildniß gejagt zu werden!

In der Vorstellung, daß Gott ein rachsüchtiges, nur durch blutige Opfer versöhnbares, gegen seine Feinde, das heißt, gegen alle Nichtisraeliten unversöhnliches Wesen sey, dem man trachten müsse, in allen Stücken ähnlich zu werden, fanden Abrahams gläubige Kinder hinreichende Gründe zur Entschuldigung ihrer eigenen vorherrschenden Leidenschaften, ihrer Rachgier, ihrer Unversöhnlichkeit, ihres Feindeshasses und ihrer

Selbstsucht. Aber auch der Anblick der Menge von Opfern, die dem Herrn Zebaoth täglich geschlachtet werden mußten, hatte sehr nachtheiligen Einfluß auf die Sittlichkeit, indem alle sanftern Gefühle dadurch erstickt, und das ohnehin grausame und verwilderte Volk, dadurch noch mehr verwildert und noch hartherziger und grausamer wurde. Welche Gefühllosigkeit, welcher Blutdurst, und welche Vorstellungen von Gott mußten bei dem Volke, und besonders bei den Kindern erzeugt werden durch die eben so jämmerliche, als unnütze Metzgerei der vielen Rinder, Schaafe, Böcke, Tauben und anderer Thiere, deren rauchendes Blut und Fett dem Herrn Zebaoth, einen so süßen Geruch gewährte? Wie konnte man dort von Gerechtigkeit, von Gnade, von Güte, von allumfassender Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe wohl die entfernteste Ahnung haben, wo man wähnte, daß Gott durch den schmerzhaften Opfertod eines Schuldlosen mit dem Schuldigen versöhnt werden könnte, und daß er gerne Sünden und Missethaten vergebe, wenn er nur unschuldiges Blut könnte sehen? Wahrlich, wo solche Opfer begehrt werden und nöthig sind, da kann weder von Gerechtigkeit, noch von Gnade, weder von Güte, noch von Liebe eines Gottes die Rede seyn! Nimmermehr konnte auch an sittliche Besserung der Israeliten jemals gedacht werden, so lange sich die ärgsten Bosheiten und Freveltaten durch leichte zum Theil

nicht sehr kostbare Opfer, deren martervoller Tod ihnen überdies zur angenehmen Augenweide und zum Schauspiel diente, gut machen und versöhnen ließen. Ich habe früher bemerkt, wie eifrig mehrere Propheten es sich angelegen seyn ließen, das Volk von dem blutigen, Gott entehrenden und sittenverderbenden Opferdienst abzumahnen und zu vernünftigern Ansichten zu erheben; allein diese Bemühungen mußten natürlich fehl schlagen, da der größte Theil der Opfer, nach der Anordnung Mosis oder Hilkia den Priestern und Leviten gehörte, die schon aus diesem Grunde mehr dahin trachteten, die Zahl der Opfer zu vermehren, als dieselben zu verringern oder ganz abzuschaffen. So war der Eigennutz und die Sehstsucht der Priester die Stütze des mosaischen, (wie überhaupt jedes andern positiven) Kultus, und diese Stütze war bei den Israeliten um so stärker, da sie von einer sehr großen, erblichen, unter dem ganzen Volke zerstreut lebenden Priesterkaste, die sich im Besitz ungeheurer Reichthümer befand, gehalten wurde.

Vortheilhaftern Einfluß auf die Beförderung der Sittlichkeit hätten bei gehöriger Anwendung die Sabbathe und religiösen Feste haben können, die Moses mit so großer Strenge zu feiern gebot; allein statt sie zu Belehrung des Volkes über die Würde, die Rechte und die Pflichten des Menschen, zum ruhigen und ernsten Nachdenken über sich selbst und über den höhern Zweck

unsers irdischen Daseyns, und zu geselligen, Geist und Gemüth veredelnden und erheiternden Vergnügungen zu benutzen, wurden sie, ohne wirklichen Gewinn für Seele und Leib, in dumpfer, geistiger und körperlicher Unthätigkeit verlebt, oder mit hirnlosen, kirchlichen Alfanzereien vertändelt; es ging da beinahe tout comme chez nous. Die Lieblinge des Herrn Zebaoth waren an ihren Sabbathen im eigentlichsten Verstande moralisch und bürgerlich todt; nichts durfte bei ihnen arbeiten, ausgenommen ihr Magen, der, wie es auch noch heute bei den Juden üblich ist, so sehr überladen ward, daß er am Sabbath weit mehr, als an allen sechs Wochentagen zu thun hatte. Weil sie sich thörichter Weise einbildeten, daß ihr Gott am siebenten Tage geruhet habe, so faullenzten sie ihm zu Ehren gleichfalls, und weil sie sich zu der, in spätern Zeiten von unserm göttlichen Erlöser aufgestellten Ansicht nicht erheben konnten, daß Feiertage der Art nicht um Gottes, sondern um der Menschen willen gemacht wären, so ließen sie sich an ihrem Sabbath lieber bei Tausenden von ihren Feinden todt schlagen, *) als daß sie nur eine Hand hätten aufheben oder einen Fuß hätten bewegen sollen, um sich zu vertheidigen oder ihren Feinden zu entrinnen. Das war eine Folge der empörenden

*) 1 B. der Macc. 2. V. 29 bis 41 und 2 B. der Macc. 6. V. 11.

und unmenschliche Härte, mit der Moses auf die Feier der, von ihm gebotenen Sabbathe hielt, und ohne alle vernünftige Berücksichtigung von Umständen zu halten geber. Auch jetzt noch werden diese Tage von dem größten Theil der Israeliten nicht besser verwandt, denn sie sind zu tief in das elende Spinnengewebe des mosaischen und rabbinischen Unsinns und der kirchlichen Förmlichkeiten verstrickt und eingeschnürt, als daß sie sich, ohne es ganz und gar zu zerreissen und zu vernichten, daraus loswinden könnten. Doch — wir wollen hievon schweigen; wer selbst nur ein Schindeldach hat, der soll auf die Strohdächer seiner Nachbaren keine Feuerbrände schleudern.

Moses hatte aber bei der Anordnung seiner Sabbathe wohl gar nicht den Zweck, auf die sittliche und geistige Veredlung seines Volks zu wirken, für die er überhaupt so wenig besorgt war, wie manche Häupter monarchischer Staaten, und wie die meisten Landammänner, Landesstatthalter, Staatsburgermeister, und Staatsschultheißen jenseits des Rheins und des Bodensee's, denen es lieber wäre, menschlich gestaltete Gänse, Schafe und — Säue zu beherrschen, als gebildete, mit ihren Rechten und Pflichten bekannte, aufgeklärte Völker zu regieren; weßhalb sie es sich denn auch sehr angelegen seyn lassen, jeden Strahl von religiöser und politischer Aufklärung, der etwa in ihre Viehställe und Sennhütten eindringen könnte, möglichst zu weh-

ren, woran sie sehr klug thun, da sie mehr innern Beruf zur Hütung der genannten Thiere, als zur Leitung vernünftiger Menschen bei sich wahrnehmen.

Abrahams heiliger Saame war bekanntlich von jeher ein abgesagter Feind jeder körperlichen Anstrengung und dagegen dem dolce far niente, dem süßen Nichtsthun von Herzen ergeben. Darum hielt man zur Besorgung aller, sowohl häuslichen und ländlichen, als öffentlichen Arbeiten eine Menge von Knechten und Mägden, oder besser, von Sklaven und Sklavinnen, wozu man, ausser denen, die sich aus Armuth in die Knechtschaft der Reichen begaben, die Kriegsgefangenen, die Fremdlinge und die besiegten Ureinwohner der eroberten Länder nahm. *) Zum Besten dieser Unglücklichen, die sonst durch die Hartherzigkeit und Habsucht ihrer tyrannischen Gebieter zu viel hätten leiden müssen, ordnete Moses wahrscheinlich den siebenten Tag zum allgemeinen Ruhetage an, und verbot mit so grausamer Strenge, ihn durch irgend eine Arbeit zu entheiligen. War dieß wirklich die Absicht des israelitischen Gesetzgebers, dann verdient er allerdings großes Lob, und man kann auch nicht behaupten, daß es nicht unter einem so heißen Himmelstriche und in einem so frucht-

*) 2 B. Mos. 21. V. 1 bis 11. 3 B. Mos. 25. V. 30; 5 B. Mos. 15. V. 12 bis 18; Jos. 9; 2 Chron. 2. V. 17 und 18.

baren Lande, wie Canaan, wo Milch und Honig in Strömen fließen, und zwei starke Männer an einer einzigen Weintraube, — si fabula vera — genug zu tragen hatten, zu viel war, wenn man den siebenten Tag der Erholung und der Ruhe widmete. Vielleicht war es in jenem warmen Lande noch zu wenig für das arme menschliche Lastvieh, dem man während der sechs Werktage die schwersten Arbeiten bis zum Uebermaß auflegte. In Ländern aber, wo, statt der ungeheuer großen Weintrauben nur Granatäpfel, nur Heidelbeeren und Erdäpfel wachsen, und, statt der Milch und des Honigs, nur Wasser in Strömen fließt; in Ländern, die von Natur nicht sehr ergiebig sind, und wo Ackerbau und andere Arbeiten die möglichst beßte Anwendung der Zeit erfodern, wenn die Einwohner nicht verarmen und verhungern sollen, da sollte man ja mit der Zeit recht haushälterisch umgehen, und nicht, wie dieß in manchen Gegenden der Fall ist, den sechsten oder wohl gar den dritten Theil des ganzen Jahres mit albernen Possen verschwenden, an denen kein vernünftiger Mensch, geschweige denn ein weiser und unendlich vernünftiger Gott Gefallen finden kann. Daß auch das höchste Wesen nicht sehr huldvoll und segnend herabblickt auf die Menge der Festtage, an denen man, ihm zu Ehren und zu seinem Preise, die Zeit mit kirchlichen Alfanzereien, mit dem Herplärren sinnloser Gebete und mit heiligem

Faullenzen tödtet; das lehrt die Erfahrung, die aber leider, an uns Menschen sehr unachtsame und widerspenstige Schüler hat. Je reicher ein Land an Tempeln, an kirchlichen Festen, an Andachtsübungen und gottseligen Betern ist, desto reicher ist es auch an Gaunern, an Spitzbuben, an Bettlern und arbeitscheuem Lumpengesindel, und desto ärmer dagegen an fleißigen, wohlhabenden, vernünftigen und glücklichen Einwohnern; an guten Lehr- und Unterrichts-Anstalten, und andern, für das Wohl des Ganzen und jedes Einzelnen eben so unentbehrlichen, als heilsamen Einrichtungen. Desto unansehnlicher und schlechter sind ferner die Städte und Dörfer eines solchen Landes gebaut, mit Ausnahme der, auf den Trümmern der Mehrzahl aufgeführten Palläste der Großen; desto nachlässiger und sorgloser werden seine Aecker und Wiesen, seine Gärten, und Weinberge bestellt, und desto weiter sind dem Mangel, dem Hunger, der Theurung, und selbst der fremden Eroberung die Thore geöffnet; denn wer wird ungezwungen ein Vaterland vertheidigen, wer wird für eine Regierung und für Mitbürger sein Leben aufopfern, die keinen Tropfen Bluts werth sind? Wo Tempel und Kirchen unaufhörlich von Ermahnungen zum geheiligten Müssiggange und zur Verachtung der zeitlichen Güter wiederhallen, und täglich vollgepfropft sind von einer Menge andächtelnder Betbrüder und Betschwestern; da sind die Märkte und

Kaufhäuser leer; die Gewerbe verkümmern; Wissen und Künste entfliehen; Bürger und Bauer verhungern, und nur Zwingherren, Pfaffen und Mönche, nur weltliche und geistliche Blutigel können so lange gedeihen, als es noch Wesen giebt, die dumm, schlecht und schwach genug sind, sich von ihnen bethören und aussaugen zu lassen. Wenn auch die Natur ein solches Land mit Allem, was zu den Bedürfnißen und Annehmlichkeiten des Lebens und zur Erlangung des größten Wohlstandes und Reichthums gehört, auf das Verschwenderischste ausgestattet hat, so wird es dennoch verarmen und zur Wüste werden mit allen seinen Citronen- und Olivenwäldern; mit allen seinen herrlichen Fluren, Wiesen und Triften; mit allen seinen Heerden, seinen Fischereien und Jagden; mit allen seinen Gold- und Silberbergwerken, seinen Seehäfen und schiffbaren Strömen; das sehen wir an Italien, an Spanien und Portugall, denn auf nichts ruht ein größerer Fluch der Natur, als auf Pfaffentrug und Aberglauben, Menschenbedrückung und Müssiggang.

Der Verlust der edeln, mit Nichtsthun und kirchlichen Possen getödteten Zeit ist nicht der einzige Schade, den die zu sehr überhäuften religiösen Feiertage stiften. Auch der größere Aufwand, das Wohlleben und die kostbaren Vergnügungen, denen sich die arbeitenden Klassen gerade dann, wann sie nicht das Mindeste erwerben, mehr als

an andern Tagen überlassen und selbst überlassen müssen, weil thörichte Vorurtheile, denen man nicht trotzen darf, es heischen, sind eben so nachtheilige und für Sittlichkeit und öffentliche Wohlfahrt verderbliche Folgen der, allzu oft wiederkehrenden Sabbathe und Festtage. Wie Mancher verliert nicht, durch den Müssiggang am Sonntage verwöhnt, auf eine halbe Woche alle Neigung zu nützlicher Thätigkeit? Wie Mancher wird nicht durch die in vielen Ländern so strenge gebotene, Feier dieser Tage auf das Unheilbringendste in seinen, für das Beßte und die Erhaltung des Ganzen erforderlichen Arbeiten gestört? Wie viele Millionen Haushaltungen, ja selbst wie viele Völker wurden schon die Opfer der überhäuften kirchlichen Feiertage, wodurch sie in ihrer Betriebsamkeit gehindert, zum Nichtsthun, sogar wider ihren Willen, gezwungen, und zu unnützen, ihre Einnahme übersteigenden, Ausgaben verreizt wurden!

Ferne sey es, alle, den öffentlichen Gottesverehrungen gewidmeten, Feste für überflüssig oder für schädlich zu erklären. Einige, nicht alle, sind sehr nöthig und heilsam, theils zur Belehrung über die Pflichten und Rechte des Menschen, über seine Verhältnisse gegen Gott, über den Zweck des irdischen Daseyns, und über das, was nach diesem Leben zu hoffen und zu erwarten ist; theils zur allgemeinen Ruhe und Erholung und zum stillen Nachdenken jedes ein-

zelnen über sich selbst und seine höhere Bestimmung. Aber man sollte nur ein, jedem Volke und jedem Lande entsprechendes Maaß zu halten wissen in einer Sache, in der sich weit leichter zu viel, als zu wenig thun läßt, und das Zuviel immer mehr, als das Zuwenig schadet. Könnten nicht jene öffentlichen Gottesverehrungen gleichfalls statt finden; ohne daß die ganzen Tage mit Beten und Müssiggehen vergeudet würden? Könnte man nicht jedem freistellen, nach Belieben am Sonntage zu faullenzen, und in Kirchen und Wirthshäusern umher zu schwärmen, oder für sich und seine Familie zu arbeiten? Könnte man nicht das Gesetz geben, daß an den Sonn- und Festtagen zwar Niemand von seinen Herren, seinen Eltern und Vorgesetzten zur Arbeit, aber auch eben so wenig zum Faullenzen sollte gezwungen werden; sondern daß es dann der Willkühr eines Jeden überlassen seyn solle, seine Zeit anzuwenden oder zu tödten, wie es ihm gefiele? Und — giebt es wohl eine schönere und edlere Art den Feiertag zu heiligen, als eine ausgezeichnet nützliche Anwendung desselben zum Besten unserer Selbst und unserer Mitbrüder?

Hatten die Christen der ersten Jahrhunderte das Recht, statt des, von Moses mit so großer Strenge gebotenen, siebenten Wochentages den ersten zur öffentlichen Gottesverehrung und zum Müssiggehen anzuordnen; dann waren sie,

und dann sind ihre Nachkommen noch jetzt ohne Zweifel befugt, die Zahl dieser Ruhe- und Feiertage nach Maßgabe der Zeiten und der Umstände, zu verringern. Leider wurde dieselbe aber durch eine Menge von Festen vergrößert, die zum Theil nicht einmal dem höchsten Wesen selbst, sondern den, zu christlichen Untergottheiten und Heroen erhobenen Gaunern, Bettlern und Huren geheiliget sind, und überall, wo sie gefeiert werden, die schrecklichste Verarmung und Entsittlichung der Völker, nicht aber des Himmels belohnenden Segen zur Folge haben.

Doch genug für jetzt von diesem widerlichen Gegenstande! Meine Leser werden mir die kleine Abschweifung verzeihen. Ich kehre zu dem Religionsstifter Moses zurück.

Die wahrscheinlich schon von ihm selbst eingeführten Fasten und Reinigungen verdienen, trotz aller Witzeleien und Einwürfe der Spötter, das größte Lob. Die Lieblinge des Herrn Zebaoth waren ein sehr gefräßiges und unsläthiges Völkchen und der Reinlichkeit nicht so leidenschaftlich ergeben, wie ihre, unter uns wandelnden und handelnden, wuchernden und schachernden Sprößlinge. Um sie daher zu den Tugenden der Enthaltsamkeit, Nüchternheit und Reinlichkeit zu gewöhnen, die in den warmen Ländern noch weit unentbehrlicher zur Erhaltung der Gesundheit und zur Bewahrung gegen sehr bösartige Krankheiten sind, als unter kältern

Himmelſtrichen, ordnete Moſes jene Faſten und Reinigungen an, und zwar nicht als weltliche, ſondern als überaus heilige und religiöſe Gebräuche, durch deren Unterlaſſung der, ohnehin ſehr reizbare, Gott Iſrael in den grimmigſten Zorn gerathen würde.

Aehnliche Bewandtniß hatte es mit den Speiſeverboten und dem Unterſchiede zwiſchen reinen und unreinen Thieren, wobei Moſes beſonders den Anſichten der Egypter folgte. Bis zu ſeiner Geſetzgebung waren Iſraels liebenswürdige Kinder, ſo wie die, von ihnen abſtammenden, Zigeuner, gewohnt, Alles zu eſſen, was ihnen vorkam und gut dünkte, Aas, Kröten, Schlangen, Eideren, Ratzen, Mäuſe und dergleichen mehr. Moſes, der von Egyptern erzogen war, verbot, theils aus eigenem Abſcheu gegen Leckereien dieſer Art, theils in der Ueberzeugung, daß ſie der Geſundheit nachtheilig wären, den Iſraeliten den Genuß derſelben im Namen ihres Gottes. „Machet eure Seelen nicht zum Scheuſal, und „verunreiniget euch nicht an ihnen, daß ihr euch „beſudelt; denn ich bin der Herr, euer Gott, da„rum ſollt ihr euch heiligen, daß ihr heilig ſeyd; „denn ich bin heilig; und ſollt nicht eure Seelen „verunreinigen an irgend einem kriechenden Thier, „das auf Erden ſchleicht. Denn ich bin der Herr, „der euch aus Egyptenland geführt hat, daß ich „euer Gott ſey; darum ſollt ihr heilig ſeyn, denn „ich bin heilig.“ Hätte Gott wirklich dieß Ge-

setz gegeben, wie hätte dann unser göttlicher Erlöser so geradezu das Gegentheil behaupten und sagen können: was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht; aber was zum Munde ausgehet, das verunreiniget ihn? Was dem Herrn zu den Zeiten Moses ein Greuel war, das hätte ihm doch wohl zu den Zeiten unsers Heilandes gleichfalls ein Greuel seyn müssen? Und welche unwürdige Vorstellung ist es, daß Gott gegen Thiere, die er selbst geschaffen hat, einen Abscheu und Widerwillen haben könne? Wer sieht nicht, daß Moses, wofern er anders seine Speiseverbote in der Form gab, in welcher wir sie in den, nach ihm bekannten, Büchern finden, sich des Vorwandes: „daß Gott einen Abscheu gegen jene Thiere habe, und daß durch den Genuß ihres Fleisches die Seele verunreiniget werde," bloß deßhalb bediente, um die gefräßigen Juden desto stärker davon zurück zu schrecken? Diese Verordnungen waren also offenbar rein menschlichen Ursprungs; Gott hatte nie das gesagt, was der Verfasser der mosaischen Bücher ihn in dieser Hinsicht sagen läßt; *) denn sonst müßten jene Worte unsers Erlösers: was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht, Unwahrheit seyn.

Gar lieblich und wahrhaft göttlich klingt

*) 3 B. Mos. 11. und 5 B. Mos. 15.

folgendes Geſetz; „Ihr ſollt kein Aas eſſen; dem „Fremdlinge in deinem Thor magſt du es geben, „daß er's eſſe, oder verkauft es einem Frem„den; denn du biſt ein heilig Volk dem Herrn, „deinem Gott.“ *) Den Fremden konnte man wohl mit Aas abſpeiſen; ihm, der doch vielleicht größern Widerwillen gegen verrecktes Vieh hatte, als der Jude, und eben ſo gut ein Menſch war, wie jene Schmutzfinken, die der Herr Zebaoth ſich zu ſeinen Lieblingen auserwählt hatte; ihm, dem Fremdlinge ſollte man, ſtatt geſchlachtetes Fleiſch — Aas verkaufen! Wahrlich, eine herrliche, eine bewundernswürdige Geſundheitspolizei, die den Juden erlaubte, mit dem eckelhaften Fleiſch ihres, an Krankheiten geſtorbenen, Viehes ihre nichtjüdiſchen Gäſte zu ſpeiſen, und an die unter ihnen wohnenden Fremden Aas zu verkaufen! Welche ſchreckliche Folgen mußte ſelbſt für die Iſraeliten eine ſolche Handlungsweiſe haben, beſonders in einem ſo warmen Lande, wo der, in dem ungeſunden Fleiſch geſtürzter Thiere enthaltene Krankheitſtoff bei ſeinem Uebergange in menſchliche Körper noch weit gefährlicher und ſchneller entwickelt werden mußte, als in kältern, für Anſteckungen weniger geeigneten Gegenden! Wer kann, ohne Gott zu läſtern, ſich wohl erkühnen, ihm ein ſo unſinniges, verrücktes und verderbliches Geſetz zuzuſchreiben! Was ihr nicht

*) 5 Moſ. 14 V. 21.

essen mögt, das gebt auch keinem Andern, würde der große Gekreuzigte, und ohne Zweifel Gott selbst gesagt haben, wenn er hierüber den Juden hätte unmittelbare Vorschriften ertheilen wollen.

Besonders strenge und bei Strafe, ausgerottet zu werden von ihrem Volk, ward den Israeliten geboten, kein Fett und kein Blut zu essen. Obgleich der Gesetzgeber den Genuß von Beidem gewiß bloß aus diätetischen Gründen untersagte, so führte er doch, laut der mosaischen Bücher *), für das Verbot des Bluts, im Namen des Gottes Israel, religiöse Ursachen an. „Des Leibes Leben, heißt es, ist im Blut, und ich hab' es euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden; denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben." Hiernach waren die Begriffe des israelitischen Religionsstifters von dem, was wir Seele nennen, ziemlich sinnlich, und man könnte sie mit den Ansichten unserer gröbsten Materialisten, die gleichfalls die Seele im Blut finden, und ausserdem nichts Geistiges annehmen, sehr leicht vereinigen. Daß die Lehren von der Fortdauer nach dem Tode und von der Vergeltung unserer Handlungen in einem künftigen Leben nicht in das Glaubenssystem des jüdischen Gesetzgebers gehörten, und deshalb auch nicht als Beweggründe zur Tugend benutzt wurden, ist schon früher bemerkt worden. Eben so

*) 3 Mos. 17, V. 11 bis 14.

wenig gehörte die allgemeine Menschenliebe, wie Jesus sie uns lehrte, in seine Moral, denn überall spricht Moses nur von Nächstenliebe, und unter den Nächsten versteht er nach seiner oft wiederholten ausdrücklichen Erklärung bloß die Israeliten. *) Die Fremden, nichtisraelitischen Schutzverwandten und Gäste waren um nichts besser daran, als die Haus- und Lastthiere und als das Wild des Feldes. Man war gesetzlich berechtigt, sie mit allen ihren Nachkommen zu leibeigenen Sclaven zu machen; mit der größten Strenge über sie zu herrschen; sie durch Wucher zu bedrücken; sie mit Aas zu speisen und ihnen verrecktes Vieh für geschlachtetes zu verkaufen. Aber noch weit empörender für jedes menschliche Gemüth waren die Kriegsgesetze gegen feindliche Völker. „Wenn du vor eine Stadt „ziehst, sie zu bestreiten, so sollst du ihr den „Frieden anbieten. Antwortet sie dir friedlich, „und thut dir auf, so soll all das Volk, das da„rin gefunden wird, dir zinsbar und unterthänig „seyn. Will sie aber nicht friedlich mit dir han„deln und will mit dir kriegen, so belagere sie. „Und wenn sie der Herr, dein Gott, dir in dei„ne Hand giebt, so sollst du Alles, was männ„lich darin ist, mit der Schärfe des Schwerts

*) 2 B. Mos. 22. V. 25, 26, 27. 3 B. Mos. 19. V. 13, 17, 18; Ebendaselbst K. 25. V. 35 bis 46. 5 B. Mos. 23. V. 20.

„schlagen, ohne die Weiber, die Kinder und das „Vieh, und Alles, was in der Stadt ist und „allen Raub sollst du unter dich austheilen, und „sollst essen von der Ausbeute deiner Feinde, die „dir der Herr, dein Gott gegeben hat. Also „sollst du allen Städten thun, die sehr ferne von „dir liegen, und nicht von den Städten sind dieser Völker. Aber in den Städten dieser Völker, „die der Herr, dein Gott, dir zum Erbe geben „wird, sollst du nichts leben lassen, „was den Odem hat." *) Wer kann wohl glauben, daß das weiseste' das gütigste, das liebevollste Wesen, das seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte; das nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, und daß allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen sollen; wie kann man glauben, daß dieß unendlich gütige, alle seine Geschöpfe mit väterlicher Liebe umfassende Wesen solche Raub- und Mordbefehle ertheilt haben könne, die man kaum der fanatischen Grausamkeit eines Alba, eines Tilly und ähnlicher Ungeheuer verzeihen würde?

Diese schauderhaften Gesetze wurden überall mit der unerbittlichsten Strenge befolgt, und nie die geringste Abweichung erlaubt. Es ist bereits angeführt worden, wie der Gott Israels, angeb-

*) 5 Mos. 20. V. 11 bis 16.

licher oder richtiger, sein angeblicher Vertrauter und Bevollmächtigter, Moses den Israeliten einen ewigen, unauslöschlichen Haß gegen die Moabiter und Ammoniter und deren Nachkommen einzuprägen suchte. Daß ein solches Gesetz nicht göttlichen Ursprungs seyn konnte, mußte mir selbst der schweizerische Götze, Kürsteiner *),

*) Dieser schweizerische Götze Kürsteiner schrieb zu Ausgange des Jahres 1828 auf Veranlassung meines neuen Judenspiegels, eine elende, mit Schmähungen angefüllte Lästerschrift gegen mich, unter dem Titel: Zuruf an das Volk von Appenzell-Ausserrhoden, worin er mich als einen Mann ohne Religion, der alles Heilige zu verspotten, und lächerlich und verächtlich zu machen suche, als einen bösen Feind, der in das stille Appenland gezogen sei, um die dortige Staatsreligion umzustürzen, als einen Gotteslästerer, und — Gottesleugner, kurz als ein Ungeheuer schilderte, und bewirkte durch sein Machwerk, welches an Vornehme und Geringe, an Reiche und Arme, an Reformirte und Protestanten an mehreren Orten sogar gratis vertheilt wurde, so viel, daß ich, nach einem beinahe zehnjährigen Aufenthalt in der Schweiz, von dem bigotten Pöbel beider Konfessionen auf eine wahrhaft mörderische Weise verfolgt und am Ende auf immer fortgewiesen ward. Mehrere meiner Freunde und Bekannten, die Beamtete waren, standen auf dem Punkt von den Landesgemeinden bloß aus dem Grunde abgesetzt zu werden, weil sie mit mir Umgang gehabt hat-

wenn er nicht in seinem heiligen Beruf Todes verblichen wäre, noch heute zugestehen. Eben so wenig kann aber Gott dem israelitischen Volke den, eben so empörenden, ihm von Moses zugeschriebenen Befehl ertheilt haben; „wenn der „Herr, dein Gott dich zur Ruhe bringt von allen „deinen Feinden umher im Lande, das dir der „Herr, dein Gott, gibt zum Erbe einzunehmen; „so sollst du das Gedächtniß der Amalekiter aus„tilgen unter dem Himmel. Das vergiß nicht!“ Um Gotteswillen nicht!!!

Die Vertheidiger dieser grausamen Anordnungen behaupten zwar, jene Völker wären in sittlicher Hinsicht so verderbt gewesen, daß Gott sie nicht länger auf dem Erdboden habe dulden kön-

---

ten; denn auch gegen sie hatten der Götze Kürsteiner in seiner Schrift und durch mündliche Verbreitungen seine Donnerkeile geschleudert, und sie dem Pöbel als meine Mitschuldigen und als Männer verdächtigt, die, mit mir vereint, darauf hinarbeiteten, alles Christenthum aus der Schweiz zu verbannen. Der Götze Kürsteiner starb vom Schlage gerührt, auf der Kanzel, gerade in der Stunde, als er gegen mich, meine Freunde und alle Rationalisten mit ächt pfäffischer Wuth zu Felde zog. Daß ein so tapferer Streiter und Wächter Zions mit dem möglichsten Pomp und allen kirchlich militärischen Ehrenzeichen begraben werden mußte, kann man leicht denken. Alle Beamtete von Appenzell-Ausserrhoden mußten dem

nen und wollen; allein womit will man dies beweisen? Doch mit nichts Besserm, als mit der wundervollen abentheuerlichen Sagensammlung, die wir unter der Aufschrift der fünf Bücher Moses besitzen; und die nicht allein wegen ihres mährchenhaften Inhalts, sondern auch wegen der Partheilichkeit ihrer Urheber nicht den mindesten Glauben verdient!!

Gesetzt indessen, das Sittenverderbniß der Urbewohner Kanaans hätte den höchsten Gipfel erreicht gehabt; wie ist es wohl denkbar, daß Gott dem Moses befohlen haben sollte, mit den Israeliten hinzuziehen, und alles, ohne Unterschied und ohne Schonung, zu morden und umzubringen? Müßte nicht offenbar das, ohnehin schon wilde, hartherzige, grausame und blutdürstige Volk durch eine solche, ihm von seinem Gott aufgetragene Henkersarbeit noch weit mehr ver-

---

Leichenzuge folgen, denn es würde höchst gefährlich gewesen sein diesem geistlichen, für die Orthodoxie gefallenen Helden die letzte Ehre zu versagen. Wahrscheinlich wird er jetzt einsehen, wie ungerecht und thöricht sein Eifer war, und vielleicht bieten wir in einer andern Welt einander zur Versöhnung freulich die Hand. Ich, der ich ihn nie persönlich gekannt und nie im Leben beleidigt haben, trage keinen Groll gegen den Verstorbenen, der, wie ich wünsche, bloß aus Irrthum und nicht aus bösem Willen gegen mich fehlte. Ich habe ihm verziehen. Sanft ruhe seine Asche!

wildern, noch weit gefühlloser, blutdürstiger und grausamer werden? Ist es wohl zu glauben, daß das gütigste, das gerechteste aller Wesen den Israeliten durch Moses sollte geboten haben, die vielen tausend unschuldigen Kinder, die schwangern Frauen der Urbewohner Kanaans, und viele tausend Greise, Männer, Jünglinge und Jungfrauen, die so weit ihre Einsichten reichten, sich eines frommen und sittlichen Lebens zu befleißigen suchten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen? Wie kann man sich vorstellen, daß Gott seinem, angeblich auserwählten Volke den Befehl ertheilt habe, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu erwürgen? Welch' einen höchst verderblichen Einfluß hätte ein so ungerechter Befehl auf das sittliche Gefühl der Israeliten haben müssen? Hätten sie nicht ihren Gott mit Schaudern, als den grausamsten, blutdürstigsten Wütherich betrachten, nicht mit Abscheu vor jeder Erinnerung an ihn zurückbeben müssen? Nein, nein, nicht Gott war es, der jene unmenschlichen Greuel den Israeliten gebot; nicht Gott war es, sondern sein angeblicher Bevollmächtigter und Vertrauter Moses, der den Namen des Herrn hiezu misbrauchte! Daß unsere orthodoxen Gottesgelehrten diese unmenschlichen Befehle für wirkliche Anordnungen Gottes ausgeben, und, als solche, in Schutz nehmen, ist ganz natürlich, denn sie würden bei ihrem glühenden, mordsüchtig[illegible] Glaubenseifer, wenn sie die Macht nur

beſäßen, gegen alle Andersglaubende gerade ſo handeln, wie Moſes und die Iſraeliten gegen die Einwohner von Midian und Kanaan, und ſich dann mit der Verſicherung rechtfertigen wollen: der Herr habe es ihnen geheiſſen! War die Mehrzahl der Bewohner jener Länder wirklich ſo entſittlicht, wie in den fünf Büchern Moſes behauptet wird, ſo hatte Gott ja ſelbſt Mittel genug in Händen, ſie zu vertilgen; es ſtanden ihm Seuchen und Krankheiten, innerliche Kriege und Ueberſchwemmungen zu Gebot; er brauchte ſich nicht des Schwerts der Iſraeliten zu bedienen, und dieſe, durch ein ſolches, ihnen übertragenes Mordgeſchäft nicht noch mehr zu verwildern; er konnte die Schuldigen ſtrafen, ohne die Unſchuldigen mit zu verderben.

Gerne wollen wir übrigens glauben, daß Moſes ſich in allem Ernſt vorſtellte, er und ſeine Iſraeliten wären die, von Gott auserwählten Werkzeuge, durch welche jene Völker für ihre Sünden und ihren Götzendienſt ausgerot[illegible] werden ſollten, und in dieſer Vorſtellung fand er natürlich eine vollkommene Beruhigung für alle, von ihm gebotenen Ungerechtigkeiten und Greuelthaten. Jeden, bei ihm aufſteigenden Gedanken, jeden ſeiner Träume hielt er für eine Stimme, für einen Befehl ſeines Gottes, und daher iſt es gar nicht befremdend, unter ſeinen Geſetzen ſehr viele zu finden, die in eben ſo ho-

hem Grade mit Recht und Gerechtigkeit, als mit der gesunden Vernunft streiten.

Unter seinen bürgerlichen Verordnungen, war jene, schon von unserem Erlöser gemisbilligte, in Betreff der Ehescheidungen unstreitig eine der ungerechtesten und empörendsten. „Wenn Jemand, so lautete dieses Gesetz, „wenn Jemand ein „Weib nimmt und ehelichet sie, und sie nicht „Gnade findet vor seinen Augen, um etwa einer Unlust willen; so soll er einen Scheidebrief „schreiben, und ihr in die Hand geben und sie „aus seinem Hause lassen." Welch' eine unwürdige, mit allen Begriffen von Recht, von Menschlichkeit und Billigkeit streitende Anordnung. Das arme, unglückliche Weib, das einem wilden, lüsternen Wüstling Unschuld, Schönheit und Jugend geopfert hatte, mußte sobald es ihm einfiel, sobald er ihrer überdrüssig war, ohne alle Schadloshaltung, ohne bei irgend einem Richter Recht suchen und finden zu können, sich aus dem Hause verstoßen lassen, und ferne von ihren geliebten, mit dem gefühllosen Unhold erzeugten Kindern ihr Leben in Armuth und Elend vertrauern! Jede Krankheit, die eine Frau betraf, setzte sie der Gefahr aus, den Scheidebrief in ihre Hand gedrückt, sich aus dem Hause geworfen und dem größten Mangel Preis gegeben zu sehen, da der verstoßende Ehemann nicht verpflichtet war, für ihren Lebensunterhalt weiter zu sorgen. Kann man wohl ein unvernünftigers, ein unmenschli-

cheres Geſetz ſich denken? Kann man ſich wohl vorſtellen, daß Gott, wie doch Moſes behauptete, der Urheber dieſer unſinnigen Verordnung ſein ſollte? Und — da nun Jedermann, der nicht tief von Aberglauben und Pfaffentrug umnachtet iſt, zugeben muß, daß ein ſolches Geſetz nicht dem beßten und weiſeſten allen Weſen ſeinen Urſprung verdanken kann; was muß man da glauben von Demjenigen, der es als eine göttliche Anordnung den Iſraeliten zuerſt bekannt machte? Was ſoll man denken, wenn er bei jedem ſeiner Gebote, ſie mögen ſo widerſinnig, ſo grauſam, ſo ungerecht ſeyn, wie ſie wollen, verſichert: „Und der Herr redete mit mir und ſprach, ſage den Kindern Iſrael und ſprich? „Muß nicht der einfachſte Menſchenverſtand begreifen und einſehen, daß Moſes bloß den Namen Gottes gebrauchte, um ſich bei den Iſraeliten in Anſehen zu ſetzen, und ſeinen Anordnungen und Befehlen Gehorſam zu verſchaffen? Iſt es nicht klar, daß alle ſeine Erzählungen von ſeinen geheimen Konferenzen und Unterredungen mit Gott eitle Täuſchungen und Vorwände waren? Warum ſollte der Herr, der ſo viel mit ihm redete und ſprach, nicht unmittelbar mit den Iſraeliten ſelbſt geredet und geſprochen haben, die dann unſtreitig weit folgſamer würden geworden ſeyn? Die ganze, unter dem Namen Gottes, von dem jüdiſchen Heerführer bewerkſtelligte Geſetzgebung war offenbar ein Gewebe von Täuſchungen; allein man

konnte ihm diese gerne zu Gute halten, wenn nur nicht manche seiner Verordnungen, die zum Theil eben so sehr der Gerechtigkeit, als der Vernunft widersprechen, einen höchst verderblichen Einfluß auf das Wohl der Israeliten und vieler andern Völker und einzelner Menschen gehabt hätten.

Jenes Gesetz in Betreff der Ehescheidung ward von unserm Erlöser bitter getadelt, *) und es wird also wohl keinem wahren und nachdenkenden Christen einfallen, es, als ein göttliches, in Schuz zu nehmen. Jesus erklärte diese Anordnung keineswegs für ein, von Gott gegebenes, sondern für ein „von Moses herstammendes Gebot, und überhaupt sagt er an allen Orten, wo von den mosaischen Gesetzen die Rede ist, niemals: Gott hat euch geboten, sondern immer: Moses hat euch geboten, oder: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, ich aber sage euch. Er wollte also nie von dem göttlichen Ursprunge der mosaischen Gesetzgebung wissen, nie eine göttliche übernatürliche Mitwirkung bei derselben anerkennen, und daher sprach er auch ganz ohne Rückhalt seinen Tadel darüber aus. Dem zu Folge dürfen wir Christen die Gesetze des Moses gleichfalls nicht als göttliche, sondern als bloß

*) Matth. 19 V. 7 bis 9; ebendaselbst 5 V. 31 und 32; Marc. 10. V. 4 bis 9.

menſchliche Vorſchriften betrachten, denn wir ſind verpflichtet, den Worten des Erlöſers mehr zu glauben, als den Verſicherungen der jüdiſchen Rabbiner und der orthodoxen Theologen, die mit ſo unverſtändigem Eifer den unmittelbaren göttlichen Urſprung des ganzen moſaiſchen Geſetzes verfechten. Wie können aber die letztern ſich wohl Orthodoxe Rechtlehrende und Rechtgläubige nennen, da ſie ja offenbar Heterodoxe oder Irrlehrer ſind, indem ſie unſerm großen Erlöſer gerade ins Angeſicht widerſprechen und für göttlich ausgeben, was er für bloße Menſchenſatzung erklärt?

Jeſus ſagt: „Moſes, (alſo nicht Gott!) hat „euch erlaubt, von euren Weibern euch zu ſcheiden wegen eures Herzens Härtigkeit.“ Dies iſt kein großes Lob des iſraelitiſchen Religionsſtifters, denn ein Geſetzgeber muß durch ſeine Verordnungen die Sitten der Menſchen zu beſſern und zu veredeln ſuchen, nicht aber ſie im Böſen noch mehr beſtärken. Ertheilt er ihnen ſogar geſetzliche Befugniß, unrecht zu handeln, ſo würdigt er ſich ſelbſt zum verderblichſten moraliſchen Giftmiſcher herab, und es iſt in dieſem Fall beſſer, gar keine, als ſolche Geſetze zu haben.

Eben ſo verderblich für die Sittlichkeit, wie jenes Eheſcheidungsgeſetz, war die, bei den Iſraeliten übliche, durch das moſaiſche Recht oder — Unrecht gebilligte Vielweiberei, die durchaus weder mit dem häuslichen und ehelichen Glück,

noch mit der öffentlichen Wohlfahrt eines Volkes bestehen kann, und besonders für die Erziehung der Kinder die nachtheiligsten Folgen hat. Selbst die gebildetsten heidnischen Völker, die aber nicht so ruhmredig mit unmittelbaren göttlichen Offenbarungen prahlten, wie Abrahams glorreicher und gesegneter Saame, die Griechen und Römer, waren Feinde der Vielweiberei, weil sie das Unsittliche und Schädliche einsahen, und weil das Weib bei ihnen nicht, wie bei den Lieblingen des Herrn Zebaoth, für das vornehmste, bloß zur Fortpflanzung bestimmte Hausthier, sondern für ein, dem Mann an Rechten gleiches Wesen galt und geachtet ward. Was soll man jedoch von dem göttlichen Ursprunge einer Religion und Gesetzgebung denken, die über den hohenpriesterlichen Röcken und Hosen, über den goldenen Knäufen und goldenen Reifen, den goldenen Mäusen und goldenen Aersen, der gelen Seide, der weißen gezwirnten Seide, dem Rosenroth, den scharlacheuen Lappen, und dergleichen Possen weit wichtigere Dinge vergaß und mit Gleichgültigkeit behandelte, die gewiß der größten Aufmerksamkeit werth waren?

Ueberhaupt scheint der israelitische Gesetzgeber kein Weiberfreund gewesen zu seyn. Um in zweifelhaften Fällen auf Verlangen eifersüchtiger Männer die Treue der Frauen zu prüfen, verschrieb er ein Rezept zu einem verfluchten Bitterwasser, welches der Priester der, in Verdacht

gerathenen Frau zu trinken geben mußte, indem er ſie mit den ſchrecklichen Worten beſchwor: „der Herr ſetze dich zum Fluch und zum Schwur unter deinem Volk, daß der Herr deine Hüften ſchwinden und deinen Bauch ſchwellen laſſe. So gehe nun das verfluchte Waſſer in deinen Leib, und dein Bauch ſchwelle, und deine Hüfte ſchwinde!“ Hierauf mußte das Weib: Amen, Amen, ſagen. *)

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Kummer, Schrecken, Angſt und Verzweiflung bei ſchwachen und phantaſiereichen Frauen, wenn ſie gleich noch ſo ſchuldlos waren, oft fürchterliche Wirkungen hervorbrachten, wozu das, wahrſcheinlich ganz unſchädliche Waſſer nicht das Mindeſte beitrug, und daß dagegen manches, ſehr laſterhafte Weib, das dreiſt, frech und muthig genug war, die Probe glücklich beſtand. Wahrſcheinlich machten auch die Prieſter in Fällen, wo die Verdachtsgründe ſehr einleuchtend waren, einen giftigen Zuſatz, um ihr Rezept in Anſehen und Würden zu erhalten. Die Chriſten, geborne Erben und Affen alles jüdiſchen Aberglaubens, führten, nach dem Vorbilde dieſes verfluchten Bitterwaſſers, die Feuerprobe, die Waſſerprobe und andere Ordalien oder ſogenannte Gottesurtheile ein, die vielen tauſend unſchuldigen Menſchen Glück und Geſundheit, Ehre und Le-

*) 4 Moſes 5 B. 12 u. f. w.

den koſtete. Welche unwürdige, verächtliche Vorſtellung, von dem höchſten, weiſeſten und beſten Weſen, daß es auf Verlangen jedes eiferſüchtigen, jüdiſchen Hahnreih's und auf die gotteslästerliche Beſchwörung eines albernen Pfaffen ein Wunder habe thun müſſen? Und welche Ungerechtigkeit gegen die Weiber, daß man ſie ſo ſchrecklichen und beſchimpfenden Proben unterwarf, und dagegen es ganz der Willkühr der Männer überließ, die heiligſten Bande zu zerreiſſen, und ihre Gattinnen wegen der geringſten Unzufriedenheit und Unluſt ins Elend zu verſtoßen?

Daß Moſes nicht die entfernteſte Ahnung von menſchlicher Würde beſaß, beweiſen, außer den eben erwähnten, noch andere ſeiner bürgerlichen und häuslichen Geſetze. „Wenn du einen ebräi„ſchen Knecht kaufſt, ſoll er dir ſechs Jahre die„nen; im ſiebenten ſoll er frei und ledig aus„gehen. Hat ihm aber ſein Herr ein Weib ge„geben, und hat er Söhne und Töchter gezeugt, „ſo ſollen das Weib und die Kinder ſeines Herrn „ſeyn; er aber ſoll ohne Weib ausgehen.“ Alſo auch hier ſollte, um dem ſchnöden Eigennutz eines habgierigen Tyrannen zu genügen, das Band der ehelichen und kindlichen Liebe zerriſſen, und die Sklaverei auf eine ſchmähliche Weiſe verewigt werden. „Spricht aber der Knecht: „ich „ich habe meinen Herrn lieb, und mein Weib „und Kind; ich will nicht frei werden; ſo bringe

„ihn sein Herr vor die Götter (?), und halte ihn „an die Thür oder Pfosten, und bohre ihm mit „einem Pfriemen durch sein Ohr, und er sei sein „Knecht ewig." *) Wie konnte man den Menschen, das Ebenbild Gottes, wohl tiefer herabwürdigen und entehren, als durch eine so empörende Förmlichkeit? Wie listig wurden hier zum Besten der Reichen und Mächtigen die Gefühle der väterlichen und ehelichen Liebe benutzt, um ganze Familien auf ewige Zeiten zu Sklaven zu machen?

Die göttliche Religion der Israeliten erlaubte sogar den Eltern, ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen, **) und gerade dies ist, wie uns dünkt, einer der überzeugendsten Beweise ihrer Göttlichkeit, denn keine menschliche Religion würde dergleichen gestatten.

„An dem Fremden magst du wuchern, aber „nicht an deinem Bruder, auf daß dich der Herr „dein Gott segne, in Allem, das du vornimmst „im Lande, ***) dahin du kömmst, dasselbe einzu„nehmen." ****) An Fremden können die Israeliten also wuchern; ein Gesetz das sie nur allzu pünktlich und sorgsam befolgen, und noch heute erkennen sie keinen Menschen für ihren Bruder

*) 2 Moses 21 V. 2 bis 6.
**) Ebendaselbst V. 7.
***) Folglich auch im Wuchern!!
****) 5 B Moses 23 V. 20.

und ihren Nächſten, als wer ein Jude und von Abrahams Saamen iſt.

Kann es wohl etwas Verächtlicheres, und ſelbſt für die allgemeine Wohlfahrt Verderblicheres geben, als jene, in der altteſtamentiſchen Sittenlehre empfohlene engherzige Nächſtenliebe, die immer nur den lieben Verwandten, Freunden Nachbaren und Landesleuten etwas Gutes wünſcht und gönnt; auf alle andere Menſchen mit gleichgültigen, oder gar mit neidiſchen, feindſeligen Augen hinblickt, und Jedem, der um einen Trunk Waſſers bittet, ängſtlich frägt: aus welchem Lande und welches Glaubens biſt du? Stammſt du von Sem, von Ham oder von Japhet her? Iſt deine Heimath diesſeits oder jenſeits des Ozeans; dieſeits oder jenſeits des Rheins der Alpen oder Pyrenäen? Glaubſt du an drei Götter, oder an Einen oder an gar keinen? Dieſe herzloſe, ſelbſtſüchtige, Alles nur auf ſich und ihre Angehörigen beziehende Nächſtenliebe, die von unſern moraliſirenden Papageien auf Kathedern und Kanzeln gepredigt, in faden, albernen Liedern beſungen, und als eine der ſchönſten, menſchlichen Tugenden gerühmt wird, verdient unter den Tugenden gar keinen Platz aber wohl unter den verderblichſten Laſtern und Thorheiten. Allgemeine Menſchenliebe, wie Jeſus ſie lehrte, die jedes menſchliche Weſen für einen Bruder oder für eine Schweſter und für ein Kind des gemeinſchaftlichen himmliſchen Vaters erkennt,

ohne bedächtlich zu fragen: bist du diesseits oder jenseits der Linie geboren? Bist du ein Heide oder ein Jude, ein Türke oder ein Christ? Glaubst du an einen dreieinigen oder nur an einen einigen, oder vielleicht an gar keinen Gott? Eine solche Menschenliebe ist die edelste, die erhabenste aller Tugenden, allein jene israelitische Nächstenliebe ist ein elendes Fratzenbild von Selbstsucht, Eigennutz und Thorheit. Gerne geben wir zu, daß die Menschenliebe in Hinsicht der Gegenstände verschiedene Grade habe; daß die Liebe zu den nächsten Verwandten, zu den Eltern, den Kindern, den Gatten, den Geschwistern, der Liebe zu den entferntern Freunden; daß die Liebe zu dem Vaterlande und den Landsleuten der allgemeinen Menschenliebe vorgehe und vorgehen müsse, aber nie muß, wie bei der jüdischen Nächstenliebe, die Liebe zu den nähern Angehörigen das Wohlwollen für die entferntern ertödten, oder gar in feindseligen, neidischen unversöhnlichen Haß verwandeln; immer darf sie nur in so weit statt finden, als sie mit dem Besten des Ganzen bestehen kann.

Schwachköpfige Theologen und Sittenlehrer suchen den göttlichen Ursprung der mosaischen Religion besonders mit den dringenden Geboten jener Nächstenliebe zu beweisen, die sie, sehr albern und kurzsichtig, mit edler, allgemeiner Menschenliebe verwechseln. Ja, sie führen wohl gar in ihren theologischen, geist- und gemüthlosen

Moralſyſtem, in ihren langweiligen Predigten, Vorleſungen, Katechismen und ähnlichen überflüßigen und unnützen Saalbadereien die Ermahnungen des Moſes zur Nächſten- und Bruderliebe als göttliche Belege ihrer eigenen Aufforderung zur allgemeinen Menſchenliebe an. Man muß ſich in der That wundern über dieſe ſo leichtſinnige und unverſtändige Verwechſelung zwei ganz verſchiedener, einander durchaus widerſprechender Dinge! Möchten jene Herren uns doch ja mit ihrer jüdiſchen Nächſten- und Bruderliebe und mit den dahingehörigen Ausſprüchen des Moſes zu Hauſe bleiben! Sie paßt ſo wenig zu der, von dem göttlichen Erlöſer empfohlenen Menſchenliebe, wie ſchinderiſchwuchernder Geiz zu vernünftiger, mit wohlthätiger Freigebigkeit verbundener Sparſamkeit, wie rechtmäßiger, ehrlicher Erwerb zu habgieriger, mörderiſcher Raubſucht.

Jene erbärmliche, vor dem iſraelitiſchen Geſetzgeber empfohlene Fratze von Nächſtenliebe, die ſich bloß auf die Glaubensgenoſſen und Landsleute der Ebräer bezog, gehörte gleich dem, von Moſes gebotenen, Haß gegen die Nichtjuden, weſentlich zu ſeinem politiſchen Plan, die Iſraeliten auf das Strengſte von allen übrigen Völkern abzuſondern; ſie durch religiöſe Vorſchriften zu wechſelſeitiger, ausſchließlicher Anhänglichkeit und Liebe zu verbinden, und ihnen durch feſtes, unerſchütterliches Zuſammenhalten

die nöthige Stärke zu geben, um allen Fremden, äußern Angriffen trotzen zu können. Nicht edles, ſittliches Gefühl, ſondern eine ſehr kleinliche, ſelbſtſüchtige und politiſche Abſicht war alſo der Grund des moſaiſchen Gebots der, ſich einzig und allein auf die Iſraeliten beſchränkenden Nächſtenliebe, die uns von unſern chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehrern als etwas ſo überaus Köſtliches und Göttliches geprieſen wird, und, nach ihrer unmaßgeblichen Meinung, den klarſten Beweis liefert, daß die iſraelitiſche Religion und die fünf Bücher Moſis von Gott unmittelbar offenbart und eingegeben ſeyn müſſen, weil, nach ihrem ſehr beſcheidenen Gutachten, Niemand als Gott ſelbſt im Stande war, die erhabene Idee einer ſo ruhmwürdigen Tugend zu faſſen, wie die moſaiſch-jüdiſche Nächſten- und Bruderliebe iſt. Muß man nicht wirklich die Thorheit jener Schwachköpfe bemitleiden?

Nicht allein um ſeinem politiſch-religiöſen Gebäude, Dauer und Feſtigkeit zu geben; ſondern vorzüglich um ſeine Iſraeliten mit einem recht glanzvollen Beiſpiele der eben gedachten Bruder- und Nächſtenliebe vorzuleuchten, ertheilte Moſes dem Aaron und deſſen Nachkommen die hoheprieſterliche Würde, und beſtimmte überhaupt den ganzen Stamm zu einer erblichen Prieſterkaſte, welche er mit großen Einkünften und Vorrechten auf das Reichlichſte ausſtattete. Gegen

den Vorwurf des Nepotismus oder der allzugroßen Verwandten-Begünstigung schützte er sich bekanntlich mit dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, dem er durch jene menschenfreundliche Explosion, wodurch Korah, Dathan und Abiram, nebst ihren Anhängern und ihren sämmtlichen Weibern und Kindern auf die Seite geschafft wurden; so wie durch den blühenden Mandelstab Aarons Glauben und Achtung zu verschaffen wußte.

Diese, von Moses eingesetzte, erbliche Priesterkaste führte übrigens ein herrliches Leben, denn auser ihrer heiligen Metzgerei und ihren kirchlichen Feierlichkeiten, die weder geistige noch körperliche Anstrengung erforderten, beschäftigten Priester und Leviten sich bloß mit dem Essen der, zum Opfern bestimmten, gemästeten Rinder, Kälber, Schafe und Lämmer und mit der Befriedigung ihres Eigennutzes durch partheiische Rechtpflege und Ersinnung neuer Opfer! Um den öffentlichen Unterricht und die Ausbildung des Volks bekümmerten sie sich gar nicht, und sie suchten jedes geistige Fortschreiten mehr zu hindern, als zu fördern, indem ihnen Alles daran liegen mußte, die Nation in Finsterniß und Dummheit zu erhalten.

Daß Moses also seinem Bruder Aaron und dessen Nachkommen die Hoheprieſterwürde als ein Erbamt übertrug, geschah einzig und allein aus der, von ihm so sehr empfohlenen Bruderliebe, worin er es allen übrigen Israeliten zu-

vorthat. Dem Aaron verzieh er jegliche Missethat; ihm zu Gefallen ließ er Tausende mehermetzeln, durch Minen in die Luft sprengen und von der Erde verschlingen. Zum Besten des geliebten Bruders und seiner Nachkommen, so wie des Stammes Levi, aus welchem er selbst entsprossen war, ordnete er eine ungeheure Menge von Opfern an, die größtentheils von den Priestern und Leviten jubelnd und schwelgend verzehrt wurden, während viele von denen, welche sie bringen mußten, vor Durst und Hunger verschmachteten. Das beste Oehl, der beste Wein, das beste Getreide, alle Erstlinge, kurz das Beste von Allem mußte den Priestern gegeben werden. Sogar die erstgeborenen Söhne gehörten ihnen, und die Eltern mußten sie mit schwerem Gelde loskaufen. Ausserdem mußte jeder Israelit ihnen jährlich den zehnten Theil von seinem gesammten Eigenthum entrichten, und acht und vierzig in ganz Kanaan zerstreut liegende, Städte mit großen und schönen Ländereien, Weinberge und Triften wurden den Priestern und Leviten als ihr erbliches Eigenthum zugesichert.

Eine, auf so glänzende Art in Hinsicht ihrer Einkünfte, ihres Ansehens und Einflußes bevorzugte, erbliche Priesterkaste hatte natürlich Grund genug, einen Kultus aufrecht zu erhalten, mit dessen Bestehen und Dauer ihr Glück und ihr Wohlstand unzertrennlich verbunden war. Dadurch, daß sie nach der mosaischen Anordnung unter allen Stämmen zerstreuet lebten, waren sie hinlänglich in den Stand gesetzt, über die strengste Beobachtung der kirchlichen Vorschriften des Religionsstifters zu wachen, und Alles zu entfernen, was zu irgend einer Abweichung Anlaß geben konnte. Dennoch suchten Israels wankelmüthige Kinder manchmal andere Götter, und der Herr ihr Gott wandte sich dann an andere

Völker um sie für ihren Abfall und Ungehorsam zu strafen

Für die sittliche und geistige Ausbildung der Israeliten war jedoch durch die Einsetzung dieser erblichen, mit so großen Vorrechten und Einkünften ausgestatteten Priesterkaste nicht das Minde gethan, im Gegentheil fand dieselbe es ihrem Interesse sehr dienlich, das Volk, so viel möglich, in Stumpfsinn und Aberglauben zu erhalten. Deshalb ward es von Priestern und Leviten mit einer Menge läppischer und thörichter Satzungen beschwert, von denen man keine einzige befolgen konnte, ohne gerade dadurch gegen eine andere zu verstoßen. Auf diese Weise ward die Zahl der Sünden und der dafür zu bringenden Opfer, die sämmtlich den Priestern zu Nutzen kamen, bis ins Unendliche vermehrt. Das Volk erlag unter der Last seines kostbaren Opfer- und Tempeldienstes, wodurch es zu Boden gedrückt ward, und dieß war vielleicht die Hauptursache, daß es so häufig sich an andere Götter wandte, die nicht so kostbar waren, und sich mit geringern und wohlfeilern Opfern abspeisen ließen, als der Gott Israels.

Daß eine Nation, die von einem solchen Spinnegewebe kirchlichkindischer Possen und Förmlichkeiten umstrickt und erdrückt war, wie die Israeliten, und die überdieß von einer erblichen, äusserst selbstsüchtigen, ehrgeizigen und herrschgierigen Priesterkaste bewacht, und von allem nähern Verkehr mit gebildeten und aufgeklärten Völkern durch die Vorschriften ihrer Religion zurück gehalten ward, sich nie zu einer beträchtlichen Stufe geistiger und sittlicher Ausbildung erheben konnte, war ganz natürlich. Hiezu kam noch der thörichte, hochmüthige Wahn der Israeliten, den Moses ihnen eingeprägt und der sich durch die Länge der Zeit unter ihren Hirnschädeln versteinert hatte: daß sie das auserwählte Volk, die Lieblinge des

Herrn Zebaoth, und beſſer als alle übrigen Menſchen wären, die ſie als Kinder des Teufels betrachteten, und, als ſolche, von Herzen verabſcheueten. Daher blieben ſie denn auch immer auf demſelben Punkt ſtehen, auf welchem ſie durch ihre Religion, ihre kirchlichen und weltlichen Geſetze und ihre erbliche Prieſterkaſte feſtgehalten wurden.

Dieſe letztere war überhaupt unter manchen andern ſchlimmen Dingen, die Moſes ſeinen Iſraeliten ſchenkte, unſtreitig das ſchlimmſte; ſie war die Büchſe der Pandora, aus welcher der größte Theil der Uebel entſprang, unter denen die Iſraeliten in frühern und ſpätern Zeiten zu leiden hatten. Wir, die wir freilich wohl Prieſter, aber Gottlob, keine erbliche haben, wiſſen, mit welchem Eifer und Ingrimm ſich dieſe Klaſſe von Menſchen *) jedem höhern Emporſtreben des menſchlichen Geiſtes ſich entgegen ſtemmt; wie viel mehr mußte dieß bei einer erblichen Kaſte der Fall ſeyn, die nicht allein ihre eigene Wohlfahrt, ſondern auch die Wohlfahrt ihrer leiblichen Nachkommen zu berückſichtigen hatte!

Die moſaiſche Religion war das Werk einer engherzigen kleinlichen Politik, die unbekümmert um das Glück und Unglück der ganzen übrigen Menſchheit ſich einzig und allein mit einem unbedeutenden, rohen, wundergläubigen und eiteln Völkchen beſchäftigte, das in einem abgelegenen Winkel Aſiens, voll thörichter Einbildung, ſtolz auf alle andere Nationen herabſah, mit denen es, ſo weit es irgend möglich war, jede nähere,

*) Was hier geſagt wird, iſt natürlich nur von jenen blinden orthodoxen Eiferern zu verſtehen, die aus Dummheit, aus Selbſtſucht und Eigennutz kein anderes Licht, als den trügeriſchen Schimmer ihrer dogmatiſchen Blendlaternen in ihren Schafſtällen dulden wollen.

freundschaftliche Berührung auf das Sorgfältigste vermied. Der Herr Zebaoth oder Gott Israels war der Gott dieses Volkes, der bloß für seine auserwählten lebte, und mit keinen andern Völkern etwas zu schaffen haben wollte und sollte, so wie seine Lieblinge gleichfalls verpflichtet waren, mit keinen andern Göttern etwas zu thun zu haben. Wer ihn zu verehren und seine Gunst zu erwerben wünschte, der mußte sich nicht nur beschneiden lassen, sondern auch jährlich einmal nach seiner Residenz Jerusalem wallfahrten, um dort zu opfern und anzubeten. Aus diesem, an einen einzigen Winkel der Erde geknüpften Tempel- und Opferdienst, der eine unerläßliche Bedingung des göttlichen Wohlgefallens sein sollte, ergiebt sich, daß die Religion der Israeliten nichts weniger, als eine für alle Menschen verpflichtende Weltreligion, sondern bloß eine Volksreligion war, und daß ihre Vorschriften nur für dieß Volk und nicht für die übrige Menschheit Verbindlichkeit hatten. Die mosaische Religion verdankte also ihren Ursprung keiner unmittelbaren göttlichen Offenbarung, denn wäre dieß der Fall gewesen, so hätte sie sich nicht auf ein kleines unbedeutendes Völkchen beschränken dürfen, sondern alle Menschen hätten, woferne ihr künftiges Heil von der Annahme dieser Religion abhängen sollte, im Stande seyn müßen, Kunde von derselben zu erlangen und ihren Vorschriften zu genügen.

Die Religion hingegegen, welche uns Jesus lehrte, ist eine Weltreligion. Sie ist nicht für ein einziges Volk erdacht; ihre Ausübung ist nicht an einen bestimmten, vielen Millionen Menschen unerreichbaren Ort gebunden; der Gott, dessen Verehrung sie befiehlt, ist kein partheiischer Vater, der das ungezogenste seiner Kinder am Meisten verzärtelt, streichelt und allen übrigen vorzieht; o, nein, er umfaßt uns vielmehr Alle

mit gleicher väterlicher Liebe, und will uns alle glücklich sehen. Zum Beweise der Göttlichkeit dieser erhabenen Religion bedürfen wir keiner Geschichtbücher, keiner Wunder und Weissagungen; wer nur die Lehre des großen Gekreuzigten zu befolgen sucht, der wird bald inne werden, „ob sie von Gott sey, oder ob er von sich selbst redete.“

Ein so engherziges, kleinliches, mit eitelm Flitterwerk von gelber und weißer gezwirnter Seide, und von rosenrothen und scharlachenen Lappen, überladenes Volksreligiönchen, wie das jüdische war, für die Stütze und Grundlage einer hocherhabenen, freisinnigen, mit keinen äußern, ägyptischen Förmlichkeiten, mit keinen goldenen Knäufen und goldenen Reifen prunkenden, an keinen irdischen Tempeldienst gefesselten, für die ganze Menschheit berechneten Weltreligion ausgeben, heißt, einen schwachen, elenden Zaunpfahl zum Grundpfeiler eines großen, prachtvollen Palastes machen! Die Religion des Weltheilandes bedarf keiner so hinfälligen egyptischen Rohrstäbe zu ihrer Stütze; sie bedarf keiner Tempel und Altäre, keiner Priester und Leviten, keines irdischen Schutzes und keines Beschützers des Glaubens. Sie erhält und schützt sich selbst durch ihre innere Kraft, Hoheit und Göttlichkeit.

Daß die alttestamentischen Bücher und die sich darauf gründende israelitische Religion nicht unmittelbaren göttlichen Ursprungs waren, und daß wir folglich weder zum blinden Glauben an den geschichtlichen Theil ihres Inhalts, noch zur Befolgung ihrer Vorschriften verbunden sind, hoff' ich zur Genüge bewiesen zu haben. Wie könnte man auch wohl die göttliche Eingebung einer Sammlung von Schriften behaupten wollen, die nicht allein mit der Natur, der Vernunft und den unleugbarsten, durch die weltliche Geschichte beglaubigten Thatsachen, sondern sogar mit sich

selbst, mit den Lehren und Aussprüchen unsers Erlösers und seiner Apostel, mit den erhabensten Eigenschaften und Vollkommenheiten des höchsten Wesens und mit allen geläuterten Begriffen von Tugend und Sittlichkeit so häufig im Widerspruch stehen? Christus selbst behandelte die mosaischen Gesetze nicht als göttliche, sondern als menschliche Anordnungen die er ganz offen und ohne Rücksicht tadelte. Er sagte nie: Gott hat geboten, sondern: Moses hat geboten; und Paulus erklärte gleichfalls jene Gesetze für menschliche Gebote, Satzungen und Lehren, über die man sich, sie möchten „Speise oder Trank, oder bestimmte Feiertage oder Neumonden oder Sabbathe betreffen," von Niemanden ein Gewissen sollte machen lassen. *)

Hiemit wird übrigens den alttestamentischen Schriften nichts von ihrem wirklichen Werthe bestritten. Sie enthalten, obgleich sie gar nicht für uns geschrieben wurden, auch noch für uns viel brauchbares, Gutes und Göttliches; denn was gut ist, das ist göttlich, da alle gute Gabe von oben herab kommt von dem Vater des Lichts, und von uns mit Danksagung empfangen werden muß. Finden wir also gleich im alten Testament Manches, was wir nicht für gut erkennen können; so würde es doch thöricht gehandelt seyn, deßhalb das ganze zu verwerfen. Welcher Vernünftige würde wohl einen Kasten mit Geld ins Wasser schütten, weil unter den guten und gangbaren Stücken sich viele falsche, ungangbare und schlechte befinden? Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

*) Kolos. 2. V. 6 und 20 bis 23.

Ende des dritten Bandes.

Polen

und

ſeine Revolution.

Von

Wartwig Hundt-Radowsky.

Erſter Band.

Stuttgart,
C. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Polen

in

seiner tiefſten Erniedrigung;

oder

Rußlands frühere Politik in Hinſicht auf Polen.

Von

Hartwig Mundt-Radowsky.

La révolution est en marche; elle fera la tour du monde, et le genre humain ne rétrogadera pas.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Vorrede.

Die Revolution ist im Fortschreiten; sie wird die Welt durchwandern, und die Menschheit wird nicht zurückgehen. Sie wird sich nicht zurückwerfen lassen in die dunkle Nacht längst entflohener Jahrhunderte, und wenn man auch Millionen Bajonette und Schwerdter in Bewegung setzte, in allen Städten Inquisitionen und Centralkommissionen errichtete, vor alle Thüren und Fenster Spione und Angeber stellte, um jedes Wort, jedes Murren, jeden Seufzer, jede Miene zu belauschen; wenn man auch alle Bücher, die nicht mit ausdrücklicher Erlaubniß und auf Befehl der hohen Obern gedruckt wären, von der Erde verbannte, und jeden Verdächtigscheinenden durch Torturen zum Geständniß seiner geheimsten Gedanken brächte, um ihn zu ewiger Gefangenschaft oder zum Scheiterhaufen zu verdammen. Die physische Gewalt vermag nichts über die geistige und sittliche. Das große Ideenreich, das sich seit einem halben Jahrhundert entwickelt und ausgebildet hat, kann nicht von dem Erdboden vertilgt werden; es wird sich von Geschlecht zu Geschlecht, von Munde zu Munde fortpflanzen und immer weiter ausbilden. Die Völker sind mündig geworden; sie werden alle Institutionen stürzen und fortschaffen, die der hohen Bestimmung der Menschheit, der geistigen und sittlichen Vervollkommnung, zuwider sind; vergebens werden Despotismus und Pfaffenthum ihre letzten Kräfte anstrengen, und dem rollenden Wagen der Zeit in die Speichen greifen; sie werden mit fortgerissen und zertrümmert werden.

Möchten doch alle Machthaber der Erde von jeher eingesehen haben, daß Menschenblut und Menschenthränen die schlimmste Saat sind, die sie für sich ausstreuen können! —

Möchten sie doch endlich einmal klug werden und begreifen, daß ein kleines Land voll froher, glücklicher, geistig und sittlich gebildeter Menschen seinem Fürsten weit mehr Ehre bringt, als viele tausend eroberte Quadratmeilen, in deren Steppen unzufriedene Sklaven oder verächtliche Thiermenschen umher irren, die den Namen des Tyrannen theils nicht kennen, theils verfluchen, der über ihnen die Knute schwingt.

Was sind die Namen der Eroberer, der Völkerbezwinger, der Menschenquäler in dem, mit Blut und Thränen geschriebenen Buche der Zeit anders, als häßliche Klexe, die durch ihre widerliche Größe das Auge auf sich ziehen, und durch ihre Abscheulichkeit es zurückstoßen?

Ihr schaudert vor dem Mörder, der einen einzigen Menschen tödtete, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. Was thut Ihr aber, wenn ihr einen Mörder seht, der große, blühende Länder in grauenvolle Wüsten verwandelt und sie mit Blut und Leichen, mit Trümmern und Aschenhaufen bedeckt, nicht um sein schlechtes, verfluchtes Leben zu fristen, sondern um Millionen Andern die heiligsten und unveräußerlichsten Rechte der Menschheit und jede Freude des Lebens zu rauben, sie in ein eisernes, qualvolles Sklavenjoch zu schmieden, und seiner wahnsinnigen tollen Herrschgier, seiner Ruhmsucht, seiner Willkühr und den schändlichsten Begierden prunkvolle Opfer zu bringen? Was thut Ihr? In Euren Tempeln flehet Ihr zu dem Allgütigen, daß er dem wilden Völkerdränger zu seinen Räubereien und Mordthaten Heil und Segen verleihen wolle; Ihr eilt demselben jubelnd entgegen; beugt ihm, wie einem Gott, Eure Kniee; singt ihm Hymnen; feiert zu seiner Ehre glänzende Feste; errichtet ihm Triumphbogen, Denkmäler und Ehrensäulen, und dankt dem Gott der Liebe, daß er die Waffen des grausamen Ungeheuers, durch welche unzählige Eurer schuldlosen Mitbrüder Ruhe und Glück, Wohlstand und Freiheit, Blut und Leben verloren haben, so väterlich gesegnet hat! — O, Menschen! O, Christen!

Feiglinge und Schmarotzer reden immer eine Sprache,

die Bescheidenheit seyn soll und sklavische Nichtswürdigkeit ist. Sie kriechen und schmeicheln, wo sie spotten und verachten; sie bitten und flehen, wo sie fordern und gebieten; sie winseln und zittern, wo sie drohen und trotzen sollten. Es fehlt ihnen an aller sittlichen Würde und daher auch an dem Stolz, der den rechtlichen Mann auf dem Strohlager über den Schurken im Purpur erhebt. Ein prachtvoller Pallast, eine glänzende Kutsche mit Wappenschildern, ein besternter oder bebänderter Rock, Kasten voll Gold, Silber, Edelgesteine und Banknoten, das sind Gegenstände der Ehrfurcht und Achtung für sie, denn Geist und Kenntnisse, Tugend und Verdienste haben in ihren Augen keinen Werth, wenn sie nicht von Schätzen und Ehrenstellen und hochklingenden Titeln begleitet werden.

Hätte Jeder den Fürsten und Gewaltigen immer die Wahrheit gesagt; hätte es nicht von jeher so viele Schmeichler und Kratzfüßler gegeben, die ihnen, wie Magister Pangloß seinem Zögling Candide, unaufhörlich in's Ohr schrieen, daß Alles auf's Beste sey, so wären auf der Welt nicht so viele schlechte Regenten, nicht so viele verabscheuungswürdige Tyrannen gewesen. Höflinge und Schmeichler, Maitressen, Diplomaten und Pfaffen verderbten die Fürsten, und diese verdummten und entsittlichten wieder durch Hochmuth und Stolz, durch Herrschsucht und Grausamkeit durch viehische Wollust und schändliche Beispiele ihre herabgewürdigten Völker. Dem schändlichen Gesindel höfischer Speichellecker hat man es hauptsächlich zu danken, daß so manche Regenten ihre Untergebenen mit der entehrendsten Verachtung behandelten, denn sie beurtheilten die letztern nach ihren Hofschranzen, und weil diese weder Achtung, noch Wohlwollen verdienten, so wurden sie Verächter und Peiniger aller der Menschen, deren vorzüglichste Freunde und Wohlthäter sie hätten seyn sollen.

Da es nicht meine Absicht war, in diesem Bande eine vollständige Geschichte Polens seit August II., sondern bloß eine Darstellung der Politik Rußlands in Beziehung auf Polen zu liefern, so wird man mich wegen der historischen Lücken,

die man hin und wieder findet, keiner Unvollſtändigkeit beſchuldigen. Ich hob bloß diejenigen Thatſachen aus, welche dem angedeuteten Zwecke entſprachen, um meine Bemerkungen daran zu knüpfen, und mußte daher viele andere Dinge übergehen, die nicht dahin gehörten. In geſchichtlicher Hinſicht habe ich beſonders nachfolgende Werke benutzt: *Oginski*, Mémoires sur la Pologne et les Polonais; *Zielinski*, Histoire de la Pologne (Paris 1830); *Mémoires* trouvés à Berlin sur la révolution de Pologne, par *Pistor*; *Rulhiere*, Histoire de l'anarchie de Pologne; *Histoire* de la révolution de Pologne en 1794; *Precis* historique du partage de la Pologne, par *Brougham*, traduit par *Clapier* (1831); *Vie de Catharine II.*, Imperatrice de Russie (1797); Vom Entſtehen und Untergange der polniſchen Konſtitution vom 3. Mai 1791, 2 Bände (1793); Solignac, allgemeine Geſchichte von Polen, fortgeſetzt von Pauli, 2 Theile, Halle 1765; Bronikowski's Geſchichte von Polen; die *Biographie universelle*; Seume's Werke (Bd. 9); verſchiedene Artikel der ſiebenten Ausgabe des Konverſationslexikons; *Schoell*; histoire des traités; Poſſelt's Annalen; das politiſche Journal, den franzöſiſchen Moniteur, ſo wie manche andere größere und kleinere Werke und Flugſchriften, die ich auch hin und wieder angeführt habe.

Daß ich hingegen bei meinen politiſchen Bemerkungen meinen eigenen Anſichten folgte, war natürlich, und ich ſchmeichle mir, daß der größte Theil meiner Leſer dieſe Anſichten theilen wird. Uebrigens hab' ich, obgleich ich mit vielen Polen durch die Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft innig verbunden bin, und daher mit Furcht und Hoffnung dem Ausgange des großen Kampfes entgegenſehe, die geſchichtlichen Thatſachen mit möglichſter Unpartheilichkeit dargeſtellt, denn Wahrheit gegen Freund und Feind, muß auch unter ſolchen Verhältniſſen jedes rechtlichen Mannes Wahlſpruch ſeyn.

Der Verfaſſer.

Rußlands Politik

in Hinsicht auf Polen

seit Peter dem Ersten bis zur Auflösung der Republik Polen.

Jede selbstständige Nation ist befugt, sich ohne fremde Einmischung diejenige Verfassung zu geben, die sie ihren Bedürfnissen zuträglich findet. Das ist der höchste und wichtigste Grundsatz alles Völkerrechts; auf ihm beruhet nicht nur der Friede und das Glück der Menschheit, sondern auch der Wohlstand und die Sicherheit der Familien und aller einzelnen Staatsbürger. Aber kein Volk der neuern Zeit hat diesen Grundsatz häufiger, tyrannischer und frevelhafter gegen eine andere Nation verletzt, als Rußland gegen Polen, seit den Zeiten Peters des Ersten bis zu der letzten polnischen Theilung.

Im Jahre 1796 ward Polen, das von der Natur zur Vormauer des civilisirten Europa gegen die nordische Herrschgier bestimmt ist, die sich immer weiter gegen Süden und Westen auszubreiten sucht; Polen, das einst mit seinen siegreichen Waffen Oesterreich und die ganze Christenheit von dem drohenden Joch des ottomanischen Despotismus rettete, von seinen eigenen ehemaligen Vasallen, so wie von denen, die es mit so hochsinnigem Heldenmuth gegen die Uebermacht roher Barbaren geschirmt hatte, mit unerbittlicher Hand und zwar mitten im Frieden aus der Reihe selbstständiger Staaten gestrichen.

Man behauptet freilich, daß die Mehrzahl der Nation durch die Auflösung des polnischen Staats wesentlich gewon-

nen habe; daß zum Beispiel die drückende Leibeigenschaft aufgehoben, daß für Schulen und Erziehungsanstalten besser gesorgt worden, daß die Dissidenten oder nicht katholischen Polen unter dem russischen, dem preußischen und österreichischen Scepter sich einer größern Gewissensfreiheit erfreuen, als jene, die man ihnen zur Zeit der polnischen Republik zugestand; allein alle diese so hochgepriesenen Vortheile, die zum Theil an manchen Orten noch großen Zweifeln unterliegen, hätte die polnische Nation auch ohne die dreimalige Zerstückelung ihres Landes erlangen können und gewiß erlangt, wenn nicht die theilenden Mächte, besonders Rußland, recht geflissentlich alle Verbesserungen im Innern gehindert, und alle schlechten, zeitwidrigen Einrichtungen aufrecht erhalten hätten, um einen desto scheinbarern Vorwand zur Theilung zu haben. Wenn schlimme Einrichtungen und der Mangel an höchstnöthigen, zweckmäßigen Verbesserungen in einem Staat, dessen Nachbaren berechtigen könnten, ihn zur zerreißen und unter sich zu theilen, dann würden namentlich Rußland und Oesterreich gewiß nicht die letzten seyn, die zerstückelt und getheilt werden müßten.

Bereits mit dem tapfern Könige Johann Sobiesky, dem Oesterreich es verdankt, daß es nicht, wie vor Kurzem noch Griechenland, unter der blutigen Geißel muhamedanischer Barbaren seufzen muß, ward Polens Glück zu Grabe getragen. Der prachtliebende, eitle, herrschgierige und ausschweifende August II. (Kurfürst von Sachsen), der unedel genug dachte, den Glauben seiner Väter abzuschwören, um die Krone des Wahlkönigreichs Polen auf sein unwürdiges Haupt zu setzen, hatte alle körperlichen Fähigkeiten, um als orientalischer Herrscher selbst dem Harem eines Salomo vorzustehen; aber keine einzige, um ein Königreich zu regieren und glücklich zu machen. Die erste seiner Handlungen, als König von Polen, war ein Beweis seiner Unklugheit, indem er den Kurfürsten Friederich III., der unter dem Namen Friederich I. sich zum Könige von Preußen erklärt hatte, in dieser Würde, ohne Vorwissen und Einwilligung der polnischen Reichsstände, anerkannte, und

damit den letzten Knoten des Lehnverbandes auflöste, womit das ehemalige Herzogthum Preußen früher an Polen geknüpft war. Noch verderblicher für den Staat war der Krieg, zu dem sich August II. durch Patkul gegen Schweden verleiten ließ, um Liefland, das früher zu Polen gehört hatte, wieder zu erobern. Karl XII. war nicht der Fürst, der auch nur einen solchen Gedanken hätte ungestraft hingehen lassen. Voll des unversöhnlichsten Grolls stürzte er, nachdem er den Czar der Moskowiter am 3. November bei Narwa geschlagen hatte, über Polen und Sachsen her, um sich an August II. zu rächen, wodurch die armen Bewohner dieser Länder natürlich weit mehr leiden mußten, als ihr unweiser König und Kurfürst. Dieser schloß freilich, um sich vor dem wilden Völker- und Menschendränger zu retten, am 26. Februar 1701 mit Peter dem Ersten zu Birze ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Schweden; allein hiedurch wurde Karls Zorn noch höher entflammt; Polen ward zum Schauplatz eines blutigen, verheerenden Krieges umgewandelt und ausserdem ward der erste Grundstein zu dem dauernden und immer wachsenden russischen Einflusse gelegt, der späterhin die völlige Vernichtung des unglücklichen Königreichs zur Folge hatte.

Das unheilbringende Bündniß von Birze gewährte übrigens dem Könige August II. nicht den Schutz, den er erwartete, denn schon am zweiten Mai 1705, nachdem Sachsen und Polen von Moskowitern, Schweden und einheimischen Kriegsheeren verwüstet waren, ward der polnische Thron für erledigt erklärt, und am 12ten Julius wurde Stanislaus Leszcynski zum Könige gewählt. August II. mußte ein Jahr später in dem schimpflichen Friedensschlusse von Altrannstädt die Krone förmlich an Stanislaus abtreten und ihm sogar in einem höflichen Briefe zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen.

So endigte der erste jammervolle Aufzug der königlichen Staatsaktionen Augusts des Zweiten, wofür in Polen Ströme von Blut flossen, und Provinzen, Städte und Dörfer auf das Furchtbarste verheert wurden. Die Sachsen mußten für den

Ehrgeiz und die Eitelkeit ihres Despoten, der seine Buhlerinnen mit Schätzen überhäufte, während seine Krieger keinen Sold empfingen und vor Hunger umkamen, drei und zwanzig Millionen Thaler als Kriegssteuer an Schweden zahlen, und ihr schönes Land gerieth, ungeachtet der großen Reichthümer, die August von seinen Vorfahren geerbt hatte, in drückende Schulden. Es ist ein Unglück für die Völker, daß gerade diejenigen Fürsten, welche die wenigste Fähigkeit zu regieren haben, immer die herrschgierigsten sind! Wenn ein neuerer Geschichtschreiber Polens den König August II. als einen Fürsten rühmt, „der alle Eigenschaften eines ausgezeichneten „Menschen und eines ruhmwürdigen Regenten „besessen habe," so muß man in der That bedauern, daß in unsern Tagen, wo der Werth der Könige strenger als jemals gewogen werden sollte, Schriftsteller von Einsicht, Geist und Talent sich noch so oft zu niederer Schmeichelei herablassen können.

Kaum war Karl XII. (am 8. Julius 1709 bei Pultawa von den Russen besiegt und mit wenigen seiner Getreuen in die Türkei geflüchtet, als August II. seine, im Altranstädter Friedensvertrage feierlich ausgesprochene Thronentsagung für nichtig erklärte, und am achten Oktober zu Thorn seine, frühern mit Peter I. geschlossenen Bündnisse erneuerte. Nun ward Polen der Tummelplatz roher, moskowischer Kriegsheere, die theils ihre ununterbrochenen Standquartiere in den Städten und Dörfern hatten, theils auf ihren Durchmärschen nach der Türkei sich gegen Reiche und Arme, gegen Edelleute, Bürger und Bauern die größten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen erlaubten. Kein Eigenthum ward von den wilden Barbaren geschont; keine Zucht und Sitte geachtet, und so ward schon damals der erste Funke zu dem bittern Nationalhaß zwischen Polen und Russen gelegt, den die nachfolgenden Ereignisse noch immer stärker entwickelt und angefacht haben. Die sächsischen Truppen, welche August nach Polen gezogen hatte, ließen es gleichfalls an nichts fehlen, um den armen

Einwohnern das Joch ihres Herrn so schwer als möglich zu machen; und das allgemeine Elend, welches durch die Rohheit, die Raubsucht und die Zügellosigkeit der fremden Kriegsheere verbreitet ward, erregte endlich in den Polen das Gefühl der Nothwendigkeit einer eigenen bewaffneten Nationalmacht, um sich und ihr Land von den auswärtigen Söldnern zu befreien. Der polnische Adel verband sich deshalb am 26sten November 1715 zu Tarnogrod gegen die Sachsen, und nach einem zweijährigen blutigen Kampfe zwischen den Polen und den deutschen Heeren des polnischen Königs kam, unter Peter I. Vermittlung, ein Vergleich zu Stande, der 1717 von dem sogenannten stummen Reichstage *) bestätigt ward. Zufolge dieses Vertrags mußte die polnische Kronarmee aufgelöst und auf 18,000 Mann herunter gesetzt werden; die Sachsen, mit Ausnahme der königlichen oder kurfürstlichen Leibgarde, mußten das Königreich räumen; die russischen Truppen hingegen blieben bis zum Jahr 1719, wo der Frieden der nördlichen Reiche durch Karls XII. Tod hergestellt zu seyn schien.

Peter der Erste hatte auf seinen Reisen mehr als das Handwerk eines Schiffzimmermanns gelernt. Der blühende Zustand der südlichen und westlichen Länder Europa's mußte dem, nach Ruhm und möglichster Ausdehnung seiner Herrschaft strebenden Czar bei weitem reizender erscheinen, als die unbebaueten Steppen des Nordens, die nur von umherziehenden Hirten- und Jägervölkern bewohnt werden, und selbst lockender, als die fruchtbaren Gegenden des Orients, wo man bloß Menschen findet, die durch Aberglauben und Entsittlichung jeglicher Art abgestumpft, verweichlicht und zu allem höhern Aufschwunge unfähig geworden sind. Begierig ergriff Peter deshalb die Gelegenheit, das einst so furchtbare und mächtige

*) Dieser Reichstag, der nur sieben Stunden dauerte, ward der stumme Reichstag genannt, weil er nicht so lärmend war, wie die andern polnischen Reichstage.

polnische Reich zu schwächen, welches ihm und seinen Nachfolgern den freien Durchgang nach den Ländern der europäischen Civilisation verwehren konnte. Die Herabsetzung der polnischen Kriegsmacht auf eine möglichst geringe Anzahl von Menschen und eine immerwährende Fackel des Unfriedens im Innern des Reichs schienen ihm hiezu die besten Mittel; darum ward das polnische Kronheer fast ganz und gar aufgehoben, und der kluge Selbstherrscher bewog noch ausserdem August den Zweiten, die frühern Rechte der zahlreichen Dissidenten oder nichtkatholischen Christen auf das Möglichste zum Besten der Katholiken zu beschränken. Fest überzeugt, daß er hiedurch den unverlöschbarsten Brennstoff zum innern Unfrieden legen würde.

Peters Nachfolgerinnen und besonders Katharina II. nahmen in Hinsicht Polens ganz das politische System ihres großen Vorgängers an, denn wenn sie auch wirklich den hartbedrängten Dissidenten eine scheinbare Theilnahme bewiesen, und ihnen Schutz und Fürsprache angedeihen ließen, so geschah dies doch keineswegs aus Menschenliebe, sondern bloß in der nichts weniger als edlen Absicht, ihren Einfluß in Polen zu vergrößern und sich einen starken Anhang zu verschaffen. Alle Polen sahen ein, daß ein so unbedeutendes Kriegsheer, wie das ihrige, nicht einmal im Stande war, die innere Ordnung und Ruhe in dem großen und weitläuftigen Reiche zu erhalten, geschweige denn, es gegen auswärtige Angriffe zu schützen. Deshalb drangen auch fast alle Wojewodschaften und Bezirke auf Vergrößerung des Kriegsheeres; allein schlau genug hatte Katharina im Jahr 1767 den Reichstag zur Annahme eines von ihr vorgeschlagenen Reichsgrundgesetzes zu bewegen gewußt, wornach ohne vollkommene Uebereinstimmung des Senats und des Adels auf dem Reichstage so wenig eine Verstärkung der Kriegsmacht als irgend eine Abgabe, zu einem Staatsbedürfnisse beschlossen werden sollte *). Hiemit war

*) Man vergl. Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konföderation vom 5ten Mai 1791, 2 Bände. (Ohne Angabe

der Republik Polen das Todesurtheil im Voraus gesprochen; indem jeder einzelne Landbote durch sein liberum veto (Nie pozwalam) die heilsamsten Beschlüsse rückgängig machen konnte, und es der russischen Regierung also sehr leicht war, die Annahme jedes, ihrem Interesse nicht zusagenden Vorschlages zu hindern; denn seit Peters des Ersten Zeiten sorgte Rußland dafür, immer in Polen, entweder unter den Magnaten, oder in der Person des Königs einen mächtigen Anhang zu haben, und alle möglichen Mittel, Bestechungen, Drohungen und offenbare Gewaltthätigkeiten wurden angewandt, die unglückliche Nation mit sich selbst zu verfeinden. Ausserdem hatte Katharina II. sich selbst zur Gewährleisterin für die Aufrechthaltung aller Gesetze in Polen erklärt, und folglich konnte sie immer, entweder durch ihre Parthei, oder auch geradezu als Garantien des bestehenden Zustandes jede, ihr schädliche Neuerung hintertreiben und alle öffentlichen Angelegenheiten nach ihren selbstsüchtigen Planen leiten. Ueberdies machte sie sich nie ein Bedenken, gerade in den Augenblicken, wenn sie die Rechte sowohl der ganzen Nation, als einzelner Privatpersonen auf das Empörendste verletzt hatte, sich für die eifrigste Beschützerin eben dieser Rechte zu erklären *). Möge man Katharina II. auch noch so oft die Große, die Weise, die Semiramis des Nordens nennen; mögen Voltaire, Diderot, d'Alembert und andere berühmte Männer ihr noch so viel Weihrauch ge-

---

des Druckorts 1795). Vie de Catherine II. Imperatrice de Russie. 2 Vol. Par. 1797. — Mémoires du Comte d'Oginski sur la Pologne et les Polonois. Par. 1826. — Tableau de l'Europe par le Comte de Ségur etc. etc.

*) Schon lange vor der ersten Theilung betrachtete sich Katharina als Monarchin von Polen, und ließ auf dem Krönungsreichstage 1764 den versammelten Ständen sogar den Vorschlag machen: „daß der Republik Polen erlaubt seyn sollte, ein Kriegsheer von 50,000 Mann zu unterhalten, wenn sie mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündniß schließen wolle.“ Der Großkanzler von Litthauen, Fürst Michael Czartoryski bemerkte aber: daß die Republik Polen selbst das Recht habe, die Stärke ihrer Kriegsmacht zu bestimmen, und also keiner solchen Erlaubniß von Seiten einer fremden Macht bedürfte.

streuet haben; so zeigte doch ihre ganze Handlungsweise, daß sie eine Fürstin ohne Sittlichkeit war. Ihr Streben war nicht, wie ihre Lobredner behaupten, auf Beglückung ihrer Völker, sondern nur auf Erlangung eines glänzenden Ruhmes gerichtet, der ihre großen Vergehungen und Schwächen bei der Nachwelt in Vergessenheit bringen sollte.

Aber schon unter jenem August dem Zweiten gerieth Polen in eine solche Abhängigkeit von Rußland, welche die nachmalige Zerstückelung des, einst so kraftvollen Reiches vorausahnen ließ. Als im Jahr 1726 der letzte, aus dem Hause Kettler abstammende Herzog von Kurland starb, hätte dieses Land als ein erledigtes Lehen, der Republik Polen heimfallen müssen; allein die Stände des Herzogthums wählten den Grafen Moritz von Sachsen, einen natürlichen Sohn Augusts II., zu ihrem Herzoge. Moritz konnte jedoch so wenig zum Besitz des ihm angetragenen Fürstenthums gelangen, als es der Republik Polen möglich war, dasselbe einzuziehen; denn August II. ward von Katharina I., der Wittwe und Nachfolgerin Peters des Großen genöthigt, die Wahl seines Sohnes für nichtig zu erklären und ihr das Herzogthum für ihren Liebling, den Fürsten Menzikoff abzutreten. So eifrig waren die russischen Herrscher schon seit länger als hundert Jahren bemüht, Polen seiner besten Provinzen zu berauben, und so leichtsinnig gab der, bloß dem Vergnügen lebende August II. eine Provinz hin, deren Verlust wegen des Handels für Polen unersetzlich war *).

*) Als späterhin das Land an die Republik Polen zurückfiel, mußte dieses es aufs Neue der Kaiserin Anna von Rußland überlassen, die es ihrem Lieblinge, Ernst Johann Biren (oder wie er sich nannte, von Biron) schenkte. Biron verlor zwar nach dem Tode der Kaiserin Anna die Herzogthümer Kurland und Semgallen und mußte ins Elend wandern; allein nach seiner Zurückberufung ließ Katharina II. durch Waffengewalt den Herzog Karl, einen Sohn Augusts III., der von der Republik mit Kurland und Semgallen belehnt war, verdrängen, und setzte Biron wieder in den Besitz der beiden Fürstenthümer. Arme Völker, wie unglücklich seyd Ihr! Bald verschenken buhlerische und liederliche

Die vielen innern Kriege und Unruhen; die religiösen und politischen Verfolgungen und Zwistigkeiten; die gewaltsame Hemmung des freien Geistesverkehrs; das drückende Joch der niedern Stände; die jedes menschliche Gefühl empörende Leibeigenschaft; der Mangel an guten Schul- und Erziehungsanstalten, denen weder der König, noch der Adel und die Geistlichkeit abzuhelfen suchten; dies waren die Ursachen des traurigen Zustandes von Rohheit, Stumpfsinn, Armuth und Entsittlichung, in welchen Polen sich am Schlusse der dreiunddreißigjährigen Regierung August II. befand. Weder für seine Erblande, noch für sein Wahlkönigreich hat dieser Fürst irgend Etwas gewirkt, wodurch die Menge des Bösen, das er durch seine eitle Herrschgier, seine Prachtliebe, seinen Stolz, seine Ausschweifungen stiftete, im Mindesten versöhnt werden könnte. Mit dem Fluch der Sachsen und Polen belastet, sank er, der eben so unwürdig als begierig war, Königskronen zu tragen, ins Grab, und noch jetzt, hundert Jahre nach seinem Tode, muß eine tapfere biedere Nation dafür leiden, daß ihre Vorfahren keinen bessern, als ihn auf den Thron erhoben.

Alles dessen ungeachtet wählten die Polen am 5. Oktober 1733 seinen Sohn, den Kurfürsten Friedrich August, wieder zu ihrem Könige; aber zu dieser unglücklichen Wahl wurden sie gleichfalls von Rußland genöthigt.

Friedrich August oder August III., wie man ihn als König nannte, hatte nämlich der russischen Kaiserin Anna versprochen, ihr in dem Fall, daß er zum Könige von Polen gewählt würde, die der Republik nach Menzikoffs Tode wieder

---

Weiber Euch als Abfindungen an ihre Lieblinge, wie man einen leblosen Stoff oder ein unvernünftiges Thier verschenkt! Bald verschwelgen wollüstige Könige die Früchte Eurer Arbeiten und Mühen in den Armen verächtlicher Buhldirnen, und geben Euch selbst ihren unehelichen Söhnen und Töchtern als Aussteuer mit, wie man einen Stall voll Vieh oder ein Haus voll Möbeln seinen Kindern als Heirathsgut schenkt! Wie lange werdet ihr es dulden, daß man Euch auf solche und auf tausend andere Weisen als Sachen behandeln und zu Thieren herabwürdigen darf?

angefallenen Herzogthümer Kurland und Semgallen für ihren Liebling Peter Biren abzutreten, und daher ließ Anna ein bedeutendes Kriegsheer an die lithauische Gränze rücken, um Friedrich August mit Bajonetten auf den polnischen Thron zu setzen, wenn etwa die Polen ihn nicht gütlich annehmen wollten.

Schon jener Vertrag, wodurch August III. die Herzogthümer Kurland und Semgallen der Kaiserin verhieß, beweist, wie unwerth dieser Fürst der Krone war. Er verband sich mit einer ausländischen Regentin gegen die heiligsten Rechte und Freiheiten des Staats, dessen Regent er zu werden wünschte, und verschleuderte hochverrätherisch eine der Republik gehörige Provinz an seine Mitverschworene, noch ehe er das mindeste Recht hatte, darüber zu verfügen. Was durfte man wohl von einem solchen Könige für das Glück der Nation erwarten? Gleich seinem Vater, verdrängte er zwar den vortrefflichen Stanislaus Leszynski, der nach Polen gekommen war, um den erledigten Thron in Besitz zu nehmen; allein die Polen mußten schwer dafür büßen, daß sie fremder Gewalt nachgaben und dem Würdigern einen Unwürdigen vorzogen, dem alle Fähigkeiten und Tugenden eines Regenten fehlten. Polen ward unter August's III. unheilbringendem Scepter noch weit mehr, als es zu den Zeiten seines Vaters August II. gewesen war, eine Schaubühne des Jammers, des Elends und innerer Zwistigkeiten, so wie ein Standquartier russischer Kriegsheere, die entweder nach der Türkei oder nach Deutschland hinzogen oder von dort zurück kamen. Der sorglose König tödtete seine Zeit mit Jagd, Weibern und Lustbarkeiten; er kümmerte sich nicht um das Schicksal seiner Unterthanen, und dachte nie daran, ihr Unglück im Mindesten zu lindern.

Die Magnaten und Edelleute in Polen hielten ihre eigenen Soldaten, und oft mehrere als mancher souveräne deutsche Bundesfürst; sie bekriegten sich unter einander gleich großen Monarchen oder gleich den Rittern in den Zeiten des

Mittelalters. Am Schlimmsten aber waren die Dissidenten oder Nichtkatholiken daran, die vorher nie mit so vieler Grausamkeit behandelt waren; denn während die Israeliten auf mancherlei Weise das Land aussogen, entriß man den nichtkatholischen (griechischen und evangelischen) Christen ihre vorzüglichsten Rechte und Freiheiten, und sogar ihre Kirchen und Schulen. Die in den nördlichen und östlichen Provinzen lebenden Protestanten und nichtunirten Griechen wählten die fromme Katharina zu ihrer Schutzheiligen und die Dissidenten in den übrigen Gegenden wandten sich an Friederich den Großen, um Beistand gegen die religiösen Bedrückungen in ihrem Vaterlande zu suchen. Bei Friederich sowohl, als bei Katharina fanden dergleichen nur zu sehr gegründete Beschwerden immer ein sehr geneigtes Gehör, indem beide Mächte hiedurch immer Gelegenheit und Veranlassung fanden, unter dem edelmüthig scheinenden Vorwande, unschuldig Bedrückten Beistand zu leisten, sich in die Angelegenheiten Polens zu mischen und nach und nach eine starke Parthei für sich zu gewinnen. Die Schwäche dieses Staats stieg in dem gleichen Verhältnisse, in welchem die innern Uneinigkeiten zunahmen, denn zu den religiösen Wirren und Zwisten gesellten sich noch die Uneinigkeiten der verschiedenen politischen Partheien und die Flammen des Unfriedens wurden häufig durch ausländisches Oel mehr angefacht, als ausgelöscht. Dieß zu thun lag ganz besonders in der arglistigen russischen Politik Catharina's; denn wollte sie Polen unterjochen, so mußte sie einen Zustand herbeizuführen suchen, mit dem wenigstens die Hauptmasse der Nation nicht zufrieden seyn konnte. Gemeinsinn und Vaterlandsliebe mußten vernichtet und überall der Saame der Zwietracht ausgestreut werden, der besonders auf dem religiösen Boden der Dissidenten die herrlichsten Früchte versprach. Der fürchterliche Druck, den Adel und Geistlichkeit sich gegen die niedern Volksklassen erlauben durften, und wodurch jedes edlere Gefühl, jede Fähigkeit zu einem höhern Aufschwunge des Geistes erstickt ward, kam ihr hiebei herrlich

zu statten, und daher sorgte auch Katharina so eifrig dafür, daß in Polen ja nichts von den alten Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten abgeschafft werden durfte, und, daß auch ja nichts zur Verbesserung des Zustandes der untern Volksklassen geschehen möchte! Die Mehrheit der Nation sollte kein Vaterland kennen, das sie lieben, und für das sie im Fall eines ausländischen Angriffs Blut und Leben wagen könnte. Die Flamme des Unfriedens zwischen Katholiken und Dissidenten ließ Katharina gleichfalls nicht verlöschen, um ja immer eine Hand im politischen Spiele und eine mächtige Parthei im Reiche zu behalten.

Den einzigen Widerstand, den man bei einer Unterjochung Polens erwartete, besorgte man von Seiten des Adels und der höhern Geistlichkeit, weil diese stark bevorrechteten Kasten die Einzigen waren, die Ursache hatten, ihr Vaterland zu lieben, und nicht gleich den Uebrigen hoffen durften, bei einer Unterjochung oder Zerstückelung des polnischen Staats etwas zu gewinnen. Indessen zeigte es sich doch später, daß nicht allein Adel und Geistlichkeit, sondern auch die andern Klassen, ja sogar, daß viele Bauern von dem gleichen Zorn gegen die Russen ergriffen waren, wie die Bischöfe, die Magnaten und Ritter. Der durch Despotendruck abgestumpfte Sklave, welcher das große Unrecht, das ihm sein vermeintlich rechtmäßiger Herr zufügt, geduldig verschmerzt, tobt dennoch vor Wuth, wenn ein Dritter, der ihm fremd ist, sich gegen ihn eine weit geringere Kränkung erlaubt. Die Polen hatten damals eben so wenig, wie jetzt, die Quälereien und Nichtswürdigkeiten vergessen, welche die geringsten Bürger und Bauern so gut, wie die Edelleute und Geistlichen von den Russen erdulden mußten. Konnten die geringen Polen sich in frühern Zeiten auch nicht zu den höhern Ideen von Unabhängigkeit und nationaler Selbstständigkeit emporschwingen; riß auch keine edle Begeisterung für Freiheit, Vaterland, Völker- und Menschenrecht sie zum Kampfe hin, so trat an deren Stelle die Wuth der Rachgier und der Verzweiflung!

Sie, die schon von dem Drucke ihrer einheimischen Despoten und Quälgeister so unendlich viel leiden und dulden mußten, sollten auch von Fremden sich martern und mißhandeln lassen! Dieser Gedanke empörte sie. Das blutbesprützte Joch, welches ihre adelichen und geistlichen Tyrannen ihnen auflegten, hatte in ihren Augen durch sein Alterthum einen Schein von Heiligkeit erlangt, denn dem beschränkten, von Vorurtheilen befangenen, an kein Denken gewöhnten Menschen gilt der lange Mißbrauch für ein Recht, der tausendjährige Trug für Wahrheit! So weit konnten Fürsten und Ritter, Pfaffen und Rechtsgelehrte die armen Völker herabwürdigen, daß ihre Begriffe von dem, was wahr und was recht ist, sich nicht nach Vernunftgründen, sondern bloß nach der Länge der Zeit richteten, während welcher dieses oder jenes durch Gewalt oder List, durch Dummheit oder Irrthum ihnen als Recht und Wahrheit aufgedrungen wurde!

Während der langen und schwachen Regierungen der beiden sächsischen Könige hatte Rußland in Polen einen überwiegenden Einfluß erlangt. Kaum hatte Katharina II. nach dem schaudervollen Tode Peters III. *) den Thron des unge-

*) Die Ermordung Peters III. war gewiß eine der schaudervollsten Handlungen, womit jemals ein Mensch sein Dasein befleckt hat. Ich erlaube mir, einige der reinsten Wahrheit gemäße Umstände anzuführen.

Als man den unglücklichen Monarchen von Petershof, wo man sich seiner demächtigt hatte, fortbrachte, war er weit entfernt, das Schicksal zu ahnen, das ihm bevorstand, denn der Graf Panin hatte ihm in Hinsicht der Sicherheit seines Lebens die tröstlichsten Versicherungen gegeben. Peter hatte der Krone feierlich entsagt, und Katharina bloß ersuchen lassen, ihm einen Jahrgehalt und die Erlaubniß zu bewilligen, nach Holstein zurück zu kehren, wo er sein Leben beschließen wollte. Bei seiner Abreise von Petershof ließ er ihr diese Bitte wiederholen, und sie zugleich ersuchen, ihm einen Hund, den er sehr liebte, seine Violine, eine Bibel und einige Romane zu senden, „denn," fügte er sehr naiv hinzu, „er sei der menschlichen Bosheit überdrüssig geworden, und wolle künftig als Philosoph eingezogen für sich leben." Von allen den Gegenständen, um die er gebeten hatte, ward ihm aber nicht das Mindeste zugestanden, und man belustigte sich noch herzlich über seinen Entschluß, Philosoph werden zu wollen. Wahrlich, eine empörende Schadenfreude! Ein grausamer Hohn! Peter III. war freilich kein

heuern Kaiserreichs bestiegen, als sie schon darauf dachte, das große Unrecht durch einen noch größern Ruhm vor den Augen der Nachwelt zu bedecken. Nicht allein nach dem Orient,

---

Philosoph, und auch keiner seiner angeblichen Nachkommen hat sich als einen großen Philosophen gezeigt; allein er war ein unglücklicher Fürst, und sein Leben konnte derjenigen, die ihm die Krone ränkerisch vom Haupte gerissen hatte, auf keine Weise mehr schaden; ja, sein plötzlicher Tod hätte leicht Alle, die sich bis dahin ruhig verhielten, gegen seine Feindin empören können, und es wäre daher nicht nur menschlich, sondern sogar klug gewesen, ihm wenigstens das Leben zu erhalten! Doch die Grausame mußte ihre Hände durchaus in dem Blut eines Mannes baden, dem sie am Altare selbst Treue geschworen hatte!

Peter ward von Petershof nach Mopsa, einem kleinen Landhause des Hetmanns der Kosacken Rasumowsky, gebracht. Hier war er bereits seit sechs Tagen, ohne daß, ausser den Oberhäuptern der Verschworenen und den Soldaten, die ihn bewachten, irgend Jemand von seinem Aufenthalt etwas geahnet hatte, als der Graf Alexis Orloff und ein Offizier, Namens Teploff, zu ihm kamen, ihm seine nahe Befreiung ankündeten und ihn ersuchten, mit ihnen zu Mittage zu speisen. Peter willigte ein und man brachte, nach russischer Sitte, Branntwein nebst mehreren Gläsern, die Orloff füllte, während Teploff den unglücklichen Kaiser von andern Gegenständen unterhielt. Als Orloff sah, daß Peter nicht auf ihn achtete, schüttete er in das für denselben bestimmte Glas einen Gifttrank, den einer von Katharina's Leibärzten zu diesem Zweck hatte zubereiten müssen. Der Kaiser nahm, ohne den mindesten Argwohn, das Gift und stürzte es hinunter. Aber nach wenigen Augenblicken fühlte er schreckliche Schmerzen, und weigerte sich, als Orloff ihm ein zweites Glas darbot, zu trinken, indem er ihm sein Verbrechen vorwarf.

Mit lautem Jammergeschrei forderte er Milch; allein die beiden Ungeheuer reichten ihm aufs Neue Gift und drangen in ihn, es zu trinken. Hierauf eilte Peters französischer Kammerdiener, der seinem Gebieter sehr ergeben war, herbei. „Es war nicht genug, rief der unglückliche Czar, in die Arme des treuen Dieners stürzend, es war nicht genug, daß man mich verhinderte, den schwedischen Thron zu besteigen und mir die russische Krone entriß; nun will man auch noch das Leben mir rauben.“

Der Kammerdiener flehte für seinen Herrn, die beiden Bösewichter zwangen ihn jedoch, sie zu verlassen, und setzten ihre Mißhandlungen fort. Während dieses Lärms kam der jüngere Fürst Baratinsky, der die Wache befehligte, herein; Orloff hatte den Kaiser schon zu Boden gestoßen und lag ihm mit den Knieen auf der Brust, indem er mit der einen Hand dem Czar die Gurgel zusammen preßte, und mit der andern ihm die Hirnschale zu zerschmettern suchte. Nun schlangen Baratinsky und Teploff eine Serviette um seinen Hals; allein er wehrte sich mit der größten Verzweiflung, und Baratinsky trug von einer

ſondern auch nach Weſten und Süden hatte ſie ihre Blicke gerichtet, denn die civiliſirten Länder Europa's boten unſtreitig eine weit beſſere Eroberung dar, als die von ungebildeten No-

---

Wunde, die er im Geſicht erhielt, noch lange nachher eine Narbe. Endlich verlor der Kaiſer ſeine Kräfte und jetzt erwürgten die Mörder ihn völlig.

Als ſie ſich von ſeinem Tode überzeugt hatten, ſchwang ſich Alexis Orloff zu Pferde und eilte im geſtreckten Galopp zu der Kaiſerin, um ihr von der vollführten Heldenthat Nachricht zu bringen. Er langte gerade in dem Augenblick an, als Katharina ſich ihrem verſammelten Hofſtaate zeigen wollte. Sie erſchien mit ruhiger Miene; nachher ſchloß ſie ſich mit Orloff, Raſumowsky, Panin, Gleboff und einigen andern ihrer grauſamen Vertrauten ein und berieth ſich mit ihnen, ob man ſogleich den Senat und das Volk von Peters Tode benachrichtigen oder noch einen Tag warten wolle. Man entſchied ſich für das Letztere. Hierauf hielt ſie wie gewöhnlich offene Mittagstafel und am Abend zeigte ſie die größte Heiterkeit. Am folgenden Morgen ſtellte ſie ſich, als ob ſie noch von gar nichts wüßte; und erſt während der Mittagstafel ließ ſie ſich die Todesnachricht ankündigen. Sogleich ging ſie, die Augen voll Thränen, heraus, beurlaubte die Hofleute und die fremden Miniſter, und ſchloß ſich in ihr Zimmer ein, wo ſie mehrere Tage hindurch alle Zeichen des tiefſten Kummers blicken ließ. Während dieſer Zeit erließ ſie folgende Bekanntmachung, die ihren Karakter und ihre Geſinnungen in einem zu klaren Lichte darſtellt, um hier übergangen zu werden. „Am ſiebenten Tage nach Unſerer Thronbeſteigung erhielten Wir die Nachricht, daß der ehemalige Kaiſer an einer heftigen Hämorrhoidalkolik leide, von welcher er ſchon früher Anfälle zu haben pflegte. Um allen Pflichten Unſerer heiligen chriſtlichen Religion zu genügen, welche ausdrücklich gebietet, daß wir das Leben unſerer Mitbrüder und Nächſten erhalten ſollen, befahlen Wir, ihm ſogleich alle Heilmittel zu ſenden, wodurch den Folgen jener gefährlichen Krankheit vorgebeugt und ſein Zuſtand erleichtert werden könnte. Dennoch erfuhren Wir geſtern mit großem Kummer und Schmerz, daß es dem Allerhöchſten gefallen habe, ſeine Laufbahn zu enden, und Wir haben daher befohlen, ſeinen Leichnam in dem St. Newsky-Kloſter beizuſetzen, um dort beerdigt zu werden. Wir ermahnen zugleich als Gebieterin und als Mutter Unſere getreuen Unterthanen, dem Verſtorbenen die letzten Ehrenbezeugungen zu erweiſen, das Vergangene zu vergeſſen, für ſeine Seele zu Gott zu beten, und dieſe unerwartete Fügung des Allmächtigen als eine Wirkung der undurchdringlichen Rathſchlüſſe zu betrachten, welche die göttliche Vorſehung ſich in Hinſicht Unſerer, Unſers kaiſerlichen Thrones und Unſers ganzen geliebten Vaterlandes vorbehalten hat."

Der Leichnam des unglücklichen Fürſten wurde wirklich nach Petersburg und in dem St. Alexander Newsky-Kloſter drei Tage lang ausgeſtellt. Man hatte ihn in ſeine preußiſche Uniform gekleidet, und den

maden bewohnten Steppen Asiens, und selbst eine bessere, als die fruchtbaren, aber von rohen Tataren bewohnten Länder der europäischen und asiatischen Türkei. Wenn Katharina nachmals ihre Herrschaft nicht noch weiter gegen Westen auszudehnen suchte, so war dies vielleicht einzig dem Umstande zu verdanken, daß Friederich der Große an der Spitze eines tapfern und kriegerischen Volkes stand. Friederich besaß unstreitig einen weit höhern Grad von Rechtlichkeit, als Katharina; er handelte nicht seines Ruhmes wegen, sondern um das Beste seines Volkes zu fördern, und er hätte vielleicht nie sich zur Theilung Polens bewegen lassen, wenn er nicht besorgt

---

Personen jedes Standes und Ranges war die Erlaubniß ertheilt, ihm die letzte Ehre zu erzeigen, welche in Rußland darin besteht, daß man dem Todten den Mund küßt. Sein Gesicht war sehr schwarz geworden, und durch das Oberhäutchen sickerte geronnenes Blut, welches sogar durch die Handschuhe drang, womit man seine Hände bedeckt hatte. Es mußte ein fürchterliches Gift gewesen seyn, das man ihm gegeben hatte, denn alle Menschen, die den traurigen Muth hatten, ihren Mund dem seinigen zu nähern, gingen mit geschwollenen Lippen zurück. Katharina's Rathgeber wußten sehr gut, daß man an so schrecklichen Mitteln die Mittel erkennen würde, deren sie sich bedient hatten, um dem Leben des Kaisers ein Ende zu machen; allein dennoch hielten sie den Verdacht des Verbrechens für weniger gefährlich, als einen Volksaufruhr, der wahrscheinlich entstanden wäre, wenn man hätte glauben können, daß Peter III. noch lebte. Der Tag der Beerdigung war für ganz Petersburg ein Tag der Betrübniß und Trauer; das Volk folgte dem Leichenzuge und überhäufte die Soldaten der Garde mit Schimpfreden und mit dem Vorwurf: daß sie schändlicher Weise den letzten Tropfen Blut von Peter dem Großen vergossen hätten. Die Holsteinischen Soldaten, welche bis dahin frei, aber entwaffnet, zu Oranienbaum geblieben waren, kamen gleichfalls zu der Beerdigung und begleiteten weinend die Leiche ihres geliebten Gebieters. Jetzt sahen auch die Russen in ihnen treue gehaßte und bevorrechtete Nebenbuhler mehr, sondern bloß treue Diener, deren Schmerz sie theilten. Am folgenden Tage ließ Katharina die unglücklichen Holsteiner einschiffen, um sie, wie man vorgab, nach ihrem Vaterlande zu bringen; allein das Schiff, auf welches man sie gebracht hatte, ging unter, als es den Hafen von Kronstadt verließ. Einige von ihnen retteten sich auf den Klippen; die mit dem Wasser in gleicher Höhe standen; aber der Admiral Talyzin ließ sie dort sämmtlich umkommen, indem er sagte, daß er ihnen keine Hülfe gewähren könne, ohne vorher dazu Erlaubniß von St. Petersburg erhalten zu haben. Man vergleiche auch: Vie de Catherine II. Impératrice de Russie. Par. 2 Tomes. (Tome I. p. 129 etc.)

hätte, daß Rußland und Oeſterreich auch ohne ihn theilen und dann ein zu großes Uebergewicht an Macht gewinnen würden. Es war eine heilloſe Ungerechtigkeit, allein eine Ungerechtigkeit, zu welcher er beinahe gezwungen ward. In derſelben Lage befand ſich auch Maria Thereſia, und wenn man alle Thatſachen, die der erſten Theilung voran gingen und dieſelbe begleiteten, erwägt, ſo findet man, daß weder Preußen, noch Oeſterreich mit ſo vieler Argliſt, Härte und Grauſamkeit verfuhren, als Rußland.

Katharina ſah ein, daß ſie, um Polen oder den größten Theil dieſes Reichs unter ihr Joch zu bringen, einen ihr ganz ergebenen, willenloſen König auf den Thron ſetzen müßte, und hiezu konnte ihr Niemand geeigneter erſcheinen, als ihr ehemaliger Günſtling, der Graf Stanislaus Auguſt Poniatowsky; denn obgleich er nicht mehr der Auserwählte ihres Herzens war, indem Gregor Orloff ſeinen Platz eingenommen hatte, ſo war ſie doch verſichert, daß er ihr noch immer mit der ehemaligen Anhänglichkeit zugethan ſey, und daß ſie auf ſeine Dankbarkeit rechnen dürfe. Auch hatten Katharinen's Liebhaber wirklich keine Urſache, undankbar zu ſeyn, denn man berechnet bloß den Werth deſſen, was ſie ihnen an baarem Gelde, an Edelſteinen und Gütern ſchenkte, auf nicht weniger als auf neunzig Millionen Silberrubel, alſo ungefähr zweihundert Millionen Gulden, in welche Summe aber die Geſchenke, welche Poniatowsky empfing, nicht begriffen ſind.

Auf dem Wahlreichstage erklärte der franzöſiſche Botſchafter in Warſchau, Marquis von Paulmy, den Ständen, daß Ludwig XV. ſich durchaus in die Königswahl nicht einmiſchen würde, und eine ähnliche Erklärung ward von dem Grafen von Mercy im Namen der Kaiſerin Maria Thereſia gegeben. Um von Friederich II. ihre Plane nicht vereitelt zu ſehen, ſchloß Katharina II. mit ihm ein Vertheidigungsbündniß, worin ſie ſich durch einen geheimen Artikel verbänden, „beide alle ihre Kräfte aufzubieten, um die Republik Polen bei dem freien Wahlrecht ihres Königs zu ſchützen und nie zuzugeben,

daß derselbe in ein Erbreich verwandelt würde; endlich ward noch bestimmt, nöthigen Falls durch Gewalt der Waffen die bestehende Verfassung und die Grundgesetze des Staats aufrecht zu erhalten."

Bei einer solchen Garantie war an keine Reform der polnischen Verfassung und an keine bessere Ordnung der Dinge zu denken! Die auswärtigen Mächte wollten geflissentlich die Mißbräuche verewigt sehen, damit die unglückliche Nation nie durch Aufklärung, Wohlstand und Einigkeit die nöthige Stärke erlangen möchte, sich den fremden und einheimischen Mißhandlungen und Bedrückungen zu entziehen.

Katharina's Gesandter, Graf Kaiserling und ihre Generale boten alle möglichen Mittel auf, um die Wünsche ihrer Monarchin zur Ausführung zu bringen. Als der Konvokationstag kam, rückten die russischen Truppen unter dem Vorwand, die „Ordnung und die Freiheit" zu beschützen, in Warschau ein.

Zugleich kam noch eine Menge von Fremden, die bereit waren, auf das erste Signal sich zu vereinigen. Der Krongroßfeldherr, Graf Branicki und Fürst Karl Radziwill griffen ebenfalls zu den Waffen, um zu verhindern, daß die Russen nicht mit Gewalt für ihren Schützling Stimmen erzwingen möchten; allein was vermochten Jene gegen die ausländischen Kriegsheere und gegen eine Parthei von Landeleuten auszurichten, die sich mit den Russen verbinden wollten? Dieser Reichstag war einer der lärmendsten, die Polen jemals gesehen hat. Der Graf Malachowsky, ein durch sein hohes Alter und seine Rechtschaffenheit achtungswürdiger Greis, ward zum Marschall ernannt. Er wollte den Marschallstab nicht erheben, sondern bestand darauf, daß die fremden Offiziere und Soldaten den Saal räumen sollten. Man antwortete ihm mit Wuthgeschrei und zog die Säbel. Auch der muthvolle General Mokronowsky, Landbote von Krakau, stand in Gefahr, von den russischen Offizieren, die sich auf den Tribünen befanden, durchbort zu werden. Anfangs suchte er sein Leben zu ver-

theidigen; aber bald ſteckte er ſeinen Säbel in die Scheide, entblößte ſeine Bruſt und rief den Ruſſen zu: „Wollt Ihr ein Opfer, hier bin ich! Als freier Mann will ich ſterben, ſo wie ich gelebt habe!“

Vielleicht hätten die Wüthenden ihn wirklich umgebracht, wenn nicht der Fürſt Adam Czartoriſky ſich edelmüthig vor ihn hingeſtellt und ihn mit ſeinem Körper bedeckt hätte.

Ein Ruſſe, welcher die Abneigung der Polen gegen Poniatowsky kannte, wagte in Katharina's Gegenwart die Aeuſſerung: daß ihr Schützling nicht beſtimmt zu ſeyn ſchiene, den Thron von Polen zu beſteigen, da ſein Vater nur Aufſeher eines kleinen Gutes der Fürſten Lubomirsky geweſen ſey. „Und wenn er dies ſelbſt geweſen wäre,“ verſetzte Katharina unwillig, „ſo will ich, daß er König ſeyn ſoll, und er wird es werden.“

Sie hatte nicht Urſache, an der Erreichung ihrer Abſichten zu zweifeln, denn auſſer der bedeutenden Truppenzahl, die ſie in Polen hatte, ließ ſie noch eine Abtheilung von zwölftauſend Mann in Lithauen und beträchtliche Verſtärkungen in Kiow einrücken. Ihr Geſandter herrſchte faſt unumſchränkt in Warſchau und wußte durch die, zu ſeiner Verfügung ſtehenden Soldaten und — Geldſummen ſeinen Worten Nachdruck zu geben.

Der Wahlreichstag ward endlich, nach polniſchem Her, kommen, in der Ebene von Wola, ungefähr drei Meilen von Warſchau, eröffnet, und zwar mit einer feierlichen Meſſe und einer Predigt. Der ruſſiſche Botſchafter Kaiſerling, welcher krank war und auch an demſelben Tage ſtarb, konnte der Wahl nicht beiwohnen, ſondern ſandte der Reichsverſammlung einen Brief, worin er ihr die Tugenden des Grafen Poniatowsky und die edelmüthigen Geſinnungen ſeiner Gebieterin mit den glänzendſten Farben ſchilderte.

Poniatowsky, der kein anderes Verdienſt hatte, als der Ex-Liebling der ruſſiſchen Selbſtherrſcherin zu ſeyn, ſuchte nun durch Schmeicheleien und Verſprechungen die Wojewoden und

Landboten für sich zu gewinnen und ward am 6. September 1764 einstimmig von den versammelten Senatoren gewählt, und am folgenden Tage unter dem Namen Stanislaus August als König ausgerufen.

Mit Unwillen sahen alle vaterländischdenkenden Polen, wie wenig Ernst es der Kaiserin Katharina mit dem, so oft durch ihre Gesandten gegebenen, Versprechen war, die Selbstständigkeit Polens zu sichern; denn wie konnte noch von Selbstständigkeit der Nation die Rede seyn, da die Nachbaren ihr das erste und wichtigste aller Völkerrechte, das Recht, ihr Oberhaupt nach eigenem Gefallen zu wählen und ihre Verfassung nach ihren Bedürfnissen zu bessern und einzurichten, auf jede Weise beschränkten und streitig machten? Schon längst vor der ersten Theilung gab es kein freies, selbstständiges Polen mehr, es bestand bloß der äussern Form nach; bereits unter August II. ward die Selbstständigkeit Polens durch die Auflösung und Verringerung der Kronarmee vernichtet, denn hiedurch verlor es alle Kraft, sich gegen äussere und innere Feinde zu schützen, und gerieth in jene Abhängigkeit von Rußland, aus welcher es sich nicht wieder losreißen konnte.

Stanislaus August wußte sich weder Achtung bei seiner Nation, noch bei den Fremden zu erwerben. Die Mittel, wodurch er auf den Thron gelangt war, machten ihn bei den Polen verhaßt und bei den Russen selbst, die ihn als ihr Geschöpf und seine Königswürde als das Werk ihres mächtigen Einflusses betrachteten, verächtlich. Der russische Gesandte, Fürst Repnin, behandelte ihn mit einer empörenden Geringschätzung, wodurch ihm der schwache Funke von Muth, den er zu Anfange seiner Regierung gezeigt hatte, völlig geraubt wurde. Statt die Parthei der Nation zu ergreifen, die ihn, wenn gleich mit Widerwillen, auf den Thron erhoben hatte, würdigte er sich zum feigen Sclaven des russischen Botschafters herab, und reizte dadurch den Unwillen der Polen immer mehr gegen sich auf. Repnin's Gewaltthätigkeiten überschritten jedes Maaß, aber dennoch fehlte es dem Könige an

allem Muth, ihm auf irgend eine Weise Einhalt zu thun; ja, er war sogar schlecht und schwach genug, die guten Rathschläge, die seine treuesten Freunde und Diener ihm ertheilten, dem russischen Gesandten selbst zu hinterbringen und hiedurch alle Gemüther von sich abzuwenden *).

Gewiß hätte Katharina II. ihre den Polen verderblichen Entwürfe durch Niemanden besser ausführen können, als gerade durch Stanislaus Poniatowsky. Unter keinem der beiden vorhergehenden Regenten hatte die unglückliche Nation in einem solchen Zustande von Verwirrung geschmachtet, als unter der seinigen, und wirklich schien es, daß er vorsätzlich das Reich immer tiefer ins Verderben zu stürzen suchte. Die russischen Gesandten und Generale erlaubten sich die ärgsten Bedrückungen, wodurch Hohe und Niedere zur Verzweiflung gebracht wurden. Senatoren, Bischöfe und vornehme Edelleute wurden oft ohne allen Grund, auf russischen Befehl, verhaftet, des Ihrigen beraubt und nach Kamtschatka und Sibirien geschickt; dazu dauerten die Streitigkeiten zwischen Dissidenten und Katholiken und andern politischen Partheien im Innern fort, und Stanislaus hatte weder Willen, noch Fähigkeit, noch Macht genug, um den vielen Uebeln abzuhelfen. Die Konföderation, welche sich zu Bar in Podolien gebildet hatte und von Frankreich unterstützt wurde, erklärte endlich im Frühling 1770 öffentlich, daß Stanislaus August des Thrones entsetzt seyn sollte, und dies hauptsächlich war es, was den Vorwand zu der nachmaligen Theilung Polens gab. Katharina hatte das Joch, welches sie der unglücklichen Nation aufgebürdet hatte, auf das Aeußerste erschwert. Besonders wurden die Konföderirten von Bar mit der größten Erbitterung verfolgt und des Ihrigen beraubt; die erhabene russische Mo-

*) Repnin hatte durch seinen Uebermuth alle ehrliebenden Polen, selbst jene, die zur russischen Partei gehörten, so sehr gegen sich empört, daß Katharina ihn zurückberufen und durch den Fürsten Wolkonski ersetzen mußte.

narchin selbst verschmähte es nicht, ihren Antheil von der Beute zu nehmen. So wurde unter Andern die berühmte Bibliothek des Fürsten Radziwill, welche in Hinsicht der lithauischen Geschichte von hoher Wichtigkeit war, von den Russen nach Petersburg gebracht, von wo sie schwerlich jemals zu den Erben ihres rechtmäßigen Besitzers zurückkehren wird. Während dieser Räubereien erschienen zu Warschau russische Proklamationen, in denen von nichts weiter die Rede war, als von der Billigkeit, der Wohlthätigkeit und der Gerechtigkeitsliebe der großen Kaiserin Katharina und von ihrem innigen Verlangen, Ruhe und Ordnung in Polen wieder herzustellen; denn diese gesellschaftliche Ordnung und Ruhe, von welcher auch Alexander auf allen Kongressen zu erzählen wußte, gehört zum alten russischen Styl.

Die Polen, welche durch die Tyrannei der Russen auf das Aeusserste gebracht wurden, boten alle Kräfte auf, um sich derselben zu entziehen. Sie glaubten, der König sey im Einverständnisse mit der Kaiserin, und dürsteten nach Rache. Es wurde bekanntlich sogar ein kühner Versuch gemacht, Stanislaus aus Warschau zu entführen; allein das Vorhaben mißglückte, und mehrere der Theilnehmer mußten für ihre That auf dem Blutgerüst büßen.

Dieser Vorfall gab übrigens den Russen einen neuen Vorwand zur Verfolgung der Konföderirten von Bar, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie die Selbstständigkeit ihres Vaterlandes gegen fremde Uebermacht und Willkühr zu vertheidigen suchten! So wenig wußte Katharina den sittlichen Werth der Handlungen zu würdigen, daß sie das, was alle Nationen als eine der schönsten menschlichen Tugenden hochachten, als ein todeswürdiges Verbrechen bestrafen ließ.

Jetzt hatte Katharina den Zeitpunkt erreicht, wo sie die Früchte der innern Zwiste und Wirren erndten konnte, die sie seit ihrer Thronbesteigung in Polen ausgesäet und durch die elende Regierung ihres Günstlings zur Reife gebracht hatte. Mit Friederich II. war sie bereits über die Theilung ein-

verſtanden, und er hatte ſogar die Sorge übernommen, die Zuſtimmung des Wiener Hofes gleichfalls zu bewirken. Von Seiten der übrigen Mächte Europa's erwartete man wenig Hinderniſſe. Schweden und Dänemark ſahen vielleicht mit Unwillen die Vergrößerung Rußlands und Preußens, die auch ihnen gefährlich zu werden drohete; allein ſie waren beide zu ſchwach, ſich der Zerſtückelung Polens zu widerſetzen. Frankreich hatte an dem Herzog von Aiguillon einen Miniſter des Aeuſſern, der ſich zwar gut auf Hofintriguen und neue Moden, aber deſto ſchlechter auf die Beurtheilung politiſcher Angelegenheiten verſtand. Von England war kein Widerſpruch zu erwarten, da es wegen ſeines Handels weder mit Rußland, noch mit Preußen zu brechen wünſchte. Auf den Beiſtand der Türken, die kaum ihr eigenes großes Reich gegen die Angriffe Rußlands und Oeſterreichs zu vertheidigen im Stande waren, konnte Polen gleichfalls nicht rechnen; und ſich ſelbſt zu helfen, war bei dem Zuſtande innerer Zerrüttung und Uneinigkeit den Polen völlig unmöglich, da ſie nicht nur von bedeutenden feindlichen Heeren an ihren Gränzen, ſondern auch in ihrem Innern bedrohet wurden.

Friederich II. war, wenn er ſeine eigenen Staaten nicht der Gefahr ausſetzen wollte, von dem ungeheuern ruſſiſchen Koloß über kurz oder lang verſchlungen zu werden, beinahe gezwungen, in die Theilung zu willigen, denn er ſah ſehr gut voraus, daß Katharina im Fall des Widerſpruchs von ſeiner Seite, ſich der ganzen Beute bemächtigen würde. Es gibt Fälle in der Politik, wo es ſchwerer hält, die Moral des gewöhnlichen Lebens in Anwendung zu bringen, und das war für Friederich auch hier der Fall. Alles Unmoraliſche der erſten polniſchen Theilung fällt hauptſächlich Rußland zur Laſt.

Joſeph II. hatte Anfangs zwar der Konföderation von Bar Hülfe gegen Rußland verſprochen; ja, er hatte ſogar mit den Türken ſich gegen Rußland verbinden wollen; allein die glänzende Ausſicht, die ſich ihm zur Vergrößerung ſeiner Staaten darbot, ließ den jungen, leidenſchaftlichen Kaiſer, der,

wie fast alle Fürsten, seine Herrschaft auszudehnen wünschte, schnell seine Verheissungen vergessen, und mit Vergnügen gab er dem ihm (schon im Jahr 1769 zu Neißen in Schlesien) von Friedrich vorgeschlagenen Theilungsplan seine Zustimmung. Bei einer zweiten Zusammenkunft der beiden Monarchen (zu Neustadt in Oesterreich 1770) ward die Theilung Polens förmlich beschlossen. Sehr sorgsam verschleierten sie übrigens beiderseits ihre wahren Absichten.

Friedrich hatte bereits 1769 seine Truppen in polnisch Preußen einrücken lassen, unter dem Vorwande, einen Gesundheitskordon wegen der, an den Gränzen herrschenden Pest zu ziehen, und Joseph gab sich in so hohem Grade das Ansehen, als wollte er den Konföderirten die ihnen verheißene Hülfe senden, daß diese bis zu dem letzten Augenblick, wo man die Masken fallen ließ, in dem Wahn standen, in den österreichischen Soldaten, die sie sahen, lauter Bundesgenossen zu erblicken. Die fremden Heere überströmten sich mit Blitzesschnelle durch das ganze polnische Reich und nun waren die unglücklichen Konföderirten genöthigt, sich zu zerstreuen. Die Meisten kehrten in ihre Heimath zurück; Viele aber flüchteten in andere Länder, um dort ein Glück zu suchen, welches ihnen ihr zerrissenes und unterjochtes Vaterland nicht mehr gewähren konnte. Manche von ihnen wurden von den Russen auf das Schrecklichste gemißhandelt. Der russische General Drewitz hieb neun edlen Polen, die er selbst zu dieser abscheulichen Strafe verurtheilt hatte, die Handgelenke ab und schickte sie so verstümmelt nach Warschau. Er selbst war ihr Ankläger, ihr Richter, ihr Henker gewesen. Gräuelthaten dieser und anderer Art gab es eine Menge. Der Arme mußte eben so gut wie der Reiche, der Vornehme so gut wie der Geringe bluten. Weder Unschuld, noch Alter wurde geschont, und da das Andenken an diese Abscheulichkeiten noch so neu ist; da noch Greise und Männrr genug leben, die ihren Enkeln und Kindern von den Gräueln der Moskowiter erzählen, so ist es

kein Wunder, daß der Nationalhaß bei den geringern Ständen sich eben so fortpflanzt, wie bei den vornehmern.

Alle Augen waren auf Polen gerichtet. Niemand konnte begreifen, wie drei der größten Mächte mitten im Frieden ein Land überfallen konnten, dessen Unverletzbarkeit sie selbst noch durch ganz neue Verträge auf das Feierlichste gewährleistet hatten. Endlich ward dem, am 5. August 1772 geschlossenen Tractat von Petersburg dem Könige und dem Senat von Polen durch den Gesandten des Kaisers mitgetheilt, und zugleich überreichten ihnen die Gesandten von Rußland und Preußen noch Erklärungen, worin sie den Vertrag von Petersburg zu rechtfertigen suchten. Die Deklaration des russischen Ministers v. Stackelberg ist zu merkwürdig und enthüllt den arglistigsten Geist, von welchem Katharina's Kabinet beseelt wurde, zu deutlich, als daß wir nicht einige Stellen hier ausheben sollten:

„Die an Polen gränzenden Mächte wurden so oft in die Unruhen Polens, welche die vielen Zwischenregierungen in diesem Königreiche herbeiführten, verwickelt, daß die Erinnerung an die Vergangenheit sie nöthigen mußte, damals als durch den Tod des Königs August III. der Thron erledigt wurde, sich ernstlich über die Angelegenheiten des gedachten Staats zu berathen."

„Um den unseligen Wirkungen der Zwistigkeiten vorzubeugen, welche bei Gelegenheit der letzten Thronerledigung sich hätten ereignen können, suchte der Petersburger Hof eine Vereinigung der Gemüther zu Gunsten desjenigen Thronbewerbers zu Stande zu bringen, der des Throns am Würdigsten und für seine Mitbürger und Nachbarn am angemessensten war. Zugleich hat der Petersburger Hof auch mehrere Fehler in der Staatsverfassung verbessern lassen, und der Hof von Berlin hat die Bemühungen seiner Verbündeten unterstützt. Da der Wiener Hof seiner Seits gleichfalls zu dem Gelingen so löblicher Absichten beizutragen wünscht, aber nicht die Verwickelungen vermehren will, die durch eine vergrößerte Anzahl derer entspringen könnte, welche sich mit den innern Angelegen-

heiten Polens beschäftigen, so hat er für gut erachtet, nicht allein in dieser Hinsicht, sondern auch in Betreff des Krieges neutral zu bleiben, der zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte ausgebrochen ist."

„Durch alle diese Maßregeln hat man das Vergnügen gehabt, die freie und legale Wahl des jetzt regierenden Königs Stanislaus August und die Begründung mehrerer nützlichen Einrichtungen zu bewirken *). Alle Verhältnisse schienen Polen und seinen Nachbarn eine dauerhafte Ruhe für die Zukunft anzukündigen. Aber als man gerade von diesem Stande der Dinge Alles hoffen durfte, ergriff leider, der Geist des Unfriedens einen Theil der Nation, und vernichtete jede gute Erwartung. Die Bürger bewaffneten sich gegen einander. Aufrührer bemächtigten sich des öffentlichen Ansehens, und mißbrauchten dasselbe mit Verhöhnung der Gesetze, der guten Ordnung und der öffentlichen Sicherheit. Gerechtigkeit, Polizei, Handel, ja sogar der Landbau, Alles ward zerstört, die natürlichen Bande der benachbarten Nationen wurden zerrissen, und die an Polen gränzenden Mächte müssen jetzt die traurigen Folgen dieser heillosen Unordnungen fühlen. Sie sehen sich hiedurch schon seit langer Zeit zu den kostbarsten Vorsichtsmaßregeln gezwungen, um die Ruhe innerhalb ihren eigenen Gränzen zu sichern. Nichts ist folglich nöthiger, als ein schnelles Heilmittel gegen diese Menge von Uebeln, wovon die benachbarten Staaten die furchtbarsten Gegenstöße erdulden müssen. So viele Gründe von höchster Wichtigkeit erheischen, daß Ihr Majestäten, der König von Preußen, die Kaiserin Königin von Ungarn und Böhmen, und die Kaiserin

*) Wie war es möglich, daß der russische Gesandte zu den Polen von einer freien und legalen Wahl des Königs Stanislaus sprechen konnte, da ja die ganze Welt wußte, daß die Stimmen durch russische Bajonnette und Säbel erzwungen wurden? Aber Katharina's Minister trieben die Frechheit, womit sie die ärgsten Lügen für Wahrheiten ausgaben, aufs Aeußerste, denn sie verließen sich nur allzusehr darauf, daß Niemand es wagen würde, ihnen zu widersprechen.

aller Reussen, in dem so kritischen Verhältnisse ohne Zeitverlust entscheidende Maßregeln ergreifen. Diese Mächte haben daher beschlossen, ungesäumt, gemeinschaftlich und im Einverständnisse dahin zu arbeiten, um in Polen die Ruhe und gute Ordnung zurückzuführen und die alte Staatsverfassung nebst den Freiheiten der Nation auf eine dauerhafte Grundlage herzustellen."

„Aber da sie (die Mächte) beträchtliche Ansprüche auf mehrere Besitzungen der Republik haben, so können sie nicht dieselben dem Gange der Ereignisse überlassen, sondern sie haben mit einander beschlossen, zugleich ihre alten Rechte und ihre legitimen Ansprüche geltend zu machen, welche Jede von ihnen bereit ist, zu gehöriger Zeit und am gehörigen Orte zu rechtfertigen."

„Dem zufolgewerden Ihre Majestäten, der König von Preußen, die Kaiserin Königin von Ungarn und Böhmen und die Kaiserin von Rußland, die sich wechselseitig ihre Rechte und Ansprüche mitgetheilt haben und sich gemeinschaftlich darüber berechnen werden, ein angemessenes Aequivalent nehmen und sich in wirklichen Besitz derjenigen Theile von Polen setzen, die am meisten geeignet sind, künftig eine natürlichere und sichere Gränze zwischen ihnen zu bilden. Jede der drei Mächte behält sich vor, in der Folge eine Urkunde auszustellen, wodurch Ihre Majestäten auf alle weiteren Rechte, Forderungen, Schaden- und Zinsenrechnungen, die sie noch weiter in Hinsicht der Besitzungen und Unterthanen der Republik machen könnten, entsagen werden.

Warschau den 2. September 1772.

Unterz. Stackelberg."

Schwerlich können Hohn, Unverschämtheit und Ungerechtigkeit weiter getrieben werden, als in dieser diplomatischen Note! Wann und womit haben die theilenden Mächte nachher ihre angeblichen Ansprüche auf die von ihnen in Besitz genommenen Theile des polnischen Gebiets gerechtfertigt? Und wie haben sie ihre Zusicherung erfüllt, nach der Theilung von

1772 keine weitere Ansprüche machen zu wollen? Wahrlich, durch die Theilung Polens wurden alle, bis dahin gültig gewesene Grundsätze des Völkerrechts auf das Tiefste erschüttert und für nichtig erklärt! Die Sicherheit jedes mindermächtigen Staats und mit ihr die Sicherheit des Glückes vieler Millionen Familien ist in beständiger Gefahr, wenn der Grundsatz als Norm angenommen wird, daß es recht sey, mitten im Frieden den mindermächtigen Staat unerwartet zu überfallen und sein Land zu theilen.

Einen Staat, mitten im Frieden, aus der Reihe selbstständiger Staaten zu streichen, ist ein politischer Todschlag, der gewiß über kurz oder lang an dem gerächt wird, der ihn vollführt hat.

Das Jammergeschrei der Polen über die Zerstückelung ihres Vaterlandes blieb übrigens eben so fruchtlos, als die Vorstellungen, die von einigen Mächten gegen diese Maßregel gemacht wurden. Die drei spoliirenden Höfe verlangten aber dagegen einen Reichstag, der ihnen die Provinzen sogleich feierlich abtreten sollte.

Darum ward eiligst ein Reichstag zusammenberufen, der sich am 19. April 1773 versammelte. Die Gesandten nahmen Anfangs zu den gewöhnlichen Mitteln, zu Verheißungen und Geschenken ihre Zuflucht, um die Abgeordneten des Reichstages für ihre Zwecke zu gewinnen; allein die Mehrzahl weigerte sich standhaft in die Abtretung der verlangten Provinzen zu willigen. Endlich wurden die Gesandten hitzig; sie drobeten mit dem Zorn ihrer Monarchen, und versicherten, daß sie die sämmtlichen Senatoren und Mitglieder, die bei ihrer Weigerung beharrten, verhaften und den König absetzen würden. Außerdem ließen sie das Gerücht verbreiten, daß wenn der Reichstag nicht einwilligen wollte, sie die Stadt der Plünderung der Kriegsheere Preis geben würden! Durch diese und andere eben so nichtswürdige und schlechte Mittel gelangten sie endlich zum Ziel, und der

Reichstag ertheilte Zuſtimmung zur Zerſtückelung ſeines Vaterlandes.

Der König hatte ſich zwar vor und während des Reichstages immer ſehr laut gegen die Theiluug geäußert, allein viele Polen, die ſeine Ergebenheit gegen Rußland kannten, behaupteten eben ſo laut, daß er heimlich mit den Geſandten einverſtanden ſey. Als über den Beitritt zu dem zwiſchen Rußland, Preußen und Oeſterreich geſchloſſenen Theilungsvertrag abgeſtimmt worden war, begaben ſich mehrere der vornehmſten Mitglieder des Reichstages zu ihm, und machten ihm bittere Vorwürfe, daß er das Vaterland in's Verderben geſtürzt habe. Anfangs antwortete er ihnen mit Ruhe und Sanftmuth, als er aber ſah, daß ſie immer heftiger und ſtürmiſcher wurden, da ſtand er auf, warf ſeinen Hut zur Erde, und ſagte ihnen mit ſtolzem Ton: „Meine Herren, ich bin es überdrüſſig, Sie länger anzuhören. Die Theilung unſers unglücklichen Vaterlandes iſt eine Folge Ihres Ehrgeizes, Ihrer Zwiſte, Ihrer ewigen Streitigkeiten. Sich allein müſſen Sie die Schuld unſers Unglücks zuſchreiben. Was mich betrifft, ſo würde ich, wenn mir auch nur ſo viel Land übrig bliebe, als dieſer Hut bedecken kann, doch noch ihr rechtmäßiger, aber unglücklicher König ſeyn.“

Der Reichstag hatte gleich Anfangs beſchloſſen, ſeine Sitzungen auf wenige Tage zu beſchränken, und er trennte ſich ſchon wieder im Mai, nachdem er Kommiſſarien ernannt hatte, die mit den Geſandten über die Gegenſtände und die Bedingungen der Theilung verhandeln ſollten, wobei natürlich die Herren Geſandten die entſcheidende oder vielmehr die gebietende Stimme führten. Polen trat bei der erſten Theilung 3925 geviert Meilen, und fünf Millionen Menſchen ab; davon bekam Rußland: die Wojewodſchaften Mscislaw und Witepsk, nebſt den Landſchaften am Dnieprſtrom mit 1,500,000 Menſchen; Oeſterreich: das ganze liebe Weichſelufer von den Salzwerken an bis zu dem Einfluß des Wiroz mit der Wojewodſchaft Belz, Rothrußland und dem

größten Theil von Volhynien mit 2,500,600 Menschen; Preußen: die Wojewodschaft Marienburg, Pommerellen, Kulm und Ermeland mit 860,000 Menschen. Friederich bekam also den kleinsten Theil, er ward aber durch den Handel, durch die Nähe der Weichsel, und durch die Nachbarschaft der Stadt Danzig entschädigt, die er schon damals entschlossen war, in Besitz zu nehmen. Nach Abzug dieser Provinzen behielt Polen noch 8 bis 9 Millionen Menschen und 19,000 geviert Meilen Flächenraum. Der König von Polen freute sich, seine Krone gerettet zu haben, und ihm ward für seine Person eine jährliche Civilliste von 1,266,000 Thalern bestimmt, und die Kronarmee ward auf 16,000 Mann herabgesetzt, um bei einer zweiten Theilung keinen Widerstand leisten zu können.

Die drei Mächte suchten Polen auf das Aeußerste zu schwächen, und vielleicht mochte hierzu auch die Besorgniß beitragen, daß die Polen sich ermannen, und ihnen das geraubte Gut wieder entreissen könnten; ein Gedanke, der bei der Art des Erwerbes sehr natürlich war. Um ihren erwähnten Zweck zu erreichen, suchten sie die ohnehin schlechte Verfassung unter dem Vorwande, sie zu verbessern, nach Möglichkeit zu verschlechtern, und daher mußte der Reichstag seinen Kommissären Vollmachten ertheilen, um in Gemeinschaft mit den drei Gesandten an der Reform der Verfassung zu arbeiten.

Nach vielen Konferenzen war endlich der wichtige Plan zur Verbesserung der Verfassung entworfen, und nun ward wieder ein Reichstag zusammen berufen, dem das Meisterstück zur Genehmigung vorgelegt werden sollte; allein diese Reichsversammlung war weit stürmischer, als jene, welche vor Kurzem so schöne Provinzen abgetreten hatte. Herr von Stackelberg, der russische Gesandte, ließ durch seinen Sekretär den Entwurf zu einer neuen Verfassung vorlesen, der zwar zuletzt angenommen, aber im ersten Augenblick gänzlich verworfen wurde, weil die Polen durchaus keine gesetzgebende

und konstituirende Weisheit darin finden konnten! Gewiß war es die ärgste Schmach, welche die drei Höfe ihrem unwürdigen Raube hinzufügen konnten, daß sie, die so eben das Vaterland der Polen, mit denen sie im tiefsten Frieden lebten, auf das Schändlichste zerrissen hatten, nun sich noch das Recht anmaßten, ihnen eine andere Staatsverfassung zu geben. Wäre jener Verbesserungsentwurf auch der beßte, der heilsamste von der Welt gewesen, so hätte er mit Unwillen zurück gewiesen werden müssen; denn war es nicht eben so gut, als wenn drei Räuber, die vor wenigen Augenblicken einem Manne seine beßten Kostbarkeiten entrissen haben, sich bei ihm gewaltsamer Weise einquartiren, um ihm eine Anleitung zu geben, wie er sein Hauswesen einrichten soll? Dieß mußte auch der schwächste Verstand des geringsten Polen begreifen, und daher erregte schon die erste Theilung bei der gesammten Masse der Nation ein Gefühl der tiefsten Erbitterung. Der Verbesserungsplan, den der russische Gesandte dem Reichstage durch seinen Sekretär vorlesen ließ, war das erbärmlichste Machwerk, das offenbar den Zweck hatte, die Polen noch tiefer in's Elend zu führen. Es war ein Beweis, daß es bereits zu jenen Zeiten gieng, wie es häufig noch jetzt geht, daß gerade die Höfe, die sich am Eifrigsten mit dem Wohl der Völker beschäftigen, am wenigsten wissen, was ihnen Noth thut, und wenn sie es auch wissen, doch sehr weit entfernt sind, es ihnen zu gewähren.

Die Note, welche die Gesandten mit dem Entwurf zugleich der Kommission des Reichstages übergaben, war in einem höchst gebieterischen Tone abgefaßt, und es leuchtete klar daraus hervor, daß man der Reichsversammlung keine Sekunde Zeit gestatten wollte, um sich über den höchst wichtigen Gegenstand zu berathen, sondern daß die unbedingte und augenblickliche Annahme des Entwurfs gefordert ward.

„Die drei Mächte," so hieß es in der Note, „sind so sehr bei der Herstellung des Friedens in Polen interessirt, daß ihre Minister sich verpflichtet halten, während die Verträge

zur Unterzeichnung und Ratifikation ausgefertigt wurden, keinen Augenblick von der kostbaren Zeit verlieren zu dürfen, um die Ordnung und Ruhe in diesem Königreiche herzustellen. Wir wollen daher der Kommission einen Theil derjenigen Grundgesetze übergeben, in Hinsicht deren unsere Höfe eine ungesäumte und unverweigerliche Annahme fordern, und durchaus keinen Einwand und keine Verzögerung erlauben werden (no permettront pas)."

Jene Grundgesetze bestanden in Folgendem:

1) „Das Königreich Polen soll auf immer Wahlreich bleiben; jede Art von Erbfolge ist verboten, und wer irgend eine Verletzung dieses Gesetzes jemals versuchen wird, soll als Feind des Vaterlandes betrachtet, und dem gemäß verfolgt werden."

2) „Da die fremden Thronbewerber meistens Streitigkeiten und Unruhen verursachen, so sollen sie fürder ausgeschlossen seyn, und ein Gesetz erlassen werden, wornach in Zukunft nur ein Pole von Abstammung, und der ein geborner Edelmann ist, zum Könige von Polen und Großherzoge von Lithauen erwählt werden kann. Der Sohn oder Enkel eines Königs soll nicht unmittelbar nach dem Tode seines Vaters oder Großvaters und überhaupt nicht eher gewählt werden können, als nach dem Zwischenraum zweier Regierungen."

3) „Die polnische Regierung soll auf immer eine freie, unabhängige und republikanische Regierung seyn."

4) „Da die ächten Grundsätze einer solchen Regierung in einer genauern Beobachtung der Gesetze und des Gleichgewichts der drei Stände, nemlich des Königs, des Senats und des Adels bestehen, so soll ein immerwährender Rath (conseil permanent) errichtet, und demselben die ausübende Gewalt zugetheilt werden. In diesen immerwährenden Rath wird man solche Personen vom Adelstande aufnehmen, die bis jetzt in den Zwischenräumen der Reichstage von der öffentlichen Verwaltung ausgeschlossen waren. Dieser immerwährende Rath soll aus vierzig Mitgliedern bestehen, und in

vier Geschäftskreise (Departemente oder Sektionen) abgetheilt werden u. s. w."

Dieß waren also die Hauptgrundgesetze, an deren augenblicklicher Annahme den drei Mächten so sehr gelegen war, und wodurch weder der Zustand der Nation und des Staats im Ganzen, noch der einzelnen Klassen und Einwohner im Mindesten gebessert ward, denn alle Vorrechte des Adels, das nie pozwalam oder liberum veto, die Leibeigenschaft u. s. w. wurden beibehalten und bestätigt, und kein einziger Mißbrauch ward abgeschafft. Von den Dissidenten war übrigens zuletzt gar nicht mehr die Rede, da man unter dem philantropisch klingenden Vorwande des Schutzes ihrer Gewissens- und Religionsfreiheit Alles erlangt hatte, was man bis jetzt wünschen konnte. Einige Mächte, die sonst der Theilung Polens vielleicht widersprochen haben möchten, unterließen es, weil sie glaubten, daß das Schicksal ihrer Glaubensgenossen dadurch verbessert würde, und dies war auch der Grund, daß die öffentliche Stimme sich gleich Anfangs nicht so laut und nicht so mißbilligend gegen diesen nichtswürdigen Staatsstreich aussprach, denn man wußte und bedachte nicht, daß gerade Rußland schuld daran war, daß die Polen sich in dieser Hinsicht keine freisinnigere Einrichtungen geben konnten, und daß die Dissidenten unter jenem Druck schmachteten; denn dadurch, daß Rußland das liberum veto, wodurch ein einziger fanatischer Bischof, ein einziger bigotter Landbote, jede heilsame Anordnung, jede Abschaffung der bestehenden Unbilden rückgängig machen konnte, aufrecht erhielt, dadurch war es dem Reichstage unmöglich gemacht, durchgreifend etwas Gutes zu wirken; immer stellten sich die Einsichtsvollern und Aufgeklärtern, bei dem thätigsten Eifer, bei dem besten Willen, Aberglaube, Unverstand, bestechliche Geldgier, Eigensinn und andere Unwürdigkeiten, Leidenschaften und Thorheiten schlechter und verderbter Menschen in den Weg, so daß sie höchst selten ihr gutes Ziel erreichen konnten. Das hatte man Katharina zu verdanken, ihr, die als ein böser

Geist über Polens Schicksal waltete, und Alles vereitelte, was die Nation aus ihrem Elend und ihrer Unkraft hätte herausreissen können; ihr, die aus Herrschgier und Selbstsucht geflissentlich Alles that, um die Polen noch tiefer in's Verderben zu stürzen.

Man erkannte sehr gut, daß eine Wahlmonarchie die schlechteste Verfassung ist, welche ein Volk haben kann, denn die drei spolirenden Souveraine waren ja alle drei geborne Deutsche, und wußten aus den Ereignissen ihres eigenen Vaterlandes, aus dem jammervollen Zustande der Einwohner in den deutschen Erzbisthümern und Bisthümern und selbst aus den Schicksalen des Nachbarstaats Polen, zu welchem Grade von Schwäche und Ohnmacht die kraftvollsten Völker durch Wahlmonarchien hinabsinken können. Daher machten sie denn auch durch ein unverletzliches Reichsgrundgesetz Polen für immer zu einer Wahlmonarchie, um in jedem Augenblick, wann es ihnen gefiel, den letzten Rest des unglücklichen Landes, als gute Beute, unter sich zu theilen. Eben so klug hatten sie berechnet, daß ihnen diese Absicht vereitelt werden könnte, wenn sie den Polen das Recht zugestänben, einen Fremden zu ihrem Könige zu wählen, denn wie leicht konnte ihre Wahl nicht auf einen kraftvollen, kriegerischen Fürsten aus einem mächtigen, einflußreichen Hause fallen; und wie wahrscheinlich war es dann nicht, daß ein solcher König Alles aufbieten würde, sein Reich aus dem Stande der Erniedrigung zu erheben, den drei Spolianten nicht allein die geraubten Provinzen, sondern noch mehr, als das zu entreißen, und den Einen derselben wieder zum polnischen Vasallen zu machen, was seine Vorfahren ehemals gewesen waren? An der Möglichkeit eines solchen Ereignisses war bei einer, acht bis neun Millionen starken, tapfern Nation, die, in diesem Fall, auch auswärtige Hülfe bekommen konnte, auf keine Weise zu zweifeln! Deshalb wurden also die Polen für die Zukunft bloß auf die Wahl inländischer Könige beschränkt, zumal da vorauszusehen war, daß die letztern immer ihre gewesenen Mitbewerber zu lebenslänglichen Fein-

den haben würden, wodurch das Reich nothwendig geſchwächt werden müßte. Um übrigens die wahren Abſichten dieſer Beſtimmung zu verhüllen, wandte man heuchleriſch vor, daß die auswärtigen Thronbewerber Unruhen und Zwiſtigkeiten erregten; als ob dies nicht von einheimiſchen Thronbewerbern gleichfalls geſchehen könnte und wirklich in Polen oft genug geſchehen wäre! Hatte man nicht mehr als hundert Beiſpiele in der deutſchen Geſchichte, daß ein Domkapitel aus ſeiner Mitte zugleich zwei oder drei Biſthumbewerber hatte, die ſodann in dem kleinen Ländchen gegen einander um die Heerden, die ſie weiden und ſcheeren ſollten, blutige Kriege führten! Ja, ſelbſt Mönche haben nicht ſelten aus ihrer Mitte zugleich zwei oder gar drei Aebte gewählt, und, in Ermangelung anderer Waffen, mit Büchern, Kruzifixen und Märtyrerknochen einander Schlachten geliefert! Jede Wahlmonarchie, ſie möge geiſtlich oder weltlich, klein oder groß ſeyn, iſt der Gefahr ausgeſetzt, wegen der Wahlen der Oberhäupter die Bühne des Unfriedens und blutiger oder nichtblutiger höchſt verderblicher Zänkereien zu werden. Die meiſten Menſchen wollen lieber befehlen als gehorchen, denn obgleich nur wenige zum Regieren Fähigkeit haben, ſo iſt doch ſelten Einer, der große Neigung zum Gehorchen hätte.

Allein wir kehren zu dem, von den Geſandten vorgeſchlagenen Verbeſſerungen der polniſchen Verfaſſung zurück.

„Die polniſche Regierung (gouvernement) heißt es, ſoll auf immer eine freie, unabhängige und republikaniſche Regierung ſeyn. Die polniſche Regierung, die unter dem Joch und den gebieteriſchen Befehlen von drei Monarchien ſtand, welche beinahe die Hälfte von Polen auf eine räuberiſche Weiſe zerriſſen und unter ſich getheilt hatten, war weder frei, noch unabhängig, noch republikaniſch. Jene Diplomaten warfen hier alſo mit Worten herum, von deren eigentlichem Sinn ſie gar keinen Begriff hatten. Denn wie kann von Freiheit und Unabhängigkeit einer Regierung die Rede ſeyn, die ſich in ihrem eigenen Lande von aus-

wärtigen Botschaftern in gebietendem Tone muß vorschreiben lassen, was sie als Staatsgrundgesetz anerkennen und auf welche Weise sie regieren soll? Wie konnte man in einem Lande von Republikanismus sprechen, wo nur König, Adel, Geistlichkeit und die Abgeordneten einiger Städte an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil nahmen; wo aber die Hauptmasse des Volks aus Sklaven bestand und für Nichts geachtet ward?"

Die unter dem Namen des immerwährenden Raths (Conseil permanent) von Stackelberg aufgestellte Magistratur von 36 bis 40 Personen ward bloß zu dem Zwecke erfunden, um unter dem Schein der höchsten vollziehenden Gewalt dem russischen Gesandten zur Ausführung seiner Absichten, zum Handschuh über die Tiegerklaue zu dienen, mit welcher er auf Befehl seiner Gebieterin die arme Nation tyrannisch zerreißen mußte, denn dieser immerwährende Rath, der aus Anhängern Rußlands zusammengesetzt ward, stellte einen Reichstag im Kleinen dar, hatte die allgemeine Aufsicht über die Regierung, starken Einfluß bei Besetzung der Aemter, die Freiheit, die Gesetze nach seinem Gefallen auszulegen, und übte gewissermaßen zugleich die gesetzgebende und die richterliche Gewalt aus. Um sich auch die Oberherrschaft über die Kriegsmacht anzumaßen und die Kriegskommission aufzuheben, verwandelte der immerwährende Rath in seiner Stube, schon im ersten Jahre nach seiner Einsetzung (nämlich 1774) den Reichstag in eine Konföderation und entfernte alle Landboten, die nicht gut russisch gesinnt waren, und die Reichsstände und Gesetzgeber wurden von der königlichen Garde nicht eher in den Reichstagssaal gelassen, als bis sie unterschrieben hatten, was der immerwährende Rath von ihnen verlangte. Von nun an hatten die Reichsversammlungen beständig mit dem letztern zu kämpfen, und es war ihnen unmöglich, gegen eine Behörde Recht zu erlangen, die sich unter dem allmächtigen Schutze des russischen Gesandten und der, demselben zu Befehl stehenden Bajonette befand, und von allen ihren Hand-

lungen nur zum Scheine Rechenschaft ablegte. So zankten zwei feindselige Mächte in Polen mit einander um die Herrschaft, der immerwährende Rath, der Rußlands Werk und Werkzeug war, und die Reichsversammlungen, die auf der Behauptung ihrer Rechte beſtanden. Der Rath maßte ſich die Befugniß an, die Geſetze auszulegen, und die Reichstage verwarfen ſeine Auslegungen; jener ſuchte alle Zweige der Gewalt der Reichstage an ſich zu ziehen, und dieſe wollten ihm keinen derſelben zugeſtehen, fortwährend waren beide im Kampf, und das Reich verſank dadurch von Jahr zu Jahr tiefer in Elend und Anarchie. Jedermann betrachtete den immerwährenden Rath als eine gehäſſige, von fremder deſpotiſcher Willkühr aufgedrungene Einrichtung; Jedermann wünſchte, daß dieſe verderbliche und verabſcheuenswerthe Behörde, die durchaus dem ruſſiſchen Intereſſe ergeben war, vernichtet werden möchte; aber dieſem allgemeinen Wunſche widerſprach die argliſtige Garantie Rußlands und der beiden andern ſpoliirenden Mächte vom Jahre 1773, wornach das Daſeyn des immerwährenden Raths als Reichsgrundgeſetz gelten und kein Reichsgrundgeſetz anders als bei völliger Uebereinſtimmung des ganzen Reichstages geändert oder aufgehoben werden ſollte. Unter ſolchen Umſtänden mußte es natürlich ſehr ſchwer werden, jene höchſtſchädliche Magiſtratur zu vernichten oder wenigſtens ihrem nachtheiligen Streben Schranken zu ſetzen.

Die von dem ruſſiſchen Geſandten vorgeſchlagenen, angeblichen Verbeſſerungen der Reichsverfaſſung zweckten bloß darauf ab, den Zuſtand Polens noch mehr zu verſchlimmern, die innern Zwiſte und Wirren zu verewigen, durch die höchſt partheiiſche Bevorrechtigung der hohen Geiſtlichkeit und des Adels die übrigen Stände zu erbittern, und den Bauernſtand gänzlich in Stumpfſinn und Rohheit verſinken zu laſſen, denn hatte man ihn nur völlig entmenſcht, ſo durfte man vor ſeinen nervigten, ſtarken Armen nicht zittern.

Katharina II. befolgte, bei ihren Feinden und bei denen, die ſie unterjochen wollte, immer den Grundſatz: Divide

et imperabis! Und über ihre Unterthanen suchte sie durch Verordnung und durch Verfinsterung, durch Heuchelei, Aberglauben und Schrecken zu herrschen.

Einer der größten Fürsten und Menschenkenner, Friedrich II., der Katharina's Charakter sehr genau kannte, schrieb nach Peters III. Ermordung an den Grafen v. Finkenstein: „Der Kaiser von Rußland ist von seiner Gemahlin „entthront worden. Man durfte es erwarten. Diese Fürstin „besitzt viel Geist und die Leidenschaften der verstorbenen Kai„serin Elisabeth. Sie hat keine Religion, aber sie spielt „die Betschwester; es ist der zweite Band von Zeno, dem „griechischen Kaiser, von seiner Gemahlin Adriana und von „Maria von Medicis. — Der arme Kaiser! Er wollte Pe„ter den Ersten nachahmen, und hatte nicht das Genie dazu *)!"

Katharina war ein Weib ohne Weiblichkeit, eine Christin ohne Christenthum, eine Fürstin ohne Menschenliebe. Sie war grausam, rachgierig, blutdürstig und unversöhnlich. Die liberalen Ansichten, die sie gegen Voltaire, d'Alembert, Diderot und Andere äußerte, waren eben so wohl Heucheleien, wie die Gebete, die sie bei ihren Popen plärrte **).

---

*) L'Empereur de Russie a été détroné par son épouse. On s'y attendait! Cette princesse a beaucoup d'esprit et les mêmes inclinations que la defunte. Elle n'a aucune religion, mais elle contrefait la dévote. C'est le second tome de Zenon, empereur grec, de son épouse Adriana et de Marie de Medicis. — Le pauvre Empereur a voulu imiter Pierre I., mais il n'en avait pas le génie.

**) Man macht sich häufig sehr hohe Begriffe von der Liberalität in Hinsicht der Preßfreiheit, welche zu Katharina's Zeiten in Rußland geherrscht haben soll; allein darin irrt man sehr! Die politische Preßfreiheit war äusserst beschränkt, denn die große Katharina fühlte recht gut, daß sie Manches that, und gethan hatte, was nicht alle Reussen, geschweige denn alle Menschen wissen müßten. Sie selbst und die Fürstin Daschkoff, die durch ihre Mitwirkung zur Absetzung Peters III. und zur Thronbesteigung Katharina's berühmter geworden ist, als durch ihre oft gepriesene Gelehrsamkeit, besorgten während der französischen Revolutionszeit beide persönlich die Censur der politischen Blät-

Wegen ihrer freien Aeusserungen wollte sie von den Schriftstellern und Philosophen als aufgeklärt bei der Welt und bei der Nachwelt gerühmt seyn; wegen ihrer Gebete aber sollten die Pfaffen sie als eine fromme Christin bei Gott oder richtiger bei dem abergläubischen Pöbel loben.

Ich sagte vorhin, Katharina II. sey grausam, rachgierig, blutdürstig und unversöhnlich gewesen. Dies hat Niemand mehr empfinden müssen, als die unglücklichen Polen, von deren Blute sie so viele Ströme hat vergießen lassen; daher ist es auch sehr natürlich, daß die Polen Katharina's Enkel, der ihnen bereits durch seinen Feldhauptmann Diebitsch mit ähnlichen Aderlassen gedroht hat, nicht zum Könige haben wollen, und gewiß den verzweiflungsvollsten Kampf kämpfen werden, um nicht wieder unter sein eisernes Joch zu gerathen *).

Man muß freilich zugeben, daß die andern Mächte hinsichtlich der Zerstückelung Polens um nichts gerechter handelten, als Rußland; allein sie, ihre Gesandten und Feldherrn verfuhren nicht mit jener empörenden Härte und Grausamkeit, nicht mit jenem tiefverletzenden, boshaften und schadenfrohen

---

ter, die in Petersburg herauskamen, und diese mußten wiederum, hinsichtlich ihres politischen Inhalts, den Herausgebern und Druckern, der in den Provinzialstädten erscheinenden Zeitungen als Norm und Quelle dienen.

Daß Katharina übrigens bei weitem nicht so strenge, in Hinsicht der Presse war, als ihr Sohn Paul und ihre drei Enkel, ist ganz natürlich. Als kluge Frau konnte sie beurtheilen, was ihr bei ihren Unterthanen nachtheilig seyn konnte. Dies vermögen aber nicht alle Fürsten, und daher würden auch Manche sehr gerne, wenn es möglich wäre, in ihren Ländern alle gedruckte Sachen verbieten, und wohl sogar jeden Reisenden und Fremden trepaniren lassen, um sich zu überzeugen, daß er keine demagogische Umtriebe und keine revolutionäre Ideen im Kopfe habe.

*) Katharina II. ist längst todt und gehört der Geschichte an. Man darf also ihre Handlungen nicht allein frei erzählen, sondern auch frei beurtheilen! Man hat sie während ihres Lebens oft mit Unrecht gelobt, warum sollte sie nun nicht mit Recht getadelt werden? Sie hat ihr Gutes empfangen in ihrem Leben; wer im Grabe liegt, darf keine Schmeicheleien mehr erwarten, und die mit ihr verwandt waren, können wegen dessen, was sie begangen hat, nicht verantwortlich seyn.

Hohn und Spott; ja selbst ihre Soldaten betrugen sich weniger roh und mit mehr Menschlichkeit, als dies auf russischer Seite der Fall war. Preußischer und österreichischer Seits suchte man, besonders Anfangs, die Ungerechtigkeiten noch mit möglichster Schonung zu verüben; aber die Russen, wollten nicht allein rauben und an sich reißen, sie wollten auch wehe thun und verwunden, um sich an den stummen Thränen und den Schmerzen einer unglücklichen Nation zu weiden!

Einen der härtesten Schläge suchte man den Polen durch die Herabsetzung ihrer Kronarmee auf sechszehntausend Mann zu versetzen. Mann wollte ihnen hiedurch nicht blos die active, mit den Kriegsheeren der benachbarten Staaten und mit der Beschaffenheit und Volksmenge des Landes in Verhältniß stehende Heeresmacht entreissen, sondern ihnen sogar alle Möglichkeit entziehen, ein angemessenes Kriegsheer im eigenen Lande auszubilden! Es ward Alles aufgeboten, sie in den Zustand der äussersten Schwäche und Unkraft zu versetzen, um sie deste willkührlicher und despotischer mißhandeln und zerreißen zu können. Was sollte Polen, diesem großen, weitläuftigen Lande, ohne bedeutende Festungen, eine Kronarmee von 16,000 Mann nützen? Zum Schutz gegen äussere Angriffe so mächtiger Nachbarn, wie Rußland, Preußen, Oesterreich und die Türkei, war sie viel zu klein; als Gensdarmerie gegen Diebe, Landstreicher und Bettler war sie zu groß, und folglich ganz zwecklos. Sie diente und konnte unter den damaligen Umständen zu nichts weiter dienen, als den allgemeinen Druck zu vermehren, ohne der Nation im Mindesten zu nützen.

Das jährliche Einkommen von 1,266,000 Thaler, welches für Stanislaus August ausgesetzt wurde, war für einen unvertheriatheten Wahlkönig, der keine sehr glänzende Verdienste um sein Vaterland hatte, in der That ungeheuer. Vielleicht sollten aber hiemit die Verdienste belohnt werden, die Stanislaus sich als König von Polen um Rußlands Interesse erworben hatte; oder Katharina wollte auch hiemit ihm die noch unvergoltenen Liebesdienste bezahlen, die Ponia-

towsky ihr als Großfürstin in ihrem Boudoir hatte leisten müssen. Dies Letztere ist sehr wahrscheinlich, denn mußten Katharina's eigene Unterthanen für dergleichen Vergnügungen, die bloß sie genossen hatte, während eines Zeitraums von einigen dreißig Jahren, neunzig Millionen Silberrubel hergeben, so konnten die Polen auch etwas zahlen! Uebrigens werden, dem Anscheine nach, die Zeiten bald kommen, wo die Völker für dergleichen unschuldige und geheime Lustbarkeiten ihrer Regenten und Regentinnen keine so ungeheure Summen mehr fortwerfen werden!

Auf jeden Fall war dieses ungeheure Jahrgeld an Stanislaus August eine sehr drückende Last für die arme polnische Nation und eine schwere Sünde, deren sich Katharina gleichfalls gegen Polen schuldig machte!

Sie bot vorsätzlich alles Mögliche auf, das so sehr von ihr gemißhandelte Polen ganz in den Abgrund des Verderbens zu stürzen! Wie ist es denn möglich, daß ihre Enkel von den Polen Liebe und Dankbarkeit fordern können? Wie kann ein Volk einer Dynastie ergeben seyn, von welcher es so viele Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Grausamkeiten hat erdulden müssen?

Es fehlte übrigens sehr wenig daran, daß die unmenschliche Härte, mit welcher die Kaiserin Katharina II., gegen die Polen verfuhr, ihr nicht ihre russische Krone und ihr Leben gekostet hätte. Nur ein gräßlicher Mord konnte Beides ihr retten.

Ihre Vorgängerin, die Kaiserin Elisabeth Petrowna, Tochter Peter des Ersten oder des Großen und Katharina's der Ersten, vermählte sich insgeheim mit ihrem Oberjägermeister, dem Feldmarschall Alexis Gregorewitsch Rasumowsky, von dem sie drei Kinder hatte, die Grafen Tarrakanoff und deren Schwester Elisabeth, die unter dem Namen der Prinzessin Tarrakanoff durch ihr großes Unglück bekannt geworden ist.

Die letztere war die jüngste unter den Kindern der Kai-

serin Elisabeth, und als Katharina den Thron bestiegen hatte, ließ sie die junge Prinzessin Tarrakanoff nach Italien bringen und in der Verborgenheit, ohne daß man von ihrer hohen Abkunft wußte, erziehen. Das Geheimniß war jedoch dem Fürsten Karl Radziwill bekannt, und er beschloß, sich mittelst der jungen Prinzessin wegen der vielen Bedrückungen zu rächen, welche Katharina II. ihm und seinen polnischen Landsleuten zufügte. Er hoffte nämlich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit, wenn er die Prinzessin, die eine Tochter der, von den Russen so sehr geliebten Elisabeth und eine Enkelin des, von allen Russen hochverehrten Peters des Großen und der Kaiserin Katharina I. war, nach Rußland brächte, so würde er schnell ungeheuern Anhang gewinnen, Katharina II., die damals nicht sehr beliebt war, vom Thron stürzen, und diesen mit der Enkelin Peters des Großen theilen können.

Es gelang ihm, den Wohnort der Leute zu erkunden, denen Katharina II. die junge Prinzessin, die damals (1767) zwölf Jahre alt war, anvertraut hatte; er lernte sie kennen, entführte sie und brachte sie nach Rom.

Die Kaiserin Katharina ward gleich von dieser Entführung benachrichtigt, und suchte die Absichten des Fürsten Radziwill, die sie recht gut errieth, oder die man ihr vielleicht gleichfalls gemeldet hatte, zu vereiteln. Da er Oberfeldherr der Mißvergnügten in Polen war, so ließ sie unter diesem Vorwande seine sämmtlichen Güter in Beschlag nehmen, und versetzte ihn dadurch in die Nothwendigkeit, von dem Gelde zu leben, was er durch den Verkauf seiner Diamanten und anderer Kostbarkeiten löste, die er mit nach Italien genommen hatte. Diese Hülfsquellen waren aber bald versiegt, und Radziwill mußte nach Polen reisen, um sich von seinen Freunden und Verwandten Geld zu leihen. Die junge Tarrakanoff ließ er jedoch, unter der Obhut einer Hofmeisterin, in ziemlich bedrängter Lage zurück.

Kaum war er in seinem Vaterlande angekommen, als man

ihm von Seiten der Kaiserin Katharina den Vorschlag that, ihm seine Güter wieder zu geben, wenn er die Prinzessin Tarrakanoff nach Rußland bringen würde. Dieß schlug er zwar voll edlen Unwillens aus, allein dagegen war er schwach genug, zu versprechen, daß er sich um Elisabeth's Tochter nicht weiter bekümmern wolle, und Katharina verzieh ihm.

Der Admiral Alexis Orloff, derselbe, welcher Peter III. hatte morden helfen, kam (1771) aus dem Archipelagus, wo er in dem Hafen von Tschesme die türkische Flotte verbrannt hatte, nach Petersburg zurück. Seine Monarchin belohnte ihn auf das Glänzendste, und gab ihm, weil sie ihn als einen Mann kannte, der zu jedem Verbrechen fähig war, den Auftrag, ihr die junge Prinzessin Tarrakanoff zu schaffen. Er reiste daher zu Lande über Wien nach Livorno, wo ihn seine Flotte erwartete und eilte, den Wunsch seiner Gebieterin zu erfüllen. Ein Neapolitaner, Namens Ribas, ein ränkevoller, argliſtiger Böſewicht, der zur Belohnung für seinen schändlichen Dienst nachher zum russischen Viceadmiral auf dem schwarzen Meere ernannt ward, spionirte, von Alexis Orloff beauftragt, die Wohnung der Prinzessin Tarrakanoff aus, stattete ihr unter dem Namen eines russischen Offiziers und auch als solcher gekleidet, seinen Besuch ab, und sagte ihr, bloß der Wunsch, einer so liebenswürdigen jungen Fürstin, deren Schicksal alle seine Landsleute auf das Lebhafteste interessirte, seine Ehrerbietung zu bezeugen, hätte ihn veranlaßt, ihr seine Aufwartung zu machen. Zugleich stellte er sich äußerst gerührt über den Zustand von Dürftigkeit, in welchem er sie antraf, und bot ihr seine Hülfe an, welche sie, von der Noth gezwungen, annehmen mußte. Der Böſewicht erschien der arglosen Unglücklichen und ihrer Dienerin in einem so glänzenden Lichte, wie ein Engel vom Himmel und wurde mit Danksagungen und Segnungen überhäuft.

Als er ihr Vertrauen völlig gewonnen hatte, erklärte er, daß er von dem Grafen Alexis Orloff beauftragt sey, der

Tochter der Kaiserin Elisabeth den Thron anzubieten, den ihre Mutter einst mit so viel Schönheit und Glanz geschmückt habe. Er versicherte sie zugleich, daß die Russen mit Katharina II. im höchsten Grade unzufrieden wären; daß besonders der Graf Alexis Orloff ihr ihre Undankbarkeit und ihre Tyrannei nimmermehr verzeihen würde; daß er bereits Alles zum Thronumsturz vorbereitet habe, und daß, wenn Elisabeth's Tochter ihn mit ihrer Hand belohnen wolle, die Staatsumwälzung, wodurch sie die Krone erlangen werde, in wenigen Wochen zum Ausbruch kommen solle.

Welches junge, mit der Bosheit der Menschen unbekannte Mädchen wäre in der höchst bedrängten Lage der Prinzessin von Tarrakanoff nicht durch so glänzende Anerbietungen heimlich erfreut und getäuscht worden? Sie konnte es nicht ungerecht finden, wenn sie den Thron ihrer Mutter und ihrer Vorältern, den Katharina II. bloß durch eine furchtbare, gräßliche That eingenommen hatte, zu besteigen suchte! Sie war rechtmäßige Tochter der Kaiserin Elisabeth, rechtmäßige Enkelin Peters des Großen und seiner Gemahlin, Katharina I., aus einer, durch priesterliche Einsegnung geweiheten Ehe geboren! Daß ihr Vater kein Fürstensohn, sondern ein Graf Rasumowsky war, konnte ihren Rechten nicht schaden, denn der erste Kaiser aus dem Hause Romanoff, ihr Ahnherr, war ja gleichfalls kein Prinz aus einer souverainen Dynastie, sondern ein bloßer Graf, als er auf den Thron der moskowitischen Czare gelangte. Sie und ihre Brüder, die Grafen von Tarrakanoff *) hatten also das nächste Recht auf die Krone, welche Katharina II. ihrem Gemahl mit

*) Der eine Graf Tarrakanoff, Bruder der Prinzessin Elisabeth Tarrakanoff, welcher Chemie und Mineralogie, unter der Leitung des berühmten Professors Lehmann, studierte, nahm ebenfalls ein sehr schreckliches Ende. Er legte nämlich einen Tiegel mit Arsenik auf einen Ofen, gerieth unvorsichtiger Weise den Tiegel und ward durch den Giftdampf erstickt. Sein Bruder hingegen lebte noch gegen Anfang dieses Jahrhunderts in Rußland, und soll eine zahlreiche Familie hinterlassen haben.

blutbesprützten Händen vom Haupte gerissen, und ein um so besseres Recht, da Peter III. selbst durch einen feierlichen Akt die Illegitimität der Geburt seines angeblichen Sohnes Paul öffentlich hatte erklären wollen. Unter allen diesen in Rußland und in ganz Europa bekannten Umständen konnte die Prinzessin Tarrakanoff weder an der Rechtmäßigkeit, noch an dem Gelingen ihres Unternehmens zweifeln und Katharina II. hätte also die größte Ursache gehabt, für ihre Krone und ihr Leben zu zittern, wenn Elisabeth Tarrakanoff in Rußland erschienen wäre, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Da gar keine Aussicht zur Rückkehr des Fürsten Radziwill vorhanden war, so gab die junge Prinzessin dem arglistigen Unterhändler des Grafen Alexis Orloff, der bloß gekommen war, sie ins Verderben zu stürzen, willig Gehör und überließ sich den freudenvollsten, aber trügerischsten Hoffnungen.

Bald nachher kam Alexis Orloff, der von seinem Unterhändler bereits gemeldet worden, selbst nach Rom, und wurde von Elisabeth Tarrakanoff mit den Aeusserungen der innigsten Dankbarkeit als ein Retter und Wohlthäter empfangen. Indessen wurde die junge Prinzessin von mehreren Personen in Rom, denen sowohl sie, als ihre Dienerin im Vertrauen von dem glänzenden Glück erzählten, das ihr verheißen war, freundschaftlich gewarnt, gegen einen Mann auf ihrer Hut zu seyn, der längst bewiesen habe, daß er auch vor den schrecklichsten Gräuelthaten nicht zurückschauderte, und der überdieß viele Ursachen habe, der Kaiserin Katharina II., die er angeblich vom Throne stürzen wolle, mit der größten Treue ergeben zu seyn. Statt daß die Prinzessin diese heilsamen Warnungen hätte benützen sollen, ging sie in ihrer unbedachtsamen Offenheit so weit, dem Grafen Alexis Orloff selbst zu erzählen, was man ihr von ihm gesagt hatte. Der Admiral, ein gewandter, kluger Weltmann, wußte sich sehr leicht zu rechtfertigen, und durch die schlaueste Verstellung ihr unerschütterliches Vertrauen zu gewinnen. Er beschränkte sich nicht

bloß darauf, ihrem Ehrgeiz und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, sondern er heuchelte ihr sogar die glühendste Leidenschaft, und sie schenkte dem, der Alles aufbot, um sie zu vernichten, ihre innigste Zärtlichkeit. Nun drang er in sie, das Band ihrer angeblich wechselseitigen Liebe, von welcher aber sein Herz nichts fühlte, durch priesterliche Trauung einweihen zu lassen. Elisabeth Tarrakanoff willigte mit Freuden in die Vollziehung einer Ehe, welche ihren Untergang vollenden sollte; denn durch die heiligen Rechte der Gattin Alexis Orloff's glaubte sie gegen jede Treulosigkeit und Bosheit, vor welcher man sie gewarnt hatte, gesichert zu seyn. Wie konnte sie auch, nach ihrer Ansicht, wohl Arglist und Verrath von demjenigen fürchten, dessen Schicksal mit unauflöslichen Banden an das ihrige geknüpft war? Sie ahnete nicht, daß ein Mensch es wagen könnte, die Religion und ihre heiligsten Einrichtungen zu mißbrauchen, um ein unschuldiges Schlachtopfer zu vernichten, das mit dem herzlichsten, sorglosesten Vertrauen sich ihm hingab. Allein was galt einem Mann, wie Alexis Orloff, die Religion? Was war einem Bösewicht heilig, der oft bloß zu seinem Vergnügen die abscheulichsten Missethaten beging, und sich öffentlich und laut der schrecklichsten Verbrechen rühmte? War er nicht in der Schule Katharina's II. gebildet worden? War er es nicht, der ihren Thron mit dem Blut ihres unglücklichen Gemahls befestigt hatte, und dafür ihr ganzes Vertrauen genoß *)? Wie konnte er, der Peter III. vergiftet

*) Die fünf Brüder Orloff erhielten von der Kaiserin Katharina zusammen 17,000 Bauern, ferner siebenzehn Millionen Silberrubel an Geschenken in baarem Gelde, und außerdem noch viele Güter, Paläste und Kostbarkeiten.

Dieser Alexis Orloff, der Mörder und Henker Peters III., erzählte, nicht allein, wenn er berauscht, sondern selbst wenn er nüchtern war, öffentlich und laut alle Umstände des, an dem unglücklichen Kaiser verübten Mordes, indem er sich deßhalben als einen seiner größten und wichtigsten Heldenthaten rühmte und dann höhnisch hinzusetzte: „es ist traurig für einen Mann, der so viel Menschenliebe besitzt, wie ich, daß er thun muß, was man ihm befiehlt.“ Nach der Schlacht von Tschesme, in welcher er die türkische Flotte verbrannte, gab Katharina II. ihm

und erdroſſelt hatte, wohl im Mindeſten Bedenken tragen, die Tochter der Kaiſerin Eliſabeth erſt zu entehren und nachher in Ketten und Banden ihren Henkern zu überliefern?

Er hatte gegen Eliſabeth Tarrakanoff den heuchleriſchen Wunſch geäußert, ſich mit ihr nach griechiſchem Ritus trauen zu laſſen, und da ſie gleichfalls der ruſſiſch-griechiſchen Kirche angehörte, ſo war ſie hierüber ſehr erfreut. Nun ließ Alexis Orloff einige gemeine und verworfene Böſewichter aus der niedrigſten Hefe ſich als ruſſiſche Popen verkleiden, und dieſe mußten die Trauung vollziehen. So bediente er ſich des ſchändlichſten Betruges und der heilloſeſten Entweihung ſeiner eigenen Religionsgebräuche, um die ſchwache, argloſe und vertrauenvolle Eliſabeth ins größte Elend zu ſtürzen.

Hierauf ſtellte er ihr vor, daß der fernere Aufenthalt in Rom, wo ſie Beide bemerkt würden, ihnen höchſt gefährlich werden könne, und beredete ſie, ſich mit ihm nach einer andern Stadt Italiens zu begeben, wo ſie den Augenblick des Ausbruchs der Verſchwörung, der ſie auf den ruſſiſchen Thron erheben würde, in größerer Verborgenheit abwarten könnten. Eliſabeth Tarrakanoff hielt dieſen Vorſchlag für einen Beweis von Orloff's Liebe und Sorgfalt für ihre Sicherheit und betheuerte ihm, daß ſie ihm überall folgen würde, wohin er wollte. Er brachte ſie daher nach Piſa, wo er kurz zuvor einen prachtvollen Palaſt hatte miethen laſſen. Dort behandelte er ſie zwar fortwährend mit allen Beweiſen von Zärtlichkeit und Achtung, allein er ließ ſie nie aus den Augen,

---

den Auftrag, ihr in Italien, wo ſich Orloff mit ſeiner Flotte befand, vier Gemälde, die dieſes Ereigniß darſtellen ſollten, malen zu laſſen. Orloff wandte ſich deßhalb an den berühmten Maler Hackert, allein dieſer ſagte ihm, daß er nie ein Gefecht hätte aufſteigen ſehen. Der ruſſiſche Admiral ließ daher, ohne ſich lange zu bedenken, die Schiffe im Hafen von Livorno in Brand ſtecken, um den Maler in den Stand zu ſetzen, mit möglichſter Wahrheit das Aufſteigen der Schiffe des Kapudan Baſcha und des Admiral Spiridoff darzuſtellen. Die Gemälde, welche Hackert nach dieſem ſcheußlichen Schauſpiele entwarf, befanden ſich nachher in Katharina's Antikenſaal zu Peterhof.

ließ Niemanden, der ihm nicht vollkommen ergeben war und in seinem Solde stand, zu ihr kommen, und begleitete sie immer selbst, wenn sie ins Schauspiel fuhr oder spazieren ging.

Inzwischen kam die unter den Befehlen des Contre-Admiral Greig stehende Abtheilung der unter Orloff's Oberbefehl stehenden russischen Flotte in dem Hafen von Livorno an, und Orloff theilte der Prinzessin diese Nachricht mit, indem er ihr zugleich sagte, daß er nach Livorno reisen müsse, weil er dem Contre-Admiral Greig einige Befehle zu geben hätte, und sie ersuchte, ihn zu begleiten. Sie war mit Freuden hiezu bereit, da man ihr die Schönheit des Hafens von Livorno und die Pracht der russischen Schiffe sehr gerühmt hatte und sie beides zu sehen wünschte. Je näher die Unglückliche dem Augenblicke kam, wo der verrätherische Orloff seinen schrecklichen Versatz ausführen wollte, je vertrauensvoller, je hingebender war sie gegen ihn.

Als sie von Pisa abreiste, ward sie von ihrem gewöhnlichen Gefolge begleitet, und als sie zu Livorno ankam, stieg sie bei dem englischen Konsul Dyck ab, der für sie ein prachtvolles Zimmer in seinem Hause hatte einrichten lassen, und sie mit allen Beweisen der tiefsten Ehrfurcht empfing. Die Gemahlinnen des Contre-Admirals Greig und des Konsuls Dyck begaben sich sogleich zu ihr und verließen sie keinen Augenblick. Bald war ein ganzer zahlreicher Hofstaat um sie her versammelt, der ihren geringsten Wünschen zuvorkam, und einzig und allein damit beschäftiget schien, ihr immer neue Vergnügungen zu verschaffen. Wenn sie ausging, stürzte das Volk ihr voll Bewunderung und Ehrfurcht entgegen; wenn sie ins Schauspiel kam, waren alle Blicke auf ihre Loge gerichtet. Alles hatte sich verschworen, sie zu täuschen; Alles entfernte jeden Gedanken an die Gefahr, die ihr so nahe war, und Elisabeth Tarrakanoff ahnete im Strudel der Lustbarkeiten nichts von den feurigen Nattern, die unter den Blumen zischten!

Kaum sollte man glauben, daß ein englischer Konsul

und ein englischer Admiral*) nebst ihren Gemahlinnen so verworfen und so unmenschlich seyn konnten, durch die arglistigsten Liebkosungen und Schmeicheleien ein schuldloses Schlachtopfer in's Verderben zu locken, dessen Jugend, dessen Schönheit, dessen Unschuld selbst das Herz des rohesten Wilden hätten rühren können. Aber alle Umstände beweisen, daß Greigh, Dyck und ihre Frauen völlig in das schändliche Komplott gegen die unglückliche Prinzessin Tarrakanoff eingeweihet waren, und daß sie bloß deßhalb sich so eifrig bemühten, ihr Vertrauen zu gewinnen, um sie desto sicherer in den mit Rosen verhüllten Abgrund zu stürzen.

Elisabeth Tarrakanoff ahnete nichts von den schwarzen Entwürfen, die gegen sie geschmiedet worden; nichts von dem furchtbaren Schicksal, dem sie mit raschen Schritten entgegen eilte; ja, sie hegte so unbegränztes Vertrauen zu ihren Umgebungen, daß sie einmal, nachdem sie mehrere Tage unter Vergnügungen und Lustbarkeiten jeglicher Art verlebt hatte, selbst den Wunsch äußerte, die russische Flotte zu besuchen. Diese Aeußerung ward sogleich mit lautem Beifall aufgenommen; es wurden die nöthigen Befehle ertheilt, und am folgenden Tage, nach aufgehobener Tafel, war Alles am Gestade in Bereitschaft, die Prinzessin zu empfangen. Sie begab sich dahin; man ließ sie in eine prächtige Schaluppe steigen, und der englische Konsul Dyck, dessen Frau und die Frau des Contre-Admirals Greigh nahmen neben ihr Platz. In einer andern Schaluppe befanden sich Alexis Orloff und der Contre-Admiral Greigh, und eine dritte, mit russischen und englischen Offizieren angefüllt, beschloß den Zug. Die Schaluppen verließen, im Angesicht einer ungeheuren Menge Volks, das Ufer und wurden von

*) Greigh war nemlich ein geborner Engländer und auch Admiral in englischen Diensten gewesen. Als der Admiral Elphinstone, gleichfalls ein Engländer, aber in russischen Diensten, es unter seiner Würde fand, unter den Befehlen des abscheulichen Orloff zu dienen, trat Greigh in seine Stelle.

der Escadre mit lärmender, freudevoller Musik, mit Artilleriesalven und mit wiederholtem Hurrahrufen empfangen. Als die Prinzessin sich dem Schiffe näherte, das sie besteigen sollte, ließ man einen prachtvollen Lehnstuhl herab, auf den sie sich setzen mußte, und hierauf hißte man sie sanft an Bord, wobei man ihr bemerkte, daß dies ganz besondere Ehrenbezeugungen wären, die nur ihr widerführen.

Allein kaum war sie im Schiff, als man ihr die Hände mit eisernen Ketten fesselte; vergebens flehte sie den grausamen Orloff, den sie noch ihren geliebten Gemahl nannte, um Mitleid an; vergebens stürzte sie zu seinen Füßen, die sie mit ihren Thränen benetzte; der Abscheuliche würdigte sie keiner Antwort, sondern stieß sie von sich. Man brachte sie hierauf in den untersten Schifferaum, und am folgenden Tage gieng das Schiff nach Rußland unter Segel.

Als die Unglückliche zu Petersburg ankam, ward sie, Katharina's Befehl gemäß, auf einer Festung in ein Gefängniß eingesperrt, wo man sie auf das Grausamste behandelte. Sechs Jahre nachher, im December 1777, als Elisabeth Tarrakanoff ungefähr zwei und zwanzig Jahre alt war, trieb ein starker Südsüdwestwind die Wogen der Ostsee mit außerordentlicher Heftigkeit in die Newa, so daß das Wasser in den unterirdischen Kerker der bejammernswerthen Enkelin Peters des Großen stürzte, und sie von ihren langen Leiden befreite!

Indessen erfuhren die Einwohner von Livorno, welche gesehen, wie die Prinzessin sich einschiffte, bald mit Schauder und Entsetzen, daß sie, statt der Feste und Freuden und Blumenguirlanden, die sie am Bord der russischen Schiffe erwartete, dort nur Ketten und eine schreckliche Gefangenschaft gefunden hatte. Jedermann fühlte sich von der innigsten Theilnahme und von dem höchsten Grade des Unwillens und Abscheues ergriffen. Der edelmüthige Großherzog Leopold von Toscana, der nachmalige deutsche Kaiser, war auf das Aeußerste empört; er schickte augenblicklich Eilboten nach

Wien an seinen Bruder Joseph, und nach Petersburg an Katharina, und beschwerte sich bitter über die so schändliche, alles Völkerrecht beleidigende Verletzung seines Gebiets, weßhalb er Genugthuung verlangte; allein mit wilder höhnender Frechheit trotzte Alexis Orloff dem Großherzoge und dem allgemeinen Zorn und Unwillen! Wie hätte der Mann nicht einem Großherzoge von Toscana und der Stimme der Menschheit Trotz bieten sollen, der Kaiser erwürgen und umbringen durfte, und versichert war, daß er bei seiner großen Selbstherrscherin, wegen der Gräuel, die er auf ihren Befehl verübte, nicht allein den mächtigsten Schutz, sondern auch die glänzendsten Belohnungen finden würde! Wer hätte es wagen sollen, einen Mann anzugreifen, der, gleich seinen Brüdern, in Katharina's Umarmungen Tage und Nächte durchschwelgt hatte?

Aber, wie ganz anders würden die Verhältnisse in Europa sich gestaltet haben, wenn Radziwill, weniger schwach, seinen Vorsatz ausgeführt hätte! Dann würde Katharina von dem usurpirten Throne gestürzt seyn, schrecklicher vielleicht, als sie selbst ihren Gemahl Peter III. hinab gestürzt hatte! Dann würde die alte ächte Dynastie Romanoff in weiblicher Linie, oder, wenn man sie richtiger so nennen will, eine neue legitime Dynastie Rasumowsky-Radziwill den Thron Peters des Großen besteigen haben! Moskau wäre dann nicht verbrannt, Polen nicht dreimal zerrissen und getheilt, sondern herrlicher, freier und schöner erblühet, als jemals, und hätte wahrscheinlich jetzt eine der glänzendsten Stellen im Staatensystem von Europa eingenommen, statt daß es nun einen höchst blutigen, verzweiflungsvollen Kampf um die Wiedererlangung seines Daseyns zu bestehen hat, einen Kampf, der vielleicht Polens gänzliche Vernichtung, aber auch die Vernichtung des ungeheuern Kolosses zur Folge haben kann, von dem es so lange unterdrückt und gemißhandelt worden ist; denn sollte auch dieser Koloß siegen, so wird er, indem er über den Besieg-

ten hinstürzt, sich so viele Splitter in die geharnischte Brust stoßen, daß er selbst jämmerlich dahin sterben muß! Wie viel hängt doch in dem großen Gange der Weltereignisse oft von den geringfügigsten Umständen ab! Hätte Radziwill in Rom einige tausend Dukaten mehr in seiner Kasse gehabt oder dort Kredit finden können, dann empfieng die nordische Semiramis schon hienieden einen Theil des Lohnes, den ihre blutigen, grauenvollen Thaten verdient hatten; dann gestaltete sich ein ganz anderes Europa! Ob besser, ob schlimmer? Wer vermag das zu entscheiden? Gott hat zuvor gesehen, und ein Ziel gesetzt den Fürsten und Völkern, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, und er knüpft häufig an die unbedeutendsten Umstände und Dinge vielleicht deshalb so außerordentlich wichtige Folgen und Wirkungen, damit wir Sterblichen ihn, den Alles Leitenden, desto deutlicher erkennen, desto lebhafter und inniger verehren und bewundern, und in den Tagen der Angst und Noth desto fester vertrauen sollen. Er kann mit den geringsten Mitteln die größten Anstrengungen der Menschen in Nichts verwandeln, und wenn er es will, so wird die Donnerstimme des Selbstherrschers an der Newa, so wird die, nur mit Feuer und Schwerdt und gänzlicher Vernichtung drohende Sprache des nach dem Blute der Polen dürstenden Feldhauptmanns Diebitsch, so werden alle Legionen nicht im Stande seyn, ein edles, tapferes Volk wieder zu unterjochen, das der Freiheit und Selbstständigkeit im höchsten Grade werth ist, da es so treu und so fest die Idee nationaler Unabhängigkeit in seinem Herzen bewahrte *).

Man sage doch nicht, Alexander habe den Polen ihre Selbstständigkeit und Freiheit zurückgegeben; er habe Polen wieder in's Leben gerufen, und der Nation eine freie Verfassung ertheilt; es sey also undankbar von den Polen, diese

*) Ich muß hier bemerken, daß ich dieß in der Mitte des Februars schrieb, und also die nachfolgenden Ereignisse nicht voraussehen konnte.

„Wohlthaten" nicht zu erkennen, und sich von seinem Herrscherstamm losreißen zu wollen. Was Alexander in's Daseyn rief, das war kein Königreich Polen, sondern ein elendes, kraftloses, aus dem Grabe der Vernichtung und Verwesung hervorgegangenes Gespenst, das durch seine ganze Erscheinung die Polen blos daran erinnerte, daß ihr einst so herrliches, kräftiges Vaterland auf das Schändlichste gemordet war. Und die Verfassung, die er den Polen gab und beschwor? Guter Gott, die Verfassung ward ja von ihm schon gebrochen, als die Tinte kaum getrocknet war, mit der man sie geschrieben hatte!

Ein Fürst, der ungeachtet mancher guten Eigenschaften des Herzens, bei all' seiner Herrschsucht sich selbst nicht zu beherrschen vermochte; mehr von Andern regiert ward, als er selbst regierte; mehr mit albernen Chimären und Possen von Stabilität, von Legitimität und von angebornen göttlichen Rechten der Gewalthaber beschäftigt war, als mit der Beförderung des Glücks seiner Völker; ein Federball von Ministern und Hofschranzen, der immer nach Ruhm haschte, ohne zu wissen, wie er ihn wahrhaft verdienen sollte; ein Kind der Eitelkeit, das allen Weibern nachjagte, um mit den alten zu beten, mit den jungen zu buhlen, war nicht im Stande, eine so schändlich zertretene und gemißhandelte Nation, wie die polnische, wieder in's Leben zu rufen, und sie zu Selbstständigkeit, Kraft, Ansehen und Glück zu erheben. Viel zu klein, um nur den tausendsten Theil seines unermeßlichen und öden Reichs zu übersehen, wollte er doch über ganz Europa, ja über den ganzen Weltkreis gebieten. Er wollte einen ewigen Frieden zwischen den Fürsten stiften, und einen ewigen Krieg gegen die Völker führen. Die Grundsätze und die Ideen, welche die ungeheuern Ereignisse einer großen Zeit entwickelt, und Vernunft, Erfahrung und allgemeines Bedürfniß als wahr und richtig gebilliget hatten, wollte er, der gar nicht wußte, was Grundsätze sind, und was Ideen bedeuten, mit Kanonen und Bajonnetten bekämpfen, und statt

ihrer seine Schwärmereien und leeren Phantome als Glaubenslehren aufstellen; die Civilisation sollte gänzlich von der Erde verbannt, an ihre Stelle ein finsteres Kalmückenthum eingeführt werden, und durch ein Knutensystem, so wie durch die Schleusenwerke von Censuren, politischen Inquisitionsgerichten, geheimen Polizeien und dergleichen wollte man den Strom der Zeit aufhalten, jedes freie Fortschreiten der menschlichen Entwickelung, jede geistige Mittheilung hemmen, und die ganze Menschheit in das Grau längst entflohener Jahrhunderte zurückschleudern. Das waren nichtige Entwürfe, elende Hirngespinnste, welche nothwendig für diejenigen verderblich werden mußten, die sie zur Ausführung brachten; ja, selbst die bloßen Versuche, sie zu verwirklichen, konnten keine andere Folgen haben, als jene, die man bei allen gebildeten Nationen, wo man dergleichen wagte, von Süden bis Norden, und von Osten bis Westen findet. Bei Völkern, die nur ein Thier- oder Pflanzenleben führen, wie Kalmücken und Korjäken, Kamtschadalen und Baschkiren lassen sich hübsche Sächelchen der Art erproben; aber nicht bei Nationen, die sich aus dem Zustande der Rohheit und Unkultur zu einem bedeutenden Grade von Civilisation hinaufgearbeitet haben, zumal wenn sie, seit einer bedeutenden Reihe von Jahren, gleichfalls mit Bajonetten und Kanonen umzugehen lernten, und wenn überdies auch die Krieger nicht geneigt sind, auf ihre Väter, Brüder und Verwandten zu schießen! Stänben unsere Großen nicht so hoch, so würden sie die Völker richtiger zu beurtheilen wissen; allein ihre Häupter sind hoch bis in die Wolken erhaben, und das dichte Gewölk, das ihre Augen umlagert, verhindert sie, zu sehen, was unter ihnen, neben ihnen und über ihnen vorgeht.

Zu der ersten Theilung Polens hatte Katharina II., der böseste unter allen bösen Geistern, die jemals in diesem unglücklichen Lande gehaust, oder auf dasselbe einen Einfluß gehabt haben, den König Friedrich II. von Preußen und durch diesen auch Oesterreich gereizt. Sie spielte die Rolle

der Schlange im Paradieſe, und Friederich, vielleicht das einzige Mal in ſeinem Leben, die Rolle eines Weibes.

Der Prinz Heinrich, Friederichs II. Bruder, erwarb ſich das Verdienſt um die Polen, ſowohl die Grundlagen zur erſten Theilung, als die zur zweiten mit Katharina ſelbſt, im Namen ſeines Bruders, zu beſprechen. Die Reiſe, welche er zu dieſem Zweck im Jahre 1770 nach Petersburg machte, ward in das tiefſte Dunkel gehüllt, oder man ſuchte ihr vielmehr den Schein einer bloßen Zufälligkeit zu geben. Der Prinz beſuchte nemlich zuerſt ſeine Schweſter, die Königin von Schweden, und darauf ward von Stockholm her in den Zeitungen angekündigt, daß er über Kopenhagen nach Berlin zurückkehren würde. Plötzlich veränderte er jedoch ſeinen Entſchluß, und machte noch einen kleinen Abſtecher nach Petersburg, wohin Katharina ihn, wie man vorgab, aus bloßer Artigkeit eingeladen hatte! So unglücklich ſind die Großen der Erde! Sie können keinen geraden Schritt gehen, und nicht das Mindeſte thun, ohne ſich in Nacht und Dunkel zu verhüllen, und ohne zu lügen und zu täuſchen, um ſowohl den Völkern, als ihres Gleichen die Augen zu verblenden. Heinrich ward übrigens von Katharina mit allen, einem regierenden Könige zukommenden Ehrenbezeugungen empfangen, gleichfalls ein Beweis, wie ſehr ſie die Theilung wünſchte, und wie ſie Alles, ſelbſt das Unbedeutendſte zu benutzen ſuchte, um Polen zu vernichten.

Die erſte Theilung Polens war übrigens von Seiten Friedrichs des zweiten eben ſo unpolitiſch, als ungerecht. Kaum neun Jahre vorher hatte er einen ſchweren Kampf gegen Oeſterreich und Rußland beendigt, wodurch er die Kraft Oeſterreichs zu ſchwächen und die ſeinige zu vermehren ſuchte, und deſſen ungeachtet ließ er bei der Theilung von Polen Oeſterreich und Rußland fünfmal ſo viel gewinnen, als er ſelbſt erhielt. Ja Maria Thereſia bekam für ihren Antheil allein bei der polniſchen Theilung gerade das Dreifache

von dem, was sie in Schlesien verloren hatte, denn in den ihr von Polen abgetretenen Provinzen waren dritthalb Millionen Einwohner, und in Schlesien waren deren kaum achtmal hunderttausend. Friedrich hatte einen siebenjährigen Krieg geführt und mit unsäglichem Aufwande von Geld und Menschenblut ein bedeutendes Land erobert, um seinen Feinden das Gleichgewicht an materieller Kraft halten zu können. Durch die erste Theilung von Polen aber, wodurch er nur ein Sechstheil, Rußland zwei Sechstheile und Oesterreich gar drei Sechstheile empfingen, vernichtete er selbst wieder jenes Gleichgewicht, indem er seinen kaum versöhnten Feinden fünfmal so viel an physischer Kraft zurück gab, als er dem Einen durch die Eroberung von Schlesien entrissen hatte. Bei dieser Theilungsgeschichte wich Friedrich von seiner Lieblingsidee des politischen materiellen Gleichgewichts, welches zugleich die leitende Idee der Politik des abgewichenen Jahrhunderts war, gänzlich ab. Daß er dies aus bloßer Artigkeit gegen zwei Damen sollte gethan haben, ist nicht glaublich, und daher bleibt es immer ein Räthsel, warum er sich bei der polnischen Theilung mit einem Sechstheil begnügte und seinen beiden Mittheilerinnen fünf Sechstheile überließ, zumal da Oesterreich hiedurch ein so großes Uebergewicht über Preußen erhielt, wie es selbst vor dem Verluste von Schlesien nicht gehabt hatte.

Wie viel besser wäre es nicht nur für Polen, sondern auch für Preußen gewesen, wenn Friedrich sich mit allen seinen Kräften dem räuberischen Vertheilungsprojekte Katharinens widersetzt und die Ausführung verhindert hätte; dann würde er und ganz Deutschland eine sichere Vormauer gegen die Vergrößerungssucht des nordischen Despotismus gehabt haben, und die Polen würden auch im nöthigen Fall seine tapfersten, kräftigsten und bereitwilligsten Bundesgenossen gegen den Süden und Westen gewesen seyn. Daß Friedrich allein die Theilung Polens hätte hindern können, ist keinem Zweifel unterworfen. Maria Theresia war der Theilung abhold, weil sie dieselbe für eine Ungerechtigkeit hielt; sie war

ferner eine abgesagte Feindin Katharinas II.; sie haßte diese Fürstin aus einem politischen Grunde, weil nemlich Katharina nach ihrer Thronbesteigung den, zwischen Friedrich und Peter III. geschlossenen Frieden bestätigt und ihre Truppen aus Preußen zurückgezogen hatte; ja, sie verabscheute Katharina sogar aus einer Menge moralischer Gründe, deren es zu viele gibt, um sie hier alle anzuführen. Obgleich Maria Theresia es Friedrich dem Großen nicht verzeihen konnte, daß er ihr Schlesien entrissen hatte, so achtete sie ihn doch, und nur durch seine Vermittelung konnte sie bewogen werden, an der Zestückelung Polens Theil zu nehmen.

Friedrich der Große hätte also unter diesen Umständen gar nichts gewagt, wenn er sich mit gewaffneter Hand den Absichten Katharina's widersetzt hätte, denn daß Maria Theresia ihr keinen Beistand geleistet haben würde, dafür bürgte schon der Widerwille der letztern gegen die nordische Selbstherrscherin, der so weit ging, daß sie nicht einmal Katharinas Namen hören mochte. Es gibt keinen stärkern, giftigern Haß, als den Haß von Weibern gegen Weiber und wenn sie gleich auf Kaiserthronen sitzen; kein Mann vermag so stark zu lieben, wie ein Weib, aber auch keiner so zu hassen. Maria Theresia würde, so gerne sie Friedrich dem Großen Schlesien wieder entrissen hätte, dies gewiß nicht in dem Augenblick gethan haben, wo er ihre Feindin Katharina hätte bekriegen und demüthigen wollen. Trotz ihrer strengen Tugend und ihrer hohen Religiösität galt ihr das Wonnegefühl befriedigter Rache, welches für ein Weib noch einen weit größern Reiz hat, als für einen Mann, mehr als der schönste Edelstein aus einer ihrer Kronen. Das Weib kann der Feindin erst dann verzeihen, wenn es seine Rachgier befriedigt hat; der Mann ist sehr oft großmüthig gegen seinen Feind, ohne sich an demselben gerächt zu haben. Der große Menschenkenner Friedrich, dem dies gewiß eben so gut bekannt war, wie jedem Andern, der mit Menschen Umgang gehabt hat, hätte also, wegen Schlesien immerhin unbesorgt seyn, und

einen Kampf gegen Rußland für die Erhaltung der Selbstständigkeit Polens beginnen können. Das that er aber nicht, sondern er willigte lieber in jene schändliche Zerreissung Polens, und das war ein eben so großer politischer als moralischer Fehler, den man bloß damit entschuldigen kann, daß er durch Katharina's arglistige Anreizungen dazu verleitet ward, und daß selbst die edelsten, besten und weisesten Menschen, zu denen er unstreitig gehörte, Fehlern und Irrthümern unterworfen sind *).

*) Mögen Friedrich's Feinde gleich noch so sehr wider ihn schreien und toben, so wird man doch nur eigentlich zwei sehr dunkle Stellen in seinem großen und glänzenden Leben wahrnehmen, nemlich die Theilung Polens, und die elende, bis zum Ekel aufgekrührte Arnold'sche Geschichte; denn Alles, was man sonst von Friedrich Nachtheiliges erzählt und geschrieben hat, ist theils durchaus unwahr, und von seinen Feinden bloß deshalb ausgeheckt, um den großen Mann zu verkleinern; theils auf eine solche Weise entstellt, daß es, wenn es der Wahrheit gemäß erzählt würde, ihm nicht zum Tadel, sondern zum Ruhme gereichen müßte. Man sagt: Friedrich war Despot! Natürlich war er das, denn jeder unumschränkte Fürst, der nach eigenem Gefallen regiert, ist Despot, und wenn seine Regierung auch noch so milde und beglückend für sein Volk ist. Wo die Sicherheit der Rechte von der Willkühr Einzelner abhängt, da herrscht Despotismus, und wo durch jene Willkühr die Rechte der Untergeordneten wirklich verletzt werden, da geht der Despotismus in Tyrannei über. Tyrannei und Despotismus sind also wesentlich verschieden; der Tyrann verletzt willkührlich die Rechte Anderer; der Despot hat, als unbeschränkter und unverantwortlicher Regent bloß die Gewalt in Händen, die Rechte seiner Untergebenen zu verletzen, und er kann folglich, wenn er von dieser Gewalt keinen Gebrauch macht, zugleich Despot und ein sehr edler, menschenfreundlicher Mann seyn. Man hat Friedrich dem Großen ferner vorgeworfen: er habe die deutschen Schriftsteller verachtet und die französischen begünstigt; er habe die deutsche Literatur und Sprache ganz vernachläßigt, und die französische der vaterländischen vorgezogen. Wie konnte man wohl verlangen, daß ein so geistvoller Fürst, wie Friedrich, den Umgang deutscher, aufgeblasener Schulfüchse der weit angenehmern Gesellschaft eines Voltaire, d'Argens, Algarotti, Montalembert u. s. w. hätte vorziehen sollen! Unter den meisten deutschen Gelehrten in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit herrschte, wie noch jetzt ihre Schriften zeigen, eine Pedanterie, eine Unbeholfenheit, eine Rohheit, die hinlänglich beweisen, daß es ihnen zwar nicht an Büchergelehrsamkeit, aber an aller Fähigkeit mangelte, in den Gesellschaftskreis eines so geistreichen Monarchen Zutritt zu erhalten. Und was war endlich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Aus-

Wie sehr Maria Theresia die Kaiserin Katharina haßte, und wie weit sie entfernt war, an eine Zerreissung Polens zu denken, die ihren moralischen Grundsätzen durchaus widersprach, beweist auch der Umstand, daß sie bereits im Jahre 1768 die mit dem russischen Joch unzufriedenen Polen ermunterte, ihre Selbstständigkeit gegen Rußland zu behaupten, und sie unterstützte, um sich der Stadt Krakau und eines Theils von Podolien zu bemächtigen, wo sie sich in dem Schlosse Bar versammelten, welches dieser Konföderation den Namen gab. Auch Frankreich war von keinem freundlichen Geiste gegen Rußland beseelt. Es bot alles Mögliche auf, die Pforte zu Gunsten der polnischen Unzufriedenen gegen Rußland zum Kriege zu reizen, und der französische Minister, Herzog von Choiseul sagte in dieser Beziehung in einem seiner Briefe sogar: „Wir kennen den unüberlegten Haß, den Rußland gegen Frankreich hegt, sehr gut. Der König verachtet aber die Fürstin, die in jenem Lande regiert, so wie ihre Gesinnungen und ihr Betragen in so hohem Grade, daß wir keinen Schritt thun werden, sie zu gewinnen. Der König glaubt,

---

gezeichnetes im Fache der deutschen schönen Literatur erschienen, was der Verfasser des Antimacchiavell mit seinem besondern Beifall hätte beehren und zu seiner Lektüre hätte wählen können? Etwa die Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, worin es eben so sehr an Verstand als an Witz fehlte, oder die wässerigen deutschen, dem englischen Zuschauer nachgeahmten Wochenschriften? Denn der Umfang unserer deutschen, schönen Literatur war damals noch sehr geringe und das Meiste, was sich darin befand, ziemlich gehaltlos. Erst mit dem Jahre 1770 begann die volle Blüthenzeit des deutschen ästhetischen Schriftstellerthums, und da war Friedrich schon zu bejahrt, und mit Regierungsgeschäften zu überhäuft, als daß er der deutschen Literatur noch eine besondere Aufmerksamkeit hätte schenken können. Uebrigens hat er auch manche deutsche Gelehrte und Schriftsteller reichlich genug belohnt. Er war der eifrigste Beschützer der deutschen Preßfreiheit, und Berlin war der große Glanzpunkt, von dem das Licht höherer Aufklärung sich nicht allein über ganz Deutschland, sondern über mehrere benachbarte Länder verbreitete. Möge er also immerhin ein Despot gewesen seyn, er war gewiß ein äußerst edler und weiser Despot, dem die Civilisation unendlich viel zu verdanken hat.

daß der Haß Katharina's II. weit ehrenvoller iſt, als ihre Freundſchaft. Uebrigens wünſcht er das Aufſehen zu vermeiden, welches ein Bruch erregen würde."

Bei ſolchen Geſinnungen der Machthaber Frankreichs und Oeſterreichs gegen Katharina wäre es alſo für Friedrich wahrlich ſehr leicht geweſen, die räuberiſchen und herrſchgierigen Abſichten der letztern in Hinſicht Polens zu vereiteln; unglücklicher Weiſe entſchloß er ſich aber zum Gegentheil und als der erſte Schritt auf der Bahn der Ungerechtigkeit geſchehen war, da konnte man nicht wieder zurück, und war ſehr geneigt, auch den zweiten zu thun. Indeſſen iſt wohl gewiß, daß Maria Thereſia, wenn ſie noch alleinige Gebieterin in ihren Staaten geweſen wäre, nimmermehr in die Theilung Polens würde gewilligt haben; allein der junge, lebhafte Kaiſer Joſeph, der nicht ſo gewiſſenhaft, wie ſeine Mutter ſeine Entſchlüſſe und Handlungen abwog, ließ ſich leicht bereit finden, in eine verabſcheuungswerthe Ungerechtigkeit zu willigen, wodurch er ſeine Staaten bedeutend vergrößern konnte, zumal da ein allgemein verehrter Monarch, wie Friedrich ſie billigte und ſogar ſein Mitſchuldiger werden wollte.

Friederich war, wie vorhin gezeigt worden, bei der Theilung der polniſchen Beute von den beiden andern Spolianten beträchtlich übervortheilt; er hatte nur ein Sechstheil von dem Raube, ſie aber hatten fünf Sechstheile empfangen, und ihm war alſo ſehr unrecht geſchehen, wofern anders dem Theilnehmer an ſolchen Räubereien in deren Hinſicht ein Unrecht widerfahren kann. Er richtete daher ſeinen Blick auf Danzig, um durch einen zweiten Raub ſich für das zu entſchädigen, was er durch die unverhältnißmäßige und ungleiche Theilung des erſtern verloren zu haben glaubte.

Katharina ſuchte freilich ihrem ungeheuern Reich, deſſen Bewohner, wie Rammler ſagt, „in hundert Sprachen für ſie zum Himmel flehten," in Kriegs- und Friedenszeiten, bald durch die Ränke ihrer Miniſter und Diplomaten, bald durch die Waffen ihrer Krieger eine immer weitere Ausdehnung

zu geben; aber sie sah es mit dem eifersüchtigsten Unwillen, wenn irgend eine andere Macht sich gleichfalls zu vergrößern strebte. Besonders war dies der Fall in Betreff Friedrichs II., dem sie seinen Ruhm und das große politische Gewicht, das er in Europa erlangt hatte, von Herzen beneidete.

Um seine Absichten auf Danzig unter einem Scheine von Rechtmäßigkeit auszuführen, beschränkte Friedrich diese Stadt auf jegliche Weise, so daß ihr am Ende bloß die schlimme Wahl blieb, entweder sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, oder ihrem Handel ganz zu entsagen. Er folgte hierin durchaus der alten Politik mächtiger Despoten gegen die freien Städte, denn auf gleiche Art wurden einst die Städte der Lombardei und viele Hansee- und freie Reichsstädte von weltlichen und geistlichen Fürsten unterjocht. Erst seit dem Lüneviller Frieden fing man an, einen kürzern Weg zu gehen, und die freien Städte als eine gute Beute, als res nullius zu betrachten, die jeder Fürst, ohne einen Rechtsgrund anführen zu dürfen, mitten im Frieden ihrer Freiheit berauben und in Besitz nehmen durfte. Die Unterwerfung der deutschen, freien Reichsstädte und die Mediatisation so vieler deutschen Landesherren waren übrigens um nichts gerechter, als die Zerstückelung und Unterjochung Polens; denn welches Recht hatte man, bedeutende Staaten ihrer Selbstständigkeit zu berauben und sie andern Regenten unterzuordnen, deren Gebiet manchmal weit kleiner und unbedeutender war, als die Länder ihrer Mediatisirten? Welche Unvernunft, zum Beispiel, den Fürsten von Fürstenberg, dessen Staaten siebenzig bis achtzig tausend Einwohner enthielten, dessen Familie eben so alt und eigentlich älter ist, als jene der Hohenzollern*); dessen Ahnherren eben so viele Verdienste um Deutschland haben, als die Vorfahren der Fürsten von Hechingen und von Sigmaringen, dessen Regierung für seine Unterthanen eben so beglückend war, als die der letztern für die ihrigen; welche Unvernunft, sage ich, welche empörende Unge-

*) Man sehe Crusius schwäbische Chronik.

rechtigkeit zugleich und welcher Uebelstand, einen so bedeutenden Fürsten zu mediatisiren, und der Oberherrlichkeit eines Andern zu unterwerfen, dessen Ländchen kaum den vierten Theil jener Einwohnerzahl enthält! Wenn Napoleon dergleichen tolle Raserein begehen konnte, so hätte doch der Wiener Kongreß, in welchem bekanntlich alle politische Weisheit, wie in einer Nuß, vereinigt war, diese Unbill wieder gut machen sollen, zumal da es ihm an Veranlassung dazu, selbst von Seiten der Fürstin-Vormünderin von Fürstenberg und der übrigen Mediatisirten keineswegs fehlte! Welche Unwürdigkeit, dergleichen von fremder Uebermacht und Willkühr getroffene Anordnungen aufrecht zu erhalten, da man doch ausdrücklich erklärt hatte, daß alle ungerechte Verfügungen und Einrichtungen Napoleons aufgehoben und erloschen seyn sollten! Welch' eine Sonderbarkeit, den Fürsten von Liechtenstein, dessen Haus vielleicht um Oesterreich einige Verdienste haben mag, aber durchaus keines von Bedeutung um das übrige Deutschland, wegen einer kleinen, kaum sechstausend Menschen enthaltenden Herrschaft, in den deutschen Bundesverein aufzunehmen, und dagegen das Haus Thurn und Taxis, dessen Ahnherren sich durch die Einführung der Posten die unsterblichsten Verdienste, um Handlung, um Wissenschaft und Aufklärung erworben und welthistorische Wichtigkeit haben, unter den Mediatisirten zu lassen, unter welche Napoleons despotische Willkühr es verwiesen hatte! Da das Fürstenhaus Thurn und Taxis früher in seinen bedeutenden Ländern eben sowohl die Landeshoheit besaß, wie Baiern und Würtemberg in den ihrigen, so wäre es, bei so glänzenden Verdiensten seiner Vorfahren, doch wohl sehr billig gewesen, ihm die, ohne seine Schuld verlorenen, landesherrlichen Rechte zurück zu geben? Konnte man einen Landgrafen von Hessen-Homburg, der nie eigentliche Landeshoheit besessen hatte, wegen einer kleinen Mediat-Herrschaft von zwölf bis fünfzehntausend Menschen in die Zahl der deutschen Bundesfürsten berufen; mit welchem Rechte wurden denn Fürstenberg, Thurn und Taxis, Hohen-

lohe, Solms, Erbach, und so manche andere weit größere, die vor Errichtung des Rheinbundes wirkliche Landesherren gewesen waren, nicht als Mitglieder des deutschen Bundes aufgenommen? Die mitten im Frieden geschehene Unterwerfung der deutschen Reichsstädte und die mitten im Frieden geschehene Mediatisation der deutschen Landesherren, von denen manche ihre Regentenpflichten weit gewissenhafter und treuer erfüllten, als diejenigen, denen sie unterworfen wurden, waren in der That eben so ungerechte, eben so empörende Handlungen, als die Theilung von Polen; allein gerade durch diese letztere gab der böse Dämon des Nordens das schlimme Beispiel, wodurch alle Grundsätze des Völkerrechts vernichtet wurden. Wo gibt es noch Sicherheit für mindermächtige Staaten, von deren Bestehen und Fallen oft das Glück vieler tausend Familien abhängt, wenn jedem Mächtigern es gestattet seyn soll, sie ohne allen Grund, mitten im Frieden, zu überfallen, und sie ihrer Selbstständigkeit, ihrer Verfassung und ihrer Einrichtungen zu berauben? Man verzeihe mir diese Abschweifung.

Gegen Danzig wollte Friederich nicht so rasch und gewaltsam verfahren; er wollte es auf eine rechtmäßig scheinende Weise an sich bringen, das heißt, er wollte es durch Hunger zwingen, sich ihm freiwillig in die Arme zu werfen. Allein Katharina hatte gleichfalls lange gewünscht, diese Stadt mit dem vortrefflichen Hafen unter ihren beglückenden Scepter zu bringen, und war nur durch Frankreichs ernste Gegenvorstellungen hievon abgehalten worden. Um einen Vorwand zu erlangen, sich der Stadt, wenn auch nicht gleich, doch in der Folge mit gewaffneter Hand zu bemächtigen, ließ sie durch ihren Gesandten Stackelberg den Magistrat auffordern, sie um ihren Schutz gegen Preußen zu ersuchen, und sie selbst erbot sich, gegen Friederich den Großen, zwischen ihm und Danzig das Mitleramt zu übernehmen. Freilich war dies eine Vermittlung, wie jene der Hyäne zwischen dem Tieger und dem Lamm; allein sie hatte doch die Folge, daß Preußen Danzig damals noch nicht in Besitz nahm, obgleich Friederich die

Absicht Katharina's, welche besonders deßhalb diese Stadt an sich reißen wollte, um einen festen Fuß und einen Landungsplatz im Herzen der preußischen Staaten zu haben, sehr gut errathen konnte. Danzig behielt also bis zur zweiten Theilung Polens seine Unabhängigkeit! So drängte Katharina's unersättliche Herrschgier, die sich nach allen Seiten auszudehnen strebte, immer auch die übrigen Mächte zu Ungerechtigkeiten hin, wenn sie auch wirklich in ihrem Herzen dergleichen Handlungen abhold waren. Stets voll Arglist und Ränke, bediente sie sich jedes Mittels, um sowohl im Frieden, als im Kriege ihr ungeheures Reich zu erweitern. Wo sie mit gewaffneter Macht nicht auftreten konnte oder wollte, da suchte sie sich als Friedensvermittlerin, als Gewährleisterin, als Fürsprecherin oder Beschützerin in die Angelegenheiten ihrer Nachbaren einzuschleichen, um nach und nach die Herrschaft über sie zu erlangen. Katharina's ganze Politik war immer unedel, immer falsch, mordsüchtig und verrätherisch*); allein wie konnte man auch etwas anders von einer Fürstin erwarten, die auf solche Weise, wie sie, den Thron bestiegen hatte, und von so verworfenen Menschen umringt war, wie sie?

Obgleich die drei Mächte bei der ersten Theilung auf alle weitere Ansprüche an Polen feierlich verzichtet hatten, so faßte man doch bereits drei Jahre später den Entschluß, das ganze, noch bestehende Königreich zu zertrümmern. Bei der Bestimmung der Gränzen jedes Antheils erhoben sich nämlich zwischen den österreichischen, preußischen und russischen Kommissarien so viele Streitigkeiten, daß Friederich sich bewogen fand, im Frühling 1776 seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zum zweiten Mal nach Petersburg zu senden, um mit der Kaiserin über die Ausgleichung jener Uneinigkeiten sich zu

*) Ich erinnere hier noch an die Ermordung des unglücklichen Prinzen Iwan, und an das schreckliche Schicksal des letzten Khan der Krimm, Serai Sahim.

beſprechen. Er ward wieder, wie bei ſeinem erſten Beſuch, mit allen, einem gekrönten Haupte zukommenden Ehrenbezeugungen aufgenommen. „Ich ſehe,“ ſprach Heinrich halb im Ernſt, halb im Scherz zu Katharina, als er mit ihr von den Schwierigkeiten in Betreff der Gränzen ſich unterhielt, „ich ſehe zur Löſung aller dieſer Verkettungen nur ein einziges Mittel, das aber wahrſcheinlich, Poniatowsky's wegen, Ihren Beifall nicht finden wird. Indeſſen kann man dieſem Monarchen ja eine Entſchädigung geben, die ihm mehr werth iſt, als ein immer wankender Thron. Wir müſſen das ganze Königreich theilen.“

Dieſer Vorſchlag ward ſchon damals von Katharina mit Freuden angenommen, und es war gewiß nicht ihre Schuld, daß er erſt weit ſpäter, nach Friederich's Tode, zur Ausführung kam.

Dem Könige Stanislaus Auguſt fehlte es manchmal vielleicht nicht an dem guten Willen, ſeinem Vaterlande zu nützen, auch beſaß er Geiſt, Einſicht und Kenntniſſe; allein ihm mangelte es an Muth, an Feſtigkeit des Charakters und an Stärke der Seele, alſo an allen Eigenſchaften, die in einer ſo ſchwierigen Lage, wie die ſeinige, im höchſten Grade erfordert wurden. Die ganze Nation betrachtete ihn als ein Werkzeug Rußlands und daher verſchmähte man auch das wenige Gute, das er hätte ſtiften können, ſo ward zum Beiſpiel ein vortreffliches Geſetzbuch, welches er hatte abfaſſen laſſen, auf dem Reichstage von 1779 verworfen, da er ſowohl von Seiten der Anhänger, als der Widerſacher Rußlands verachtet ward. Er war durchaus abhängig von dem immerwährenden Rath und dieſer wiederum von dem ruſſiſchen Geſandten, der mit einer faſt unbeſchränkten, und mit wahrhaft tyranniſcher Gewalt in ganz Polen herrſchte *).

*) Wie wenig Stanislaus Auguſt ſeine königliche Würde ſowohl gegen die Stände, als gegen die ruſſiſchen Geſandten zu behaupten wußte, beweiſen folgende Züge. Während des Reichstages von 1766, als ſo

Nach dem ersten Raube, den Polen erlitten hatte, blieb es noch stark und kräftig genug, um einen bedeutenden Rang in der Reihe der europäischen Staaten einzunehmen, und es hätte sogar, wenn die Nation einig gewesen wäre, seinen Feinden mit Erfolg die Spitze bieten und die ihm entrissenen Provinzen wieder erobern können. Dies sahen alle vaterländisch gesinnten Polen eben so gut ein, wie die Anhänger Rußlands, und Jeder der Ersten wünschte nichts sehnlicher, als das eiserne, längst verhaßte Joch der Russen abzuschütteln, welches immer schwerer und verwundender ward. Katharina empfahl daher ihren Ministern, auf die Reichsversammlung ein wachsames Auge zu haben, und durch das liberum veto alle Beschlüsse zu hindern, die der russischen Oberherrschaft nachtheilig werden könnten.

Im Frühling 1787 reiste Katharina mit ihrem Lieblinge und Busenfreunde Momonoff, einem ehemaligen Unteroffizier der Garde, nach der Krimm, wo sie mit dem Kaiser Joseph zu Cherson eine Zusammenkunft halten wollte. Auch Stanislaus, der die alte Geliebte seit dreiundzwanzig Jahren nicht gesehen hatte, begab sich nach Kaniow oder Kanieff, um ihr sein Herz auszuschütten. Sie hatten Beide, in dem

---

strenge Gesetze gegen die Dissidenten erlassen wurden, sagte der fanatische Bischof von Kiew dem Könige gerade ins Gesicht: „Sonst bat' ich zu Gott für das Heil Ihrer Seele gebetet; jetzt aber bitte ich ihn, daß der Teufel Sie holen möge!" — Eines Abends war Stanislaus August im Schauspiel und da der russische Botschafter, Fürst Repnin, sehr lange auf sich warten ließ, ward endlich der Vorhang aufgezogen und das Stück begann. Sowie man bei dem zweiten Aufzuge, als Repnin erschien, und sogleich den Schauspielern befahl, von Neuem anzufangen, welches auch augenblicklich geschah. — Der russische Gesandte Stackelberg machte es nicht besser. Einst, als Stanislaus August ihn besuchte, saß er gerade beim Spiel, und zeigte, ohne aufzustehen, dem Könige bloß einen Stuhl, um sich niederzulassen.

Wie schwach mußte dieser Fürst seyn, da er, einer solchen Behandlung ungeachtet, Russland ergeben blieb? Würde nicht jeder Mann von Muth und Ehrgefühl entweder die Krone niedergelegt, oder sich an die Spitze seiner Nation gestellt haben, um gegen so schändliche Bedrücker für Ehre und Selbstständigkeit zu kämpfen und zu sterben?

Zimmer der Kaiserin, eine geheime Konferenz von beinahe einer halben Stunde mit einander, und alle Anhänger Rußlands in Polen jubelten laut im Voraus über das Glück, welches der Republik aus diesem geheimen Schäferstündchen erblühen würde; allein kein Vernünftiger und kein Freund des Vaterlandes erwartete von Rußland, unter dessen Druck Polen so lange geschmachtet hatte, das mindeste Glück, und Jeder war unwillig über den König, der nie aufhören konnte, seine Würde zu vergessen und vor seiner unedlen Tyrannin im Staube zu kriechen.

Der Kaiser Joseph machte mit Katharina in der Krimm Geschäfte ganz anderer Art; er verabredete nämlich mit ihr ein Eroberungsbündniß gegen die Pforte; allein dagegen verbanden sich England und Preußen den 13. Junius 1788 zu Loo in Holland zu wechselseitiger Hülfe und zu Aufrechthaltung des Gleichgewichts in Europa, und nun sah man sehr deutlich, daß die drei Mächte, welche 1772 Polen so herrliche Provinzen entrissen hatten *), sich in sehr gespannten Verhältnissen befanden, und alle Freunde ihres Vaterlandes waren darüber erfreut, daß ein so günstiger Zeitpunkt gekommen war, um sich von dem schmählichen Joch der Russen zu befreien.

Stanislaus August und der russische Gesandte nebst ihren Anhängern wünschten dagegen nichts inniger, als ein Bündniß zwischen Polen und Rußland zu bewirken, um dem Letztern gegen die Pforte Beistand zu leisten. Allein hiezu ward eine Verstärkung der Kriegsmacht erfordert, und dazu

*) Der Theilungsvertrag zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen war nämlich geschlossen zu Petersburg am 5. August 1772; das Manifest dieser drei Mächte erschien unterm 15. Januar 1773 und die Bestätigung des Theilungsvertrages von Seiten des Reichstages erfolgte den 18. September 1773. Gattisch ward aber schon am 2. September 1772, als der russische Minister Stackelberg den zu Petersburg geschlossenen Vertrag übergab, die Besitznahme der nachmals vom Reichstage förmlich abgetretenen Provinzen vollzogen.

waren wieder neue Auflagen nöthig, um Geld zu bekommen! Nun hatte man aber im Jahr 1768, auf Katharina's eigenes Verlangen, als Reichsgrundgesetz angenommen, daß ohne eine völlige Uebereinstimmung des ganzen Reichstages weder das Kriegsheer vergrößert, noch neue Auflagen gemacht werden sollten. Katharina hatte also damals sich und ihrer Parthei für den jetzigen, ganz unvorhergesehenen Fall selbst die Hände gebunden, denn es ließ sich vorhersehen, daß man auf einem gewöhnlichen Reichstage jene Zwecke nicht erreichen könnte, indem man mit Gewißheit erwarten mußte, daß Einer oder der Andere der Reichsstände durch sein liberum veto die Beschlüsse zur Verstärkung des Heeres und zur Anordnung neuer Auflagen rückgängig machen würde. Man faßte deßhalb den Entschluß, eine Konföderation *) zu bilden, und weil man wußte, wie verhaßt die Russen den Polen wegen der vielen Bedrückungen und Mißhandlungen waren, welche sie gegen dieselben verübt hatten; so suchte man Preußens Absichten so viel möglich in den Schatten zu stellen, indem man behauptete, daß Friederich Wilhelm II. Großpolen nebst Danzig und Thorn haben wolle. Rußland hingegen, sprach man, hat Länder genug; es bedarf und wünscht keine weitere Ausdehnung seines Gebiets und wird sogar Polen an den Eroberungen Theil nehmen lassen. Hiedurch wurden die Gemüther für die Errichtung einer Konföderation noch mehr gewonnen, und die Anhänger Rußlands bildeten sich ein, daß alle Polen, welche jetzt eine Konföderation wünschten und verlangten, auch dem russischen Interesse ergeben seyn müßten. Aber darin irrten sie gar sehr; man wollte zwar eine Konföderation, man wollte Vergrößerung der Armee, aber zu ganz

*) Konföderation nennt man in Polen eine Verbindung von Einwohnern, die folgende Zwecke haben kann: entweder wichtigen Staatsbedürfnisse abzuhelfen, oder die Regierung in ihren Unternehmungen zu unterstützen, oder ihren unbefugten Anmaßungen zu wehren, oder endlich auch den Staat oder einen Theil desselben gegen einheimische oder fremde Bedrückungen zu schützen.

andern Zwecken, als um Katharina's und Joseph's Ländergier zu unterstützen.

Die Nation glaubte nämlich in der Uneinigkeit der benachbarten Mächte die Möglichkeit zu erblicken, um durch Verbesserung ihrer Verfassung, durch Füllung des Staatsschatzes und durch eine starke, verhältnißmäßige Kriegsmacht sich wieder aus dem Zustande der Schmach und Erniedrigung herauszureißen; allein man war sehr weit entfernt, an ein Bündniß mit Rußland zu denken, sondern hoffte vielmehr, daß gegen das letztere und gegen Oesterreich noch andere, dem Interesse Polens günstige Bündnisse geschlossen werden könnten. Ueberdies war auch der Haß der Polen durch die beständigen Mißhandlungen von russischer Seite zu hoch gesteigert, als daß irgend ein Pole, der nur einen Funken ächt-vaterländischen Gefühls in der Brust bewahrte, eine Verbindung der Art mit Rußland hätte wünschen sollen. Stanislaus August und der immerwährende Rath suchten jedoch aus allen Kräften das Interesse Rußlands zu fördern, und der russische Botschafter Stackelberg, der mehr Despot von Polen, als Gesandter an dem Hofe zu Warschau war, sparte keine Ränke, keine Drohungen, keine Bedrückungen, um die Absichten seiner Selbstherrscherin zu erreichen.

Jetzt äußerte sich das Mißverständniß zwischen ihr und dem Könige Friederich Wilhelm III. immer deutlicher. Der letztere hatte, in Verbindung mit England, auch Holland und Schweden für das türkische Interesse zu gewinnen gesucht, um die Pforte zu retten, und Katharina's Herrschgier Schranken zu setzen. Es ist wohl gewiß, daß Friederich Wilhelm II., der, ungeachtet mancher Schwachheiten, einen hohen Grad von natürlichem Rechtlichkeitsgefühl besaß, die erste Theilung Polens nicht billigte, und in den Jahren 1787 und 1788 noch weit entfernt war, an eine zweite und dritte zu denken; allein er war bekanntlich ein Fürst ohne festen Charakter, und ließ sich von Menschen leiten und gängeln, die seines Vertrauens durchaus unwerth waren. Das war ein

Unglück für Preußen, und ein noch größeres für Polen, dessen Retter er hätte seyn können, und nach den eingegangenen Verträgen auch hätte seyn müssen, und dessen schonungsloser Zertrümmerer er ward.

Als die Kaiserin dem Könige von Preußen ihre Absicht anzeigte, mit Polen ein Vertheidigungsbündniß zu schließen, ließ er sowohl in Petersburg, als in Warschau an den Reichstag eine Erklärung übergeben, worin er sich diesem Bündnisse widersetzte, und der polnischen Nation sehr ernstlich davon abrieth *). Zugleich ließ er eine Armee von dreißigtausend Mann an die polnische Gränze rücken, um seinem Widerspruch Nachdruck zu geben, und die Beförderer der Absichten Rußlands in Furcht zu setzen. Die vernünftigern Polen sahen wohl ein, daß Rußland, welches sie mit so vieler Mühe in den Abgrund der Nichtigkeit gestürzt hatte und noch weiter zu stürzen suchte, ihnen nicht die Hand reichen würde, um sie zu retten, und daß man den gegenwärtigen Augenblick, wo man vielleicht durch das Anschließen an Preußen sich würde helfen können, nicht unbenützt müsse entfliehen lassen.

Immer tiefer sank jedoch Stanislaus August nicht bloß in seinem öffentlichen Ansehen und in seiner Würde als König, sondern auch in seinem sittlichen Betragen als Mensch herab; er war ganz ein Sklave des russischen Gesandten, und klagte fortwährend seine Nation bei den auswärtigen Mächten wegen der Fehler und Mißgriffe an, die er selbst begangen hatte **).

Der russische Gesandte überschritt durchaus alle Schranken der Mäßigung. Als er sah, daß der Reichstagsmarschall Malachowski dem immerwährenden Rath keinen Einfluß bei der Bildung der Konföderation gestatten wollte, und nicht geneigt war, sein Vaterland dem Interesse Rußlands zu opfern,

---

*) Oginski Mémoires sur la Pologne et les Polonois. Vol. 1. Livr. 1. chap. 1.

**) Bronikowski Geschichte von Polen.

drohte er demſelben ſogar mit Entſetzung von der Marſchallswürde, mit der Ungnade ſeines Hofes, mit Einziehung des Vermögens und mit der Verweiſung nach Siberien*)!

An dem Ernſte dieſer Drohungen ließ ſich keineswegs zweifeln, da ſchon früher Biſchöfe, Senatoren, vornehme Edelleute und andere Polen von den ruſſiſchen Geſandten ohne Urtheil und Recht ihres Vermögens beraubt und nach den Eisgefilden Siberiens und Kamtſchatka's verbannt worden waren; indeſſen ſetzte der edle, muthvolle Malachowski jenen Drohungen eine ſtolze Verachtung entgegen und handelte, wie es ihm die Pflicht gegen ſeine Nation und gegen ſein Vaterland gebot.

Am 7. Oktober 1788 ward dieſer merkwürdige Reichstag, den man den konſtitutionellen oder vierjährigen genannt hat, eröffnet, nachdem zuvor die Konföderationsakte von den Ständen unterzeichnet war, wodurch man einen wichtigen Sieg über diejenige Parthei erlangte, die keine konföderirte Stände wünſchte, um nach Gefallen durch das Nie pozwalam oder liberum veto alle, ihr nicht angenehme Beſchlüſſe hintertreiben zu können. Dem Reichstagsmarſchall Stanislaus Malachowski war der Oberfeldherr der Artillerie von Lithauen, Fürſt Kaſimir Sapieha als Konföderationsmarſchall zum Gehülfen gegeben; der König von Preußen ließ die Reichsſtände ſeines Schutzes verſichern, und Jedermann durfte die herrlichſten Reſultate dieſes Reichstages erwarten.

Stanislaus Auguſt, der gekrönte Sklave, das elende und ehrloſe Werkzeug Rußlands, ſuchte in einer ſehr pathetiſchen Rede den Ständen zu beweiſen, daß Katharina die theilnehmendſte Freundin der polniſchen Nation ſey, und daß die Stände nichts Angelegentlicheres zu thun hätten, als ihre Freundſchaft zu erhalten. „Ich bin feſt überzeugt," ſprach er, „daß das einzige Mittel, zur Ausführung der Verbeſſerungen

*) Vom Untergange und Entſtehen der polniſchen Konſtitution vom 5. Mai 1791 und mehrere andere.

und Einrichtungen in unserm Vaterlande darin besteht, der Kaiserin unsere guten Gesinnungen gegen sie zu zeigen; und daß wir durch ein entgegengesetztes Betragen, wenn wir nämlich dieser hochsinnigen Fürstin Ursache zur Unzufriedenheit geben, unsern eigenen Entwürfen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen können. Diese und andere Reden des Königs hatten auf Viele einen, nur zu nachtheiligen Eindruck und bewogen auch den Grafen Felix Potocki, Großfeldherrn der polnischen Artillerie, einen Mann von außerordentlich großem Reichthum, der nachher als Stifter der Targowiczer Konföderation der Hauptbeförderer des Unterganges seines Vaterlandes wurde, sich zuerst für Rußland zu erklären. Vergebens waren nachmals alle Bemühungen seines edlen Verwandten, des Grafen Ignaz Potocki, Großmarschalls von Lithauen, ihn wieder für das Vaterland zu gewinnen. Der ehrlose und ehrgeizige Verräther, der die geheime Absicht nährte, den Thron zu besteigen, beharrte bei seinen bösen Vorsätzen und stürzte Polen in den Abgrund des Verderbens.

Der König von Preußen ließ dagegen durch seinen Gesandten in einer Note vom 12. Oktober (1788) vor jedem neuen Bündnisse mit Rußland abrathen, indem dasselbe die Republik unfehlbar „in einen offenen Krieg mit einem ihrer beßten Nachbaren (mit der Pforte nämlich) verwickeln werde.“ Er protestirte ferner gegen den Zweck eines solchen Bündnisses, wenn es nämlich gegen ihn, den König von Preußen selbst gerichtet seyn sollte, und stellte es als höchst gefährlich dar, indem es die Pforte, die während des Krieges die Staaten der polnischen Republik auf das Gewissenhafteste geschont habe, berechtigen würde, in Polen einen Feind zu sehen und es mit ihren, an keine Mannszucht gewöhnten Truppen zu überschwemmen.

„Sollte man,“ so hieß es am Schluß der preußischen Note, „sollte man wider Erwarten auf der Eingebung des vorhin gedachten Bündnisses bestehen, so bietet der König der erlauchten Republik ebenfalls sein Bündniß und die Erneuerung

der zwischen Preußen und Polen bestehenden Verträge an. Seine Majestät glaubt, Polen eben so gut seine Unverletzbarkeit gewährleisten zu können, als irgend eine andere Macht, und der König wird Alles, was von ihm abhängt, thun, um die polnische Nation, wenn diese seinem Rath folgen will, vor jeder fremden Bedrückung und besonders vor jedem feindlichen Anfall von Seiten der ottomanischen Pforte zu schützen."

„Sollte man aber, wie nicht zu erwarten steht, alle diese Rücksichten und freundschaftlichen Anträge nicht beachten, so wird der König, der in dem beabsichtigten Bündnisse mit Rußland einen gegen Seine Majestät selbst gerichteten Plan und zugleich ein Projekt erblicken, die Republik mit der Türkei in Krieg zu verwickeln, wodurch nicht nur die Staaten der Republik, sondern auch die preußischen Staaten der unvermeidlichen Gefahr eines feindlichen Einfalles Preis gegeben würden; weßhalb der König sich nicht würde enthalten können, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, welche ihm die Vorsicht anrathen, und die Selbsterhaltung fordern wird, um Entwürfen vorzubeugen, die für beide Reiche gleich gefährlich sind."

So eifrig ließ Preußen, das wenige Jahre später sich mit Rußland verbündete, um Polen, dem es Beistand und Hülfe auf das Feierlichste gelobt hatte, zertrümmern zu helfen, es sich angelegen seyn, allen Entwürfen Rußlands in Hinsicht auf Polen entgegen zu arbeiten.

Am 19. November 1788 übergab der preußische Gesandte von Buchholz wieder eine Note, worin er die Zufriedenheit seines Monarchen über die von dem Reichstage ertheilte Erklärung bezeugte, laut welcher die Konföderation kein Bündniß mit Rußland zur Folge haben würde. Zugleich äusserte er, daß die Nation durch keine frühere und besondere Garantien verhindert werden könnte, ihre Verfassung zu verbessern, und daß der König Friederich Wilhelm bereit sey, seine aus Bündnissen und allgemeinen Garantien entspringenden Verbindlichkeiten zur Aufrechthaltung

und Sicherung der Unabhängigkeit Polens getreu zu erfüllen, ohne sich jemals in die innern Angelegenheiten des Reichs zu mischen und die Freiheit der Berathschlagungen zu hindern.

Eben so zufrieden äusserte sich der preußische Gesandte im Namen seines Monarchen mit der in der Sitzung vom 3. November geschehenen Aufhebung des sogenannten Kriegsdepartements, welches durch eine Kriegs-Kommission ersetzt wurde. Jenes Kriegsdepartement war nämlich eine Abtheilung des immerwährenden Raths, und also wie dieser, durchaus abhängig von Rußland. „Der König," so hieß es in der Note, „habe mit Vergnügen vernommen, daß die erlauchten Stände, ihren wohlbegründeten Rechten gemäß, am 3. November die Regierung über das Kriegsheer so eingerichtet hätten, daß sie damit die Unabhängigkeit der Republik sicher stellten und jeden eigenmächtigen Mißbrauch und fremden Einfluß unmöglich machten, welches durch keinen andern Beschluß hätte erreicht werden können."

Diese Erklärung war dem Reichstage überaus willkommen, da die meisten Stände eine Verbesserung der Verfassung innig wünschten, und in der am 8. December ertheilten Antwort auf die Note des preußischen Gesandten von Buchholz ward besonders der Grundsatz herausgehoben, daß die Garantie bloß die Unabhängigkeit und Sicherheit des Landes betreffen könne, ohne der gewährleistenden Macht ein Recht zur Einmischung in die innern Angelegenheiten zu geben.

Alles schien jetzt der polnischen Nation eine schönere Zukunft und die Befreiung von dem russischen Despotismus zu verkünden, und die preußische Parthei, ganz auf Friederich Wilhelm's und seiner Minister Zusagen sich stützend, wuchs mit jedem Tage in gleichem Maße, wie sich die russische verringerte. „Friederich Wilhelm," äusserte der Marchese Luchesini, der preußische Minister in Warschau, „Friederich Wilhelm hat nicht die Absicht, Polen auf's Neue zerstückeln und zerreißen zu wollen; er strebt nach einem

edlern Ruhm. Er will Europa gegen die Ehrsucht der nordischen Barbaren schirmen und ihrer Raubsucht einen Wall entgegensetzen! Er hat die Absicht, Polen seinen ehemaligen Glanz, seinen Ruhm, seine Freiheit zurückzugeben *)."

Allein Friederich Wilhelm that nachher ganz das Gegentheil von dem, was sein Minister mit so prunkvollen Worten verkündete! Doch dies gehört zur politischen Weltordnung, und daher sagte der König David schon: „verlasset euch nicht auf Fürsten."

Zum großen Leidwesen Rußlands richtete der konstitutionelle Reichstag besonders sein Augenmerk auf die Vergrößerung des Kriegsheers, welches bis auf die geringe Zahl von ungefähr 14,000 Mann hinabgesunken war, von dem Reichstage aber auf 100,000 Mann festgesetzt, und nach einem spätern Befehl des Reichstags an die Kriegskommission vom 3. März 1790 vorläufig auf 65,000 Mann bestimmt ward, und man wandte Alles an, den Schatz mit hinlänglichem Gelde zum Unterhalt und zur Bewaffnung dieses Heeres zu füllen.

Sehr zu bedauern war es übrigens, daß man auf dem konstitutionellen Reichstage, wie dies in Polen gewöhnlich der Fall war, so viele Zeit mit leeren Erörterungen verschwendete, und darüber die beiden Hauptgegenstände, die Füllung des Schatzes und die Verstärkung der Kriegsmacht aus dem Auge verlor, ohne welche sich doch an kein Bündniß mit Preußen und an keine Befreiung von dem Joche Rußlands denken ließ, dessen Unwille durch die Verhandlungen mit dem preußischen Minister immer mehr aufgereizt wurde.

Dennoch brachte man bereits in der Sitzung am 4. December 1788 Bündnisse, die man mit Preußen, England, Holland und Schweden schließen müsse, öffentlich zur Sprache, und mehrere Abgeordnete hielten sehr heftige Reden gegen die Höfe von Petersburg und Wien. Der schwedische Gesandte übergab dem Reichstage eine Note, worin er im Namen seines Mo-

*) Ogiński a. a. O.

narchen der polnischen Nation die freundschaftlichsten Gesinnungen und den Wunsch des Königs von Schweden bezeugte, mit der Republik ein Vertheidigungsbündniß zu schließen. Die besonnenern Mitglieder des Reichtages hielten es jedoch für besser, vor dem Abschlusse eines solchen Bündnisses die Mißbräuche der Verfassung zu beseitigen und gute Anordnungen im Innern zu treffen. Indessen ward erst am 7. September 1789 eine Deputation ernannt, um die verschiedenen Verwaltungszweige zu untersuchen, und die Grundzüge zu einer neuen Verfassung zu entwerfen.

Der Reichstag that sein Möglichstes, um durch ein offenes Verfahren sich das Wohlwollen Friederich Wilhelms II., in welchem jetzt alle vaterländisch gesinnten Polen ihre vorzüglichste Stütze erblickten, immer mehr zu gewinnen. Ihm wurden alle Aktenstücke und Alles, was in den ausländischen, besonders in den russischen Angelegenheiten geschah, im Vertrauen mitgetheilt, und im Einverständnisse mit ihm, wurden Gesandte nach Konstantinopel, nach Schweden, Dänemark, Berlin, Dresden, Madrid, London, Paris und nach Holland abgesandt, für die Sicherheit der russischen Wojewodschaften gesorgt, der Abzug des russischen Heeres bewirkt, die Räumung der russischen Magazine veranstaltet u. s. w. Alle diese und andere Maßregeln, wodurch Rußlands Interesse gekränkt und sein Zorn gegen Polen auf das Aeusserste gereizt ward, wurden theils auf Antrieb des Königs von Preußen selbst ausgeführt, theils von ihm gebilligt und belobt.

Eine der wichtigsten jener Maßregeln aber, welche gleichfalls den Beifall Friederich Wilhelms erhielt, war die Aufhebung des immerwährenden Raths im Januar 1789; denn hiedurch verlor Rußland den mächtigen Einfluß fast ganz, den es früher auf die Angelegenheiten Polens gehabt hatte, und ohne die Vernichtung dieser, den Polen so verhaßten und lästigen Behörden hätten die meisten der übrigen Anordnungen nicht ausgeführt werden können.

Die russische Parthei suchte jedoch, in der Hoffnung, durch Zeitgewinn alles Verlorne wieder zu erringen, die Reichstagsverhandlungen nach Möglichkeit zu verzögern, und erhob oft sogar weitläuftige Erörterungen, wo es deren gar nicht bedurfte. Vorzüglich bemühten sich die Anhänger Rußlands gegen die Absichten des Königs von Preußen und seiner Minister Verdacht und Mißtrauen zu erregen, obgleich alle Thatsachen bis jetzt noch für die Redlichkeit der Gesinnungen Friederich Wilhelms zeugten. In einem Briefe, den er gegen das Ende des Jahres 1789 an den Reichstag schrieb, betheuerte er, indem er die Republik seiner Freundschaft versicherte, und sie um die ihrige ersuchte, daß er bereit sey, alle seine Macht zu verwenden, um ihre Unabhängigkeit, ihre Unverletzbarkeit und ihre Gränze gegen jeden fremden Angriff zu schützen, nur wünschte er, daß man ihm über die Einrichtung der künftigen Regierungsverfassung Nachricht geben oder ihm wenigstens einen allgemeinen Umriß derselben mittheilen möchte. Gewiß ein eben so vernünftiges, als gerechtes Verlangen! Besonders waren folgende Stellen in diesem Briefe des Königs bemerkenswerth und auffallend: „Sollte es auch zu keinem Bündnisse mit Polen kommen, so kann die Republik dennoch darauf rechnen, daß ich sie nicht verlassen werde; sie kann sich auf meinen Karakter, auf meine Denkart und endlich auch darauf verlassen, daß ich weiß, worin mein eigentliches und wesentliches Interesse besteht.“ Die Denkart des Königs war freilich recht gut; allein seinem Karakter fehlte es an Festigkeit, und denen, die ihn lenkten, gar häufig an gutem Willen. Nach dem Bericht, welchen die Deputation der auswärtigen Angelegenheiten dem Reichstage über die am 6. Dec. mit dem preußischen Ministern gehabte Konferenz abstattete, hatte derselbe im Namen seines Monarchen auch die Versicherung ertheilt: daß der König eine vollkommene innere Regierungsverfassung, welche dem politischen Daseyn der Republik Dauer und Sicher-

heit gäbe, weit nützlicher hielte, als ein Kriegsheer von 300,000 Mann bei einer Verfassung, wodurch das Land immerwährenden Staatsumwälzungen und Veränderungen Preis gegeben werde. Der englische Gesandte Hailes, welcher dieser Konferenz beiwohnte, rief: salus reipublicae suprema lex esto*)! und fügte hinzu, daß die Entwerfung der ganzen Verfassung Zeit bedürfe, und daß die Höfe für's Erste bloß die Grundzüge derselben sehen möchten. Als die Deputation hierauf die Minister fragte: ob sie wünschten, daß ihre Aeußerungen und Worte den Reichsständen vorgetragen würden, erwiederte der preußische Gesandte: „ich meine, wir haben sogar ein Recht, darum zu bitten, damit wir und unsere Höfe in Hinsicht des künftigen Schicksals von Polen nicht länger ungewiß bleiben!"

Hieraus sieht man, daß Friederich Wilhelms Absichten gegen Polen damals noch sehr edel waren, daß er ernstlich das Glück der Nation wünschte, und daß er lieber weniger Vortheile von dem Bündnisse mit Polen erndten, als zugeben wollte, daß es ferner durch Zerrüttungen und innern Zwiespalt vernichtet werden sollte. Alle Mitglieder des Reichstages, die vorher dem Bündnisse mit Preußen abhold waren, verstummten, als sie die edelmüthigen, ihrem Vaterlande so vortheilhaften Anträge Friederich Wilhelms vernahmen, die in so hohem Grade das Gepräge der Redlichkeit trugen, und Jedermann überzeugte sich, daß man Ihm, der, mit so klaren Worten, Verbesserung der Verfassung und Verstärkung der Kriegsmacht anrieth, ohne sich im Mindesten in die innern Einrichtungen der Republik mischen zu wollen, das meiste Vertrauen schenken müsse.

Als man sich über die Grundlinien der Verfassung berathen wollte, warf die russische Parthei, bloß um diese Angelegenheit zu verzögern und das dadurch beabsichtigte Bündniß mit

*) Das Wohl der Republik muß das höchste Gesetz seyn!

Preußen zu vereiteln, die allerdings wichtige Frage auf: ob der Reichstag, ohne förmlichen Auftrag der Nation, befugt sey, hinsichtlich der Verfassung etwas zu bestimmen? Man verkannte freilich die versteckte Absicht der Anhänger Rußlands nicht; allein dennoch sah man die Nothwendigkeit ein, diese verfängliche Frage ausführlich zu erörtern, und es gelang mehreren vaterländisch-gesinnten Mitgliedern des Reichstages, unter denen sich besonders der Graf Ignaz Potocki, Großmarschall von Litthauen, auszeichnete, durch die Macht der Beredtsamkeit nicht bloß die Mehrzahl, sondern sogar den König zu gewinnen. Malachowski, Ignaz Potocki, Hugo Kolontay und Andere entwarfen nun vorläufig einen Plan zur Verbesserung der Verfassung, welcher den Ständen zur Prüfung vorgelegt, und nach mehreren Sitzungen genehmigt wurde, worauf man den Reichstag (am 30. Dec. 1789) bis zum 3. Februar 1790 verschob.

Katharina fühlte zwar die Beschränkung ihres Einflusses auf Polen sehr schmerzhaft; allein sie fand es dennoch ihrem Interesse gemäß, sich Preußen zu nähern, und gerade diese Annäherung der beiden, vorher gespannten Höfe war das Unglück der polnischen Nation. Hätte man die Reichstagsverhandlungen nicht so sehr in die Länge gezogen, sondern die Verfassung vom 3. Mai 1791 achtzehn Monate früher proklamirt, dann wäre Polen gerettet worden, indem Rußland nicht Zeit genug behalten hätte, Frieden mit der Pforte und mit Schweden zu schließen, und man also jener Annäherung des Berliner und Petersburger Hofes, welche durch die Ereignisse in Frankreich herbeigeführt ward, zuvorgekommen wäre. Die freundschaftlichen Gesinnungen des Königs Friederich Wilhelm in Hinsicht Polens wurden durch die revolutionären Begebenheiten in Frankreich und durch die Einwirkung Rußlands gänzlich erkaltet; er fieng an, die politischen Angelegenheiten aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten, und erblickte in Allem, was in Polen geschah, nur Nachwirkungen der französischen Ereignisse. Da er und bei-

nahe ganz Europa zu den Waffen griffen, um die Revolution in Frankreich zu bekämpfen, so war es kein Wunder, daß er bei jener Ansicht der Dinge die Veränderungen in Polen mit Mißfallen betrachtete *).

Indessen hatten schon vorher die zur Verbesserung der polnischen Verfassung entworfenen Grundzüge den Beifall des Berliner Hofes erhalten, und die Kaiserin Katharina hatte, um Preußen zu gewinnen, durch ihren Minister in Berlin erklärt, daß sie dem Bündnisse zwischen Preußen und Polen nicht hinderlich seyn wolle. Der preußische Gesandte in Warschau, Lucchesini, machte diese Erklärung dem Reichstage amtlich bekannt, und zeigte auch der Kommission für die auswärtigen Angelegenheiten an, daß sein Monarch den Verbesserungsentwurf billige, daß er zum Abschlusse eines Vertheidigungsbündnisses bereit sey, und die Abgaben, womit die Ausfuhr der polnischen Erzeugnisse durch die preußischen Zölle belastet wäre, um die Hälfte vermindern wolle. Zugleich erklärte er aber auch, daß der König Friederich Wilhelm die Souveränität von Danzig und Thorn, nebst einem Theil des Gebiets dieser Städte, wünsche, und geneigt sey, Polen dafür auf eine angemessene und vortheilhafte Weise zu entschädigen. Sollten sich aber, fügte der Gesandte hinzu, Schwierigkeiten gegen diesen letztern Vorschlag erheben, so habe er Befehl von seinem Könige, davon abzustehen; und daher beschränkte er sich im Wesentlichen blos auf das Vertheidigungsbündniß und auf den Handelsvertrag.

Die Ansichten der Reichsstände in Betreff des erstern waren zwar sehr verschieden: übrigens sahen jedoch Alle ein, daß ein Bündniß mit einer großen Macht nothwendig sey, um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nation zu sichern. Den Handelsvertrag überließ man der Zukunft, um nicht durch die Unterhandlungen darüber den Abschluß des

*) Oginski Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 — 1815. (Par. 1826. 2 Vol.) l. c.

Vertheigungsbündnisses zu verzögern, und sich dadurch vielleicht selbst der Vortheile zu berauben, welche ein möglichst schneller Abschluß des letztern gewähren könnte, und schon am 29. Mai 1790 ward das mit dem Könige von Preußen geschlossene Defensivbündniß von den Reichsständen bestätigt. In den beiden ersten Artikeln desselben versicherten beide Theile sich ihre wechselseitige Freundschaft und den ruhigen und ungestörten Besitz der Herrschaften, Provinzen und Städte, die jede bei Abschluß des Bündnisses besessen habe. In dem dritten Artikel gelobten sie, bei jedem feindlichen Angriff auf die Gränzen der beiden Reiche, oder auf ihre Rechte oder ihr Interesse einander zu unterstützen, und zwar für's Erste durch gütliche Verwendung (bona officia), und wenn diese fruchtlos bleiben sollte, durch bewaffnete Macht, deren Anzahl und Gattung bestimmt ward. Im vierten und fünften Artikel ward die Verstärkung der Hülfstruppen auf den Fall verheißen, wenn die erstern nicht hinreichen sollten, und zugleich festgesetzt, wer den Oberbefehl über dieselben führen sollte. Im siebenten Artikel wurden die weitern Unterhandlungen wegen des Handelsvertrags vorbehalten, doch ohne ihn zu einer Bedingung des Vertheidigungsbündnisses zu machen. Der sechste Artikel lautete endlich folgendermaßen: „Wenn irgend eine auswärtige Macht, aus irgend einem Beweggrunde, wegen Verhandlungen, Verabredungen oder Erklärungen derselben, sich zu irgend einer Zeit und auf irgend eine Art, das Recht anmaßen wollte, sich in die innern Angelegenheiten der Republik Polen, und was dazu gehört, zu mischen, so werden Se. Majestät, der König von Preußen zuerst die allerwirksamsten bona officia verwenden, um damit weniger freundschaftlichen Schritten vorzubeugen, die eine solche Anmaßung nach sich ziehen könnte; wofern aber solche bona officia ohne Wirkung bleiben, und aus gedachter Veranlassung unfreundliche Auftritte für Polen erfolgen sollten, so erkennen Se. Majestät einen solchen Fall als in dem Bündnisse begriffen, und werden nicht er-

mangeln, die Republik zu unterſtützen, in Gemäßheit des vierten Artikels dieſes Vertrags.“

Wer hätte nach einem ſolchen feierlichen Bündniſſe, nach ſo heiligen Zuſagen und Verheißungen wohl ahnen können, was ſpäter geſchah? Aber der höchſte Grad politiſcher Immoralität und königlicher Treuloſigkeit ſollte in dem Unglück Polens offenbart werden! Man wollte bei den Nationen allen Glauben an die Wahrhaftigkeit und Treue der Könige vernichten, und man wählte die kräftigſten Mittel hiezu.

Friedrich Wilhelm II. hatte zwar durch ſeinen Geſandten erklärt, daß er die Abtretung von Danzig und Thorn nicht zur nothwendigen Bedingung des Vertheidigungsbündniſſes machen, ſondern davon abſtehen wolle; indeſſen war doch leicht einzuſehen, daß er den Beſitz dieſer beiden Städte, wornach ſchon Friedrich der Große liebäugelte, aus mehr als einem Grunde ſehr wünſchte. Der Reichstag war jedoch unvorſichtig genug, ihm alle Hoffnung hierauf abzuſchneiden, indem er im September 1790, auf liſtiges Anſtiften der ruſſiſchen Parthei, die Alles aufbot, um Preußen mit Polen zu verfeinden, ein Reichsgrundgeſetz abfaßte und am erſten Januar einregiſtriren ließ, wornach es „Niemanden erlaubt ſeyn „ſollte, irgend einen Theil von dem Gebiete des Königreichs „Polen und des Großherzogthums Lithauen zu vertauſchen, „von dem Körper der Republik etwa abzuſondern, an Jemand „den abzutreten, oder auch nur eine Abſonderung oder Ver„tauſchung in Vorſchlag zu bringen.“ Hatte Polen Macht und Stärke genug, ſeine Selbſtſtändigkeit und Unverletzbarkeit zu behaupten, ſo war ja dieſes Geſetz durchaus überflüſſig, und fehlte es dem Staat dazu an der gehörigen Macht, ſo war es unnütz, und diente bloß den, nach dem Beſitz von Danzig und Thorn lüſternen Bundesgenoſſen zu entfremden, zumal da es dem Miniſter Herzberg, der über den geringen Eifer, den Polen zum Abſchluſſe eines Handlungsbündniſſes äußerte, Gelegenheit gab, den König gleichfalls übel gegen die Nation zu ſtimmen. Hiezu kamen nun noch die vielen Schmähun-

gen, wodurch die ruſſiſche Parthei in Warſchau den König von Preußen herabzuſetzen ſuchte, und die der letztere, ſtatt ſie der wahren Quelle zuzuſchreiben, der polniſchen Nation beimaß.

Indeſſen wußte doch Friedrich Wilhelm ſeine Unzufriedenheit mit jenem Reichsgrundgeſetze ſehr gut zu verbergen, und ſuchte alle Gerüchte, die ſich in Polen von ihm und ſeinen Abſichten verbreitet hatten, durch die herzlichſten Verſicherungen ſeiner Freundſchaft und ſeines Wohlwollens zu widerlegen. In einem Briefe, den er an den Grafen Golz, den damaligen Stellvertreter ſeines Geſandten Lucheſini ſchrieb, und den Golz am 25ſten März 1791 dem Reichstage überreichte, ſagte der König: „Ich kann Ihnen nicht genug mein Erſtaunen darüber bezeugen, daß ein ſolches Gerücht nach Polen hat kommen können, und noch mehr darüber, daß man demſelben auch nur den geringſten Glauben ſchenkt, da es mir dergleichen Abſichten zuſchreibt. Es iſt mein Wille, daß Sie ſogleich die Unwürdigkeit und Falſchheit dieſer Nachricht in meinem Namen verſichern und überall bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit auf das Feierlichſte und Nachdrücklichſte erklären, daß dies Gerücht boshafter Weiſe erſonnen ſey, um mich mit dem Reichstage zu verfeinden, und das Mißtrauen der Nation gegen mich zu erregen. Ich behaupte dreiſt, daß Niemand im Stande ſeyn wird, auch nur den entfernteſten Beweis vorzubringen, daß zwiſchen mir und dem Hofe von Wien irgend etwas verhandelt worden ſey, wodurch ſich ein ſolcher Verdacht rechtfertigen ließe, und daß nicht nur zwiſchen mir und dieſem Hofe nie von einer neuen Theilung Polens die Rede war, ſondern daß ich ſelbſt auch der Erſte ſeyn würde, der ſich ihr widerſetzte. Seine Majeſtät, der König von Polen und die Republik können verſichert ſeyn, und mein Betragen wird ſie davon überzeugen, daß ich nie die Abſicht hatte, von ihnen die geringſte Aufopferung zu verlangen. Als ich ihnen meine Bereitwilligkeit geäuſſert hatte, mich mit ihnen in Unterhandlungen einzulaſſen, ſo erklärte ich zugleich als Grundlage derſelben, daß ſie beiden Theilen angemeſſen ſeyn müß-

ten, und daß nur die Gleichheit der beiderseitigen Vortheile als gerecht und genügend gelten sollte. Diese Erklärung wird, wie ich hoffe, die Gemüther beruhigen, und das Gerücht unterdrücken, das meinen persönlichen Charakter beleidigt und eben so sehr meinen Grundsätzen, als meinem Wohlwollen für die polnische Nation widerspricht."

In einem frühern Briefe vom 11. April 1790, den Friedrich Wilhelm II. in Betreff des Allianzvertrages an den König von Polen schrieb, sagte er: „Ich setze einen sehr hohen Werth darauf, und schätze es mir zur Ehre, der vorzüglichste Verbündete einer so edlen und tapfern Nation zu seyn."

Ignaz Potocki, Malachowski, Hugo, Kolontay, der gelehrte Florentiner Scipio Piatoli und Andere hatten im Jahre 1791 die Verfassung in Gemäßheit der, dem Könige von Preußen mitgetheilten und von demselben gebilligten Grundzüge vollendet, und sie ward von dem Reichstage am 3. Mai 1791 feierlich angenommen und bestätigt.

Um die Unhaltbarkeit der Gründe zu beurtheilen, wodurch man die zweite Theilung rechtfertigen wollte, und um sich zugleich von der Nichtswürdigkeit dieses, und des fernern Verfahrens gegen Polen zu überzeugen, muß man den Geist und Inhalt der Konstitution vom 3. Mai 1791 einigermaßen kennen, und daher sey es uns erlaubt, Einiges davon anzuführen.

Diese neue oder eigentlich verbesserte Verfassung war den Verhältnissen und den sehr verschiedenen Stufen von sittlicher und geistiger Ausbildung und Nichtbildung, auf denen sich die einzelnen Volksklassen Polens damals befanden, völlig angemessen, ohne das Mindeste zu enthalten, was den Nachbarstaaten hätte gefährlich seyn können. Als herrschende Nationalreligion ward die römischkatholische anerkannt. Der Uebergang von derselben zu einem andern Glaubensbekenntnisse war bei Strafe der Apostasie untersagt. Ausserdem wurde aber auch „die Freiheit aller religiösen Gebräuche und Bekenntnisse (folglich auch der nichtchristlichen) in den polnischen Landen zuge-

ſichert, und allen Staatseinwohnern," von welchem Bekenntniſſe ſie immer ſeyn mochten, Ruhe in ihrem Glauben und Schutz der Regierung verheißen. Die Verfaſſung beſtätigte ferner dem Adel alle ſeine Vorrechte und Freiheiten, die ihm vom Kaſimir dem Großen, von Ludwig von Ungarn, Wladislaus Jagiello und deſſen Bruder Withold, Großherzog von Lithauen u. ſ. w. u. ſ. w. geſetzmäßig ertheilt waren; er ward als die „erſte Stütze der Freiheit und „der Konſtitution" anerkannt, und ihm die Aufrechthaltung derſelben aufs Dringendſte empfohlen. Zugleich hieß es aber auch: „Mehr als Alles wollen wir die Rechte der perſönlichen Sicherheit und Freiheit des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, eben ſo heilig und unverletzlich, als ſie ſeit Jahrhunderten einem Jeden zu Statten kamen*), bewahrt und beibehalten wiſſen; und verbürgen uns feierlichſt, daß wir keine Veränderung oder Ausnahme im Geſetze gegen irgend Jemandes Eigenthum geſtatten wollen. Ja, die höchſte Landesgewalt ſoll ſich weder unter dem Vorwande von Regalien (jurium regalium), noch unter irgend einem andern Namen auch nur die mindeſten Anſprüche auf das Eigenthum der Bürger weder im Ganzen, noch Theilweiſe anmaßen. Daher ehren, verbürgen und beſtätigen wir die perſönliche Sicherheit und alles, irgend Jemanden, rechtmäßig gebührende Eigenthum, als das ächte Band der Geſellſchaft, als den Augapfel der bürgerlichen Freiheit und wollen ſie auch als ſolche für die künftigen Zeiten, geehrt, verwahrt und unverletzt erhalten haben."

In Hinſicht der Städte und Stadtbewohner ward ein, in Betreff der königlichen Städte am 18. April 1791 erlaſſenes Geſetz beſtätigt. Hiernach wurden die königlichen Städte für frei erklärt und der Gewalt der Staroſten, ſo wie

*) Hier hätte man vielleicht richtiger ſagen können: „als ſie ſeit Jahrhunderten einem Jeden hätten zu Statten kommen ſollen;" denn wirklich waren manche dieſer Rechte vielen Polen nicht zu Statten gekommen.

den Tribunalen und Gerichtsbarkeiten der Wojewodschaften entzogen; die Wahl ihrer Stadtrichter und Beamten ward ihrer Willkühr überlassen; die Verfügungen zur Aufrechthaltung der innern Ordnung, Ruhe und Sicherheit, und die Aufsicht über die Vollziehung dieser Verfügungen, war ihnen gleichfalls, jedoch mit der Bedingung anheim gestellt, daß sie die Polizeikommission davon in Kenntniß setzen sollten. Das Gesetz: Neminem captivabimus, nisi jure victum *), ward auch auf die Stadtbewohner ausgedehnt, und ihnen zugleich die Freiheit ertheilt, Landgüter an sich zu bringen und zu besitzen. Ferner ward ihnen nicht allein das Recht höherer Beförderungen bei dem Kriegsheer und in allen weltlichen und geistlichen Aemtern, sondern auch Theilnahme an der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zugesichert. Die Städte wurden nämlich in vierundzwanzig Abtheilungen getheilt, und wählten alle zwei Jahre ihre Abgeordneten zum Reichstage, die ihren besondern Platz hatten, und, wenn ihnen der Reichstagsmarschall das Wort gegeben hatte, die Bedürfnisse und Wünsche der Städte vortrugen. Aus diesen städtischen Abgeordneten wurden in den Provinzialsessionen während des Reichstages Kommissarien der Polizei- und Schatzkommission und die Assessoren des Kron- und litthauischen Assessorial- oder Oberappellationsgerichts erwählt, und sie wurden in Hinsicht der Gehalte den Kommissarien des Ritterstandes vollkommen gleich gestellt.

Jenes Gesetz erlaubte auch dem Adel, das Bürgerrecht in den Städten zu erwerben, und ohne Nachtheil seines Standes, Handwerke und Handlung zu treiben. Diese Anordnung war höchst zweckmäßig, indem sie die Vorurtheile beseitigte, den Ritter- und Bürgerstand einander näherte, dem letztern einen höhern Grad von Achtung bei dem erstern verschaffte, und zugleich der großen Menge armer Edelleute, die aus thörichtem Hochmuth lieber mit ihren Familien darbten und zu Grunde gingen, als auf eine nützliche, sie vermeintlich entehr-

*) Es soll Niemand verhaftet werden, er sey denn gerichtlich überführt.

rende Weise thätig seyn mochten, die Mittel darbot, sich und die Ihrigen auf eine rechtliche Weise zu ernähren, ohne ihren Standesgenossen und dem Staat lästig zu werden. Die in den Städten sich niederlassenden Edelleute mußten übrigens gleiche Lasten mit den Bürgern tragen, und den letztern wurde die Erlangung des Adels erleichtert, indem 1) die Bevollmächtigten der Städte bei den Reichstagen, nach Endigung ihres zweijährigen Dienstes, das Recht hatten, geadelt zu werden. Dasselbe Recht war 2) jedem Städter zugestanden, der ein Dorf oder ein Städtchen kaufte, das zweihundert Gulden des sogenannten zehnten Groschens bezahlte; 3) Allen, die bei dem Kriegsheer bis zum Hauptmannsrang oder in den Regierungsdikasterien bis zu dem Amte eines Regierenden hinaufgerückt waren, und 4) sollten auf jedem Reichstage dreißig Stadtbewohner, die in den Städten erbliche Besitzungen hatten, auf die Empfehlung der Landboten und Städte geadelt werden.

Diese Anordnungen scheinen allerdings höchst sonderbar; allein wenn man die wichtigen und ausschließlichen Vorzüge erwägt, welche dem Adel durch die Verfassung zugesichert waren, so überzeugt man sich, daß der polnische Ritterstand, der so bereitwillig sich entschloß, diese Vorrechte mit den Stadtbewohnern zu theilen, in Vergleichung mit den bevorzügten Kasten anderer Länder, sehr lobenswürdig handelte. Auch war es den Stadtbewohnern keineswegs zu verdenken, von der Möglichkeit zur Erwerbung des Adels, der so manche Vortheile gewährte, und dessen Besitz Keinem im Betriebe seines Gewerbes hinderlich seyn konnte, Gebrauch zu machen.

Auf die Besserung der Verhältnisse der Bauern und Landleute war in der Verfassungsurkunde gleichfalls Rücksicht genommen und gewiß würde der konstitutionelle Reichstag, wenn er nicht wäre unterbrochen und aufgehoben worden, auch die Leibeigenschaft, diesen Schandfleck der Menschheit, der noch jetzt in dem russischen Reiche besteht, und von dem Kaiser Nikolaus sorgfältig beibehalten wird, abgeschafft haben.

Hinsichtlich der Bauern sagte die Konstitution vom

Mai 1791: „Die Landleute, unter deren Händen die ergiebigste Quelle der Reichthümer des Landes entspringt, und die den zahlreichsten Theil der Nation bilden, folglich der mächtigste Schutz des Landes sind, nehmen wir, sowohl aus Gerechtigkeit und Christenpflicht, als auch um unseres eigenen, wohlverstandenen Vortheils willen unter den Schutz des Gesetzes und der Landesregierung, und beschließen, daß von nun an alle Freiheiten, Zugeständnisse und Verabredungen, welche die Gutsbesitzer mit den Bauern auf ihren Gütern rechtsgültig eingegangen sind, diese Freiheiten, Zugeständnisse und Vereinbarungen mögen mit den Gemeinden im Ganzen oder mit den einzelnen Einwohnern eines Dorfs getroffen seyn, gemeinschaftliche und gegenseitige Verpflichtung bewirken sollen, und zwar nach der wörtlichen Bedeutung der festgesetzten Bedingungen, und des Inhalts der gedachten Zugeständnisse und Verabredungen, welche unter dem Schutze der Landesregierung stehen werden. Die von einem Grundbesitzer freiwillig eingegangenen Vereinbarungen dieser Art werden mit allen daraus entspringenden Verbindlichkeiten nicht allein ihn selbst, sondern auch alle seine Nachfolger und die Erben seiner Rechte so verpflichten, daß sie nie zu einer willkührlichen Veränderung befugt seyn werden."

„Dagegen sollen jedoch die Bauern gleichfalls, sie mögen Güter haben, von welcher Art sie wollen, sich den freiwilligen Uebereinkünften und den damit verbundenen Verpflichtungen auf keine andere als auf die, in den verabredeten Bedingungen festgesetzte Weise entziehen können, da sie dieselben, sie mögen für immer oder nur für eine gewisse Zeit eingegangen seyn, auf das Getreueste und pflichtmäßig erfüllen müssen."

„Hiemit haben wir nun den Grundeigenthümern alle Vortheile gesichert, die ihnen von Seiten der Bauern gebühren; da wir aber auch die Bevölkerung unseres Landes auf das Kräftigste zu fördern wünschen, so verkünden wir Allen und Jeden, sowohl den neu Ankommenden, als denjenigen,

die früherhin ihr Vaterland verlassen haben, und jetzt dahin zurückzukehren wünschen, die vollkommenste Freiheit, so daß Jeder, der aus irgend einer Gegend der Welt in die Staaten der Republik neu ankömmt, oder zu uns zurück kehrt, so wie er den polnischen Boden betritt, die volle Befugniß haben soll, Gewerbe betreiben zu können, wie und wo er will, er soll die Freiheit haben, über Ansiedlung, Frohndienste und Zinsen Vereinbarungen zu treffen, auf welche Weise und auf wie lange Zeit er es für sich gut findet; es soll ihm frei stehen, sich auf dem Lande oder in einer Stadt niederzulassen, in Polen zu bleiben, oder sich, wenn er seinen freiwillig übernommenen Verpflichtungen genügt hat, in ein anderes, ihm beliebiges Land zu begeben."

Hieraus sieht man, daß auch die niedern Stände alle, die, so hochgepriesenen Vortheile, welche sie angeblich bloß der Zertrümmerung ihres Vaterlandes und der russischen, preußischen und österreichischen Oberherrschaft verdanken, eben so gut und in einem weit größeren Umfange erlangt haben würden, wenn ihr Vaterland seine Selbstständigkeit behalten hätte. Nikolaus hat also gar keine Ursache, mit den Wohlthaten zu prahlen, die er und sein Vorgänger Alexander den Polen wollen bewiesen haben; Alles hätte sich weit besser und schöner gestaltet, wenn jene schändliche Zerstückelung Polens nicht statt gefunden hätte. Der polnische Adel läßt sich an Menschenliebe und Edelsinn gewiß von keinem Nachkommen Katharina's II. übertreffen; er hat sich immer bereit gezeigt, seine Vorrechte und Vorzüge zu opfern, wo Vernunft und Menschlichkeit es heischten, und er würde schon weit früher den niedern Volksklassen gleiche Rechte zugestanden haben, wenn Katharina's boshafte und heimtückische Politik, welche immer nur darauf bedacht war, die Nation in einem Zustande der Ohnmacht zu erhalten, alles vaterländische Gefühl bei der Hauptmasse derselben zu ersticken, und die niedern Volksklassen gegen die höhern, die Nichtkatholiken gegen die Katholiken zu verfeinden, ihm nicht die Hände ge-

fesselt hätte. Um jene saubern Zwecke zu erreichen, benutzte Katharina, die als ein böser Geist, als ein wahrer Teufel über Polens Schicksal waltete, die Mißhelligkeiten zwischen Katholiken und Dissidenten, den von ihr eingeführten und ihr durchaus ergebenen, immerwährenden Rath, und besonders das nie pozwalam, wodurch sie jede zeitgemäße, den Bedürfnissen der Nation entsprechende Verbesserung hinderte. Kein Mittel war so schlecht, so unwürdig und despotisch, dessen sie sich nicht zur Erweiterung ihrer Selbstherrschaft bedient haben sollte! Wie sie gegen Einzelne, gegen ihren Gemahl, Peter III., gegen den Prinzen Iwan, gegen die Tochter ihrer Wohlthäterin, der Kaiserin Elisabeth handelte, eben so handelte sie auch gegen ganze Nationen! Die Thränen, die Seufzer, die Flüche vieler Millionen, Gebirge von Leichen und Ströme von Blut hatten für eine Fürstin keine Bedeutung, deren Herz in den Eisgefilden des Nordens gegen alle menschlichen Gefühle erstarrt und erkaltet war, und die bloß von Ruhm- und Herrschsucht, von Rachgier und niedriger Wollust beseelt wurde.

Den polnischen Bauern und Landleuten konnten zu jener Zeit keine größere Rechte eingeräumt werden, als dies durch die Konstitution vom 3. Mai 1791 geschah; denn der, bei dieser Volksklasse damals noch herrschende Mangel an geistiger und sittlicher Bildung, und ihre gänzliche Unfähigkeit, sowohl schriftlich als mündlich ihre Gedanken und Wünsche vorzutragen, machte es ihr unmöglich, thätigen Antheil an der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt zu nehmen; aber sie war keineswegs für immer davon ausgeschlossen, denn die Urheber der Konstitution waren weit entfernt, ihrem Werke eine so lächerliche Stabilität zuschreiben zu wollen, wie die Diplomaten der europäischen Großmächte nach der Restauration ihren, oft eben so unverständigen, als unhaltbaren Kongreßprotokollen und Beschlüssen beizulegen geruhten. Um aber jenen Klassen den Genuß der Vortheile aller staatsbürgerlichen Rechte zu gewähren, mußten sie selbst zur Ausübung

dieſer Rechte fähig ſeyn, und hiezu ward durch die Verfaſſung die Bahn gebrochen, indem ſie dadurch in den Stand geſetzt wurden, ſich nach und nach zu einer höhern Stufe der Civiliſation zu erheben.

Der Reichstag ſollte zufolge der Konſtitution vom 3. Mai 1791 die geſetzgebende Gewalt ausüben, und ſich in zwei Stuben theilen, in die Landbotenkammer und in die Senatorenkammer unter dem Vorſitze des Königs.

Die Landbotenkammer ſollte entſcheiden 1) in Rückſicht der allgemeinen, das heißt, der politiſchen, bürgerlichen und peinlichen Geſetze und der Anordnung feſter Abgaben; 2) in Rückſicht der Reichstagsbeſchlüſſe, nemlich der Beſchlüſſe über vorübergehende (nicht feſte) Steuern, über den Münzfuß, über Staatsanleihen, über Erhebungen in den Adelſtand und andere zufällige Belohnungen, über die Eintheilung der öffentlichen ordentlichen und außerordentlichen Abgaben, über Krieg und Frieden, über die Ratifikation der Allianz- und Handelsverträge u. ſ. w.

Die Senatorenkammer ſollte unter dem Vorſitz des Königs, aus den Biſchöfen, Wojewoden, Kaſtellanen und Miniſtern beſtehen. Der König ſollte das Recht haben, einmal ſeine Stimme zu geben, und im Fall der Stimmengleichheit dieſelbe entweder perſönlich oder durch Ueberſendung ſeiner Meinung an dieſe Kammer zu heben. Die Senatorenkammer hatte folgende Verpflichtungen: 1) jedes Geſetz, das nach ſeinem förmlichen Durchgange durch die Landbotenkammer ſogleich an die Kammer der Senatoren abgeſchickt werden mußte, entweder anzunehmen oder durch die geſetzlich vorgeſchriebene Stimmenmehrheit der fernern Berathung der Nation vorzubehalten. Durch die Annahme ſollte das Geſetz Kraft und Verbindlichkeit erlangen: durch den Vorbehalt hingegen ſollte es bis zum künftigen Reichstage ausgeſetzt bleiben, und wenn man dann zum zweiten Mal darüber einig wurde, angenommen werden. 2) Sollte die Senatorenkammer über jeden Reichstagsbeſchluß in Betreff der vorhin angeführten Gegenſtände, welcher ihr von der

Landbotenkammer sofort überstandt werden mußte, zugleich mit der Landbotenkammer nach Stimmenmehrheit entscheiden, und die vereinigte, dem Gesetze gemäße Stimmenmehrheit beider Kammern sollte den Ausspruch und den Willen der Stände ausmachen. Das liberum veto (Nie pozwalam) ward „als „dem Geiste der gegenwärtigen Verfassung widersprechend, als „zertrümmernd für die Regierung und vernichtend für die Ge„sellschaft“ für immer aufgehoben.

„Da wir,“ hieß es ferner, „auf der einen Seite gewaltthätigen und öftern Abänderungen der Nationalverfassung vorzubeugen suchen, so erkennen wir nichts desto weniger auf der andern Seite die Nothwendigkeit ihrer Vervollkommnung, wenn man ihre Wirkungen auf das öffentliche Wohl wird erfahren haben; demnach bestimmen wir jedes fünfundzwanzigste Jahr zur Revision und Verbesserung der Verfassung, und der Konstitutionsreichstag, welcher sodann gehalten wird, soll ein außerordentlicher seyn, nach dem in einem besondern Gesetz darüber ertheilten Vorschrift.“

Diese Anordnung war doch in der That tausendmal vernünftiger, als jenes mitternächtliche Stabilitätssystem, das an den Ufern der Newa und der Donau so mächtige und eifrige Vertheidiger und Lobredner gefunden hat! Der Reichstag und die Urheber der Verfassungsurkunde zeigten hiedurch, daß sie nicht so tyrannisch dachten, alle künftige Geschlechter an die von ihnen entworfene Konstitution für immer zu fesseln, sondern daß sie jedem Menschenalter recht gerne das heilige und unantastbare Recht gestatten wollten, für seine Bedürfnisse nach eigener Einsicht und nach Maßgabe der Zeitumstände selbst zu sorgen. Dieß war gewiß sehr weise, denn nimmermehr wird jemals eine Staatsverfassung erdacht und erfunden werden, die allen Zeiten und allen Verhältnissen angemessen und für alle Völker gleich beglückend seyn könnte. Eine Verfassung, die man einer Nation als unveränderliche Norm für alle künftige Zeiten aufbürdet, ist die Wiege des Despotismus, der Anarchie, des innerlichen Krieges und zugleich der Sarg aller

Freiheit, aller Unabhängigkeit, alles bürgerlichen Wohlstandes; denn wenn auch wirklich die gegebene Verfassung den Bedürfnissen der Mehrzahl nicht genügt, und diese dann ihre Aenderung oder Aufhebung wünscht, so wird sich immer noch eine Minderzahl finden, die durch die Aufrechthaltung derselben wirkliche oder vermeintliche Vortheile zu behaupten oder zu erringen hofft, und daher unter dem Schein der Gesetzmäßigkeit (Legitimität) Alles auf's Spiel setzen wird, um die längst veraltete Verfassung gegen jede Veränderung in Schutz zu nehmen. Ist hingegen in der Verfassungsurkunde selbst, wie dieß in der polnischen der Fall war, ein Zeitpunkt bestimmt, wo die Konstitution einer Durchsicht und einer vielleicht nöthig werdenden Veränderung unterworfen seyn soll, dann fällt jeder rechtlich scheinende Vorwand hinweg, und die Verbesserungen, die sonst nur durch Blutvergießen und gewaltsame Umwälzungen zu erlangen seyn würden, können auf ganz leichte und friedliche Weise bewirkt werden, ohne eine andere Spur als die, der geschehenen Veränderung zu hinterlassen.

Die Gewalt der höchsten Vollziehung der Gesetze ward dem Könige in seinem Staatsrath, der den Namen Wache der Gesetze (Straż) führen sollte, übergeben.

Diese vollziehende Gewalt sollte die strengste Aufsicht über die Gesetze und deren Erfüllung haben, und ihr sollten alle Magistraturen Gehorsam schuldig seyn. Auch sollte sie die Macht haben, ungehorsame oder pflichtvergessene Behörden zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten. Sie sollte aber so wenig Gesetze geben, als erklären; so wenig Abgaben und Steuern irgend einer Art auflegen, als Staatsanleihen machen, oder die von dem Reichstage angeordnete Eintheilung der Einkünfte des Schatzes abändern dürfen. Ferner konnte sie keinen Krieg erklären, keinen Frieden, keine Verträge und keine diplomatische Verhandlungen definitiv abschließen. Sie sollte zwar die Freiheit haben, einstweilige Unterhandlungen mit den auswärtigen Höfen anzuknüpfen, und den vorübergehenden und gemeinen Bedürfnissen zur Sicherheit und Ruhe des Landes ab-

zubelfen; allein sie sollte verpflichtet seyn, hievon der nächsten Reichstagsversammlung Bericht zu erstatten.

Die persönliche Wählbarkeit des Königs ward abgeschafft, und der polnische Thron für immer in einen Familienwahlthron verwandelt, um für die Zukunft die Uebel zu vermeiden, welche die Zwischenregierungen herbeigeführt hatten. „Es ist unsere Pflicht," hieß es in der Verfassungsurkunde, „das Schicksal aller Einwohner Polens zu sichern, und dem Einfluß auswärtiger Mächte auf immer zu steuern; die Erinnerung an die Herrlichkeit und das Glück unsers Vaterlandes zu den Zeiten der ununterbrochen regierenden Familien; die Nothwendigkeit, Fremde von dem Streben nach dem Throne zurück zu halten, und dagegen mächtige Polen zum einmüthigen Schutze der Nationalfreiheit zu veranlassen, haben uns nach reiflicher Ueberlegung bewogen, den Thron nach dem Gesetz der Erbfolge zu vergeben." Dem zu Folge ward dem Kurfürsten (nachmaligem Könige) Friederich August von Sachsen und dessen männlichen Nachkommen der polnische Thron bestimmt. Der älteste Sohn des künftig regierenden Königs sollte seinem Vater auf dem Throne folgen, und wenn der Kurfürst von Sachsen keine Nachkommen männlichen Geschlechts erhalten würde, so sollte der, von ihm, mit Genehmigung der polnischen Stände zu wählende Gemahl seiner Tochter Maria Augusta Nepomucena die Linie der männlichen Erbfolge auf dem polnischen Thron beginnen. Die Prinzessin ward demnach für ein Kind (Infantin) von Polen erklärt, der Nation aber das, keiner Verjährung unterliegende Recht vorbehalten, nach Erlöschung des ersten Hauses auf dem Thron ein anderes zu wählen.

Jeder König sollte bei seiner Thronbesteigung Gott und der Nation den Eid auf die Erhaltung der Verfassung und auf die pacta conventa leisten, die mit dem Kurfürsten von Sachsen, als dem bestimmten Thronfolger, abgeschlossen werden würden. Die Person des Königs sollte heilig und unverletzbar seyn. „Da er," so hieß es in der Urkunde, „nichts

für sich selbst thut, so kann er auch der Nation für nichts verantwortlich seyn. Nicht Selbstherrscher, sondern Vater und Haupt der Nation soll er seyn, und dafür erkennt und erklärt ihn das Gesetz und die gegenwärtige Verfassung.“ Die, in den pactis conventis bestimmten Einkünfte und die, dem Throne eigenthümlichen Vorrechte, welche dem künftig zu Wählenden vorbehalten wurden, sollten niemals angetastet werden.

Alle öffentlichen Akten, alle Tribunale, Gerichte und Magistraturen, alle Geldstempel sollten den Namen des Königs führen. Der letztere sollte vollkommene Macht behalten, Gutes zu thun und das Recht haben, die zum Tode Verurtheilten zu begnadigen, jedoch mit Ausschluß der Staatsverbrecher. Er sollte auch die höchste Gewalt über das Kriegsheer haben und dessen Anführer ernennen, aber der Nation ward die Befugniß vorbehalten, sie durch Andere zu ersetzen. Ausserdem ward dem Könige noch das Recht zugesichert, die Offiziere, Beamten, Bischöfe, Senatoren und Minister, in Gemäßheit der später darüber erlassenen Gesetze zu ernählen und zu bestellen.

Der Staatsrath (Straz), welcher dem Könige zur Aufsicht, Erhaltung und Vollstreckung der Gesetze zugeordnet ward, sollte aus dem Primas, als dem Haupte der polnischen Geistlichkeit und dem Präsidenten der Erziehungskommission, ferner aus fünf Ministern und aus zwei Sekretären (ohne entscheidende Stimme) bestehen. Der Reichstagsmarschall sollte zwar Sitz im Staatsrath haben, aber an dessen Beschlüssen keinen Theil nehmen. Dagegen sollte er die Befugniß haben, einen fertigen (ausserordentlichen) Reichstag zu berufen, wenn der König bei Ereignissen, die einen solchen Reichstag nothwendig machen würden, sich weigern sollte, ihn selbst auszuschreiben. Als Fälle, wo Zusammenberufung eines ausserordentlichen Reichstages statt finden sollte, wurden ausser dem Vorhergehenden bloß folgende bezeichnet: 1) dringende, auf das Völkerrecht sich beziehende Bedürfnisse, vorzüglich bei einem Kriege

in der Nachbarschaft; 2) innerliche Unruhen, die dem Lande mit einer gewaltsamen Umwälzung oder mit wichtigen Zwistigkeiten seiner Behörden drohen; 3) augenscheinliche Gefahr einer allgemeinen Hungersnoth; 4) Verwaisung des Vaterlandes durch den Tod des Königs oder gefährliche Krankheit desselben.

Alle Beschlüsse des Staatsraths sollten von den, vorhin genannten Personen geprüft werden; und die Entscheidung des Königs sollte das Uebergewicht haben. Daher sollten auch alle Beschlüsse unter dem Namen des Königs und mit seiner eigenhändigen Unterschrift versehen, erlassen werden. Ausserdem sollten sie noch von einem, der im Staatsrath sitzenden Minister unterschrieben seyn, und erst dann zum Gehorsam verbinden und von den vollziehenden Behörden befolgt werden dürfen. Wenn keiner der, im Staatsrath Sitz und Stimme habenden Minister den Befehl oder die Entscheidung des Königs sollte unterzeichnen wollen, und der König dennoch auf seinem Willen beharren würde, so sollte der Reichstagsmarschall um die Berufung des fertigen (ausserordentlichen) Reichstags bitten, und im Weigerungsfall, von Seiten des Königs, ihn selbst berufen.

In dem Fall, daß beide, auf dem Reichstage vereinigte Kammern mit einer Mehrheit von zwei Dritteln geheimer Stimmen die Entfernung eines Ministers aus dem Staatsrathe oder aus seiner Stelle verlangen würden, sollte der König verpflichtet seyn, ihn sogleich durch einen Andern zu ersetzen.

„Da wir wollen, hieß es endlich, daß der Staatsrath die Wache der Nationalgesetze, wegen jeder Verletzung derselben der strengsten Verantwortlichkeit bei der Nation unterworfen seyn soll; so verordnen wir, daß die Minister, falls sie von der Deputation, welche zur Prüfung ihrer Handlungen niedergesetzt ist, wegen Uebertretung der Gesetze angeklagt werden, mit ihrer Person und ihrem Vermögen verantwortlich seyn sollen. Bei allen Klagen dieser Art sollen die versammelten Stände die angeschuldigten Minister durch die einfache

Stimmenmehrheit an die Reichstagsgerichte absenden, wo ihnen dann entweder die gerechte, ihrem Verbrechen gebührende Strafe oder bei bewiesener Schuldlosigkeit die Lossprechung von der Klage und Strafe zuerkannt werden soll."

Aus dem Angeführten erhellt deutlich genug, daß die polnische Verfassung vom 3. Mai 1791 keineswegs vom Geiste des Jakobinismus eingehaucht war, und daß man sich späterhin blos dieser verlegenen Anklage auf eine heimtückische Weise bediente, um doch wenigstens einen scheinbaren Vorwand zur Zerstückelung des polnischen Reichs zu haben.

Die Verfassung selbst wurde von allen vaterländisch gesinnten und einsichtsvollen Polen mit hoher Begeisterung aufgenommen. Wenn man gleich zugestehen muß, daß sie weit entfernt war, dem Liberalismus und den Bedürfnissen unserer Zeit zu entsprechen, so war sie doch ein äußerst wichtiger Schritt zur Veredlung und Ausbildung der Nation, die gewiß, wenn nicht despotische Willkühr und Herrschgier ihr Vaterland auf eine so grausenvolle Weise zertrümmert und sie so vieler der Besten und Edelsten ihrer Mitbürger beraubt hätte, nicht auf halbem Wege würde stehen geblieben seyn.

Um manche nachfolgende Ereignisse in ein desto helleres Licht zu stellen, müssen wir noch einiger Umstände erwähnen, welche der Annahme der Konstitution vorausgingen oder dieselbe begleiteten.

Bereits im Jahr 1790 hatten sich viele Gerüchte in Betreff einer zweiten Theilung Polens verbreitet, und die Berichte, welche die polnischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen hierüber erstatteten, waren ganz dazu geeignet, die Besorgnisse der vaterländischgesinnten Polen zu erregen. Eine schnelle Beendigung und schnelle Annahme der entworfenen Verfassung schienen die kräftigsten Mittel zu seyn, den Drohungen der benachbarten Mächte Widerstand zu leisten. Man wünschte daher die Annahme des ganzen Verfassungsentwurfs in einer einzigen Reichstagssitzung zu bewirken; allein hiezu bedurfte man durchaus den Beistand des Königs, denn ohne diesen konnte ein

solcher Schritt innere Zwiste veranlassen, und den auswärtigen Mächten noch einen weit scheinbarern Vorwand zu gewaltsamen Maßregeln geben, zumal da zu jener Zeit der Sturz des Despotismus in Frankreich die Machthaber Europa's zur Unterdrückung aller, von den Völkern ausgehenden politischen Veränderungen vereinigt hatte. Nach dem herrlichen System des absoluten Monarchismus, welches man damals nicht mehr wie früher, bloß in der Anwendung, sondern auch in der Theorie geltend machen wollte, sollten nämlich die Nationen durchaus nicht das Recht haben, zu bestimmen, wie sie regiert werden wollten, sondern dies sollte lediglich von der Willkühr, der Laune und den Leidenschaften ihrer mit göttlichen Rechten und göttlicher Weisheit ausgerüsteten Regenten abhängen; ein Grundsatz, oder richtiger eine tolle wahnsinnige Einbildung, welche der Menschheit seit den letzten vierzig Jahren viele Ströme von Blut und Thränen gekostet hat.

Stanislaus August fühlte sich durch die bedeutende Gewalt, welche ihm übergeben werden sollte, in hohem Grade geschmeichelt. Früherhin war er bloß ein gekrönter Scherge Rußlands gewesen; die muthvolle Standhaftigkeit der vaterländischgesinnten Reichsstände aber hatte ihn von dem entehrenden und lästigen Joch befreiet, und auch hiedurch war er für den Verfassungsplan gewonnen. Ueberdieß kannte er das große Uebergewicht des Berliner Hofes und die Ansichten der polnischen Nation, die gegen Rußland und dessen Anhänger im höchsten Grade aufgebracht war, weil man sie als eine verderbte und verworfene, dem Vaterlande gefährliche Rotte von Menschen betrachtete, die auf eine ehrlose Weise nur von russischen Geschenken und Bestechungen lebte. Er sah ein, daß er den Zorn und Unwillen der ganzen Nation auf sich laden würde, wenn er noch ferner es mit jenen Nichtswürdigen halten würde, die sein Vaterland an den Abgrund des Verderbens gebracht hatten, und daher schloß er sich jenen patriotischen Biedermännern an, welche die Mehrheit des Reichstages bil-

deten, indem er hoffte, hiedurch das Wohlwollen und die verlorne Achtung des Volkes wieder zu gewinnen.

Da man ihn so geneigt und so bemüht sah, den Wünschen der Nation zu entsprechen, so nahm man nicht länger Anstand, ihm den Verfassungsplan, welchen die hiezu niedergesetzte Kommission entworfen hatte, anzuvertrauen. Stanislaus August äusserte den Wunsch, ihn einige Zeit zu behalten, um ihn zu prüfen, und die ihm nöthig scheinenden Verbesserungen zu machen, wobei er es sich vorbehielt, ihn der Reichsversammlung in Vorschlag zu bringen. Er veränderte freilich an dem Entwurfe nichts; allein es schmeichelte doch seiner Eitelkeit, für den Urheber des Verfassungswerkes gehalten zu werden, und als er einigen seiner Vertrauten den Plan vorlas, äußerte er sehr zierlich: „es sey der Wunsch seines Herzens oder der Traum eines guten Staatsbürgers."

Ein guter Staatsbürger hätte Stanislaus August allerdings seyn können; ein schwacher König war er gewiß.

Weil die unangenehmen, Besorgniß erregenden Berichte von einer zweiten Theilung Polens immer drohender wurden, und keinen längern Aufschub gestatteten, so hatte man den 5. Mai zur Uebergabe des Verfassungsentwurfs an die Reichsversammlung bestimmt. Von den Patrioten wurde übrigens in dieser Hinsicht das tiefste Stillschweigen beobachtet, denn man sahe voraus, daß die Anhänger Rußlands Alles aufbieten würden, um die Annahme der Verfassung zu hintertreiben. Man durfte sogar erwarten, daß sie, wenn ihre gewöhnlichen Ränke nicht gelängen, suchen würden, in der Reichsversammlung Unruhen zu stiften, und daß dann das ganze Unternehmen an dem bösen Willen der russischen Söldlinge scheitern könnte. Der König fand jedoch rathsam, einige Tage vor der Ausführung seines Vorhabens dasselbe dem Kanzler Malachowski, dem Marschall Mnischech und dem Unterkanzler Chreptowitsch anzuvertrauen. Sie versprachen ihm ihren Beistand und die tiefste Verschwiegenheit, und Mnischech

und Chreptowitsch hielten wenigstens dem Scheine nach, ihr Wort. Der Kanzler Malachowski benachrichtigte aber die Anhänger Rußlands augenblicklich von Allem, was vorging, und die letztern verbreiteten das, so lange unter sechszig Personen getreu bewahrte Geheimniß in ganz Warschau. Nun versammelte sich die russische Parthei sogleich, um sich zu berathschlagen, und der Bischof Kossakowski, der Kanzler Malachowski und Branicki sandten nach allen Gegenden Polens Eilboten, um ihre Freunde nach Warschau zu berufen. Alle sollten bis zum 5. Mai in Warschau eintreffen, und die Gewaltthätigkeiten ausführen helfen, wodurch man die Annahme der Verfassung vereiteln wollte. In öffentlichen und Privathäusern, in den Schenken und auf den Märkten und Gassen suchten die Anhänger Rußlands durch ihre Helfershelfer das Volk in Angst und Schrecken zu setzen, und drohten sogar dem Könige, dem Reichstagsmarschall Malachowski und einigen andern Vaterländischgesinnten, sie zu ermorden. Durch so abscheuliche Aeusserungen wurde jedoch der Unwille der bessern Bürger, die ihr ganzes Vertrauen auf die Konstitutionellen und auf die Einführung der neuen Verfassung gesetzt hatten, im höchsten Grade gereizt, und es hätte leicht den Anhängern Rußlands das widerfahren können, was sie ihren Gegnern zu thun drohten, wenn diese nicht eine edle Mäßigung gezeigt und sich bemüht hätten, die gewaltsamen Ausbrüche der Volkserbitterung wider die Vaterlandsverräther zu unterdrücken. Jetzt fingen die letztern an, eine andere Rolle zu spielen; sie stellten sich plötzlich wegen ihrer persönlichen Sicherheit äusserst ängstlich und besorgt, und gaben sich das Ansehen, daß alle ihre Zurüstungen und Vorkehrungen blos Nothwehr und Selbstvertheidigung zum Zwecke hätten. Unter diesem Vorwande bereiteten sie sich vor, auf dem Reichstage Gewaltthätigkeiten zu verüben, und legten zugleich den Grund zu der, nachher von ihnen ausgestreuten verläumderischen Behauptung, daß Alles, was am 3. Mai geschehen, durch Gewalt und Uebermacht bewirkt worden sey; eine Behauptung,

die späterhin von den raubgierigen Nachbaren gleichfalls benützt ward, um die zweite Theilung Polens und die endlich erfolgende gänzliche Auflösung der Republik zu beschönigen.

Durch alle diese Umstände wurden die Vaterlandsfreunde genöthigt, die Ausführung ihres Vorsatzes in Betreff der Uebergebung des Verfassungsentwurfs an den Reichstag zu beschleunigen, und der König, der es einsah, wie große Gefahr sowohl von Innen als von Aussen bei fernerem Verzuge waltete, gab selbst den Rath, nicht bis zum 5. Mai zu warten, sondern den Entwurf schon am 3. Mai dem Reichstage zu übergeben, um allen gewaltsamen Maßregeln der Widersacher zuvor zu kommen.

Am Abend vor dem, in der polnischen Geschichte so merkwürdigen 3. Mai versammelten sich die Vaterländischgesinnten in dem Palaste Radziwill, um der Vorlesung der Verfassungsurkunde beizuwohnen. Es fanden sich aber auch viele Anhänger Rußlands dort ein, und ausser ihnen eine Menge Menschen, die gar nicht zum Reichstage gehörten. Ohne nun noch weiter ein Geheimniß daraus zu machen, ließen die Patrioten den Konstitutionsentwurf vorlesen, und die tiefe Stille, womit alle Anwesenden zuhörten, ward durch keinen Widerspruch, sondern bloß durch häufige Beifallsbezeugungen unterbrochen. Als die Vorlesung beendigt war, ertönte von allen Seiten das beifällige: zgoda! zgoda! und dies that den Anhängern Rußlands so weh, daß Keiner es wagte, seine Stimme zu erheben. Der unzeitige Antrag, die Verfassung sogleich in Berathung zu ziehen, ward von der ganzen Versammlung mit einem lauten Gelächter beantwortet, und die russischen Partheigänger durchliefen die Stadt, um bei Unkundigen den Verfassungsentwurf auf das Empörendste zu verlästern, wogegen aber eine noch größere Schaar von Zuhörern sich ebenfalls in Warschau verbreitete, und sie bis in den Himmel erhob. Die konstitutionellen Mitglieder des Reichstages begaben sich hierauf noch um Mitternacht in den Palast des Marschalls Malachowski, wo sie das, einander mündlich

gegebene Versprechen „die Ausführung des Vorhabens in der Reichstagsversammlung durch keine Hindernisse und Einwendungen aufhalten und verzögern zu wollen," auch durch ihre Unterschriften bekräftigten. Der Bischof Krasinski von Podolisch-Kaminiec, derselbe, welcher zuerst den Vorschlag gethan, das Wahlreich Polen in ein Erbreich umzuwandeln, ein ehrwürdiger Greis, der viele Verfolgungen für sein Vaterland erduldet hatte, und noch in seinem Alter die volle Jugendstärke des Geistes besaß, war der Erste, welcher unterzeichnete; ihm folgten mit Freuden die übrigen *), denn Jeder schätzte es sich zur Ehre, seinen Namen zur Beförderung eines Unternehmens herzugeben, wodurch das Glück des Vaterlandes verbürgt werden sollte, des geliebten Vaterlandes, für dessen Heil und Selbstständigkeit Alle bereit waren, Vermögen, Blut und Leben zu wagen.

Als die Unterschriften alle gesammelt waren, harrte man

*) Dieser Bischof Adam Krasinski von Kaminiec Podolski, sein Bruder Michael Krasinski, Kämmerer von Rezan, Franz Potocki, Wojewode von Kiow, und Joseph Pulawski waren die ersten Stifter der Konföderation zu Bar, welche am 1. März 1768 errichtet ward, und den Zweck hatte, Polen von dem schmachvollen Joch Rußlands zu befreien. Er ersuchte persönlich in Konstantinopel die Pforte um ihren Beistand, und sie versprach, das Vorhaben der Konföderirten zu unterstützen. Hierauf reiste er nach Wien und Versailles, um auch bei diesen Höfen Hülfe zu suchen, und der russische Gesandte, Fürst Repnin, zog daher seine Güter ein und schwor ihm, so wie allen Konföderirten, den Tod durch Henkersband. Frankreich bewilligte indessen der Konföderation, bei welcher der bekannte General Dumourier als Geschäftsträger förmlich angestellt war, bedeutende Hülfsgelder, und die Kaiserin Maria Theresia erlaubte derselben, ihre Rathsversammlungen zu Eperies in Ungarn zu halten. Während des Krieges zwischen Rußland und der Pforte verstärkte die Konföderation sich immer mehr, und drohete, unter der Leitung des Grafen Pac, Rußland gefährlich zu werden. Als Joseph II. 1770 nach Eperies kam, hatten Pac, der Bischof Krasinski und einige andere Häupter der Konföderation eine Unterredung mit dem Kaiser, der ihnen einige schwankende Hoffnungen machte, und ihr Mißtrauen gegen Frankreich zu erregen suchte, aber selbst wenig geneigt schien, ihnen kräftige Hülfe zu gewähren. Der Bischof Krasinski war auch eines der eilf Mitglieder jener Deputation, die am 7. September 1789 beauftragt ward, die verschiedenen Verwaltungszweige zu untersuchen und die Grundzüge der neuen Verfassung zu entwerfen.

ruhig, mit frohen Erwartungen und voll Sehnsucht der Dämmerung des Tages entgegen, welcher Polen seine Freiheit, seine Unabhängigkeit und sein Glück zurückgeben und, wie man hoffte, für immer sichern sollte.

Ehe noch die Sitzung am 3. Mai eröffnet wurde, waren auf das Gerücht, daß die neue Verfassungsurkunde verlesen werden sollte, mehrere tausend Menschen herbei geströmt, und füllten den innern Raum des königlichen Palastes, um ihr und des Vaterlandes künftiges Schicksal zu erfahren. Viele rechtliche Bürger, welche durch die tobenden und lauten Drohungen der russischen Parthei geschreckt, und wegen der gutgesinnten Mitglieder des Reichstages ernstlich besorgt waren, zitterten vor der, über dem Vaterlande, über ihnen selbst und ihren Familien schwebenden Gefahr, und erwarteten voll Ungeduld, zwischen Furcht und Hoffnung, den Augenblick, wo die marternde Ungewißheit gelöst werden sollte. Die Raufbolde des russischen Anhanges hatten bereits, der Anweisung ihrer Oberhäupter gemäß, fast alle Plätze in dem Reichstagssaal besetzt, und der übrige Theil des Publikums stand auf den Hausfluren, den Treppen und in den übrigen Sälen und Zimmern des Palastes. Die Satelliten der russischen Parthei sahen sich indessen bald von so zahlreichen und muthvollen Männern umringt, daß ihnen die Neigung verging, auch nur einen Gedanken an Gewaltthätigkeiten zu äussern.

Der König trat ein und ward mit lautem Freudenruf von allen Anwesenden bewillkommt. Darauf erfolgte tiefe Stille; der Reichstagsmarschall Malachowski eröffnete mit einer angemessenen Rede die Sitzung. „Stellt Euch," sprach er unter Anderm, „stellt Euch Euer Vaterland vor, wie herrlich es blühte vor dreihundert Jahren, und wie es die Macht der übrigen Staaten aufwog! Allein nachher ward es ein bedauernswerthes Opfer eigener Verirrungen und fremden Raubes. Das Land ward eine Beute der Habgier, die Bürger waren mit Verachtung bedeckt; ihr Eigenthum diente den Fremden. Der Himmel wende von uns die Streiche des

Unglücks ab, die uns jetzt aufs Neue bedrohen. Die Deputation der auswärtigen Angelegenheiten wird Ihnen, erlauchte Stände, die jetzigen Vorfälle in der politischen Welt berichten." Der Landbote Soltyk von Krakau unterstützte den Vortrag des Reichstagsmarschalls, und stellte die Gerüchte, welche dem Lande mit einer zweiten Theilung droheten, als nicht unbedeutend, sondern als von allen Seiten her übereinstimmend, dar. „Das Publikum," fügte er hinzu, „war gegenwärtig, als von einer einzigen Stadt, von Danzig die Rede war; um so mehr darf es auch heute gegenwärtig seyn, da es sich um das Schicksal des ganzen Landes handelt."

Hierauf nahm der König sogleich das Wort, versicherte, daß die Deputation der auswärtigen Angelegenheiten höchst wichtige Nachrichten in Betreff der Sicherheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes habe, und verlangte, daß dieselben dem Reichstage sogleich vorgelegt werden sollten. Der ganze Reichstag stimmte hiemit überein, nur die wenig zahlreichen Anhänger Rußlands, welche nicht allein fürchteten, die Niederträchtigkeit der russischen Politik, sondern auch ihre eigenen vaterlandsmörderischen Absichten enthüllt zu sehen, widersetzten sich und boten Alles auf, um einen Lärm in dem Reichstagssaal zu erregen. Besonders zeichnete sich hiebei der Landbote Suchorzewski von Kalisch durch sein wahrhaft seltsames Betragen aus. Auf den Knieen, mitten im Saale liegend, und die Arme gegen den Thron ausgestreckt, verlangte er, in der Hoffnung, das Publikum für sich zu gewinnen, und gegen die vaterländisch gesinnten Reichsstände mißtrauisch zu machen, mit lautem Geschrei das Wort, welches der Marschall Malachowski ihm nicht eher, als nach dem Bericht der Deputation bewilligen wollte. Lange Faden von dem Orden, womit er kurz vorher von dem Könige geschmückt war, und den er heruntergerissen hatte, hingen an ihm herab. Neben ihm stand zitternd sein kleiner Sohn, ein Kind von fünf bis sechs Jahren, den er mitten in der Reichsversammlung niederzuhauen drohete, wenn man den, nach seiner Behauptung, dem

Vaterlande verderblichen Verfassungsentwurf annehmen und ihm nicht das Wort gewähren würde.“ Mehrere der Patrioten, die dabei standen, versicherten ihn aber, daß sie es zu einer solchen Tollheit nicht kommen lassen würden, und nun dachte er so wenig daran, sich auch nur den Schein des Ernstes zu geben, daß er selbst das weinende und erschrockene Kind bei der Hand nahm und es zum Saal hinausführte. Um den, eben so lächerlichen, als unanständigen Auftritt zu beendigen, hatte der Reichstagsmarschall ihm, nachdem er noch einmal auf allen Vieren kriechend, mit furchtbarem Geheul um das Wort gebeten hatte, dasselbe bewilligt, und darauf hielt er eine Rede, worin er die Deputation anklagte, daß sie falsche Gerüchte bei dem Reichstage zu verbreiten suchte, und zugleich die konstitutionelle Parthei beschuldigte, daß sie das Volk gegen diejenigen Personen verhetzen wollte, die sich der Verfassung widersetzten. Zuletzt machte er noch die Anzeige, daß gegen mehrere der Patrioten, besonders gegen den Großmarschall Ignaz Potocki von Lithauen und gegen den Landboten Stanislaus Potocki eine Verschwörung im Werk sey, deren Opfer auch er werden solle. Diesem unzusammenhängenden, fanatischen Geschwätz, dessen Wahrheit der Redner mit nichts beweisen konnte, folgte darauf die Vorlesung des Verfassungsentwurfs. Suchorzewski und die übrigen Anhänger Rußlands hatten bloß die Absicht, durch Lügen und Unwahrheiten, Schrecken und Bestürzung zu verbreiten, das Volk gegen die Verfassung und deren Urheber mißtrauisch zu machen, und vor Allem Zeit zu gewinnen. Allein gerade dieser erste Versuch fiel so unglücklich aus, daß sie selbst darüber in die größte Verwirrung geriethen.

Die polnischen Gesandten an den auswärtigen Höfen bezeugten einstimmig in ihren Berichten, welche von der erwähnten Deputation dem Reichstage vorgelegt wurden, daß eine Theilung Polens, die dem Frieden, den Rußland den Türken anbot, zur Grundlage dienen sollte, beabsichtigt würde, und daß man deßhalb bereits in Unterhandlungen

stehe; daß ferner die fremden, den Polen abgeneigten Mächte auf das Lebhafteste wünschten, daß in Polen nie eine gute Verfassung und eine kräftige, vollziehende Gewalt zu Stande kommen möchte, und daß man ihrer Seits kein Mittel unbenutzt ließe, diesen Wunsch zu erreichen; daß sie sich besonders über die Unthätigkeit des Reichstages gefreuet hätten, und jetzt mit Verdruß die Beschleunigung seiner Arbeiten sähen. In den meisten der Berichte ward bemerklich gemacht, daß die Kaiserin Katharina von der fürchterlichsten Rachgier gegen Polen beseelt sey; daß sie zur Befriedigung derselben viele besoldete Werkzeuge in Polen selbst habe, und daß sie vorzüglich auf die Arglist und Habsucht des Berliner Kabinets und auf die Bestechlichkeit mancher Polen rechne.

Alle Anwesenden, mit Ausnahme der Anhänger Rußlands sahen jetzt die große Gefahr, von welcher ihre Nation bedrohet ward, und erkannten die Nothwendigkeit, auf das Schleunigste eine feste und wirksame Regierungsform aufzustellen. Fast der ganze Reichstag erklärte sich laut hiefür und der Großmarschall Ignaz Potocki von Litthauen bestand mit hohem Ernst darauf, sogleich das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch der Staat gerettet werden könne. Es sey, bemerkte er, hier nicht die Rede davon, einen einzelnen Mord, sondern den Mord des ganzen Vaterlandes abzuwenden; es gezieme sich nicht, Mißtrauen und Feindschaft in den Reichstagssaal zu bringen, zu einer Zeit, wo die Rettung der Republik der einzige Gedanke aller Bürger seyn sollte. Darauf wandte er sich an den König, und rief: „Ihnen, Sire, der Sie durch Ihren Rang über jede Anklage der Mißgunst und des Neides erhaben sind, Ihnen, dessen weit umfassende Kenntnisse, dessen durchdringender Verstand und edler Karakter Ihnen ein Uebergewicht giebt, das vom Throne unabhängig ist, Ihnen gebührt es heute, die beßten und wirksamsten Mittel vorzuschlagen, um das Vaterland zu retten.“

Sogleich erwiederte der König: er wüßte unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur ein einziges Mittel, von dem Ret-

tung zu hoffen sey, nemlich die ungesäumte Annahme einer neuen Verfassung, die eben so reiflich durchdacht, als auf die Dauer berechnet wäre, und die alle Mißbräuche, welche sich in die bisherige Verwaltung eingeschlichen hätten, beseitigen würde. Er habe, fügte er hinzu, dies voraussehend, bereits einen Plan entworfen, und würde ihn der Reichsversammlung verlegen; da aber in einem Punkte von der Thronfolge die Rede sey, so glaube er in dieser Hinsicht seine Meinung so lange zurück halten zu müssen, bis man darüber allgemein einverstanden wäre. Hierauf übergab er den Entwurf dem Reichstagssekretär, und verlangte von demselben, daß er ihn vorlesen sollte.

Mit lautem Freudenruf ward des Königs Vorschlag angenommen, und obgleich die russische Parthei und ihre Helfershelfer der Verlesung des Entwurfs widersprachen, so befolgte doch der Reichstagssekretär seinen Auftrag. Nun wollten die Kühnsten und Frechsten der Anhänger Rußlands zu Gewaltthaten schreiten; allein sie wurden von den umherstehenden Landboten und Zuhörern zurück gehalten, und mußten sich, da sie sahen, daß ihre Anzahl zu schwach war, beruhigen. Kaum war aber der Verfassungsentwurf verlesen, als sich zwischen der konstitutionellen und der russischen Parthei ein lebhafter Streit erhob. Einige der letztern erlaubten sich die heftigsten Ausfälle gegen den Verfassungsentwurf, und behaupteten, die Berichte der Deputation von den, der Republik drohenden Gefahren, wären eitle Mährchen, und bloß erfunden, um die schleunige Annahme des Konstitutionsplans durchzusetzen. Andere, besonders mehrere Landboten von Volhynien wandten vor, daß die Instruktion ihrer Wojewodschaft ihnen nicht gestattete, die Bestimmungen in Hinsicht der Thronfolge anzunehmen; dies sey der einzige Grund, fügten sie hinzu, weßhalb sie sich einer Verfassung widersetzen müssen, die sie übrigens für das Vaterland sehr heilsam und nützlich hielten. Mehrere schützten vor, es sey ihnen unmöglich, den ganzen Entwurf, ohne Be-

denkzeit zu haben, gehörig zu beurtheilen, und drangen deßhalb auf die, für jeden neuen Entwurf gesetzlich verstattete zweitägige Berathung. Durch alle diese künstlichen Mittel wollte man aber bloß Zeit gewinnen, um die, von allen Seiten her nach Warschau strömenden Spießgesellen zu erwarten, und dann die Annahme der Verfassung mit Gewalt zu hintertreiben. Die Heftigsten, welche ihre Absichten weniger zu verhehlen suchten, ergossen sich in Schmähungen gegen die Verfassung, die sie als eine despotische Regierungsform, als das Grab der Freiheit und der ursprünglichen Rechte der Nation darzustellen suchten.

Als sie endlich ihre Galle hinlänglich ergossen hatten, traten die Vaterlandsfreunde auf, welche bis dahin ihre Gegner fast gar nicht unterbrochen hatten, und schilderten in zusammenhängenden, kraftvollen, gemäßigten und mit überzeugenden Gründen ausgestatteten Reden die großen Gefahren, welche dem Vaterlande drohten, und wie die schlechte Regierungsverfassung von jeher die Quelle des größten Unglücks der Nation gewesen sey. Sie verglichen den Zustand der Schmach, des Elends, der Sklaverei und der Erniedrigung mit dem Wohlstande, der Freiheit und der Unabhängigkeit des Landes, die man von einer guten Verfassung erwarten dürfe, und endlich zeigten sie die tausendfachen Vortheile der neuen Konstitution, die man als ein festes, den Bedürfnissen der Nation entsprechendes Gebäude auf den Trümmern der Willkühr und Herrschsucht von Außen, und der Gesetzlosigkeit und Knechtschaft im Innern gründen wollte. Zugleich forderten sie im Namen des Vaterlandes die sämmtlichen Mitglieder des Reichstages auf, sich in dem gegenwärtigen kritischen Augenblick mit ihnen zu vereinigen, um die Unverletzbarkeit und Selbstständigkeit des Staats und das Glück, die Freiheit und die Rechte der Nation durch die Einführung einer zweckmäßigen Verfassung zu sichern.

Auch die Einwürfe, welche einige Mitglieder gegen die sofortige Annahme des Entwurfs wegen ermangelnder In-

struktion von Seiten ihrer Wojewodschaft und wegen einer gesetzmäßig erforderlichen zweitägigen Berathung gemacht hatten, wurden von den Patrioten auf das Ueberzeugendste und Bündigste widerlegt, und als die Anhänger Rußlands einsahen, daß sie nichts Gründliches erwiedern konnten, begannen sie einen furchtbaren Lärm, verlangten zuerst die Aufhebung der Sitzung und nachher, daß man andere Gegenstände zur Berathung vortragen solle.

Da die Mehrheit zu Gunsten des Verfassungsentwurfs sich erklärt hatte, so ersuchten die, durch eine siebenstündige Sitzung ermüdeten Patrioten den König, die Konstitution zu beschwören, indem sie ihm dafür bürgten, daß alle Polen, die ihr Vaterland liebten, seinem Beispiele folgen würden. Er erklärte sich hiezu bereit, und erwiederte zugleich Einigen, welche die Verfassung wegen der Erhöhung der königlichen Gewalt tadelten: „Bedenken Sie doch, daß mein sechszigstes Jahr bald zurückgelegt ist. Nur wenige Jahre sehe ich vor mir, wo ich mich den Leidenschaften überlassen könnte, die man gewöhnlich den Fürsten zum Vorwurfe macht.“ Hierauf wandte er sich an den Reichstagsmarschall Malachowski mit den Worten: „Ich achte nicht darauf, was aus mir werden wird; allein ich bin überzeugt, daß, wer sein Vaterland liebt, dieser Verfassung günstig seyn müsse. Und darum wollest Du uns, Marschall Graf Malachowski, Du, der Du unsere Versammlungen leitest, mir und dem ganzen Volke durch Deine Wirksamkeit dazu behülflich seyn, damit ich erfahren möge, ob ich Ursache habe, diesen Tag unter die glücklichen zu zählen, oder mein Vaterland zu beweinen. Wer nun den Verfassungsentwurf billigt, der gebe mir seinen Willen zu erkennen.“ Als er diese letzten Worte gesprochen hatte, ertönte die einhellige Antwort: Wir Alle! Wir Alle!

Um jedoch den Wünschen des Königs und der Zuschauer auf eine noch einleuchtendere Art zu genügen, schlug der Marschall vor, daß alle Gegner des Verfassungsentwurfs ihren Widerspruch laut erklären und daß die Freunde der Konstitu-

tion so lange schweigen sollten. Dieß war ein vortreffliches Mittel, um die Schwäche der Parthei zu enthüllen, welche mit so großer Hartnäckigkeit und Erbitterung sich dem allgemeinen Willen widersetzte, und nur aus einer geringen Anzahl von Abgeordneten der Nation bestand. Um ihre geringe Anzahl nicht zu verrathen, wollten sie nicht auf die, von dem Marschall vorgeschlagene Art ihren Widerspruch äussern, und es erhoben sich einige Stimmen gegen Malachowski.

Während der, jetzt herrschenden Stille erklärte der Fürst Kasimir Sapieha, der Marschall der lithauischen Konföderation: „es sey nicht Anhänglichkeit an Rußland, dessen Willkühr und verderblichem Einflusse er sich immer offen widersetzt habe, sondern wirklich Sache innerer Ueberzeugung bei ihm, daß er es noch heute für eben so ungewiß halte, wie ehemals: ob ein erblicher Thron oder ein Wahlthron für das Vaterland am vortheilhaftesten sey. Indessen, fügte er hinzu, sey er gerne bereit, seine Stimme mit der allgemeinen zu vereinigen, und verlange daher, daß der Verfassungsentwurf noch einmal möchte verlesen werden." Als dies abgeschlagen ward, und neue Zänkereien entstanden, äusserte der Landbote von Liefland, Zabiello: „er sey freilich immer ein Feind der unumschränkten Gewalt der Könige gewesen, allein er fände in dem, heute vorgelegten Entwurf gar nichts, was der Freiheit im Mindesten gefährlich seyn könne, indem die Macht des Königs bloß deßhalb erhöht worden sey, um der Regierung mehr Nachdruck und Wirksamkeit zu geben. Er beschwöre deßhalb die Stände, die neue Verfassung zu genehmigen, und bäte den König, sogleich auf ihre Annahme den Eid zu leisten."

Mit Jubel und einhelligem Beifall ward Zabiello's Antrag aufgenommen; alle Reichstagsmitglieder erhoben sich, wie von einem Geiste beseelt, zum Thron, um den König zu bitten, den Eid zu schwören. Da sprang auch Suchorzewski auf, eilte gleichfalls zum Thron und stürzte sich der Länge nach vor die Stufen hin, um den Ständen den Zutritt

zu dem Könige zu verwehren, diesen an der Ableistung des Eides zu hindern, und vielleicht einen gewaltthätigen Auftritt zu veranlassen. Zum Glück für den Rasenden bemerkte ihn der Landbote Kublicki von Liefland und hob ihn auf, denn sonst wäre er wirklich, bei dem starken Gedränge, in Gefahr gewesen, zertreten zu werden *).

Nie hatte Stanislaus August einen so hohen Grad von Achtung bei seiner Nation genossen, als an diesem Tage, und nie hatte er sich derselben so würdig gezeigt! Als die Stände ihn um Ableistung des Eides ersuchten, foderte er sogleich dem Bischof Turski von Krakau auf, ihm denselben vorzulesen und sprach ihn mit lauter Stimme nach. „Ich habe Gott geschworen, fügte er, nach beendigter Feierlichkeit, hinzu, und niemals soll dieser Schwur mich gereuen. Wer das Vaterland liebt, der folge mir in die Kirche, um dort denselben Eid abzulegen.“ Hiemit stieg er vom Thron und ging, begleitet von der ganzen Reichsversammlung und gefolgt von mehreren tausend Zuschauern, unter dem lauten Jubelruf und den Segenswünschen einer unzähligen Volksmenge, die das ganze Schloß, den Schloßplatz und alle benachbarten Straßen eingenommen hatte, nach der Kathedralkirche; nur zwölf Menschen blieben in dem Reichstagssaale zurück. Es ist unmöglich, die Pracht und Erhabenheit des Anblicks zu schildern, den dieser majestätische Zug darbot, der sich langsam zu den Stufen des Altars hinbewegte, wo, den König an der

*) Nachher ließ Suchorzewski eine Schmähschrift gegen die Konstitution vom 5. Mai und gegen deren Urheber und Freunde drucken, worin er behauptete, er sey von den Konstitutionsfreunden, und namentlich von Kublicki niedergeworfen, mit Füßen getreten und kaum mit dem Leben davon gekommen. So unwahr und schändlich alle diese Angaben auch waren, so boten sie doch den Höfen gleichfalls ein Beschönigungsmittel für die zweite Theilung Polens dar, denn sie wurden als Belege gebraucht, um darzuthun, daß der polnische Reichstag noch weit ärger, als ein französischer Jakobinerklub gewesen sey, und daß man also sehr wohl gethan habe, eine Nation zu zerstückeln und zu unterjochen, deren innere Gährungen für die benachbarten Völker und Regierungen die schlimmsten Folgen haben könnten.

Spitze, die Bischöfe, die Minister, die Senatoren und die Stellvertreter der Nation, den Eid feierlich wiederholten, die Verfassung aufrecht zu erhalten, welche das Heil des Vaterlandes und vieler Millionen für immer sichern sollte. Ueberall herrschte der Ausdruck inniger Freude und einer beglückenden Hoffnung. Schon begann es Abend zu werden, und nur ein schwacher Schimmer erhellte die uralten Gewölbe der Kathedralkirche, wo, mitten unter den Volksmassen, die in den Gängen und sogar auf den Altären zusammengedrängt standen, die fliegenden Fahnen der Zünfte, und jene emporstiegen, welche einst die siegende Hand tapferer, für die Selbstständigkeit und Freiheit des Vaterlandes kämpfender Vorältern aufgehängt hatte. Die Gräber edler, heldenmüthiger Polen, die in diesen Hallen ruhten, und an deren Andenken sich so große, geisterhebende Erinnerungen knüpften, die ernste Feierlichkeit, mit welcher der König die Minister, die Senatoren, die Bischöfe, die Landboten vor dem Hochaltar mit aufgehobenem Arm die neue Verfassung beschworen; die Dämmerung und die Stille, welche in der Kirche herrschten, kurz Alles gewährte ein eben so prachtvolles als rührendes und ergreifendes Schauspiel. Der Fürst Sapieha, Marschall der Konföderation von Lithauen, erklärte jetzt, ehe er den Eid leistete, daß er der Ueberzeugung der Nation die seinige opfern und standhaft bei der Verfassung beharren wolle, er versicherte, seine Worte wären die Sprache des Herzens. Nachher ertönte der heilige Lobgesang, der so selten für das Glück von Millionen Menschen, aber desto häufiger angestimmt wird, wenn ein großer gekrönter Vampyr hunderttausende gemordet, blühende Länder verwüstet und die Wohlfahrt von Millionen Familien vernichtet hat.

Im Leben der Nationen sowohl, wie in dem Leben der einzelnen Menschen gibt es Dinge, die an sich gleichgültig sind, und doch von hoher Bedeutung zu seyn scheinen. Es war Abend, als die Feierlichkeit vom 3. Mai, wodurch Polens Glück für immer befestigt und gegründet werden sollte, statt

fand und beendigt wurde. Kein schöner, lachender Frühlingstag, sondern finstere Nacht sollte ihr folgen. Aber gewiß wird Polen, ich hoffe es zu Gott, sich aus der Nacht der Vernichtung erheben, in welche es durch die Raubgier und Herrschsucht despotischer Völkerdränger gestürzt ist. Schon dämmert ein freundlicher, purpurner Morgen über den blutigen Leichen der heldenmüthigen Kämpfer für Freiheit und Vaterland und über den Leichen ihrer erschlagenen Feinde. Mag immerhin der Kampf groß und gewagt seyn; besser ein ehrenvoller Tod, als ein Leben voll Knechtschaft und Schande!

Als der König mit seiner zahlreichen Begleitung in den Reichssaal zurückkam, ward den Marschällen nur noch aufgetragen, die Mitglieder der Schatz- und Kriegskommission zu beeidigen; der nächstfolgende Tag ward der Erholung bestimmt, und kein unruhiger Auftritt entweihte den Abend des 3. Mai, von dem sich Polen eine so glückliche, glanzvolle Zukunft verhieß. Die Zünfte und Bürger der Hauptstadt begaben sich von dem Schlosse nach dem sächsischen Palaste, um dort ihre Ergebenheit gegen den, durch die Verfassung bestimmten Thronfolger zu bezeugen, und darauf zu dem Reichstagsmarschall Malachowski und zu vielen andern konstitutionellen Reichsständen, denen sie ihre Freude durch lauten Jubel und durch die herzlichsten, wohlgemeintesten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu erkennen gaben. Durch nichts ward die Ruhe und Ordnung gestört, und bereits um zehn Uhr herrschte, ganz wider die Gewohnheit der Warschauer, in allen Straßen der Stadt die größte Stille; die Bürger waren in ihre Häuser zurück gekehrt und freuten sich im Kreise der Ihrigen eines künftigen Glücks, welches die raubsüchtige Politik herrschgierig ger Nachbarmächte ihnen nicht zu Theil werden ließ. Es war, als ob man schon im Voraus die schiefen und boshaften Deutungen ahnete, welche der Despotismus, der den Völkern selbst die unschuldigste Freude mißgönnt, den frohen Empfindungen geben würde, die man so laut über die neue Verfassung geäussert hatte. Die großen Zwingherren lieben Ordnung und

Ruhe; es soll bei den Völkern so still seyn, wie in den Grüften der Todten, denn nur ihre Bedrücker haben das Recht, die Geburten ihrer jungen Vampyre, ihre Namenstage, ihre Vermählungen, die Besuche, die sie von ihren Freunden und Verwandten erhalten und dergleichen Feste mit hundert und mehreren Kanonenschüssen, mit den üppigsten, verschwenderischsten Gastmahlen, mit lauten, tobenden und kostbaren Lustbarkeiten, und mit prachtvollen Feuerwerken und Erleuchtungen zu feiern, zu denen Bürger und Bauern das, mit schwerer Mühe erworbene, Geld hergeben, und wozu selbst arme Wittwen und Waisen ihr Scherflein beitragen und hungern müssen, damit ihre durchlauchtigsten Herrscher nur in unmäßigem Glanz und Ueberfluß schwelgen können.

Auch die Freudenbezeugungen der Warschauer Bürger wurden von allen Feinden volksthümlicher Freiheiten, besonders von den Russen und ihren Anhängern, als Symptome empörerischer, auf den Umsturz aller bestehenden Verfassungen und aller gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe gerichteter Gesinnungen verlästert, und diese Verläumdungen fanden nicht allein ihren Wiederhall und ein sehr williges Gehör in den Prunksälen der irdischen Herrgötter, sondern die meisten und wichtigsten derselben hatten auch dort ihre Quelle. Besonders war man an den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin eifrigst bemüht, die Polen als eine wilde Rotte blutgieriger Rebellen, den Reichstag als einen wahrhaft terroristischen Jakobinerklub und die Anhänger der russischen Parthei, so wie überhaupt alle Feinde der Verfassung als die Märtyrer der Legitimität zu schildern. Man stand im Begriff, einen gräßlichen Raubmord an einer ganzen Nation zu begehen, und da man jetzt eben so wenig, wie bei der ersten Theilung, rechtlich scheinende Vorwände aus der Wirklichkeit vernehmen konnte, so mußte man welche erlügen, um wo möglich den Unwillen aller gebildeten Völker von sich abzuwenden; man mußte sich, um die zweite Zerstückelung Polens einigermaßen zu beschönigen, das Ansehen geben, daß sie nicht das Ergebniß von Raubgier,

Herrschsucht und tyrannischer Willkühr sey, sondern daß die Pflichten der Selbsterhaltung und der Sorge für das Heil und die Ruhe der Völker, welche der ewige Schild ist, womit man jede Tyrannei zu bedecken sucht, sie geböten. Daher schwärzte man auch Alles auf das Giftigste an, was am 3. Mai in Warschau geschehen war. Das Hinströmen des Volkes nach dem königlichen Schloß, wo Viele aus bloßer Neugier, Viele auch in der Absicht erschienen, dem Könige und den Reichsständen für die ihnen zugestandenen Rechte ihre Dankbarkeit zu äussern, und wo sich Alle so still, so ruhig und anständig betrugen, daß manche Mitglieder des Reichstags erst als sie aus der Sitzung nach der Kirche gingen, zu ihrer Verwunderung, die ungeheure Volksmenge bemerkten, ward als ein wahrer Aufruhr dargestellt, durch den man die Verfassung erzwungen und ertrotzt hätte. Der König selbst war es ja, der den längst ausgearbeiteten Verfassungsentwurf bei sich trug, zur Annahme desselben auf das Dringendste aufforderte, und ihn dem Reichstagssekretär mit dem Verlangen, ihn vorzulesen, zustellte. Wie konnte man denn von einer, durch Volksaufruhr dem Könige und den Reichsständen abgetrotzten Verfassung reden? Der König und die meisten Senatoren und Landboten wünschten die schleunigste Annahme des Verfassungsentwurfs, weil sie das Unglück vorausahen, welches im entgegengesetzten Fall ihrem Vaterlande von Seiten der Nachbarmächte drohete. Wozu sollte also diese große Mehrzahl von Reichsständen und Abgeordneten der Nation nöthig gehabt haben, viele tausend Menschen zusammen zu ziehen, um von der unbedeutenden Minderzahl ihrer, mit russischem Gelde besoldeten Gegner die Annahme der Konstitution zu erzwingen? Die angeführten Thatsachen beweisen hinreichend, daß die konstitutionellen Reichsstände am 3. Mai auch jeden Schein von Gewaltthätigkeit auf das Ernstlichste zu meiden suchten, und deßhalb die Unanständigkeiten und Raserein eines Suchorzewski und anderer russischer Söldlinge mit der größten Gelassenheit ertrugen. Sie wußten sehr wohl, daß die Augen von ganz Europa auf sie

gerichtet waren, und die Folgezeit lehrte, daß selbst das tadelfreieste Betragen sie vor der Anklage der größten Unthaten nicht schützen konnte, einer Anklage, deren man sich nur zum Deckmantel bedienen wollte, um desto besser den beschlossenen Raubmord an der polnischen Nation zu vollziehen. Man trieb die Verläumdungen so weit, daß man sogar behauptete: die Kanonen, die während des Te Deum abgefeuert worden, wären mit Kartätschen geladen gewesen. Gegen wen sollten sie aber in diesem Fall gerichtet gewesen seyn? Doch nicht gegen das Volk oder gegen die Soldaten, denn sowohl jenes, als diese letzteren sollten ja selbst an diesen Gewaltthätigkeiten des 3. Mai, deren man die konstitutionellen Reichsstände beschuldigte, Theil genommen haben. Gegen die zwölf Anhänger Rußlands, die während der Eidesleistung in dem Reichstagssaal zurück blieben, brauchte man keine Kanonen mit Kartätschen zu laden; sie waren selbst des Pulvers nicht werth.

Am 5. Mai wurden die Sitzungen des Reichstages fortgesetzt. Der Bischof Kossakowski, der Feldherr Branicki oder richtiger Brancki *) und andere Partheigänger Rußlands hatten zwar freiwillig die Verfassung beschworen, allein dennoch gaben sie ihre Absicht nicht auf, dieselbe wankend zu machen oder gar umzustürzen. Da sie nun gedruckt und öffentlich bekannt gemacht werden sollte, so war, nach der eingeführten Ordnung, erforderlich, daß sie zuvor von dem Präsidenten und den Mitgliedern der Konstitutionsdeputation unterschrieben werden mußte, und der Bischof Kossakowski, welcher Präsident dieser Kommission war, ward daher zur Unterschrift aufgefordert. Schlau erklärte hierauf der gleißnerische Prälat: „Die Deputation sey nicht befugt, ein Gesetz zu unterschreiben, wofern es nicht einstimmig oder durch Stimmenmehrheit beschlossen worden sey. Sein Gewissen erlaube

*) Er verwandelte das c in seinem Namen in ein i, weil er glaubte oder glauben machen wollte, daß er mit der Familie des Kreygroßfeldherrn Branicki verwandt sey.

ihm nicht, auch nur eine Hand zu bewegen, um die Konstitution, deren Vortrefflichkeit er übrigens anerkenne, zu unterzeichnen, indem er dadurch den Eid verletzen würde, den er als Präsident und Mitglied jener Deputation geschworen habe. Nach seiner Ansicht würde er nur dann zur Unterschrift berechtigt seyn, wenn der Reichstag jenes Hinderniß heben würde.

Der arglistige Bischof hoffte, durch diesen Einwurf bei den Mitgliedern der Deputation Zweifel zu erregen, die zu weitläuftigen Erörterungen führen würden; allein wie erstaunte er, als seine Kollegen einstimmig ihm beipflichteten, und seine Behauptung ganz richtig fanden, denn im Voraus überzeugt, daß der Reichstag nicht ermangeln würde, ohne Weiteres den Befehl zur Unterschrift zu ertheilen, sahen sie es mit Vergnügen, daß die Verfassungsurkunde durch die genaue Beobachtung aller möglichen Förmlichkeiten an Dauer und Festigkeit gewann. Als der Bischof hierauf den Reichstag von der Antwort der übrigen Mitglieder der Deputation benachrichtigt hatte, fragte der Reichstagsmarschall Malachowsky die Stände auf die gebräuchliche Art dreimal nach einander: ob es ihr einstimmiger Wille sey, daß die Verfassungsurkunde von der Deputation in Gegenwart beider Kammern unterschrieben werden solle, und jedesmal ward die Frage mit einem einmüthigen Ja beantwortet. So hatte also der gewissenhafte Bischof gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was er beabsichtigte, denn nun ward durch die ohne Widerspruch statt findende Unterzeichnung der Urkunde der letzte Stempel der Gesetzmäßigkeit aufgedrückt.

Hiedurch wurden auch jene Mitglieder, welche bis dahin sich der Annahme der neuen Verfassung wegen Mangel an Instruktion von Seiten der Wojewodschaften widersetzt hatten, bewogen, ihren Widerspruch durch eine schriftliche Erklärung zurück zu nehmen. Unter ihnen bemerkte man mehrere der eifrigsten Anhänger Rußlands, die sich späterhin ganz offen wider die Konstitution erklärten, obgleich sie ihr jetzt mit scheinbarer Ehrerbietung huldigten.

Die russischen Partheigänger geriethen zwar Anfangs durch diese glücklichen Erfolge der Konstitutionellen in Bestürzung; allein bald hatten sie ihre Fassung wieder gewonnen, und nun verdoppelten sie ihre vaterlandsmörderischen Bemühungen, um das, zur Begründung und Sicherung der Freiheit, der Selbstständigkeit und des Glücks der polnischen Nation errichtete Gebäude zu untergraben und zu vernichten, und auf den Trümmern desselben für fremde Herrschgier und Tyrannei glänzende Paläste aufzuführen. Einige von ihnen blieben daher in Warschau, um so viel wie möglich die Reichstagsgeschäfte, besonders in Hinsicht der Verzögerung des Kriegsheers zu verzögern und zu hemmen. Andere durchschwärmten die Provinzen, um den Reichstag und die Verfassung zu verlästern; noch Andere eilten über die Gränze, um mit Felix Potocki und Severin Rzewucki ihrem Vaterlande, zu Gunsten der großen, hochgepriesenen Katharina, eiserne Ketten zu schmieden. Indessen freuete sich doch die Mehrzahl der Nation, der holden Morgenröthe der Freiheit, die ihr zu lächeln schien, und selbst manche der weisesten, geistvollsten und edelsten Männer der übrigen Länder Europa's, ein Burke, Mac-Intosh, Fox, Thomas Payne, Volney *), Sieyes, und selbst der preußische Minister von Herzberg ertheilten öffentlich

*) Volney sagt (in einem Werk: les Ruines, ou observations sur les révolutions des états), nachdem er über den Zustand der Knechtschaft, in welchem die Bauern in Norden Europa's schmachten, seinen Unwillen geäussert hat, daß der polnische Adel am Tage des 3. Mai diesen Vorwurf von sich abgewälzt habe; und der polnische Adel, der sich an diesem Tage so edelmüthig und großherzig zeigte, der freiwillig schon damals zum Besten des Bürgerstandes auf ausschließliche Vorrechte verzichtete, welche die bevorzugten Stände anderer Länder sich nur mit den Waffen entreißen lassen, würde den Bauern und Landleuten einen größern Umfang von Rechten eingeräumt haben, wenn sie durch sittliche und geistige Bildung zum Genusse und zur Ausübung derselben fähig gewesen wären. — Als Volney erfuhr, daß Katharina sich mit den übrigen Mächten, gegen sein Vaterland Frankreich verbündet hatte, sandte er ihr eine kostbare, auf ihn geprägte Denkmünze, die sie ihm geschenkt hatte, zurück.

der polnischen Verfassung ihren Beifall und ließen den Gründen derselben Gerechtigkeit widerfahren. Fox nannte die Konstitution vom 3. Mai ein Werk, worüber alle Freunde der Freiheit aufrichtig sich freuen mußten; allein er warnte den Grafen Oginski, Großschatzmeister von Litthauen, als dieser ihn besuchte, mit sehr richtigem Blick vor Preußen; „Trauen Sie, sprach er, Ihrem neuen Verbündeten nicht zu viel! Rechnen Sie bloß auf Ihren Vaterlandssinn, auf die Kraft Ihrer Nation, auf den Geist der Zeit; dann wird es Ihnen gelingen, Ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim; (Wer den Strudel der Charybdis vermeiden will, der wird von der Scylla verschlungen*)!" So sprach Fox. Polen hatte jedoch das Unglück, nicht blos von der Charybdis, sondern auch von der Scylla, und noch von einem dritten, eben so raubgierigen Ungethüm getheilt und verschlungen zu werden.

Es kommt übrigens hier nicht allein darauf an, was die polnische Nation selbst und was Einige der Besten und Weisesten in Europa, sondern was Einige der Mächtigsten, die gar häufig die Schlechtesten und Thörichtsten sind, über die polnische Konstitution dachten.

Welche Ansichten hegte Friedrich Wilhelm II.? Er selbst vielleicht gar keine, denn Er, der von geldgierigen Buhlerinnen, heuchlerischen Pfaffen, betrügerischen Narren und Schurken, auf das Schändlichste Getäuschte und Irregeleitete war unfähig, irgend eine eigene Ansicht zu haben. Man darf frei über ihn urtheilen, denn er gehört dem Reiche der Todten und folglich dem Reiche der Geschichte an, und diese muß mit Gerechtigkeit und Strenge ihr Richteramt über die Erdengötter verwalten, die blos ihr verantwortlich seyn wollen. Friedrich Wilhelm II. besaß nichts weiter, als ein gutes Herz,

*) Man sehe Oginsky's Mémoires sur la Pologne et les Polonois Vol. 1 Chap. IV.

und das ist, wenn es nicht veredelt und kein Verstand dabei ist, das Erbärmlichste, was ein Mensch haben kann.

Dem Könige von Preußen waren, wie bereits früher erwähnt worden, auf sein oder seines Gesandten Verlangen die Grundzüge, wornach die Verfassung entworfen werden sollte, vorgelegt, und er hatte sie, ihrem ganzen Umfange nach, vollkommen gut geheißen und gebilligt. Darauf ward am 29. März 1790 das Vertheidigungsbündniß zwischen ihm und der Republik Polen geschlossen, wodurch er sich verpflichtete, im Fall eines Angriffs gegen Polen, auf Verlangen des letztern, innerhalb zwei Monaten vierzehntausend Mann Reiterei und eine verhältnißmäßige Menge Artillerie zu stellen, und, wenn diese Hülfe zur Vertheidigung der Republik nicht hinlänglich seyn sollte, sie bis auf dreißigtausend Mann zu vermehren. Sollte auch diese erhöhte Zahl nicht genügen, so versprach er, Polen mit seiner ganzen Macht beizustehen, doch wollte man sich in letzterm Fall noch näher mit einander verständigen.

Daß der König Friedrich Wilhelm II. auch die, am 3ten Mai eingeführte Verfassung keineswegs als eine, ohne seine Theilnahme geschehene Staatsumwälzung oder als eine, dem Zustande der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe von Europa gefährliche Stimmung der polnischen Nation betrachtete, beweist sein Brief, worin er dem Grafen von der Golz, damaligen Stellvertreter seines Gesandten in Warschau, den Auftrag ertheilte, dem Könige und dem Reichstage über die Ereignisse vom 3ten Mai seinen Glückwunsch abzustatten. Dieser merkwürdige Brief, den der Graf Golz am 16. Mai 1791 der Deputation der auswärtigen Angelegenheiten in Warschau mittheilte, enthält in Vergleichung mit dem nachherigen Verfahren Preußens die Beweise von der Unzuverläßigkeit, dem Wankelmuth und der Falschheit des damaligen preußischen Kabinets zu deutlich, um hier übergangen zu werden:

„Ich habe, so schrieb der König, am 3. Mai Ihre Depesche und auch den Beischluß erhalten, wodurch ich die wich-

tige Nachricht erfahre, daß die polnische Reichsversammlung den Kurfürsten von Sachsen zum eventuellen Thronfolger erwählt und erklärt, und diese Thronfolge auch seinen männlichen Nachkommen, in deren Ermangelung aber seiner Prinzessin Tochter und ihrem künftigen, von den Reichsständen und dem Kurfürsten von Sachsen gemeinschaftlich zu wählenden Gemahl zugesichert habe. Mit der herzlichsten Zuneigung, mit der ich immer dem Wohl der Republik und der Gründung ihrer neuen Verfassung ergeben war, mit der Zuneigung, sage ich, von der ich nie unterließ, bei allen Veranlassungen, so weit es von mir abhing, Beweise zu geben, genehmige und preise ich den wichtigen Schritt, den sich die Nation zu thun vorgenommen hat, und den ich als wesentlich zur Gründung ihres Glückes betrachte. Die mir davon ertheilte Nachricht mußte mir um so angenehmer seyn, da ich mit dem tugendhaften Fürsten, der jetzt bestimmt ist, Polen zu beglücken, durch die Bande der Freundschaft verknüpft bin, und da zwischen seinem und meinem Hause nachbarschaftliche Verbindungen und die glücklichste Eintracht herrschen. Ich bin versichert, daß die, von der Republik getroffene Wahl die Harmonie und das innigste Einverständniß mit ihr begründen wird, und beauftrage Sie jetzt, dem Könige, den Reichstagsmarschällen, und Allen, die zu diesem so großen Werk mitwirkten, meinen aufrichtigsten Glückwunsch abzustatten."

Golz entledigte sich bei der Deputation der auswärtigen Verhältnisse dieses Auftrags, indem er derselben den Brief seines Monarchen mittheilte, mit dem Verlangen, daß die Ansichten des Königs zur Kenntniß der Reichsstände möchten gebracht werden. Der Präsident antwortete ihm mündlich auf eine angemessene, sehr freundschaftliche Weise, und das über diese Konferenz abgehaltene Protokoll ward, von allen Anwesenden unterschrieben, in das Archiv des Departements der auswärtigen Angelegenheiten gelegt, um als ein ewiges Denk-

mal der Redlichkeit und Treue des preußischen Kabinets aufbewahrt zu werden.

Bei jener diplomatischen Erklärung ließ es Friederich Wilhelm II. übrigens keineswegs bewenden. In seiner, auf zwei besondere Zuschriften des Königs von Polen ertheilten Antwort vom 28. Mai sagte er unter Andern:

„Fast gleichzeitig erhielt ich die beiden Schreiben, worin mir Ew. Majestät die wichtigen Beschlüsse mittheilten, die der konföderirte Reichstag gefaßt hat, indem er zu Gunsten des Hauses Sachsen die erbliche Thronfolge bestimmte. Die Schnelligkeit, mit welcher ich mich beeilte, meine Ansichten hierüber zu äußern, hat Sie, und die ganze polnische Nation der aufrichtigen Theilnahme versichern müssen, die ich daran nehme. Ich freue mich, im Stande gewesen zu seyn, zur Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit Polens beitragen zu können, und es wird auch fürder eine meiner angenehmsten Bemühungen seyn, die Verbindungen zu erhalten und zu befestigen, die uns mit einander vereinen. Ich muß besonders der Wahl meinen Beifall geben, die man in Hinsicht eines Fürsten getroffen hat, dessen Tugenden ihn des Thrones, der ihn erwartet, so würdig machen; allein ich wünsche, daß dieser Zeitpunkt noch weit entfernt seyn, und daß Ew. Majestät noch eine lange Reihe von Jahren die Wohlfahrt Ihres Volkes erhalten mögen."

Als der preußische Minister in Warschau einige Wochen später, am 21sten Junius, der Deputation der auswärtigen Angelegenheiten eine Note überreichte, schloß er dieselbe mit den herzlichen Versicherungen der theilnehmendsten Freundschaft, welche sein Monarch für die polnische Nation hege, und fügte hinzu: „Friederich Wilhelm wird es immer für seine Pflicht halten, zu beweisen, daß er seinen Verbindlichkeiten getreu, es seine Sorge seyn läßt, den Verpflichtungen zu genügen, die er im vorigen Jahre eingegangen ist, und daß er nichts mehr wünscht, als auf eine überzeugende Weise die Unveränderlichkeit der Gesinnungen darzuthun, welche das

wechselseitige Freundschaftsband der beiden Höfe befestigen und demselben eine immerwährende Dauer geben können."

Bei der berühmten Zusammenkunft Friederich Wilhelms mit dem Kaiser Leopold II. auf dem kurfürstlich sächsischen Lustschlosse zu Pillnitz *), einer Zusammenkunft, die

*) Den Kongreß zu Pillnitz (vom 25. bis 27. August 1791) legte den Grund zu den furchtbaren Kriegen, wodurch fünf und zwanzig Jahre hindurch Jammer und Elend über ganz Europa verbreitet wurde. Außer dem Kaiser Leopold II., dem Könige Friederich Wilhelm II. und dem Kurfürsten Friederich August von Sachsen, wohnten auch der Exkönig Karl X., damals Graf von Artois, der jetzige Kaiser Franz von Oesterreich, der damalige Kronprinz, gegenwärtige König Friederich Wilhelm III., der Prinz von Nassau-Oranien, der Marquis von Bouille, der berüchtigte französische Exminister Calonne u. A. diesem Kongresse bei. Es ward hier jene pillnitzer Convention geschlossen, welche den Zweck hatte, die Revolution mit allen ihren Folgen zu unterdrücken, und die absolute Monarchie in Frankreich herzustellen. In Gemäßheit dieser Uebereinkunft ward den Brüdern Ludwigs XVI., dem Grafen Artois und dem Grafen von Provence, nachmaligem König Ludwig XVIII., von Seiten des Kaisers und des Königs von Preußen, die feierliche Zusicherung ertheilt: daß sie, Oesterreich und Preußen, die Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des Interesses aller Souveräne in Europa betrachteten; daß sie hofften, dieses Interesse würde auch von denjenigen Mächten anerkannt werden, die man zum Beistande aufgefordert habe; und daß sie demnach sich nicht weigern würden, gemeinschaftlich mit diesen Mächten und nach Verhältniß ihrer Kräfte die wirksamsten Mittel zu ergreifen, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, mit der vollkommensten Freiheit die Grundlage einer, den Rechten der Souveräne und dem Besten der französischen Nation in gleichem Grade angemessenen monarchischen Regierungsform zu befestigen. Zugleich erklärten sich der Kaiser und der König von Preußen entschlossen und bereit, gemeinschaftlich mit der nöthigen Heeresmacht zu handeln, um diesen Zweck zu erreichen. Auch wollten sie ihren Truppen die nöthigen Befehle ertheilen, sich in den Stand zu setzen, um thätig wirken zu können. Mögt man sagen, was man will, so enthielt diese Zusicherung, die von den tödtlichten Brüdern des unglücklichen Königs, so wie von den übrigen Ausgewanderten, jubelnd und gegen die französische Nation drohend, allgemein verbreitet ward, eine versteckte Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Unwille der Franzosen ward dadurch bis zur größten Erbitterung gereizt, indem die Franzosen in jener Erklärung deutlich die Absicht sahen, daß man ganz Europa gegen sie auftreten wolle, und man gab hiedurch die Veranlassung, daß Ludwig XVI., den man, wohl nicht ganz ohne Grund, für den Mitschuldigen seiner Brüder hielt, das Blutgerüst besteigen mußte.

in ihren Folgen fast noch verderblicher und unheilbringender für die Menschheit ward, als irgend ein anderer Fürsten- und Ministerkongreß, lernte Friederich August vermuthlich die geheimen Absichten Rußlands, und selbst Preußens im Hinsicht auf Polen genauer kennen; er trug daher Bedenken, eine Krone anzunehmen, die ihm Katharina wahrscheinlich nicht lange gestatten würde, zu tragen, und die Unterhandlungen zwischen ihm und dem polnischen Gesandten, Grafen Malachowski, zogen sich in die Länge.

Der Kaiser Leopold und Friederich Wilhelm II. hatten inzwischen, zu Ende des September 1791, auf Veranlassung der Ereignisse in Frankreich, zu Wien einen Vertrag geschlossen, wodurch sie einander die Sicherstellung ihrer Besitzungen gegen fremden Angriff und innern Aufruhr gelobten, und in einem geheimen Artikel die Unabhängigkeit, Untheilbarkeit und freie Verfassung Polens bestätigten. Außerdem ward noch bedungen, daß beide Monarchen sich bemühen wollten, die Kaiserin Katharina zu bewegen, diesem Artikel beizutreten. Hiedurch schien also die neue Verfassung und die Befreiung Polens von dem russischen Joch völlig gesichert; allein der Tod Leopolds II. im März 1792 gab plötzlich den Verhältnissen eine ganz andere Gestalt.

Der friedliebende Kaiser Leopold hatte mehr seinen Ruhm in der Beglückung seiner Staaten, als in der Erweiterung derselben gesucht, und war deßhalb dem Vergrößerungssystem Joseph's II. abgeneigt. Desto leichter aber ließ sich sein Sohn und Nachfolger Franz II. von dem österreichischen Ministerium, welches noch immer jenem System anhieng, dafür gewinnen, und nun ward es auch den preußi-

---

So ward Pillnitz der Geburtsort fast aller Gräuel, wodurch die französische Staatsumwälzung befleckt wurde, und aller der Kriege, die eine so lange Reihe vor Jahren Europa erschütterten. Auch sollen damals zu Pillnitz noch sechs andere geheime Artikel unterzeichnet worden seyn, die aber bis jetzt nicht bekannt worden sind. Schöll Histoire des traites etc. Par. 1817. Vol. IV.

schen Ministern, welche mit den Rathgebern des jungen österreichischen Monarchen gleiche Ansichten hegten, nicht schwer, dem charakterlosen Friederich Wilhelm alle seine Betheurungen von Freundschaft und Ergebenheit in Vergessenheit zu bringen, und ihn völlig für die Absichten der Kaiserin Katharina einzunehmen. Bloß zum Schein ward ihr der Antrag gemacht, dem Wiener Bündniß beizutreten; allein sie lehnte dies wegen des, Polen betreffenden Artikels ab, und begann darauf mit jedem der beiden Höfe besonders zu unterhandeln. Dem streng-orthodoxen Könige von Preußen verhieß sie große Vortheile, wenn er das, im Namen der heiligen Dreieinigkeit mit Polen geschlossene Bündniß brechen, und ihrer Herrschsucht und Rachgier eine Nation aufopfern würde, welcher er so oft seine Freundschaft, seine Ergebenheit, sein Wohlwollen betheuert, und seinen Beistand und Schutz zugesichert hatte. Friederich Wilhelms Gewissen war elastisch genug, und seine Beichtväter hatten Pflaster in Menge, um auch die größten Wunden desselben zu heilen.

Der Kurfürst Friederich August, der nur zu gut von Rußlands Absichten unterrichtet und nicht ehrgeizig genug war, sich und sein Volk einer wankenden, unsichern Krone halber der boshaften Rache Rußlands Preis zu geben, ertheilte dem polnischen Gesandten, Grafen Malachowski, endlich im April 1792 die Antwort, daß er den, ihm gemachten Antrag nur unter folgenden Bedingungen annehmen könne: 1) daß man die Einwilligung der Nachbarmächte habe, und versichert sey, daß dieselben sich der Erblichkeit der polnischen Krone in der Art, wie sie durch die Verfassung bestimmt worden, nicht widersetzen würden; 2) daß in der Verfassung diejenigen Veränderungen getroffen würden, welche zur nähern Feststellung der Macht, so wie zur Verhinderung aller Unruhen und Mitbewerbungen, wodurch die Regierung gestürzt, und die Subordination aufgehoben werden könnte,

nothwendig wären; 3) daß die Truppen dem Könige und der Republik, und nicht der Nation schwören müßten, indem das Wort Nation ein unbestimmter Ausdruck sey, womit man jede herrschende Parthei bezeichnen könne; 4) daß der König die Bestätigung der Gesetze, und das ausschließliche Recht habe, Krieg zu erklären; 5) daß die Erziehung des Thronerben ganz allein dem Könige, oder, in dessen Ermangelung, der Königin Mutter, und im Fall ihres Todes, seinen nächsten Verwandten überlassen bliebe, und nicht einer Kommission, weil dies mit den Rechten der Verwandtschaft streiten, und in den Zeiten der Unruhe und des Zwiespalts große Nachtheile haben könnte; 6) daß das Thronfolgerecht auf die Kurfürsten von Sachsen, mit Ausnahme der Prinzessinnen, beschränkt würde; 7) daß die Republik sich dahin erklären würde, daß sie alle diese Punkte als ausdrückliche Bedingungen der Annahme von Seiten des Kurfürsten anerkennen wolle.

Dies Ultimatum des Kurfürsten widersprach jedoch geradezu der Verfassung, und als es dem Grafen Malachowski zugestellt wurde, standen die russischen Truppen schon im Begriff, um in Polen einzufallen. Uebrigens war dem Kurfürsten Friederich August die Krone Polens, welche zwei seiner Vorfahren als Wahlkönige getragen, und die nun als erbliche Krone auf sein Haupt kommen sollte, keineswegs so gleichgültig, daß er sie aus bloßer Besorgniß vor dem Unwillen Katharina's II. hätte ablehnen sollen, er schickte vielmehr noch im Mai 1792 den Grafen von Löben als außerordentlichen Bevollmächtigten nach Warschau, um sich mit dem Reichstage wegen der, ihm als erwählten künftigen Könige von Polen verfassungsmäßig zustehenden Rechte zu vereinbaren. Er war folglich nicht ganz in das Gewebe von Ränken eingeweiht, die Preußen mit den beiden Kaiserhöfen zum Untergange Polens angesponnen hatte.

Der preußische Gesandte suchte dagegen den König und die Reichsstände fortwährend durch die Versicherung, daß

keine feindliche Absichten von Seiten Rußlands zu besorgen stünden, zu beruhigen, und besonders allen schriftlichen Erklärungen auszuweichen. Am 19. April 1792 ward ihm endlich auf Befehl des Reichstages der Beschluß mitgetheilt, zufolge dessen man sich, polnischer Seits, zur Vertheidigung des Reichs bereit halten wollte. Er erwiederte darauf unterm 4. Mai: „daß sein Monarch zwar die geschehene Mittheilung als einen Beweis der Achtung von Seiten des Königs von Polen und der Republik betrachte, daß aber der König von Preußen keine Kenntniß von den Anordnungen des Reichstages nehmen könne.“

Durch die Annahme der Verfassung vom 3. Mai 1791 war der Einfluß Rußlands auf die polnischen Angelegenheiten größtentheils vernichtet, und die Kaiserin Katharina, welche sich vorher fast als Selbstherrscherin der Polen betrachtete, war nun auf das Aeusserste gegen sie erbittert. Der Graf Felix Potocki, ein sehr reicher und äußerst ehrgeiziger Mann, der den Wunsch hegte, den Thron seines Vaterlandes zu besteigen, Rußlands ehemaliger Feind *), Severin Rzewucki, der Kron-

*) Im Jahre 1768 übergaben Preußen und Rußland dem Reichstage Denkschriften zu Gunsten der Dissidenten, und der glaubenseifrige Bischof von Krakau, einer der stärksten Gegner der Nichtkatholiken, widersetzte sich auf dem Reichstage jenen Anträgen sehr heftig, indem er behauptete, die Dissidenten wären nicht befugt, noch auf ihre längst vernichteten Rechte Anspruch zu machen, und sie verletzten sogar die Verfassung, da sie zu der Vermittelung auswärtiger Mächte ihre Zuflucht nähmen. Zugleich schlug er, ausser den bereits erlassenen, noch weit strengere Verordnungen vor; und eine große Mehrzahl des Adels theilte seine Ansichten, allein der lebhafte Widerspruch einiger aufgeklärter und gerechter denkenden Männer gab zu sehr hitzigen Verhandlungen Anlaß. Die Uneinigkeit erreichte den höchsten Gipfel und als der König sich für die Partheи der Gemäßigten erklärte, machte man ihm den Vorwurf, daß er es mit den Feinden des Reichs hielte. Er zog sich daher zurück, und die unduldsamen Verordnungen gegen die Dissidenten wurden bestätigt. Hierauf rückten die russischen Truppen vor Warschau, und jetzt öffnete die Furcht der Reichsversammlung die Augen. Sie ertheilte deßhalb den Dissidenten mehr Freiheit in Hinsicht ihrer Religionsübung, allein damit war Katharina nicht zufrieden. Die Dissidenten, welche vollkommene Gleichheit der Rechte mit den Katholiken verlangten, bil-

feldherr Branecki, der früher erwähnte Bischof Kossakowski und sein Bruder Simon Kossakowski, sämmtlich Männer, die mehr oder minder selbstsüchtige, ihrem Vaterlande

---

beten auf Anstiften Rußlands verschiedene Konföderationen, denen sich bald mehrere von der russischen Parthei gewonnene Katholiken anschlossen, und die sich darauf zu einer Generalkonföderation vereinigten. Katharina that bei dieser Gelegenheit ihr Möglichstes, um die Uneinigkeit unter den Polen zu vermehren, und dennoch schilderte ihr Gesandter Repnin sie als eine Mutter, die ihre Kinder zu versöhnen wünschte; ihr Wille sey, sagte er, daß kein Pole das Blut seiner Landsleute vergießen solle, und sie sey weit von der Absicht entfernt, ihr Reich auf Kosten Polens zu vergrößern. Zugleich aber durchstreiften ihre Abgeordneten alle Gegenden des Reichs und sprachen offen und laut sogar von der Absetzung des Königs. Das allgemeine Mißvergnügen stieg hierdurch mit jedem Tage; mehr als 60,000 Edelleute konföderirten sich miteinander und wählten, Katharina's Wünschen gemäß, den Fürsten Karl Radziwill, der sich in Dresden aufhielt, zu ihrem Konföderationsmarschall. Dieser Fürst hatte sich der Königswahl Poniatowsky's auf das Heftigste widersetzt, den er noch mehr zu verachten, als zu hassen schien, und Repnin, der den unglücklichen, schwachen Stanislaus August auf alle Weise zu demüthigen suchte, sagte ihm, indem er ihm die Verzeichnisse der Konföderirten vorlegte, ganz kalt: „Jetzt hängt Ihre Krone bloß von Ihrer Nachgiebigkeit ab.“ Als Radziwill sah, daß der König von den Russen verlassen war, vereinigte er seine Konföderation, welche nach der Stadt Radom, wo sie sich zuerst versammelte, benannt wird, jener der Dissidenten und berief die vornehmsten Häupter der letztern sogar in seinen Palast nach Warschau.

Hierdurch auf das Aeusserste gebracht, sah Stanislaus August die Nothwendigkeit ein, sich Rußland wieder zu nähern. Der Bischof Cajetan Soltyk von Krakau trat gleichfalls der Konföderation bei, und erklärte, „daß die allgemeine Noth die Häupter des Staats auffordere, sich mit den Freunden des Vaterlandes zu vereinigen; daß er „zwar den Dissidenten keine Rechte zugestehen könne, die er als Bischof „und Senator nicht befugt sey, ihnen einzuräumen; daß er aber auch „entschlossen sey, ihre Freiheiten zu schützen, wenn sie zu den Gränzen „der Billigkeit bleiben würden.“ Diese Erklärung des Bischofs war dem Fürsten Repnin im höchsten Grade unangenehm, denn nun fürchtete er, die Dissidenten möchten durch diese milde Aeusserung gewonnen, sich mit den katholischen Konföderirten zum Sturze der russischen Macht verbinden. Hiezu kam noch, daß der Bischof an die Abgeordneten des künftigen Reichstages ein Schreiben erließ, und sie zu treuer Pflichterfüllung aufforderte. Kaum erfuhr Repnin dies, als er sogleich russische Truppen nach den Gütern des Bischofs sandte und dieselben auf das Schrecklichste verwüsten ließ. Ausserdem zwang er viele Adeliche durch die gröbsten Gewaltthaten und Drohungen sich schriftlich zu ver-

verderbliche Entwürfe hegten, und ehemals sogar durch Eigennutz, Herrschgier und Stolz mit einander verfeindet, verbanden

---

pflichten, blos seinen Befehlen zu gehorchen. Repnin zeigte sich um so rachgieriger gegen den Bischof, je duldsamer dieser gegen die Nichtkatholiken ward; es war also der grossen Katharina und ihren Gesandten gar nicht daran gelegen, den Dissidenten, wie sie vorgaben, grössere Religionsfreiheit zu bewirken, sondern ihre Absicht ging blos dahin, Uneinigkeit und Zwietracht unter den Polen zu verbreiten, um sie nachher desto besser unterjochen zu können. Auch hier mussten Religion und Menschenliebe den Vorwand zur Erreichung der unedelsten Zwecke hergeben. Bei Eröffnung des Reichstages am 5. Oktober 1767 schloss sich der König der Konföderaten von Radom an, um das Recht zu erlangen, dem Konföderationsreichstage beizuwohnen. Mit grossem Eifer widersetzte sich nun der Bischof von Krakau dem, von dem Könige unterstützten Bündnisse mit Russland, und ihm stimmten ausser mehreren Andern am 15. Oktober der Graf Waclaw Rzewucki, Wojewode von Krakau und dessen Sohn Severin Rzewucki, Starost von Dolin, bei. Der Bischof ward noch an dem nämlichen Abend, von dem russischen Obersten Igelström, den ein ganzes Detachement Soldaten begleitete, in dem Palast des Grafen Minszech im Namen der Kaiserin verhaftet, und dasselbe Schicksal hatten auch die Grafen Rzewucki, Vater und Sohn, so wie der Bischof von Kiow. Sie wurden sämmtlich, ohne Urtheil und Recht, ja, durchaus gegen alle Grundsätze des Völkerrechts, mit Ketten belastet, ins Innere von Russland geschickt und erst nach sechs Jahren aus ihrer Gefangenschaft entlassen.

Vergebens ersuchten die Mitglieder des Reichstags den König, der selbst dem Fürsten Repnin zur Verhaftung des Bischofs hatte behülflich seyn wollen, sich für die Freilassung der eingekerkerten Senatoren zu verwenden; Stanislaus August bat auch zum Schein darum, allein Repnin lehnte die Erfüllung des Gesuchs ab, und schloss seine Note mit den höhnischen Worten: „Ihre kaiserlichen Majestät wünschen blos das Wohlergehen der Republik, und werden nicht aufhören, derselben Hülfe und Beistand zu gewähren, ohne irgend einen Vortheil oder einen Lohn dafür zu erwarten; denn sie bezweckt nichts weiter, als die Sicherheit, das Glück, die Freiheit der polnischen Nation, wie dies auch in den Erklärungen Ihrer kaiserlichen Majestät verheissen ist, wodurch die gegenwärtigen Besitzungen der Republik, so wie deren Gesetze, Regierungsform und Rechte gewährleistet sind."

Schwerlich kann man den frevelhaften Spott über die Rechte einer Nation weiter treiben, als Fürst Repnin!

Daß Severin Rzewucki, dieser Mißhandlung, die er von Russland erfahren mußte, ungeachtet, sich mit den Feinden seines Vaterlandes nachher zum Untergange des letztern verband, zeugt freilich von einem ausserordentlichen Grade sittlicher Versunkenheit, wie man ihn gewiß bei wenigen Polen findet.

sich jetzt gegenseitig, um ihre Nation in den Abgrund des Verderbens zu stürzen.

Als Severin Rzewucki fand, daß seine Absicht, eine unbegränzte Feldherrngewalt über das polnische Heer und dadurch vielleicht selbst die Krone zu erringen, unerfüllt blieb, begab er sich nach Dresden und suchte den Reichstag auf das Schlimmste zu verunglimpfen. Friederich August war aber nicht der Fürst, der den Einflüsterungen des ehrgeizigen Abentheurers unbedingten Glauben schenkte; Rzewucki reiste daher nach Berlin, und da er sah, daß das preußische Kabinet sich bemühte, der Kaiserin von Rußland die Herrschaft in Polen zu entreißen, so wagte er es, hiezu seine Hülfe anzubieten, und machte den Antrag, daß Preußen ihm zur Diktatorgewalt behülflich seyn sollte. Als er aber mit seinen lächerlichen Projekten abgewiesen ward, ging er nach Wien, wo er sein Vaterland unter ähnlichen Bedingungen verhandeln wollte, und in genauere Verbindungen mit Felix Potocki trat, welcher für seine Anhänglichkeit an Rußland von Katharina mit dem polnischen Scepter belohnt zu werden hoffte, allein klug genug war, seine eiteln Plane etwas geheimer zu halten, als Rzewucki die seinigen.

Felix Potocki, ein Mann von ungeheurem Vermögen, der durch sein einschmeichelndes Betragen sich manche Anhänger in Polen erworben hatte, fand die Hoffnung, den Thron seines Vaterlandes zu besteigen, keineswegs zu kühn, und sie war auch der Grund, weßhalb er sich mit dem größten Eifer der Annahme der Verfassung vom 3. Mai 1791 widersetzte und die Wählbarkeit des Königs als den sichersten Schild der polnischen Freiheit rühmte; denn da er von dem größten Theil seiner Nation gehaßt ward, so hoffte er durch Katharina's Wohlwollen und Einfluß sein hohes Ziel und zwar weit leichter, als durch die Liebe aller seiner Landsleute zu erreichen. Daß er sich wahrscheinlich über viele tausend Leichen der letztern einen Weg zu den Stufen des Thrones würde bahnen

müſſen, das war einem Mann, wie Felix Potocki, ſehr gleichgültig.

Er hatte zwar dem Grafen Rzewucki die Großfeldherrnwürde über die polniſche Artillerie entriſſen; allein Rzewucki wußte, daß Potocki zu Petersburg in großem Anſehen ſtand, und daß ihm ſowohl dieſes, wie Potocki's Reichthum zur Erlangung ſeiner eigenen Abſichten würde nützen können. So ſehr ihre geheimen Entwürfe ſich auch durchkreuzten, ſo ſtimmten ſie doch bald darin überein, alles Mögliche aufzubieten, um die neue polniſche Verfaſſung zu ſtürzen, und alle Maßregeln des Reichstages zu verläſtern. Severin Rzewucki verzieh deßhalb der Kaiſerin Katharina die lange unrechtmäßige Gefangenſchaft, die er in ihrem Reiche hatte erdulden müſſen, und ward jetzt ein eben ſo eifriger Anhänger Rußlands, als ſein neuer Bundesgenoſſe Felix Potocki.

Da der konſtitutionelle Reichstag einem jeden Staatsbürger die freie Mittheilung ſeiner politiſchen Anſichten geſtattete, ſo ſuchten Potocki und Rzewucki durch Manifeſte und Aufforderungen das Vertrauen ihrer Landsleute zu dem Reichstage auf alle mögliche Weiſe zu erſchüttern und wankend zu machen; allein ihre ſchriftſtelleriſchen Bemühungen hatten nicht den gewünſchten Erfolg, da ſie in andern Schriften gründlich widerlegt wurden, und da auch die Nation durch eigene Erfahrung ſich von der Zweckmäßigkeit der neuen Verfaſſung überzeugte. Nur ſchlechte und deſpotiſche Regierungen müſſen die Freiheit der Preſſe fürchten; einer wirklich guten, den Bedürfniſſen einer Nation entſprechenden Verwaltung iſt freie Mittheilung der politiſchen Anſichten mehr nützlich, als ſchädlich, indem die Regierenden ſelbſt dadurch in den Stand geſetzt werden, das Volk über die Richtigkeit der, von ihnen befolgten Grundſätze zu belehren.

Rzewucki, noch ſchlechter als Potocki, und von dieſem ſogar verachtet, erniedrigte ſich ſogar, bis zu ungegründeten Angebereien gegen ſeine Mitbürger in Gallizien, die er bei dem Wiener Hofe zu verläſtern ſuchte, um ſich dadurch

einzuschmeicheln; allein er fand mit diesen Unwürdigkeiten kein weiteres Gehör, als daß ihm das gallizische Guberninm aus dem kaiserlichen Schatz eine Summe von 20,000 Dukaten bezahlen mußte, worauf er Anspruch machte.

Durch zwei, bei der russischen Gesandtschaft in Wien angestellte, subalterne Agenten gelang es den beiden Abentheurern, mit dem Petersburger Kabinet, wenn gleich nicht unmittelbar, doch mittelbar in Unterhandlung zu treten. Freilich erhielten die vaterländisch gesinnten Polen bald von dieser geheimen Verbindung Nachricht, und Mehrere derselben, unter Andern der Reichstagsmarschall Malachowski und der Großmarschall von Litthauen, Graf Ignaz Potocki, thaten ihr Möglichstes, dem Grafen Felix sein schwarzes hochverrätherisches Beginnen, wodurch er die Ehre seines berühmten Geschlechts auf eine so unwürdige Weise befleckte, zu widerrathen; allein vergebens, der stolze, halsstarrige Felix blieb fest bei seinem bösen Vorsatze, und selbst sein naher Verwandter Stanislaus, der zu jenem Zweck eine Reise nach Wien, und eine andere nach Jassy machte, mußte beide Male unverrichteter Sache heimkehren, da ihn Felix Potocki mit nichtssagenden Antworten voll Hochmuth und Gleißnerei abfertigte.

So gewiß auch Potocki und Rzewuski während ihres Aufenthalts in Wien sich geschmeichelt hatten, daß die Gründung einer ordentlichen Verfassung in Polen von ihren dortigen Mitverbündeten würde verhindert werden; so war doch ihr Wunsch vereitelt und nun kannte ihr Zorn keine Gränzen. Stanislaus August ward laut von ihnen der Verrätherei gegen Rußland angeklagt; den Reichstag beschuldigten sie der unerhörtesten Gewaltthätigkeiten, und der Nation droheten sie mit dem gänzlichen Verlust ihrer Freiheiten und mit der drückendsten Knechtschaft. Schon früher hatten sie beide eine Schrift an Potemkin gesandt, worin sie auf eine schändliche Weise versprochen hatten, nicht allein Rußlands, sondern auch seine (Potemkins) Sklaven zu

werden, wenn er ihnen zur Unterdrückung ihres Vaterlandes behülflich seyn wollte. Der hochmüthige Potemkin ertheilte ihnen hierauf die Erlaubniß, zu ihm nach Petersburg zu kommen, denn ihm selbst lag daran, die Konstitution vom 3. Mai, welche seinen Absichten auf den polnischen Thron hinderlich war, zu vernichten. Allein kaum hatten sie Jassy verlassen, als sie schon nahe bei dieser Stadt die Nachricht von Potemkins Tode empfiengen. Doch gleich darauf langte der russische Minister Besborodko zu Jassy an, um den Friedenschluß mit den Türken zu beendigen, und nun kehrten sie ebenfalls aus Gallizien und Ungarn dahin zurück, um mit Hülfe Besborodko's, des russischen Generals Kossakowski und anderer Russen ihre Unterhandlungen in Petersburg zu betreiben. Mit den, auf dem Reichstage gebliebenen Anhängern Rußlands wurde jetzt ein lebhafter Briefwechsel begonnen, der von Jassy nach Warschau und von dort zurück Tag und Nacht durch Eilboten besorgt ward. Felix Potocki versammelte einen Haufen seiner polnischen Dienstleute um sich her, die er bewaffnete, und der Landbote von Podolien, Zlotnicki suchte den Zinsadel an der Gränze aufzuwiegeln und sich einen Anhang zu werben.

In Polen that die russische Parthei gleichfalls alles Mögliche, um das Ansehen der Verfassung zu untergraben, die Herstellung der russischen Gewalt zu befördern, und die Landesbewaffnung zu hindern. Der Kanzler Malachowski söhnte sich zum Schein mit seinem Bruder, dem Reichstagsmarschall, aus, und übernahm wieder im Staatsrath die Stelle des Justizministers. Der Unterkanzler Chreptowitsch ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Branecki übernahm das Kriegsministerium und so befanden sich drei der eifrigsten Anhänger Rußlands in dem, nur aus sechs Personen bestehenden Staatsrathe.

Auf dem Reichstage, und besonders in der Verfassungsdeputation, deren Vorsitzer der Bischof Kossakowski war, suchte man, gleichfalls unter dem Schleier vaterländischer

Gesinnung, zum Nachtheile der Konstitution auf alle mögliche Weise zu wirken.

Am Kühnsten, oder vielmehr am Thörichtsten, zeigte sich in dieser Hinsicht der Kronfeldherr und Kriegsminister Branecki, der im Rausche den Bischof von Krakau durch die Verheißung zu gewinnen suchte, daß die großen Einkünfte seines Bisthums wieder hergestellt werden sollten, wenn er behülflich wäre, die Verfassung umzustürzen, wobei er zugleich dem Bischofe anvertraute, daß er, Branecki, die Absicht habe, den König aus seinem Sommeraufenthalt, den sogenannten Lazienken, zu entführen, und nach Petersburg zu bringen. Der Bischof warnte sogleich den König, der augenblicklich die Wachen in den Lazienken verdoppeln ließ, Branecki eilte hierauf zum Könige, und suchte sich durch Leugnen zu rechtfertigen. Stanislaus gewährte ihm freilich auf seine Bitte Straflosigkeit und Sicherheit seiner Person, allein er traute diesem Versprechen so wenig, daß er sich in seinem Hause einschloß, und bewaffnet seine Nächte durchwachte.

Nach der Reichstagsvakanz begannen die Feinde der Verfassung ihre Bemühungen mit erneuerten Kräften und suchten besonders durch Protestation gegen die Konstitution das Ansuchen derselben zu vernichten; allein durch eine Verordnung vom 6. December wurden dergleichen Protestationen und Kundmachungen gegen den Reichstag förmlich untersagt, ihre Aufnahme in die öffentlichen Akten verboten, und die bereits aufgenommenen für nichtig erklärt.

Am meisten suchten sich die Anhänger Rußlands jedoch den Maßregeln zur Vertheidigung des Landes zu widersetzen. Erhaltung der Schwäche und Ohnmacht des Reichs durch einheimische Zwiste und innere und äußere Wehrlosigkeit war ja von jeher das große Ziel, wornach sie fortwährend strebten.

Die Reisen und Ränkeschmiedereien der Grafen Felix Potocki und Severin Rzewuski hatten, da ihre Stellung und ihr ganzes Betragen immer drohender wurden, all-

gemeinen Unwillen erregt, und man machte dem Reichstage selbst den Vorwurf allzu großer Nachsicht gegen diese Feinde des Vaterlandes, da sie Beide, als Militärpersonen noch immer den anbefohlenen Eid auf die Verfassung nicht geschworen hatten, wozu doch Potocki, als Großfeldherr der Artillerie, und Rzewuski als Befehlshaber von zwei Regimentern verpflichtet waren. Auf Befehl des Reichstages ward ihnen daher eine dreimonatliche Bedenkzeit zugestanden; allein ihre Antworten, besonders jene des Rzewuski, waren voll frevelhaften Trotzes, und man sah deutlich, daß er sich auf den russischen Schutz verließ. Dennoch beschränkte sich der Reichstag, statt die Widerspänstigen einem Kriegsgerichte zu übergeben, bloß darauf, ihre Feldherrenstellen für erledigt und aufgehoben zu erklären.

Branecki war auf die Nachricht von dem Tode des Fürsten Potemkin, seines Oheims, gleichfalls nach Jassy gereist unter dem Vorwande, seine Gemahlin und deren große Erbschaft zu holen, eigentlich aber bloß in der Absicht, um an dem hochverrätherischen Handel, den Felix Potocki und Rzewuski mit den russischen Bevollmächtigten schließen würden, Theil zu nehmen. Als er aber von Jassy zurückkam, und erfuhr, daß Potocki und Rzewuski ihn bereits in Petersburg erwarteten, da ersuchte er den König um die Erlaubniß, auch dorthin zu reisen, und Stanislaus August war schwach genug, seinem Kriegsminister, von dessen Falschheit und Arglist er erst ganz neue und hinlängliche Beweise hatte, die Bitte zu gewähren, unter der Bedingung, daß er in sechs Wochen heimkehren sollte. Dies gelobte Branecki mündlich im Staatsrath auf Ehrenwort und legte auch, ohne daß es verlangt ward, eine schriftliche Wiederholung seines Versprechens in die Hände des Königs nieder.

Durch die Erlassung von ihren Feldherrnstellen fühlten oder stellten sich Felix Potocki und Rzewucki auf das Tiefste gekränkt, und gaben sich, um desto mehr Theilnahme zu erre-

gen, zu Petersburg das Anſehen unglücklicher, in ihrem Vaterlande verfolgter Staatsbürger, die in Rußland den Schutz der großen und Gerechtigkeitliebenden Katharina anflehen wollten. Ihr Betragen und ihre Ränke zogen ihnen freilich den Unwillen aller Beſſergeſinnten zu, allein die Kaiſerin, die im höchſten Grade gegen den Reichstag und deſſen Anordnungen eingenommen war, gab ihnen gar gerne ein williges Gehör, da die aus Herrſchgier eben ſo ſehr wie Potocki, Branecki und Rzewucki den Untergang der polniſchen Verfaſſung wünſchte. Der General Koſſakowski, ein weit gewandterer Weltmann, als Potocki, mußte durch die Reichthümer des letztern und durch ſeinen eigenen Einfluß auf den Fürſten Suboff, den Liebling der Kaiſerin Katharina, ſich und ſeinen Bruder, dem Biſchof von Liefland in Petersburg ein ſo großes Anſehen zu verſchaffen, daß Felix Potocki und ſeine beiden Gefährten bloß den traurigen Ruhm behielten, urſprüngliche Stifter der Targowiczer Konföderation zu ſeyn.

Der Zweck dieſer letztern und die Urkunde, auf welche ſie ſich gründete, waren beide gleich falſch und ſchlecht. Nach dem Datum der, von Potocki, Rzewucki und Branecki im Namen aller Senatoren, Miniſter, Beamten und des ganzen Adels unterſchriebenen und durch einen fürchterlichen Eid bekräftigten Konföderationsakte, ſollte dieſelbe am 14. Mai 1792 zu Targowicz unterſchrieben ſeyn, und doch wußte man, daß an dieſem Tage dort gar keine ſolche Verſammlung ſtatt gefunden hatte, und daß Potocki erſt am 7. Mai, Rzewucki und Branecki gar erſt am 10. Mai von Petersburg dahin abgereiſt waren, und folglich nicht am 14. deſſelben Monats in Targowicz, welches dreihundert Meilen von Petersburg entfernt iſt, hatten eintreffen können. Die drei Stifter der Targowiczer Konföderation kamen auch wirklich erſt am 20. Mai mit dem ruſſiſchen Kriegsheer in Targowicz an, und konnten alſo am 14. Mai noch nicht dort anweſend ſeyn. In jenem, der Konföderationsakte beigefügten Eide ward beſchworen, die

Verfaſſung vom 3. Mai, welche als das Grab der Freiheit bezeichnet ward, zu vernichten; mit den Anhängern derſelben keine Gemeinſchaft zu haben; der Targowiczer Konföderation nicht eher zu entſagen, als bis die Verfaſſung vom 3. Mai aufgehoben und die freie, republikaniſche Regierung, das heißt die Despotie des ruſſiſchen Geſandten wieder eingeführt ſeyn würde. Endlich ſollte man ſich von der getreuen Erfüllung dieſes Eides durch Niemanden und auf keine Weiſe losſprechen laſſen. Felix Potocki war in dieſer Urkunde zum Generalmarſchall, Rzewucki und Branecki aber zu Räthen mit Befehlshabergewalt über das Kriegsheer ernannt.

Am 7/18. Mai erließ die Kaiſerin von Rußland eine Bekanntmachung gegen Polen, worin ſie es beſonders dem Reichstage zur Laſt legte, 1) „daß derſelbe ihr, als Garantin des polniſchen Reichs kein Einmiſchungsrecht in die innere Verfaſſung und Verwaltung des Reichs habe geſtatten wollen.“ Wo bleibt die Selbſtſtändigkeit und Unverletzbarkeit der Staaten, wenn jeder ihrer Nachbaren, der ſich ihnen zum Garanten ihrer innern Einrichtungen mit ihrem Willen oder ohne denſelben aufdringt, die Befugniß haben will, alle Veränderungen und Verbeſſerungen, welche die Bedürfniſſe des Volks erfordern, hindern oder nach ſeinem Gutdenken beſtimmen zu können? Durch eine ſolche Einmiſchung wird einer Nation das erſte und wichtigſte aller Völkerrechte, das Recht eigener Geſetzgebung entriſſen, und ſo wenig, wie die Republik Polen ſich die Befugniß anmaßen konnte, in den Staaten der Selbſtherrſcherin aller Reuſſen geſetzgeberiſche Einrichtungen zu treffen, eben ſo wenig waren auch Rußland, Oeſterreich und Preußen zu einer ſolchen Einmiſchung in die innern Angelegenheiten Polens befugt. Zu welchen ſchändlichen, mit den heiligſten Grundſätzen des Völkerrechts ſtreitenden Verwänden mußte die große Katharina doch ihre Zuflucht nehmen, um ihre Räubereien einigermaßen zu beſchönigen. Sie wollte nicht allein Gewährleiſterin des Umfanges und der Beſitzungen des polniſchen Staats, ſie wollte auch Beherrſcherin deſſelben ſeyn,

so wie ihr allzu hoch gefeierter Enkel Alexander nach der obersten Selbstherrschaft von ganz Europa strebte, und dadurch unsägliches Unglück über die ganze Menschheit verbreitete; 2) machte die Kaiserin dem Konstitutionsreichstage den Vorwurf, daß derselbe sich Gewaltthätigkeiten gegen die Anhänger Rußlands und gegen die Feinde der Verfassung erlaubt habe. Wie ungegründet auch dieser Vorwurf war, zeigt die vorhergegangene Erzählung aller Thatsachen, die den 3. Mai begleiteten, oder der Annahme der neuen Verfassung folgten. Hätte nicht Katharina, hätten nicht ihre Anhänger und Söldlinge überall den Samen der Zwietracht, des Bürgerkrieges und innerlicher Unruhen aus Selbstsucht und Herrschgier ausgestreuet; so gehörte vielleicht Polen, das jetzt von den rohen Horden des russischen Selbstherrschers verwüstet wird, zu einem der schönsten, blühendsten und gebildetsten Ländern Europa's.

Wenn übrigens der Vorwurf von Gräueln und Gewaltthätigkeiten irgend Jemand gemacht werden konnte, so waren es gewiß Katharina und ihre Minister und Feldherren *).

---

*) Da diese Blätter mehr bestimmt sind, einen Ueberblick der russischen Politik in Hinsicht auf Polen, als eine Geschichte aller Abscheulichkeiten zu liefern, welche die Russen und ihre Gewalthaber in Polen verübt haben, so konnte ich mich natürlich nicht bei der Menge von Gräuelscenen aufhalten, die von den Russen seit hundert Jahren gegen die Polen sind begangen worden. „Der Fürst Repnin ließ in Terespol alle Frauen und Kinder erwürgen, während die Männer im Lager der Konföderirten (von Bar) standen. Pulawski (der Anführer der Polen) erhielt die, obgleich damals irrige Nachricht; daß alle seine Söhne erschlagen wären. „Sie haben sicher ihre Schuldigkeit gethan," sprach er fest und befehligte weiter. Die Manifeste der Kaiserin sprachen von den Polen nie anders als von Rebellen, Aufrührern und Räubern, obgleich sie in der gerechtesten Sache die Waffen ergriffen hatten. Natürlich wurden die rohen, meskowitischen Kriegsvölker durch diese Sprache ihrer Gebieterin noch immer heftiger gegen die Polen aufgehetzt. Bald wäre eine zweite Generalkonföderation zu Stande gekommen, wenn nicht die Kosaken das Land durchstreift, alle Verdächtigen, gebunden an die Pferdeschweife, mitgenommen hätten. Man hat von den Ausschweifungen, welche während der Konföderation zu Bar in der Ukraine gegen die unglücklichen Polen verübt wurden, keinen Begriff. Die aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechenden Zaporager Kosaken mordeten Alles. Die Juden verbrannte man lebendig. Häufig sah man einen Edelmann

Nie und nirgend sind empörendere Grausamkeiten von einem Volke Europa's verübt worden, als von den Russen gegen die Polen, unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. und ihrer Enkel. Wer könnte es daher wohl der heldenmüthigen, unglücklichen Nation verdenken, daß sie den letzten Tropfen ihres Blutes einsetzt, um sich von dem eisernen Joch ihrer Zwingherren zu befreien?

Das dritte Verbrechen, welches die Polen nach Katharina's Sittenlehre begangen haben sollten, bestand darin, „daß „sie den polnischen Thron aus einem Wahl, in einen Erbthron „verwandelt und das Verbot ihrer Vorältern, bei Lebzeiten „des Königs an den Nachfolger zu denken, eben so muthwil„lig übertreten hatten, wie andere Verordnungen, welche die „Dauer der Republik sichern."

Sonderbar ist es, daß eine so despotische Herrscherin, wie Katharina, die Verwandelung des polnischen Wahlthrons in einen Erbthron mißbilligen konnte. Ihre Enkel, die großen Verehrer königlicher und fürstlicher Legitimität möchten diese Veränderung sehr gebilligt haben, zumal da ihnen Alles äußerst verhaßt war und ist, was nur im Mindesten einer constitutionellen oder republikanischen Form sich nähert.

Daß Katharina aus der Veränderung der polnischen

---

einen Juden, einen Mönch und einen Hund an denselben Galgen hängen und darüber stand: es ist Alles eins. Reihen von Gefangenen wurden bis an den Hals in die Erde eingegraben und dann ihre Köpfe abgemäht. Den Schwangern schnitt man die Frucht ihres Leibes aus, und brachte lebende Katzen hinein. Drei Städte, fünfzig Flecken, und mehrere tausend Landhäuser wurden so behandelt. — Katharina ward durch den Tod von ihrem Todfeinde Sadim Gerai, dem Tartarchan befreit, und die Grausamkeiten ihrer Truppen stunten nun in Polen jeden Funken von Patriotismus zu ersticken. Einer ihrer Partheigänger Drewitz schoß keinen Kriegsgefangenen; er ließ nach ihren Köpfen, wie nach Scheiben schießen, ganzen Haufen wurden die Hände abgehackt, oder er ließ sie schinden." Das sind einige Proben russischer Menschlichkeit, die mit den Gräueln, die Katharina den Polen vorwarf, schwerlich zu vergleichen sind. Man sehe: Polens Schicksale seit dem Jahr 1763 bis zu dem Augenblick, wo es sich für unabhängig erklärte. Paris 1831. d.

Staatsverfassung für sich ein Recht herleiten konnte, das polnische Reich zu überfallen, und es mehrerer seiner schönsten Provinzen zu berauben, kann man sich nur dann erklären, wenn man bedenkt, daß bei dieser Monarchin die Sittlichkeit immer der Politik oder der Leidenschaft untergeordnet war, und daß sie manche Handlungen gewiß als sehr unbedeutend betrachtete, vor denen die meisten Menschen im gewöhnlichen Leben zurückschaudern würden.

Ausser den angeführten Vorwürfen, welche die Kaiserin dem Reichstage machte, beschwerte sie sich auch darüber, daß derselbe sich konföderirt, seine Dauer unter vierthalb Jahre verlängert, einen Gesandten nach Konstantinopel gesandt und mit der Türkei einen Frieden geschlossen habe. Alle diese Beschwerden hatten keine andere Handlungen zum Gegenstande, als die offenbar von der Willkühr eines jeden selbstständigen Staats abhängen müssen; allein für Katharina waren sie immer hinreichende Vorwände, um Polen mit einem Kriege zu überziehen und zu zerreißen. Endlich verhieß sie noch den Polen Verzeihung, wenn sie sich ihrem Willen unterwerfen und den, auf die Verfassungsurkunde vom 3. Mai geleisteten Schwur widerrufen würden, indem sie mit der Aufforderung schloß, daß die Polen ihr ganzes Vertrauen in die Seelengröße und Uneigennützigkeit setzen sollten, wodurch alle Schritte der Kaiserin geleitet würden *).

Katharina's Seelengröße und Uneigennützigkeit konnten jedoch bei den Polen, die auf das ganze Leben dieser Fürstin einen aufmerksamen Blick warfen, keine glänzende Hoffnungen erregen; und wirklich wurden alle Bewohner von Warschau durch die Erklärung der Selbstherrscherin in nicht geringe Bestürzung versetzt. Höchst merkwürdig waren gleichfalls ihre

*) Durch die elendesten Sophistereien suchte sie in ihrer Erklärung den Bruch des auf die Verfassung vom 3. Mai geleisteten Eides zu rechtfertigen.

Aeuſſerungen in Betreff der Targowiczer Konföderirten. „Entbrannt von reinem Eifer, hieß es, und von ruhmwürdiger Begierde, das Vaterland zu retten und ihm die ehemalige Freiheit und Unabhängigkeit aufs Neue zu erwerben, verbanden ſie (die Konföderirten) ſich zu Errichtung einer geſetzmäßigen Konföderation wider das viele Elend, in welches die widerrechtliche, ſich über die Geſetze erhebende Warſchauer Konföderation ſie geſtürzt hatte. Sie erbaten ſich zu dieſem Zweck die Unterſtützung und die Hülfe der Kaiſerin, die von den Geſinnungen der Freundſchaft und von aufrichtiger Zuneigung zu der Republik beſeelt, ihnen die Erfüllung ihrer Bitte verhieß, und hiedurch alle mit der Republik geſchloſſenen Verträge auf das Vollſtändigſte erfüllte."

Der Reichstag theilte dieſe Note, die von der Drohung begleitet war, ſogleich Truppen in Polen einrücken zu laſſen *), dem preußiſchen Geſandten, Marquis von Lucheſini mit, um in Gemäßheit des, mit ſeinem Könige geſchloſſenen, Vertheidigungsbündniſſes Preußens Beiſtand in Anſpruch zu nehmen.

Lucheſini erklärte: „daß er erſt die Antwort ſeines Hofes auf die ihm gemachte Mittheilung abwarten müſſe," und fügte bloß mündlich hinzu: „daß der König von Preußen keinen Theil an der Einführung der Verfaſſung vom 3. Mai 1791 genommen habe; und daß er ſich daher auch nicht verpflichtet halten könne, den Anhängern dieſer Verfaſſung beizuſtehen, wenn ſie es vielleicht gerathen finden ſollten, dieſelbe mit gewaffneter Hand zu vertheidigen."

Der König von Polen ſchrieb hierauf am 31. Mai ſogleich unmittelbar an Friederich Wilhelm II.: „Da das zwiſchen Ew. Majeſtät und mir beſtehende Bündniß mich berechtigt, Ihren Beiſtand in Anſpruch zu nehmen, ſo iſt es für mich wichtig, von Ihnen zu vernehmen, auf welche Art Ew. Majeſtät Ihre Verpflichtungen zu erfüllen gewilligt ſind. Die

*) Schon am 19. Mai rückte die ruſſiſche Avantgarde bei Mohilew in die Ukraine, und am 22. Mai bei Polniſch Polock in Lithauen ein.

genaue Kunde von Ew. Majestät persönlichen Gesinnungen ist mir hinsichtlich meines Verfahrens eben so nothwendig, wie es mir Ihre Hülfe zu einem guten Erfolge ist. Bei einer Veranlassung, wo die Würde Ew. Majestät, als meines Verbündeten, so unzertrennlich mit der Ehre und Unabhängigkeit meiner Nation zusammenhängt, darf ich hoffen, daß Sie mir Ihre Ansichten vollständig mittheilen werden. Mein Vertrauen hat keine andere Gränzen, als die Sie ihm selbst setzen werden. In meinem Kummer und in meinen Sorgen tröstet mich bloß das, daß es nie eine bessere Sache gab, und daß man keinen Verbündeten zum Beistande haben kann, der in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt redlicher und achtungswürdiger ist."

Der König Friederich Wilhelm hatte jedoch in kurzer Zeit seine Ansichten geändert. Was er vor einem Jahre in seinen Briefen geäussert hatte, das verläugnete er jetzt durchaus. Zuerst führte er mehrere Beschwerden über die Republik Polen, die ohne sein Wissen und seine Mitwirkung sich eine Konstitution sollte gegeben haben, welche er nie habe vertheidigen und aufrecht erhalten wollen; und darauf fügte er hinzu: „Ich bekenne offenherzig, daß es, nach Allem, was seit einem Jahre geschehen ist, leicht war, die Verwickelungen vorherzusehen, in welche Polen gerathen würde. Bei mehr als einer Veranlassung hatte der Marquis von Lucchesini von mir den Auftrag, sowohl Ew. Majestät als den vorzüglichsten Mitgliedern der Regierung meine gerechten Besorgnisse in dieser Hinsicht mitzutheilen. Seit dem Augenblicke, wo die Herstellung der allgemeinen Ruhe in Europa es mir verstattete, mich zu äussern, und wo die Kaiserin von Rußland einen so entschiedenen Unwillen über die Revolution vom 3. Mai zeigte, hat sich meine Denkart, so wie die Sprache meiner Minister nie geändert. Wenn ich mit ruhigem Blick die Verfassung betrachtete, welche die Republik sich wider mein Wissen und ohne meine Theilnahme gegeben hatte, so habe ich doch nie daran gedacht,

dieſe Verfaſſung zu vertheidigen oder zu unterſtützen; ich habe vielmehr vorausgeſagt, daß die drohenden Maßregeln und die kriegeriſchen Rüſtungen gewiß den Zorn der Kaiſerin reizen und Polen alle die Uebel zuziehen würden, welche man dadurch vermeiden wollte. Dieſe Vorherſagung iſt durch die Ereigniſſe beſtätigt worden. Ew. Majeſtät werden fühlen, daß die Lage der Dinge ſeit dem Bündniſſe, das ich mit Ihnen ſchloß, ſich durchaus verändert hat; daß die in jenem Bündniſſe feſtgeſetzten Verpflichtungen auf die gegenwärtigen, durch die Verfaſſung vom 3. Mai herbeigeführten Verhältniſſe nicht anwendbar ſind; und daß es nicht von mir abhängt, den Wünſchen Ew. Majeſtät zu genügen, ſo lange die patriotiſche Parthei bei der Abſicht beharrt, ihr Werk aufrecht zu erhalten. Sollte dieſe Parthei aber ſich eines Andern beſinnen, und Rückſicht auf die Schwierigkeiten nehmen, welche ſich ihr von allen Seiten entgegen ſtellen, dann bin ich gerne bereit, mich mit der Kaiſerin und zugleich auch mit dem Wiener Hofe über die Maßregeln zu vereinigen, um die Ruhe herzuſtellen."

Dieſer Brief, ein ewiges Denkmal der Treuloſigkeit und Argliſt des damaligen Kabinets zu Berlin, war ganz dazu geeignet, auch den patriotiſchſten und unerſchrockenſten Mitgliedern des Reichstages den Muth zu rauben, indem alle Umſtände nur zu deutlich das Einverſtändniß Preußens mit Rußland und Oeſterreich verriethen. Indeſſen ließ man ſich hiedurch keineswegs niederſchlagen! Es ſchien faſt, daß die drohende Rachgier und Herrſchſucht Rußlands und die Untreue des preußiſchen Bundesgenoſſen faſt alle Mitglieder des Reichstages mit weit größerer Vaterlandsliebe und Eintracht beſeelt hatten, und man traf ſo ſchnell, wie möglich, alle Anſtalten, um der nordiſchen Selbſtherrſcherin und einigen von ihr aufgewiegelten übermüthigen Großen kraftvollen Widerſtand zu leiſten. Es wurden Verordnungen erlaſſen, daß ſich Jeder zur Vertheidigung und Rettung des Vaterlandes bereit halten ſollte, und ſo ward auch einmüthig beſchloſſen, daß der König die nähere Verwaltung des Kriegsweſens und die Befugniß

haben sollte, Generale aus dem Auslande zum Oberbefehl über das Kriegsheer und Offiziere für die Artillerie und das Ingenieurwesen zu berufen. Die Zahl des ganzen Heeres betrug indessen noch keine 40,000 Mann, denen aber eine Armee von 120,000 Russen gegenüberstand. Aus diesem Grunde sollte ein Heerbann errichtet und eine möglichst große Zahl von Einwohnern bewaffnet werden. Die Schatzkommission erhielt den Auftrag, eine Anleihe von dreißig Millionen Gulden aufzunehmen, wofür die Staroſteien verpfändet werden sollten. Ausserdem mußte auch, auf den Vorschlag des Königs, dieselbe Kommission noch acht Millionen Gulden zur allgemeinen Vertheidigung in Bereitschaft halten. Alle Anträge des Königs zu diesem Zweck wurden von dem Reichstage genehmigt, und sogleich die nöthigen Verordnungen deßhalb erlassen. Unter den vielen auf die Landesvertheidigung sich beziehenden Gesetzen, welche der Reichstag damals erließ, befand sich eines, das in ähnlichen Fällen allen gebildeten Nationen zum Muster der Nachahmung dienen kann. Wenn ein selbstsüchtiger Ueberfall ein ruhiges Volk nöthigt, so lautete es, dann muß das Unglück des Krieges alle Bürger, nach Verhältniß ihres Vermögens, in gleichem Maße treffen; denn die ganze Nation gilt für eine Familie; Privatgut für Gemeindegut; Privatverlust für Gemeindeverlust. Demnach verordnete die Reichsversammlung, daß alle Schäden, die der Feind bei seinem Einfall innerhalb der Gränzen des Königreichs anrichten würde, nach beendigtem Kriege von einer Kommission geschätzt und der Verlust eines jeden Einwohners, ohne Ausnahme, durch brüderliche Zusammenschüsse sollte ersetzt werden.

Die ganze Nation war von der glühendsten Begeisterung für Freiheit und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes ergriffen; Alle, die nicht selbst die Waffen führen konnten, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe brachten freiwillige Gaben für die Vertheidigung dar, denn noch lebte in dem Gedächtnisse Aller, im Palaste sowohl, wie in der Hütte, das Andenken an die Gräuel, welche die rohen moskowitischen Horden in frührer

Zeit an den Polen verübt hatten. Man hatte es nicht vergessen, wie wehrlose Frauen, Kinder und Greise auf die qualvollste Weise gemordet waren. In vielen Häusern sah man noch an den Wänden und Fußböden das Blut vieler unschuldiger Schlachtopfer, das von den wilden Heeren der herrsch- und rachgierigen Despotin des Nordens versprützt war, und daher rüstete sich Alles muthvoll zum Kampfe für Freiheit und Vaterland.

Viel trug zu dem allgemeinen Aufschwunge Anfangs das Beispiel des Königs bei, denn er gelobte heilig und theuer, sich selbst an die Spitze des Kriegsheers zu stellen und mit seinem Blut und Leben sein Volk zu vertheidigen. Freilich kann man nicht entscheiden, ob der Krieg glücklicher für Polen geendet haben würde, wenn ein König ohne Feldherrntalent sein Heer in die Schlachten geführt hätte; aber ruhmvoller und edler hätte Stanislaus August sein Daseyn auf dem Schlachtfelde beschlossen, als bei dem schimpflichen Gnadengehalt, den eine übermüthige Siegerin nach dem Verlust seiner Krone ihm zuwarf.

Als der Reichstag die drohende, stolze Erklärung Katharina's mit Anstand und Würde beantwortet hatte, da erließ er noch folgende Aufforderung an seine Nation:

„Wir verkünden Euch, theuerste Bürger, daß Polen sich jetzt wider das russische Heer im Wehrstande befindet; daß Rußland Polen den Krieg erklärt hat; aber zugleich machen wir Euch bekannt, daß, so sehr auch die Feinde sich bestreben, unsere Verfassung und Republik zu vernichten, wir, der König und die Stände der Republik, voll Vertrauen zu dem Muth und der Biederkeit der Nation, eben so starke Maßregeln ergreifen werden, um die fremden Anfälle abzuwehren! Jetzt geht es um das Schicksal Eures geliebten Vaterlandes! Ihr sollt kämpfen für Eure Altäre, für Eure Gesetze, Eure Freiheit, Euer Vermögen! Ihr sollt für Eure Eltern, Frauen, Kinder, für Alles kämpfen, was dem Herzen des Menschen theuer und werth ist! Auf Eure Kosten, durch Euren

Eifer steht jetzt das Kriegsheer, das mit seiner Brust Euch schützen soll, gerüstet. Tapferkeit und Heldensinn wohnen im Herzen der Polen und werden sie im Kampf unterstützen. Die hohe, edle Begeisterung für die Staaten, die Freiheiten und die Rechte der Nation, die nur freien Völkern eigen ist, ermuthigt uns, das Beste zu hoffen. Von allen Seiten erhalten wir die erfreulichsten Nachrichten, daß sich die Einwohner aller Stände auf den Ruf zur Vertheidigung des Vaterlandes zahlreich verbinden und sich gerüstet an die Heeresmacht anschließen. Die Liebe zum Vaterlande wird das Vermögen eines jeden Polen der gemeinschaftlichen Unterstützung öffnen. Es gibt keine Klasse von Einwohnern, die nicht von Enthusiasmus für Polens Rettung glühen, und nach ihren Kräften zur Unterstützung der Bedürftigern beitragen sollte. Wir hegen das feste Vertrauen, daß der gnädige Gott, der die ganze Nation mit diesem edeln Geiste erfüllte, uns, bei der Reinheit unserer Absichten und bei der Unschuld unserer Sache mit seinem mächtigen Arm unterstützen wird."

Nach dieser letzten Bekanntmachung an die Nation schloß der Reichstag am 29. Mai, zehn Tage nach dem ersten Eintritt der Russen in das polnische Gebiet, seine Sitzungen mit dem Vorbehalt, sie nöthigen Falls wieder zu beginnen. Die Besonnenern wünschten zwar, daß er beisammen bleiben möge, um den unzuverläßigen König und seinen Staatsrath, der zur Hälfte aus Russenfreunden bestand, im Auge zu behalten; aber viele Senatoren und Landboten wollten nach ihren großen Besitzungen, um diese und ihre Familien und Unterthanen gegen russische Ueberfälle zu schützen; Andere sprachen: es ist jetzt hoch an der Zeit, zu handeln, und nicht zu rathschlagen; wir sind Heerführer und müssen zur Armee eilen, um sie gegen die Feinde zu führen. Stanislaus ist uns sicher genug; seine Gesinnungen gleichen den unserigen; er selbst hat ja gelobt, sich an unsere Spitze zu stellen. So lauteten die meisten Stimmen der Senatoren und Landboten und die Sitzungen wurden geschlossen; allein die,

welche den Charakter des Königs kannten, verließen mit bangen Vorgefühlen den Saal.

Jedermann harrte nun voll Sehnsucht und voll Ungeduld auf den Augenblick, wo Stanislaus, seiner heiligen Betheurungen gemäß, sich an die Spitze der Heeresmacht stellen würde, denn war gleich von seinem Feldherrntalent sehr wenig zu hoffen, so hielt man sich doch überzeugt, daß sein Erscheinen bei der Armee dem Muth und der Begeisterung der Krieger, die in großen Schaaren freiwillig zur Vertheidigung herbeieilten, einen noch weit höhern Aufschwung geben würde. Allein Stanislaus August, der es für sein Leben und seine Gesundheit rathsamer hielt, in Warschau zu bleiben, berief einen Kriegsrath und ernannte, auf dessen Gutachten, seinen Neffen, den jungen Fürsten Joseph Poniatowsky zu seinem Stellvertreter und zum Oberbefehlshaber. Joseph ward nach der Ukraine gesandt, wo er 20,000 Mann finden sollte; ausserdem sollten ihm der Fürst Michael Lubomirski von Lubar aus mit 10,000 Mann, der Herzog Ludwig von Würtemberg, der in Lithauen befehligte, mit 14,000 Mann und der General Byszewski mit 6000 Mann gegen die russischen Generale Kochowski und Kreczetnikoff zu Hülfe kommen. Joseph Poniatowsky, muthvoll und tapfer, aber damals noch ohne Kriegserfahrung, vereinzelte allzu sehr seine Truppen, und sie wurden an mehreren Orten von den übermächtigen Russen geschlagen; allein dennoch kämpften sie mit Löwenmuth; die Feinde mußten jeden Vortheil aufs Theuerste erkaufen, und überzeugten sich, daß sie von den Häuptern der Targowiczer Konföderation durch die Versicherung getäuscht waren, der Einzug der Russen in Polen würde ein Triumphzug seyn; denn das Volk würde sie überall mit offenen Armen und als seine Befreier und Erretter empfangen. Durch eine ähnliche Täuschung ließen auch in unsern Tagen sich der Kaiser Nikolaus und sein Feldhauptmann Diebitsch bethören und daher verkündeten sie voll Uebermuth und Großsprecherei

in ihren Manifesten den Tag und die Stunde zum Voraus, wo Polen wieder unterjocht seyn würde.

Noch nie hatte Rußland übrigens eine so ungeheure Heeresmacht gegen die Polen aufgeboten, als im Frühling 1792; von Riga bis Kaminiek waren fast alle Gränzen von russischen Truppen besetzt. Ausser den beiden mächtigen Kolonnen, welche aus dem Kriege gegen die Türken zurückkehrten und über Balta und Mohilew einfielen, drang auch eine dritte über Kijow vor. Die Armee, unter dem Oberbefehl des Generals Kochowski, ward auf 70,000 Mann regelmäßiger Truppen geschätzt, und das Heer, welches von der andern Seite aus Weiß-Rußland und Liefland unter dem General Krecznikoff in Lithauen eingefallen war, bestand aus 20,000 Mann. Diese 90,000 Mann Linientruppen wurden von einer Sündfluth von Kosacken begleitet, so daß man die ganze Macht auf wenigstens 120,000 Mann rechnen konnte.

Dagegen hatte Joseph Poniatowsky in den Wojewodschaften Braclaw und Kijow beinahe 20,000 Mann. Eine Abtheilung von 12,000 Mann Linientruppen sollte zu Dubno ein Hülfslager bilden, wo Stanislaus August gleichfalls eintreffen wollte, um durch seine glorreiche Gegenwart die Krieger mit Muth und Vaterlandsliebe zu beseelen; allein er kam so wenig in das Lager von Dubno, wie in jenes bei Warschau, obgleich wirklich sein bloßes Erscheinen die ganze Nation elektrisirt haben würde. Diese Muthlosigkeit des Königs mußte ihm bei einem Volke höchst nachtheilig werden, in dessen Augen Tapferkeit und kriegerischer Heldensinn zu den größten Tugenden, Furchtsamkeit und Feigheit aber zu den verächtlichsten Lastern gehören.

Die lithauische Armee, welche 14,000 Mann stark seyn sollte, befand sich in einem Zustande förmlicher Auflösung. Ihr Befehlshaber, der Herzog Ludwig von Würtemberg, war nämlich auf einer Reise krank geworden, und während seiner langen Abwesenheit waren die größten Unordnungen unter Offizieren und Soldaten eingerissen. Hiedurch sah man sich gend-

thigt, den Oberbefehl dem General Judicki zu übertragen. Judicki, der jedoch ein Verſehen beging, indem er zwar die Ruſſen unterhalb Mir ſchlug und in die größte Unordnung brachte, aber ihr Lager nicht aufhob, ward von dem Könige abberufen und mußte das Kommando an Michael Zabiello übergeben, der mit dem größten Eifer die Ordnung unter der litthauiſchen Armee herzuſtellen ſuchte. Dieß gelang ihm auch in ſo hohem Grade, daß ſein Heer bald zu einer Stärke von 15,000 Mann regelmäßiger Truppen angewachſen war. Polen und Litthauen hatten demnach jetzt im Ganzen, mit Ausnahme der Beſatzungen, der Depots und der Rekruten, die noch über 15,000 Mann gerechnet wurden, wenigſtens 47,000 Mann, die ſie den Ruſſen entgegenſtellen konnten.

Fürſt Poniatowsky theilte ſein Armeekorps in drei Abtheilungen, die eine befehligte er ſelbſt, die zweite Thaddäus Kosciuszko und die dritte Michael Wielhorski. Die polniſche Tapferkeit veranlaßte die Ruſſen, jeden gewagten Angriff ſorgfältig zu meiden. Trotz aller Anſtrengungen der Feinde, es zu verhindern, ſchloſſen ſich die drei polniſchen Diviſionen in Pikow aneinander an. Als ſie aber bemerkten, daß zwei ſtarke ruſſiſche Kolonnen hier ſich gleichfalls verbunden hatten, und daß eine dritte ihnen in den Rücken zu kommen drohete, zogen ſie ſich von Pikow nach Lubar, und warfen vorher alle Brücken über den Fluß Slutzk ab, um dem Feinde den Uebergang nach Polonny zu erſchweren, wo ſie bedeutende Vorräthe hatten, und ein altes Schloß befeſtigen wollten. Die Ruſſen ſuchten daher durch einen falſchen Angriff die Aufmerkſamkeit der Polen zu feſſeln, und General Lewanidoff wollte unterdeſſen auf einem Seitenwege über Miropol nach Polonny gehen, um die polniſchen Magazine wegzunehmen oder zu zerſtören. Kosciuszko, der die Avantgarde befehligte, hielt ihn jedoch zurück, und Poniatowsky eilte mit ſeiner Diviſion über Tſchartoria nach Polonny, wohin ihm General Wielhorski mit dem Nachtrabe folgen ſollte. Wielhorski verfehlte aber unglücklicher Weiſe den rechten Weg und ward

auf einem ſchmalen, moraſtigen Damm, von den zur Linken plänkelnden Ruſſen in die Flanke genommen. Hierauf brach, zu noch größerm Unglück, unter der ſchweren Laſt der Wagen und Kanonen die Brücke über den Fluß; die Verwirrung ſtieg dadurch aufs Höchſte, ein furchtbares Blutbad entſpann ſich jetzt zwiſchen den Ruſſen und Polen; die letztern verloren manchen tapfern Mann, viel Gepäck und zwölf Feldſtücke, und verdankten unter dieſen Umſtänden, wo ſie mit der Uebermacht und den Schwierigkeiten des Orts zu kämpfen hatten, es bloß ihrem Heldenmuth, daß ſie nicht ſämmtlich gefangen wurden.

Kaum waren die Polen in Polonny angelangt, als die Ruſſen gleichfalls erſchienen. Die Gegend eignete ſich nicht zu einem Lager; die Befeſtigung des Schloſſes war noch nicht vollendet und der Ort ſelbſt war nicht lange zu behaupten. Deßhalb warfen die Polen, um ihr Heer nicht unnöthiger Weiſe zu ſchwächen, auch keine Beſatzung hinein, ſondern ſchafften bloß unter dem Schutze der Arriergarde, die jetzt Kosciuszko befehligte, einen Theil der, in Polonny aufbewahrten Vorräthe weiter; allein der Feind rückte nach. Da machte Kosciuszko plötzlich Halt, ordnete ſeine Diviſion und ſtellte ſich gegen die Ruſſen in Schlachtordnung. Trotz ihrer ungeheuren Uebermacht wagten ſie es nicht, ihn anzugreifen, und als er ſie in dieſer ſchlagfertigen Stellung zwei Stunden lang aufgehalten hatte, ſetzte er ſeinen Marſch fort.

Auf dem Wege nach Saslaw am 18. Junius rückte unterhalb Zielence eine Diviſion der unter dem Oberbefehl des Generals, Fürſten Michael Lubomirski ſtehenden Truppen heran, und ward von einer ruſſiſchen Kolonne, die, auſſer ihrer Reiterei, mehr als 8000 Mann des auserleſenſten Fußvolks hatte, angegriffen. Der Kampf war furchtbar, und Poniatowsky eilte ſogleich mit ſeinem Korps der Lubomirski'ſchen Abtheilung zu Hülfe. Nach einer ſchrecklichen Kanonade von mehreren Stunden warf endlich der Brigadier Mokranowski, an der Spitze der polniſchen Kavallerie, die feindliche Reiterei, und die Niederlage der Ruſſen würde vollkommen geweſen

ſeyn, wenn der polniſche General Nikolaus Tſchapski, dem empfangenen Befehl gemäß, den General Mokranowski unterſtützt hätte; denn da Mokranowski keinen Beiſtand erhielt, ſo gewannen die Ruſſen Zeit zu einem ordentlichen Rückzuge; indeſſen bedeckten doch mehr als drei tauſend ihrer Leichen das Schlachtfeld, und bloß jenem Fehler verdankten ſie es, daß ſie nicht ſämmtlich zerſtreut oder gefangen genommen wurden. Achthundert Polen ſtarben in dieſer Schlacht den Tod für ihr Vaterland, und der achtzehnte Junius 1792 gehört zu den glänzendſten Heldentagen jenes polniſchen Freiheitskrieges.

Nach einer zweitägigen Ruhe brach das polniſche Heer von Saslaw nach Oſtrop auf, um dort nach einem langen, beſchwerlichen Rückzuge von den äußerſten Gränzen der Ukraine, die Feinde zurück zu halten. Bei der feſten Lage von Oſtrop wäre es leicht geweſen, hartnäckigen Widerſtand zu leiſten; da es aber an Munition fehlte, ſo mußten die Polen nach einer ſtarken zweitägigen Kanonade den Ort verlaſſen, und ſich nach Dubno wenden, wo man hoffen durfte, Alles im Ueberfluß anzutreffen. Nach dem zu Anfange entworfenen Plan ſollte nemlich zu Dubno ein Lager errichtet werden, und deßhalb hatte man ſehr große Vorräthe von Lebensmitteln, von Gewehren, Munition, Leinwand, Tuch und andern Kriegsbedürfniſſen jeglicher Art dahin geſchafft, die ſich noch dort befanden. Der Fürſt Michael Lubomirski, Herr der Stadt Dubno und Befehlshaber der Truppen in dieſer Gegend, war bei dem Anrücken der Ruſſen zwar aufgefordert worden, alle jene Vorräthe von Dubno fortſchaffen zu laſſen; dies war aber nur mit einem ſehr kleinen Theil derſelben geſchehen, und da dem Fürſten mehr an der Erhaltung ſeiner Stadt, die er keiner Belagerung ausſetzen wollte, als an der Verſorgung des Kriegsheeres lag, ſo verheimlichte er ſorgfältig die große Menge von Lebensmitteln, die noch in Dubno aufgehäuft war, und gab hiedurch Veranlaſſung, daß dieſe Stadt, aus Furcht vor Hungersnoth, von den polniſchen

Truppen verlassen wurde, und mit allen daselbst befindlichen Kriegsniederlagen und Bedürfnissen den Russen in die Hände fiel.

Aber nicht allein Lebensmittel, Ruhe und Erholung, sondern auch ihren König, der so heilig gelobt hatte, an der Spitze seiner Krieger Blut und Leben für Vaterland und Unabhängigkeit zu opfern, hatten die polnischen Truppen in Dubno zu finden gehofft, und auch diese Erwartung war getäuscht worden. Indessen wurden sie dadurch keineswegs entmuthigt, sondern verlangten nur nach Schlachten, wodurch ihr und des Vaterlandes Schicksal entschieden würde. Heimlich bemächtigte sich jedoch ein bitteres Gefühl vieler Einwohner; sie glaubten deutlich in den meisten Maßregeln und Anordnungen ihres Königs Feigheit und Verrath zu erkennen, und wirklich hatte Stanislaus sich von seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Chreptowitsch, einem eifrigen Anhänger Rußlands, der ganz als geheimes Werkzeug des russischen Gesandten Bulbakow handelte, einreden lassen, Katharina würde, wenn die Polen ihren Stolz nicht durch allzu starken Widerstand reizten, leichter einen erträglichen Vergleich eingehen, als wenn man die größten Siege über ihre Kriegsheere erfochte. Daher trauerte der schwache König in seinem Herzen auch über jeden bedeutenden Vortheil, den die polnischen Truppen über die Russen errangen, denn immer fürchtete er, der einst so geliebten Gebieterin seines Herzens, welcher er seine Krone verdankte, zu wehe zu thun. Er wollte den Krieg mit der Höflichkeit eines schmeichlerischen Hofmanns spielen, der in einem Gesellschaftsspiele seinen vornehmen Gegner gewinnen läßt, um für den kleinen Verlust desto größere Gunstbezeugungen zu erlangen. Stanislaus August bedachte nicht, daß Polen kein Schachbrett war, und daß Menschen etwas mehr, als Würfel und Karten und leblose Figuren sind.

Nach einem weiten Rückzuge von dreißig Meilen langte die polnische Armee zu Anfange des Julius am Bug an,

wo der Fürst Poniatowski, nach dem Befehl des Königs, von Dubienka bis Opalin den Russen den Uebergang wehren sollte. Der General Zabiello hingegen war beauftragt, mit dem litthauischen Heer die übrigen Ufer dieses Flusses zu decken.

Der Bug, welcher in Gallizien entspringt, und innerhalb den Gränzen dieser Provinz bis gegen Dubienka bleibt, von wo er, über sechszig Meilen weit, theils in Polen, theils in Lithauen fließt, fällt bei Zakrotschim, drei Meilen von Warschau, in die Weichsel. Sein Bett ist breit, aber an manchen Orten sehr seicht und voll Furthen, so daß man im Sommer zu Fuß durchwaten kann. Die Ufer des Bugs sollten also, in einer Länge von sechszig Meilen, von einigen vierzigtausend Mann Polen und Lithauern gegen die, mehr als zweimal zahlreichern Russen, die von allen Seiten in starken Abtheilungen vorrückten, vertheidigt werden. Auch ohne alle Kriegskenntnisse hatte Stanislaus einsehen müssen, daß es unmöglich war, eine so lange Linie mit einer so geringen Macht gegen eine solche Uebermacht zu schützen. Die Gegend von Dubienka sollte, nach Stanislaus Augusts Anordnung, General Kosciuszko decken; weiter unterwärts stand der Fürst Poniatowski, und in Opalin der General Wielhorski; von Opalin bis über Brzesc hinaus war General Zabiello befehligt, den Fluß zu vertheidigen, ja, der König gebot ihm sogar, mit seinem ganzen Heer nach Brzesc zu gehen, wodurch Warschau gänzlich wäre bloß gestellt worden. Da der russische General Krecznikoff von Bialystock her in forcirten Märschen nach Brzesc eilte, so sandte Michael Zabiello ihm seinen Bruder Simon mit einem Theil des Heeres entgegen, um ihn zurück zu halten; allein Simon Zabiello ward, nach einem heftigen Gefecht, worin viele Russen auf dem Kampfplatz blieben, aus Brzesc verdrängt, indem der General Byschewski sich weigerte, ihm ohne ausdrücklichen Befehl zu Hülfe zu kommen. Der General Michael Zabiello, den die Abneigung des Königs überall hinderte, etwas Wichtiges zum Besten des

Ganzen zu unternehmen, glaubte jetzt, daß Stanislaus die Absicht habe, die Kriegsheere zurück zu ziehen, um dem russischen General Kochowski mit der vereinigten Macht ein Treffen zu liefern; daher suchte er allen, aus Lithauen nach Warschau anrückenden Truppen das weitere Vordringen zu wehren, und zugleich sich seine Verbindung mit der Kronarmee zu sichern.

Während dessen griff General Kochowski, nach einem verstellten Angriff auf die Abtheilung des Fürsten Poniatowski, mit 18,000 Mann und 40 Kanonen, alle, mit Ausschluß mehrerer Zwanzigpfünder, lauter Zwölfpfünder, am 17. Julius bei Dubienka den General Kosciuszko an, der bei seiner Division von 4000 Mann nur zwei Zwölfpfünder, sechs Sechspfünder und zwei Haubitzen hatte. Kosciuszko's Lager lehnte sich mit der rechten Seite an die Gränze von Gallizien, mit der linken an der Bug, und war mit Batterien und Fleschen befestigt. Zwei Stunden dauerte das Kanonenfeuer von beiden Seiten, wodurch die Russen viele Mannschaft, die Polen aber nur einen Offizier und zwei Gemeine verloren. Hierauf schritt die russische Kavallerie, mit Infanterie und Schützen vermischt, zum Angriff gegen die Polen, allein Palembach, der Anführer der russischen Reiterei, ein muthvoller Krieger, war der Erste, der fiel, und auch von seinen Schwadronen blieben Wenige übrig. Dreimal drang nun die Infanterie der Russen ein, und dreimal ward sie, indem ganze Glieder hinsanken, zurück getrieben; bloß die russischen Schützen behaupteten sich, trotz des schrecklichen Artilleriefeuers der Polen, mit unerschütterlichem Muth. Endlich bemerkte Kosciuszko, daß die Russen die Gränze von Gallizien überschritten hatten, und ihn von einer Seite angriffen, von wo aus er keinen Anfall erwartete, da er und alle Polen Gallizien für ein neutrales Land gehalten und als solches geachtet hatten. Er zog sich daher, um nicht von dem Feinde umzingelt zu werden, unter dem immerwährenden Feuer seiner Infanterie, das, wenn es nöthig war, von der Artillerie verstärkt wurde,

nach Krasnyſtaw zurück. Zwei Meilen weit folgten die Ruſſen ihm nach, wodurch ihr ungeheurer Verluſt noch vermehrt wurde. Die Schlacht bei Dubienka, wo Ruſſen und Polen mit gleicher Tapferkeit fochten, und die erſtern den letztern an Macht viermal überlegen waren, koſtete den Ruſſen an Todten noch über viertauſend Mann, den Polen nur neunzig. Kosciuszko, der Schüler Washingtons, vermehrte die Lorbeeren, die er jenſeits des Ozeans im Kampfe für Freiheit und Menſchenrecht erworben, mit einem neuen herrlichen Siegeskranze! Mögen doch alle Polen recht oft des Tages von Dubienka ſich erinnern.“ Möge der 17. Julius jedem Polen ein heiliger Feſttag und ein ſicherer Bürge dafür ſeyn, daß der Sieg nicht von der Stärke der Kriegsheere, ſondern von dem Geiſt, der ſie beſeelt, und von dem Willen deſſen abhängt, der die Schickſale der Menſchen und Völker beſtimmt und leitet.

Stanislaus Auguſt, der ſich immer das Anſehen gab, ſich an die Spitze des Heeres ſtellen zu wollen, hatte ungefähr ein kleines Heer von vier- bis fünftauſend Mann ſeiner Garde und der in Warſchau zurückgebliebenen Soldaten in Praga verſammelt, womit er täglich zur Armee aufzubrechen verhieß; allein immer fand er Vorwände zur Verzögerung des Abmarſches, und ſchickte zuletzt zum Schein, den General Byſchefski mit einem unbedeutenden Hülfskorps zur Unterſtützung des polniſchen und lithauiſchen Heeres ab. Byſchefski kehrte jedoch bald nach Warſchau zurück, ohne das Mindeſte gethan zu haben, und unterm 4. Julius erließ Stanislaus Auguſt eine Proclamation, worin er, der für die Nation nichts gethan hatte, er, der gar nicht daran dachte, die heiligſten, ſeinem Volk gegebenen Verheiſſungen zu erfüllen, ſagt: „der „Tugend der Nation ſtellen Wir das Schickſal des Vaterlan„des und uns ſelbſt anheim! Jede Gefahr wollen Wir theilen „mit unſerm Volke; mit ihm ſterben, um nicht den Unter„gang des Vaterlandes und den Triumph der Hochverräther „zu überleben!“ So ſprach Stanislaus Auguſt, dennoch ſetzte er insgeheim ſeine Unterhandlungen mit Rußland

fort, und jeder Vortheil, den die Polen über die Russen errangen, verursachte ihm Kummer und Verdruß, weil er immer hoffte, mit Katharina einen, für sich und seine Familie vortheilhaften Vertrag zu schließen.

Fast in gebieterischem Ton schrieb Katharina ihm am 21. Julius 1792: er solle der, unter ihrer Mitwirkung errichteten Konföderation von Targowicz beitreten, welche den Zweck habe, die Konstitution vom 3. Mai zu vernichten, denn nur unter dieser Bedingung sey es ihr möglich, „sich seine Schwester und freundschaftliche Nachbarin" zu nennen.

Nun vergaß Stanislaus August alle Verheissungen, die er seinem Volke gegeben, alle Eide, die er geschworen, alle Pflichten, die er seinem Vaterlande schuldig war, und schon am folgenden Tage berief er die Minister, und die beiden Marschälle der Reichstagskonföderation. Seine beiden Brüder, der Fürst-Primas Poniatowski und der Kronkammerherr wohnten der Versammlung bei, die in den sogenannten Lazienken gehalten wurde, und Stanislaus August übergab den Brief Katharina's mit der Erklärung: daß es unmöglich sey, sich den Beschlüssen der drei verbündeten Mächte mit Erfolg zu widersetzen, und daß es kein anderes Rettungsmittel gäbe, als dem Verlangen der Kaiserin von Rußland zu folgen. „Ich bin fest entschlossen, fügte er hinzu, die Konföderationsurkunde von Targowicz zu unterschreiben; und diesen Vorsatz werde ich nicht aufgeben."

Sowohl die Konstitutionellen, wie die Anhänger Rußlands erstaunten und schwiegen, als Stanislaus August diesen, für ihn selbst so gefahrvollen Entschluß aussprach. Der König erklärte sogleich: er nehme ihr Stillschweigen als einen Beweis ihrer Zustimmung an. Da erwiederte ihm der Graf Stanislaus Potocki, Großmarschall von Lithauen: „Dies Schweigen sey kein Beweis ihrer Einwilligung, sondern bloß ihrer Verwunderung; man müsse Zeit haben, sich über einen so wichtigen Gegenstand zu bedenken und zu berathen." Der

Fürst-Primas, der Krongroßmarschall Minszech, der Krongroßkanzler Malachowski, der Unterkanzler Chreptowitsch von Lithauen, der lithauische Großschatzmeister Tyszkiewicz und der Hofschatzmeister Dzickonski pflichteten dem Könige aber bei, und Dzickonski dankte ihm sogar in einer langen Rede, „daß er auf Gefahr seines Ruhms das Vaterland zu retten suche.“

Die Konföderationsmarschälle, Graf Malachowski und Fürst Sapieha, der Graf Stanislaus Potocki, Großmarschall von Lithauen, der lithauische Hofmarschall Soltan und der Kronschatzmeister Ostrowski widersetzten sich auf das Eifrigste dem Entschlusse des Königs, und wollten von keiner Unterwerfung unter das russische Joch etwas wissen; „denn, sprachen sie, damit ist das Vaterland keineswegs gerettet. Mag es immerhin seyn, daß Rußland, Oesterreich und Preußen den Vorsatz haben, Polen zu theilen; so sind doch die Polen noch tapfer genug, um den Fremden zu widerstehen! Man bedenke, was unser Heer bereits gethan hat, und was es noch thun würde, wenn der König, seinem Versprechen gemäß, sich an die Spitze stellte.“ Hierauf widerriethen sie ihm ernstlich, ohne Einwilligung eines Reichstages seinen Vorsatz auszuführen. Kollontay, der Unterkanzler, nannte die ganze Berathschlagung zwecklos, da der König ja schon einen, nach seiner eigenen Erklärung, festen Entschluß gefaßt habe, und äußerte: er möchte doch lieber geradezu mit Rußland, als mit den Verräthern des Vaterlandes unterhandeln.

Aller dieser Räthe ungeachtet, beharrte Stanislaus bei seinem Vorhaben, und unterzeichnete schon am 23. Julius 1792 die Konföderationsurkunde von Targowicz zum Umsturze derselben Verfassung, die er am 3. Mai 1791 auf das Feierlichste beschworen hatte. Zugleich versprach er, daß das ganze Kriegsheer beitreten sollte.

Diese Treulosigkeit des Königs, gerade in dem Augenblick, wo der glänzende Sieg bei Dubienka errungen war, und wo jeder Pole mit frohen Hoffnungen einer schöneren Zukunft ent-

gegen ſah, erfüllte die ganze Nation mit Zorn und Unwillen. Selbſt ſein Neffe, der Fürſt Joſeph Poniatowski äuſſerte laut ſein Mißvergnügen über den unwürdigen Schritt ſeines Oheims, und harrte voll Sehnſucht auf eine Gelegenheit, den Kampf für das Vaterland zu erneuern; allein ſorgfältig vermieden die Ruſſen jeden Anlaß zu einem Bruch des Waffenſtillſtandes. Zabiello und die lithauiſchen Truppen waren von demſelben Geiſte beſeelt; mit Thränen legten ſie die Waffen nieder, die ſie nicht länger für ihre Freiheit und ihr Vaterland führen ſollten.

Die Reichstagsmarſchälle, Fürſt Kaſimir Sapieha und Graf Stanislaus Malachowski erklärten in einer öffentlichen Bekanntmachung: „Der Beitritt des Königs zur Targowiczer Konföderation bahne dem Feuer und Schwerdt fremder Willkühr den Weg; Geſetzloſigkeit, Unterdrückung und Auflöſung des Vaterlandes würden die Folgen ſeyn; der König habe widerrechtlich gehandelt, da er, ohne einen Reichstag zu berufen, der Targowiczer Konföderation beigetreten ſey; die Rechte des konſtitutionellen Reichstages und der Konföderation von Warſchau könnten nicht aufhören *).

Um vor der Rache Rußlands und der Targowiczer Konföderation eine Zuflucht zu ſuchen, entfernten ſich die beiden Marſchälle des Reichstages nebſt ihren Freunden, und das Volk, das ſich in ihren Wohnungen verſammelte, nahm mit Thränen und Dankſagungen von ihnen Abſchied. Jetzt klagte die ganze Nation den König, nicht mehr, wie früher, der Feigheit, ſondern des ſchändlichſten Verraths an, und nur die Furcht vor den Waffen der Fremden vermochte ſein Leben zu ſchützen.

So erbittert übrigens die konſtitutionellen Mitglieder des Reichstages und die Mehrzahl der Nation ſelbſt gegen Stanislaus Auguſt waren, ſo unweiſe und unredlich ſein Bei-

*) Malachowski erließ ſeine Proteſtation am 25. Julius, Sapieha die ſeinige am 27. Julius 1792.

tritt zur Targowiczer Konföderation auch seyn mochte; so verdiente er dennoch in mancher Hinsicht Entschuldigung. Hätte der Reichstag dem Könige von Preußen die Städte Danzig und Thorn, die doch eigentlich bloß dem Namen nach zu Polen gehörten, abgetreten, so würde er wahrscheinlich nicht dem zweiten Theilungsprojekt beigestimmt haben: Polen hätte dann mit einem unbedeutenden Opfer einen wichtigen Bundesgenossen gewonnen, und Rußland und Oesterreich wären nicht im Stande gewesen, ihre herrschsüchtigen Entwürfe auszuführen. Stanislaus August, der weder Feldherr, noch Staatsmann, und seit vielen Jahren gewohnt war, sich von Rußland beherrschen zu lassen, ward immer von seinen Ministern irre geleitet, und setzte am Ende, um Alles zu behalten, Alles aufs Spiel. Die polnischen Reichsstände hatten verfassungsmäßig das Recht, die Entfernung der, ihnen gefährlich scheinenden Minister von dem Könige zu fordern; sie wußten, wie sehr mehrere derselben den Interessen Rußlands fröhnten, und wie leichtsinnig Stanislaus August sich von seinen Rathgebern lenken ließ; sie waren also selbst Schuld an der zweiten Theilung ihres Vaterlandes, die sie sehr gut durch ernstere Maaßregeln hätten hindern können. Es ist immer unbegreiflich, wie man zugab, daß der König, trotz der, ein Jahr vorher von ihm beschworenen Verfassung, dem Targowiczer Bündnisse beitreten durfte, da der Wille der ganzen Nation und des sehr beträchtlichen Kriegsheeres sich so laut und öffentlich für Aufrechthaltung der Konstitution vom 3. Mai 1791, aussprach.

Die sogenannte Konföderationsurkunde von Targowicz ward, wie früher gezeigt worden, nicht in Targowicz, sondern in Petersburg entworfen, und von Felix Potocki und den zwölf übrigen Urhebern „im Namen der ganzen polnischen Nation" unterschrieben, obgleich Niemand in Polen von dieser Bundesakte früher die mindeste Kunde hatte, als bis man durch die russische Deklaration vom 18ten Mai 1792 von ihrem Daseyn benachrichtigt ward.

Unter dem Schutze des russischen Heeres kehrten die anmaßlichen Stellvertreter der Nation in ihr Vaterland zurück, legten sich den prahlerischen Titel einer Generalkonföderation bei, Felix Potocki nannte sich Generalmarschall derselben und der General Kossakowski ward von dem russischen Heerführer Kreczenikoff „zum Kronfeldherrn von Lithauen durch den Willen der Nation" erklärt. Kossakowski und sein Bruder, der Bischof, entwarfen eine Konföderationsurkunde von Lithauen, ernannten den Großkanzler, Fürsten Alexander Sapieha, wider dessen Willen, zum Marschall von Lithauen, und nachher ward diese Konföderation mit jener von Targowicz vereinigt.

Joseph Poniatowski, der fest entschlossen war, die Freiheit und Selbstständigkeit seines Vaterlandes bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, war wie vernichtet, als er von seinem Onkel den Befehl empfieng, sich, ohne zu kämpfen, zurück zu ziehen, und dem Feinde bloß den Uebergang über den Bug zu wehren. Vergebens machte er Vorstellungen; jener Befehl ward erneuert, und der größte Theil des Landes mußte den Mißhandlungen der russischen Horden Preis gegeben werden.

Dennoch versicherte Stanislaus August im Tone der Begeisterung und Wahrheit auf das Feierlichste, daß nichts in der Welt seine Gesinnungen gegen sein Volk ändern würde; und daß er lieber einen ehrenvollen Tod sterben, als das Wohl seiner Unterthanen aufopfern wolle.

Von welchem Enthusiasmus übrigens die Lithauer beseelt waren, und was sie von den Russen zu dulden hatten, beweist die Protestation, welche sie gegen die Konföderation von Targowicz erließen, und welche der Graf Michael Oginski in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt. Sie ist geschichtlich und als Urkunde zu merkwürdig, um hier nicht gleichfalls eine Stelle zu finden *).

*) Oginski Vol. 1. chap. 9.

„Wir zu Grodno versammelte Einwohner des Großherzogthums Lithauen, die wir sämmtlich von einem Unglück betroffen und von gleichem Geiste beseelt sind, richten diese Erklärung, die eine wahre und treue Schilderung unserer schrecklichen Lage enthält, an das Vaterland und an die ganze Nation.

Nach vielen Jahren voll Kränkungen, Elend und Unheil, hatten wir mit vereinigten Kräften gesucht, unsere ehemalige Regierungsform zu verbessern und unser Vaterland aus dem Abgrunde zu retten, in den es durch die frühern schlechten Einrichtungen gestürzt war, und kaum hatten wir durch lange, mühevolle Anstrengung die Schwierigkeiten besiegt, welche Vorurtheile, Selbstsucht, Ehrgeiz und die Neigung zur Unordnung, die in unserer Gesetzgebung herrschte, in den Weg legten; kaum hatten wir die neue Verfassung fest gegründet und zu unserm und unserer Nachbaren Besten uns von dem unseligen Zustande erlöst, als es einer geringen Anzahl elender, ehrgeiziger Menschen, die Feinde des Glücks ihres Vaterlandes, und voll Erbitterung über die Schranken waren, welche durch die Verbesserung der Regierungsform ihrer tollen Herrschgier und ihrem Stolze gesetzt wurden, gelang, einen fremden Hof durch falsche Darstellungen für sich zu gewinnen und zu verleiten.

Sie und ihre erbärmlichen Spießgenossen, sie, der Abschaum der Nation, wagen es dennoch, sich die Nation zu nennen; sie gehorchen so wenig dem Könige, als der, von dem Reichstage auf gesetzliche Weise eingeführten Verfassung; sie fordern den Schutz Rußlands auf, um, wie sie vorgeben, die Freiheit aufrecht zu halten, die man vernichten wolle, und erniedrigen sich so weit, sich einer fremden Monarchin zu Füssen zu werfen, um die Einwohner eines unabhängigen Landes unter deren Herrschaft zu bringen. Mit Gewalt wollen sie die einstimmige Ueberzeugung der ganzen Nation unterdrücken, Ansichten vorschreiben, die sie mit den Waffen in der Hand

verfechten, um Gesetzlosigkeit und Schwäche über ihr Vaterland zu verbreiten.

Nur zu sehr litten wir schon durch die traurigen Wirkungen ihrer Schritte. Das fremde Heer sollte blos in Polen einrücken, um unsere Freiheit zu schützen und die Wünsche der Nation zu unterstützen. Dies war auch gewiß die Absicht Ihrer Majestät, der Kaiserin, allein obgleich die sämmtlichen Einwohner der Verfassung ergeben und von den Vortheilen, die sie gewährt, innigst überzeugt sind; so haben dennoch die Russen, statt dem Willen der Nation und den Ansichten der Bessern zu entsprechen, die Entwürfe einiger Wenigen unterstützt, denen es beliebt, ihre Mitbürger zu bedrücken, über deren Vermögen, Meinungen und Personen eine Willkühr verübt, die sowohl den Rechten der ganzen Nation, als den besondern Freiheiten jedes Einzelnen widerstreitet.

Die russischen Heerführer haben Bekanntmachungen erlassen, worin den Bürgern geboten wird, sich zu versammeln und vor ihnen zu erscheinen, bei Gefahr von ihnen verfolgt und bestraft zu werden. Dennoch hat sich kein Grundeigenthümer im russischen Lager gestellt, wofern er nicht von Kosaken dahin gebracht wurde; fast Alle haben ihre Häuser verlassen, um ihren Bedrückern zu entfliehen, und unter solchen Umständen will man jetzt eine Konföderation errichten!

Unsere Städte, Dörfer und Wohnungen sind mit Blut und Thränen benetzt. Allenthalben vernimmt man das Angstgeschrei der, mit Ketten belasteten, adelichen Grundbesitzer, die man keines andern Verbrechens anklagen kann, als daß sie der Verfassung und ihrem, der Regierung geschworenen Eide getreu bleiben wollen.

Ueberall verüben die feindlichen Krieger Gewaltthaten und verbreiten Furcht und Schrecken; überall raubt man uns unsere Erndten, um die Vorrathshäuser des Feindes damit zu füllen. Der friedliche Landmann wird von seiner Arbeit gerissen; man nimmt ihm sein Vieh und seine Pferde;

plündert alle Wohnungen, die an der Straße liegen, und verwandelt die fruchtbarsten Gegenden in Wüsten.

In den Theilen unseres Landes, wohin die Feinde noch nicht vorgedrungen sind, sieht man die Straßen, Städte und Dörfer voll verzweifelter Einwohner, die von ihren Frauen und Kindern begleitet, ihre Heimath verlassen, um sich den Mißhandlungen der Russen und der Nothwendigkeit zu entziehen, einer Konföderation beizutreten, die sie verabscheuen, und die keinen andern Zweck hat, als sie aller Vortheile zu berauben, welche die Verfassung vom 3. Mai ihnen zusichert.

Mit Freuden würde Jeder unter uns Blut und Leben für diese Verfassung wagen, allein kein Einziger kann sich freiwillig zu einem Opfer für eine Konföderation verstehen, die sich zwar rühmt, die Freiheit der Nation herstellen zu wollen, die uns aber nicht allein unseres Vermögens beraubt, sondern die auch das, was dem Menschen das Theuerste und Heiligste ist, unsere Ehre und Unabhängigkeit verletzt.

Das Kriegsglück ist ungewiß; mögen aber auch die Folgen des Kampfes seyn, welche sie wollen, wir Alle, die wir ihn für ungerechter Weise begonnen halten; wir Alle, die wir diese Urkunde unterzeichnen und hiezu durch einstimmigen Willen der Bessern unserer Provinz bevollmächtigt sind; wir, die wir die Nothwendigkeit erkennen, unsere Meinung öffentlich zu erklären, um dadurch unser Gewissen und unsere Ehre zu sichern, wir berufen uns in unserer gerechten Sache auf Gott, der das Unrecht bestrafen wird, auf das Urtheil aller aufgeklärten Nationen, der Fürsten und Mächtigen der Erde.

Nach den Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten, die uns zugefügt werden, um uns zu beugen, kann man beurtheilen, wie eifersüchtig unsere Feinde auf die Freiheit und Unabhängigkeit sind, welche die Verfassung vom 3. Mai uns und unsern Nachkommen sichert; und die Verzweiflung, die uns beseelt, wird der Welt zeigen, wie innig wir an dieser Verfassung hängen, und zu welchen Opfern wir für ihre Erhaltung und Vertheidigung bereit sind.

Die grausamsten Verfolgungen werden uns nicht schrecken; und wenn Stanislaus August, der das Vertrauen der Nation besitzt, und sich feierlich verpflichtet hat, alle Gefahren mit uns zu theilen, um unsere Verfassung, deren Stifter er ist, aufrecht zu erhalten, unser Führer seyn wird, dann werden wir allen Schrecken des Krieges muthvoll die Stirne bieten.

Sollte aber Verführung und Bosheit, von der Uebermacht des Feindes unterstützt, Einige unter uns dahin bringen, eine Urkunde zu unterzeichnen, die der gegenwärtigen Erklärung widerspricht, so verwahren wir unsere Rechte im Voraus gegen einen solchen Schritt, der bloß, als durch Gewalt erzwungen, betrachtet werden kann, und daher weder vor den Augen Gottes, noch des Vaterlandes, noch der Menschheit Gültigkeit haben kann.

Schließlich geloben wir hiedurch noch auf das Feierlichste, die Unabhängigkeit unsers Vaterlandes, unsere politischen und bürgerlichen Rechte, die öffentliche und persönliche Freiheit und unsere, dieselbe Verfassung mit allen unsern Kräften zu vertheidigen, indem wir versichert sind, daß die Bewohner aller Provinzen der Krone, diese Gesinnungen mit uns theilen und in der vollen Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache unterzeichnen wir Alle eigenhändig die gegenwärtige Erklärung."

Diese Akte der Lithauer wurde zu Grodno am 19. Junius 1792 ausgestellt und gedruckt. Eine ähnliche Urkunde hatten bereits die Einwohner der Wojewodschaft Nowogrodeck am 8. Junius bekannt gemacht und die Provinz Großpolen stellte am 25. eine Erklärung aus, in welcher dieselben Gesinnungen herrschten.

Die allgemeine Ergebenheit für die Verfassung und der glühende Eifer der Nation für die Selbstständigkeit und Freiheit ihres Vaterlandes konnten nur leider die Fortschritte der Targowiczer nicht hindern. Was Felix Potocki, Rzewucki und Branecki im Königreiche Polen verübten, das thaten der Bischof Kossakowski und sein Bruder, der General in

Lithauen, und die noch immer genährte Hoffnung, den König an der Spitze des Heeres oder wenigstens doch im Lager zu sehen, scheiterte an seiner Treulosigkeit oder Feigheit.

Stanislaus August hatte freilich die aufrichtig-scheinendsten Versicherungen seiner Vaterlandsliebe gegeben, allein er war weit entfernt, auch nur eine einzige derselben zu erfüllen. Während die ganze Nation unter den empörendsten Mißhandlungen jammerte, schrieb er insgeheim an Katharina und machte ihr den freundschaftlichen Antrag, ihm ihren Enkel Konstantin zum Nachfolger zu geben; sie erwiederte darauf bloß mit bittern Vorwürfen, daß er die pacta conventa verletzt habe, und mit dem Verlangen, daß er der Targowiczer Konföderation beitreten solle.

Durch diesen Brief und durch die Drohungen des russischen Gesandten ward Stanislaus in Angst und Schrecken gesetzt. Am 22. Julius berief er seine Minister, die beiden Reichstagsmarschälle und seine beiden Brüder, und erklärte ihnen seinen Entschluß, die Targowiczer Urkunde zu unterzeichnen. Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen der Reichstagsmarschälle Malachowski und Sapieha und einiger Andern, sie wurden von dem Krongroßkanzler Malachowski, dem Krongroßmarschall Minszech, dem Vicekanzler Chreptowitsch von Lithauen, dem Vicekronfeldherrn Tyskiewitz und dem lithauischen Schatzmeister Dzickowski überstimmt und überschrieen, und am 23. Julius 1792 unterzeichnete Stanislaus August das Todesurtheil der polnischen Selbstständigkeit und Freiheit, die Konföderationsurkunde von Targowicz.

Die Nachricht von diesem Ereignisse erregte allgemeine Bestürzung; am lautesten sprach sich der Unwille beim Heere aus, und die Reichstagsmarschälle übergaben beide eine feierliche Protestation und verließen die Hauptstadt. Der Beitritt des Königs hatte die natürliche Folge, daß viele von denen, welche wegen ihrer häuslichen und andern Verhältnisse das Vaterland nicht verlassen konnten und wollten, seinem Bei-

spiele folgten, und dadurch gewann der Targowiczer Bund ungemein an Zuwachs. Die Familie Kossakowski, die in Lithauen eine fast unumschränkte Gewalt an sich gerissen hatte, verfuhr dort mit einer fast noch größern Willkühr, als Felix Potocki, Rzewucki und Branecki in Polen. Felix Potocki zeigte sich indessen bei weitem nicht so rachgierig, als die Kossakowski, die sich unter dem Schutze des russischen Heeres gegen ihre Landsleute die größten Gewaltthätigkeiten erlaubten.

Der Konstitutionsreichstag hatte eine Verordnung erlassen, daß die beiden Nationen, die polnische und die lithauische, unter einer Regierung und einer untheilbaren Gesetzgebung stehen und einerlei Vollziehungsbehörden haben sollten. Diese schöne Verordnung, wodurch der ganze Staatskörper an Dauer und Festigkeit, so wie an Eintracht seiner Bewohner gewinnen mußte, ward von der Targowiczer Konföderation für eine Verletzung der Unionsgesetze erklärt; das Heer wurde demnach getrennt, der Schatz und der Erziehungsfond wurden getheilt, und alle Bande, wodurch die beiden Nationen vorher auf das Innigste miteinander verbunden waren, wurden zerrissen. Ueberhaupt schien die Targowiczer Konföderation, und besonders die Familie Kossakowski, das Möglichste aufbieten zu wollen, das Reich zu zertrümmern und zu schwächen, um es sodann zerstückelt desto leichter den Fremden unterwerfen zu können. Die vortrefflichsten und edelsten Männer mußten sich als niedrige Verbrecher behandeln lassen, und die wichtigsten Staatsämter wurden mit verworfenen Bösewichtern besetzt. Der Reichstagsmarschall Malachowski, ein Mann, der sein Leben nie durch irgend eine Erniedrigung befleckt hatte, und dessen Biedersinn und Gerechtigkeit von den Bürgern so hochgeachtet ward, daß sie ihre wichtigsten Familien- und Vermögensstreitigkeiten seinem Endausspruche überließen; der Großmarschall von Lithauen, Ignaz Potocki, der Justizminister Kollontay wurden von der hochverrätherischen Targowiczer Rotte des Meineids, der Urkundenverfälschung und anderer

Verbrechen angeschuldigt und von Felix Potocki vor das diktatorische Gericht der Konföderation geladen. Hiedurch wurden jedoch alle Gemüther empört und trotz des russischen Drucks, der so schwer auf der Nation lastete, trotz der zahllosen Späher und Angeber, die jedes Wort und jeden Gedanken zu belauschen suchten, erhob sich laut die Stimme des Unwillens gegen Felix Potocki und seine Genossen, und sie mußten endlich selbst ihres Betragens sich schämen und der boshaften Verfolgung entsagen.

Freilich hatte die Konföderation erklärt: sie wolle das Kriegsheer in seiner ganzen Stärke beibehalten; allein sie besetzte die vornehmsten Anführerstellen mit ihren Verwandten und andern unwürdigen Menschen, und viele der besten Offiziere verließen den Dienst, um nicht die Schande zu haben, von Verräthern ihres Vaterlandes Befehle anzunehmen. Manche wurden aber auch, selbst wider ihren Willen, durch die empfindlichsten Kränkungen von den Mitgliedern des Targowiczer Bundes fast gezwungen, ihren Abschied zu nehmen. So hatten zum Beispiel viele polnische Krieger für die ungewöhnlichen Beweise von Heldenmuth, die sie in dem Kriege gegen die Russen gegeben, Orden und Ehrenzeichen erhalten. Die Targowiczer Konföderation, welche Tapferkeit und Liebe zum Vaterlande für Verbrechen, Hochverrath und Unterwürfigkeit gegen Rußland aber für Tugenden hielt, beschloß, den Offizieren und Soldaten jene Ehrenzeichen abreißen zu lassen. Vergebens verwandte Kosciuszko sich sehr edelmüthig für seine tapfern Waffenbrüder bei Felix Potocki, indem er ihm vorstellte, wie unrecht es sey, den Soldaten, die in dem Kampfe gegen Rußland ihre Pflicht erfüllt hätten, ihre wohlverdienten Belohnungen zu entreißen; eine solche Erniedrigung, fügte er hinzu, würde allen Eifer, allen Muth, alle Ergebenheit der Armee gegen ihr Vaterland ersticken und für die Zukunft die traurigsten Folgen haben. Felix Potocki, der jetzt in Polen allmächtig war, führte aber seinen Vorsatz aus, und laut jammerten die tapfern, ehrlichen Krieger, daß man ihnen die kleine

Belohnung, für die sie Blut und Leben aufs Spiel gesetzt hatten, so grausamer und ungerechter Weise wieder raubte. Um sie noch tiefer zu kränken, wurde ein gewisser Rudnicki, der von den Polen zu den Russen übergegangen, und deßhalb von den Erstern für ehrlos erklärt war, zum General ernannt und auf das Glänzendste wegen seiner Heldenthat öffentlich belobt.

Die Targowiczer Bundesgenossen gebrauchten zu viel Geld, um sich und die Ihrigen zu bereichern; sie mußten auf Ersparnisse denken und man beschloß deßhalb, das Heer zu verringern. Mehrere Regimenter, die vor wenigen Wochen so heldenmüthig für das Vaterland gefochten hatten, wurden nun auf das Schändlichste entwaffnet und da man ihnen den noch schuldig gebliebenen Sold zurück behielt, in die traurige Lage versetzt, zu betteln. Hiedurch und durch die schlechte Behandlung, die sich die russischen Anhänger gegen die polnischen Krieger erlaubten, ward das Mißvergnügen derselben immer höher gesteigert; häufige und zahlreiche Desertionen, woran während des Krieges Niemand dachte, erfolgten und das polnische Kriegsheer ward mit jedem Tage schwächer und ohnmächtiger.

Kein besseres Werkzeug zur Vernichtung hatte Rußland finden können, als die Targowiczer Konföderation, die, wie es schien, geflissentlich Alles that, um ihr Vaterland in den Abgrund zu stürzen, und der Nation jedes Mittel zu rauben, wodurch sie sich hätte retten können. Das Zeughaus ward unter russische Aufsicht gestellt, alle Privatleute mußten ihre Gewehre abliefern und durften auch nicht einmal die unentbehrlichen Waffen zu ihrer Vertheidigung in ihren Häusern und auf Reisen behalten.

So trostlos dieser Zustand auch war, so war dennoch nicht alle Möglichkeit zur Rettung verloren. Die Kaiserin von Rußland sowohl, wie der König von Preußen betrachteten voll Besorgniß die Ereignisse in Frankreich, die, wie auch die Folgezeit gelehrt hat, ganz Europa mit den wichtigsten politischen Erschütterungen bedrohete. Die Franzosen hatten Krieg den

Schlöſſern und den Hütten Frieden verkündet, und es war nicht zu erwarten, daß ſie bei dem ſtarken, revolutionären Aufſchwunge, den ſie genommen hatten, einer zweiten Theilung Polens gleichgültig zuſehen würden.

Indeſſen waren die Begebenheiten, welche am 3. Mai 1792 in Warſchau ſtatt gefunden hatten, den Höfen durch die Stifter der Targowiczer Konföderation in einem ſolchen Lichte dargeſtellt worden, als ob die Einführung einer neuen Verfaſſung von Seiten eines geſetzmäßigen Reichstages ein eben ſo großes Verbrechen wäre, wie die Hinrichtung Ludwigs XVI. Man betrachtete jedes Abweichen von dem Beſtehenden als einen Schritt zu revolutionären Ausbrüchen, ohne zu bedenken, daß die Anſichten der Menſchen, der Zuſtand ihrer ſittlichen und geiſtigen Bildung und ſelbſt ihre Bedürfniſſe vielen Veränderungen unterworfen ſind, und daß daher auch ihre politiſchen Einrichtungen zu Zeiten nothwendig verändert werden müſſen, wenn ſie nicht gewaltſamer Weiſe zertrümmert werden ſollen. Dieſe Anſicht hegte Friederich Wilhelm II. zu Anfange ſelbſt; er ſelbſt forderte die Polen auf, ihre Verfaſſung zu beſſern und ihm die Grundzüge der neuen Konſtitution vorzulegen, und er betheuerte auch dem Könige und dem Reichstage ſeine Zufriedenheit ſowohl mit der Verfaſſung, als mit der Wahl des Kurfürſten von Sachſen zum Thronfolger. Daß er ſo ſchnell ſeine Geſinnungen änderte, und ſich plötzlich von ſeiner Verpflichtung, den Polen zu der Vertheidigung ihrer neuen Konſtitution und zur Erhaltung ihrer Selbſtſtändigkeit Beiſtand zu leiſten, war ein trauriger Beweis von Schwachheit und Wankelmuth; daß er aber nachher ſogar an der Zertrümmerung Polens Theil nahm, war noch etwas mehr als Unredlichkeit.

Als der Graf Michael Oginski im Winter 1793 in Petersburg war, ertheilte ihm der Fürſt Zouboff, der damalige Günſtling und Miniſter der Kaiſerin Katharina, die feierlichſte Verſicherung, daß von Seiten der Letztern an eine zweite Theilung Polens gar nicht gedacht werde. „Nur Rußlands Feinde," ſprach er, „können ſolche Mährchen ver-

breiten. Die Kaiserin nimmt den lebhaftesten Antheil an der polnischen Nation; sie hat mit Kummer die Fallstricke gesehen, welche der König von Preußen den Polen legte und so auch den Abgrund, in welchen die französischen Revolutionärs sie stürzen wollten. Da sie merkte, daß die Polen gegen alle ihre Warnungen, die sie durch ihren Gesandten in Warschau ihnen geben ließ, taub waren, so gab sie endlich den Bitten der ausgezeichnetsten Reichsstände, die vernünftiger als die Uebrigen dachten, nach, und sandte bloß ihre Armee deßhalb nach Polen, um es zu retten. Sie hat Mitleid gehabt mit ihrer Nation und einen Beweis von dem Antheil geben wollen, den sie an derselben nimmt!"

In der That eine herrliche Theilnahme, wenn man einer Nation ihr Land durch wilde Krieger verwüsten, ihre edelsten, besten Männer ihres Eigenthums berauben, sie in eisige Steppen verbannen und ihre Frauen, ihre Greise und Kinder auf das Schmählichste hinmorden läßt!

„Meinen Sie denn," fügte Zouboff hinzu, „daß die Kaiserin nöthig hat, neue Eroberungen zu suchen? Könnte sie denn nicht, wenn ihr es gefiele, in einem einzigen Feldzuge die Türkei einnehmen, und ihren Enkel auf den Thron von Konstantinopel setzen? Polen ist ihr weit nützlicher, als Wall und Freund gegen das übrige Europa und in dieser Rücksicht ist es uns sehr schätzenswerth."

Durch Phrasen dieser Art suchte man die Nation in einen Schlummer zu wiegen, um sie nachher auf das Fürchterlichste zu wecken; sie sollte den Schlag ja nicht ahnen, durch den man sie zertrümmern wollte, damit sie nicht vielleicht noch ihre letzten Kräfte anstrengen möchte, um sich gegen die drohende Gefahr zu waffnen.

Im Februar 1793 sandte die polnische oder Targowiczer Generalversammlung eine Deputation nach Petersburg, um der Kaiserin Katharina „für die Wohlthaten zu danken, die sie den Polen erwiesen," Wohlthaten, wofür Millionen unglücklicher Menschen sie mit Flüchen be-

deckten. Der Graf Branicki trieb die Nichtswürdigkeit so weit, seine kriechende Rede mit dem Ausrufe zu schließen: „Gott und Katharina sind die einzigen Stützen, auf welche wir Polen unsere Hoffnungen gründen!“ Diese Hoffnungen bewährten sich, besonders in Hinsicht der Kaiserin, sehr schlecht! Ueberhaupt haben die Polen fast immer das Unglück gehabt, von den Fürsten und Bundesgenossen, auf deren Hülfe sie am sichersten hofften, am ärgsten getäuscht zu werden.

Preußen und Rußland hatten schon einen trefflichen Vorwand ersonnen, um, wenn auch nicht in den Augen der Völker, doch in denen der Kabinette eine zweite Theilung Polens zu rechtfertigen. „Die Grundsätze des Jakobinismus,“ so hieß es, „breiten sich immer weiter aus, und drohen allen Thronen und Völkern die größte Gefahr. Im ganzen Lande, sogar auf den Dörfern, wo doch dort Niemand weiter lebt, als Bauern und aristokratische Edelleute, sind Jakobinerklubs, die laut und öffentlich ihre abscheulichen Ansichten dem Volke vortragen. Besonders ist Großpolen der wahre Sitz und die Wiege des Demokratismus, und die Fürsten sind es sich selbst, ihren Völkern und der ganzen Menschheit schuldig, dem Uebel Einhalt zu thun.“ Am 16. Januar 1792 rückte, um dieß zu bewerkstelligen, der General Möllendorf in Polen ein und erließ zugleich ein Manifest voll der erwähnten Beschuldigungen. Jedem Unbefangenen mußte übrigens jener Deckmantel sehr unzulänglich erscheinen; denn gesetzt, es wären wirklich Grundsätze der Art in Polen verbreitet gewesen, welcher Gefahr setzten die Mächte sich dann nicht aus, dies Land in Besitz zu nehmen? Mußten sie nicht erwarten, daß ihre Truppen mit den nämlichen Grundsätzen angesteckt werden könnten, die sie mit bewaffneter Hand bekämpfen sollten? Und welcher Wahnsinn, gegen Grundsätze und Ideen mit Kanonen und Bajonetten zu Felde zu ziehen? Der Krieger ist in unsern Tagen nicht mehr so stumpfsinnig, daß er Blut und Leben aufs Spiel setzen sollte, ohne zu fragen: warum? Die Men-

schen haben aufgehört, gedankenlose Maschinen zu seyn; die Völker sind mündig geworden, und werden gewiß nicht in das Alter der Kindheit zurück kehren.

Am 24. Februar 1792 ward auch preußischer Seits in Betreff des Gebiets und der Stadt Danzig eine ähnliche Proklamation erlassen, die vielleicht schon früher erschienen wäre, wenn nicht England sich Anfangs der Besitznahme von Danzig widersetzt hätte. Wahrscheinlich wollten die Britten dem Wundermährchen von den Jakobinern, die in Danzig hausen, und den Fürsten nach ihren Köpfen und Thronen trachten sollten, nicht glauben, und daher ward dieses letzte Manifest verspätet.

Endlich, aber zu spät, erkannte die Nation, daß ein Einverständniß zwischen den großen Mächten herrsche, und daß Polen das Schlachtopfer werden solle, denn in der ersten Proklamation war zwar nur von der Einwilligung des Kaisers und der Kaiserin von Rußland die Rede, in der letztern aber sogar von einer Rücksprache mit den Mächten, die dabei interessirt wären, und das waren die meisten Mächte Europa's.

Wie wenig übrigens die Targowiczer Bundesgenossen von diesem Unglück, das sie ihrem Vaterlande bereitet hatten, ahneten, bewies eine Kundmachung, die sie noch am 2. Februar 1793 erließen, und worin sie sehr pathetisch versicherten: „Die sollen vor Scham erröthen, die unsere, von so vielem Leiden heimgesuchte Nation mit neuem Unglück schrecken, und sich erfrechen, die Ehre der großen Monarchin Katharina anzufechten.“ Die groß. Monarchin bediente sich der Elenden als Werkzeuge, ohne ihnen ihre weit aussehenden Entwürfe zu enthüllen, und Leichtgläubigkeit ist ein Grundzug in dem Charakter fast aller Polen. So oft sie auch von Napoleon durch leere Zusagen getäuscht wurden, so harrten sie doch noch immer auf die Erfüllungen derselben; sie folgten ihm deßhalb nach Elba, und selbst Einer begleitete ihn ins Elend nach St. Helena. Dieser Zug in dem Nationalcharakter der Polen gereicht ihnen übrigens mehr zum Ruhm, als zum Tadel, denn da ihre Mehrzahl nicht im Stande ist, ein gegebenes Wort zu

brechen, ſo ſind ſie vertrauensvoll und arglos, indem ſie bei Andern dieſelbe Geſinnung vorausſetzen.

Selbſt nach dem Einmarſche der Preußen und nach Erlaſſung des Manifeſtes, worin der König Friederich Wilhelm ausdrücklich ſagte, daß er mit dem Kaiſer und dem Petersburger Hofe einverſtanden ſey, waren die meiſten Mitglieder des Targowiczer Bundes noch verblendet genug, ſo wenig den Thatſachen, als den diplomatiſchen Urkunden Glauben beizumeſſen; Alles ſollte noch immer Verläumdung von böſen Leuten ſeyn, die nur die Abſicht hätten, die großen Monarchen zu verunglimpfen. Der Großkanzler Malachowski mußte dem preußiſchen Geſandten eine Note als Antwort auf das Manifeſt überreichen, worin verſichert ward, es gäbe keine Unruhen im Lande, Jakobinerklubs und revolutionäre Geſellſchaften wären verboten; die Macht des Landes und die, in Polen befindlichen Ruſſen wären mehr als zureichend, um die Ruhe aufrecht zu erhalten und deßhalb müſſe die Republik wünſchen, daß der König von Preußen ſeine Truppen nicht möge einrücken laſſen. Dieſe Antwort des Targowiczer Bundes war im höchſten Grade albern und unzweckmäßig. Durch die Behauptung: daß Jakobinerklubs und revolutionäre Geſellſchaften in Polen verboten wären, ward ihr Vorhandenſeyn gewiſſermaßen zugeſtanden, oder demſelben auf keine Weiſe widerſprochen. Die Stifter des Targowiczer Bundes hatten aber früher gegen die Monarchen ſelbſt behauptet, daß der Reichstag und viele Einwohner Polens von jakobiniſchen Grundſätzen angeſteckt wären und ihre revolutionären Anſichten überall zu verbreiten ſuchten; und nun mußten ſie, auf Gefahr ihres Vaterlandes, zu einer verderblichen Zweideutigkeit ihre Zuflucht nehmen, um ſich ſelbſt nicht als Verläumder darzuſtellen.

Bald nach jener Antwort des Targowiczer Bundes, der ſeine Sitzungen zu Grodno hielt, trafen der ruſſiſche Geſandte Sievers und der General aus Petersburg dort ein, und wurden von den Stiftern des Bundes über die wahren Ab-

sichten des Einmarsches der preußischen Truppen und über die Zustimmung der Kaiserin von Rußland befragt; sie erklärten jedoch beide, daß sie nichts davon wüßten, gaben indessen zugleich den Bundeshäuptern den Rath, ohne Einwilligung der Kaiserin keine gewaltsamen Schritte gegen Preußen zu unternehmen. Jetzt erst sah Felix Potocki den ganzen weiten Umfang des Unglücks ein, das er über sein Vaterland gebracht hatte, und nun fand auch die allgemeine Konföderation es gerathen, sich wenigstens schriftlich dem Einmarsche des preußischen Heeres zu widersetzen. Unterm 3. Februar 1793 ward deßhalb eine von Felix Potocki und dem Fürsten Alexander Sapieha unterzeichnete Protestation erlassen, in welcher zu Anfange auf den Konstitutionsreichstag und die Verfassung vom 3. Mai 1791 derb geschmähet, darauf das Lob der großen Katharina in pomphaftem Tone verkündet, Friederich Wilhelm's II. Gerechtigkeit sehr gepriesen, aber das Betragen seiner Truppen bitter getadelt ward. Ausserdem vergaß der Bund nicht, sich selbst und das edle freundschaftliche Benehmen des verbündeten russischen Heeres nach Gebühr zu rühmen und auf das Feierlichste sich gegen den gewaltsamen Einmarsch der Preußen zu verwahren. Schriftliche Protestationen haben jedoch immer das Schlimme, daß sie gegen Kanonen und Bajonette selten etwas ausrichten und sehr häufig das Uebel noch schlimmer machen, als es war. Aeusserst rührend lautete übrigens der Schluß, obgleich er wohl nicht ganz ernstlich gemeint war: „Wir erklären noch, daß uns kein anderer Wunsch beseelt, als unsern Nachkommen eine wohleingerichtete, freie und selbstständige Republik zu hinterlassen, und daß wir sämmtlich entschlossen sind, die von uns hergestellte Republik vollständig zu erhalten und ihren Untergang nicht zu überleben.“ So große Ursache man auch hatte, die Redlichkeit und Vaterlandsliebe der Targowiczer Herren zu bestreiten, so fehlte es ihnen doch nie an schönen Worten und Phrasen.

Ausser dieser Proklamation machten sie auch am 2. Februar eine Anzeige bekannt, daß sie gesonnen wären, ein allgemeines

Aufgebot in dem Landesadel zu erlaſſen, ſich in Maſſe zu erheben; allein dafür erndeten ſie von dem ruſſiſchen Miniſter Sievers und dem General Igelſtröm, ohne deſſen Zuſtimmung ſie dieſen Schritt gethan hatten, ſcharfe Verweiſe und Vorwürfe, indem die ruſſiſchen Geſandten ausdrücklich die Erlaſſung eines ſolchen Aufgebots unterſagt hatten, und nun jene Anzeige als eine Umgehung des Verbots betrachtet ward. Der Miniſter Sievers verlangte, daß überall, wo die Anzeige bekannt gemacht worden, durch einen förmlichen Widerruf derſelben alle Verſammlungen der Bürger verboten werden mußten, und an die ruſſiſchen Truppen wurde der ausdrückliche Befehl ertheilt, alle Zuſammenkünfte der Einwohner zu hindern und zu zerſtreuen. Das war die freie Republik, welche die Targowiczer Konföderation geſtiftet hatte. In einer Note, welche der ruſſiſche Miniſter der Konföderation übergab, ertheilte er ihr die Weiſung, ſie möchte ſich künftig von mehr Klugheit leiten laſſen und ſich ſorgfältig vor allen übereilten Schritten hüten, wodurch Polen die Gewalt einer furchtbaren Macht zur Rache gegen ſich reizen könnte.

Auch mußte die Generalverſammlung öffentlich bekannt machen, daß ſie bei ihrer Proclamation bloß die Abſicht gehabt habe, die Nation von den großen Gefahren in Kenntniß zu ſetzen, die dem Vaterlande drohten, und von den wichtigen Anſtrengungen, welche man erforderlichen Falls würde machen müſſen, daß man aber feſt der Großmuth der Kaiſerin vertrauen dürfe, die iht Kriegsheer nach Polen geſchickt habe, um deſſen Freiheit zu beſchützen.

Severin Rzewuski hatte als Oberbefehlshaber des polniſchen Heeres, und in Gemäßheit der Anordnungen der Konföderation Befehle ertheilt, Czenſtochow zu vertheidigen, Pferde zu kaufen, den Artilleriepark nach Großpolen zu führen und mehrere Truppenabtheilungen aufbrechen zu laſſen. Igelſtröm erklärte ihm jedoch, er als Oberfeldherr des ruſſiſchen, mit Polen verbündeten Heeres würde nicht zugeben, daß pol-

nische Truppen marschieren oder von einem Orte zum andern verlegt werden dürften, und er habe deshalb bereits alle Verfügungen kassirt, die seinen Anordnungen zuwider liefen. Den Kommandanten von Warschau, Ozarowski, Kastellan von Woynitz, drohete Igelström täglich mit Entwaffnung der Besatzung, mit Wegnahme des Zeughauses und der Magazine und schloß alle seine Antworten auf die Vorstellungen der Generalversammlung mit den nicht sehr schmeichelhaften Worten: Die Kaiserin ist entweder mit dem Könige einverstanden oder nicht; im erstern Fall ist Eure Gegenwehr vergebens; und im andern Fall ist sie unnöthig, denn Euch kann an dem mächtigen Schutze der großen Katharina genügen.

Felix Potocki, wohl nicht so tief gesunken, als die meisten übrigen Stifter und Oberhäupter der Konföderation, wünschte durch Unterhandlung eines Bündnisses mit Rußland einen Versuch zur Rettung seines Vaterlandes zu machen, das durch ihn an den Rand des Abgrunds gebracht war; er legte deshalb seine Stelle als Konföderationsmarschall nieder und verlangte, als Gesandter nach Petersburg zu gehen; aber erst auf ausdrückliche Erlaubniß der Kaiserin durfte er in dieser Eigenschaft dahin abreisen und dort erscheinen. Am 7. März 1793 wurden ihm zu Grodno seine Instruktionen ausgefertigt, deren dritter Paragraph folgendermaßen lautete: „Der Herr Marschall wird im Nothfall ausdrücklich erklären, daß der, von uns und von der Nation im Ganzen geleistete Eid hinsichtlich der Unverletzbarkeit des Gebiets der Republik, welches durch die feierlichsten Verträge uns gewährleistet ist, uns nicht gestattet, auf irgend eine Beeinträchtigung unserer Besitzungen uns einzulassen, und daß daher kein Vorschlag, er möge auch kommen, von wem er wolle, in einen, mit der Republik durch das Organ ihres Stellvertreters abzuschließenden Vertrag aufgenommen werden könne."

Felix Potocki fand zwar an dem Hofe zu Petersburg eine günstige Aufnahme und man schmeichelte ihm mit sehr guten Hoffnungen, die aber leider nie erfüllt wurden, und wo-

durch er veranlaßt ward, seinen Aufenthalt in Rußland zu verlängern, mit innern Vorwürfen belastet, um nicht wieder auf der politischtragischen Bühne seines unglücklichen Vaterlandes zu erscheinen.

Auch der Kanzler, Fürst Alexander Sapieha, der Graf Rzewuski, der Großkanzler, Graf Malachowski und die meisten übrigen Mitglieder der Konföderation fanden es späterhin, als sie die schlimme Entwickelung des großen Drama voraussähen, rathsam, sich auf ihre Güter zurück zu ziehen.

Am 9. April 1793 ließen der russische und der preußische Gesandte der Generalconföderation in Grodno, die nachfolgende gemeinschaftliche Erklärung zustellen:

„Die Absichten, welche Ihre Majestät, die Selbstherrscherin aller Reussen in Ihrer, durch Ihren Minister in Warschau, in Beziehung auf den Einmarsch Ihrer Truppen in Polen am 7/18. Mai vorigen Jahres *) überreichten Note bekannt machen ließen, waren gewiß von der Art, daß sie die Folgsamkeit, die Hochachtung und Dankbarkeit der ganzen polnischen Nation hätten erregen sollen. Dennoch hat Europa gesehen, wie sie aufgenommen und geachtet wurde. Um der Konföderation von Targowicz zu Ausübung ihrer Rechte und zu der ihr eigenthümlich gehörenden Macht zu verhelfen, mußte man sich der Gewalt der Waffen bedienen, und die Urheber der Revolution wichen mit ihrem Anhange nicht eher vom Kampfplatz, wohin sie das russische Heer gefordert hatten, als bis sie durch die Kraft desselben besiegt waren.

Jetzt hörte zwar die öffentliche Widersetzlichkeit auf, allein ihr folgten geheime Machinationen, deren Triebfedern oft die gefährlichsten sind, da sie dem schärfsten Auge entgehen und von den Gesetzen nicht erreicht werden können.

*) Diese Declaration, deren bereits früher erwähnt worden ist, war nemlich gegen die Konstitution vom 3. Mai und gegen die übrigen Verfügungen des Reichstages gerichtet.

Der Geist der Empörung, Verwirrung und Unruhe hat sich so weit fortgepflanzt, daß die, welche sich ein Geschäft daraus machen, ihn einzuhauchen und zu verbreiten, nachdem sie ihren Zweck verfehlt hatten, Rußlands Absichten bei den auswärtigen Höfen zu verdächtigen, es endlich dahin gebracht haben, das immer leicht zu berückende Volk zu verblenden, und dieses zum Theilnehmer des Hasses und der Erbitterung zu machen, die sie, getäuscht in ihren frevelhaften Hoffnungen, gegen dieses Kaiserreich nähren. Abgesehen von den vielen, allgemein bekannten Vorfällen, welche die boshaften Gesinnungen des größten Theils der Polen beweisen, reicht es hin zu bemerken, daß sie die Grundsätze der Menschlichkeit und Mäßigung, von denen die Generale und Offiziere Ihrer Majestät, der Kaiserin, nach den ihnen ausdrücklich ertheilten Befehlen, in ihrem Verfahren und in ihrer Handlungsweise sich leiten ließen, zum Bösen zu benutzen wußten, sich jede Art von Spott und schlechtem Betragen gegen sie erlaubten und sogar mit sizilianischen Vespern und ähnlichen Dingen drohten.

Das war der Dank, womit jene Feinde der guten Ordnung und Ruhe, welche Ihre Majestät, die Kaiserin, in dem Vaterlande derselben herstellen und sichern wollte, die großmüthigen Absichten dieser Monarchin belohnen wollten. Daraus kann man auf die Redlichkeit schließen, womit die Mehrzahl derselben der jetzigen Konföderation sich angeschlossen haben wird, und in wie weit auf die Sicherheit und Dauer der innern und äussern Ruhe der Republik zu rechnen ist.

Ihre Majestät ist jedoch bereits seit dreißig Jahren daran gewöhnt, gegen die innern Unruhen dieses Landes zu kämpfen; Sie würde daher im Vertrauen auf die Mittel, welche ihr die Vorsehung gegeben hat, um den dort herrschenden Uneinigkeiten Schranken zu setzen, bei Ihrem uneigennützigen Bestreben verharren; Sie würde noch ferner alle Beschwerden gegen die Polen und alle gegründeten Ansprüche, wozu sie selbst Ihr ein Recht gegeben haben, der Vergessenheit überlassen, wenn

sich nicht Ungebührlichkeiten einer weit gefährlichern und wichtigern Art geäussert hätten.

Statt daß der unnatürliche Wahnsinn eines einst glücklichen, jetzt versunkenen, zerrissenen und an dem Rande eines drohenden Abgrundes stehenden Volks jene Unruhestifter hätte zurückschrecken sollen, scheint er dieselben noch zur Nachahmung zu reizen. Sie streben dahin, die teuflische Lehre in den Schooß der Republik einzuführen, welche von einer gottlosen, verruchten, abscheulichen Sekte, zum Unglück und Verderben aller geistlichen, bürgerlichen und politischen Gesellschaften erdacht worden ist. In der Hauptstadt und in vielen polnischen Provinzen sind Klubbs errichtet, die mit dem der Pariser Jakobiner verbrüdert sind.

Der Ursprung dieser feuerspeienden *), allen, an die Staaten der Republik gränzenden Mächten gefährlichen Quelle mußte ganz natürlich Ihre Aufmerksamkeit erregen. Sie haben sich daher gemeinschaftlich bemühet, Mittel aufzufinden, um das Uebel in der Geburt zu ersticken und ihre Gränzen davor zu sichern.

Indessen konnten Ihre Majestät, die Selbstherrscherin aller Reussen, und Seine Majestät, im Einverständnisse mit Seiner Majestät, dem römisch deutschen Kaiser, kein wirksameres Mittel für ihre allerseitige Sicherheit entdecken, als die Republik in engere Gränzen, einzuschließen **), und ihr den Rang und das Verhältniß eines Staats der Mittelklasse anzuweisen, wodurch es dann, ohne ihre alte Freiheit zu verletzen, leichter würde, ihr eine weise und vollständige Verfassung zu geben und zu sichern, die zugleich stark und wirksam genug wäre, alle Unordnungen und Wirren zu hindern und zu

*) Wer hat je mehr Feuer gespieen, als die große Katharina und ihre Generale und Minister? Selbst in dieser Proklamation flammt ja Alles!

**) Hoffte man vielleicht die freien Gedanken gleichfalls in engere Gränzen zu schließen?

erſticken, wodurch ſo oft ihre eigene Ruhe und die Ruhe der Nachbarſtaaten geſtört wurde*).

Durch ein vollkommenes Einverſtändniß in Betreff ihrer Abſichten und Grundſätze mit einander verbunden, ſind Ihre Majeſtät, die Kaiſerin und Seine Majeſtät, der König von Preußen, ganz gewiß überzeugt, der völligen Vernichtung, welche die im Innern herrſchenden Uneinigkeiten und die daſelbſt ſich äuſſernden, abſcheulichen und irrigen Grundſätze der Republik drohen, nicht beſſer vorbeugen zu können, als wenn ſie die Gränzprovinzen derſelben ihren reſpektiven Staaten einverleiben, und dieſelben ſogleich in wirklichen Beſitz nehmen, um ſie zu rechter Zeit vor den ſchrecklichen Folgen der Meinungen**) zu decken, die man ſich auszuſtreuen bemüht. Die genannten Monarchen verkünden daher der ganzen polniſchen Nation dieſen, ihren feſten Entſchluß, und fordern ſie auf, ſich baldigſt zum Reichstage zu verſammeln, um ſich über dieſen Gegenſtand freundſchaftlich zu vergleichen und die heilſamen Abſichten dieſer Monarchen zu befördern, der Republik einen unerſchütterlichen Frieden und eine feſte und dauerhafte Verfaſſung zu ſichern."

Schwerlich iſt jemals ein frecheres und unverſchämteres Gewebe von grober Lüge, Trug, Habſucht, Herrſchgier und argliſtiger, despotiſcher Willkühr aus einer diplomatiſchen Feder gefloſſen, als dieſe Erklärung! Daß in Polen keine Jakobinerklubs waren, wußte die ganze gebildete Welt, da die monarchiſch-ariſtokratiſche Verfaſſung mit dem Jakobinismus im allerſchärfſten Widerſpruche ſtand; aber geſetzt, man hätte einige Menſchen dort gefunden, die von revolutionärem Schwindel ſich zu exaltirten Aeuſſerungen hätten hinreißen laſſen,

*) Gewiß, als Johann Sobieski mit ſeinen Polen bei Wien die Türken ſchlug und nicht allein den undankbaren Kaiſer und das deutſche Reich, ſondern auch die ganze europäiſche Chriſtenheit rettete.

**) Die Meinungen können ſchreckliche Folgen haben, und daher iſt es am beſten, wenn die Völker hübſch dumm bleiben und gar keine Meinung haben.

welches Recht erlangten dadurch die Nachbarstaaten, das ganze Reich zu theilen? Weder Oesterreich, noch Preußen ließ es sich in den Sinn kommen, Baiern zu zerstückeln, als dort der Illuminatenorden aufgehoben ward! In vielen deutschen Ländern waren zur Zeit der zweiten Theilung Polens wirklich politische Klubbs, deren Mitglieder in ihren Reden nicht immer die Schranken der strengsten Mäßigung beobachten mochten, und dennoch fiel es keinem der Nachbarstaaten ein, deshalb jene Länder den ihrigen einzuverleiben; nur in Hinsicht von Polen stellte man unter einem durchaus erlogenen Vorwande ein Staatsrecht auf, das man als das größte Unrecht, als rasende Räuberei würde verschrieen haben, wenn man es auf ein anderes Land hätte anwenden wollen. Daß die Idee zu dieser zweiten Theilung von Petersburg ausgieng, ergiebt sich aus den früher angeführten Thatsachen und aus dieser Erklärung deutlich genug. Wie man übrigens wagen konnte, vor der ganzen gebildeten Menschheit, ohne Scham und Scheu und gerade zu jener Zeit mit einem solchen Lügenmanifest aufzutreten, ist in der That unbegreiflich, und läßt sich nur dadurch erklären, daß die Gewaltigen der Erde und ihre Diplomaten die Ansicht haben, Alles, was sie behaupten, das müsse vom Himmel geredet seyn; es dürfe ihnen Niemand widersprechen.

Als die Erklärung dem Targowiczer Bunde übergeben ward, erfolgte keine Antwort, aber Michael Walewski, ehemaliger Wojewode von Sieradien, der als Konfoderationsmarschall an Felix Potocki's Stelle getreten war und erst wenige Tage dieses Amt verwaltet hatte, legte den Marschallstab nieder und protestirte gegen Alles, was gegen Polens Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit geschehen würde. Walewski war nicht dem Interesse irgend einer fremden Macht ergeben; bloß auf Zureden seines Verwandten Branecki hatte er den Marschallstab übernommen, als er aber sah, daß man ihn jetzt zu Handlungen verleiten wollte, die seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen zuwider waren, da entsagte er seiner

Marschallwürde, und obgleich der russische Gesandte Sievers ihm mit Einziehung seiner Güter drohete, so beharrte er doch bei seinem Entschluß und bei seinem Widerspruch und verließ den Saal. Wirklich wurden seine Besitzungen hierauf mit Beschlag belegt, und nur den vielen und dringenden Bitten seiner Freunde gelang es, den Gesandten Sievers zu bewegen, sie ihm wieder zu geben; allein Walewski kam nicht nach Grodno zurück. Am 26. April ward Pulawski zum Vicemarschall der Konföderation der Krone und Zabiello zum Marschall von Lithauen ernannt und diese unterzeichneten die, in den Noten der Minister geforderte Urkunde, so wie Sievers sie wünschte.

Auf ausdrückliches Verlangen der Kaiserin hatte der König sich nach Grodno begeben, um einen Reichstag zusammen zu berufen. Ehe jedoch Ladungen an die Landboten erlassen wurden, wandte sich Stanislaus noch einmal an die Kaiserin, und erklärte ihr: seine Pflicht untersage ihm jede Theilnahme an Maßregeln, die das Unglück Polens herbei führen würden, und er halte es daher für besser, ein Amt niederzulegen, dessen Verpflichtungen er nicht mit Würde erfüllen könnte. Katharina antwortete ihm hierauf zwar nicht geradezu, ließ ihm aber durch ihren Minister sagen, daß ihr der gegenwärtige Augenblick der unglücklichste zu seyn schiene, den er zu seiner Abdankung wählen könnte. Erst dann, wenn er den Staat aus der jetzigen Krise gerettet habe, würde sie sich entschließen können, ihm für die Zukunft eine glückliche Zurückgezogenheit zu sichern.

Sievers benutzte die Generalkonföderation wieder, um die Wahl der Landboten nach den Absichten seines Hofes zu leiten. Die Konföderation mußte nemlich ein Sancitum (ein Dekret, das Gesetzeskraft hat) erlassen, wodurch die Fähigkeit zum Landboten gewählt zu werden oder zu wählen, bloß auf diejenigen Adelichen beschränkt ward, die dem Konstitutionsreichstage entsagt und der Targowiczer Konföderation sich angeschlossen hatten.

Am 17. Junius 1793 ward der Reichstag zu Grodno von dem Könige eröffnet, der voll Furcht und Zittern der Dinge harrte, die da kommen und das endliche Schicksal Polens entscheiden würden.

Gleich zu Anfange überreichten die Gesandten von Rußland und Preußen eine übereinstimmende Note, um die Reichsstände zu befragen, welchen Entschluß sie in Betreff des Inhalts der, am 9. April 1793 übergebenen, Erklärung gefaßt hätten, und sie aufzufordern, unverzüglich einen, mit hinreichenden Vollmachten versehenen Ausschuß zum Abschlusse eines Definitivvertrages zu ernennen, um eine unumgänglich nothwendige Vereinbarung zu erleichtern, die so schnell als möglich die Ruhe der Republik zurück führen und zugleich eine beglückende, der ganzen Nation angenehme Verfassung aufstellen würde.

Die Kanzler von Polen und Lithauen beriefen sich bei der Beantwortung dieser Note auf die geheiligte Unverletzbarkeit der frühern Verträge, besonders desjenigen von 1773, und erklärten am Schluß: daß sie ausdrücklichen Befehl hätten, den Gesandten vorzustellen, daß die Republik nicht die Freiheit habe und haben könne, gegen ihre Eide zu handeln, die sie in Betreff der Integrität ihrer Besitzungen geschworen habe, so wie die letzteren durch die Verträge und durch die Garantie der benachbarten Mächte bestimmt worden, und daß sie deshalb entschlossen sey, nie die Hand zu irgend einer Anordnung solcher Art zu bieten.

Die Lage des Königs Stanislaus August während dieses Reichstages war verzweiflungsvoll; er war der Gegenstand des Hasses aller Polen und der Verachtung aller Russen. Die Erstern verabscheuten ihn als einen arglistigen Verräther, der mit allen Partheien es halten wollte, und mit keiner es redlich meinte; die andern verhöhnten ihn als einen feigen Schwachkopf und zeigten ihm oft schonungslos, wie wenig sie ihn, trotz seiner Königswürde, achteten.

An Charakterstärke fehlte es ihm gewiß, und ein König,

ohne dieſe, iſt eben ſo unfähig, als unwürdig, eine Krone zu tragen, beſonders unter ſo kritiſchen Verhältniſſen, als die waren, unter denen Stanislaus regierte, und die er zum Theil ſelbſt herbeiführte. Er hatte gewähnt, durch ſeinen Abfall von dem konſtitutionellen Reichstage Rußland ein wichtiges Opfer zu bringen; allein durch dieſe Treuloſigkeit verſcherzte er die Liebe des größten und beſten Theils der Nation; er gewann auch das Vertrauen der kleinen Parthie nicht, zu welcher er übertrat, und Katharina, die mehr als zu viel für ihn gethan zu haben glaubte und wirklich dadurch gethan hatte, daß ſie ihn, als einen Unfähigen und Unwürdigen, auf einen Königsthron erhob, hielt ſich gegen ihn zu keiner Dankbarkeit verpflichtet. Gefühle der Art waren ihr überdies unbekannt, und er konnte auch gar keinen Anſpruch darauf machen. Daß ſie ihn auf den letzten Trümmern ſeines Thrones erhielt, geſchah blos, um ihn ferner zu ihrem Werkzeuge zu gebrauchen, und nun auch jene Trümmer an ſich zu reiſſen. Aus alter Bekanntſchaft war ſie mit ſeinen Schwächen vertraut und wußte ihn vielleicht beſſer, als irgend einen Andern ihrer Günſtlinge zu benutzen. Die ruſſiſchen Generale kamen mehr als einmal zu ihm, wie zur Audienz und beſetzten dann mit einem Haufen Koſaken ſein Schloß. Er wurde wie ein Kriegsgefangener behandelt, mußte in ſeiner eigenen Wohnung die größten Beleidigungen erdulden, und hatte nicht einmal den traurigen Troſt, von irgend Jemanden bemitleidet zu werden; denn die Nation fand einen Erſatz für ihr Unglück darin, Demjenigen Beweiſe ihrer Gleichgültigkeit und ſelbſt ihres Hohns und Unwillens zu geben, den ſie für den Hauptgründer aller ihrer Leiden hielt, weil während ſeiner Regierung kein verderbliches, politiſches Ereigniß für Polen ſich zugetragen, wobei er nicht als Anſtifter oder vorzüglicher Theilnehmer mitgewirkt hatte. Stanislaus Auguſt hätte als Bürger und Privatmann ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſeyn können; als König war er ſehr haſſenswerth.

Es fehlte ihm keineswegs an ſchlechten, aber auch gewiß

nicht an guten Rathgebern, und er hätte, trotz alles Unheils, das er angerichtet, noch die Liebe, das Vertrauen und die Achtung der Nation wieder gewinnen können, wenn er sich nur auf dem Reichstage zu Grodno noch derselben würdig gezeigt hätte; allein sein Geist war durchaus keines höhern und dauernden Aufschwunges fähig; selbst wenn er manchmal etwas Gutes wollte, war er zu schwach oder zu muthlos, um es auszuführen.

Der preußische und der russische Gesandte von Buchholz und von Sievers erneuerten am 24. Junius 1793 ihr, dem Reichstage zu Grodno, am Tage vorher, überreichtes Verlangen sogleich einen Ausschuß zu ernennen, um mit ihnen die Definitivverträge über die Provinzen zu schließen, die Polen an Preußen und Rußland abtreten sollte, wobei sie in sehr harten Ausdrücken drobeten: „durch einen längern Verzug würde die gegenwärtige Lage der Republik nur verschlimmert und es würden Uebereinkünfte dadurch entfernt werden, die zur Begründung einer heilsamen, das Glück der Nation befördernden Verfassung nothwendig wären."

Während dieses diplomatischen Schriftwechsels, der mit den wohlgemeintesten Versicherungen des größten Wohlwollens und der aufrichtigsten Freundschaft von allen Seiten geführt ward, jammerte der König und seufzte über das böse Schicksal des Vaterlandes, das er in den Abgrund des Verderbens gestürzt hatte. Dennoch schien er dies selbst so wenig einzusehen, daß er zu den Marschällen der Krone und des Großherzogthums Lithauen, Moszinski und Tyszkiewicz sagte: Gott ist Zeuge der Reinheit meiner Gesinnungen; ich habe mir nichts vorzuwerfen; das Unglück, das auf Polen lastet, erfüllt mich mit Kummer und verkürzt meine Tage, ohne daß es mir möglich ist, sie zum Nutzen meines Landes zu verwenden.

Der Krongroßschatzmeister von Lithauen, der Graf Michael Oginski, suchte sein Ehrgefühl aufzuregen und erinnerte ihn an die Vorsätze, die er vor den Augen des Volkes geäussert

hatte, für Vaterland und Verfassung Blut und Leben zu lassen. „Es wäre hier, fügte Oginski ferner hinzu, von keinem großen Opfer die Rede; der größte Verlust sey seine Krone, die wahrscheinlich keinen besondern Werth für ihn habe, da er ja gesonnen gewesen sey, sie in die Hände der Kaiserin Katharina niederzulegen; wenn er nur Muth, Festigkeit und Kraft zeigen wolle, so würden Katharina's Drohungen keine Folgen haben, denn sie sey nicht berechtigt, ihm seinen Thron zu rauben." Endlich gab Oginski ihm den Rath, den Reichstag mit der Erklärung zu eröffnen: die Nation sey freilich an physischen Kräften erschöpft, und vermöchte in dieser Hinsicht nicht, den furchtbaren Kriegsheeren zu widerstehen, allein der Nationalcharakter und die moralischen Kräfte ließen sich nicht durch Bajonette besiegen.

Stanislaus zitterte jedoch vor den Folgen eines solchen Schrittes, und vielleicht am meisten für sein Leben. „Sie fragen, Sire, was der Erfolg dieses Verfahrens seyn wird, das ich Ihnen rathe? sprach der muthvolle Großschatzmeister. Ich will es Ihnen ganz offen sagen! Sie werden sich durch dasselbe von den Flecken reinigen, die Sie dadurch auf sich geladen haben, daß Sie, statt sich an die Spitze des Kriegsheers und des Volkes zu stellen, das vor Verlangen glühte, für seine Verfassung und für die Unverletzbarkeit seiner Gränzen zu kämpfen, sich der Konföderation von Targowicz anschloßen. Durch das, was ich Ihnen rathe, werden Sie vor den Augen von ganz Europa Ihre Ehre und den Ruhm einer Nation herstellen, die, wenn sie ein entschlossenes Oberhaupt an ihrer Spitze hätte, unfähig seyn würde, sich unterjochen zu lassen. Sie werden dadurch die Herzen aller Polen wieder gewinnen; man wird Ihnen aufs Neue die Liebe, das Vertrauen, die Dankbarkeit zeigen, die sie am 3. Mai 1791 ihrem Volke einflößten. — Sprechen Sie nur, Sire, und Sie sollen finden, daß die Gesinnungen Aller sich gleich sind! Wo wäre wohl der entartete Sohn des Vaterlandes, der es wagen sollte, Ihnen zu widersprechen, und der die Theilung Polens unterzeichnen sollte,

wenn Sie es muthvoll verweigern? Alle Drohungen des ruſſiſchen Geſandten werden verſtummen vor dieſer, ihn ſchreckenden Einſtimmigkeit, die er keineswegs erwartet, und gegen die er nichts weiter thun kann, als daß er ſie nach Petersburg berichtet. Es würde hiedurch viel Zeit bis dahin gewonnen werden, daß man dort über die Wahl ſeiner Maßregeln ſich würde entſchließen können, und welche Ereigniſſe können nicht eintreten, wodurch Rußland und Preußen gezwungen werden, die Ausführung ihrer Entwürfe aufzuſchieben? Man kann nicht läugnen, daß die Blicke aller Kabinette Europa's auf die Fortſchritte der franzöſiſchen Revolution gerichtet ſind. Möge dies Alles aber auch nur bloße Muthmaßung ſeyn, ſo halte ich mich doch verſichert, daß der ruſſiſche Geſandte es nicht wagen wird, jemals etwas gegen den König und gegen den verſammelten Reichstag zu unternehmen, ohne vorher beſtimmte Befehle von ſeiner Monarchin empfangen zu haben, und daß, ſelbſt wenn er die Macht hätte, einige Gewaltthätigkeiten gegen Einzelne zu verüben, er doch nicht befugt ſeyn wird, die ſämmtlichen Mitglieder des Reichstages nach Siberien zu ſchicken, oder über die Klinge ſpringen zu laſſen *).“

Ich führe dieſe Bruchſtücke aus der Unterredung des Königs Stanislaus Auguſt mit dem Grafen Oginski hauptſächlich deßhalb an, um theils meine, vorhin gefällten Urtheile über den Charakter dieſes Fürſten und über ſeine kindiſche, ja faſt knechtiſche Furcht vor der Kaiſerin Katharina dadurch zu belegen, und zugleich zu zeigen, daß es ihm ſelbſt in den kritiſchſten Augenblicken ſeiner Regierung nicht an rechtſchaffenen, geiſt- und muthvollen Rathgebern fehlte; daß er aber ein zu großer Schwachkopf, eine zu tiefgeſunkene, feige Memme war, um ihren Rathſchlägen zu folgen; und daß alſo ihm und ſeinem Sklavenſinn gegen Rußland beſonders der Untergang Polens zuzuſchreiben iſt.

Die Reichsverſammlung war durch die vorhin angeführten

*) Oginski Vol. 1. l. c.

drohenden Noten des preußischen und russischen Gesandten in große Bestürzung versetzt. Man konnte freilich nicht umhin, einen Ausschuß zu ernennen, um mit Sievers zu unterhandeln; indessen hoffte man doch den Hauptgegenstand der Unterhandlung dadurch zu umgehen, daß man den Ausschuß bloß zur Abschließung eines Allianzvertrages bevollmächtigte. Zur Unterhandlung mit Preußen war man für jetzt weniger geneigt, denn man hoffte, wenn man nur erst mit Rußland im Reinen wäre, auch mit Preußen durch Rußlands oder Oesterreichs Hülfe sich leicht ausgleichen zu können. Als Sievers sich auf diese Weise getäuscht sah, gerieth er, der überhaupt von sehr zorniger Gemüthsart war, vor Wuth ausser sich; er fluchte, schalt, tobte, drohte und gebot sogar dem Kronschatzmeister, dem Könige nicht ferner seine, auf den Schatz angewiesenen Einkünfte auszuzahlen. Auf solche Weise ihren König in ihrem Lande, in ihrem Reichssaal und in ihrer Mitte von einem fremden Gesandten behandelt zu sehen, und noch sogar von dem Gesandten einer Fürstin, die immer damit prahlte und prunkte, wie sie die Freiheiten der Polen und Sicherheit, Ruhe und Ordnung unter ihnen beschützte; das mußte natürlich alle Polen von Ehrgefühl empören, mochte Stanislaus so schwach und schlecht seyn, wie er wollte. Es flogen sogleich mehrere Reichsstände von ihren Sitzen auf, und boten dem tiefgekränkten Fürsten aus ihren eigenen Mitteln fünfmalhunderttausend Gulden an, die er aber ausschlug.

Nun ward Sievers noch mehr entrüstet; er ließ sogleich Beschlag auf das Vermögen verschiedener Reichstagsmitglieder, unter Andern auch auf jenes des Großmarschalls der Krone und des Großmarschalls von Lithauen legen, weil sie nicht, wie er es befohlen, die Sitzungen bei verschlossenen Thüren gehalten hatten.

Am 2. Junius ließ er, um die Reichsstände noch mehr zu schrecken, fünfzehn Landboten ins Gefängniß werfen, und fünf Andern Arrest geben. Da jedoch die Kossakowski's, welche der Kaiserin zwar mit ganzer Seele zugethan, aber eben

ſo bittere Feinde ihres Geſandten waren, aus Haß gegen dieſen den allgemeinen Unwillen aufregten und ſelbſt den weniger beherzten Reichsſtänden Muth einſprachen, ſo weigerten ſich faſt alle Mitglieder des Reichstages, die Sitzungen ferner zu beſuchen und an den Berathſchlagungen Theil zu nehmen, indem ſie behaupteten: der Reichstag ſey nicht frei, und es könnten nach ſolchen Gewaltthaten nicht eher Sitzungen ſtatt finden, als bis die Eingekerkerten in Freiheit geſetzt wären, welches hierauf ſogleich geſchah. Auſſerdem faßten die Reichsſtände noch den Beſchluß, den Reichstag bei der erſten Verhaftung eines ihrer Mitglieder augenblicklich als aufgehoben zu betrachten, und in einem Manifeſt legten ſie ihre Rechtsverwahrungen gegen die Gewaltthaten nieder, die eine fremde Macht ſich gegen ſie, als Stellvertreter einer freien unabhängigen Nation, mit Verletzung der heiligſten Menſchen- und Völkerrechte erlaubte.

Darauf befahl der Reichstag, dieß Manifeſt in die Akten aufzunehmen, es den fremden Höfen mitzutheilen, und den Miniſter Sievers amtlich hievon durch den Kanzler zu benachrichtigen; allein Mehrere fanden Mittel, die Aufnahme in die Akten zu hindern, und das ganze Manifeſt dem ruſſiſchen Geſandten bekannt zu machen.

Sievers, der es wahrſcheinlich ſchon geleſen hatte, und dem es der Kanzler daher bloß mittheilte, ſchien das Vorgefallene jetzt zu bereuen; aber wahrſcheinlich hatte dieſe Reue weniger ihren Grund in ſeiner Ehrliebe und Herzensgüte, als in dem Bewußtſeyn, daß die Verſammlung der Reichsſtände wenigſtens den Schein von Freiheit haben müſſe, um eine rechtsgültige Zuſtimmung geben zu können.

Indeſſen blieb ſeine Milde ganz ruſſiſcher Art; wenn ſie auch wirklich nicht mehr von körperlichen Mißhandlungen begleitet war, ſo fehlte es dagegen an den heftigſten Drohungen und ſelbſt an Schimpfreden nicht. Ueberhaupt Alles, was Pole war, vom Thron bis zur Bauernhütte, vom vornehmen Fürſten und Senator bis zum Bettler hinab, war ein Gegenſtand,

woran russische Rohheit, Tyrannei und Beleidigungssucht ihr Müthchen kühlte! Wer sollte es nun den Polen verargen, daß sie keiner Dynastie angehören wollen, von der sie seit hundert und mehreren Jahren unter dem erlogenen Vorwande, daß man ihre Freiheiten und Rechte schützen und schirmen, Ruhe und Ordnung in ihrem Innern erhalten helfen, gegen ihre Feinde ihnen beistehen wolle, auf das Erbärmlichste beraubt, betrogen, gemißhandelt und ausgesogen sind? Einer Dynastie, die alles Mögliche aufbot, sie gegen einander zu verhetzen und aufzuwiegeln, sie in einem Zustand der Unwissenheit, der Schwäche, der Unkraft und des innern Zwiespalts zu erhalten, um sie desto leichter unterjochen zu können, und sie nachher gleich ihren Kalmucken und Russen zu verdummen und zu verthieren? Wer mag sich wundern, daß die Polen, gegen ein Volk wie die Russen, das länger als hundert Jahre im Namen seiner Herrscher an ihnen das Amt der Büttel, der Schergen und Henker geübt hat, mit diesem rasenden Löwenmuth und mit der Wuth der Verzweiflung kämpfen? Wer muß nicht erstaunen über den Edelsinn, über die Geduld, über die Gutmüthigkeit der Polen, wenn man bedenkt, wie viele Gräuel sie, auch in der letzten Zeit, von den Russen ruhig gelitten und ertragen haben?

Wie kann man sich vorstellen, daß ein Mann, der in den Grundsätzen des strengsten Despotismus erzogen, zu wahrer Bestialität hinabgesunken und aller Sittlichkeit, allem menschlichen Gefühl und aller Vernunft entfremdet ist, wie kann man denken, sage ich, daß ein solcher Mann im Stande seyn kann, über ein Volk zu regieren, das sich zu einer so bedeutenden Stufe der Civilisation erhoben hat? Mögen Alexander und Nikolaus manches Gute gewollt haben, gethan haben sie wenig, und die Polen sind ihnen weder Gehorsam, noch Dankbarkeit schuldig. Hätten sie aber den Polen noch so viel Gutes gethan, so wäre damit bei weitem das Schlimme nicht aufgewogen, was ihre Vorfahren seit Peters I. Zeit ihnen zugefügt haben! Es wäre nicht einmal das Uebel da-

durch vergütet, das sie ihnen zufügten, als sie ihnen den Großfürsten Konstantin zum Vicekönige gaben.

Doch ich kehre zurück!

Am meisten erbittert war der russische Gesandte, Herr von Sievers, gleich allen strengmonarchischen Ministern, gegen die Jakobiner, besonders gegen die polnischen! Er sah sie, wie die kleinen Kinder die Gespenster, in allen Ecken, weil er sie sehen sollte und sehen mußte, um einen guten Deckmantel für den großen Raubmord zu bekommen, den man an einer ganzen Nation unter dem Schein des Rechts verüben wollte. Dergleichen Vorwände sind gar hübsch, wenn man auch tausendmal weiß, daß Alles Lug und Trug ist. Will man den Völkern die Preßfreiheit oder die stellvertretenden, zeitgemäßen Verfassungen nicht gewähren, die man ihnen in den Zeiten der Angst so heilig gelobt hat, dann sagt man: wir haben eine ungeheuer große Verschwörung entdeckt, die sich durch ganz Europa verbreitet! Es ist ein schreckliches Thier, mit vielen hunderttausend Armen und hunderttausend Köpfen, größer als eins in der Offenbarung Johannis! Ein Thier, das alle Monarchen auf Erden ausrotten will. Darauf sucht man in einigen Studentenkoffern nach, findet einige romantisch-politische Entwürfe, zum Beispiel, die Geschichte von Severambien, wo es keine legitime Monarchen, keine Pfaffen, keine Schelme, keine Hofschranzen, keine Schlangen, Nattern, Vipern, kurz gar kein Ungeziefer geben soll; man trifft auch einige Freiheitslieder dabei, und nun ist es ausgemacht, daß die ganze Welt voll Thronenstürmer steckt, die alle Könige guillotiniren, alle Theaterstaatsräthe und russische Spione todtstechen wollen, und damit hat man einen gar herrlichen Vorwand, den Völkern das Bischen Lebensluft, das sie aus den Schriftkästchen der Buchdrucker und aus den stellvertretenden Verfassungen zu schöpfen hofften, und wornach sie schon so lange geseufzt hatten, zu verweigern, denn man darf sich ja nur auf die ungeheure Verschwörung berufen, die es für jetzt unmöglich macht, zu erfüllen, was man den Völkern

so heilig verheißen hat, weil stellvertretende, zeitgemäße Verfassungen und Preßfreiheit die kräftigsten Organe und Verbreitungsmittel freier, politischer und religiöser Ideen sind, und also unter den gegenwärtigen Umständen höchst gefährlich seyn könnten, und weil man daher einen ruhigern Zeitpunkt abwarten muß, wo die Menschen reifer für so gefährliche Geschenke seyn werden. Um dem elenden Mährchen von der großen Verschwörung noch mehr Schein von Wahrheit zu geben, stellt man dann einige Demagogenhetzen und Carbonarijagden an, errichtet geheime Polizeien, politische Inquisitionstribunale und dergleichen löbliche Anstalten mehr, sperrt einige vernünftige und freisinnige Männer, die nichts weiter verbrochen haben, als daß sie die Wahrheit und, als Deutschthümler, etwas zu deutsch gesagt haben, auf Festungen ein; jagt einige Dutzend Schriftsteller und andere geistvolle Menschen durch Verfolgungen zum Lande hinaus, weil sie, wie man es nennt, exaltirte und revolutionäre Köpfe, das heißt, rechtliche und kluge Leute sind, und dergleichen Unfug mehr. Diese Verfolgungen geben dann ganz natürlichen Anlaß, daß geheime Gesellschaften sich bilden, daß man die verbotenen Ideen immer mehr entwickelt und auszubreiten sucht; daß mancher der Verfolgten selbst entweder aus Rache oder in der Hoffnung, daß es für ihn und Andere besser werden soll, gleichfalls nach Möglichkeit sein Schärflein hiezu beiträgt und der Druck, der auf allen Zweigen des menschlichen Lebens und Wirkens lastet, macht die Gemüther empfänglich dafür; so entstehen, nicht Verschwörungen einiger Geheimbündner, sondern plötzliche Ausbrüche, woran viele Tausende den eifrigsten Antheil nehmen, die sich gar nicht berathen, sich nicht verschworen, nicht besprochen haben, und einander gar nicht einmal kennen. Darum male man den Teufel ja nicht an die Wand, er kömmt ohnehin schon. Große Staatsumwälzungen, wofern es nicht bloße Thronumwälzungen sind, wie wenn eine fromme Katharina ihren Gemahl Peter erdrosseln läßt, und sich auf seinen Thron setzt, große Staatsumwälzungen, sage ich, sind sehr selten das

Ergebniß von Verſchwörungen, ſondern die ganz natürliche Wirkung des allgemein gefühlten Bedürfniſſes. Wenn die Frucht reif iſt, dann fällt ſie ab.

Der höchſte Gipfel aber aller politiſchen Weisheit gewiſſer Regierenden und Diplomaten iſt, für jedes Unrecht, für jede Schändlichkeit, die ſie gegen Völker oder gegen andere Regierungen begehen wollen, immer eine derbe, handgreifliche Lüge in Bereitſchaft zu halten, um ihnen zum Beſchönigungsmittel ihrer Nichtswürdigkeiten zu dienen. Wenn ſie auch tauſendmal wiſſen, daß kein Vernünftiger und Unterrichteter ihnen glaubt, ſo ſind ſie dennoch überzeugt, daß die Zahl der Unvernünftigen und Kenntnißloſen bei weitem die größere iſt, indem ſie es ja an keinen Mitteln fehlen laſſen, die Menge in Dummheit und Unwiſſenheit zu erhalten, wozu beſonders in Rußland die herrlichſten Anſtalten getroffen ſind und fortwährend getroffen werden, und daß ſie folglich die Mehrheit, wenn gleich nicht für ſich, doch wenigſtens auch nicht gegen ſich haben.

Ein gleiches Mährchen, wie jenes, das vor einer Reihe von Jahren zum Deckmantel dienen mußte, um gewiſſen Völkern alle die Wohlthaten zu verweigern, durch deren Zuſage man ſie angefeuert hatte, Vermögen, Blut und Leben für alte wurmſtichige Throne zu wagen, die theils umſtürzen wollten, theils ſchon umgeſtürzt waren, ein gleiches Mährchen war das, was man zum Vorwande der gänzlichen Vernichtung der polniſchen Republik wählte.

In einer Note, die der ruſſiſche Geſandte von Sievers am 11. Julius 1793 dem Reichstage in Grodno übergab, beſchwerte er ſich mit der größten Bitterkeit oder vielmehr mit einer Grobheit, die nicht einmal in einer Bauernſchenke, geſchweige denn unter gebildeten Menſchen oder gar in diplomatiſchen Verhandlungen geduldet ward, über die Sitzung des Reichstages vom 10. Julius. Er behauptete nämlich in den ſtärkſten Ausdrücken, daß eine tumultuariſche und ſchändliche Faktion in dieſer Sitzung auf eine ſolche Art ſich aus-

gesprochen habe, die zu sehr an den Jakobinismus des Reichstages vom 3. Mai 1791 erinnere.

Wie war es vernünftiger Weise möglich, einen Reichstag des Jakobinismus zu beschuldigen, der Polen aus einem Wahlkönigreich in ein Erbkönigreich verwandelte, und dem Adel alle seine Vorrechte feierlich durch die neueingeführte Verfassung bestätigte? Die wesentlichsten und ersten Grundsätze des Jakobinismus stehen ja mit erblicher Königswürde und mit erblichen Adelsvorrechten im allerstrengsten Widerspruch; der Jakobinismus ist dem Wahlkönigreiche weit weniger abhold, als dem Erbkönigreiche! Katharina's Gesandter bediente sich also hier offenbar der schändlichsten und weltkundigsten Lügen und Verläumdungen gegen den Reichstag von 1791, um nur dem, von seiner herrsch- und länderſüchtigen Gebieterin gewählten Vorwande zur Zertrümmerung des polnischen Reiches noch einiges Gewicht mehr zu verschaffen. Alle politischen Behauptungen, wodurch man die Zerstückelung Polens rechtfertigen wollte, waren durchaus und vorsätzlich erlogen, und die Mittel, deren man sich bediente, um die Reichsstände zur Einwilligung in die Theilung ihres Vaterlandes zu bewegen, bestanden in dem tyrannischsten Zwange, in den niederträchtigsten Drohungen und Gewaltthätigkeiten, und in den entehrendsten Bestechungen. Wären Bürger auf diese Art gegen einen andern Bürger verfahren, so würde man sie als die ärgsten Räuber, Verfälscher, Lügner und Meineidigen nicht allein der öffentlichen Schande Preis gegeben, sondern sie auch auf das Härteste wegen ihrer Verbrechen und Frevel bestraft und alle Verhandlungen für nichtig und unverbindlich erklärt haben! In der Politik aber, wenigstens in einer solchen, wie jene, die bei der Theilung und Zertrümmerung Polens waltete, ist es ein Anderes!

Ferner bezeugte Sievers seine Verwunderung darüber, daß man in den Vollmachten, welche den, zum Abschlusse der Abtretungsverträge beauftragten Deputationen ertheilt wurden, der Konföderation von Targowicz erwähnt habe, die seit

der Eröffnung des Reichstages auſſer Thätigkeit ſey, und ſich nach dem Willen ſeiner Monarchin auflöſen ſolle. Er hielte ſich daher zu der Erklärung verpflichtet: daß da er mit einer auſſerordentlichen, freien und durch ſich ſelbſt für konföderirt erkannten Reichsverſammlung unterhandle, er keine Vollmachten anerkennen könne, in denen die genannte Konföderation von Targowicz erwähnt würde.

Da manche Leſer die Gründe dieſes ſonderbar ſcheinenden Verlangens des ruſſiſchen Geſandten in Beziehung auf die Targowiczer Konföderation vielleicht nicht klar durchblicken würden, ſo müſſen wir noch Einiges über das Verhältniß dieſer Konföderation bemerken.

Sie beſaß alle Machtbefugniſſe eines wirklichen Reichstages, und hatte dieſelben weiter ausgedehnt, als ein Reichstag rechtlich hätte thun dürfen. Der ziemlich bedeutende öffentliche Schatz, der von dem Konſtitutionsreichstage größtentheils zuſammengebracht und zur Unterhaltung des Heeres und für die Staatsbedürfniſſe beſtimmt worden, war nicht allein von der Raubſucht der Targowiczer Konföderirten verſchlungen, ſondern ſie hatten ſogar am 21. März 1792 in Lithauen zum Beſten ihres eigenen Seckels eine beſondere neue Abgabe von fünfzehn Groſchen für jeden Rauchfang (Feuerherd oder Schornſtein) eingeführt. Der Feldherr Koſſakowski, einer der Gierigſten unter ihnen, ſtellte unaufhörlich Anweiſungen auf den Schatz aus, die ſein Verwandter Zabiello *), den er und ſein Bruder, der Biſchof Koſſakowski, zum Marſchall von Lithauen gemacht hatten, mit unterſchrieb. Von den großen, auf dieſe Anweiſungen gezahlten Summen wurde keine ordentliche Rechnung abgelegt, und Koſſakowski ließ ſich ſogar noch von der Generalkonföderation anſehnliche Schuldforderungen zuerkennen, die er an den Schatz haben wollte, die aber ganz grundlos waren. Sein Bruder, der Biſchof Koſſakowski, ein großer Freund und Beſchützer der Jeſuiten, ver-

*) Dieſer Zabiello war vorher Oberjägermeiſter.

schlang, unter dem Vorwande, für die Herstellung dieser frommen Väter zu sorgen, den größten Theil des Erziehungsfonds und verschwelgte ihn. Die Marschälle, Räthe und übrigen Beamten der beiden sogenannten Generalitäten von Polen und Lithauen setzten sich gleichfalls große Gehalte aus und der Ueberrest des öffentlichen Schatzes ging mit Gnadengeschenken und Belohnungen an die niedrigern Spießgesellen der Targowicz-Russischen Räuberbande auf, welche Katharina unter dem Schutz eines Kriegsheeres nach Polen geschickt hatte, um dies unglückliche Land zu verderben und unter Rußlands eisernen Scepter zu bringen.

Unglücklicher Weise ließ die Raubgier jener Bösewichter sich an den Plünderungen des Schatzes nicht genügen; auch das Grundeigenthum des Staats theilten sie unter sich aus. Der Konstitutionsreichstag hatte, freilich mit Verlust der, sehr darüber jammernden Geistlichkeit, die Güter des Bisthums Krakau, welche jährlich 600,000 Gulden eintrugen, für Staatseigenthum erklärt und die Einkünfte zu weltlichen Bedürfnissen bestimmt. Als die ruhmwürdige und tugendbelobte Kaiserin Katharina durch ihre Kriegs- oder Räuberheere die Targowiczer Rotte wieder ins Land schickte, riß der Bischof Kossakowski jene, dem Staat zuerkannten Güter an sich, und sein Bruder, der General, erhielt, um gleichfalls nicht leer auszugehen, die großen Lachowiczer Güter, die vielleicht eben so viel einbrachten. Endlich reichte das Grundeigenthum des Staats für die Targowiczer Bande nicht mehr zu, und nun fielen sie über das Eigenthum der Privatleute her, rißen sowohl bewegliche als unbewegliche Güter, ohne Urtheil und Recht und trotz aller Widersprüche, alles Flehens, Bittens und Klagens an sich und vertheilten es, als gute Beute, unter sich und ihre Genossen. Dem Grafen Michael Oginski raubten sie sein ungeheures Vermögen, viele Millionen an Werth. Nichts war den Bundesgenossen der großen und hochgepriesenen Katharina heilig; weltliches und geistliches, Greisen- und Waisengut galt ihnen gleich. Recht und Gerechtigkeit verschacher-

ten ſie um Geld an die Meiſtbietenden; rechtskräftige Urtheile erklärten ſie für nichtig; die Geſetze legten ſie aus, wie es ihnen beliebte, heute ſo, morgen anders; Jeder, der Vermögen hatte oder ihnen mißfiel, ward ein Opfer ihrer Raubſucht oder Rachgier. Die heiligſten Rechte des Menſchen wurden ungeſtraft von ihnen verletzt, und gegen ſie und ihre Beſchützerin Katharina zu murren, das hieß ein Verbrechen, das mit Ketten und Kerker, mit Verluſt des Vermögens und der Ehre, mit Verbannung in die Eisgefilde Siberiens, ja, wohl gar mit dem Tode beſtraft werden mußte! Der vornehmſte Edelmann war der Knute der ruſſiſchen Koſacken ſo gut unterworfen, wie der niedrigſte Bauer! Nur die Targowiczer Diebs- und Räuberbande und ihre Genoſſen konnten thun, was ſie wollten, denn ſie waren ja die Bundesgenoſſen der großen, weiſen und vortrefflichen Katharina, der Beſchützerin der Unverletzbarkeit, Freiheit und Unabhängigkeit Polens, der mächtigen Beſchirmerin der Sicherheit und der Rechte der polniſchen Einwohner! „Gott und Katharina waren die einzige Hoffnung der Polen, verſteht ſich der Targowiczer!“ Ihrer Menſchlichkeit, ihren Tugenden, ihrer Frömmigkeit werden die ſpäteſten Enkel Tempel und Altäre errichten; ihr erhabenes, ruhmwürdiges Andenken wird die Geſchichte mit unverlöſchlichen Zügen und mit dem Blut und den Thränen vieler Millionen in ihre Bücher eintragen und der Nachwelt überliefern!

Nimmermehr würden die Targowiczer Räuber und Hochverräther in Polen ſo viele Gräuel und Ungerechtigkeiten verübt haben, wären ſie nicht des Schutzes der großen Selbſtherrſcherin vollkommen verſichert geweſen. Sie waren die Skorpionen, mit welchen Katharina die Polen, vom Thron bis zur Hütte, geißeln wollte, um ſie zu zwingen, ſich voll Verzweiflung ihrem Joch zu unterwerfen; durch die Targowiczer wollte ſie den Polen ihr Vaterland recht verhaßt machen; durch ſie wollte ſie das unglückliche Volk in den ſchrecklichſten Zuſtand von Stumpfſinn, von Schwäche, von Ohnmacht ſtürzen, damit es nie einem Polen wieder einfallen möchte, ſich gegen

ihre despotische Herrschgier aufzulehnen. Die Targowiczer Konföderation war ihr Werkzeug, jetzt hatte sie den Zweck erreicht, zu dem sie es benutzen wollte, jetzt konnte sie es vernichten!

Aber keinesweges aus Zorn und Unwillen wollte Katharina das Werkzeug zerstören, das ihr so herrliche Dienste geleistet hatte, sondern weil das fernere Fortbestehen der völligen Erreichung des Zwecks selbst nachtheilig werden konnte.

Rußland hatte zwar die Targowiczer Konföderation bisher als die rechtmäßige Gewalt der Nation anerkannt; allein die Häupter dieses Bundes hatten, um sich ganz in den Besitz der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt zu setzen, und die, von der Nation angenommene Verfassung vom 3. Mai zu stürzen, welches Beides nothwendig war, um Polen in die jammervolle Lage zu versetzen, daß es sich Rußland unterwerfen mußte, eidlich gelobt, daß die Targowiczer Konföderation in keine Abtretung irgend eines Theils der Republik willigen, sondern ihr eine solche Verfassung geben solle, wodurch ihre Freiheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit gesichert würde. Durch dieses heuchlerische, eidliche Versprechen war es ihnen gelungen, den allgemeinen Unwillen, der gegen sie herrschte, etwas zu besänftigen, und selbst manche Polen von Einfluß, die ihren Versicherungen trauten, für ihre Parthei zu gewinnen. Sie selbst hatten bloß die Mühe übernommen, ihr Vaterland an den unvermeidlichen Abgrund zu führen, in den es hineinstürzen sollte; sie wollten und konnten aber, nach ihrem eidlichen Versprechen, es nicht selbst hinein stürzen; dies sollte ein Anderer (nämlich ein förmlicher Reichstag) thun. Rußland und Preußen konnten also wegen des erwähnten feierlichen und eidlichen Versprechens sich nicht mit der Targowiczer Konföderation wegen Länderabtretungen einlassen, denn ein solcher, mit dieser Bande geschlossener Vertrag würde in rechtlicher und sittlicher Rücksicht als unverbindlich für die Nation erschienen seyn. Was hätte man nämlich sagen müssen, wenn Rußland die Targowiczer Rotte, die ursprünglich aus nicht mehr als zwölf bis dreizehn Menschen bestand, mit

gewaffneter Hand nach Polen gebracht, sie dort, allen bestehenden Gesetzen und dem Widerspruche der ganzen Nation zum Trotz, als höchste Staatsgewalt eingesetzt, und gleich darauf mit diesen Elenden, die fast von der ganzen Nation als Hochverräther bezeichnet waren, einen Vertrag geschlossen hätte, wodurch es sich die größten und schönsten Provinzen hätte abtreten lassen? Niemand würde einen solchen Vertrag, als verbindend für die Nation betrachtet haben! Ganz Europa, die ganze gebildete Menschheit hätte ihn für das schändlichste Bubenstück, das jemals von irgend einer Macht begangen worden, erklärt, und Katharina, obgleich ohne alles Rechtlichkeitsgefühl und ohne alle Sittlichkeit, wollte doch, trotz ihrer despotischen Herrschgier, aus politischen Gründen einen schwachen Schein von Rechtlichkeit behalten, so wenig ihr auch an der Sache selbst gelegen war. Sie konnte sich folglich mit ihren Bundesgenossen, den Targowiczer Hochverräthern und Räubern nicht auf Abschließung eines solchen Vertrages einlassen; das sagte ihr ihre Klugheit, wenn gleich ihr Gewissen nichts davon fühlte. Ferner konnte auch mit der Targowiczer Konföderation kein staatsrechtlich gültiger Vertrag über Länderabtretungen geschlossen werden, denn dazu war die Zusammenberufung eines ausserordentlichen Reichstages von Seiten des Königs und seines Staatsraths erforderlich; und endlich lag den meisten Mitgliedern der Targowiczer Konföderation selbst daran, jeden Schein, als wären sie die Urheber der Länderabtretung, von sich abzuwälzen. Aus allen diesen Gründen erklärte Sievers so ernstlich: daß er keine Vollmachten anerkennen könne, in denen die Konföderation von Targowicz erwähnt würde, und daß diese Konföderation nach dem Willen Ihrer kaiserlichen Majestät, Katharina der Großen, sich auflösen solle.

Hiedurch glaube ich das Räthselhafte scheinende in dieser Erklärung des russischen Gesandten deutlich genug erläutert zu haben, und man sieht daraus, daß Herr von Sievers, der

sonst nicht aus Porzellanerde geschaffen seyn mochte, wenigstens in dieser Hinsicht fein genug war.

Da er wußte, daß die zur Unterhandlung mit ihm beauftragten Mitglieder „auf Glauben, Ehre und Gewissen" hatten schwören müssen, „von keinem Theil, welcher es auch sey, irgend ein Anerbieten oder Versprechen erhalten zu haben, oder jemals annehmen zu wollen;" so erfüllte auch dies ihn mit großem Verdruß, und er bemerkte daher in seiner Note vom 11. Julius: „diese erlauchte Reichsversammlung würde sich durch einen solchen Schwur selbst mit Schande bedecken, wenn sie die Möglichkeit voraussetzte, daß sie Mitglieder unter sich habe, die dem Verdacht der Bestechlichkeit unterworfen wären."

Man wußte aber sehr wohl, welcher nichtswürdigen Mittel sich Rußland bediente, um seine Zwecke zu erreichen, und daß das Gold selbst die Herzen der Könige bethört. Glänzende Verheißungen, Geschenke, Drohungen, Mißhandlungen, Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten jeglicher Art wandten Katharina, ihre Minister und Feldherren ja überall an, um in Polen ihre Absichten durchzusetzen. Manche ließen sich freilich durch Drohungen schrecken, oder mußten unter der Gewalt und den barbarischen Mißhandlungen nachgeben; allein nur sehr Wenige wurden durch Verheißungen, durch Ehrenbezeugungen und durch Geschenke gewonnen, und dies ist, wenn ich nicht irre, ein sehr schöner Zug in dem Nationalcharakter der Polen, den man gewiß bei wenigen Völkern in so hohem Grade findet. Das Meiste, was man in sittlicher Rücksicht an den Polen tadeln muß, das haben sie dem schändlichen, mehr als hundertjährigen Einfluß und Druck der Russen zu verdanken! Rußland, das jeden freien Aufschwung ärger fürchtet, als die Cholera Morbus, weil Despotismus und Geistesfreiheit durchaus mit einander unverträglich sind; Rußland hielt durch seine Tyrannei die Polen immer in geistiger und sittlicher Rücksicht zurück, damit sie nicht mit den andern Nationen in gleicher

Reihe fortſchreiten, damit aus Polen ja nicht zu viel Licht nach Rußland hinein ſtrömen, damit die geringern Volksklaſſen ja ſich nicht höher erheben möchten, als die armen Bauern in Rußland, die von ihren Fürſten und Edelleuten bei Tauſenden verſchenkt, verkauft, verſpielt und vertauſcht werden! Daß es dem polniſchen Adel nicht an Hochſinn und Seelenadel fehlte, daß er gerne den untern Volksklaſſen alle Rechte zugeſtanden hätte, die ſie in irgend einem Lande beſitzen; das hat er deutlich genug durch die Verfaſſung vom 3. Mai 1791 bewieſen; allein jene Klaſſen waren weder zum Genuß, noch zur Ausübung fähig, und das war auch eine von den Urſachen, warum beſtimmt ward, die Verfaſſung ſolle je alle fünf und zwanzig Jahre einer Durchſicht und einer Verbeſſerung unterworfen ſeyn, denn man ſetzte voraus, daß in einem Zeitraum von zwanzig Jahren die untern Klaſſen einen höhern Grad von Geſittung erreichen würden, und daß überhaupt in einer ſolchen Periode ſo wichtige unvorhergeſehene Umſtände eintreten können, welche die Umänderung der Grundgeſetze des Staats durchaus nothwendig machen. Aber wegen dieſer Verfaſſung, die man in unſern Tagen gewiß nicht für ultraliberal erklären würde, mußte ſich der Konſtitutionsreichstag von Katharina II. des Jakobinismus anklagen laſſen. Es lag ihr eben ſo ſehr daran, die Völker zu verdummen, als über ſie zu herrſchen; denn wenn das Erſtere nicht geſchah, ſo war das Letztere unmöglich! Ihr Enkel Alexander trat ganz in ihre Fußſtapfen, nur fehlte es ihm an ihrer Klugheit. Wenn Gott nicht mit Schnee und der Mordbrenner Roſtopſchin nicht mit Feuer geholfen hätten, ſo wäre weder in Aachen, noch in Karlsbad, weder in Laibach, noch in Verona jemals ein Kongreß gehalten! Alexander träumte von einer Suzerainität in Europa! Was ſag' ich, in Europa? Nein, über die ganze Menſchheit! Seinen läppiſchen Grillen von Legitimität und Stabilität ſollte der ganze Weltkreis huldigen; er wollte der allgemeine Geſetzgeber, und vier große Pairs ſollten ſeine Räthe

seyn. Es hätte in der That eine Universalmonarchie geben können, allein Alexander war kein Universalgenie!

Am Schluß seiner Note vom 11. Julius verlangte Herr von Sievers, daß die Deputation schlechterdings am folgenden Tage angeordnet seyn müsse, um unverzüglich mit ihm sich zu berathen; wo nicht, so würde er sich gezwungen sehen, die Feueranblaser, die Friedensstörer, die Feinde der Ordnung als die wahren Feinde ihres Vaterlandes und als die einzigen Hindernisse, welche dem Fortschreiten der Reichstagsberathungen sich entgegen stellten, fortschaffen zu lassen. Der Reichstag habe beinahe schon vier Wochen einer kostbaren Zeit verschwendet, um das zu thun, was in vier Tagen hätte geschehen können, und dadurch die Uebel, die auf der Nation lasteten, vermehrt, statt ihr einen dauerhaften Frieden und eine bleibende, feste Existenz zu verschaffen und zu sichern.

Wo hat wohl jemals ein Gesandter eine so freche, drohende, pöbelhafte Sprache gegen die Reichsversammlung einer freien unabhängigen Nation und deren König geführt, als dieser Sievers und als überhaupt alle Gesandte der Kaiserin Katharina sich in Warschau erlaubten? Wahrlich, hätte Stanislaus August nur einen Funken von wahrem Ehrgefühl besessen, den letzten Tropfen seines Blutes hätte er opfern müssen, um Beleidigungen solcher Art, die ihm und seinem Volke zugefügt wurden, zu rächen? Aber ihm, dem Ehrlosen und Feigen, der keine andere Ehre kannte, als die erbärmliche äussere und falsche Ehre, die ihm seine, mit Schande getragene Königskrone gab, ihm lag weit mehr an der Gunst einer herrschgierigen Despotin und an der Erhaltung seines verächtlichen Lebens, als an dem Glück seines Volkes. Gewiß muß das Herz jedes vaterländisch gesinnten Polen bloß durch die Erinnerung an Vorgänge der Art mit Zorn und Wuth gegen Alles erfüllt werden, was Russe heißt!

Wer waren die Feueranblaser, die Friedensstörer, die Feinde der Ordnung in Polen anders, als die russi-

schen Gesandten, Feldherren und Räuberbanden, welche die ganze Nation in Blut und Thränen badeten, um die unersättliche Herrschgier eines einzigen, despotischen Weibes zu befriedigen?

Am 15. Julius zeigte Sievers dem Reichstage durch eine Note an: er sey von dem Ausschusse oder der Deputation mittelst einer, ihm von derselben zugestellten Uebersicht ihrer Berathungen benachrichtigt: daß sie die Gränzen ihrer Instruktion nicht überschreiten könne. Die Deputation habe ihn ersucht, jene Uebersicht der Kaiserin zuzusenden; er habe dieß abschlagen müssen, und stelle jetzt dem Reichstage die Nothwendigkeit vor, der Deputation genügende Vollmachten zu ertheilen, um den Entwurf des Vertrags, ganz so, wie er sey und ohne die mindeste Aenderung, zu unterzeichnen. In diesem Fall würde er sogleich mit Vollmachten versehen werden, um einen Allianz- und Handelsvertrag zum Vortheile beider Nationen abzuschließen.

Noch beleidigender, als die Note vom 12. Julius, war eine andere, die Sievers am 16. übergab, und die ich hier, soweit Oginski*) sie in seinen Denkwürdigkeiten liefert, in getreuer Uebersetzung mittheile:

„Der unterzeichnete Gesandte u. s. w., welcher benachrichtigt ist, daß die erlauchte Reichsversammlung in ihrer Sitzung vom 15. Julius, in welcher der Bericht des Ausschusses und die Note des Unterzeichneten verlesen worden, so wenig gut gefunden habe, sich darüber zu erklären, als auch nur zu befehlen, daß dieser wichtige Gegenstand an einem bestimmten Tage in Berathung gezogen werde; woraus sich

*) Diese Verhandlungen, die von Seiten des russischen Gesandten mit so empörender Unanständigkeit geführt wurden, sind zu wichtig, als daß ich sie nicht auszugsweise hätte mittheilen müssen, um zu zeigen, auf welche Weise man gegen Polen verfuhr. Meistentheils bin ich Oginski gefolgt, der als Reichsstand selbst dem Reichstage zu Grodno beiwohnte, und also besser, als manche Andere über das, was dort vorgieng, Aufschluß geben kann.

deutlich ergibt, daß der Abschluß des Vertrags wiederum verzögert werden soll, und daß die, zum konfoderirten Reichstage versammelten Stände, indem sie die Augen über das unglückliche Schicksal ihres Vaterlandes verschließen, ihre Pflicht gegen ihre Kommittenten vergessen, sieht sich genöthigt, zu erklären: daß er einen ferneren Aufschub und die Weigerung, der Deputation die geforderten Vollmachten zuzustellen, als eine Weigerung, freundschaftlich mit dem Unterzeichneten zu unterhandeln und abzuschließen und als eine Kriegserklärung ansehen muß.

Die traurigen Folgen eines solchen Betragens der Reichsversammlung, welcher die Nation ihr jetziges und künftiges Glück anvertraut, können für die letztere im Allgemeinen und besonders für die unschuldigen Landleute nur unheilbringend werden. Bei einer solchen, gleich einer Kriegserklärung betrachteten Weigerung würde der Unterzeichnete zu seinem Leidwesen gezwungen seyn, die Truppen Ihrer Kaiserlichen Majestät als militärische Exekution auf die Güter, Besitzungen und Wohnungen derjenigen Mitglieder verlegen zu lassen, die sich im Widerspruch mit den Wünschen der Bessergesinnten und der Nation befinden, welcher es sehr unangenehm ist, daß die Gesetzlosigkeit gerade in dem Augenblick wieder auflebt, wo sie für immer enden sollte.

Werden Seine Majestät sich den Widersetzlichen anschließen, so wird jene militärische Hülfsvollstreckung auch auf alle königliche Besitzungen, sowie auf das Grundeigenthum eines Jeden ausgedehnt werden, der Seiner Majestät auf irgend eine Weise angehört. Eine fernere, ganz natürliche Folge dieses Verfahrens der Reichsversammlung würde die Besitznahme der Einkünfte der Republik seyn, wie auch das Aufhören der Bezahlung für die Bedürfnisse der Truppen, die von der Zeit an auf Kosten der unglücklichen Landbewohner leben werden.

Unterzeichneter hofft jedoch, daß diese in Gemäßheit seiner Verhaltungsbefehle zu nehmenden Maßregeln einen gut-

genden Eindruck auf die Reichsversammlung machen werden, und daß dieselbe nicht säumen wird, schon am nächsten Tage die verlangten Vollmachten zur Unterschrift des Vertrags zu beschließen.

Endlich kann Unterzeichneter der Reichsversammlung nicht verhehlen, wie sehr solche Maßregeln mit den Grundsätzen streiten, denen er entschlossen war, bei der ihm übertragenen Sendung zu folgen; Maßregeln, die der Reichsversammlung, statt eines festen Bündniß- und Handelsvertrages mit Rußland, den Verlust dieser Vortheile, so wie des Wohlwollens und der Freundschaft Ihrer Kaiserlichen Majestät voraus verkünden, ohne welche Polen so wenig bestehen, als in Zukunft Heil erwarten kann, wogegen demselben in dem vorgeschlagenen Vertrage alle jene Vortheile zugesichert waren."

Grodno, den 5. (16.) Juli 1793.

Sievers.

Sehr verschieden war der Eindruck, den diese Note des russischen Gesandten auf die einzelnen Mitglieder der Reichsversammlung machte; Einige stampften vor Wuth, Andere zitterten vor Bestürzung und Schrecken, Manche überließen sich dem tiefsten Kummer, als sie den unvermeidlichen Untergang des geliebten Vaterlandes sahen, Alle aber waren von Unwillen über die Drohungen und Beleidigungen des frechen, stolzen Russen erfüllt.

Die Sitzung war stürmisch; starke und donnernde Reden wurden gehalten; „aber sie ertönten zu spät," sagt Oginski, „es waren Stimmen in der Wüste, die weder zur Kunde der Kaiserin kamen, noch zu dem Herzen ihres Ministers drangen!"

Stanislaus August, immer feig, kriechend und unwürdig, machte in der Sitzung am 17. Juli den Antrag, und er ward angenommen, die Kanzler von Seiten des ganzen Reichstages an den Gesandten mit der Erklärung abzufertigen: daß sich die Reichsversammlung ganz der Großherzigkeit

und Güte Ihrer Kaiserlichen Majestät überließe; daß sie dieselbe zum einzigen Schiedsrichter über das Schicksal der Republik erwählen und ihr das Unglück darstellen wolle, unter welchem eine Nation seufzen müßte, deren Verbündete sie wäre.

Nur die große Bestürzung und Verwirrung, worin sich alle Mitglieder des Reichstages befanden, und der überraschende Antrag des elenden Stanislaus, machten es möglich, daß die ganze Reichsversammlung der stolzen Polen sich nach so großen Mißhandlungen, noch zu einer so tiefen Erniedrigung verstehen konnte, die überdieß bei dem hochmüthigen Gesandten keine andere Wirkung hervorbrachte, als die man leicht hätte voraussehen können. Der letztere ward nemlich durch diese Demüthigung keineswegs befriedigt; er verlangte, der Reichstag sollte dem Ausschuß den Befehl ertheilen, sogleich, noch in der Sitzung vom 17. Julius, den Vertrag zu unterzeichnen. Diese neue Beleidigung steigerte den Unwillen der Stände bis zum höchsten Grade. „Wir wollen," rief man von allen Seiten, „wir wollen die Vollziehung seiner Drohungen, wir wollen seine Gewaltthätigkeiten erwarten, dann werden wir wenigstens sagen können, daß wir nur der äussersten Gewalt nachgaben; dann wird Niemand Europa bereden können, daß die Abtretung unserer Provinzen die Frucht einer freien Berathschlagung war."

„Laßt uns," sprach einer der Landboten, „laßt uns statt den Vertrag zu unterzeichnen, dem Gesandten melden, wir würden so muthvoll, wie einst die Senatoren Roms dem Tode von den Schwerdtern der Gallier, der Erfüllung seiner Drohungen entgegen sehen!"

„Wenn wir," fügte ein Anderer hinzu, „den Drohungen nachgeben wollten, so würden wir uns der Theilnahme jener Mächte unwerth zeigen, deren Beistand und Hülfe wir anriefen. Laßt uns lieber mit Ehren fallen, und durch unsern Tod uns der Bewunderung der Fremden und der Nachwelt würdig machen, als daß wir in der eitlen Hoffnung, die letz-

ten Trümmer unſeres Vaterlandes zu retten, uns mit ewiger Schande bedecken ſollten."

„Nein," rief Einer voll hoher Begeiſterung; „Leiden ſind nichts für den Muth; es gebührt ihm, ſie zu verachten! — Man droht uns mit Siberien; das Bewußtſeyn, unſere Pflicht erfüllt zu haben, wird uns in jene Eisgefilde begleiten! — Ja, Sire! man ſende uns nur hin nach Siberien; dort ſoll der Glanz Ihrer Tugenden, dort ſoll unſere Standhaftigkeit die Feinde zum Erröthen zwingen!"

Hierauf faßte der Landbote Karski Mehrere, die dieſe Geſinnungen nicht zu theilen ſchienen, mit drohendem Blicke ſcharf in's Auge und ſprach: „Wenn in dieſer Reichsverſammlung Einige wären, die es wagen ſollten, den Vertrag zu genehmigen, ſo wolle er ihnen zeigen, welch' einen Lohn Verräther verdienten!"

Aber da nahm Stanislaus Auguſt, voll Angſt und Schrecken über dieſe Aeußerungen und über den hohen Aufſchwung von Vaterlandsliebe, der die Verſammlung beſeelte, das Wort, und bemühte ſich, die Gemüther zu beſänftigen. Zuerſt ſuchte er ſich — ſehr lang und breit — wegen ſeines Beitritts zur Targowicz-Ruſſiſchen Räuberbande zu rechtfertigen, darauf ſchilderte er mit dunklen Farben die Lage des Vaterlandes, und ſchloß ſeine Predigt mit den Worten: „Ihnen, konföderirte Reichsſtände, gebührt es, die Gefahren zu würdigen, von denen mehrere Millionen Ihrer Mitbürger bedroht ſind, welche jene Provinzen des Landes bewohnen, die man uns laſſen will, es ſind Gefahren, die ſelbſt dem Namen Polen Vernichtung drohen. Mein eigenes Schickſal kümmert mich am wenigſten; nur mit dem Ihrigen beſchäftige ich mich! Bedenken Sie, daß es von ihnen abhängt, den Reſt der Nation zu retten oder gänzlich zu vernichten. Es iſt Pflicht eines Vaters, der ſeine Kinder liebt, ihnen die Wahrheit ohne Hülle zu zeigen."

Mehrere Mitglieder erhoben ſich, machten dem Könige Vorwürfe über ſeine Schwäche, über ſein ganzes Benehmen und den geringen Werth, den er nicht allein auf ſeine eigene

Ehre, sondern auch auf die Ehre der Nation setzte. Sie bezogen sich auf den Eid, den man durch die Konföderation geleistet und worin man gelobt hatte, die Republik ungetheilt zu erhalten; sie schlugen ferner mehrere Mittel vor, um diesen Zweck zu erreichen, und beriefen sich auf die fremde Hülfe, die man erwarten könne.

Der König suchte hierauf in einer längern Rede durch noch mehrere, zum Theil sehr seltsame, Gründe sich zu rechtfertigen und besonders zu beweisen, daß die Befolgung aller der Rathschläge, die man ihm gegeben, unvermeidlich den völligen Untergang des Vaterlandes nach sich ziehen würden. Zugleich bot er seine ihm eigenthümliche, pathetische Gaukler-beredsamkeit auf, um die Gemüther zu gewinnen und zu besänftigen, und fügte schmeichlerisch hinzu: die Mehrzahl der, auf diesem Reichstage erschienenen Landboten sey ihm vorher ganz unbekannt gewesen, und es wäre ihm daher höchst angenehm, so viele einsichtsvolle und vortreffliche Vaterlandsfreunde kennen gelernt zu haben. Je höher er aber dieß Glück schätze, je inniger fühle er sich von der Pflicht durchdrungen, ihnen seine väterliche Sorgfalt zu beweisen.

„Sie sind es würdig," fuhr er mit Pathos fort, „erhalten zu werden; sie sind es würdig, daß man sie warnt und zurückhält, wenn ihre Tugend selbst sie auf den Pfad des Irrthums zu leiten droht, und das würde der Fall seyn, wenn wir zu der Macht, der wir Nichts entgegenstellen können, sagen wollten: Vernichtet, unterjocht noch drei und eine halbe Million Einwohner, deren Vertreter wir sind; wir wollen es, weil ihr bereits die Herrschaft über vier Millionen unserer Mitbrüder an euch gerissen habt! Das ist es, was Sie dem Adel der Wojewodschaften, deren Vertreter Sie sind, den Bürgern, deren Städte in Trümmer verfallen, und endlich den Landleuten sagen können, die zwar nur die letzte Stufe in der Gesellschaft einnehmen, aber die Wohlthäter von Allen sind, und die, wenn die jetzige Lage der Dinge fortdauert, in wenigen Monaten ihre Scheuern und Ställe völlig geleert sehen

werden. Erlassen Sie es mir, Ihnen das schauerliche Gemälde von Pest und Hungersnoth zu entwerfen, welche die unvermeidlichen Folgen seyn werden. Ich kenne den Aufschwung der Verzweiflung; ich weiß, wohin er zu führen vermag; — allein das liegt nicht in Ihrer Verpflichtung; Sie sind hier, die Rechte des Vaterlandes zu schützen, und dessen Sachführer zu seyn; Sie und wir Alle haben dieß gethan. Es steht nicht mehr in unserer Macht, unsere Brüder zu retten, die von uns getrennt sind; wir müssen jetzt nur noch diejenigen zu retten suchen, die man uns übrig läßt.“

Auf's Neue traten Mehrere auf, die an den Eid erinnerten, den man durch die Konsöderation geleistet hatte; allein drei Bischöfe, nemlich der von Wilna, der von Chelm-Lublin und besonders der Bischof Kossakowski von Liefland übernahmen es, den Reichstag zu belehren, in wie weit Eide verbindlich oder unverbindlich wären, und zeigten sehr gründlich, daß sie der Gewalt, ohne Verletzung des Gewissens, weichen müßten. — Der Bischof Skarzewski von Chelm, Großkanzler der Krone, bemerkte zugleich: Nothwendigkeit sey das einzige Gesetz, dem man folgen müsse, ein Grundsatz, der wahrscheinlich in einem Jesuitenkollegium ausgeheckt war, und ein höchst abscheuliches Moralprinzip abgeben möchte, da die Ansichten von dem, was man Nothwendigkeit nennt, bei Millionen Menschen oft Millionenmal verschieden sind, und jeder Verbrecher bei diesem Grundsatz sich über die größten Missethaten leicht würde beruhigen und entschuldigen können.

Der König erklärte, daß er nicht zur Theilung mitwirken, aber sich darein fügen würde, und rieth wiederholt, den Wünschen Rußlands zu entsprechen, um das Uebrige zu retten. Der zuletzt erwähnte schlaue Bischof gab zu verstehen, „daß, wenn man die Kaiserin von Rußland nur befriedigt habe, sie nicht darauf dringen würde, daß man die Provinzen, welche der König von Preußen besetzt hielt, gleich-

falls abtreten solle, und dann würde man mit den Gebietstheilen, die man an Rußland ohne Weigerung abtreten würde, diejenigen ersparen und retten, welche Preußen verlangte." — Diese Ansicht wurde auch besonders eifrig von den Kossakowski's verbreitet und glaubhaft gemacht.

Einige wurden hiedurch etwas beruhigt; die Rede des Königs, in welcher alles Unglück, das aus der ferneren Weigerung hervorgehen würde, geschildert ward, hatte viele Andere, die mehr an ihre eigene Erhaltung, als an jene des Vaterlandes dachten, entmuthigt; durch die Drohungen des russischen Gesandten waren Manche von denen, die sich Anfangs mit dem meisten Eifer der Abtretung widersetzt hatten, gleichfalls von der patriotischen Parthei abgewandt; hiezu kam noch eine beträchtliche Anzahl bekannter und geheimer, durch Bestechungen und Verheißungen gewonnener Anhänger Rußlands; und dieß Alles hatte endlich die Folge, daß der Antrag, in die Unterzeichnung des, von Sievers geforderten Vertrags einzuwilligen, mit einer Stimmenmehrheit von drei und siebenzig gegen zwanzig genehmigt ward *).

Der Landbote Ankwicz von Krakau, der so unverschämt war, zuerst jenen Antrag zu machen, ward Anfangs fast von der ganzen Versammlung ausgezischt und man wollte sogar nicht einmal die Verlesung gestatten, sondern überließ sich allen Ausbrüchen des Zorns; zuletzt mußte man sich jedoch entschließen, und der Deputation, welche beauftragt war, den Vertrag so zu unterzeichnen, wie Sievers ihn vorgelegt hatte, ward noch eine Frist von fünf Tagen zugestanden, um einige unbedeutende Bestimmungen hinzuzufügen. Die

*) Die Zahl der Senatoren auf diesem Reichstage bestand in höchstens zehn Personen. In der Landboten-Kammer fehlten die Landboten aus folgenden Wojewodschaften: Braclaw, Kijow, Podolien, Posen, Kalisch, Gnesen, Sieradien, Lentschitz, Brzesc'e, Inowrozlaw, Landschaft Dobrzyn, Polock, Minsk, Mscislaw, und aus dem Distrikt Braclaw.

merkwürdige für Polen so Unheilbringende Urkunde ward also am 23. Julius 1793 unterzeichnet.

Nach den Gränzlinien nahm Rußland 4,157 geviertе Meilen, 390 größere und kleinere Städte, 8,783 Dörfer, 574,654 Rauchfänge, 3,055,590 Einwohner, 24,660 Soldaten *).

Ich kann mich unmöglich enthalten, hier eine Stelle anzuführen, die der Graf Oginski in seinen Denkwürdigkeiten aus der Vollmacht mittheilt, welche der Reichstag dem Ausschusse gab, der zur Unterhandlung mit Sievers beauftragt war.

„Uns selbst überlassen, aller andern Stützen beraubt, keine Hülfsmittel weiter besitzend, als eine kleine Anzahl von Kriegern und einen erschöpften Schatz; von allen Seiten und unaufhörlich von tausend Uebeln bedrängt, deren Last täglich drückender wird, scheint uns die Menschlichkeit selbst einen Krieg zu verbieten, den wir nicht würden aushalten können, und in welchem das Blut unserer Mitbürger umsonst würde vergossen werden. Jede Unternehmung, die kein anderes Ergebniß zur Folge haben könnte, als den gewissen und beschleu-

*) Hinsichtlich dieser Angaben herrscht eine sehr große und auffallende Verschiedenheit in den vor mir liegenden Schriften. Herr von Bronikowski, dessen Angabe wohl die richtigste ist, berechnet: 4,555 geviertе Meilen, 410 größere und kleinere Städte, 18,081 Dörfer und 5,041,888 Unterthanen. Man sehe Alexander v. Bronikowski's Geschichte von Polen, 6 Bändchen. Dresden 1827 (bildet auch den dreizehnten Theil der Hilscher'schen allgemeinen historischen Taschenbibliothek). Ein in jeder Rücksicht vortreffliches und gediegenes Werk! Nur Schade, daß es dem berühmten Verfasser nicht gefallen hat, die Geschichte Polens nach der letzten Theilung, und besonders die Geschichte des Großherzogthums Warschau und des jetzt insurgirten Königreichs Polen bis zum Jahre 1826 gleichfalls darzustellen, wodurch sein Werk besonders für den jetzigen Augenblick einen noch weit höheren Werth haben würde. An Hülfsmitteln konnte es ihm dazu nicht fehlen, und die Censur würde ja auch milde gewaltet haben! Hoffentlich wird dieß durch einen Nachtrag ersetzt werden.

nigten Untergang des Daseyns und des Namens von Polen, jede solche Unternehmung würde unsern Pflichten als Volksvertreter widersprechen und von unserm Gewissen laut gemißbilligt werden. Da unser Unglück seinen Gipfel erreicht hat, und nichts es zu hindern vermag, so bleibt uns weiter nichts übrig, als den gerechten und allmächtigen Gott, der die Herzen der Menschen, wie alle Welten richtet, und die Unterdrückung und die Grausamkeit sieht, die man gegen uns verübt, zum Zeugen unserer Unschuld und der Leiden, aufzurufen, die wir erdulden müssen!"

Daß die Mitglieder des Reichstages zu Grodno sich mit den Drohungen, die der russische Gesandte sich gegen sie erlaubte und mit den Mißhandlungen, die er an Manchen von ihnen verübte, immerhin wegen der Unterzeichnung des Vertrags bei ihrer Nation nicht rechtfertigen können, ist gewiß; indessen waren doch Manche unter ihnen, die der harte Tadel, der nur zu allgemein ausgesprochen wird, nicht treffen kann *).

Der Zwang, in welchen der russische Gesandte den Reichstag hielt, war empörend. Ringsum Grodno war die Gegend mit einer Menge russischer Truppen besetzt; in der Stadt selbst lag eine starke Besatzung von Russen; Niemand, selbst Fremde, durften ohne besondere Einwilligung des russischen Befehlshabers außer der Stadt spatzieren gehen, und alle Aus-

*) „Der Reichstag," sagt Bronikowski (a. a. O. Bd. 4. S. 177) — „ward zu Grodno gehalten; nur die adeligen Abgeordneten erschienen dort, die Rußlands Partei hielten, und Andere niedern Standes, die gar nicht von ihren Landesgenossen gewählt, gegen ein mitunter geringes Reisegeld sich daselbst als Abgeordnete gebahten, so daß es heut zu Tage noch in Polen für einen Schimpf gehalten wird, ein Mitglied des Reichstages zu Grodno genannt zu werden." Wenn man dies bedenkt und zugleich erwägt, welche geringe Anzahl von Senatoren auf dem Reichstage zu Grodno erschienen, und daß die Landboten aus mehr als vierzehn Wojewodschaften ganz fortblieben, so ist es nicht auffallend, daß Sievers und Buchholz mit so leichter Mühe ihre räuberischen Plane, oder vielmehr jene ihrer Monarchen, zur Ausführung brachten.

und Eingänge wurden auf das Strengste bewacht. Als die auswärtigen Minister sich über diese Zwangsanstalten beschwerten, war Sievers unverschämt genug, ihnen für ihre Personen und ihr Gefolge gleichfalls Erlaubnißkarten anbieten zu lassen; sie nahmen sie aber natürlicher Weise nicht an, und betrachteten das Anerbieten selbst als eine Beleidigung der Würde, die sie bekleideten.

Wie konnte unter einer so schmählichen Despotie wohl von Freiheit und freier Einwilligung auf Seiten Derer die Rede seyn, die auf diese Weise in ihrem eigenen Lande behandelt werden? Wie konnten Verträge, die von einem, mit so tyrannischer Barbarei Gezwungenen unterzeichnet wurden, wohl die mindeste Verbindlichkeit gegen seinen Unterdrücker bewirken? Wie konnte Katharina sich bei einem solchen Betragen ihrer Bevollmächtigten, das nicht allein von ihr gebilligt und gut geheißen, sondern auch von ihr angeordnet war, für eine Beschützerin der polnischen Freiheiten und Rechte nennen, sie, die ja alle Rechte der Menschen und Völker höhnend mit Füßen trat?

Die herrlichen Tröstungen des elenden Stanislaus August, der Kossakowski's, und anderer offenbarer und heimlicher Anhänger Rußlands, daß Katharina auf keine Länderabtretungen an Preußen bestehen würde, wenn nur sie ihren Zweck erreichte; diese hirnlosen Vorspiegelungen, wodurch viele Mitglieder des Reichstages zu Grodno sich täuschen ließen, gingen sehr schlecht in Erfüllung.

Woyna, der polnische Gesandte zu Wien, hatte versichert, der kaiserliche Hof sey geneigt, sich für Polen zu verwenden; nur müsse der Reichstag bei dem Anfangs geäußerten Vorhaben beharren, und mit den Abtretungsunterhandlungen nicht eilen, und der preußische Minister Buchholz, hatte im Einverständnisse mit Sievers, sich bis dahin ganz ruhig verhalten, um durch seine Dazwischenkunft die polnischen Unterhandlungen mit Rußland und die, daraus entspringende Abschließung eines Vertrags nicht zu stören. Kaum war aber

der Vertrag mit Rußland am 23. Julius unterzeichnet, als Buchholz bereits am 24. desselben Monats ihn überreichte, mit dem Verlangen, daß die Reichsversammlung dem Ausschusse gleichfalls Vollmachten ertheilen möchte, um mit Seiner Majestät, dem Könige von Preußen einen eben so saubern Vertrag zu unterhandeln und abzuschließen, wie mit Rußland.

Jetzt sahen die Reichsstände recht deutlich ein, welchen herrlichen Staatsmann sie in Stanislaus an ihrer Spitze hatten! Er war in der That eben so großer Politiker, als Feldherr, und alle seine Rathschläge und Handlungen stürzten die Nation immer noch tiefer in den Abgrund. Die Note des preußischen Ministers erregte eben so großen Unwillen, wie vor einigen Tagen die drohenden und gebieterischen Noten des russischen Gesandten oder Diktators Sievers. — Ja, Preußens Betragen war fast noch empörender, als das Verfahren Rußlands! Durch die aufrichtigscheinendsten Versicherungen seiner Freundschaft und durch seine Hetzereien gegen Rußland hatte der König von Preußen es dahin gebracht, daß Polen Alles gethan hatte, wodurch es die Empfindlichkeit Katharina's in noch höherem Grade gegen sich aufreizte. Auf seinen Rath, hatte man eine neue Verfassung eingeführt, die er vollkommen gebilligt und bei mehr, als zwanzig Gelegenheiten belobt hatte; man hatte ferner Rußlands Bündniß abgelehnt, und mit ihm ein Schutzbündniß abgeschlossen, wodurch er zur Stellung eines Hülfsheeres sich auf das Heiligste für den Fall verpflichtet hatte, daß die Unverletzbarkeit der Republik Polen angegriffen werden sollte. Man erinnerte sich endlich noch, daß die Ahnherren Friedrich Wilhelms II. vor wenig mehr als hundert Jahren nur Vasallen der Krone und Republik Polen gewesen, und daß ihr jetziges Königreich Preußen vor kaum hundert Jahren als ein bloßes Lehnherzogthum, wie Kurland und Semgallen, zu Polen gehört habe. Und gerade dieses Preußen trat jetzt heimtückisch auf, um im Bündniß mit Polens erbittertster Feindin, vollends die unglückliche Nation zu zerfleischen, zu zerreißen und zu Grunde

zu richten. Jeder, mochte er Pole oder Nichtpole ſeyn, der dieß Betragen aus dem Standpunkte der Sittlichkeit betrachtete, mußte faſt noch mehr gegen Preußen, als gegen Rußland entrüſtet werden, und nur ſeiner, durch Schwarzkünſtler, Pfaffen und Buhlerinnen bewirkten, und der ganzen Welt bekannten Geiſtesſchwäche und ſeinem urſprünglich biedern Herzen hatte der König von Kanonenland es zu danken, daß der allgemeine Unwille ſich von ihm größten Theils hinweg und auf ſeine Miträuberin wandte. Friederich Wilhelm, ſagt jedoch Brougham, Friederich Wilhelm ſtrafte ſeine wiederholten Erklärungen Lügen, widerrief ſeine feierlich eingegangenen Verbindlichkeiten, und trat das Heiligſte, was es unter Menſchen giebt, mit Füßen. Die Geſchichte neuerer Staaten bietet keine ſo ſchamloſe Verletzung verſprochener Treue dar. Sie gleicht im höchſten Grade den pöbelhaften Betrügereien, den finſtern Kunſtgriffen, welche unter dem Namen Staatsgründe, die Politik der kleinen Anmaßer und der kleinen Tyrannen Italiens im fünfzehnten Jahrhunderte bildeten *).

Anfänglich beſchloß der Reichstag von Grodno — der ſo albern und ſchlecht er auch verfuhr, doch eine welthiſtoriſche Wichtigkeit erlangte, den Beſchluß, die Note des Herrn von Buchholz entweder gar nicht, oder verneinend zu beantworten.

Stanislaus Auguſt, der vornehmſte und mächtigſte,

*) Ainsi Fréderic-Guillaume démentait ses declarations repetées, retractait ses engagements solennels, et foulait aux pieds tout ce qu'il y a de plus sacré parmi les hommes. L'histoire des états modernes n'offre rien qui égale une aussi impudente violation de la foi promise. Elle ressemble à ces fraudes vulgaires, à ces obscurs artifices qui, sous le nom de raison d'état, composaient la politique des petits usurpateurs et des petits tyrans d'Italie au quinzième siecle. Précis historique du partage de la Pologne, par M. Brougham, traduit de l'anglais etc. par A. Clapier. Marseille et Paris, 1831. 8. Weil ich das engliſche Original nicht bekommen konnte, ſo führe ich hier die angeführte Stelle der franzöſiſchen Ueberſetzung bei. Brougham's Werk enthält manche wichtige geſchichtliche Nachrichten und beſonders ſehr freimüthige und richtige politiſche Anſichten.

zugleich aber auch der schwächste und verächtlichste unter allen Verräthern und Hochverräthern seines Vaterlandes, ward von mehreren Mitgliedern heftig angegriffen und beschuldigt, der Haupturheber alles Unglücks zu seyn; allein mit königlicher Würde und vielem Anstande vertheidigte sich Stanislaus August in zierlichen Redensarten, und that am Ende den weisen Vorschlag: „dem russischen Gesandten Alles ausführlich zu berichten, was der König Friedrich Wilhelm II. seit Anbeginn des Konstitutionsreichstages bei der polnischen Nation gegen Rußland unternommen und angezettelt habe.“ Durch diesen gemeinen Verrath, hoffte er, das Wohlwollen der Kaiserin wieder zu gewinnen und ihre Freundschaft gegen den König Friederich Wilhelm in Feindschaft zu verwandeln. Es giebt vielleicht nichts Unedleres und Erbärmlicheres, als das Vertrauen eines ehemaligen Freundes, mit dem man in Feindschaft geräth, zu seinem Nachtheil zu mißbrauchen; selbst derjenige, dessen Wohlwollen man durch einen solchen Verrath erkaufen will, wird nur mit Verachtung dafür lohnen, und bloß das verrathene Geheimniß zu seinem eigenen Vortheil, nicht zum Vortheil des Verräthers benutzen. Dieser Zug läßt übrigens einen tiefen Blick in die Seele des Königs Stanislaus August thun; von wirklichem Edelsinn fühlte er nichts, und so wie er hier den Verräther gegen seinen vormaligen Freund Friederich Wilhelm spielte, so spielte er auch dieselbe Rolle zwischen seiner Nation und der Kaiserin Katharina, zwischen den Mitgliedern des Konstitutionsreichstages und der Targowicz-Russischen Räuberbande. Er bot dem russischen Gesandten seinen Beistand an, um polnische Senatoren, die mit ihm es wohl meinten, zu verhaften und nach Siberien zu schicken. Zu schwach und zu feige, um auf geradem Wege zu handeln, wollte er sich hinter das Strauchwerk und Gebüsch der Arglist und der Ränke verkriechen, um durch heimtückischen, meuchlerischen Ueberfall zu gewinnen, was er dem Feinde im offenen Felde, Auge gegen Auge, Schwerdt gegen Schwerdt nicht

abzustreiten den Muth hatte. Dieser der polnischen Nation durchaus fremde und verhaßte Charakterzug machte ihr auch den König Stanislaus August im höchsten Grade verhaßt.

Des Königs unedler und thörichter Rath, den er mit seiner ihm eigenthümlichen Komödiantenberedsamkeit zu empfehlen wußte, ward von dem Reichstage zu Grodno angenommen! Welch' ein alberner Wahn, mit einigen vertrauten Briefen des Königs von Preußen, die an Rußland abgetretenen Provinzen zurückkaufen und die Kaiserin Katharina bewegen zu wollen, den König von Preußen sich zum Feinde zu machen, an dessen politischer Freundschaft ihr gerade in jenem Augenblick weit mehr gelegen war, als ehemals an der buffonischen Liebe ihres Busenfreundes Stanislaus August!

Am 26. Julius machte der Landbote Golynski von Czerniechow, in Bezug auf die von dem polnischen Gesandten Woyna zu Wien gegebenen Nachrichten den weit vernünftigeren Antrag, das Haus Oesterreich als Garantie der Unverletzbarkeit der Republik Polen zur Vermittlung feierlich aufzufordern; Golynski's Antrag ward jedoch durch Stimmenmehrheit verworfen, und die Anhänger Rußlands ertheilten den beruhigenden Trost: man möchte nur ein gränzenloses Vertrauen auf die Großmuth der hochherzigen Katharina setzen; sie sey der wahre Schutzengel Polens, denn ihr verdanke man es einzig und allein, daß eine dritte Theilung des Vaterlandes, welche der Wiener Hof gewünscht habe, nicht statt finden werde.

Um den Polen ihr trauriges Los einigermaßen zu lindern, gestatteten ihnen die Russen das Vergnügen, so viel sie wollten, auf die Preußen zu schimpfen, und dieß gewährte manchem beklemmten Herzen einige Erleichterung. Auch mochte es den Russen gar nicht unangenehm seyn, an den Preußen einen Blitzableiter gefunden zu haben, denn des Polen Zorn thut nie, was vor Gott Recht ist. Sogar Sievers, der erbitterte Feind des Jakobinismus, ließ alle Landboten, die sich mit mehr oder weniger Unwillen über den

König von Preußen äußerten, reden, was und so viel sie wollten, und es war sogar merkwürdig, daß die eifrigsten Anhänger Rußlands, sich gerade am Lautesten und Heftigsten aussprachen.

Auf Befehl des Reichstages mußten die Kanzler am 26. Julius 1793 dem russischen Gesandten eine Note überreichen, in welcher die Kaiserin gebeten wurde, Polen vor dem Unglück zu schützen, womit die, vorhin erwähnte Erklärung des preußischen Gesandten von Buchholz es bedrohte.

Sievers zeigte hierauf unterm 27. Julius an: „So schmeichelhaft ihm auch dieser neue Beweis des großen Vertrauens sey, welches die Stände seiner Monarchin bewiesen, so könnte er doch nicht, ohne gegen seine Instruktion und gegen die erhaltenen, bestimmten und wiederholten Befehle zu handeln, zu irgend einem Verzuge die Hand bieten. Er müsse daher der Reichsversammlung erklären, daß ihr nichts Anderes übrig bliebe, als unverzüglich mit dem preußischen Minister in Unterhandlung zu treten, und den Ausschuß mit den verlangten Instruktionen und Vollmachten zu versehen. Uebrigens würde die Bereitwilligkeit, welche die Stände bei der Unterhandlung mit dem preußischen Hofe beweisen würden, der Maßstab der Verwendung seyn, welche Ihre Kaiserliche Majestät mit Vergnügen aufbieten würde, um Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, die ihr, um der erlauchten Republik willen, gar sehr am Herzen lägen."

Einige Tage nachher überreichte Sievers noch eine Note über denselben Gegenstand, und da diese beiden diplomatischen Zuschriften sich durch ihren gemäßigten Ton sehr weit von denen unterschieden, die man früher zu empfangen gewohnt war, so hoffte man sicher auf eine Vermittelung von Seiten Rußlands, auf Zeitgewinn und auf das Eintreten unvorhergesehener Ereignisse. Unter diesen Voraussetzungen war man kühn genug, am 31. Julius 1793 dem preußischen Minister, um ihn in Verlegenheit zu setzen, durch die Kanzler des Reichstages ein Schreiben zustellen zu lassen, worin man

anfragte: ob der König von Preußen sich durch den, mit ihm im Jahr 1790 abgeschlossenen Vertrag, der von Seiten der Republik nicht verletzt worden sey, verpflichtet halte oder nicht? Die hohe Meinung, welche man von der Rechtlichkeit seines Monarchen habe, gestatte ihnen keinen Zweifel an seiner Treue in der Erfüllung so feierlich eingegangener Verbindlichkeiten, und man müsse dem Gesandten daher vorstellen, wie sehr die Anwesenheit der preußischen Truppen in einigen Theilen der Republik der Natur der, zwischen Polen und Preußen bestehenden, Verträge entgegen sey. Man müsse ihn ersuchen, sich bei seinem Hofe dahin zu verwenden, daß die preußischen Truppen aus den, von ihnen besetzten polnischen Provinzen zurück gezogen würden, worüber man von Seiten des Reichstages, einer genügenden Antwort entgegen sähe.

Der preußische Minister Buchholz erwiederte an demselben Tage: daß er über den Inhalt der, ihm von den Ständen der Republik zugesandten Note erstaunen müsse; daß, da diese Note nur eine ausweichende Antwort auf die, von den Höfen von Berlin und Petersburg übergebene Erklärung, so wie auf die, seit Eröffnung des Reichstages von ihm und dem russischen Gesandten übergebenen Noten enthielte, er sich eine nähere Erklärung in Betreff dieses Gegenstandes vorbehalten müsse, bis der Ausschuß, der bereits über dieselbe Angelegenheit mit dem russischen Gesandten unterhandelt habe, auch mit ihm in Unterhandlung getreten sey.

Alles Sträubens ungeachtet, sah die Reichsversammlung sich genöthigt, Unterhandlungen mit Buchholz zu beginnen; indessen ward dem Ausschuß aufgetragen, sich bloß auf einen Handelsvertrag einzulassen, und selbst die entfernteste Erörterung zu vermeiden, die auf eine Gebietsabtretung Bezug haben könnte. Der 5. August war zum Anfange der Unterhandlungen festgesetzt; allein sogleich bei der ersten Konferenz entstanden Schwierigkeiten wegen der Vollmachten. Buchholz fand nemlich diejenigen des Ausschusses nicht zureichend, und der

Ausschuß behauptete, daß die Vollmachten des preußischen Ministers in der Form mangelhaft wären, und erst berichtigt werden müßten, weil man sich sonst auf nichts einlassen könnte.

Je verwickelter und kritischer indessen die Verhandlungen mit den Gesandten wurden; je mehr Gefahr von Außen drohete; desto stürmischer wurden die Reichstagssitzungen. — Stanislaus August hatte selbst seine Krone in eine Dornenkrone verwandelt und mußte jetzt fühlen, daß es kein Glück ist, König zu seyn, wenn man dessen nicht würdig und nicht fähig dazu ist. Schonungslos ward er von den Abgeordneten laut als der Urheber alles Ungemachs angeklagt, und mit den bittersten Vorwürfen, ja selbst mit Schmähungen überschüttet. Er hielt stundenlange Reden, um sich zu vertheidigen, und um Mitleiden mit seinem Unglück zu erregen; allein man sahe das eigene, durch ihn veranlaßte Unglück mit Riesenschritten herannahen, und nur Wenige würdigten ihn eines theilnehmenden Blicks, denn fast Alle waren überzeugt, daß er mit Muth, mit Standhaftigkeit und Entschlossenheit alles Unglück von dem Vaterlande hätte abwenden können, das, einst ein blühendes Land, jetzt um ihn und durch ihn zu einem Leichengefilde werden würde. Wahrlich, junge Fürsten, ein solcher polnischer Reichstag wäre eine herrliche Schule für Euch! Da könntet Ihr hören, was die Könige sind, und was sie seyn sollen; da könntet Ihr erfahren, was die Völker von ihnen erwarten und zu erwarten berechtiget sind, wenn sie nicht mit Fluch und Hohn und Verachtung sich bedecken, und von der Geschichte auf ewig mit Schande gebrandmarkt seyn wollen! Auf solchem Reichstage, Ihr Prinzen, könntet Ihr mehr Weisheit lernen, als an allen Euren Gallatagen!

Der diplomatische Schriftwechsel mit Sievers und Buchholz dauerte fort. Der Erstere verfiel wieder in den wohlbekannten Ton des russischen Knutensystems, den Kaiser

Nikolaus und sein Feldhauptmann Diebitsch, in unsern Tagen auf's Neue angestimmt haben. Zuletzt erklärte er, daß der König von Preußen dem General Möllendorf befohlen habe, in die Wojewodschaften Krakau und Sendomir einzurücken, wenn die Unterhandlungen mit Buchholz sich noch mehr verzögern würden. Buchholz wiederholte diese Drohungen, und alle Gräuel der Verwüstung und des Krieges wurden von ihnen den unglücklichen Polen vorher verkündet.

Der preußische Minister hatte seine neuen Vollmachten erhalten; die Konferenzen mußten also wieder anfangen, allein um Zeit zu gewinnen, bot der Ausschuß sein Möglichstes auf, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, oder sie ganz abzubrechen, indem er von einer mächtigen Parthei, die sich auf dem Reichstage ganz offen wider Preußen aussprach, unterstützt ward.

Jetzt hatte auch Sievers die Ratifikation des, mit seinem Hofe geschlossenen Vertrages empfangen, und theilte sie am 13. August der Reichsversammlung mit. In der Sitzung am 17. August, die tief bis in die Nacht dauerte, erklärte Stanislaus, der gekrönte Sklave seiner alten treulosen Geliebten, sich sehr eifrig für die sofortige Bestätigung des Vertrags, welche bereits seit vier Tagen lebhaft bestritten ward. Endlich gieng jedoch der Vorschlag des Königs mit einer Mehrheit von 66 gegen 21 Stimmen durch; allein die Wärme, mit welcher Stanislaus sich der Bestätigung angenommen hatte, erregte heftigen Unwillen gegen ihn. Man sagte ganz laut: er sey mit der Kaiserin im Einverständnisse, um die Reichsversammlung mit Schmach zu bedecken; er sey das elende Werkzeug, dessen sie sich bediene, um die Polen zu tyranniſiren und sie zu nöthigen, nicht nur den größten Theil ihres Vaterlandes aufzuopfern, sondern sogar durch Verträge die Zertrümmerung desselben gut zu heißen.

Auch warf man dem Könige vor, daß er nicht gleich bei Eröffnung des Reichstages sich den Länderabtretungen widersetzt und verlangt habe, daß alle Mitglieder einstimmig ihre

Zustimmung hiezu geben müßten; dann würden sie, sagte man, gewiß Alle ihm beigepflichtet haben und zu jeder Aufopferung für die Unverletzbarkeit ihres Vaterlandes sich eben so bereit erklärt haben, wie sie im Feldzuge von 1792 fest entschlossen gewesen wären, Blut und Leben zu wagen, wenn nur der König sich an die Spitze des Heeres hätte stellen wollen.

In der eitlen Hoffnung, daß die Kaiserin weit entfernt seyn würde, die Forderungen des Königs Friederich Wilhelm mit Nachdruck zu unterstützen, und daß sie Alles thun würde, der Republik zu einem möglichst guten Vertrage mit Preußen behülflich zu seyn, ward Sievers auf den Vorschlag Stanislaus Augusts ersucht, den Verhandlungen mit dem preußischen Gesandten beizuwohnen. Die Bedingungen, welche der Letztere machte, wurden aber hiedurch nicht milder, und um allem weitern Andringen mit einem Schlage ein Ende zu machen, beschloß der Reichstag, daß Jeder, er möchte seyn, wer er wolle, als Vaterlandsverräther betrachtet werden sollte, der nur den Antrag machen würde, einen Theil des Gebiets an den König von Preußen abzutreten.

Dieser Beschluß zu einer Zeit gefaßt, wo es an aller Kraft gebrach, ihn auszuführen, war, wie Oginski sehr richtig sagt, die letzte Zuckung des Todeskampfs in einem Augenblick, wo alle Hoffnung, Widerstand zu leisten, entflohen war.

Ein Landbote that noch den Vorschlag, alle Verhandlungen mit dem preußischen Gesandten abzubrechen und feierlich vor Gott und Menschen gegen die Gewalt und die fürchterlichen Bedrückungen zu protestiren, unter denen das unglückliche Land seufzte. In mehreren Sitzungen ward über diesen Vorschlag, der vielleicht das einzige Rettungsmittel enthielt, berathschlagt, und Reden voll Feuer und Vaterlandsliebe wurden in dieser Beziehung gehalten; allein sie hatten keinen andern Erfolg, als daß der russische Gesandte unterm 22. August (2. September) eine sehr drohende Note übergab, worin er dem Reichstage harte Vorwürfe darüber machte, daß mehrere

Abgeordnete gegen den König, und was noch mehr war, gegen die große Beschützerin der polnischen Rechte und Freiheiten sich vergessen hätten, wobei er äusserte, daß dies unanständige Betragen einem Hange zum Jakobinismus zuzuschreiben sey. Er verlangte, daß die Unterzeichnung des Vertrages mit Preußen ohne weitern Aufschub beschlossen würde, und zeigte endlich an, daß er, um künftige Unordnungen zu verhüten, das königliche Schloß von zwei Bataillonen Grenadiere und vier Kanonen würde umringen lassen, und daß der Befehlshaber dieser Truppen, der General Rautenfeld, den Auftrag erhalten habe, mit dem Großmarschall von Lithauen, Grafen Tyszkiewicz, die nöthigen Maßregeln zu nehmen, um die Ruhe der Berathungen des Reichstages zu sichern.

Zugleich schrieb er dem Grafen Tyszkiewicz: „er sey durch das Gerücht von einer gegen die geheiligte Person des Königs und gegen mehrere der achtungswürdigsten Senatoren, Minister und Landboten angezettelten Verschwörung benachrichtigt, und sehe sich daher gezwungen, Nachmittags um zwei Uhr zwei Bataillone Grenadiere auf der Terrasse und in dem Schloßhof aufmarschiren zu lassen. Der General von Rautenfeld würde die Truppen so ausstellen, daß keine Zuschauer und andere Menschen, die nicht in das Schloß gehörten, in den Saal kommen könnten."

„Man wird," fuhr er fort, „Schildwachen vor die Fenster stellen, damit Niemand hineinsteigen kann. Nur eine Thüre wird offen bleiben und von Offizieren bewacht werden, um alle Verdächtigscheinende zu untersuchen. Sollte man bei irgend einem Abgeordneten verborgene Waffen finden, so soll er verhaftet, ins Gefängniß gebracht und ihm als einem Meuchelmörder der Prozeß gemacht werden. Auch sollen die Waffen der lithauischen Garde und derjenigen Truppen, die Ew. Excellenz befehligen, untersucht werden, und sollte man bei ihnen Kugeln und Pulver finden, so sollen sie gleichfalls in Verhaft genommen werden. Fremde, die sich im Saal oder sonst irgendwo verstecken, und alle Personen, die sich dort,

ohne ein Geschäft zu haben, verbergen, sollen festgenommen und ins Gefängniß geworfen werden. In dem Vorsaal soll man ein Piquet von zwölf russischen Offizieren aufstellen, welche in den Saal gehen und sich auf die Bänke der Abgeordneten setzen dürfen. Der General von Rautenfeld wird auf einem, für ihn bestimmten Stuhl, neben dem Throne, Platz nehmen, und darüber wachen, daß kein Aufruhr gegen die geheiligte Person des Königs, gegen Ew. Excellenz und gegen den Herrn Reichstagsmarschall entstehen kann."

„Ew. Excellenz haben die Gefälligkeit, zu erklären, daß Keiner der Reichsstände von seinem Sitze aufstehen darf, wofern es nicht vom Könige verlangt wird, und daß die Abgeordneten vollkommene Freiheit haben sollen, zu reden. Ich habe bloß die Absicht, Unordnungen und Ungebührlichkeiten zu verhüten, und diejenigen, welche sich dergleichen erlauben, sollen der Strenge der Gerechtigkeit überliefert werden. Ew. Excellenz haben die Güte, dem Könige und denjenigen Mitgliedern des Reichstages, welche Kunde davon zu haben wünschen, diese Zuschrift mitzutheilen ꝛc."

Wirklich wurden alle diese gewaltsamen und abscheulichen Verfügungen getroffen, und die Reichsversammlung mußte sich also unter dem schändlichen und erlogenen Vorwande eines Gerüchts von einer Verschwörung, das gar nicht existirte, und unter dem Scheine, daß man ihre Personen sichern wollte, als eine Rotte gemeiner Verbrecher und als Gefangene behandeln lassen. Die Kanonen wurden gegen den Palast des Königs und gegen den Reichstagssaal gerichtet*); man wollte folglich hier nicht schützen vor einem Angriff von aussen, sondern die Reichsversammlung sollte bedrohet und in Schrecken gesetzt werden! Wirklich hatten diese wahrhaft empörenden Maßregeln den Erfolg, den Katharina's Gesandter sich davon verhieß; die Reichsversammlung ertheilte nämlich dem Ausschuß den Befehl, den Abtretungsvertrag mit

*) Precis historique du partage de la Pologne par M. Brougham p. 135.

Preußen zu unterzeichnen, sie behielt sich aber vor, die Ratifikation nicht eher zu ertheilen, als bis der Handelsvertrag mit allen zugestandenen Bedingungen gleichfalls wechselseitig unterzeichnet seyn würde.

Der preußische Gesandte Buchholz erklärte jedoch in einer drohenden Note, daß er diese Klausel nicht annehmen könne, und Sievers schrieb den Ständen gleichfalls, daß der Vertrag rein und ohne weitere Bedingung unterzeichnet werden müsse, wenn man sich nicht noch größerm Unglück aussetzen wolle.

Das hatte man von Seiten des russischen Gesandten nicht erwartet, und es kam darüber in der Reichsversammlung zu sehr hitzigen Wortwechseln, wobei mehrere Mitglieder gegen die Tyrannei der Monarchen sprachen. Sievers ließ darauf die vier Landboten Krasnodembski, Szydlowski, Mikorski und Skarzynski in der Nacht vom 3. auf den 4. September (vom 22. auf den 23. August a. St.) durch Kosaken in ihren Häusern verhaften, und nach Rußland bringen. Darauf zeigte er in einer Note an: er habe jene vier Landboten, weil sie aufrührerische Reden geführt und von denen der Eine sogar gewagt hätte, die jakobinischen Ansichten des konstitutionellen Reichstages und die Verfassung vom 3. Mai zu loben, verhaften und fortschaffen lassen; er habe geglaubt, der Reichsversammlung hiemit einen Dienst zu leisten; übrigens würde ihm es nie in den Sinn kommen, die Freiheit der Rede, der Berathschlagungen und der Erörterungen zu stören.

Tiefe Stille, Schrecken und Unwillen herrschten unter allen Mitgliedern des Reichstages, als diese tyrannische, aller Vernunft und allen Rechten der Völker und der Menschen hohnsprechende Note verlesen wurde! Die Kanzler gingen zweimal zu Sievers und stellten ihm vor, daß die Versammlung nicht eher ihre Berathungen anfangen könne, als bis die vier verhafteten Landboten in Freiheit gesetzt wären; allein statt

aller Antwort wiederholte Sievers seine Drohungen und äusserte sogar, daß er sie Alle nach Siberien schicken würde*).

Endlich sandte er noch eine Note, worin er sagte: „die Art, wie sich die Reichsversammlung betrüge, sey eine neue Beleidigung der verbündeten Mächte; er sey wegen der Verhaftung der vier Landboten Niemanden Rechenschaft schuldig; er kenne die Gesetze, auf die man sich berufe, und er hätte sie aufrecht erhalten, indem er ihnen Achtung verschafft habe; in Polen achte man die Gesetze nicht, er wolle aber das erste derselben, welches Achtung gegen die Souveräne geböte, und durch den Jakobinismus und die Verfassung vom 3. Mai in Verfall gerathen sey, wieder einschärfen."

Als diese Note verlesen ward, verließ Niemand seinen Platz, und Niemand sprach ein Wort; es war, als ob alle Mitglieder, ohne sich ihre Gedanken mitzutheilen, in dem Entschluß übereinstimmten, die Sitzung nicht zu eröffnen, sondern ihre Berathungen aufzuschieben. Der russische General Rautenfeld, der in einem Lehnstuhl neben dem Throne saß, war verwundert über den stillschweigenden Widerstand und unschlüssig, was er thun sollte. Er wandte sich an den König mit der dringenden Bitte, diesem seltsamen Betragen der Versammlung ein Ende zu machen. „Ich habe nicht das Recht," erwiederte Stanislaus, „den Abgeordneten das Stillschweigen zu verbieten."

Hierauf verließ Rautenfeld den Saal, um dem Gesandten Bericht zu erstatten und Verhaltungsbefehle zu holen. Bald nachher kam er zurück und erklärte dem Könige, daß sämmtliche Mitglieder des Reichstags den Saal nicht eher verlassen sollten, als bis sie nachgegeben hätten, und wenn dies Mittel nicht fruchten sollte, so habe er Befehl, jede Art von Strenge anzuwenden.

---

*) Man sehe Oginski Mémoires etc. Vol. 1. chap. 8. Brougham l. c. chap. X. Polens Schicksal seit 1763, S. 49 u. f. w.

Auſſerdem ſandte Sievers dem Großmarſchall von Lithauen, Grafen von Tyszkiewicz, ein Billet, worin er gebot: daß der König ſelbſt nicht den Thron verlaſſen ſolle, und daß er die Senatoren ſo lange in dem Reichstagsſaal auf Stroh wollte liegen laſſen, bis ſie ſeinen Willen thäten.

Allein auch dieſe Drohung wirkte nicht; die tiefſte Stille dauerte fort; kein Wort, keine Miene, keine Bewegung verrieth die Gefühle, von denen faſt die ganze ſtimme Reichstagsverſammlung beſeelt war.

Endlich, Nachts um drei Uhr, ſtand General Rautenfeld auf, um ein Detaſchement ruſſiſcher Soldaten in den Saal einrücken zu laſſen, und da that der Landbote Ankwiecz von Krakau, ein eifriger Anhänger Rußlands, den Vorſchlag, dies Schweigen auf eine ſolche Weiſe zu beendigen, daß der Wunſch der Kaiſerin und des Königs von Preußen erfüllt würde, ohne daß einer von den Reichsſtänden und Abgeordneten beſchuldigt werden könnte, ſeine Stimme gegeben zu haben.

Die Verſammlung ſollte nämlich, ohne daß die Sitzung förmlich eröffnet würde, von dem Reichstagsmarſchall Bielinski befragt werden: ob ſie dem Ausſchuß befehlen wolle, den Abtretungsvertrag an Preußen, ohne allen Zuſatz, zu unterzeichnen? Bielinski, gleichfalls ein eifriger Anhänger Rußlands, wiederholte hierauf dieſe Frage dreimal, ohne Zwiſchenraum, und als keine Antwort gegeben ward, erklärte er: „daß das Schweigen als Einwilligung zu betrachten ſey, und daß der Ausſchuß von dem Reichstage Befehl zur Unterſchrift des Vertrages gegeben habe.“

Am 7. September (25. Auguſt a. St.) ward die Unterzeichnung wirklich vollzogen, obgleich noch in der Nacht vorher viele Proteſtationen dagegen übergeben waren. Preußen erhielt dadurch die Stadt Czenſtochow in Kleinpolen, einen Theil von Großpolen nebſt den Städten Thorn und Danzig. Die

preußischen Gränzen erstreckten sich bis an das linke Ufer der Flüsse Pisica und Skierniewka. Rußland bemächtigte sich dagegen der Hälfte von Lithauen und der Wojewodschaften Podolien, Polotsk und Minsk, eines Theils der Wojewodschaft Wilna und der Hälfte der Wojewodschaften Novogrodock, Brzesc und Wolhynien. Für diesen Preis garantirten die beiden Höfe der Republik die wenigen Trümmer, die nach dieser zweiten Theilung noch übrig blieben. Preußen erhielt, nach Bronikowski *), 1061 geviert Meilen, 252 Städte und Städtchen, 8274 Dörfer und 1,136,389 Einwohner; Rußland hingegen bekam durch diese Räuberei (nach Bronikowski) 3,011,688 Einwohner; es gewann also beinahe dreimal so viel, als sein Raubgenosse, und Preußen zog nicht allein bei beiden Theilungen den Kürzern, sondern es verlor auch durch die Zertrümmerung Polens die starke Vormauer, die es gegen seinen mächtigen Nachbar hatte. Daß Preußen jetzt durch die verwandtschaftlichen Verhältnisse seines und des russischen Ménarchen gegen jeden Angriff geschützt sey, mag immerhin richtig seyn, allein diese Verhältnisse sind nicht von ewiger Dauer und es kann leicht einmal der nicht zu wünschende Fall eintreten, daß Preußen für jenes Unrecht schwer wird büßen müssen.

Daß Oesterreich an dieser zweiten Zerstückelung Polens keinen Theil nahm und sie ruhig geschehen ließ, soll seinen Grund in einer Uebereinkunft gehabt haben, zufolge welcher dem Kaiser Elsaß und Lothringen als Ersatz für seinen Antheil an der polnischen Beute zugesichert waren **). Ist dies wirkliche Thatsache, so ist es gleichfalls ein Beweis, wie leichtsinnig die Kabinette über das Schicksal der Völker entscheiden, ohne mit Sicherheit zu wissen: ob die letztern sich ihren Verfügungen unterwerfen wollen und können oder nicht.

---

*) Alexander von Bronikowski, Geschichte von Polen, 4. Bändchen. S. 123.

**) Brougham Précis historique etc. p. 156.

Als der Abtretungsvertrag mit Preußen unterzeichnet war, hofften die Reichsstände, daß der russische Gesandte zu mildern Maßregeln zurückkehren und die vier verhafteten Landboten in Freiheit setzen würde. Die Kanzler mußten ihm daher vorstellen: daß am 6. Julius von dem Könige und den Ständen der gesetzliche Beschluß gefaßt worden sey, daß wegen jeder, gegen irgend ein Mitglied der Reichsversammlung verübten Gewaltthat die Arbeiten des Reichstages bis auf Weiteres eingestellt werden sollten, weßhalb man verlangen müsse, daß die vier verhafteten und fortgeschafften Abgeordneten in Freiheit gesetzt und nach Grodno zurückgebracht würden.

Sievers war aber weit entfernt, dieser gerechten Forderung zu entsprechen; er verwunderte sich gar sehr über dies Verlangen und äusserte, daß jene scheinbare Gewaltthat eine Wohlthat für den Reichstag gewesen sey, indem er irregeleitete Eiferer, die sich wahrscheinlich von böswilligen Menschen hätten aufreizen lassen, entfernt habe.

Alle diese, mit dem Stempel der Tyrannei bezeichneten Handlungen müssen das Gemüth jedes Rechtlichdenkenden empören! Wie konnte von Freiheit des Worts und der Berathungen, wie von einer freien Einwilligung die Rede seyn, da die ganze Reichsversammlung sich in dem Zustande des äussersten Zwanges befand, mit Kanonen und Bajonetten bedroht ward, und da Vermögen und Leben der Willkühr eines Rasenden Preis gegeben waren, der eben so unwürdig, wie seine Gebieterin, die heiligsten Rechte der Menschheit mit Füßen trat? Möge man auch immerhin den Reichstag von Grodno einer zu großen Nachgiebigkeit beschuldigen, so würde wohl unter solchen Umständen keine andere Versammlung viel besser gehandelt haben. Was von Sievers zu erwarten war, wußte man bereits aus Erfahrung, und daß Katharina die Handlungen ihres Dieners oder Schergen nicht allein gut hieß, sondern ihn gewiß dazu beauftragt hatte, das ließ sich von ihrem Charakter erwarten. Wahrlich, die zweite Theilung Polens bleibt ein ewiger Schandfleck in der russischen und preußischen Geschichte! Katharina und Fric-

derich Wilhelm gaben dadurch ein Beispiel despotischer Willkühr und Räuberei, wie man deren selbst unter den rohesten Völkern kaum findet. Politik und Gerechtigkeit sollten immer Hand in Hand gehen. Als Napoleon dem Herzog von Oldenburg sein Land entriß, da schrie man von der Newa bis zur Spree über den heillosen Gewaltstreich des „korsischen Tigers," aber Niemand dachte an die drei polnischen Theilungen, die doch gewiß mit weit empörendern Gräueln verbunden waren, als jene grande mésure des „illegitimen Usurpators."

Am 15. September ward endlich die Targowiczer Konföderation aufgehoben. Schon früher ward erwähnt, daß Sievers ein Feind der Kossakowski's war und dieses, aber nicht die Gerechtigkeitsliebe des russischen Gesandten war es, was ihn bewog, den Grafen Michael Oginski, Tyszkiewicz und Moszynski die Durchsicht der ungerechten Beschlüsse und Anordnungen, welche diese Konföderation erlassen hatte, zu übertragen. Katharina hatte durch die letztere ihr großes Ziel, Polen zu vernichten und den größten Theil desselben unter ihr Joch zu bringen, erreicht, jetzt konnte sie das, ihr überflüßige Werkzeug vernichten, aber das Unheil, was die hochverrätherische Bande über ihr Vaterland verbreitet hatte, konnte nicht mehr vergütet werden.

Um nun auch die letzten Trümmer des unglücklichen Landes gleichfalls dem fremden Scepter zu unterwerfen, ward der Reichstag gezwungen, ein Freundschaftsbündniß mit Rußland zu schließen, welches aber ein förmlicher Unterwerfungsvertrag (pactum subjectionis) war, indem die Verfassung, die auswärtigen Angelegenheiten und das Recht über Krieg und Frieden, auf Verlangen Rußlands, der russischen Herrschaft überlassen wurden. Dies war nun der Todesstoß, den die Selbstständigkeit Polens erhielt, und man kann wohl behaupten, daß durch diesen Vertrag das Königreich Polen schon damals aus der Reihe der Staaten verschwand. Um allen Werken des Grodnoer Reichstages die Krone aufzusetzen, mußte

er durch eine feierliche Erklärung alle Gesetze abschaffen, die von dem konstitutionellen Reichstage gegeben waren, und dagegen alle diejenigen wieder einführen, die vor 1788 gegolten hatten, damit war also das große Werk der gänzlichen Vernichtung alles öffentlichen Glücks vollbracht. Die letzte Sitzung dieses unglücklichen Reichstags am 25. November dauerte die ganze Nacht bis Morgens um sieben Uhr. Alle Mitglieder, wenige Einzelne ausgenommen, waren wie vernichtet, und gingen voll Schmerz und Kummer auseinander. Stanislaus August sah nun, wie großes Elend er seinem Vaterlande bereitet hatte und ahnete vielleicht schon, was noch bevorstand. Tiefer, als irgend ein Anderer gedemüthigt, von nagenden Vorwürfen gemartert, von den Seinigen gehaßt, von den Fremden verachtet, schien er in einigen Stunden mehrere Jahre älter geworden zu seyn. Sein Gesicht war bleich und entstellt und bezeugte deutlich, was in seinem Innern vorging. Selbst diejenigen, welche am stärksten gegen ihn gesprochen hatten, wurden durch seinen Anblick zum Mitleiden gerührt. Als der Reichstag beendigt war, besuchte er den Grafen Michael Oginski auf dessen Gütern, und als der Letztere ihm das Glück schilderte, dessen sich die deutschen Ansiedler dort bis zu jener Zeit erfreut hatten, rief er mit Thränen in den Augen: „Arme Unglückliche, wie wird es euch jetzt ergehen! Wie viel nie zu vergütendes Elend hat doch jene verdammte Konföderation von Targowicz gestiftet! Wie glücklich wäre Polen, wenn es durch die Verfassung vom 3. Mai auf einige Jahre den Vortheil einer guten Verwaltung hätte erlangen können. Allein das ist mein trauriges Schicksal, daß ich immer das Beste meines Volkes wünschte, und ihm immer nur Schlimmes brachte! Ach, warum nahm ich doch diese Dornenkrone an, die schon seit vielen Jahren mein Haupt beugt und mich alle Uebel fühlen läßt, welche mit der Königswürde verbunden sind, ohne mir eine einzige ihrer Annehmlichkeiten zu gewähren. Nein, nur einen frohen Augenblick habe ich während meiner ganzen Regierung erlebt; es war an

jenem Tage, am 3. Mai. Damals glaubte ich, die Vorsehung sey es müde, uns zu strafen, und hätte meine Gebete, so wie das Flehen meiner unglücklichen Landsleute erhört. In jenem Augenblick besaß ich ganz das Vertrauen meiner Unterthanen, und fühlte, daß ich dessen würdig war. Es war der herrlichste Zeitpunkt meines Lebens, dessen Andenken mich bis zum Grabe begleiten wird! Ach, warum war er so kurz? Warum nicht der letzte meines Lebens! Dann wäre ich mit Ehren in meine Gruft gegangen; ich hätte dann, wenn ich gestorben wäre, mein Volk zufrieden mit mir und mein Land glücklich hinterlassen. Jetzt fühle ich es, daß ich zu lange für mich und zu lange für mein Vaterland gelebt habe. Unglückliches Polen, von welchem Schicksal wirst du bedroht, und wie elend ist dein König *)!"

So philosophirte Stanislaus August jetzt, allein es war zu spät! Hätte er früher den weisen Rathschlägen Gehör gegeben, hätte er mehr wahre Liebe für sein Volk und weniger Furcht vor Rußland gehabt, und hätte er besonders mehr Muth und Standhaftigkeit bezeugt, dann würde er nie einen so bittern Kelch haben leeren müssen, als derjenige war, den Katharina ihm reichte; dann würde Polen nicht von raub- und ländersüchtigen Nachbarmächten zerrissen worden seyn; dann würden auch jetzt die Fluthen der Weichsel und des Bug nicht von dem Blute biederer und tapferer Polen geröthet werden! Das glänzende Elend, König zu seyn, hatte ihn verblendet; er glaubte, weil er die Gunstbezeugungen einer Kaiserin genossen hatte, so müßte auch eine Königskrone sein Haupt schmücken, und er fühlte nicht, daß sein Kopf für eine solche Last viel zu schwach war.

Der russische Gesandte Sievers ward bald nach dem Reichstage zu Grodno von seiner Monarchin, bei welcher er in Ungnade gefallen war, abberufen und durch den General Igelström, der zugleich Oberbefehlshaber des russischen Heeres,

*) Daszki a. a. O.

und dabei ein ſtolzer Mann von ſehr hartem, grauſamem Charakter war, erſetzt *). Jetzt zeigte es ſich auch, daß das ſogenannte Freundſchaftsbündniß, welches der Reichstag mit Rußland geſchloſſen, keine freundſchaftlichere Geſinnungen bei dieſer Macht bewirkt hatte, denn Igelſtröms Verfahren war noch weit härter, rauher und gebieteriſcher, als dasjenige ſeines Vorgängers. Sein erſter Befehl, den er dem Könige und dem, vom Grodnoer Reichstage wieder hergeſtellten immerwährenden Rath ertheilte, heiſchte, daß alle Beſchlüſſe oder Sancita, welche die Targowiczer Konföderation erlaſſen und der Reichstag kaſſirt hatte, ſie mochten ſo ungerecht ſeyn, wie ſie wollten, wieder für gültig erklärt werden ſollten. Durch dieſen Befehl ward mithin der immerwährende Rath, der nur zur Oberaufſicht über die Vollziehung der Geſetze beſtellt war, plötzlich über den Reichstag und zu einer ſouveränen und geſetzgebenden Gewalt erhoben, die das, was die Reichsſtände beſchloſſen hatten, wieder vernichten konnte. Bei einer ſolchen gewaltſamen Einmiſchung der ruſſiſchen Miniſter in die innern Angelegenheiten konnte von einem geſicherten Rechtszuſtande der Einwohner, von Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Staats gar nicht die Rede ſeyn, und dennoch prahlte Katharina unaufhörlich mit der Behauptung, daß ſie die Beſchützerin der geſellſchaftlichen Ordnung und Ruhe ſey, gerade wie ihr Enkel Alexander, der auf allen Kongreſſen von Ruhe und Ordnung ſprach, und durch ſeine willkührlichen Einmiſchungen in die innern Ange-

*) Seume (im neunten Bande ſeiner Werke. Leipzig 1827, S. 121 f.) ſchildert den General Igelſtröm, deſſen Adjudant er war, freilich mit mildern Farben; indeſſen gibt er doch zu, daß Igelſtröm ſtreng und heftig geweſen ſey. Daß Seume ihn ſo mild beurtheilte, hatte wohl ſeinen natürlichen Grund in dem Verhältniſſe, in welchem er zu Igelſtröm und deſſen Familie ſtand. Faſt alle Menſchen, die dieſen Miniſter-General perſönlich gekannt haben, ſtimmen jedoch darin überein, daß er ein übermüthiger, tyranniſcher, aufbrauſender Menſch war, der ein Vergnügen daran fand, die ſtrengſten Verhaltungsbefehle, welche ſeine Kaiſerin ihm gab, eher zu verſchärfen, als zu mildern, und daß allzu große Menſchenfreundlichkeit nicht ſeine ſchwache Seite war, wird durch ſein Benehmen in Polen hinlänglich bewieſen.

legenheiten anderer Staaten nichts als Elend und Jammer über die Menschheit verbreitete. Aber nicht das Beßte der Völker, sondern die Befestigung der unbeschränkten Willkühr und die immer weitere Ausdehnung der russischen Selbstherrschaft war der Zweck dieser Einmischungen, denn wie wenig den absoluten Monarchen an dem Glück der Menschheit und an wahrer gesellschaftlicher Ordnung und Ruhe gelegen ist, das sieht man an der Gleichgültigkeit, ja, an der Zufriedenheit, womit sie die Gräuel in Portugal und Spanien betrachten.

Igelström wollte die Polen und besonders die vornehmeren Klassen durch sein rauhes, stolzes und heroisches Benehmen in Furcht und Schrecken setzen, und reizte dadurch ihren Haß und ihre Erbitterung in noch weit stärkerem Grade. Jedes seiner Worte, sagt Oginski, war mit einem wilden Blick und und von einem Ton begleitet, der Zittern erregen sollte. Mit den politischen Anklagen verband er häufig persönliche Vorwürfe und Schimpfreden, und that sich in der Wahl seiner Ausdrücke nicht den mindesten Zwang an. Es war natürlich, daß die Freiheitliebenden stolzen Polen, deren Ehrgefühl durch alle ihnen zugefügte Beleidigungen auf das Tiefste gekränkt war, immer noch nicht die Hoffnung aufgaben, das drückende Joch von dem wunden Nacken zu schütteln. Mehrere vaterländischgesinnte Freunde der Unabhängigkeit erwählten zu Warschau in einer nächtlichen Zusammenkunft den General Kosciuszko zu ihrem Anführer, denn bereits seit dem Jahre 1792, als die Russen zuerst unter dem General Kochowski in die Hauptstadt einrückten, herrschte unter den Einwohnern große Unzufriedenheit und eine dumpfe Gährung. Es bildeten sich geheime Gesellschaften, die an den Straßenecken Aufrufe gegen die Russen anschlugen, wodurch diese sehr beunruhigt wurden. Durch die Gewaltstreiche des Gesandten Sievers und besonders durch die zweite Theilung stieg der Unwille im ganzen Lande immer höher und breitete sich selbst in denjenigen Provinzen aus, die von den Russen und Preußen in Besitz genommen waren. So wachsam auch Igelström's geheime Polizei war,

ſo erhielt ſie doch keine Kunde von der unmittelbaren Verbindung, in welcher die Unzufriedenen mit ihren ausgewanderten Landsleuten ſtanden.

Allein nicht bloß in geheimen Geſellſchaften, ſelbſt in Familien und in öffentlichen Häuſern, wo keine Ruſſen waren, ſprach man laut und ohne Rückhalt ſeine Anſichten aus.

„Wie kann man uns," hieß es, „mit den Franzoſen in eine Klaſſe ſtellen? Sie ſind Feinde des Königthums und wir haben uns als Freunde deſſelben bewieſen, indem wir es durch die Verfaſſung vom 3. Mai zu befeſtigen ſuchten. Wie kann man uns Jakobiner nennen, die wir ja die erblichen Vorrechte des Adels beſtätigten, und ſtatt eines Wahlkönigreichs ein Erbkönigreich einführten? Unſere Grundſätze ſind ja ganz denen der Jakobiner entgegengeſetzt!

Beſonders machte man es dem Geſandten Sievers zum Vorwurf, daß er auf den Landtagen (diétines) Alles aufgeboten habe, um lauter Anhänger Rußlands zu Landboten wählen zu laſſen, und daß er durch gewaltſame Mittel, durch Beſchlagnahme des Vermögens, durch Einkerkerungen und Landesverweiſung diejenigen Abgeordneten, welche nicht dem ruſſiſchen Intereſſe ergeben waren, zum Schweigen gebracht habe.

Dieſe und andere Reden über das deſpotiſche, willkührliche Verfahren der Ruſſen hörte man faſt überall, und zuletzt hielt man auch in Beiſeyn der Ruſſen nicht mehr damit zurück; die Anſchläge an den Straßenecken mehrten ſich täglich; die Schauſpiele auf dem Nationaltheater enthielten unter dem Schein bloßer Poſſen, woran die Ruſſen ſelbſt Vergnügen fanden, witzige Anſpielungen auf die Zeitereigniſſe, die den Patrioten verſtändlich genug waren, aber den Ruſſen entgingen. Im Stillen wurden auch Flugſchriften über die Verfaſſung vom 3. Mai, über den Zuſtand Polens, über die Ausſichten in die Zukunft ausgetheilt, und gerade das Geheimniß gab dieſen Schriften einen noch höhern Reiz.

Die ruſſiſchen Partheigänger und Spione ſetzten freilich den General Igelſtröm von Allem in Kenntniß, was ſie erfuhren und ſchmückten, um deſto reichlicher belohnt zu wer-

den, ihre Nachrichten oft mit einer Menge von Unwahrheiten aus. Der ohnehin argwöhnische Minister ward hiedurch noch übellaunischer und die Verhaftungen mehrten sich mit jedem Tage. Endlich ward Igelström durch einen an sich unbedeutenden Vorfall fast ganz außer Fassung gesetzt. Ein junger Pole hatte nemlich auf der Straße eine Schrift von etwa vierzig Seiten und mit dem Motto: „nil desparandum" — verloren, die ein Polizeidiener gefunden, und dem General gebracht hatte. Der Verfasser dieser Schrift, welcher den ausschweifendsten Revolutionsgrundsätzen huldigte, ergoß sich in bittere Beleidigungen über die Russen, klagte den König von Polen der Feigheit an, und erklärte, daß er alle diejenigen als Vaterlandsverräther betrachten, und für unwürdig halten würde, den Namen Polen zu führen, welche nicht schwören wollten, die in Warschau stehenden Russen und deren Anhänger, so wie auch den König, und Alle, die ihm zugethan wären, umzubringen.

Die Schrift war in französischer Sprache geschrieben, aber Warschau als Druckort benannt. Selbst die eifrigsten Freiheitsfreunde unter den Polen mißbilligten die darin ausgesprochenen Ansichten und glaubten, daß ein Feind der guten Sache diese Schrift vorsätzlich ausgestreut habe, um den Bedrückern Polens neue Vorwände zu verschaffen, das Schicksal der Polen noch mehr zu verschlimmern.

Igelström war sogleich mit der Schrift zum Könige geeilt, der sie zitternd durchlas und fragte: was man dabei thun solle?

Als der General die Unruhe und Aengstlichkeit des Königs sah, mäßigte er seine Heftigkeit und sagte in festem, entschlossenem Ton, daß man die polnische Armee auf 15,000 Mann herabsetzen müsse, wobei er schwor, daß er innerhalb vier und zwanzig Stunden den Verfasser der revolutionären Schrift entdecken, und alle diejenigen verhaften und strenge bestrafen wolle, bei denen man Exemplare derselben finden würde. Allein seine Bemühungen blieben fruchtlos, denn da

seine Drohungen schnell bekannt wurden, so hatte man hinlänglich Zeit, alle Exemplare zu vernichten. Auch der Drucker war nicht auszumitteln, da es sich zeigte, daß man in Warschau keine solche Typen hatte, wie diejenigen, mit denen die Schrift gedruckt worden. Der Verfasser, ein Agent der französischen Jakobiner, Namens Charles Roquet entkam in der Nacht verkleidet aus Warschau, ward aber von dem Madalinski'schen Korps angehalten, und was weiter aus ihm geworden, ist unbekannt.

Dieser Vorfall, veranlaßte den General Igelström dem immerwährenden Rath eine Note zu überreichen, worin er verlangte, daß die Verminderung des polnischen Kriegsheeres bis zum 15. März beendigt seyn solle, und die Ausführung dieses Verlangens zog nachher noch wichtigere für das Schicksal Polens entscheidende Folgen nach sich.

Thaddäus Kosciuszko, der sich zu Leipzig aufhielt, war, wie vorhin erwähnt worden, von den Vaterlandsfreunden in Warschau zum Anführer gewählt, und der Warschauer Verein ließ ihm diese Wahl durch Abgeordnete anzeigen. — Er theilte die Nachricht hievon seinen Freunden Ignaz Potocki, Kollontay, dem Reichstagsmarschall Malachowski, Thaddäus Mostowski und Zajonczek, die sich theils in Dresden, theils in Leipzig befanden, mit. Alle sahen das Gewagte eines solchen Unternehmens ein, allein Kosciusko ließ sich durch die Schwierigkeiten nicht schrecken, sondern reiste mit seinem Freunde Zajonczek bis an die polnische Gränze. Von dort gieng der Letztere in Bauernkleidung nach Warschau, um die Gesinnungen und die Hülfsmittel der Warschauer Verbündeten zu erkunden. Sie waren von vaterländischem Eifer beseelt, aber ihre Hülfsmittel waren unbedeutend. Die Landleute sollten erst in Aufstand gebracht werden, und bei der Armee waren, außer Madalinski und Dzialynski, sehr Wenige, auf die man mit Sicherheit rechnen konnte. Kosciuszko's Anwesenheit in Polen und seine Zusammenkunft mit dem General Wodzicki in der Nähe von Krakau war

bekannt geworden, und einem russischen Obersten Likoszyn verrathen; indessen entgieng er doch glücklich den Nachstellungen seiner Feinde und begab sich nach Italien; Zajonczek aber gab den Warschauern den Rath, nichts zu übereilen und kehrte nach Dresden zurück, um mit Ignaz Potocki, Malachowski und seinen übrigen Landsleuten sich zu berathen.

Das polnische Kriegsheer, dessen ganze Stärke nach der zweiten Theilung sich noch ungefähr auf 50,000 Mann belief, sollte, nach Igelströms Willen, auf 15,000 Mann herabgesetzt werden, und die drohenden und donnernden Befehle, die er in dieser Hinsicht erließ, sollten durchaus bis zum 15. März 1794 zur Ausführung gebracht seyn. Da bei dem ungestümen, hochmüthigen Igelström mit gütlichen Vorstellungen nichts auszurichten war, so befahl der immerwährende Rath dem Chef des Kriegsdepartements, das Heer auf die, von dem Gesandten vorgeschriebene Weise zu verringern, und den Befehlshabern der aufzulösenden Korps die nöthigen Verhaltungsbefehle zu ertheilen.

Der junge General Madaliński, der in der Mitte des Märzmonats mit seinen Truppen in Pultusk, acht Stunden von Warschau stand, widersetzte sich jedoch dem Befehl, seine Brigade aufzulösen, indem er behauptete, die Soldaten hätten seit zwei Monaten keinen Sold bekommen, und er würde sich also selbst Gefahren aussetzen, wenn er das Korps würde auflösen wollen, ehe der Sold bezahlt sey. Der russische Gesandte tobte vor Wuth; er verlangte von dem immerwährenden Rath in Warschau, daß man ihm den Verräther und Rebellen, wie er Madaliński nannte, in Ketten einliefern solle, und befahl, ihm ein Korps polnischer Truppen nachzusenden, um ihn anzugreifen und gefangen zu nehmen. Man stellte ihm aber vor, daß diese Truppen höchst wahrscheinlich selbst zu dem Rebellen und Verräther übergehen würden, und deshalb schickte er den russischen Brigadegeneral Bagreff und den Major Niczaeff mit einigen Schwadronen Reiterei und einem Bataillon Infanterie ab, um ihn zu verfol-

gen, und ihn auf seinem Marsch aufzuhalten. Das wäre vielleicht geglückt, wenn Igelströms Befehle mit derselben Gewandtheit und Schnelligkeit wären ausgeführt worden, die Madalinski aufbot, um sich seinen Verfolgern zu entziehen.

Als er durch Mlawa kam, ließ er durch ein Detaschement, welches er nach Soltau schickte, eine dort befindliche Kasse wegnehmen, die der preußischen Regierung gehörte, und stellte darüber eine Quittung im Namen der Schatzkammer der Republik Polen aus, indem er äußerte, daß Preußen von dem schändlichen Raube, den es an Polen begangen, wohl etwas zurückgeben könne. Darauf marschirte er nach Sierpsk, machte dort am 15. März mehrere preußische Offiziere zu Gefangenen, und drang über Sochaczew und Rawa bis Neu-Miasto vor.

Als Kosciuszko, der aus Italien nach Dresden zurückgekehrt war, von Madalinski's kühner Unternehmung Nachricht erhielt, eilte er gleich nach Krakau, wo so eben 500 Mann Polen unter dem General Wodzicki eingerückt waren, von denen er mit außerordentlichem Jubel und Enthusiasmus empfangen ward, und alle Bewohner der ganzen Gegend strömten Schaarenweise herbei, um ihn als ihren Retter und Befreier zu bewillkommnen.

Am 24. März ward er in Krakau zum Diktator und Oberfeldherrn der Polen ausgerufen, die sämmtlichen Anwesenden leisteten ihm den Eid der Treue, worauf er der Nation gleichfalls den Schwur ablegte, und sein Amt antrat. In dem Konföderationsbeschluß, den man abgefaßt hatte, war festgesetzt, daß die Diktatur erst aufhören sollte, wenn Polen völlig befreit seyn würde; auch sollte der Diktator das Recht haben, einen Nationalrath zu ernennen, dessen Mitglieder seiner Wahl überlassen waren.

In seiner Eigenschaft als Diktator und Oberfeldherr setzte Kosciuszko nun eine Wojewodschaftskommission ein, ernannte einen Kommandanten von Krakau, erließ Aufrufe an das Kriegsheer und die Einwohner bekannt, und ließ in

der Kathedralkirche die Verfassung vom 3. Mai feierlich als künftiges Staatsgrundgesetz verlesen. Auch ward von allen Einwohnern der Wojewodschaft der einstimmige Beschluß gefaßt, daß alle jungen Männer vom achtzehnten bis zum sieben und zwanzigsten Jahre verbunden seyn sollten, sich auf den ersten Ruf des Oberfeldherrn bei dem Heere zu stellen, und die übrigen Bewohner sollten sich gleichfalls sämmtlich bewaffnen, um immer zur Vertheidigung bereit zu seyn.

Hierauf zog Kosciuszko mit einigen tausend Mann regelmäßiger Truppen und einer beträchtlichen Anzahl von Landleuten, die theils mit Sensen, theils mit Piken bewaffnet waren, am 1. April nach der Gegend von Skalmierz, wo er die Russen unter Tormansoff und Denissof erwartete. Sein ganzes Heer betrug, mit Einschluß der Sensen- und Pikenmänner 8000 Mann, und unter ihm befehligten, außer Madalinski, auch Zajonczek und Mangette. Am 4. April hatte er bei Raslawice ein hartnäckiges Gefecht mit dem General Tormansoff, das fünf Stunden dauerte, und worin die Russen 600 Mann an Todten und Verwundeten, zwölf Kanonen, ihre sämmtliche Artillerie und eine Fahne verloren. Der tapfere Oberstlieutenant Pustawalow, der von der ganzen russischen Armee sehr geschätzt ward, blieb auf dem Platz und der Oberst Muromzow gerieth, schwer verwundet, nebst vielen Andern in polnische Gefangenschaft. Dieser übrigens an sich selbst unbedeutende Sieg gab dem Muth der Polen einen noch höheren Schwung und stärkte ihr Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem Heerführer. In dieser Hinsicht ist überhaupt der Ausgang des ersten Treffens in jedem Kriege von großer Wichtigkeit, und wird oft für den ganzen Krieg entscheidend, da er die moralische Kraft des Siegenden in gleichem Maße vermehrt, als er jene des Besiegten vermindert. Ein kleiner Sieg im Anfange ist oft mehr werth, als ein großer, wenn die Krieger bereits durch verlorne Treffen entmuthigt sind. Vielleicht würden die Polen in dem gegenwärtigen Kriege nicht diesen bewundernswürdigen Heldenmuth

entwickeln, wenn ſie in den erſten Gefechten von den Ruſſen wären beſiegt worden.

Igelſtrom ſandte gleich nach jenem, für die Ruſſen ſo unglücklichen Gefecht den Generalmajor Gruſchow mit mehreren Bataillonen und Schwadronen ab, um an der Piliza Poſten zu halten, in Verbindung mit preußiſchen Korps unter dem General Trenk, Kosciuszko's Bewegungen zu beobachten, und ihn zu hindern, über die Piliza zu gehen.

Die Nachricht von den Ereigniſſen in Krakau am 24. März und bei Raßlawitz vom 4. April erfüllte alle Bewohner von Warſchau mit dem größten Enthuſiasmus, zumal da der errungene Sieg durch das Gerücht noch um Vieles vergrößert ward. Kosciuszko ward ſeit dem Tage von Dubienka von allen polniſchen Kriegern faſt vergöttert, von den Bürgern geliebt und verehrt, und war die Hauptſtütze der Hoffnung aller Freunde des Vaterlandes und der Unabhängigkeit. Die Kunde, daß die Soldaten ohne den mindeſten Widerſpruch, dem Oberfeldherrn geſchworen, und daß die Inſurgenten ſich in der Marienkirche zu Krakau durch einen feierlichen Eid verbunden hatten, nie die heilige Sache der Freiheit durch ſo blutige Gräuel zu entweihen, wie gewöhnlich mit gewaltſamen Staatsveränderungen verbunden ſind, ſo wie die Ueberzeugung, daß alle Maßregeln, die man getroffen hatte, mit der größten Klugheit gewählt waren, entfernte jede Aengſtlichkeit, jede Beſorgniß, und erfüllte ſelbſt den Furchtſamſten mit Muth. Hocherfreut waren beſonders die Vaterlandsfreunde, als ſie vernahmen, daß man die Verfaſſung vom 3. Mai angenommen, daß die Urkunde in der Kathedralkirche verleſen worden, und daß alle Anweſenden einſtimmig vor dem Altare gelobt hatten, ſie aufrecht zu erhalten und Blut und Leben dafür zu laſſen.

Unbegränzt war der Enthuſiasmus, der durch alle dieſe Ereigniſſe und Umſtände in Warſchau und im ganzen Lande verbreitet ward, und die harten und ſtrengen Mittel, wodurch Igelſtrom, dem bei der allgemeinen Stimmung nichts Gu-

tes ahnete, diese Gesinnungen zu unterdrücken suchte, steigerten die Erbitterung der ganzen Nation nur noch höher. Er that Alles, um die Polen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme zur Wuth und Verzweiflung zu bringen, allein durchaus nichts, wodurch die Gemüther hätten besänftigt und gewaltsamen Ausbrüchen hätte vorgebeugt werden können.

Kosciuszko hatte von seinem Manifest Abdrücke in Petersburg, Berlin und Wien verbreiten lassen. Die beiden ersten Höfe behandelte er darin mit der verdienten Strenge, allein von dem österreichischen Hofe sprach er auf eine freundschaftliche Weise, und gebot seinem Heere, das kaiserliche Gebiet zu respektiren. Der österreichische Resident zu Warschau läugnete jedoch diese Freundschaftsbeweise öffentlich ab, und beschuldigte Kosciuszko und seine Anhänger der „abscheulichen Grundsätze des französischen Nationalkonvents." Diese Sprache zeigte deutlich, daß der Wiener-Hof, welcher bloß zu der zweiten Theilung seine Zustimmung gegeben hatte, an derjenigen Theil zu nehmen wünschte, die nahe bevorstand *).

Kosciuszko's Heer erhielt täglich neue Verstärkungen, von allen Seiten strömten Menschen herbei, die bereit waren, für die heilige Sache des Vaterlandes und der Freiheit ihr Leben einzusetzen. Dennoch war es ein Riesenkampf, den man, umringt von drei raubgierigen Nachbaren, die nur auf den ihnen gelegenen Augenblick lauerten, um auch die letzten, bis dahin noch verschonten Trümmer unter sich zu vertheilen, gewagt hatte. Im Innern hatte man gegen große, feindliche, mordsüchtige Kriegsheere zu kämpfen, die, gleich ihren Gebietern, alle Völker- und Menschenrechte mit Füßen traten; von Außen war keine Hülfe zu erwarten, denn alle übrigen Nationen Europa's sahen dem ungerechten Raube so gleichgültig zu, als ob hier nicht von Menschen, sondern

*) Precis historique du partage de la Pologne, par M. Brougham. p. 139.

von einer Heerde werthloſer Thiere die Rede geweſen wäre, und als ſolche wurden die Polen von Preußen und Rußland auch wirklich behandelt. Die ruſſiſchen Truppen machten, einer Katharina und eines Igelſtröms durchaus würdig, ſich aller möglichen Gräuel ſchuldig, die nur barbariſche Horden gegen Menſchen begehen können! „Es iſt weder meine Pflicht, noch meine Abſicht, ſagt Seume*), das Betragen der politiſchen Feinde Polens zu rechtfertigen**), ob ich gleich glaube, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, eine hinlänglich gültige Apologie, wenigſtens in Rückſicht des Hauptverfahrens zu machen, da die Prinzipien der Politik und der Völkerverhältniſſe ganz verſchieden ſind von den Prinzipien der innerlichen bürgerlichen Gerechtigkeit, und der Ausgang gezeigt hat, daß Rußland wirklich ſehr viel von Polen zu fürchten hatte. Denn hätte die polniſche Nation vor dreißig Jahren den Muth gehabt, bei glücklichen Konjunkturen ſich aus ihrer alten Anarchie mit ſolcher Energie heraus zu arbeiten, ſo dürfte das politiſche Verhältniß jetzt (nemlich im Jahr 1796, als Seume Jenes ſchrieb) anders ſeyn. Erhaltung und Sicherſtellung ſeines Vaterlandes iſt des Politikers erſtes Geſetz, und wenn dieſes nicht anders beſtehen kann, als auf Koſten Anderer, von denen der Staat zu fürchten hat, ſo iſt ihre Beeinträchtigung keine Ungerechtigkeit; denn die Gefahr abwarten, hieße hier oft ſo viel, als ſich in's Verderben ſtürzen!“ Welcher Grundſatz! Wie kann man, ohne halb wahnſinnig zu ſeyn, ſolche Anſichten aufſtellen! Zu fürchten hat jeder Staat von dem andern; zu fürchten hat jetzt Preußen von Oeſterreich und Oeſterreich von Preußen, Frankreich von England, und dieſes von Frankreich, und wenn ſie auch durch noch ſo innige Freundſchaft für den Augenblick verbunden ſind. Alſo wären alle Staaten immer in dem Fall, einander beeinträchtigen und ſchaden zu müſſen;

*) S. Seume's Werke, Bd. 9. S. 102.

**) Das läßt ſich weder vor dem Richterſtuhl der Vernunft, noch der Menſchlichkeit rechtfertigen.

das würde nothwendig einen allgemeinen und ewig dauernden Völkerkrieg zur Folge haben, dessen Nachtheile weit größer für die Menschheit seyn würden, als alle Vortheile, welche sie durch jene gesellschaftlichen Verbindungen, die wir Staaten nennen, jemals erlangen kann. Es wäre demnach besser, gar keine Staaten zu haben, denn der Stand der Natur, wo jeder Einzelne, wenn er will den Einzelnen bekämpfen kann, würde doch bei Weitem nicht so unheilbringend seyn, als ein ewiger Völkerkrieg, wo immer Massen von vielen Tausenden gegen einander wogen und wüthen und Alles verheeren. Wie ein sonst guter und vernünftiger Mann, wie Seume, dergleichen Ungereimtheiten behaupten konnte, würde man kaum begreifen, wenn er nicht in Igelströms Schule gewesen wäre. Was hatte denn Rußland jemals von Polen zu fürchten? Gar nichts; Preußen und Oesterreich eben so wenig, bloß ihre unersättliche Ländergier, ihre Herrschsucht war der Grund, daß sie eine Nation zerfleischten und zerrissen, die ihnen gegenseitig zur Scheidewand und zur Vormauer hätte dienen können!

Alles Geschwätz dieser drei Höfe, das sie und ihre Gesandten in neuern Zeiten häufig wiederholt haben, um unter einem scheinbaren Vorwande den Völkern die Erfüllung der ihnen gegebenen Verheißungen zu verweigern, ich meine, jenes thörichte Gerede, von jakobinischen und revolutionären Grundsätzen, die angeblich in Polen herrschen sollten und ihren Regierungen gefährlich werden könnten, war niederträchtige Lüge und unverschämte, diplomatische Windbeutelei der Gesandten, womit man eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen eine ganze Nation beschönigen wollte. Hätte man wegen solcher Grundsätze Staaten zerreißen und zerstückeln wollen, so hätte man zu jener Zeit ganz andere Länder wählen müssen, als Polen; das that man aber nicht, weil diese von legitimen Dynastien beherrscht wurden, und weil man die legitimen Herren Brüder und Vettern nicht brodlos machen wollte; man nahm lieber Polen, wo der elende Stanislaus August, der unter Katharina's Schürze von der Gasse auf den Thron

hinauf gekrochen war, als Schattenkönig ſein Weſen trieb, als daß man eine legitime Dynaſtie hätte berauben ſollen.

Welches Aufſchwunges eine hochherzige, aber gemißhandelte, Freiheit und Vaterland liebende Nation ſelbſt bei ſehr geringen Mitteln und bei äußerſt ſchwachen Ausſichten auf glücklichen Erfolg fähig iſt, und welche Kraft ſie dennoch auf eine glänzende Weiſe zu entwickeln vermag, das zeigten die Polen unter Kosciuszko's Leitung!

Igelſtröm, ſtatt ſich an die Spitze ſeiner Ruſſen zu ſtellen und den Polen entgegen zu gehen, kämpfte lieber mit miniſteriellen Noten als mit dem Schwerdt. Er überreichte dem Könige und dem immerwährenden Rath eine drohende Erklärung, in welcher er ſich über das, was in Polen vorgieng, beſchwerte und verlangte, daß alle Theilnehmer an der Inſurrektion für Hochverräther und für Feinde des Vaterlandes erklärt werden ſollten. Der König von Preußen ließ gleichfalls durch ſeinen Geſandten von Buchholz eine Note überreichen und Genugthuung wegen der von Madalinski und ſeinem Korps verübten Ueberſchreitung und Verletzung des preußiſchen Gebiets fordern, und der öſterreichiſche Bevollmächtigte de Caché übergab auch eine Note, in welcher er ſich über die, im Publikum verbreiteten Gerüchte beklagte, wornach ſein Hof den Krakauer Aufſtand nicht allein mit Gleichgültigkeit betrachten, ſondern ſogar mit den Inſurgenten im Einverſtändniſſe ſeyn ſollte. Er widerſprach dieſen Behauptungen auf das Nachdrücklichſte, und erklärte, daß Oeſterreich den Anſichten des preußiſchen und ruſſiſchen Hofes vollkommen beipflichte.

Igelſtröm diktirte die Antworten auf dieſe Noten, und zwar nicht bloß auf die preußiſche und die öſterreichiſche, ſondern auch auf ſeine eigene, und unterm 11. April erließ Stanislaus Auguſt, um dem Befehl des ruſſiſchen Geſandten vollkommen zu genügen, eine Bekanntmachung, worin er den Aufſtand in Krakau auf das Strengſte mißbilligte, die Theilnehmer franzöſiſch-revolutionärer Grundſätze beſchuldigte,

und besonders allen Behörden empfahl, darüber zu wachen, daß keine Aeußerungen gegen die Religion, gegen die Würde des Thrones, die Vorrechte des Adels u. s. w. u. s. w. öffentlich bekannt gemacht würden. Alle Schriften dieser und ähnlicher Tendenz sollten sogleich in Beschlag genommen und dem immerwährenden Rath übergeben werden, damit die Verfasser solcher empörerischer Schriften, nach der Strenge der Gesetze, als öffentliche Ruhestörer bestraft werden könnten. Durch Igelströms rauhe, ungestüme Härte und durch die sklavische Bereitwilligkeit, womit der König und der immerwährende Rath den tyrannischen Machtgeboten des russischen Gesandten entsprachen, wurden die Einwohner Warschau's, die voll Sehnsucht dem Augenblicke entgegenharrten, wo ein allgemeiner Aufstand statt finden würde, auf das Aeußerste gebracht. Allenthalben wurden geheime Zusammenkünfte und Umtriebe, sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen entdeckt, und an einigen Orten hatte man selbst fertige Munition bei den Bürgern gefunden. Verhaftungen und Einkerkerungen mehrten sich daher mit jedem Tage; allein statt die Unzufriedenheit zu ersticken, trieb man sie durch die barbarische Strenge nur noch höher.

Wie groß Igelströms Besorgniß war, und welche Stimmung überall herrschte, beweist der nachstehende von den Polen aufgefangene Brief, den er am 16. April an den Kriegsminister in Petersburg geschrieben hatte, und den der Graf Oginski in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt:

„Die ganze polnische Armee, schreibt er, die ungefähr achtzehntausend Mann stark ist, befindet sich im Aufstand, mit Ausnahme von viertausend Mann, welche die Besatzung von Warschau bilden. Die Konföderationen von Krakau, Sandomir, Lublin, Ehel.n und Wlodimir beruhen ganz auf den Grundsätzen des Jakobinismus. Der Aufstand wird in jedem Augenblick stärker, und sein schnelles Fortschreiten ist furchtbar. Schon erwarte ich, daß die Konföderation von Lublin zurücken wird, und habe keine andere Hoffnung, als auf

Gott und auf die gute Sache meiner Monarchin*). Lithauen wird nicht verfehlen, dem Beispiel der übrigen zu folgen. Ich bitte Sie daher um Gotteswillen, ernstlich zu überlegen, was ich Ihnen melde, denn es ist schlechterdings nothwendig, daß wir uns von diesem Feinde losmachen, ehe wir wieder den Krieg gegen die Türken beginnen. Lassen Sie das Korps des Generals Soltikow anrücken, dann wird Alles bald wieder in Ordnung kommen! Unterdessen kann Suwarow dieses Korps ersetzen, und ich bürge Ihnen dafür, daß innerhalb zwei Monaten in Polen Alles wieder auf denselben Standpunkt zurückgebracht seyn wird, auf welchem es sich vorher befand. Auf die Preußen und Oesterreicher kann man sich nicht verlassen. Gott weiß, was aus ihren für ansehnlich ausgeschriecnen Heeren geworden ist. Die Preußen sind nicht mehr das, was sie unter Friederich II. waren. Es scheint, daß sie sich nur auf die Vertheidigung beschränken. Sie wollen methodisch zu Werke gehen und fürchten Alles! Ja, was noch schlimmer ist, ein Bataillon hat bei ihnen nicht mehr als zweihundert Mann, und eine Schwadron hat fünfzig Reiter. Darnach ermessen Sie selbst die kritische Lage, in welcher ich mich befinde, da ich in einem so weitläuftigen Lande, wo ich Ruhe und Ordnung herstellen soll, und wo meine Truppen immerwährend von Feinden und Spionen umgeben sind, weder von unsern Verbündeten, noch von unsern andern Truppen Hülfe und Beistand erhalten kann.

---

*) Wahrlich, wenn Gott die Sache dieser gräßlichen Monarchin für eine gute Sache hätte anerkennen können, so würde man an seiner Gerechtigkeit, an seiner Weisheit und Güte sehr zweifeln müssen. Daß Gott Katharina's Waffen über die Polen siegen ließ, ist kein Beweis daß er ihre Sache als die rechte und gute anerkannte. Wie mancher abscheuliche Bösewicht, wie mancher Raubmörder überfällt, mordet und beraubt den einsamen, schuldlosen und tugendhaften Wanderer, der nie Jemanden beleidigte. Was war aber die Theilung Polens anders, als ein Raubmord, und zwar ein recht großer abscheulicher Raubmord, nicht an einem Einzelnen, sondern an einer ganzen Nation begangen?

Dieſe letztern ſollten wenigſtens dazu verwendet werden, vor Allem und ehe der Hof noch an irgend etwas anderes denkt, den Ausbruch eines Aufſtandes an unſern Gränzen zu hindern. Vergeſſen Sie mich nicht, und beſchäftigen Sie ſich mit dem Wohl unſers Landes, u. ſ. w."

Igelſtröm.

Dieſe Darſtellung war vollkommen gegründet. Der preußiſche General Graf von Schwerin hatte Igelſtröm zwar Beiſtand verſprochen; allein ſeine Truppen, die er zur Deckung der Gränze gebrauchen mußte, kamen zu langſam an und waren auch zu ſchwach, um im Fall eines allgemeinen Aufſtandes in Polen den Ruſſen einen weſentlichen Beiſtand zu leiſten, denn zu dieſem Zweck blieben den Preußen kaum viertauſend Mann übrig. Wäre Madalinski, als er längs der ſüdpreußiſchen Gränze hinzog, tiefer in die an Preußen neu abgetretenen Provinzen eingedrungen, ſo hätte er, da das Land nur ſo ſchwach beſetzt und die Einwohner von dem glühendſten Haß gegen die Preußen, und von eben ſo heißer Liebe für ihr Vaterland Polen beſeelt waren, leicht einen Schlag ausführen können, der für Preußen und Rußland gleich gefährlich hätte ſeyn und ſchon damals Polen hätte retten können.

Am 16. April gebot Igelſtröm dem immerwährenden Rath, ſich Morgens um acht Uhr zu verſammeln, und ſandte demſelben einige Stunden ſpäter ein Verzeichniß von zwanzig der angeſehenſten Perſonen, mit dem Befehl, dieſelben zu verhaften.

Der Rath ertheilte hierauf dem Kanzler, Fürſten Sulkowski, den Auftrag, dem Geſandten mündliche Vorſtellungen gegen dieſe barbariſche Maßregel zu machen; allein Igelſtröm ward aufgebracht, tobte, ſchimpfte, drohte und verlangte wiederholt, daß ſeinem Befehl gehorcht werden ſollte. Als der Fürſt Sulkowski in den Saal des immerwährenden Raths zurückkehrte, bekam er einen Anfall von Schlag, woran er in

wenigen Tagen starb. Wahrscheinlich war dieser plötzliche Tod eine ganz natürliche Folge der humanen Behandlung, welche der Fürst Sulkowski von Seiten des Mannes erfuhr, den Scume der Welt gerne als ein Muster der höchsten Tugend, Güte und Liebenswürdigkeit geschildert hätte, und der doch nach dem Urtheile Aller, die ihn gekannt haben, ein so stolzer, übermüthiger Barbar war, daß Oginski, so schwer er auch von Sievers beleidigt worden, und so großer Abscheulichkeiten dieser sich auch auf dem Reichstage zu Grodno schuldig machte, Sievers in Hinsicht seines Benehmens und Charakters noch weit erträglicher fand, als den General Igelström.

Unter den Personen, die Igelström verhaften ließ, befanden sich Dzialinski, Wengierski und ein junger Graf Potocki, und durch diese Gefangennehmung ihrer Freunde, so wie durch alle übrigen Ereignisse fühlten die Verbündeten in Warschau sich auf das Kräftigste angetrieben, mit möglichster Schnelligkeit zu handeln. Igelström hatte nur 20,000 Mann in Warschau *), die er zur Hälfte gebrauchte, um die Stadt im Zaume zu halten. Da er von jenen 20,000 Mann den Insurgenten bereits einen beträchtlichen Theil entgegen geschickt hatte, so bat er den preußischen General, Grafen von Schwerin, wiederholt und sehr dringend, mit dem Korps des Generals Denisoff vereinigt gegen Krakau vorzurücken, und ersuchte auch den preußischen General, der in der Gegend von Jakroczyn stand, über die Weichsel zu gehen, und mit seinen Truppen die Dörfer der Umgegend von Warschau zu besetzen. Bei den strengen Maßregeln, die er getroffen hatte, und wodurch er wähnte, Alles in Furcht und Schrecken gesetzt zu haben, besorgte er mehr von dem Andringen Kosciuszko's, als von einem Aufstande in Warschau, wo die größte Ruhe und Stille zu herrschen schien. So eifrig Igelström auch bemüht war, zu verhindern, daß keine ihm nachtheiligen Gerüchte in Warschau verbreitet würden, und so eine wachsame, lauernde Po-

*) Bronikowski a. a. O. S. 120.

lizei ihm auch hülfreiche Hand leistete, um jedes Wort zu erkunden, das über die öffentlichen Ereignisse verlautete, so erhielt man doch durch die Landbewohner von Allem Nachricht, was ausserhalb der Stadt und bei den Insurgenten vorging, und aus seinen eigenen Schritten erkannte man sehr gut die Maßregeln, die er nehmen wollte.

In Warschau befanden sich noch 4000 Mann polnischer Truppen, für deren Treue Igelström ihre Chefs mit ihren Köpfen verantwortlich gemacht hatte, eine Verantwortlichkeit, die leider nachher mit der größten Strenge von ihnen gefordert ward. Dessen ungeachtet und um völlig sicher zu seyn, beschloß er, die polnischen Krieger entwaffnen zu lassen, und theilte seinen Vorsatz dem Kronfeldherr Ozarowski, einem eifrigen Anhänger Rußlands, und dem General Zabiello, Befehlshaber der Lithauer mit. Der 18. April, welcher gerade ein Charfreitag war, ward zur Ausführung bestimmt, weil er voraussetzte, daß an diesem Tage die meisten Menschen in den Kirchen seyn würden, und man sodann keinen Widerstand würde zu besorgen haben.

Er hatte ingeheim die Anordnung getroffen, daß alle Kirchen verschlossen und bewacht, alle Kasernen, das Zeughaus und die Pulvervorräthe von russischen, in polnische Uniformen verkleideten Truppen besetzt und die Polen mit möglichster Schnelligkeit entwaffnet werden sollten.

Ozarowski und Zabiello gaben dem Befehlshaber des Regiments Infanterie der Krone im Geheim den Befehl, die Polen sogleich anzugreifen, wenn sie die geringste Miene machen sollten, sich der Entwaffnung und den übrigen Maßregeln zu widersetzen, und ausserdem wurden sogar die Kosacken befehligt, falls die Polen im Mindesten Widerstand leisten sollten, in den vier Quartieren der Stadt Feuer anzulegen, um hiedurch die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Einwohner von den Soldaten abzuleiten, während der Verwirrung den König fortschaffen und Igelström's Absichten ausführen zu können.

Ein Warschauer Bürger, Namens Kilinski, welcher zu dem Verein der Vaterlandsfreunde gehörte, erhielt jedoch von diesem abscheulichen, mordbrennerischen Vorhaben Kunde, und entdeckte es seinen Mitverbündeten. Alle, die in das Geheimniß der Konföderation eingeweiht waren, versammelten sich bei Kilinski, um sich zu berathschlagen, und da ward der Beschluß gefaßt, weil keine Zeit zu verlieren sey, und Igelström schon den 18. April zur Entwaffnung festgesetzt hatte, ihm zuvorzukommen, und schon am 17., am grünen Donnerstage, den Aufstand ausbrechen zu lassen. Allein es war nicht möglich, in so kurzer Zeit einen Operationsplan zu entwerfen und die nöthigen Befehle an die Truppen und an die Einwohner in Hinsicht ihrer Bewegungen zu ertheilen, und daher überließ man dies ganz der Leitung des Himmels, indem man auf den Enthusiasmus, die Eintracht und den Muth derjenigen rechnete, die handelnd hier auftreten sollten. Die Verzweiflung trieb hier zu einer Unternehmung an, die vom Schicksal begünstigt ward, aber zu einer der kühnsten gehört, die jemals in dieser Art gewagt wurden.

Noch ward von den, bei Kilinski versammelten Verschworenen beschlossen, sich in derselben Nacht mündlich mit den Offizieren der polnischen Besatzung zu vereinbaren, um sich ihrer zu versichern, und mit ihnen vereinigt, das Zeughaus zu besetzen, welches das erste Signal des Aufstandes seyn sollte, welches für die Verschworenen um so wichtiger war, da sie hiedurch nicht allein die Kanonen in ihre Gewalt bekamen, sondern auch alles Uebrige erlangten, was nöthig war, um das Volk zu bewaffnen. An die Spitze des Unternehmens stellten sich meist Offiziere geringern Ranges; der Oberst Haumann vom Regiment Dzialynski war der einzige Stabsoffizier, dem man sich entdeckte *).

Schon am 16. Abends sollen mehr als 50,000 Patronen insgeheim von einer Hand zur andern in der Stadt vertheilt

*) Bronikowski a. a. O. Seume a. a. O. Oginski a. a. O.

worden seyn, allein auf den Straßen herrschte, je näher man dem Ausbruche der Revolution kam, die größte Stille und Ruhe *). Nach drei Uhr Morgens ward eine Bewegung im Zeughause wahrgenommen, und nach vier Uhr verließ ein Detaschement der reitenden Garde oder der Mir'schen Kavallerie seine Kaserne, und machte einen Angriff auf einen russischen Posten, der mit zwei Kanonen nicht weit vom eisernen Gartenthor hinter dem sächsischen Palaste stand. Der Posten feuerte zwei Kanonen auf die Polen ab, allein sie hieben die meisten Leute nieder, vernagelten die Kanonen, schlugen die Räder in Stücke und kehrten in ihre Kaserne zurück, aus der gleich nachher die ganze reitende Garde ausrückte, von welcher zwei Schwadronen nach dem Zeughause und zwei nach dem Pulvermagazin ritten. Das Zeughaus ward geöffnet, die Polen führten ihre zahlreiche, ziemlich gut bediente Artillerie heraus, und es wurden mehrere Kanonen abgefeuert, um die polnischen Truppen zu benachrichtigen, auf ihre Posten zu eilen und sich zu versammeln. Als die Schloßwache abzog, eilte Stanislaus ihrem Befehlshaber Strzalkowski nach und beschwor ihn, zu bleiben; aber Strzalkowski erwiederte: „Nicht der König, sondern das Vaterland ist in Gefahr **)." General Cichocki schickte an das Regiment Dzialynski den Befehl, in die Stadt zu kommen und gegen das Schloß vorzurücken, und dabei rief er aus den Fenstern dem Volke zu: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Auch das Garderegiment der Krone verließ seine Kaserne und eilte nach dem Pulvermagazin, von dort aber begab sich ein Bataillon nach dem Schloß, und das andere nach dem Zeughause. Um zehn Uhr hatten die Polen schon einige russische Offiziere zu Gefangenen gemacht und den Russen mehrere Kanonen genommen, und jetzt ergriff auch das Volk eifriger Parthei. Alles

*) Mémoires trouvés à Berlin sur la revolution de Pologne, par *Pistor*, quartiermaitre-general du général *Igelström*. 1794.

**) Bronikowski a. a. O.

strömte nach dem Arsenal, um Waffen und Munition zu holen, welche an Alle mit Vergnügen ausgetheilt wurden. General Igelström, der sogleich alle seine Leute hatte zusammentrommeln lassen, sandte zu dem Könige, um von ihm Auskunft über das, was vorging, zu fordern; Stanislaus soll ihn hierauf, nach Oginski, dringend haben bitten lassen, sich mit den Russen aus der Stadt zu entfernen, damit Ruhe und Ordnung wieder zurückkehren möchten.

Am 17. April kam in Begleitung eines Trompeters ein preußischer Husarenoffizier, der von dem, in der Nähe von Warschau stehenden General Wolky abgeschickt war, um sich zu erkundigen: ob man die Preußen als Freunde oder Feinde betrachten wolle, und ob man den König Stanislaus August noch als König von Polen anerkenne? Ihm ward zur Antwort: „es habe Niemand die Achtung gegen den König verletzt; man sey ihm noch mit aller Anhänglichkeit zugethan, und man würde die Preußen nicht angreifen, wenn sie sich von der Stadt und von dem Pulvermagazin entfernt hielten." Als gleich nachher sich die polnischen Uhlanen, welche das Letztere bewachten, dem preußischen Lager näherten, sandte der General wieder einen Offizier, den man frei durchließ, und der befehligt war, bei dem Könige von Polen anzufragen: ob jene Uhlanen der Parthei Seiner Majestät angehörten, oder gegen ihn handelten? Stanislaus erwiederte: „Er und seine Nation machten nur Eines aus; sie kennten keine andere Feinde, als die Russen, und er hoffe, daß der preußische General nicht feindlich gegen sie verfahren würde!"

Warum dachte, warum handelte Stanislaus August doch nicht von jeher so, wie er hier sprach? Niemals wäre Polen dann eine Beute fremder, raubgieriger Adler geworden; nie wäre die unglückliche Nation von Preußen, Russen und Oesterreichern unterjocht worden, und weder ein Suwarow, noch ein Diebitsch würde ihre Fluren verheert, ihre

Städte verwüſtet, ihre friedlichen Bürger, ihre ſchuldloſen Frauen und Kinder erwürgt und geſchlachtet haben! Es bedurfte immer wichtiger Ereigniſſe, um den Flügellahmen Geiſt Stanislaus Auguſt's aufzuregen; aber kaum hatte er ſich über ſeine feige Gemeinheit etwas erhoben; kaum war der Anſtoß, der den ſchwachen Aufſchwung bei ihm verurſachte, vorübergegangen, ſo ſank er plötzlich wieder in ſeine vorige Erbärmlichkeit hinab, und jeder gute, vernünftige Entſchluß war vergeſſen. Dies war der König, der aus Katharina's Armen und unter dem Schutz ihrer Bajonette auf Polens Thron hinaufgekrochen war! Unter allen Uebeln, welche die große, ſchreckliche Selbſtherrſcherin an der Newa der polniſchen Nation zufügte, war keines ſo groß, als daß ſie derſelben ihren Liebling Stanislaus Auguſt Poniatowski zum Könige aufdrang; denn er war der Haupturheber aller folgenden, oder vielmehr Hammer und Ambos zugleich, womit Katharina's Hand alles Unglück, das die Polen ſeit ſeiner Thronbeſteigung bis zu dieſem Augenblick betraf, geſchmiedet hat.

Das Gefecht dauerte den ganzen Donnerſtag mit abwechſelndem Glücke. In Igelſtröm's Hauſe befand ſich ein Bataillon, und vier Feldſtücke waren davor aufgefahren; es ward auf das Lebhafteſte angegriffen und vertheidigt, und erſt am folgenden Abend erſtürmt, als die Mannſchaft theils getödtet, theils gefangen genommen war. Es ſey mir erlaubt, eine kurze Schilderung herzuſetzen, die ein geiſtvoller Augenzeuge und Theilnehmer Seume, der in ruſſiſchen Dienſten war, von dieſen Ereigniſſen entwirft: „Eine offene Feldſchlacht," ſagt er *), „iſt nach dem Zeugniß aller alten Offiziere ein Spielwerk gegen eine ſolche Mönchskleppere, wo der ehrliche Kerl aus dem Winkel niedergeſchoſſen wird, ohne einen Feind zu ſehen. Die Schüſſe flogen von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenſtern, über die Mauern, von den Dächern;

*) Seume a. a. O. S. 117 und ferner.

und von unten und oben, und von allen Seiten und überall war Tod, und Niemand zeigte sich. Ungefähr siebenzig Kanonen von verschiedenem Kaliber arbeiteten ohne Aufhören durch die Plätze und Gassen der Stadt; bald drängten die Russen, bald die Polen. Das Rikoschet der Kartätschen rasselte grell von einer Mauer zur andern, und schlug nieder, was die geraden Kugeln nicht fassen konnten. Schon waren die Straßen mit Leichen bestreuet. Man konnte schon deutlich sehen, daß wir (nämlich die Russen) uns unmöglich würden halten können. Die Nacht brach ein; das Postengefecht dauerte fort. An allen Ecken und Plätzen der Stadt arbeitete das Geschütz, und das kleine Gewehr machte von allen Quartieren eine grelle Musik während der Pausen. Die Nacht war furchtbar schön. Der Himmel schien sie gemacht zu haben, um den Menschen Spielraum zu ihrer Thorheit zu geben; mit glänzender Ruhe blickte der Mond auf den Wahnsinn der Elenden herab. Die beiden Abende werden lange, vielleicht immer ihr Bild in meiner Seele lassen; es ist groß und schrecklich. Der ferne und nahe Donner der Stücke, der sich fürchterlich dumpf durch die Straßen brach, das Gekletter der kleinen Gewehre, der hohle Ton der Lärmtrommeln, der Todtenlaut der Sturmglocken, das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Hunde, das Hurrahgeschrei der Revolutionäre, das Klirren ihrer Säbel, das matte Aechzen der Verwundeten und Sterbenden: nehmen Sie dieses Alles in der tiefen, hellen, herrlichen Mitternacht, und vollenden Sie das Gemälde nach Ihrem eigenen Gefühl. Ich vergaß unter der Größe des meinigen der Gefahr, und freuete mich einige Augenblicke, bei der schaurigen Scene gegenwärtig zu seyn. Schon den Donnerstag Nachmittag waren die Polen in das Hintergebäude des Igelström'schen Palastes, wo der Ingenieurgeneral von Suchteln stand, einmal eingedrungen, und hatten aus demselben alle Hofzimmer, unter denen die Gesandtschaftskanzlei war, mit ihren Kugelbüchsen zerschossen, wurden aber nach einer Stunde wieder daraus vertrieben. Von allen Seiten wurde der Palast gedrängt, und

schon gegen fünf Uhr Abends das hintere Thor, welches die Polen mit Gewalt zu erbrechen suchten, verrammelt, und der Thorweg mit todten Pferden vollgeführt. Zu verwundern war es, daß nichts Feuer fing, indem das Schießen von beiden Seiten so heftig war, daß man vor Dampf keine Hand breit im Hofe sehen konnte. In der Nacht selbst gab der General die Hoffnung auf, sich länger halten zu können. Die Zeit eines glücklichen Rückzugs war verstrichen, und nun dachte man bloß auf Rettung. Der General schickte verschiedene Offiziere als Kouriere zu dem damaligen Brigadier Mokranowski, der an der Spitze der Revolutionäre stand, um wegen des Auszugs zu unterhandeln; aber keiner kam zurück. — — Endlich schaffte sich der General Igelström mit ungefähr vierhundert Mann, nachdem er sich im engsten Gedränge noch bis den Freitag Nachmittag geschlagen hatte, mit Gewalt einen Ausweg nach Pavensk."

„Man schildert," sagt Seume etwas weiterhin, „das Verfahren des Generals Igelström als durchaus unerträglich und eigenmächtig; ich weiß aber gewiß, daß die Monarchin bis zur letzten Stunde Alles gebilligt hat, also konnte er nichts eigenmächtig vorgenommen, nichts über, wenigstens nichts wider seine Instruktion gethan haben." Wahrlich, ein schreckliches Zeugniß für diese Monarchin; allein wer konnte die Wahrheit desselben wohl bezweifeln? Katharina, die in einem Alter, wo die sanfte Seele des Weibes vor jedem, schuldiger oder unschuldiger Weise vergossenen Tropfen Menschenblut zurückschaudert, über den Leichnam ihres ermordeten Gemahls den geraubten Thron bestieg; sie, die ihre unglückliche, schuldlose Verwandte, die Tochter ihrer Wohlthäterin der Kaiserin Elisabeth dem gräßlichsten Tode überlieferte; sie, auf deren ausdrücklichen Befehl der Prinz Iwan, der eigentliche und rechtmäßige Thronfolger, welcher schon als Säugling in den finstern Kerker wandern mußte, und nie sein Gefängniß verlassen hatte, auf das Grausamste ermordet wurde; sie, die so

viel Menſchenblut vergießen, ſo viele blühende Länder und Städte verwüſten ließ, um ihre unerſättliche Herrſchgier und und ihren Ehrgeiz zu befriedigen, war keiner Unthat abhold, ſie bebte, wenn es darauf ankam, ihre ungeheuren Entwürfe auszuführen, vor keinem Verbrechen, und wäre es noch ſo abſcheulich geweſen, zurück, denn auch der letzte Funke von Menſchengefühl war in ihrer kalten, eiſernen Bruſt erſtorben! Wäre Seume alſo auch kein ſo unverwerflicher Zeuge, wie er wirklich iſt, da er ein Mann war, der nie vorſätzlich einer Unwahrheit ſich ſchuldig machte, als Vertrauter des Generals Igelſtröm von Allem ſehr gut unterrichtet ſeyn konnte, und deßhalb vollkommenen Glauben verdient; ſo ließe ſich bei Katharina's Karakter und Handlungsweiſe doch mit Sicherheit vorausſetzen, daß der General Igelſtröm zu allen Abſcheulichkeiten, die er in Polen verübte, und durch ſeine ruſſiſchen Mordbrenner-, Mörder- und Räuberhorden verüben ließ, von Katharina beauftragt war. Wer wird es unter dieſen Umſtänden noch wagen dürfen, dieſer Fürſtin das Wort zu reden? Sie gehört der Geſchichte an, ihre Nachkommen kümmern uns für den Augenblick nichts; aber ſie müſſen ſchweigen, und die Geſchichte ihr Richteramt verwalten laſſen, wenn ſie nicht dereinſt, gleich Katharina, von der Weltgeſchichte verdammt ſeyn wollen!

Welch' ein furchtbares Unglück wäre es geweſen, wenn Igelſtröms Vorhaben nicht bekannt geworden, und wenn der Aufſtand nicht ſchon am grünen Donnerſtage zum Ausbruche gekommen wäre! Igelſtröm hatte, wie ich früher erwähnte, befohlen, daß die Koſacken bei dem mindeſten Widerſtande, den die Polen ihrer Entwaffnung und der Wegnahme des Zeughauſes und der Pulvermagazine entgegen ſetzen würden, alle vier Quartiere der Stadt in Brand ſtecken ſollten. Es war mit Beſtimmtheit vorauszuſehen, daß die Polen, beſeelt vom Nationalſtolz, von glühendem Haß und tiefer Verachtung gegen die Ruſſen, ſich jenen Maßregeln kräftig widerſetzen würden, und bereits lange vorher hatte man Alles

vorbereitet, um es mit Erfolg thun zu können. Man hatte nemlich in dem Zeughause insgeheim nach allen Gegenden hin verdeckte Schießscharten angebracht, wovon nur die Entschlossensten und Getreuesten unterrichtet waren *). Hätte man also die Truppen entwaffnen wollen, so würden jene Vertrauten Alles nach dem Arsenal hingezogen haben, wo wenigstens fünfzig Kanonen nach allen Seiten hätten spielen können. — Widerstand war folglich so gut wie gewiß! Ferner hatte Igelström befohlen, am Charfreitage, wo die Entwaffnung vollzogen werden sollte, und wo sich die meisten Menschen in den Kirchen befanden, dieselben darin zu verschließen und zu bewachen! Nun denke man sich einmal den Fall, Igelströms Vorhaben wäre verschwiegen geblieben; man hätte die Polen am Charfreitage entwaffnen wollen, sie hätten sich, wie sie gewiß gethan haben würden, dieser Maßregel widersetzt und die Kosacken, ihrem Auftrage getreu und von Plünderungssucht angereizt, hätten darauf in allen vier Stadtvierteln Feuer angelegt, ja, vielleicht noch mehr angelegt, als nöthig war, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Einwohner von den Soldaten abzulenken und auf die Rettung ihrer Habe und ihrer Familien zu richten! Wer hätte retten sollen? Die meisten Einwohner verschlossen in den Kirchen, die polnischen Soldaten mit den Russen im Kampf, Frauen, Kinder, Kranke und wehrlose Greise in den Häusern, und der Raubsucht einer mörderischen Rotte von Kosacken Preis gegeben, die auch des Säuglings am Busen der Mutter nicht schonen; hätte nicht unter solchen Umständen ganz Warschau beinahe 100,000 Menschen ein Raub der Flammen werden müssen? Wie ein Feuermeer würde sich die Glut über die Menge der hölzernen Häuser, mit Blitzesschnelle ergossen und Alles, ja vielleicht den Mordbrenner Igelström mit seinen moscowitischen Diebs- und Räuberbanden selbst verschlungen haben, da Niemand dem Brande hätte Einhalt

*) Strume a. a. O.

thun können. Freilich, an diesen wäre das Wenigste gelegen gewesen; die große Selbstherrscherin an der Newa hätte sie durch Andere ersetzen können! Aber muß schon ein so satanischer Vorsatz das Gefühl jedes Menschen empören; was würde nicht die Ausführung desselben gethan haben! Würde nicht die ganze gebildete Menschheit, würden nicht Mit- und Nachwelt den Urheber einer solchen Abscheulichkeit und die Monarchin, welche sie gebieten oder doch gutheißen und billigen konnte, mit ihren Flüchen bedeckt, und sich mit Schauder und Entsetzen von ihrem Andenken hinweggewandt haben?

Den militärischen Berichten, welche man unter den Papieren des Generals Igelström fand, zufolge, betrug die russische Besatzung 7948 Mann*); von diesen blieben in den beiden Revolutionstagen 2265 und 122 wurden verwundet. Gefangene machten die Polen 61 Offiziere, unter denen auch der General Suchteln war, und 1764 Gemeine, mit Einschluß derer, die bis zum 1. Mai in der Nähe von Warschau den Polen in die Hände fielen. Unter den Todten befanden sich mehrere vornehme russische Officiere, namentlich der Generalmajor Tischow von der Artillerie, der Oberst, Fürst Gagarin vom Simbirskischen, der Oberst Parventiew vom Kijowschen Grenadierregiment, und der Generaladjudant, Major Igelström, ein Neffe des Generals, der seinen verdienten Lohn nicht empfieng, sondern sich zu den Preußen rettete.

In seinem Gesandtschaftsarchiv fand man die Briefwechsel und die Papiere, welche auf seine Verbindungen mit mehreren Polen Bezug hatten, und deren man sich jetzt als Be-

*) Ich gab vorhin, Bronikowski folgend, die Stärke der damaligen Besatzung von Warschau auf 10.000 Mann an. Diese Zahl steht blos in scheinbarem Widerspruch mit der obigen, aus Ogiński's Mémoires sur la Pologne etc. genommenen. Igelström hatte nemlich 8000 Mann Russen gegen die Insurgenten detaschirt, und die Zahl des in Warschau befindlichen polnischen Militärs, welches Bronikowski mustrechart, betrug 1600 Mann, also war die ganze Besatzung eigentlich an 10.000 Mann stark, mit Einschluß der Polen.

lege zu den Anklagen gegen diejenigen bediente, die dadurch bloß gestellt waren, und mehr als einmal in Gefahr standen, als Opfer der Volkswuth zu fallen. Zufolge jener gegen sie erhaltenen Beweise ward, nach kurzer Untersuchung, das Todesurtheil über sie ausgesprochen, und an ihnen vollzogen. — Der Bischof Kossakowski, der so viel Unheil über Polen verbreitet hatte, Ankwicz, der Präsident des immerwährenden Raths (conseil permanent), ehemaliger Landbote von Krakau, dessen wir schon früher erwähnt haben, Ozarowski und Zabiello mußten ihren Vaterlandsverrath und ihre Anhänglichkeit an Rußland am Galgen büßen. Simon Kossakowski, Bruder des eben genannten Bischofs, der sich einst Kronfeldherrn von Litthauen durch den Willen der Nation nannte, und, gleich seinem Bruder und den übrigen Häuptern der Targowiczer Konföderation, eine Menge von Missethaten und Ungerechtigkeiten verübt hatte, ward zu Wilno gehangen, wo zu gleicher Zeit, unter der Anführung des Generals Jasinski, ein Aufstand ausgebrochen und viele Russen getödtet und gefangen genommen waren. Die Verhafteten Wengierski und Potocki wurden in einem Keller des Igelström'schen Pallastes gefunden und befreiet.

Am 17. April Abends rief das Volk den General Mokranowski, der in dem Feldzuge von 1792 so tapfer für Freiheit und Vaterland gefochten hatte, und den vormaligen Stadtpräsidenten Zackrzewski, der mit vieler Aufopferung dieses ihm vom konstitutionellen Reichstage übertragene Amt, zum Besten des Ganzen, verwaltet hatte, zum Stadtpräsidenten aus. Besonders war Zackrzewski sehr eifrig bemüht gewesen, die Wiederherstellung der Verfassung vom 3. Mai, die Nichtigkeitserklärung der Beschlüsse der Targowiczer Konföderation, die Aufhebung des letzten Abtretungsvertrags und die Fortschaffung der fremden Kriegsheere aus den Gränzen der Republik zu bewirken.

Nachdem die, während des Aufstandes in der Stadt ausgebrochene Feuersbrunst gelöscht war, und man die Nachricht

von dem Rückzuge der Preußen und Russen erhalten hatte, ordneten Mokranowski und Zakrzewski eine provisorische Regierung an, die aus acht Edelleuten und sechs Bürgern bestehen sollte, und sie selbst erklärten sich für Mitglieder derselben. Hierauf ward die Konföderationsakte von Krakau förmlich angenommen, und eine Deputation an den König gesandt, die ihn der Ehrerbietung und Ergebenheit der neuen Regierung versichern, aber ihm zugleich anzeigen mußte, daß man nur den Befehlen des Generals Kosciuszko unbedingt gehorchen könne, und ihn, den König ersuche, die Schritte der Nation zu begünstigen und Warschau nicht zu verlassen.

Stanislaus August antwortete: „er sey gar nicht gesonnen, sich aus der Hauptstadt zu entfernen; er sey sehr erfreut über die Beweise von Ehrerbietung und Anhänglichkeit, die man ihm darbringe; Niemand als er könne inniger das Glück der polnischen Nation wünschen, das mit dem seinigen unzertrennlich verbunden sey; er habe immer dem Verlangen der Mehrzahl entsprochen, und da er heute zum ersten Mal, in seinem leiden- und kummervollen Leben die ganze Nation einstimmig sähe, so scheine ihm dieß ein gutes Zeichen für die Zukunft zu seyn, er wolle hoffen, daß das Unternehmen von glücklichen Folgen für das Vaterland seyn möge, und den Polen nur anempfehlen, durch ihre Handlungen doch ja darzuthun, daß sie Religion, Eigenthum, Unterschied der Stände und Thron in Ehren hielten!“ Nach dieser langen Glückwünschungs- und Ermahnungsrede forderte Stanislaus eine Schutzwache für den preußischen Minister Buchholz, der jetzt nichts sehnlicher wünschte, als mit heiler Haut in das Lager seiner Landsleute zu kommen.

Die Regierung ließ ihm daher durch eine zweite Deputation anzeigen: daß man, um einen Beweis von Achtung gegen die Religion zu geben, am folgenden Morgen nach der Messe, ein feierliches „Herr Gott, dich loben wir“ singen; — daß an eben diesem Tage die Ordensritter ihre Ehrenzeichen

wieder anlegen, und daß man angelegentlichst mit der Polizei und mit der Anschaffung von Lebensmitteln für Warschau sich beschäftigen werde. Hinsichtlich des preußischen Gesandten müsse man bedauern, ihm augenblicklich keine Bedeckung geben zu können, die hinreichend seyn würde, ihn gegen den Unwillen des Volks zu schützen, und man thäte deßhalb den Vorschlag, Herr von Buchholz möchte seine Abreise noch um einige Tage aufschieben, da man ihm sodann eine diesem Zwecke entsprechende Schutzwache geben würde.

Die Besorgnisse des Regentschaftsraths wegen der Volksrache gegen den preußischen Gesandten waren gewiß nicht ungegründet, denn das Volk war im höchsten Grade aufgeregt; indessen ward er so wenig, wie der östreichische Geschäftsträger de Caché an den Tagen vom 17. und 18. April im Mindesten beunruhigt, und sowohl diese beiden Diplomaten, wie der schwedische Gesandte, Baron von Toll, versicherten den Grafen Oginski einstimmig: daß sie die Erbitterung, mit der man gegen die Russen gekämpft habe, abgerechnet, nie ein gutmüthigeres, lenksameres Volk gesehen hätten, als das Warschauer.

Es ist bemerkenswerth, das man das letztere zwar nicht hatte verhindern können, in Igelström's Pallast, dessen Besitznahme beiden Theilen sehr viel Menschenblut kostete, zu plündern; daß aber drei Tage nachher, zufolge einer Aufforderung des Präsidenten der provisorischen Regierung Ignaz Potocki, eine Summe von 95,000 Dukaten, die man in der Kasse des Ministers gefunden hatte, und so auch alle weggenommenen Bankzettel zurückgegeben wurden *). In Paris, Brüssel, Braunschweig, Dresden und Warschau hat man in unsern Tagen ähnliche Züge von Rechtlichkeit, selbst unter den

*) Oginski a. a. O. Seume gibt demnach den Verlust des Generals Igelström auf 50.000 Dukaten an; wären diese 95.000 Dukaten nicht zurückgegeben worden, so hätte Seume den Verlust dreimal so hoch angeben müssen. Wahrscheinlich bestand der Schaden von 50.000 Dukaten, den Igelström erlitt, in der Vernichtung seines Hauses und seines Hausgeräths.

niedern und armen Volksklassen erlebt, und dieß ist nicht auffallend, denn große Ereignisse, an denen der Mensch thätigen Antheil nimmt, erheben ihn über sich selbst und lassen ihn nicht zu der Gemeinheit und Schlechtigkeit hinabsinken, wozu er vielleicht im gewöhnlichen Leben fähig wäre.

So hatte auch ein Soldat vom Regiment Dzialinski tausend Dukaten gefunden; er brachte sie dem öffentlichen Schatz und schlug jede Belohnung, die man ihm dafür anbot, aus. Nur mit Mühe konnte man ihn bereden, einen Dukaten anzunehmen, indem er versicherte, daß er hinlänglich durch das Vergnügen belohnt werde, seinem Vaterlande zu dienen und seine Pflicht zu erfüllen.

Daß man in Tyrannen- und Sklavenländern, wie Rußland, die Türkei, Marocco und ähnliche sind, keine Handlungen der Art findet, ist ganz natürlich; wo der Mensch immer unter der Knute des Despotismus steht, wo der Kantschu und die gröbsten sinnlichen Bedürfnisse die einzigen Triebfedern aller seiner Handlungen und Bewegungen sind, da kann sich die Seele zu nichts Gutem und Edlem erheben; raubt dem Menschen seine Freiheit, sagt ein großer Dichter, dann habt ihr ihm seine Tugend geraubt.

Und darum sollte auch jeder rechtliche Mann, dem Menschenwürde und Sittlichkeit nicht leere Töne sind, in unserer großen und tiefbewegten Zeit alle Kräfte seines Geistes, seines Leibes und seines Vermögens aufbieten, um dem schrankenlosen Zwingherrnthum und dem teuflischen Streben der absoluten Willkühr ein Ziel zu setzen!

Doch — wir kehren nach Warschau zurück!

Das Te Deum, welches die zweite Deputation dem Könige Stanislaus am Sonnabend verheißen hatte, ward am folgenden Tage, am Osterfeste, gesungen! Dieser Lobgesang, den die großen Parforcejäger des Menschengeschlechts zum Preise oder vielmehr zur Lästerung des besten und gütigsten Wesens anstimmen lassen, wenn sie blühende Länder verwüstet, freie Völker unterjocht, und viele tausend Menschen niedergemetzelt

haben, konnte wohl nach keinem Blutbade mit größerm Rechte in einem christlichen Tempel gesungen werden, als nach demjenigen, welches am grünen Donnerstage und Charfreitage zu Warschau statt fand. Mochte es in der Folge immerhin scheinen, daß der, über die Russen errungene Sieg ohne wohlthätige Folgen für Polen geblieben sey, so war doch Warschau dadurch von einem schrecklichen Untergange gerettet und eine große, kühne That vollbracht, deren Erinnerung noch jetzt jeden Polen mit edlem Stolz und mit hoher Begeisterung für Freiheit und Vaterland erfüllen muß! Der König, sein ganzer Hofstaat und die Ritter, welche aufs Neue mit ihren, im Kriege von 1792 erworbenen Ehrenzeichen bekleidet waren, wohnten dieser Feierlichkeit bei, und der preußische Gesandte Buchholz, der durch die Ereignisse der letzten Tage ziemlich kleinlaut geworden war, und es nicht rathsam fand, länger in Warschau zu weilen, wo er sich durch seinen frechen Uebermuth fast eben so viele Feinde zugezogen hatte, wie Igelström, erhielt gleich darauf eine Sicherheitswache, die ihn zu dem General Wolki geleiten mußte, der auf sein Verlangen sich aus der Gegend von Warschau zurückgezogen hatte.

Semme erzählt, daß am ersten Ostertage achtzig russische Gefangene von dem Volke niedergemetzelt wurden. Wer war aber Schuld an dieser Metzelei? Das Volk? Gewiß nicht, sondern Niemand anders, als die Russen und ihre herrschsüchtige Despotin, die durch vorhergegangene Bedrückungen und Ungerechtigkeiten das Volk in jenen Zustand von Wuth versetzt hatten, wo es seiner selbst nicht mehr mächtig war. So hat man auch der französischen Revolution den Vorwurf gemacht, daß sie von so vielen und schrecklichen Gräueln begleitet gewesen sey. Aber was war die Ursache dieser Gräuel? Nicht das Streben nach Freiheit und nach Wiedererlangung der heiligsten Rechte des Menschen, sondern jener schändliche Despotismus des Hofs, des Adels und der Pfaffen, der so viele Jahrhunderte lang alle Freiheit und alle Rechte der Menschen mit Füßen getreten hatte; das war die Ursache der ersten französischen Revolution

und aller der Gräuel, die sie begleiteten! Hätte man die Rechte der Menschen geachtet, so würde nie eine französische Revolution statt gefunden haben; die Namen Robespierre, Marat, Carrier und andere, welche die späteste Nachwelt mit Schauder und Entsetzen nennen wird, würden der Weltgeschichte ein ewiges Geheimniß geblieben seyn; kein Ludwig XVI. und keine Maria Antoinette hätten das Blutgerüst besteigen müssen; kein Napoleon würde die alten wurmstichigen Throne Europa's zerschmettert und umgestürzt und neue aufgerichtet haben, und kein Karl X. hätte, mit Fluch und Schande bedeckt, nach Holy Rood wandern dürfen! Der Despotismus ist die Wurzel alles politischen Uebels; die Ursache aller demagogischen Umtriebe, Verschwörungen und Revolutionen. Verbannt den Despotismus, Ihr Fürsten, und sucht Euch der Liebe und Achtung Eurer Völker würdig zu machen; dann werdet Ihr füglich alle Leibgarden, alle Censuren, geheime Polizeien, Centraluntersuchungskommissionen und dergleichen Anstalten entbehren können! Wollt Ihr aber nach jenem mitternächtlichen System der unbegränzten Willkühr herrschen, dann werden auch die stärksten, kraftvollsten Mittel Eure Throne nicht sichern können. Sie werden zusammen stürzen, und wenn auch gleich Millionen Bajonette und eben so viele Pfaffen und Mönche zu ihrem Schutze bereit wären.

Oginski, der, obgleich ein Pole, doch sehr unpartheiisch ist, berichtet in seinen Denkwürdigkeiten nichts von den achtzig gefangenen Russen, die nach Seume's Erzählung von dem Volke am 24. April niedergemetzelt worden seyn sollen, sondern er bemerkt bloß, daß die provisorische Regierung am 20. April beschlossen habe, das Volk zu entwaffnen, um allen Widerwärtigkeiten vorzubeugen. Vielleicht ward Seume durch falsche Nachrichten getäuscht, denn als Gefangener im Schlosse konnte er sich unmöglich nach der Wahrheit erkundigen.

Schon am 20. April gebot auch die Regierung den Einwohnern, die aus dem Zeughause empfangenen Waffen abzuliefern, und weil der Regentschaftsrath besorgte, daß unruhige

Menschen sich zu Ausschweifungen möchten verleiten lassen, so ward die Veranstaltung getroffen, daß diejenigen, welche hiezu geneigt seyn könnten, bei den Vorposten angestellt wurden. Zugleich ward verordnet, daß Niemand, der nicht im Kriegsdienste war, mit Säbel und Feuergewehr auf den Straßen erscheinen, und daß Alle, die unter dem Vorwande, Strafbare aufzusuchen, in Privathäuser eindringen würden, als Verbrecher bestraft werden sollten.

Diese Verfügungen, so wie die Krakauer Konföderationsakte und Kosciuszko's Aufrufe und Bekanntmachungen beweisen deutlich genug, daß die polnische Revolution nicht von jakobinischen Grundsätzen ausging, und daß man hinlängliche Vorkehrungen traf, um alle Gesetzlosigkeit und alle Unordnungen, die den Einwohnern und den benachbarten Staaten hätten gefährlich werden können, zu verhüten.

Igelström hatte endlich seine Truppen, ungefähr siebentausend Mann, gesammelt, und stand bei Lowicz, wo er die Nachricht erhielt, daß der König von Preußen in wenigen Tagen ankommen und den Oberbefehl über sein Heer selbst übernehmen würde. Er befahl daher dem General Denissoff, der zu Szczekociny ein Lager bezogen, und den zu Zarnowiec stehenden Preußen sich angeschlossen hatte, allen Bewegungen des Königs zu folgen. Drei Tage nach der Ankunft des Letztern rückte Kosciuszko mit fünfzehn bis sechszehntausend Mann Linientruppen und zehntausend, mit Piken und Sensen bewaffneten Bauern gegen Szczekociny vor, griff am 5. Junius die russischen Vorposten an, und trieb sie zurück, schlechte Wege und der Eintritt der Nacht verhinderten ihn jedoch, seine Vortheile weiter zu verfolgen, und beide Heere blieben die Nacht über unter den Waffen. Als aber bei Anbruch des Tages die Polen den Russen aufs Neue entgegengingen, wurden sie plötzlich auf ihrem linken Flügel von den Preußen angegriffen, die sie hier gar nicht erwartet hatten, und waren dem ganzen Artilleriefeuer derselben ausgesetzt, ohne selbst mit hinreichender Artillerie versehen zu seyn. Die Preußen und Russen, an

deren Spitze der König von Preußen sich selbst befand, waren an Mannszahl zweimal stärker, als die Polen; allein diese kämpften mit gewohnter Tapferkeit, durchbrachen an mehreren Stellen das russische Heer, und zwangen den linken Flügel der Preußen zum Rückzuge. Kosciuszko fand es indessen nicht gerathen, seine Streitkräfte gegen eine so große Uebermacht weiter aufs Spiel zu setzen, sondern zog sich mit einem Verlust von tausend Mann und acht Kanonen zurück, um sich Warschau zu nähern, noch mehrere Truppen zu sammeln, und die Hauptstadt gegen die andringenden Feinde zu schützen. Unter den gebliebenen Polen befanden sich die Generale Grochowski und Wodzicki, aber auch von den Russen war ein General geblieben, und mehrere Offiziere waren verwundet. Die Nachrichten von diesem Treffen machten in Warschau einen sehr widrigen Eindruck, den die Anhänger Rußlands und Preußens nach Möglichkeit benutzten, um das Volk zu entmuthigen. Man suchte allerlei Gerüchte von Verrath und von pflichtwidrigem Betragen mehrerer höhern Offiziere auszusprengen, die um so leichter Glauben fanden, da es dem Nationalstolz der Polen ganz unbegreiflich war, wie ihre so tapfern Landsleute unter der Anführung des siegreichen, für unüberwindlich gehaltenen Kosciuszko eine solche Niederlage hätten erleiden können, denn auf die unbedeutende Anzahl von Kanonen des polnischen, und auf die furchtbare Artillerie des preußischen Heeres, so wie auf die zweimal größere Mannszahl der Russen und Preußen ward gar keine Rücksicht genommen! Hiezu kam noch, daß die Feinde der Revolution alles Mögliche aufboten, den Muth der Vaterlandsfreunde niederzuschlagen, und unter dem Volke Mißtrauen und Argwohn gegen die Anführer der Truppen zu verbreiten.

Um dieser höchst nachtheiligen Stimmung kraftvoll entgegen zu wirken, das Selbstvertrauen der Nation wieder zu stärken und den Vaterlandssinn aufs Neue zu beleben, erließ die provisorische Regierung oder der Regentschaftsrath unterm 12. Junius 1794 eine förmliche, von dem Präsidenten Ignaz

Potocki unterzeichnete Kriegserklärung gegen Preußen, die unter Trompetenschall bekannt gemacht wurde, und durch ihren muthvollen, begeisterten und energischen Styl vollkommen dazu geeignet war, den gesunkenen Muth der Nation wieder zu erheben. In politischer Hinsicht konnte übrigens durch dies Manifest nichts mehr verdorben werden, denn faktisch war der Krieg durch die, von Preußen erzwungene, Abtretung und durch die neuerlichen Angriffe ja bereits eröffnet worden, und an gütliche Beilegung war unter den gegenwärtigen Umständen gar nicht zu denken.

Auch Kosciuszko hatte schon am 10. Junius aus seinem Lager bei Kielce einen Tagsbefehl erlassen, worin er verkündete, daß, da sich die Preußen mit den Russen verbunden hätten, um gegen die Polen zu kämpfen, und da sie die Gränzen überschritten, welche von den theilenden Mächten bestimmt und anerkannt wären, so geböte er allen Befehlshabern der Linientruppen, so weit es ihnen möglich seyn würde, über die preußischen und russischen Gränzen vorzudringen, die polnische Konföderationsurkunde allenthalben bekannt zu machen, die Freiheit ausrufen zu lassen, und die, dem Sklavenjoch unterworfenen Völker aufzufordern, sich in Masse gegen ihre Bedrücker zu erheben. Ferner befahl er allen Anführern, sich bei ihrem Vorrücken nicht auf die, durch die letzte Theilung abgerissenen Provinzen zu beschränken, sondern auch in diejenigen Landschaften einzudringen, welche schon früher mit Rußland und Preußen vereinigt worden, und allen denen Beistand zu leisten, welche wünschten, ihr altes Vaterland und die Freiheit wieder zu gewinnen. Ausserdem sicherte er denen, die sich durch Pflichterfüllung am meisten auszeichnen würden, großmüthige Belohnungen zu, welche aus dem Nationalschatz und aus dem Vermögen der Landesverräther, das man einziehen würde, bezahlt werden sollten. Endlich empfahl er noch die möglichst schnelle Vollziehung seiner Befehle, und zweifelte an dem Gelingen um so weniger, da die Gegenden, wohin er den Kriegsschauplatz verlegen wollte, nur sehr schwach besetzt waren.

Die Kriegserklärung der Regierung und Kosciuszko's Tagsbefehl waren sehr richtig berechnet, und machten wirklich den Eindruck, den man sich von ihnen versprach. Eine Menge von Freiwilligen strömte herbei, um unter Kosciuszko's Fahnen für Vaterland und Freiheit zu kämpfen, allein auf einer andern Seite hatte sowohl der Tagsbefehl, wie die Kriegserklärung schlimme Wirkungen, die man freilich voraussehen, aber nicht vermeiden konnte, da hier nur die Wahl zwischen zwei Uebeln blieb, und jene Wirkungen als das kleinere erschienen. Die beiden Bekanntmachungen gaben nämlich den Anhängern Rußlands und Preußens noch mehr Veranlassung, die Revolution als die Frucht jakobinischer Grundsätze anzuschwärzen; Polen ward als ein zweiter revolutionärer Vulkan dargestellt, der sich neben Frankreich erheben, und alle Throne der Legitimität verschlingen würde. Diese Ansicht bot den theilenden Mächten einen zu herrlichen Vorwand dar, nicht allein die zweite Theilung zu beschönigen, sondern auch die völlige Auflösung des polnischen Reichs zu beschließen und auszuführen, als daß sie denselben hätten unbenutzt lassen sollen. Hiezu kam noch der Umstand, daß die polnischen Finanzen sich in einer sehr trübseligen Lage befanden, und daß es an baarem Gelde mangelte, weßhalb die Regierung bereits am 8. Junius beschloß, Bankzettel einzuführen, deren Sicherheit durch den Schatz und durch Hypotheken auf die Starosteien und Nationalgüter verbürgt werden sollte. Ueberdies ward am 13. Junius von der provisorischen Regierung alle Ausfuhr von Gold und Silber verboten und der preußische Münzfuß angenommen, wornach aus der kölnischen Mark Silber vier und achtzig und ein halber Gulden geprägt werden sollten. Ferner begehrte die Regierung, daß die Einwohner nicht allein die ausserordentlichen Auflagen, welche durch die Krakauer Konföderationsakte bestimmt waren, sondern auch diejenigen Abgaben bezahlen sollten, welche der Konstitutionsreichstag vorgeschrieben hatte, wobei die Saumseligen mit den strengsten Betreibungsmaßregeln bedroht worden.

Diese Verfügungen erregten bei Vielen große Unzufriedenheit gegen den Regentschaftsrath, welche noch durch einen neuen Kriegsunfall vermehrt wurde. Der König von Preußen ließ nemlich nach dem Treffen bei Szczekociny einen Theil seiner Truppen gegen Krakau vorrücken: am 14. Junius gegen Abend erschienen zwei preußische Generale vor der Stadt, und der Kommandant, General Wienawski, übergab Krakau, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, schon am 15. Junius den Preußen, von denen sogleich ein Korps von dreitausend Mann unter dem General Elsner dort einzog. Alle Umstände zeigten, daß Wienawsky verrätherisch gehandelt hatte, denn obgleich er von Kosciuszko befehligt war, sich in dem Fall, daß er von den Preußen mit Uebermacht angegriffen würde, mit der ganzen Besatzung und Artillerie zurück zu ziehen, über die Weichsel und nach Gallizien zu gehen und die Zitadelle den Oesterreichern zu überliefern, so hatte er doch weder diese Befehle befolgt, noch den geringsten Versuch, sich zu vertheidigen, gemacht, sondern sich vielmehr einige Stunden vor der Uebergabe schon ins feindliche Lager begeben.

Diese unglückliche Begebenheit ward schnell in Warschau ruchbar; weil aber die Regierung darüber schwieg, so war man Anfangs noch zweifelhaft; allein desto größer waren Bestürzung und Unwille, als sich die Nachricht bestätigte. Ueberall herrschten Niedergeschlagenheit und banges Schweigen; beide, sowohl die Ränkeschmiede, als die Feinde der Freiheit benutzten diese Ereignisse, um die Gemüther zu erhitzen und zu unruhigen Bewegungen aufzuregen. Die Ueberlieferung einer Festung, die in frühern Zeiten mit weit geringern Mitteln einer viel größern Macht widerstanden hatte, befestigte die Ueberzeugung, daß schändlicher Verrath im Spiel gewesen sey, und von allen Seiten erhob sich ein lautes Anklagegeschrei gegen die wirklichen und vermeintlichen Verräther.

Einige Ultrarevolutionäre, die gerne statt aller gesetzlichen Ordnung eine allgemeine Gesetzlosigkeit eingeführt hätten, unter deren Aegide sie sich emporzuschwingen hofften, suchten das

leicht zu bethörende Volk zu überreden, diese Verrätherein wären die Folge der Saumseligkeit des Regentschaftsraths, der diejenigen, welche wegen angeschuldigter Staatsverbrechen eingekerkert wären, nicht verurtheilte; wäre an diesen eine abschreckende Strafe vollzogen, so würden solche Hochverrätherein, wie die Uebergabe von Krakau, nicht statt gefunden haben.

Stanislaus August und seine Anhänger suchten dagegen, um Rußland zu begünstigen, den Unwillen der Adelichen gegen Kosciuszko aufzureizen, indem sie seine Absichten als höchst gefährlich für die bevorzugten Klassen darstellten, und ihn in dem Lichte eines verkappten Jakobiners zu zeigen suchten *). Daher weigerten sich manche reiche Gutsbesitzer, die Bauern, welche sich dem Heere anschließen wollten, zu entlassen, und überhäuften die Frauen und Kinder derer, die zur Armee gingen, mit schweren Frohndiensten, um sie zur Rückkehr zu nöthigen. Am Giftigsten wurden von der königlichen oder russisch-preußischen Parthei die Mitglieder der Regierung verlästert, gegen die man sowohl das Volk als den Adel zu verhetzen suchte. Kolontay, einer der besten und vortrefflichsten Männer, von strenger Tugend und Rechtschaffenheit, der aber an der Abfassung der Konstitution vom 3. Mai sehr wichtigen Antheil genommen hatte, ward als der künftige Robespierre von Polen geschildert. Besonders unangenehm war es Stanislaus und seinen Anhängern, daß ihnen aller Einfluß genommen war, und daß man Kosciuszko eine so

*) Vie de Catherine II., Imperatrice de Russie. Tome II. p. 196, und Bronikowski. Bändchen 4. S. 152.

Stanislaus hörte, so lange er König war, nie auf, verrätherisch und schlecht zu handeln. Er war keiner Parthei aufrichtig ergeben, sondern wollte es immer mit Allen halten. Als der General Zajonczek zum zweiten Mal ingeheim nach Warschau kam, erfuhr Stanislaus August seine Anwesenheit, und zeigte es dem General Igelström an, der Zajonczek zu sich berufen ließ, und ihm befahl, das polnische Gebiet zu verlassen. So tief würdigte sich der König Stanislaus August von Polen in seinem eigenen Lande zum russischen Polizeispion herab.

große Gewalt eingeräumt hatte, denn sie wähnten, daß nur sie es wären, welche das Recht haben könnten, einen Regentschaftsrath zu wählen, und daß er aus ihrer Mitte gewählt werden müsse.

Am 25. Junius ward der provisorischen Regierung von den Ultrarevolutionären eine Denkschrift überreicht, worin, ausser mehreren Veränderungen, auch die Bestrafung der Verräther verlangt wurde. Da die Bittsteller von der Regierung, die aus gemäßigten und umsichtigen Männern bestand, keine ihren Wünschen entsprechende Antwort erhielten, so beschlossen sie, in der Ueberzeugung, von dem irregeleiteten Volk unterstützt zu werden, zur Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen. Am folgenden Tage hielt ein junger, von jakobinischen Ansichten beseelter Mensch öffentlich eine Rede an das Volk, schilderte mit dunkeln Farben die neuerdings erlittenen Unglücksfälle des Vaterlandes, und behauptete, daß die Nachläßigkeit der Behörden, welche die Strafbaren nicht zur Verantwortung und Strafe zögen, die einzige Ursache davon sey. Seine leicht überredeten Zuhörer theilten vollkommen seine Ansichten, und faßten, durch den Vortrag und durch berauschende Getränke erhitzt, den Beschluß, selbst Gerechtigkeit zu pflegen, wenn die Regierung dessen sich weigern sollte.

Sogleich errichtete man, als erstes und wesentlichstes Erforderniß aller Gerechtigkeitspflege, in mehreren Stadtvierteln Galgen, zwölf an der Zahl; der Präsident Zackrzewski ließ sie zwar sogleich niederreißen; während der Nacht wurden sie jedoch wieder aufgerichtet.

Am 28. Junius, Morgens um 8 Uhr, erschien eine Menge bewaffneter Menschen vor der Thüre des Stadtpräsidenten Zackrzewski und verlangte, daß die Verräther des Vaterlandes sogleich verurtheilt und bestraft werden sollten. Zackrzewski stellte den Versammelten das Ungebührliche ihres Verlangens und die Unmöglichkeit dar, demselben zu entsprechen, und schon fing das, durch seine Gründe überzeugte Volk an, sich zu beruhigen und sich zu verlaufen, als plötzlich einige

revolutionäre Kraftmänner, von dem verworfensten Pöbel umgeben, nach den öffentlichen Gefängnissen eilten, die Thüren zerschlugen, und Alle wegführten, die sie für Hochverräther hielten. In der Hoffnung, daß das Kriminalgericht ein Urtheil fällen würde, wie sie es vorschreiben wollten, schleppten sie acht der Unglücklichen dahin; als sie aber schon unterwegs erfuhren, daß das Volk den Vorstellungen des Präsidenten nachgegeben und sich zurückgezogen habe, und daß die Polizei bemüht sey, die Ruhe wieder herzustellen, änderten sie ihren Vorsatz, und hängten ihre Schlachtopfer selbst, die Unschuldigen sowohl, wie jene, die wirklich Strafe verdient hatten *).

Die Wüthenden hätten noch mehrere schuldlose und durch ihre Vaterlandsliebe ausgezeichnete Menschen gemordet, wenn nicht der allgemein geachtete Stadtpräsident Zackrzewski sie daran verhindert hätte. Mit Gefahr seines Lebens stürzte er sich unter die Menge der Rasenden, bedeckte mit seiner Brust die Gefangenen, welche sie morden wollten, und redete zu dem Volk so lange, bis ihm die Stimme verging. Da warf er sich auf die Knie und beschwor mit übereinander gekreuzten Armen den verblendeten Haufen, seinen verruchten Vorsatz aufzugeben, wodurch die ganze Nation mit Schande gebrandmarkt und das Vaterland in die größte Gefahr gesetzt würde. Durch diesen edelmüthigen Eifer wurden die, mit dem Tode Bedroheten gerettet, das Volk beruhigt und die Ordnung wieder hergestellt. Der besänftigte Haufen trennte sich und verlor sich in den Straßen.

*) Man sehe Oginski, Bronikowski, die Histoire de la révolution de Pologne en 1794, Seume u. s. w.

Unter denen, die von dem Pöbel gehängt wurden, befanden sich ein Fürst Czetwertinski, der Fürstbischof Massalski, ein gewisser Bokkamp, Geheimerath oder Hofrath im königlichen Kabinet, der Kriminalgerichtsassessor Wulfers. Der Fürstbischof ward unter den Fenstern des Schlosses in seinem vollen bischöflichen Ornat aufgehangen; die übrigen schleppte man an verschiedene Orte, und oft von einem Galgen zum andern, wenn der eine schon besetzt war. Einige der Gehängten hatten wirklich schon ihr Urtheil empfangen, und sollten an demselben Tage gehängt werden.

Bemerkenswerth ist es übrigens, daß diejenigen, welche sich jene Unthaten gegen die Polen erlaubten, die sie im Verdacht des Vaterlandsverraths hatten, gegen die russischen Kriegsgefangenen weder durch Worte, noch durch Handlungen die mindeste Ungebührlichkeit verübten, sondern einigen Erschrockenen und Frauen Muth einredeten, weil sie, wie sie sagten, nur die Verräther ihrer Landsleute zum Galgen schleppen wollten. Es waltete hier also nicht blutdürstige Mordgier, sondern wirklich der Vorsatz, Gerechtigkeit oder vielmehr eine gerechte Rache an den Strafbaren zu üben.

Welcher Mensch, der auf Ehre und Rechtlichkeit Anspruch machen will, könnte es wagen, Abscheulichkeiten der Art vertheidigen zu wollen? Aber wer war Schuld an diesen Gräueln? Doch Niemand anders, als die Russen, durch deren ungeheuern Druck das Volk gegen Alle, die es mit Recht oder mit Unrecht für Anhänger Rußlands hielt, auf das Aeusserste erbittert und zur Verzweiflung und Raserei gebracht war. Aehnliche Scenen würden unter ähnlichen Umständen in jeder andern Stadt sich ereignen, denn überall gibt es rohe Menschen, die ihrer Rachgier keine Gränzen zu setzen wissen. Aber daß man nachher das, was in Warschau ein wüthender, bis aufs Aeusserste gereizter Pöbelhaufen that, der ganzen Nation zur Last legte, und sie deßhalb verurtheilte, für immer aus der Reihe der selbstständigen Staaten gestrichen zu werden, das war unter allen Abscheulichkeiten die größte. Sehr gleichgültig können unsere Monarchen es ansehen, wie in Spanien und Portugal wüthende Pfaffen und Mönche nebst ihrem Anhange viele tausend Unglückliche, als Freimaurer, Negros, Ketzer u. s. w. morden; es fällt Niemanden ein, deßhalb Spanien und Portugal zerstückeln, vertheilen und ihrer Selbstständigkeit berauben zu wollen, denn dergleichen Mönchs- und Pfaffenmörderein gehören ja wesentlich mit zu der herrlichen gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe, welche die Franzosen auf Alexanders Verlangen, durch den Umsturz der spanischen Konstitution auf der pyrenäischen Halbinsel herstellen mußten; aber für die

Unthat, welche in Polen von einigen hundert Menſchen, die durch den ruſſiſchen Despotismus und durch einige Aufhetzer bis zum höchſten Grade des Fanatismus erhitzt waren, an acht andern verübt wurde, welche größtentheils wirkliche Verbrecher waren, ſollte und mußte die ganze Nation, oder vielmehr der, noch nicht völlig unterjochte Theil derſelben, der vor jenen Gräueln zurückbebte, und nicht im Mindeſten Schuld daran war, durch den gänzlichen Verluſt ſeiner Selbſtſtändigkeit büßen.

Vorzüglich bemühten ſich Stanislaus und ſeine Anhänger, den fremden Höfen dieſe Ereigniſſe als die Frucht des Jakobinismus zu ſchildern, von welchem nach ihrer Behauptung die polniſche Revolution ausgegangen ſey. Die näheren Urſachen derſelben, die Gewaltthätigkeiten, womit man die zweite Theilung Polens erzwungen hatte, und der ungeheure Druck der Ruſſen und Preußen, der auch den Beſonnenſten zum Wahnſinn und zur Verzweiflung hätte bringen können, wurden in jenen Schilderungen gar nicht erwähnt; Katharina's gekrönter Sclave und Liebling Stanislaus Auguſt war unwillig, daß man nicht ſeinen, ſondern Kosciuszko's Befehlen unbedingten Gehorſam leiſten wollte; immer wurmte ihm die Idee von ſeiner verletzten königlichen Würde, die er ſo wenig zu behaupten wußte, im Kopf, und er wollte lieber der unterthänige Diener eines ruſſiſchen Geſandten und Generals ſeyn, als der geachtete König einer freien und unabhängigen Nation.

Kosciuszko war, ſo wie alle rechtlichen Einwohner Polens, über die Auftritte vom 28. Junius im höchſten Grade entrüſtet; denn obgleich nur ein geringer Haufen des verworfenſten Pöbels ſich jener Gräuel ſchuldig gemacht hatte, obgleich ähnliche Vorgänge bei irgend einer, die Gemüther aufregenden Veranlaſſung, ſo gut in Petersburg, in Berlin und Wien, wie in Warſchau ſtatt finden konnten; ſo ahnte er doch ſchon im Voraus alle die ſchlimmen Folgerungen, welche man gegen die ganze Nation daraus herleiten würde, und

äußerte wiederholt mit der größten Betrübniß, daß zwei verlorne Schlachten der Sache der Revolution und des Vaterlandes weniger geschadet haben würden, als die Vorgänge vom 28. Junius.

Schon am folgenden Tage erließ er eine Bekanntmachung, in welcher er seinen Unwillen und seinen Schmerz darüber bezeugte, daß gerade in dem Augenblick, wo er auf das Eifrigste bemüht sey, die auswärtigen Feinde abzuwehren und zu verdrängen, ein weit furchtbarerer Feind im Innern drohe, so untadelhaft auch der Wunsch sey, daß die Schuldigen bestraft werden möchten; so müßte man dies den zuständigen Gerichten überlassen. Auf solche Weise müsse kein Volk handeln, das die Waffen ergriffen habe, um für seine Ehre, seine Freiheit, sein Glück und seine Selbstständigkeit zu kämpfen. „Erwägt dieß wohl, Mitbürger," fuhr er fort, „und Ihr werdet finden, daß eine schändliche Intrigue, im Verein mit unsern Feinden und unter der Hülle des Geheimnisses, dahin strebt, Euch zu Ausschweifungen zu verleiten, Euren Verstand zu verwirren und Euch zur Empörung aufzureizen. Eure Feinde wünschen bloß, Euch in einen Zustand von Gesetzlosigkeit und Unruhe zu stürzen, und Euch gegen Regierung, Obrigkeiten und gesellschaftliche Ordnung aufzuwiegeln, weil es ihnen dann um so leichter seyn wird, Eure Macht zu besiegen und zu vernichten, da im Gewirr allgemeiner Umwälzung und persönlicher Gesetze, Niemand Zeit hat, an die Wohlfahrt des Vaterlandes zu denken."

„Damit kein ähnlicher Vorfall mein Herz bekümmern und zerreißen möge, fühle ich mich gedrungen, laut die Saumseligkeit der Gerichte zu mißbilligen, welche die Untersuchung gegen die in den Gefängnissen befindlichen Polen verzögerten, und ich empfehle dem hohen Regentschaftrath, die ihm untergeordneten Behörden zur Thätigkeit anzuhalten und dem Kriminalgericht zu befehlen, unverzüglich die Prozesse der Verhafteten vorzunehmen, damit die Schuldigen bestraft, die Unschuldigen aber in Freiheit gesetzt werden."

Hierauf gebot er dem Volke auf das Ernſtlichſte, ſich aller Zuſammenrottungen zu enthalten, den Gefängniſſen ſich nicht wieder zu nähern, keine Thüren einzuſchlagen und keine Gefangenen zu mißhandeln. Nicht lärmend, nicht bewaffnet, ſondern mit Anſtand und Beſcheidenheit ſollte Jeder ſeine Wünſche der Regierung vortragen, oder durch Andere vortragen laſſen; wer ſich ihr auf eine andere und widergeſetzliche Weiſe nähern würde, ſollte als Aufwiegler und Ruheſtörer betrachtet und auf das Strengſte beſtraft werden.

Kosciuszko beſchränkte ſich jedoch nicht auf leere Worte, ſondern ließ den Rädelsführern bei den Auftritten vom 27. und 28. Junius nachforſchen, und ſieben von ihnen mußten am Galgen büßen, und einer, der den Pöbel durch Reden aufgewiegelt hatte, ward verbannt. Außerdem ertheilte der Oberfeldherr den Stadtbehörden den geheimen Befehl, die Unruhigſten und diejenigen, welche an dem Aufruhr den thätigſten Antheil genommen, auszuwählen und ihm zuzuſenden, da ſie in ſeinem Lager bei den gefährlichſten Arbeiten angeſtellt würden und in den vorderſten Reihen ſtreiten ſollten.

Dieſe Maßregeln bewieſen zur Genüge, daß von Seiten Kosciuszko's und der polniſchen Regierung Alles gethan wurde, was die Umſtände irgend erlaubten, um jede Art von Geſetzloſigkeit zu unterdrücken, und Ruhe und Ordnung im Innern zu ſichern. Dennoch ſuchten Stanislaus Auguſt und ſeine Anhänger, denen die bedeutungsloſe Rolle, welche ſie ſpielen mußten, im höchſten Grade verhaßt war, die Abſichten des Generaliſſimus und der Regierung nicht allein bei Rußland, ſondern auch bei Oeſterreich anzuſchwärzen. Man ſtellte die Vorgänge in Polen mit denen, die in Paris ſtatt fanden, in eine Klaſſe, und ſchrieb ſie Einer Quelle, nemlich dem Jakobinismus zu, dem dieß war damals das Zauberwort, wodurch man Alles, was zum Monarchenthum gehörte, oder zu deſſen Fahne geſchworen hatte, gegen einzelne Menſchen und gegen ganze Nationen in Harniſch bringen konnte.

Ja, man gieng gar so weit, mehrere Mitglieder des provisorischen Regentschaftraths zu beschuldigen, daß sie jene Meutereien des Pöbels angestiftet hätten, um Polen in denselben anarchischen und revolutionären Zustand zu versetzen, in welchem sich Frankreich zu jener Zeit befand, obgleich man sehr gut wußte, daß diese Beschuldigung durchaus ungegründet war.

Dieß gab Oesterreich den längst gewünschten Vorwand, sich in Bereitschaft zu setzen, um bei der dritten und letzten Theilung Polens nicht ganz leer auszugehen, denn die Hoffnung auf den Elsaß und Lothringen, wodurch der Kaiser für die Nichttheilnahme an der polnischen Beute hätte entschädigt werden sollen, war durch die Siege der Franzosen vereitelt worden. Da der Wiener Hof voraussah, daß nach der Verbindung Rußlands und Preußens gegen Polen die gänzliche Auflösung dieses Reichs oder der letzten Trümmer desselben nicht mehr fern seyn konnte, so ließ er ein Kriegsheer in Kleinpolen einrücken, und der Befehlshaber desselben, Graf von Arnoncourt, erklärte in einer Proclamation unterm 30. Junius: „daß Seine kaiserl. königl. apostolische Majestät die Unruhen in Polen länger nicht gleichgültig ansehen könne, sondern sich genöthigt sehe, seine Truppen in dieses Land eindringen zu lassen, um den Gefahren vorzubeugen, womit die kaiserlichen Staaten durch die polnischen Unruhen bedrohet würden." Zugleich ward allen Einwohnern, die sich friedlich und freundschaftlich gegen die österreichischen Truppen betragen würden, Sicherheit ihrer Personen und ihres Vermögens zugesichert, allen denjenigen aber, die sich eines unklugen Widerstandes schuldig machen würden, strenge militärische Strafe angedrohet.

Einige Tage nachher verließ der österreichische Geschäftsträger de Caché die Hauptstadt; weil man sich aber bewußt war, die mit dem Kaiser geschlossenen Verträge treulich gehalten zu haben, so sah man so wenig in dem Einrücken der Oesterreicher, als in der Abreise des Residenten einen sehr wich-

tigen Grund zur Beſorgniß, und betrachtete das Erſtere bloß als eine vorübergehende Maßregel, welche aufhören würde, ſobald das Waffenglück, worauf man noch immer hoffte, für Polen entſchieden, und Ruhe und Ordnung völlig zurückkehren würden. Auch glaubte man eines glücklichen Ausgangs um ſo gewiſſer zu ſeyn, da faſt zu derſelben Zeit, als Warſchau ſich gegen die Ruſſen erhob, auch in Wilna (am 23. April) der Aufſtand zum Ausbruche gekommen war. Die Ruſſen unter dem General Arſenieff hatten nemlich durch Bedrückungen und Gräuel in Wilna, und überhaupt in Litthauen das Volk in eben ſo hohem Grade gegen ſich aufgereizt, wie ihre Landsleute die Einwohner in Warſchau. In der Nacht vom 22. auf den 23. April, alſo wenige Tage nach dem Aufſtande in letzterer Stadt, ward die ruſſiſche Beſatzung in Wilna von dreihundert Mann Lithauern und einer geringen Anzahl von Bürgern, unter der Anführung des Generals Jaſſinski, überfallen, ein großer Theil derſelben ermordet, der General Arſenieff, viele Offiziere und fünftauſend Mann Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht und der oft erwähnte Hochverräther Koſſakowsky mußte ſeine Schuld am Galgen büßen. Allein bedeutende ruſſiſche Korps unter den Generalen Nikolaus Zuboff, Knorring, Benningſen und Zizianoff behaupteten noch ihre Stellungen in Lithauen, deſſen Bewohner zwar von glühender Vaterlandsliebe beſeelt, aber von allen Vertheidigungsmitteln entblößt waren. Uebrigens hatte man gleichfalls eine proviſoriſche Regierung eingeführt, und den Oberbefehl des nicht ſtarken lithauiſchen Heeres hatte der General Jaſſinski übernommen, der freilich ein tüchtiger Artillerieoffizier und voll Enthuſiasmus für die gute Sache, aber wenig Kriegserfahrung beſaß. Unter dieſen kritiſchen Umſtänden richtete Wilna ſeine Blicke ſehnſuchtsvoll auf die Schweſterſtadt Warſchau, von welcher es Hülfe erwartete.

Aber hier rückten Ruſſen und Preußen immer näher, und drohten die, nur ſchwach befeſtigte Hauptſtadt zu belagern,

welche vorher nie eine Feſtung geweſen war. Erſt nach dem Ausbruch der Revolution hatte man Gräben und Schanzen aufgeworfen, um ſich vor einem unerwarteten Ueberfall zu ſichern, und nach der Schlacht bei Szczakociny ließ Kościuszko in einiger Entfernung von Warſchau verſchanzte Lager errichten, um dieſe Stadt vor einem Bombardement zu decken.

Wilna's verzweifelte Lage ward von den heimlichen Anhängern Rußlands und deſſen Emiſſären ebenfalls benutzt, um das Volk gegen die proviſoriſche Regierung aufzuwiegeln, und die meiſten Mitglieder derſelben in Verdacht des Hochverraths zu bringen, denn ſie hatten die Abſicht, einen Aufruhr zu erregen, unter deſſen Begünſtigung die ausgezeichnetſten Vaterlandsfreunde ermordet, die ruſſiſchen Gefangenen befreiet und die Stadt den Ruſſen wieder überliefert werden ſollte.

Obgleich die meiſten Bürger ruhige, gutmüthige und vernünftige Leute waren, ſo gab es doch, wie überall, auch in Wilna manche verderbte, in Unſittlichkeit und Rohheit aufgewachſene, dem Laſter ergebene Müßiggänger und Umherſtreicher, die leicht zu überreden waren, daß die Freiheit des Vaterlandes nur durch Ströme von Blut zu erkaufen ſey. Dieſe rotteten ſich zuſammen, berathſchlagten miteinander, ſchmähten und bedrohten Alle, die ihnen verhaßt waren, und machten ſelbſt dem Regentſchaftrath, vor deſſen Saal ſie ſich verſammelten, Vorwürfe wegen der angeblichen Saumſeligkeit, womit er in Hinſicht der Beſtrafung der Schuldigen verfahre. Hierauf eilten ſie tobend nach den Gefängniſſen hin, um die Thüren einzuſchlagen, und die Verhafteten umzubringen. Da die Ruheſtörer durch die Nachſicht und Milde des Regentſchaftraths immer frecher und kühner wurden, ſo ließ der letztere das Volk auffordern, ſich auf der Ebene von Pohulanka außerhalb der Stadt zu verſammeln, und ordnete zwei ſeiner Mitglieder, den Grafen Michael Oginski und Thomas Wawrzecki, der nach Kościuszko's Gefangennehmung den Oberbefehl über die Armee erhielt, ab, um

es durch gütliche Vorstellungen zu besänftigen. Mehr als dreißigtausend Menschen beiderlei Geschlechts und jedes Standes fanden sich ein, und umringten einen kleinen Erdhügel, auf den man einen Tisch gestellt hatte, der den beiden Rednern zur Tribune diente. Oginski, der seine Rede in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt, sprach unter Anderm:

„Die provisorische Regierung hat sich keine Vorwürfe zu machen und daher auch nichts zu fürchten. Allein kann sie mit gleichgültigem Blicke die Umtriebe ansehen, die darauf abzwecken, Mißtrauen gegen sie zu erregen, und Uneinigkeit, Zwist und Partheien in einem Augenblick zu stiften, in welchem ohne die vollkommenste Eintracht bei der gemeinsamen Vertheidigung, alle Hoffnung für das Heil des Vaterlandes verloren ist?"

„Werft Eure Blicke auf die noch rauchenden Trümmer Eurer Landhäuser, auf die Brandstätten, welche den Ort bezeichnen, wo einst Eure Vorstädte standen, und auf jene Aschenhaufen, unter welchen ganze Familien mit all' ihrer Habe begraben liegen. Betrachtet diese Ebene, auf welcher Ihr jetzt sieht, und die noch vor wenigen Tagen mit dem Blute Eurer Brüder benetzt war. Erinnert Euch jener ehrenwerthen Bürger, die man aus dem Schooße ihrer Familien riß, und mit Ketten belastet, nach Siberien schleppte! Hört den Jammer der Unglücklichen, die den Klauen ihrer Unterdrücker nicht zu entrinnen vermochten; die Seufzer und Klagen der Mütter, die ihre verlorenen Kinder beweinen, und wenn dieß ergreifende Gemälde Euch Thränen entlockt, dann sprecht selbst, ob es möglich ist, Euch jetzt mit irgend etwas Anderm zu beschäftigen, als Eure Brüder, Eure Verwandten, Eure Freunde zu rächen."

„Ja, Mitbrüder, dieß ist gegenwärtig die einzige Pflicht, die wir erfüllen müssen, um noch grauenvollerem Unglück zu entgehen, um die Rückkehr der Feinde zu verhindern, unser Eigenthum zu sichern, das Leben derer, die uns theuer sind,

zu erhalten, und die Ehre unserer Nation, unsere Selbstständigkeit und unser Vaterland zu retten!"

„Alle Gutdenkenden hegen diese Gesinnung, und es ist auch die der Mitglieder des Raths, welcher Euch nicht bloß durch Reden und Bekanntmachungen Muth einflößen will, sondern Euch allenthalben hinführen wird, wo Vaterland und Pflicht uns rufen."

„Allein hütet Euch, Mitbürger, wir haben in unserer Stadt gefährlichere Feinde, als jene, die von Außen uns drohen, es sind Leute aus unserer Mitte, gegen die man kein Mißtrauen hegt, die aber unter der heuchlerischen Larve und unter dem Scheine der Vaterlandsliebe, Euch Fallstricke legen wollen. Es schmerzt, eine solche Ueberzeugung zu haben; es ist kränkend, unter seinen Mitbürgern Strafbare zu entdecken; aber es ist gewiß, daß es Einzelne giebt, die, auf Antrieb des auswärtigen Feindes, insgeheim boshafte Ränke schmieden, und Euch täuschen und zu aufrührerischen Handlungen verführen wollen, um Euch desto leichter der Gewalt derer zu überliefern, an die sie Euch verkauft haben, und in Euer Unglück auch Eure Frauen, Eure Kinder, Euer Eigenthum, Eure Ehre, Eure Unabhängigkeit und Euer Vaterland zu verwickeln."

„Ja, Mitbürger, diese Elenden, die Euch zu verleiten und zu Ausschweifungen anzureizen suchen, haben nicht Unrecht, wenn sie von heimlichem Verrath sprechen; allein die Verräther sind sie selbst."

„Wenn wir einst den Feind überwunden und weit von unsern Mauern vertrieben haben; wenn unser Daseyn gesichert und die neue Regierung befestigt seyn wird; dann wird der Rath, der Eure Sehnsucht und Euer Verlangen theilt, die Verbrecher bestraft zu sehen, die nöthigen Maßregeln nehmen, um die Urtheilssprüche der Gerechtigkeit zu vollziehen, und dann werden wir mit vollem Herzen ausrufen: **Es lebe die Freiheit! Es lebe das Vaterland! Tod den Verräthern!**"

Als Oginski seine Rede schloß, warfen Alle ihre Hüte in die Luft, jedem Auge entrannen Thränen und von allen Seiten ertönte der mit, hoher Begeisterung wiederholte, Ausruf: „Es lebe die Nation! Es lebe Kosciuszko! Jasinski! Die Mitglieder des Raths und alle biedern Vaterlandsfreunde!“ Ruhig und still trennte sich hierauf die große Menge von Menschen, und nie ward der Rath wieder angeschuldigt, nie eine Drohung geäußert, oder eine Ausschweifung begangen.

Wahrlich, wo ein Volk einen so hohen Grad von sittlichem Gefühl besitzt; wo es so gutmüthig, so vernünftig ist, und so leicht mit bloßen Worten von seinen Vorgesetzten sich leiten läßt, da muß eine furchtbare Tyrannei walten, da müssen himmelschreiende Ungerechtigkeiten verübt werden, wenn es zu Revolutionen kommen soll, wie diejenige war, die zu Ende des Jahrs 1830 in Warschau, und wie auch jene ist, die gegenwärtig (im Märzmonat 1831) in Lithauen ausgebrochen ist! Wenn aber Regenten Alles, was den Völkern und dem einzelnen Menschen das Theuerste, wenn sie die Nationalität derselben, ihre Selbstständigkeit, ihre heiligsten und unveräußerlichsten Rechte mit Füßen treten; wenn sie treulos die feierlichen Verheißungen brechen, die sie gegeben haben, dann haben sie es sich selbst zu verdanken, wenn die Unterthanen sich gleichfalls von allen Verpflichtungen lossagen, zumal wenn diese Verpflichtungen auf keinen bessern Gründen beruhen, als jene der Polen und Lithauer, welche die eiserne Faust despotischer Willkühr ohne Zustimmung der Völker und ohne Berücksichtigung ihrer Interessen dem russischen Scepter unterworfen hat. Rußland ist auf keinem rechtmäßigen Wege zur Herrschaft über Polen gelangt, und kann daher auch keinen Gehorsam von den Polen erwarten. Die Fürsten und Diplomaten des Wiener Kongresses waren weder Oberherren, noch Bevollmächtigte der Polen, und konnten daher dem Kaiser Alexander auch keine Rechte übertragen, die sie selbst nicht besaßen. Daß die Einwohner Polens gezwungen wurden, dem

moskowitischen Czar zu huldigen, verpflichtete sie zu nichts, denn erzwungene Eide können weder eine moralische, noch eine juristische Verbindlichkeit bewirken, und daher ist es sehr thöricht, wenn der russische Czar die Polen für Rebellen erklärt, indem hierdurch seine usurpirte Herrschaft um kein Haar besser wird, als sie ist. Die Polen sind in Beziehung auf Rußland in keinem andern Sinne Rebellen, als ein Haus-Eigenthümer Rebell genannt werden könnte, der in seinem Hause von Räubern überfallen, und mit der Pistole auf der Brust gezwungen wird, ihnen Treue und Hingebung des Seinigen eidlich zu geloben; aber sobald er sich im Stande sieht, ihnen Widerstand zu leisten, sie verjagt, und sein Eigenthum wieder zurück nimmt. Weder durch die Theilungen Polens, noch durch die spätern Verfügungen des Wiener-Kongresses konnte also ein Recht für die usurpirenden Mächte auf den Besitz dieses unglücklichen Reiches begründet werden, und auch selbst der sehr rechtlose Titel des Eroberungsrechts, der so oft zur Schande der Menschheit benutzt worden ist, um Länderräubereien einen Anstrich von Rechtlichkeit zu geben, fand auf Polen keine Anwendung, da den Theilungen und der Auflösung kein offener, rechtmäßig scheinender Krieg vorangegangen war.

Schon am 12. August verlor Wilna seine, so heldenmüthig errungene Freiheit, und mußte, nachdem die Vorstädte abgebrannt waren, seinen Nacken aufs Neue unter das Joch der Russen beugen, die aber jetzt nicht mit jener barbarischen Grausamkeit gegen die Einwohner verfuhren, durch welche sie den ersten Aufstand derselben veranlaßt hatten.

Desto härter wurde aber Warschau, das von 40,000 Mann Preußen und 10,000 Mann Russen unter der Anführung Friedrich Wilhelm II. belagert wurde, gedrängt. Der König von Preußen forderte den König Stanislaus, dessen guten Bruder er sich nach herkömmlicher Weise nannte, in einem drohenden Briefe auf, die Hauptstadt übergeben zu lassen, welches Stanislaus aus dem einfachen

Grunde ablehnen mußte, weil das polnische Kriegsheer unter den Befehlen Kosciuszko's zwischen Warschau und der preußischen Armee stand, und die Stadt also nicht in der Lage wäre, sich an die Preußen ergeben zu können, wobei er den König Friedrich Wilhelm flehentlich bat, von dem Vorhaben abzustehen, eine grausame Rache an den Einwohnern zu üben, „indem dieß den Beispielen von Milde und Menschlichkeit widersprechen würde, welche die Monarchen ihren Völkern schuldig sind." Wirklich muß man erstaunen, wie Friedrich Wilhelm, der, trotz mancher Schwachheiten, ein wohlwollender Fürst war, einen Vorsatz fassen konnte, der den Pflichten der Religion, zu welcher er sich bekannte, in so hohem Grade widerstritt. Die Drohungen des Königs von Preußen und seines Generals, des Grafen v. Schwerin hatten übrigens die Folge, daß die Einwohner von Warschau, voll Wuth und Verzweiflung, mit der größten Standhaftigkeit sich zu vertheidigen beschlossen. Preußen war den Polen in diesem Augenblick verhaßter, als Rußland; dieses hatte sie immer mit offener Feindseligkeit behandelt; ihr ehemaliger Freund und Bundesgenosse, Friedrich Wilhelm, hingegen hatte sie auf eine wahrhaft empörende, treulose Weise hintergangen, und sich mit seiner und ihrer Feindin zu ihrer Unterwerfung vereinigt. Er hatte ferner in den, an Preußen abgetretenen Provinzen eine deutsche Regierung errichtet, viele deutsche Beamte, die eben so wenig die Sprache und die Sitten der Polen kannten, wie die Polen jene der Deutschen, wurden, mit Zurücksetzung aller Eingebornen, plötzlich angestellt, und durch die Einführung des preußischen Landrechts, welches mit den bisher gültigen polnischen Gesetzen oft in schnurgeradem Widerspruche stand, wurden die Polen vollends erbittert.

Der allgemeine Unwille, den alle diese unbedachtsamen Maßregeln veranlaßten, und der Stolz und Hochmuth, womit manche preußische Beamte sich selbst gegen die vornehmern Polen betrugen, hatte einen Aufstand in den polnisch-

preußischen Provinzen zur Folge, der sich um so schneller verbreitete, da diese Landschaften nur von wenigen preußischen Truppen besetzt waren, indem der König fast alle Garnisonen zur Belagerung Warschaus anwandte. Der Kastellan Moiewski von Cujavien war der Erste, der die Fahne des Aufruhrs in Großpolen erhob. Nachdem man am 22. August 1794 eine Konföderationsurkunde zu Sieradz unterzeichnet hatte, griffen mehrere Einwohner dieser Wojewodschaft die schwache preußische Besatzung in der Stadt Sieradz an, nahmen sie gefangen und bemächtigten sich einiger Vorräthe von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln. Fast zu gleicher Zeit vertrieben 1200 andere Insurgenten aus der Wojewodschaft Kalisch einige preußische Truppenabtheilungen, und am 25. August rückten bereits die aufgestandenen Bewohner der Wojewodschaft Posen bis Rawicz vor, nahmen ebenfalls mehrere Magazine weg und nahmen viele Preußen gefangen. Moiewski, der Anfangs nicht mehr als 89 Mitverschworne hatte, überfiel mit 19 derselben die preußische Garnison in Brzesc-Kniawski, hieb sie nieder, und gieng hierauf nach Wraclawez, wo er sich dreizehn großer Böte bemächtigte, die mit Kriegsbedürfnissen beladen und für die preußische Armee bei Warschau bestimmt waren. Durch diese schnellen Fortschritte der Insurrektion, die immer drohender wurden, ward der König von Preußen gezwungen, die Belagerung der Hauptstadt in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1794 plötzlich aufzuheben, und sich mit seinem Heere zurückzuziehen, indem er auch noch die Nachricht erhielt, daß die Franzosen vordrängen und seine deutschen Staaten bedroheten. Um den Aufstand in den polnischen Provinzen zu unterdrücken, gab er dem Obersten Szekuly den Befehl, mit der größten Strenge gegen die Insurgenten zu verfahren, und Szekuly, der ohnehin ein sehr harter Mann war, vollstreckte den Auftrag seines Gebieters mit einer Grausamkeit, wodurch die Einwohner der aufgestandenen Provinzen völlig zur Verzweiflung gebracht wurden. Nicht bloß diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand gefan-

gen wurden, auch Wehrlose, Weiber, Kinder, Greise und Kranke wurden auf eine so unmenschliche Weise gemißhandelt und gemordet, wie man schwerlich in der Geschichte gebildeter Nationen ähnliche Beispiele findet. Vielleicht war dieß durchaus nicht die Absicht des Königs, allein große Unvorsichtigkeit war es von ihm, einem Mann, dessen Gemüthsart ihm hinlänglich bekannt seyn konnte, solche Aufträge zu geben. Szekuly machte durch seine Gräuel in ganz Polen den Namen der Preußen zum Gegenstande des Abscheues und Schreckens. Eltern wurden vor den Augen ihrer Kinder, Kinder vor den Augen ihrer Eltern erbarmungslos gemordet; Frauen und Töchter im Beiseyn ihrer Gatten und Väter geschändet; Städte und Dörfer wurden aus bloßem Muthwillen in Brand gesteckt; der leere Verdacht reichte hin, um für das angebliche Verbrechen, dessen man beschuldigt ward, mit dem Leben zu büßen. Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht ward verschont, und glücklich waren noch diejenigen zu preisen, die ohne qualvolle Martern einem schnellen Tode überliefert wurden. Die königliche Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau in Südpreußen erließ die Verordnung, daß 1) Jeder, der mit Waffen in der Hand getroffen würde, gehangen oder erschossen werden sollte; 2) sollten alle Personen der höhern Stände, Edelleute und Geistliche, die Theil an dem Aufstande genommen hatten, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, gehangen, oder, bei Milderungsgründen, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und zur Einziehung ihres Vermögens verurtheilt werden; 3) sollten alle Verdächtige, jeglichen Standes und Alters, auf Festungen gebracht werden; 4) Jeder, der irgend einem Angeschuldigten einen Zufluchtsort zugestanden hatte, ohne der Regierung davon Kunde zu geben, sollte mit seinem Vermögen für den Schaden, den der Angeschuldigte gestiftet haben könnte, haften, und, nach Befinden der Umstände, mit körperlicher Züchtigung, und sogar mit dem Tode, ohne Beobachtung gerichtlicher Förmlichkeiten, bestraft werden.

Wie konnte eine so abscheuliche Verordnung, die einem Don Miguel oder Sultan Mahmud in ihrer Art Ehre machen würde, von einer vernünftig seyn wollenden Regierung erlassen werden? Und dennoch ist dieß Thatsache, deren Beweis in unleugbaren Urkunden vor uns liegt! Dennoch verlangen die Nachkommen der Machthaber, unter deren Regierungen solche schändliche, nichtswürdige Verfügungen erlassen wurden, Treue und Dankbarkeit für alle diese Wohlthaten, die sie eben diesen Polen und deren Vorfahren bewiesen haben wollen.

Die polnische Regierung erließ zwar am 9. September eine Erklärung gegen jenes ſtändliche, eines Nero oder Don Miguel würdige Strafedikt, worin sie sich bitter über die unmenschlichen Anordnungen beschwerte, und mit Wiedervergeltung drohete; allein diese Drohung konnte nicht vollzogen werden, weil man sich nicht gleicher Grausamkeit schuldig machen wollte.

Kosciuszko sandte den General Dombrowsky mit einer beträchtlichen Truppenabtheilung nach Südpreußen, um die Insurrektion zu unterstützen, und fast auf allen Punkten mußten die Preußen sich zurückziehen, indem ganz Großpolen, mit Ausschluß der Städte Petrikau, Lenczyca, Czenstochau und Posen sich in vollem Aufstande befand, und vielleicht Polen schon damals sich völlig von der Herrschaft der Fremden befreit hätte, wenn die provisorische Regierung nicht von allen Geldmitteln entblößt gewesen wäre, und ihrem Beistande mehr Nachdruck hätte geben können. Dombrowsky drang jedoch bis Gnesen vor, schlug den Obersten Szekuly bei Labyszin, zerstreute sein Korps und eroberte sogar am 1. Oktober die preußische Stadt Bromberg, deren Bürger der Republik Polen den Huldigungseid schwören mußten. Hier büßte auch Szekuly für die schreckliche Berühmtheit, die er durch seine Gräuelthaten erlangt hatte; schwer verwundet gerieth er in polnische Gefangenschaft und starb drei Tage nachher. Die Eroberung Brombergs und das weitere siegreiche Vordringen der Polen nöthigten den König von Preußen, wieder

mehrere Truppen und ſelbſt das Korps unter dem Prinzen von Hohenlohe, welches am Rhein ſtand, nach Großpolen zu ſchicken; allein nur zu bald ſollte der Glücksſtern der Polen verlöſchen!

Nach der Einnahme von Wilna hatten die Ruſſen faſt ganz Lithauen wieder beſetzt; nur der General Mokranowski behauptete noch ſeine Stellung mit dreitauſend Mann in Grodno; ein anderes Korps ſtand in Samogitien, und ein drittes in der Wojewodſchaft Brzesc, ohne dem Feinde großen Widerſtand leiſten zu können.

Nun befahl die Kaiſerin von Rußland, die feſt entſchloſſen war, dem polniſchen Aufſtande mit einem Schlage ein Ende zu machen, ihrem General Suwarow, der mit ſeinem Kriegsheer an der türkiſchen Gränze ſtand, nach Warſchau vorzudringen, und dieſe Stadt, welche man als den Hauptpunkt der Inſurrektion betrachtete, um jeden Preis einzunehmen.

Der polniſche General Sierakowski, der ſich bei Krapzyci gelagert hatte, ward hierauf am 18. September von dem ruſſiſchen General Dörfeld angegriffen und mußte ſich nach einem tapfern Widerſtande vor der Uebermacht nach Lithauiſch-Brzesc zurückziehen. Am folgenden Tage ward der Angriff erneuert; aber die Polen, welche noch von dem Treffen am 18. September ermüdet, und durch den bedeutenden Verluſt geſchwächt waren, zeigten weniger Muth, verloren viele Todte, Gefangene, den größten Theil ihres ſchweren Geſchützes und Sierakowski mußte über den Bug zurückgehen.

Nun ſtand der Weg nach Warſchau den Ruſſen offen, und Kosciuszko, der ſein Lager zu Mokotow hatte, hob daſſelbe ſchnell auf und gieng dem Feinde entgegen, um ihn am Vordringen zu hindern. Zugleich ließ er eiligſt Schanzen und Gräben aufwerfen, um die, durch die Weichſel von Warſchau getrennte Vorſtadt Praga gegen den Ueberfall der Ruſſen zu ſchützen. Bei ſeiner Ankunft im Lager des Generals Sierakowski ließ Kosciuszko Alle, die an den Unfällen

vom 18. und 19. September schuld waren, strenge bestrafen, und denen, welche sich gut betragen hatten, reichliche Belohnungen austheilen; darauf eilte er nach Grodno, und übertrug dem General Mokranowski den Oberbefehl über das lithauische Heer. Von Grodno kehrte er in Sierakowski's Lager zurück, und griff am 10. September bei Maczewicza den General Fersen an, um diesen zu verhindern, sich an Suwarow anzuschließen. Die Schlacht war mörderisch; die Polen kämpften mit Heldenmuth; allein die Russen waren noch einmal so stark als jene, und das Poninski'sche Korps, welches Kosciuszko erwartete, blieb zurück. Obgleich die Polen fest standen, wie eine Mauer, so siegte dennoch die Uebermacht; sie wurden gänzlich geschlagen, und von 8000 Mann kamen nur ungefähr 1200 davon. Als Kosciuszko sah, daß der Ausgang des Treffens zweifelhaft ward, da stürzte er an der Spitze seiner Reiterei und seiner ausgezeichnetsten Offiziere in die Mitte der Feinde, erhielt drei schwere Wunden, eine am Kopf, und sank mit dem Ausruf: »Finis Poloniae!« (Polens Ende!) vom Pferde. Nach der Schlacht ward er unter einem Haufen von Todten aufgefunden, und von einigen Kosaken, die aus ihren Piken eine Bahre machten, in das Hauptquartier des Generals Fersen gebracht, der ihn verbinden ließ, und ihn und seine Mitgefangenen mit der größten Achtung behandelte.

Kosciuszko's Freund und Waffenbruder, Julian Ursin Niemcewicz, sein Adjudant Fischer, die Generale Sierakowski, Kniaziewicz und Kaminski, der erstere gleichfalls verwundet, geriethen auch in Gefangenschaft, und Poninski, der gar nicht zur Schlacht gekommen war, wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und wäre vielleicht hingerichtet worden, wenn die Eroberung von Praga seiner Sache nicht eine, für ihn glücklichere Wendung gegeben hätte. Allgemein und tief war die Trauer in Polen, und man beklagte weniger den Verlust der Schlacht, als den unersetzlichen Feldherrn. Männer und Frauen sah man Hände-

ringend auf den Straßen und verzweiflungsvoll ausrufen: „Kosciuszko ist nicht mehr; das Vaterland ist verloren!“ Mehrere Menschen starben vor Schrecken, und Einige setzten ihrem Leben selbst ein Ziel.

Am 12. Oktober 1794 ward Thomas Wawrzecki vom Regentschaftsrath an Kosciuszko's Stelle zum Oberfeldherrn des polnischen Heeres ernannt. Anfangs weigerte er sich zwar, diese Würde anzunehmen, weil er sich nicht die nöthigen Fähigkeiten zutraute, endlich ließ er sich aber von seinen Freunden bereden, und legte am 16. Oktober den Eid als Generalissimus ab. Um die Russen an der Erstürmung der Hauptstadt zu hindern, ertheilte er den Generalen Dombrowski und Madalinski den Befehl, mit ihren Korps nach Warschau vorzurücken; Mokranowski mußte aus Lithauen kommen, um mit seinen Truppen sich dem Oberfeldherrn anzuschließen; Zajonczek befestigte die Vorstadt Praga, und der Fürst Joseph Poniatowski sollte die Russen bei Kamionna zurückdrängen, welches aber nicht gelang. Mokranowski, der mehrere Male geschlagen war, rückte nachher in Warschau ein, und der Fürst Giedroyc ward mit seinem, aus Lithauen kommenden Korps nach Großpolen geschickt, weil die Lebensmittel mangelten.

Alle Einwohner von Warschau mußten jetzt, ohne Unterschied des Standes, an den Befestigungsarbeiten der Vorstadt Praga Theil nehmen, und sich Anführer wählen, weil Keiner von der Pflicht losgesprochen wurde, die Hauptstadt vertheidigen zu helfen. Muthlosigkeit und Verzweiflung stiegen täglich höher; man äusserte laut den Wunsch, sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben, nur war man uneinig, ob man sich den Russen oder den Preußen überliefern sollte. Stanislaus und sein Anhang stimmten für die Erstern, die reichen Adelichen, Kaufleute und Bürger hingegen für die Letztern. Die Söldlinge Rußlands suchten den Zustand der Furcht, der Bestürzung und Verzweiflung immer zu vermehren, und daher ward Ignaz Potocki's vernünftiger Vorschlag,

dem Feinde entgegen zu gehen und in offenem Felde ihn anzugreifen, verworfen. Am 2. November kam Suwarow mit seiner ganzen Heeresmacht vor Warschau an. Mokranowski und Jassinski hatten mit ihren Kriegern, zusammen 8000 Mann, die Verschanzungen von Praga besetzt, allein diese Mannschaft war zu schwach, um so weitläuftige Festungswerke gegen ein solche Uebermacht, wie die russische, zu vertheidigen. Schon am 3. November begann Suwarow die Verschanzungen von Praga zu stürmen. Tod oder Sieg! war aber das Losungswort der Polen, und der Feind ward heldenmüthig zurückgeschlagen. Obgleich die Kanonade den ganzen Tag mit der größten Heftigkeit fortdauerte, so ward doch nichts entschieden. Aber am folgenden Morgen zwischen fünf und sechs Uhr erneuerten die Russen ihren Angriff, und nach einigen Stunden hatten sie die Schanzen am linken Weichselufer erobert, während Stanislaus August angstvoll in seiner Hauptstadt zitterte, denn die, über die Weichsel fliegenden Kanonenkugeln, die an die Mauern seines Schlosses schlugen, riefen ihm laut seine Verbrechen ins Gedächtniß. Das Blut floß in Strömen, achttausend Polen starben mit den Waffen in der Hand und ihre ganze Artillerie ging verloren, da die Russen die Weichselbrücke in Brand gesteckt hatten, und hiedurch den Polen der Rückzug unmöglich gemacht war. Viele Offiziere und Soldaten suchten sich durch Schwimmen zu retten, und wurden von den Fluthen verschlungen. Auch fünfzehn bis zwanzigtausend Einwohner von Praga und unter ihnen eine Menge von Frauen, Kindern und Greisen wurden von den siegenden moskowitischen Horden gemordet, weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand ward von diesen Barbaren verschont, die durch Suwarow's fürchterliche Anreizungen zur äussersten Grausamkeit entflammt waren. Als die Russen das unglückliche Praga erobert hatten, legten sie an allen vier Ecken Feuer an, und in wenigen Stunden war die, größtentheils aus hölzernen Häusern bestehende Vorstadt in einen Aschenhaufen verwandelt. Unter den Gebliebenen be-

fanden ſich die Generale Jaſſinski und Grabowski; Zajonczek war verwundet, General Meyen und die meiſten Offiziere vom Generalſtabe wurden gefangen.

Nach dieſem furchtbaren Bluthade ſoll Suwarow der Kaiſerin mit den wenigen Worten: Hurrah, Praga, Suwarow, ſeine Heldenthat gemeldet und ſie ihm in dem nämlichen ſchrecklich lakoniſchen Styl geantwortet haben: Bravo, Feldmarſchall, Katharina. Wahrlich, ſo viele Ströme unſchuldigen Menſchenbluts waren nicht mehrerer Worte werth.

Die Einwohner Warſchau's, welche Praga's trauriges Schickſal fürchteten, wünſchten ſich durch eine Kapitulation zu retten. Der Regentſchaftrath ſandte daher den Grafen Ignaz Potocki in das feindliche Hauptquartier, um zu unterhandeln; allein Suwarow wies ihn mit den Worten zurück, daß ſeine Monarchin nicht mit der polniſchen Nation, ſondern mit den Inſurgenten Krieg führe und mit dieſen nicht in Unterhandlung treten würde. Hierauf wurden am 5. September, auf Befehl der proviſoriſchen Regierung, drei Abgeordnete von Seiten des Stadtraths in das ruſſiſche Lager geſchickt. Mit dieſen kam am 6. September eine Kapitulation zu Stande, wornach die Einwohner ihre Waffen niederlegen, ruſſiſcher Seits alles Vergangene vergeſſen ſeyn und die Ruſſen in Warſchau einrücken ſollten. Bei dieſem feierlichen Einzuge, der am 8. November erfolgte, betrug ſich Suwarow wie ein Wahnſinniger. An der Spitze ſeines Heeres ſprang er vom Pferde, umarmte und küßte alle Polen, die ihm auf der wiederhergeſtellten Brücke begegneten und ertheilte ihnen ſeinen Segen.

Schwer rächten ſich jedoch die Kaiſerin und ihre Verbündeten an mehreren Mitgliedern der Regierung, Zajonczek und Kollontay, welche ſich nach Gallizien geflüchtet hatten, wurden auf öſterreichiſchen Befehl verhaftet und auf der Feſtung Ollmütz eingekerkert. Kosciuszko, Ignaz Potocki, Kapuſtas und mehrere Andere hingegen wurden nach Petersburg geſchickt, wo ſie in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten und erſt von dem Kaiſer Paul, der, trotz ſeiner vielen Narrheiten,

manchmal ein Vergnügen daran fand, großmüthig und vernünftig zu seyn, wieder in Freiheit gesetzt wurden. Wawrzecki, der bei Radoszyce in der Wojewodschaft Sandomir von Denissoff gefangen genommen war, ward am 27. nebst Dombrowski, Giedroyc, Nicsolowski, Gielgud, und Niemcewicz nach dem russischen Hauptquartier und darauf gleichfalls nach Petersburg ins Gefängniß geschickt. Viele tausend Andere wurden, trotz der Kapitulation, mit Einziehung ihres Vermögens und mit Verbannung nach Siberien bestraft. Manche aber entgingen ihren Verfolgern und dienten nachher mit mehreren der eben Genannten unter Napoleons siegreichen Fahnen gegen dieselben Mächte, deren ungerechte Willkühr und Herrschsucht sie ihres Vaterlandes und Vermögens beraubt hatte.

In den preußisch-polnischen Provinzen ward eine Untersuchungskommission angeordnet, die mit großer Strenge alle diejenigen bestrafte, welche an der Insurrektion Theil genommen hatten.

Stanislaus August verließ am 9. Januar 1795 die Hauptstadt seines ehemaligen Reichs, und als er auf dem Wege nach Grodno zu Siedlce ankam, wo seine Verwandte, die Gemahlin des Grafen Michael Oginski, eine Tochter des Fürsten Michael Czartoryski, wohnte, vergoß er Thränen der Reue, und des Kummers, womit er aber leider das Unglück, das er über sein Vaterland gebracht hatte, nicht zu versöhnen im Stande war. Seine Krone, welche er mit so wenig Ehre getragen hatte, legte er erst am 25. November nieder und erhielt darauf von denen, die sie ihm geraubt und sein Vaterland getheilt hatten, einen Jahrgehalt von 200,000 Dukaten nebst der Zusicherung, seine Schulden zu bezahlen. Anfangs lebte er in Grodno, als aber der Kaiser Paul den Thron bestiegen hatte, begab er sich nach Petersburg, wo er am 12. Februar 1798 starb.

Schon zu Anbeginn des Jahres 1795 nahm Rußlands Katharina das ganze Großherzogthum Lithauen, so weit es

noch polnisch war, bis zum Niemen, in Besitz und vereinigte es durch eine Ukase vom 25. December desselben Jahres mit ihrem Reiche, nachdem sie bereits unterm $^{6}/_{17}$. Mai die Herzogthümer Kurland und Semgallen, gleichfalls durch eine Vereinigungsukase, einverleibt hatte *). Den 24. Oktober 1795 ward der dritte Theilungsvertrag von Polen unterzeichnet, und am 1. Januar 1796 ließ Friederich Wilhelm II. die Hauptstadt der ehemaligen Lehnsherren von Preußen in Besitz nehmen.

Rußland erhielt bei der dritten Theilung auf einem Flächenraum von 2185 geviertten Meilen 332 Städte und Flecken, 1322 Dörfer und 1,176,590 Einwohner. Preußen bekam die Theile von Masovien und Podlachien am rechten Ufer des Bug, in Lithauen diejenigen Theile der Wojewodschaften Trobi und Samogitien, die auf der linken Seite des Niemen liegen, nebst einem Theil der Wojewodschaft Krakau, im Ganzen 997 gevierte Meilen, 144 Städte und Städtchen, 4502 Dörfer und 940,000 Seelen; und Oesterreich bekam die Wojewodschaften Sandomierz und Lublin nebst dem größten Theil der Wojewodschaft Krakau, einem Theil des Distrikts von Chelm, und diejenigen Theile der Wojewodschaften Brzesc, Podlachien und Masovien, die am linken Ufer des Bug liegen; im Ganzen 834 gevierte Meilen, 219 größere und kleinere Städte, 4165 Dörfer und 1,037,742 Menschen. Das ungeheure Rußland erhielt

*) Die Entsagungsurkunde des Herzogs Peter vom $^{9}/_{20}$. März und die Vereinigungsukase vom $^{6}/_{17}$. Mai 1795 findet man in Posselt's Annalen, Band 5, S. 165 ff. Merkwürdig ist folgende Stelle der Entsagungsakte: „Da die unausbleibliche Folge der verabscheuungswürdigen polnischen Insurrektion nothwendiger Weise die Auflösung dieses Königreichs war, so mußte die Lehnsverbindung, welche bisher die Herzogthümer Kurland und Semgallen mit Polen vereinigte, mit der Vernichtung seiner politischen Existenz zugleich aufhören. Wir glaubten durch dies Motiv uns um so mehr verbunden durch Zusammenberufung eines ausserordentlichen Landtags, die unbedingte und allgemein gewünschte Unterwerfung unserer Herzogthümer Kurland und Semgallen unter den glorreichen Scepter der unsterblichen Katharina II. beschleunigen zu müssen." Welch' eine sklavische Sprache! Sollte man nicht glauben, die unsterbliche Katharina habe selbst diese Akte diktirt?

also bei allen drei Theilungen eine beträchtliche Anzahl von Menschen mehr, als seine beiden Bundesgenossen, die sich immer mit dem geringsten Theil der Beute abfinden ließen, und zugleich die Scheidewand einrissen, die ihnen zum Schutze gegen den nordischen Koloß hätte dienen können. Die drei polnischen Theilungen, bei denen Rußland immer weit mehr gewann, als die beiden andern Mächte, waren folglich, von aller Moralität hinweggesehen, wenigstens von Seiten Preußens sehr unpolitisch. Es verstärkte die physischen Kräfte seiner Nachbaren, ohne selbst dabei zu gewinnen, und beraubte sich eines getreuen Bundesgenossen, um ein paar Millionen unzufriedener Unterthanen zu bekommen; denn so lange die polnische Sprache leben wird, so lange wird der Wunsch der Polen, ihre Selbständigkeit wieder zu erringen und aufs Neue in die Reihe der unabhängigen Nationen zu treten, fortdauern. Wie sollte man auch den Polen einen solchen Wunsch verdenken können? Sie gehören zu den ältesten Urnationen Europa's; sie haben eine schöne Geschichte voll glänzender Thaten, deren Erinnerung sie mit Stolz erfüllen muß; sie besitzen ihre eigenthümliche Sprache und ihre eigene Literatur; also Alles, was ein Volk der Selbstständigkeit würdig und fähig macht. Daß sie in mancher Hinsicht hinter den meisten übrigen Nationen zurückblieben, war nicht ihre Schuld, sondern die Schuld ihrer Hauptunterdrücker der Russen, die aber rücksichtlich ihrer Gesittung und Aufklärung noch weit tiefer im Hintergrunde stehen. Hätte Rußland sich nicht der Einführung besserer Einrichtungen in Polen von jeher mit so vieler Gewaltsamkeit widersetzt, so würden die Polen gewiß mit jeder andern Nation Europa's, in Betreff ihrer Ausbildung, gleichen Schritt gehalten haben. Daß es ihnen nicht an geistigen Anlagen fehlt, das beweisen viele ihrer Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, auf welche Deutschland, Frankreich und England, wenn sie in deren Sprachen geschrieben hätten, Ursache haben würden, stolz zu seyn.

Welchen Gewinn hat die Menschheit aber von der Zer-

stückelung Polens gehabt? Eine Nation von fünfzehn Millionen kraftvoller, biederer und heldenmüthiger Menschen ward auf Jahrhunderte in ihrer Entwickelung gehemmt, um dem Ehrgeiz eines alten, herrschgierigen Weibes zu fröhnen. Handel, Ackerbau, Künste und Wissenschaften, kurz aller Wohlstand ward durch verheerende innere Kriege und Unruhen, die bloß von fremden Ränkeschmieden und bestochenen Vaterlandsverräthern angezettelt wurden, um diese Nation unter das Joch ausländischer Herrscher zu bringen, vernichtet; das war der schöne Zustand der Ruhe und gesellschaftlichen Ordnung, womit die Diplomaten die Menschheit zu beglücken streben, und von welchem sie auf allen Kongressen bis zum Ekel und Ueberdruß schwätzten. Die Länder der Civilisation, welche einst eine sichere Schutzmauer gegen die schrankenlose Willkühr des nordischen Riesenstaats hatten, wurden durch die Theilung Polens derselben beraubt, und Deutschland, in viele kleine und schwache Staaten zersplittert, würde der Vergrößerungssucht und Ländergier der Selbstherrscher des Nordens Preis gegeben seyn, wenn es ihnen, was Gott verhüten wolle, gelingen sollte, die Polen aufs Neue in ihr Sklavenjoch zu schmieden. Vom Norden ist mehr für die mindermächtigen Staaten, besonders in Deutschland, zu fürchten, als vom Westen und Süden! Das war das herrliche mitternächtliche System der Legitimität, welches man mit so großem Eifer von der Newa bis zum Tajo, und von der Seine und Themse bis zur Donau einführen wollte, und welches jetzt Don Miguel, Nikolaus und Ferdinand VII. nicht allein in Europa, sondern über den ganzen Erdkreis verbreiten möchten! Unbeschränkter Monarchismus und freisinnige Verfassungen sind beständig mit einander im Streit; dieselben Grundsätze, die Rußland zum Vorwande der Zerstückelung und Auflösung Polens gebrauchte, und die der Kaiser Nikolaus in Hinsicht der französischen, belgischen, deutschen und polnischen Revolutionen ausgesprochen hat, können ihm oder seinen Nachfolgern auch leicht einmal zum Vorwande dienen, um sich auf die Länder der Civilisation

zu stürzen, alle zeitgemäße Verfassungen zu vernichten und eine gesellschaftliche Ordnung im russischen Sinne und mit dem russischen Kantschu einzuführen. Wir bedürften eben so wohl und vielleicht noch mehr Gränzfestungen gegen den Norden als gegen den Westen. Das Unglück, was von Mitternacht her droht, könnte leicht verderblicher und unheilbringender werden, als jenes von Abend und Mittag, denn selbst die Persönlichkeit eines Monarchen, der jeden Augenblick sterben, oder seine Ansichten und Entwürfe ändern kann, gewährt eine sehr schwache, hinfällige Bürgschaft für die Sicherheit und die Wohlfahrt der Völker, zumal wenn ein solcher Autokrat die albernen Grillen hegt, daß seine Gewalt vom Himmel stammt, daß alle seine Gedanken und Wünsche Winke der Götter sind, und daß jede freie, den Bedürfnissen der Nationen gemäße Ansicht seinen göttlichen Rechten den Untergang drohet.

Wird Polen als ein kräftiges, selbstständiges und von fremder Gewalt ganz unabhängiges Reich, als eine Scheidewand zwischen dem Süden und Norden hergestellt, dann sind die Staaten der Civilisation gegen jenen Koloß, dessen Grundlage eine unbeschränkte, dem Geiste unserer Zeit und der Stufe unserer sittlichen und geistigen Bildung widersprechende Willkühr ist, vollkommen gesichert! Sollte hingegen Polen jemals in sein voriges Verhältniß gegen Rußland zurückkehren oder gar diesem Reiche als Provinz einverleibt werden, dann könnte Deutschland und selbst Preußen über kurz oder lang gleichfalls das Schicksal haben, von mächtigern Nachbaren unterjocht und getheilt zu werden.

Kein vernünftiger Russe wird die weitere Ausdehnung der Gränzen seines Vaterlandes wünschen. Ein Reich, in welchem man Jahre lang mit einem Eilwagen reisen muß, um bis zu dem Thron des Regenten zu gelangen, kann nur durch den furchtbarsten Despotismus zusammen gehalten werden, denn sonst geräth es in einen Zustand gänzlicher Anarchie und Auflösung; die Beamten machen sich zu unumschränkten Bedrückern ihrer Untergebenen, und wenn diese das lastende Joch

nicht länger ertragen können, so verfällt das kolossale Reich, wie eine Kugel von Queckſilber, zum Heile der Menſchheit, in tauſend Trümmer. Dies haben die ländersüchtigen Selbſtherrſcher des Nordens ſehr gut eingeſehen, und daher die despotiſche Strenge, mit welcher ſie jedem Lichtſtrahl zu wehren ſuchen, der ihr mitternächtliches Reich erleuchten, und die verdummten Thiermenſchen, die es bewohnen, über ihre Rechte und ihr Intereſſe aufklären könnte! Allein dennoch wird hoffentlich dieſe unbeſchränkte Willkühr nicht lange mehr dauern; es iſt bereits zu viel Licht im Innern verbreitet und die Vorſehung hat die Menſchheit nicht dazu beſtimmt, um ewig das willenloſe Spielwerk herrſchgieriger Ehrſucht und Bedrückung zu ſeyn. Je weiter und je ſchneller das ruſſiſche Reich ſich ausdehnt und vergrößert, je früher wird es untergehen, und entweder die Beute fremder ländergieriger Nachbaren oder einheimiſcher Großen werden, die es, wie einſt die Feldherren des macedoniſchen Alexanders, unter ſich vertheilen, wofern nicht die Völker, des Sklavenjochs müde, ſich ſelbſt Verfaſſungen geben, die mit der Vernunft und mit den Rechten der Menſchen in Einklang ſtehen. Rußland iſt aus zu vielen heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, um auf die Dauer ſich zu halten. Religion, Geſittung, Sprache, Lebensbedürfniſſe, Gewerbe und Intereſſen der vielen Völkerſchaften ſind zu verſchieden und zu widerſprechend, und die Ausdehnung des Flächenraums iſt zu groß, als daß dieſes ungeheure Rieſenreich ſich jemals zu einem wohlgeordneten Ganzen erheben könnte. Warum ſtrebt alſo Kaiſer Nikolaus mit ſo großem Eifer dahin, ſeine Selbſtherrſchaft noch immer mehr zu erweitern? Wahrlich, nicht um Glück, Wohlſtand, Aufklärung und Sittlichkeit über die Völker zu verbreiten, ſondern bloß um die traurige Ehre, abſoluter Gebieter über viele Millionen ſtumpfſinniger, verdummter Sklaven zu ſeyn!

Die Einverleibung Polens würde, wenn die Polen unglücklich genug wären, von Rußland aufs Neue unterjocht zu werden, ihr glühendes Verlangen, die Selbſtſtändigkeit ihres

Vaterlandes zu erringen, nimmermehr in ihren Herzen verlöschen. Man würde dann zwar die polnischen Krieger in das Innere von Rußland verlegen können, allein gerade hiedurch würden die freiheitliebenden Polen in nähere Berührungen mit den Russen gesetzt werden und eine Masse von Ideen verbreiten, die dem unbeschränkten Monarchismus sehr verderblich seyn könnten! —

Schon die Verbindung der deutsch-russischen Provinzen mit dem orientalisch-despotischen Kaiserstaat war ein wichtiger Schritt zur künftigen Zertrümmerung oder zur gänzlichen Umwandlung desselben. Die Esthländer, Liefländer und Kurländer befinden sich auf einer Stufe von Ausbildung, auf welcher sie eben so gut, wie irgend ein anderes Volk Europa's, die Einführung einer freisinnigen, der europäischen Civilisation und dem allgemeinen Bedürfniß entsprechenden Verfassung verlangen und erwarten können. Wie lange glaubt Ihr denn, daß die Bewohner Esthlands, Liefslands, Kurlands und selbst Ingermannlands noch das Joch schrankenloser Willkühr ertragen werden? Sie werden es eben so gut, wie die Polen und wie die Franzosen von dem wunden Nacken abschütteln, denn die despotische Härte, mit welcher man ihnen allen geistigen Verkehr mit dem übrigen Europa erschwert und entzieht, die ängstliche, lauernde Sorge, womit man jeden ihrer Schritte bewacht, jedes ihrer Worte belauscht, die Anstalten, die man trifft, und von jeher getroffen hat, diese Völkerschaften in denselben Zustand von Rohheit und Stumpfsinn zu versetzen, in welchem sich Korjäken, Kalmücken und Baschkiren befinden; Alles dies wird über kurz oder lang die nämlichen Wirkungen hervorbringen, die ähnliche Maßregeln in Frankreich, in mehreren deutschen Ländern, in Italien u. s. w. gehabt haben, und man wird jenen Völkerschaften gleichfalls freisinnigere Institutionen zugestehen müssen, wofern man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie mit Gewalt nehmen, was man ihnen gütlich zu geben verweigert, und wofern man überdies nicht sogar noch den Verdruß haben will, die Oberherrschaft über die

Ostseeprovinzen, die Peter I. und Katharina II. mit Gewalt und List ihrem Reiche einverleibt haben, ganz zu verlieren. Die angränzenden, altrussischen Provinzen werden dann auch gleiche Rechte und gleiche Freiheiten begehren, und so wird sich, ehe man es glaubt, dasselbe Streben nach liberalen Verfassungen bei allen Völkern Rußlands, die nicht ganz und gar zu Thieren herabgewürdiget sind, verbreiten. Man wird nicht alle Menschen aufhängen, nicht alle nach den Bergwerken und nach Siberien schicken können!

Polen wird nicht untergehen! Ein Volk, das so treu, wie die Polen, die Idee, seine verlorene Freiheit und Selbstständigkeit wieder zu erringen, bewahrt; ein Volk, das mit so bewundernswürdigem und begeistertem Heldenmuth um die heiligsten Güter des Lebens kämpft, ist fähig und würdig, sie zu erlangen, zu besitzen und zu genießen! Kein Nikolaus und kein Diebitsch werden mit ihren Heeren und mit ihren despotischen Großprahlereien und Drohungen es in Schrecken setzen oder es gar unterjochen! Das Zeitalter des schrankenlosen Despotismus ist der Menschheit wie ein banger, schwerer Traum vorübergegangen; aber das Zeitalter der Vernunft, der Freiheit und der Wiedergeburt der Nationen, dessen Morgenroth so herrlich an dem schönen Himmel Griechenlands strahlte, ist erschienen! Die Völker werden künftig nicht mehr nach Veroneser Geigen tanzen; sie sind es müde, das elende Spielwerk der Willkühr und der Herrschsucht von ein paar Dutzend Familien zu seyn, von denen manche sich weder durch Tugend, noch durch Klugheit, noch durch irgend einen andern geistigen oder sittlichen Vorzug, wohl aber durch Thorheiten, Laster und Unsitten auszeichnen! Sie wollen Regenten, aber keine Despoten, Fürsten, aber keine Tyrannen haben! Vergebens werden Zwingherrschaft, Pfaffenthum und Aristokratismus alle ihre Kräfte aufbieten, um das gewaltige Streben der Nationen nach Verbesserung ihres Zustandes zu hemmen; vergebens werden Fürsten- und Ministerkongresse sich bemühen, dem menschlichen Geiste Fesseln zu schmieden; die Menschheit ist von der

Vorsehung nicht zum Stillstehen oder gar zum Zurückgehen, sondern zum Fortschreiten und zu höherer Veredlung bestimmt, und das weiseste und mächtigste aller Wesen wird seine Plane durch keine Türkenbändiger und durch keine Selbstherrscher aus Mitternacht vereiteln lassen.

Man hat oft gefragt: was haben den Polen alle ihre Anstrengungen, was alle Ströme von Blut geholfen, die sie für die Erhaltung und Wiedererlangung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit vergossen haben? O sehr viel! Diese Ströme von Blut, welche, wie es scheint, unnütz vergossen wurden, diese Heldenthaten, welche die Polen gegen ihre übermächtigen und übermüthigen Feinde vollbrachten, die Erinnerungen an die Tage von Zilence, von Polonny, von Dobienca, von Warschau (am 17. und 18. April 1794), ja selbst das traurige, aber doch erhebende Andenken an den Unglückstag von Maciejowice; dieß Alles war die Saat zu noch größern und glücklichern Thaten, die jetzt geschehen. Die Polen erlangten dadurch jenes heroische Selbstvertrauen, jene moralische Kraft, durch welche es einer, an Mannszahl geringen Macht möglich wird, auch die größten Heere zu schlagen und zu vernichten. Viele von ihnen, die voll Trauer und Schmerz ihr zertrümmertes Vaterland, ihre Verwandten und Freunde verlassen mußten, wurden in der Schule des größten Feldherrn der beiden letzten Jahrtausende gebildet, und werden jetzt, wofern nicht alle Hoffnungen trügen, leichter als sonst, im Stande seyn, dasselbe Vaterland wieder ins Daseyn zurück zu rufen, und zu neuem, höheren Glanze zu erheben!

Polen wird nicht untergehen! Alle die Gräuel, welche von Sievers, Igelström, Suwarow, Szekuly, Konstantin und Diebitsch, und ihren barbarischen Horden verübt wurden, werden gerächt werden!

Hätte aber auch wirklich das Glück des Krieges, das so oft sich ungerecht und wankelmüthig beweist, den Heeren des mitternächtlichen Selbstherrschers den Sieg zugewandt; wären auch alle die heldenmüthigen Männer, die bei Praga, bei

Grochow und an andern Orten gekämpft haben, auf dem Schlachtfelde geblieben, so würde dennoch Polen nicht untergegangen seyn; es würde ewig in der Weltgeschichte unter den ruhmwürdigsten Völkern glänzen, und nach einer kurzen Reihe von Jahren würde ein neues Geschlecht sich erheben, um den Tod seiner Väter an den nordischen Bedrückern zu rächen!

Die ganze gebildete Menschheit blickt mit inniger Theilnahme, mit Achtung und Bewunderung auf Polen hin, denn daß der Autokrat an der Newa, sein Feldhauptmann Diebitsch, der an der Weichsel und am Bug die Lorbeeren verloren hat, die er am Fuße des Balkan mit so leichter Mühe gepflückt hatte, und einige elende Schmarotzer der absoluten, fürstlichen Willkühr die Polen für strafwürdige Rebellen erklären, ist Unsinn, der sich bloß als das Ergebniß eines unüberlegten Zorns einigermaßen entschuldigen, aber niemals rechtfertigen läßt. Der Kaiser von Rußland wird hoffentlich bald in den Fall kommen, mit jenen, von ihm sogenannten Rebellen Frieden zu schließen und auf einen Thron zu verzichten, auf den er niemals die mindesten rechtmäßigen Ansprüche machen konnte.

Wir haben bereits gesehen, durch welche schändliche Mittel Polen von Rußland nach und nach seiner Provinzen und endlich sogar seiner Selbstständigkeit und seines politischen Daseyns beraubt ward. Bürger wurden gegen Bürger, der König gegen sein Volk und dieses wiederum gegen seine Obrigkeiten verhetzt und aufgewiegelt; die Hochverräther Felix Potocki, Rzewucki, Branecki, Kossakowski und Andere mußten falsche Urkunden schmieden, und unter dem Schutze von Katharina's mordbrennerischen Heeren in ihr Vaterland ziehen, um überall Jammer, Elend, Zwiespalt, Raub und Mord zu verbreiten, und die Nation zur Verzweiflung zu bringen. Kein Verbrechen war so empörend und schrecklich, das die große Selbstherrscherin nicht gut hieß und belohnte, wenn es nur zur Erreichung ihrer despotischen und

ſelbſtſüchtigen Abſichten diente. Was ſie nicht durch lockende Verheißungen und Beſtechungen erlangen konnte, das ſuchte ſie nebſt ihren Geſandten und Feldherren Repnin, Stackelberg, Igelſtröm, Sievers, Suwarow, und wie dieſe Ungeheuer weiter hießen, durch Drohungen, Mißhandlungen jeglicher Art, durch Landesverweiſungen, Verbannung nach Siberien, vieljährige, oft lebenslängliche Gefängnißſtrafe, ſo wie durch die fürchterlichſten Räuber- und Mörderſcenen zu bewirken. Praga, Wilna, Pulawy, ja ganz Polen und Lithauen ſind Zeugen hievon geweſen, und ſelbſt manche Mitglieder der vornehmſten und achtungswertheſten Familien, die Fürſten Adam Caſimir Czartoryski *), Karl Radziwill, Giedroyc, die Grafen Malachowski, Ignaz Potocki, Michael Oginski, der General Dombrowski, der, als dramatiſcher Dichter und hiſtoriſcher Schriftſteller berühmte, noch lebende Julian Urſin Niemcewicz und

*) Dieſer Fürſt Adam Caſimir Czartoryski war einer der edelſten und geiſtvollſten Männer ſeiner Nation und ſeiner Zeit. Beſonders eifrig war er für die Beförderung der Wiſſenſchaften und der Künſte, ſo wie für die Verbeſſerung der Schulen und der Lehranſtalten beſorgt, weßhalb man ihn den polniſchen Mäcenas nannte. Er ſelbſt war gleichfalls vortrefflicher dramatiſcher Schriftſteller, und beſaß ſehr ausgebreitete wiſſenſchaftliche und linguiſtiſche Kenntniſſe. Sein Schloß zu Pulawy war der Verſammlungsort aller Polen, die ſich durch Tugend, Vaterlandsliebe, Geiſt, wiſſenſchaftliche und andere Verdienſte auszeichneten. Die Kaiſerin Katharina ließ alle Güter des Fürſten Czartoryski und beſonders Pulawy plündern und verwüſten. Auch im gegenwärtigen Kriege iſt das ſchöne Pulawy, wo die verwittwete Fürſtin noch lebt, wieder von den Ruſſen verheert worden. Der Fürſt Adam Caſimir hinterließ drei Kinder; eine Tochter, die an den Herzog Alexander von Würtemberg vermählt war, und zwei Prinzen, Adam Georg und Conſtantin, beide würdige Söhne eines würdigen Vaters. Der ältere, Adam Georg, iſt Präſident der jetzigen polniſchen Regierung und der Enkel des Fürſten Adam Caſimir, nemlich der Herzog Adam von Würtemberg iſt General in ruſſiſchen Dienſten. Mehrere biographiſche Nachrichten ſowohl von Adam Caſimir, als von Adam Georg Czartoryski findet man in dem Précis historique du partage de la Pologne par M. Brougham. Par. 1831, p. 273 pp.

noch Andere mußten theils durch große Verluste an ihrem Vermögen, theils durch Verbannung, theils durch lange Gefängnißstrafen dafür büßen, daß sie keine Hochverräther, sondern Freunde und Vertheidiger der Freiheit und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes waren.

Wie wir ferner sahen, ward der Reichstag zu Grodno durch Kanonen und Bajonette gezwungen, mit Rußland und Preußen Abtretungsverträge über mehr als die Hälfte desjenigen Theils von Polen, den man bei der ersten Zerstückelung noch übrig gelassen hatte, zu schließen. Daß Verträge, die auf eine solche Weise erzwungen sind, weder für die Gewalthaber des beraubten Staats, noch für die, in den abgetretenen Provinzen lebenden Bewohner nicht die mindeste Verbindlichkeit haben können, wird Jeder, dem nicht alles Gefühl für Recht und Gerechtigkeit fremd ist, zugeben.

Fast noch empörender, als die erste Theilung vom Jahr 1772 waren die beiden letzten Zerstückelungen und die Auflösung des polnischen Reichs. Sie wurden, gleich jener, mitten im tiefsten Frieden, mit Verachtung und frecher Verhöhnung aller, unter gebildeten Nationen anerkannten Grundsätze des Völkerrechts, und unter dem wissentlich erlogenen und verläumderischen Vorwande vollbracht, als habe der konstitutionelle Reichstag durch jakobinische Grundsätze, die in der Verfassungsurkunde sollten aufgestellt und von den Reichtagsmitgliedern verbreitet worden seyn, die Ruhe und gesellschaftliche Ordnung der Nachbarstaaten bedrohet! — Wer beging aber jene Unbill? Wer bediente sich jenes lügenhaften Vorwandes? Dieselben Mächte, von denen im Jahr 1772 für ungeheure Opfer, welche Polen ihnen hätte bringen müssen, die künftige Unverletzbarkeit und Untheilbarkeit des Ueberrestes dieser Republik auf das Heiligste garantirt worden war. Ja, eine dieser Mächte hatte sogar jene Verfassungsurkunde zu mehreren Malen genehmigt und belobt, und mit Polen einen feierlichen Vertrag geschlossen, dieselbe aufrecht erhalten, im Fall eines Angriffs schützen, und zu ihrer Vertheidigung

mit allen Kräften Beiſtand leiſten zu wollen! Eine ſo räuberiſche Ungerechtigkeit und Treuloſigkeit mußte die ganze gebildete und geſittete Menſchheit in Staunen verſetzen; wo die heiligſten Rechte der Völker auf eine ſolche Weiſe mit Füßen getreten, wo die feierlichſten Verträge ſo treulos und unwürdig gebrochen werden, da fällt alles Vertrauen zu der Redlichkeit der Gewalthabenden hinweg, und die räuberiſchen Uſurpatoren ſind keineswegs befugt, von den, durch ſolche Mittel unterjochten Völkern Gehorſam und Treue zu fordern, noch weniger aber befugt, dieſelben in dem Fall, daß ſie das ungerechte Joch abzuſchütteln verſuchen, für Rebellen zu erklären und als Empörer zu behandeln. Wer Andern nicht Treue und Glauben hält, darf auch von ihnen weder Treue, noch Glauben erwarten, und ſowohl nach den Grundſätzen der Moral, als des Völkerrechts, iſt jede Nation, die durch widerrechtliche Anmaßung einer fremden Oberherrſchaft unterworfen, vollkommen berechtigt, ſich derſelben zu entziehen! Dieß iſt keine neue und empöreriſche Lehre; es iſt derſelbe Grundſatz, der in den Jahren 1813 und 1814 von Rußland, Preußen und Oeſterreich in öffentlichen Aufrufen ſelbſt an ſolche Völker ausgeſprochen wurde, die durch förmliche Friedensſchlüſſe, und nicht durch ſo ſchändlich erzwungene Verträge, wie jene polniſche Theilungsverträge, der Souveränität Napoleons und ſeiner Brüder unterworfen wurden! Konnte man die Franzoſen, die Italiener, die Holländer, die Niederländer, die Heſſen, die Hamburger, die Lübecker, die Hannoveraner, die Oldenburger, Braunſchweiger und Andere, als deren Herren man Napoleon und ſeine Brüder, durch häufige Verträge oft und feierlich anerkannt hatte, auffordern und anreizen, wider dieſe von den obigen Fürſten anerkannten Herren die Waffen zu ergreifen, und unter die ehemaligen Scepter zurück zu kehren; wie kann man denn die Polen deßhalb für Rebellen ſchelten, weil ſie gegen Rußland, welches bei weitem kein ſo gutes Recht über Polen hatte, als Napoleon über mehrere der obengenannten Völker, die Waffen

ergreifen? Geſtanden überdieß nicht die Fürſten, welche jene Aufrufe erließen, dadurch zu, daß ſowohl die Uebertragung, als die Zurücknahme der Regierungsrechte von den Völkern abhängt?

Seit den Theilungen und der Auflöſung des polniſchen Reichs iſt kein Volk, wenn es im tiefſten Frieden lebt und keinem ſeiner Nachbarn gegründeten Anlaß zur Unzufriedenheit gibt, für einen Augenblick ſeiner Selbſtſtändigkeit ſicher, und das iſt nicht allein ein großes Unglück für die Staaten im Ganzen genommen, ſondern auch für die einzelnen Mitglieder und für Fremde, deren beſondere Intereſſen oft auf das Innigſte mit den öffentlichen verwebt ſind. Freilich waren ſchon vorher die Nationen dem Ungemach des Krieges und allem daraus entſpringenden Elend ausgeſetzt, und ſie werden es ſeyn, ſo lange ihre Regenten nicht ihre Herrſchgier, ihren Ehrgeiz, ihre Leidenſchaften und Launen zu mäßigen wiſſen, und ſo lange man ſtehende Heere hat, über die ſie nach Willkühr und Gutdünken verfügen können; allein während des Friedens ſetzte man doch noch wechſelſeitig einiges Vertrauen in Biederſinn und Redlichkeit; man hatte keine Ahnung von einer ſolchen unwürdigen Treuloſigkeit, und baucte auf die Erfüllung der Verträge, die im Namen des höchſten Weſens geſchloſſen wurden. Nach jenem ſchrecklichen Beiſpiel, wo der höchſte Grad diplomatiſcher und politiſcher Schlechtigkeit und Falſchheit offenbar ward, dürfen die Nationen gar nicht mehr auf die feierlichſten Zuſicherungen ihrer Machthaber bauen, denn ſie haben ſowohl bei Polen, als bei andern Gelegenheiten bewieſen, daß Völker- und Menſchenrechte, Verträge und Verheißungen, ja, daß ſelbſt Manchen ihre Eide nur ſo lange heilig ſind und von ihnen erfüllt werden, als es ihren Intereſſen, ihren Leidenſchaften und Launen entſpricht.

Die Mediatiſation vieler deutſchen Fürſten und Grafen, und die Unterwerfung der freien Reichsſtädte waren große Maßregeln, die mit der Theilung und Unterjochung Polens viele Aehnlichkeit hatten, und die, wenn Ungerechtigkeiten ſich durch

Beispiele rechtfertigen ließen, durch das Schicksal Polens vielleicht am beßten gerechtfertigt werden konnten. Allein den mediatisirten Völkerschaften ward doch nicht ihre deutsche Volksthümlichkeit geraubt. Man wollte sie nicht zwingen, ihren Nationalcharakter zu verleugnen, ihre Sprache und Sitten zu verändern, und aufzuhören, Deutsche zu seyn. Bloß die kleine, unbedeutende Pflicht ward ihnen auferlegt, einen Standesherrn zu mästen und einen Landesherrn füttern zu helfen. Die Mediatisation der fürstlichen und gräflichen Stände des heiligen römischen Reiches hätte selbst manches Nützliche wirken können, wäre den meisten Landesherren nur nicht weit mehr an der Erweiterung ihrer, ihnen zu engen Gränzen, als an der Beförderung des Wohls ihrer Völker gelegen gewesen.

Die Säkularisation war die einzige Maßregel der Art, die man mit vernünftigen Gründen rechtfertigen konnte. Pfaffenherrschaft und Teufelsherrschaft gehören in eine Kategorie; sie sind beide in gleichem Grade verderblich für die armen Menschen, die ihnen unterworfen sind. Die Nachfolger Jesu sollen keine weltlichen Herrscher, keine gnädigen Herren, sondern hübsch demüthig seyn, wie ihr Herr und Meister auch war. Sie sollen nicht in prachtvollen Kutschen mit Sechsen fahren, sondern fein sittsam zu Fuß von Jerusalem nach Samaria, Kapernaum, und in die Gegend der Gadarener Sauhändler wandern, und höchstens jährlich einmal einen Spazierritt auf einer geduldigen Eselin machen, denn das that der Heiland gleichfalls. Wenn sie aber irdische Regenten und Gebieter sind, dann trachten sie bloß nach der Milch und der Wolle ihrer Heerden, und verlieren das zeitliche und ewige Heil derselben ganz aus den Augen. Ueber dem Glanz des irdischen Mammons vergessen sie die himmlischen Güter, und trösten die armen, seufzenden Kreaturen, die unter ihrem Krummstabe verhungern, mit dem Sprüchlein: Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr! Darum ist es recht gut, daß die geistlichen Fürstenthümer und Herrschaften an weltliche Regenten vertheilt sind; nur hätten die letz-

tern nicht alle die Schätze, die ihnen durch die Säkularisation zufielen, mit ihren Buhlerinnen und Hofschranzen verschwelgen, an christliche und jüdische Wucherer verschleudern, und mit kindischem Soldatenspiel, wodurch ihre kleinen Länder nur unnützer Weise gedrückt werden, hindurchbringen, sondern auch Etwas davon zum Heil der Völker, auf Beförderung des Handels, der Künste, der Gewerbe und des Landbaues, und auf Verbesserung der Lehr- und Schulanstalten verwenden sollen; denn in manchen, vormals geistlichen Fürstenthümern und Stiftern, die den weltlichen Herren zugetheilt wurden, herrschen noch jetzt Dummheit, Armuth, Bettel, Stumpfsinn, Rohheit und Unsittlichkeit in eben so hohem Grade, wie damals, als die Menschen, welche dort hausen, Schafe und Böcke geistlicher Hirten waren. Die reichen Schätze der Bisthümer und Klöster, und manche von den letztern selbst sind in die Hände von H — n, von christlichen und jüdischen Gaunern, von bebänderten und besternten Schmarotzern und Speichelleckern, von Kommissarien und Lieferanten übergegangen, und zum Besten der armen Schafe ist auch kein Kreuzer verwandt worden. Dagegen waren manche von Deutschlands Fürsten, und selbst protestantische, eifrigst bemüht, mit dem Dalai-Lama, der auf dem heiligen (Nacht-) Stuhl im Vatikan thront, Konkordate zu schließen; um zum Seelenheil ihrer katholischen Landeseinwohner reichbegabte Erzbisthümer, Bisthümer und Domkapitel zu stiften. Sahe man denn gar nicht ein, daß Erzbischöfe, Bischöfe und Domherren durchaus kein wesentliches Erforderniß der katholischen Kirche sind, und daß man die großen Summen, von denen sie sich mästen, weit nützlicher auf Errichtung und Verbesserung katholischer Schulen hätte verwenden können? Oder glaubte man vielleicht, wie der Selbstherrscher von Mitternacht, daß eine Heerde dummer, menschenähnlicher Schafe leichter und bequemer zu regieren sey, als ein Volk von aufgeklärten, mit ihrer Würde, ihren Rechten und ihren Pflichten bekannter Menschen? Unmöglich können deutsche, liberaldenkende Fürsten durch eine

so unwürdige Ansicht sich haben bestimmen lassen! Unmöglich können sie den Wunsch hegen, die Menschheit wieder in das schwarze, grauenvolle Dunkel zurück zu stürzen, aus welchem sie sich durch so blutige, furchtbare Kämpfe hat losreißen müssen!

Doch wieder zu den Polen!

Durch die drei Theilungsverträge, deren Unterzeichnung auf die gewaltsamste, schändlichste und empörendste Weise erzwungen ward, konnte Rußland durchaus keinen rechtmäßigen Titel der Oberherrlichkeit über Polen erwerben; sie gaben den theilenden Mächten keine Rechte, und legten der zerrissenen Nation keine Pflichten auf, und eben so wenig konnte dieß die, gleichfalls durch gewaltthätig und grausame Maßregeln erzwungene Huldigung bewirken; denn wer einem Andern als seinem Regenten und Oberherrn huldigen soll, muß vollkommene Freiheit des Willens haben; er muß nicht mit Kerker und Ketten, nicht mit Verweisung aus einem geliebten Vaterlande, nicht mit Verbannung in öde, eisige Steppen, nicht mit entehrenden Strafen, mit Verstümmelungen des Körpers, oder gar mit dem Verlust des Lebens bedrohet seyn. Der, welcher die Huldigung fordert, muß dagegen mit einem, unter gebildeten Nationen anerkannten Rechtsanspruch, der ihm die Befugniß zur Oberherrschaft giebt, und wäre es auch nur der jämmerliche und abscheuliche Titel des Eroberungsrechts, versehen seyn, sonst verbindet und berechtiget die, ohne verpflichtenden Grund geleistete Huldigung zu nichts.

Verträge, welche, unter einem falschen und erlogenen Vorwande, mitten im Frieden, durch die niederträchtigsten Ränke und Bestechungen, durch offenbare Gewalt, durch Mißhandlungen und Grausamkeiten, durch Drohen mit Kanonen und Schwerdtern, mit Fesseln, Kerkern, Vermögensberaubung und Verbannung erzwungen werden, können so wenig in der Politik, als im bürgerlichen Leben Gültigkeit haben.

Aber erwiedert man: „der Wiener Congreß hat dem Kaiser Alexander das jetzige Königreich Polen zugesprochen,

und bei den Entscheidungen dieses so berühmten, erleuchteten, um das Beßte der Menschheit hochverdienten Kongresses muß es bleiben."

Ich werde freilich über diesen Gegenstand an einem andern Orte ausführlicher sprechen, indessen muß ich doch schon hier der Vollständigkeit wegen über den Wiener Kongreß, und besonders über dessen Verfahren in Hinsicht auf Polen Einiges bemerken.

Jener große Länder-, Völker- und Seelenmarkt, dessen Vorsteher und Leiter sich das Recht anmaßten, über das Schicksal der Nationen zu entscheiden, bestand bloß aus einer Versammlung von Fürsten und Diplomaten, welche mit Ländern und Menschen schacherten, als ob es alte Kleider und Möbeln wären. Diejenigen, welche durch ihre schlechte Politik, durch ihre Herrschsucht, ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit und Schwäche Alles verdorben hatten, waren dort theils persönlich durch ihre überklugen Abgeordneten, die eigentlich die Hauptverderber waren, erschienen, und führten das lauteste Wort; die, welche Alles mit ihrem Blut, ihrem Leben, ihrem Vermögen wieder gut gemacht hatten, nemlich die Völker, wurden nicht zugezogen, und nicht über ihre Bedürfnisse und Wünsche gehört, obgleich es wohl billig und wünschenswerth gewesen wäre, Nationalversammlungen in den verschiedenen Ländern, deren Einwohner so große Opfer gebracht hatten, zusammen zu berufen, um ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Ansichten zu vernehmen, und nach diesem Maßstabe, dem einzig richtigen und guten, Alles zu ordnen. Sogar manche bedeutende Fürsten, denen es an Weisheit, Kenntniß und gutem Willen für das Beßte der Menschheit und für das Wohl ihrer Völker nicht fehlte, ward das Stimmrecht bei diesen Berathungen verweigert, weil man glaubte, daß sie, die nicht über viele Millionen Menschen, und nicht über Tausende von Quadratmeilen geboten, auch nicht so viel Einsicht haben könnten, um bei so wichtigen Verhandlungen eine Stimme zu haben, und einen vernünftigen Rath zu ertheilen. Von

den Interessen der Nation war übrigens wenig die Rede, und was darüber festgesetzt ward, wurde so auf Schrauben gestellt, daß es fast jeglicher Deutung fähig war, wie zum Beispiel die Bestimmungen in Betreff der stellvertretenden Verfassungen, der Preßfreiheit, der Freiheit des Handels und anderer sehr wichtiger Gegenstände. Desto eifriger ward über Länderabtretungen, über Seelenzahl, über gevierte Meilen, über Einverleibungen und Vereinigungen von Staaten und Provinzen gehandelt; und man vereinigte mit geringer Mühe in den Protokollen, was nicht die entfernteste Wahlverwandtschaft hatte, und durch Verschiedenheit der Sitten, der Religion, der Sprache, der Interessen, ja oft durch wechselseitigen, unauslöschlichen Nationalhaß, wie Holland und Belgien, Rußland und Polen, Eines das Andere von sich zurückstieß *). Große Länder und Provinzen wurden andern Ländern einverleibt, gegen deren Regenten und Bewohner sie einen natürlichen Widerwillen hatten. Es scheint fast, daß Napoleons plötzliche Rückkehr nach Frankreich auf die Geister des Wiener Kongresses denselben Einfluß hatte, wie das Herabfahren Jehovah's vom Himmel auf die Sprachen der Erbauer des berühmten Thurms zu Babel! Die, dort und auf mehreren nachfolgenden Kongressen gepflogene Weisheit hat sich durch das, was in Spanien, in Portugal, in Piemont, in Neapel, in Griechenland geschehen ist und zum Theil noch geschieht, nicht sehr ruhmwürdig bewiesen, und wird aufs Neue durch die Ereignisse in Frankreich, in Belgien, in Sachsen, in Braunschweig, in Hessen, in Polen auf das Kräftigste für das gerade Gegentheil von dem erklärt, was man Weisheit nennt. Man war für die Befriedigung des Ehrgeizes und der Vergrößerungssucht mancher Herrscher, für die Le-

*) Man vergleiche auch Du Congrès de Vienne, par M. de Pradt, 2 Tomes. Par. 1815, und Histoire du Congrès de Vienne, par l'auteur de la diplomatie française (Flassan). 3 Tomes. Par. 1829.

gitimität, die Stabilität, die absolute monarchische Gewalt, kurz für die sogenannten göttlichen Rechte der Fürsten etwas zu eifrig besorgt, und vergaß darüber ganz die menschlichen Rechte der Völker!

Der Wiener Kongreß hatte kein Recht, über Polens Schicksal zu verfügen; denn Polen war kein von den, dort entscheidenden Mächten erobertes, oder denselben auf irgend eine andere, rechtmäßige Weise untergeordnetes Land; auch hatte die polnische Nation diese Mächte und ihre Minister keineswegs bevollmächtigt, über Polens künftiges Loos zu bestimmen; folglich konnten die Verfügungen dieser, der polnischen Nation ganz fremden Fürsten- und Ministerversammlung durchaus keine Verpflichtung für die Polen bewirken, wofern sie nicht selbst zugezogen wurden, und ihre freie Einwilligung dazu ertheilten. Der Wiener Kongreß konnte Andern nicht mehr Rechte übertragen, als er selbst besaß, und auf das Großherzogthum Warschau, von welchem das jetzige Königreich Polen nur ein Theil ist, hatte er gar keine Rechte.

Diese Fürsten- und Ministerversammlung, auf welche die ganze gebildete Menschheit ihre Augen gerichtet hatte, von welcher ganz Europa einen für die Völker beglückenden und beruhigenden Zustand, weise, dem Geiste der Zeit, so wie den Bedürfnissen und der Gesittung der Nationen gemäße Anordnungen und Einrichtungen erwartete, hat überhaupt den großen und schönen Hoffnungen, die man sich machte, auf eine wenig Ruhm bringende Weise entsprochen. Alle Usurpationen, die unter Napoleons Herrschergewalt, und auf dessen Antrieb von den Rheinbundsfürsten gegen ihre ehemaligen Mitstände vollzogen waren, wurden als gut und gerecht bestätigt; Sachsen, die erste und schönste Zierde Deutschlands, so voll Geist und Gemüth erhebender Erinnerungen, dieses edle, einst so blühende Sachsen, das die unsterblichsten und glänzendsten Verdienste um die ganze Menschheit sich erworben, nie seinen Nachbaren ein Unrecht gethan, und dessen Bewohner eben so

treu und tapfer, wie irgend ein anderes deutsches Volk, gegen die fremde Willkühr gekämpft hatten, ward zum Kummer jedes ächtdeutschen Mannes grausam zerrissen, weil sein König das ungeheure Verbrechen begangen hatte, sein Wort halten und kein Meineidiger werden zu wollen. Genua, das einst mit Venedig um die Herrschaft des Meeres stritt, ward einem kleinen, engherzigen, abergläubischen Despoten zu Theil, dessen Ahnherren nur durch List, und elende Ränke, nach und nach, zu einer Höhe hinaufgekrochen waren, auf welcher sie, ohne fremde Hülfe, sich nicht halten konnten, und dennoch fast immer an denen zu Verräthern wurden, die ihnen edelmüthigen Beistand leisteten. England hatte den Genuesern die Wiedererlangung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit unter der Bedingung feierlich zugesichert, daß sie der englischen Flotte und deren Mannschaft ihre Häfen und ihre Stadt öffnen sollten; es geschah; die republikanische Verfassung ward hergestellt, allein schon nach einigen Tagen, als die Einwohner kaum ihr Herr Gott dich loben wir, und ihre Freudenfeste wegen der hergestellten Freiheit beendigt hatten, langte die Nachricht an, daß Genua durch einen Beschluß des Wiener Kongresses einem Gewalthaber zugetheilt sey, dessen Vorfahren von jeher sich als die erbittertsten Feinde gegen die Genueser betragen hatten, und mit einem Staat vereinigt werden sollte, dessen Bewohner von dem giftigsten Nationalhaß gegen sie beseelt waren! Genua und Venedig waren die einzigen italienischen Staaten der neuern Zeit, die sich wahrhaft großer Thaten rühmen durften, an welche Geist erhebende Errinnerungen sich knüpfen konnten; allein sie hatten das unverzeihliche Verbrechen begangen, Republiken gewesen zu seyn, und obgleich die größte Masse dieser beiden Völkerschaften unter den aristokratischen Formen wenig Freiheit genossen hatte, so zitterte man doch eben so sehr vor dem Wort Republik, wie vor dem Namen Napoleon *), weil man immerdar

*) Diese Furcht gieng wahrlich in manchen Fällen bis zum Kindischen und Burlesken! So ward in einem großen europäischen und

fürchtete, die aristokratischen Ideen möchten sich in demokratische verwandeln, denn die ephemeren italienischen Republiken, die cisalpinische, die ligurische, die römische, die parthenopeische waren bereits mit demokratischen Formen da gewesen, und bloß dem „korsischen Tieger, dem illegitimen Usurpator, dem Thronerstürmenden Despoten," wie man ihn nannte, verdankte man es, daß sie plötzlich wieder vom Erdboden verschwanden. Man wollte so viel möglich Alles, was nur irgend an eine republikanische Form erinnern, und dadurch dem monarchischen Prinzip im Mindesten gefährlich werden konnte, aus der Welt verbannen, und darum mußte das so berühmte Genua, trotz aller Zusicherungen, daß es seine Freiheit und Selbstständigkeit behalten sollte, unter dem ruhmlosen und despotischen Scepter der ehemaligen Grafen von Savoyen sich beugen, wodurch aller Wohlstand und aller Handel der Genueser vernichtet ward. Wegen der Italiener hätte man indessen keine Ursache gehabt, so ängstlich zu seyn: sie mögen in offenem Felde kein fremdes, und noch weniger ihr eigenes Blut fließen sehen, so gerne sie auch meuchelmörderisch das erstere vergießen.

Bei der Vereinigung Belgiens mit Holland ward eben so wenig auf das Heil und auf die Gesittung der Völker Rücksicht genommen. Mochte der König der Niederlande gleich ein noch so vortrefflicher Fürst und die Verfassung noch so liberal und milde seyn, so ward hiedurch den Belgiern immer der Verlust des großen Marktplatzes, den sie für den Absatz ihrer Waaren an Frankreich gehabt hatten, und der ihnen durch die Vereinigung mit Holland plötzlich entrissen wurde,

---

deutschen Staat ein alter theologischcantianischer Tröster, der, wo ich nicht irre, den Titel führt: Pfeiferi Historia reipublicae Hebraeorum, bloß darum in den Katalog der verbotenen Bücher gesetzt, weil man wegen des Worts reipublicae besorgte, das Buch möchte revolutionäre Ideen enthalten, und weil die Herren Censoren nicht Zeit hatten, um die alte Schartete durchzublättern, oder, was noch glaublicher ist, nicht Latein genug verstanden, um sich von ihrer politischen Unschädlichkeit zu überzeugen.

keineswegs ersetzt. Der freie Verkehr mit Frankreich hörte auf; Gewerbe und Handel stockten, da die belgischen Fabrikarbeiten auf der französischen Gränze schwere Abgaben zahlen mußten, von denen man schon seit vielen Jahren nichts gewußt hatte, und die Interessen der Kaufleute, der Fabrikanten und der niedern Klassen, die von ihnen abhingen, waren auf das Tiefste verwundet. Hiezu kamen noch drückende Auflagen, wie die Mahlsteuer und die Abgabe vom Getreide, worunter besonders die größere und ärmere Volksmenge litt; ferner die Beschränkung der Preßfreiheit und des öffentlichen Unterrichts; die Besetzung der beßten und einträglichsten Aemter mit Holländern; die Abschaffung der Geschwornengerichte; das Verbot, sich in öffentlichen Urkunden und bei gerichtlichen Verhandlungen der französischen Sprache zu bedienen, und besonders der religiöse giftige Haß der ultramontanischen Pfaffen und Jesuiten gegen den reformirten König und dessen Regierung. In Belgien verwandelten sich plötzlich die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, die in allen andern Ländern gegen Preßfreiheit und Menschenrechte tobten, in die eifrigsten Vertheidiger derselben; sie, die sonst überall blinden, unbedingten Gehorsam gegen die Fürsten predigen, reizten am Heftigsten zum Aufstande gegen den ketzerischen, ihnen verhaßten König auf, und fanden mit ihren fanatisch-religiösen Aufwiegelungen um so leichter Gehör, da so viele weltliche Interessen durch die Vereinigung Belgiens mit Holland, so wie durch manche unvorsichtige Schritte der Regierung, die sich freilich vom Wiener Kongreß nicht vorher wissen ließen, gekränkt waren.

Vieles hätte jedoch dieser hocherleuchtete Kongreß sehr gut voraussehen können; allein man war nicht in Wien zusammen gekommen, um das Beßte der Völker, sondern um jenes der Machthaber zu besorgen. Die Ereignisse zeigen, daß dies die Wahrheit ist; man mache die Thatsachen ungeschehen, dann will ich nicht allein gerne widerrufen, sondern mich jeder Strafe unterwerfen, die man über mich verhängen wird. Der Wiener Kongreß hat große Mißgriffe gethan, die nicht statt gefunden

hätten, wenn man nicht bloß auf die Herrschsucht, den Ehrgeiz und die Leidenschaften einiger Regierenden, sondern mehr auf das Heil der Regierten Rücksicht genommen hätte. Ganz Europa hallte wieder von den Flüchen und dem Jammergeschrei über den Despotismus Napoleons, und alle Fürsten stimmten mit ein und verhießen: es sollte besser werden; keine Eroberungen wollten sie machen, denn ihr Zweck sey bloß die Befreiung der Nationen von dem Sklavenjoch des korsischen Tyrannen, die Stiftung eines allgemeinen Friedens, die Beglückung der Menschheit. Der Wiener Kongreß versammelte sich, und Jeder betrachtete ihn als das Frühroth einer schönern Zeit. Was geschah? Länder, deren Bewohner seit vielen Jahrhunderten auf das Innigste mit einander verbunden waren, wurden zerrissen und andern Staaten einverleibt, von deren Völkern sie durch Religion, Geistesbildung, Sprache, Sitten, Lebensart, Gesetze, Handels- und andere Interessen, ja selbst durch volksthümlichen Haß so weit geschieden waren, wie der Nordpol vom Südpol; man wollte die heterogensten Gegenstände miteinander verbinden, man wollte in Einem Tiegel Eisen, Blei und Queckſilber zusammenschmelzen, und alle drei zu Einer festen Masse vereinigen. Die Ereignisse zeigen jetzt, was daraus geworden ist und was noch ferner werden kann. Fürsten, welche die Hochachtung und Liebe ihrer Völker genossen, und durch Tugend, Frömmigkeit und Weisheit die gerechtesten Ansprüche darauf machen konnten, wurden ihrer Länder beraubt, und diese an Andere gegeben, die sich vielleicht durch gleiche Vorzüge auszeichneten, aber den Bewohnern ihrer neuerworbenen Staaten durchaus fremd waren, und weder deren Vertrauen, noch deren Liebe besaßen und jemals erwerben konnten. Jeder dachte nur an sich; von dem Glück Europa's war weiter gar nicht die Rede, sondern bloß von den Entschädigungen dieses oder jenes Regierenden. Man zählte einander die Seelen zu, wie Rechenpfenninge, und handelte darum, als ob es leblose Stoffe wären; das betrübte und erbitterte alle Nationen, welche es fühlten und einsahen, daß hiedurch die

Würde der Menschen verletzt ward, und daß ihre schönsten Hoffnungen getäuscht waren. Um endlich noch dem ruhmwürdigen Werk die Krone aufzusetzen und einige kleine Völkerschaften, die in dem sogenannten heiligen Kampfe sich fast über ihre Kräfte angestrengt, große Opfer dargebracht und durch das Ungemach des Kriegs, so wie durch drückende Abgaben auf das Empfindlichste gelitten hatten, gleichfalls zu entschädigen, verwandelte man ihre kleinen Herzoge in Großherzoge mit königlicher Würde, wodurch die armen, ohnehin genug bedrückten Unterthanen in die Nothwendigkeit versetzt wurden, ihren königlichen Hoheiten und ehemaligen Durchlauchten zur Behauptung des neuerworbenen Ranges größere Abgaben zu zahlen! Ward hiedurch weise für die Entschädigung jener Völkerschaften gesorgt? Wurden sie glücklicher dadurch, daß ihre Regenten nicht mehr Herzoge, sondern Großherzoge, nicht mehr Durchlauchten, sondern königliche Hoheiten waren, und als solche königlichen oder großherzoglichen Aufwand machen mußten? Ein sehr vortrefflicher und edler Fürst, der verstorbene Herzog von Oldenburg war so vernünftig, den ihm zugesprochenen Titel nicht anzunehmen, um seinem, durch den französischen Druck und den Krieg ausgesogenen Lande keine größere Lasten aufbürden zu müssen! Ein ruhmwürdiges Beispiel von Weisheit und hochsinniger Verachtung kindischer Eitelkeiten, welches, so wie seine ganze Regierung, diesem Fürsten mehr Ehre bei der Nachwelt bringen wird, als wenn er den Kaisertitel geführt hätte. Daß man übrigens von denen, die auf Kleinlichkeiten solcher Art so viel Gewicht legten, und dagegen so wenig Rücksicht auf die Verhältnisse, auf die Noth und die ungeheuern Anstrengungen und Aufopferungen der Völker nahmen, für das Heil der Menschheit nicht allzu viel Großes erwarten durfte, war ganz natürlich!

Weit entfernt sey es von mir, den damals in Wien versammelten Fürsten selbst alle diese Mißgriffe zur Last legen zu wollen; ich glaube vielmehr, daß hauptsächlich einige fremde

Diplomaten hieran Schuld waren, denn es ist bekannt, daß die Fürsten selbst an den Verhandlungen wenig persönlichen Antheil nahmen. Die Kaiser und Könige lassen sich leider, und wenn sie wirklich noch so unumschränkte Selbstherrscher sind, mehr von ihren Ministern, in deren Weisheit sie oft ein allzu großes Vertrauen setzen, als von ihren eigenen Gefühlen und Einsichten leiten. Hätte der Großprahler Diebitsch, als sein Monarch ihn in Hinsicht der polnischen Angelegenheiten um Rath fragte, nicht Tag und Stunde bestimmt, wo er triumphirend in Warschau einziehen wollte, so würde der Kaiser Nikolaus sich gewiß zu sehr billigen Bedingungen verstanden haben, Ströme von Menschenblut wären gespart worden, der Feldmarschall Diebitsch hätte die, am Balkan gepflückten Lorbeeren nicht auf eine schmähliche Weise an der Weichsel eingebüßt, und sein Kaiser hätte eine Krone behalten, die er jetzt ohne Zweifel verlieren wird. Alle die Umstände, welche das Unternehmen gegen Polen vereitelten, hätte dieser Feldherr, wenn er die Oertlichkeiten und Eigenthümlichkeiten des Landes, den Geist, den Charakter und die Stimmung seiner Bewohner und die Jahrszeit einigermaßen berücksichtigte und für eine Kopeke gesunden Menschenverstand gebrauchte, zum Voraus berechnen und dem Kaiser in Anschlag bringen müssen; allein der wahnsinnige Prahler dürstete nach Ruhm und nach Blut; er meinte, daß Gott gar keine Hand mehr im Kriegsspiel haben könne, und daß es bloß von ihm abhinge, das Schicksal einer heldenmüthigen und hochherzigen Nation zu entscheiden! Wahrlich, der Feldzug der Russen gegen Polen ist ein auffallendes Seitenstück zu dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland, nur mit dem wichtigen Unterschiede, Napoleon hatte mit seiner großen Armee eine fast eben so zahlreiche Armee von Russen zu bekämpfen; Diebitsch hingegen hatte ein Kriegsheer, welches mit der ungeheuern Menge von schwerem Geschütz den Polen wenigstens fünfmal überlegen war; er befand sich also gegen die Letztern in einer fünfmal bessern Lage, als Napoleon 1812 gegen die Russen.

Vielleicht sollte jedoch auch hier das alte Sprüchwort bestätigt werden, daß ungerechtes Gut nicht bei dem dritten Erben bleibt!

Durch die unwürdigsten Gewaltthätigkeiten und Ränke hatte, wie bereits gezeigt worden, die Kaiserin Katharina die, ihr zu Theil gewordenen polnischen Provinzen an sich gebracht. Auf keine rechtmäßigere, wenn gleich weniger ehrlose Weise gelangte der Kaiser Alexander zum Besitz desjenigen Theils vom Herzogthum Warschau, den man jetzt das Königreich Polen nennt; denn der Wiener Kongreß, der kein Recht hatte, über das Schicksal des Herzogthums Warschau zu verfügen, war nicht befugt, dem russischen Kaiser ein Dorf dieses Landes, geschweige denn den größten Theil desselben abzutreten. Diese Uebertragung der Oberherrlichkeit über ein, jenem Kongresse ganz fremdes, ihm durchaus nicht unterworfenes Land war eben so ungültig, wie die, im Tilsiter Frieden geschehene Abtretung des Kurfürstenthums Hessenkassel und des Herzogthums Braunschweig an den Kaiser Napoleon und dessen Bruder Hieronymus. Die Verzichtleistung des Königs von Sachsen auf das Herzogthum Warschau und seine Abtretung desselben an die Verbündeten konnte gar nicht in Betracht kommen. Der königliche Greis befand sich in einer Lage, wo er durchaus nicht frei handeln konnte; er mußte vor dem Verluste seines ganzen, ihm so theuern Königreiches zittern, im Weigerungsfall ewige, schmähliche Gefangenschaft erwarten, und hatte überdies durchaus kein Recht, ohne ausdrückliche und freie Zustimmung des ganzen Volks das Großherzogthum Warschau an Andere abzutreten.

Man sagt freilich: die Polen haben durch die Huldigung, die sie dem russischen Kaiser leisteten, die Gültigkeit der, von dem Wiener Kongreß geschehenen Uebertragung der Souveränität anerkannt; allein diese Huldigung war, wie schon früher bemerkt wurde, eben so wenig das Resultat freier Willkühr, wie die, von dem Grodnoer Reichstage unterzeichneten, durch russische Bajonette und Kanonen erzwungenen Verträge mit

Rußland und Preußen, und sie konnte folglich auf der einen Seite kein Recht, auf der andern keine Verpflichtung begründen.

Gesetzt aber auch, die Huldigung, welche die Polen dem Kaiser Alexander und dessen Dynastie leisten mußten, weil Jeder, der sie verweigert hätte, nach Befinden der Umstände, mit Vermögenseinziehung, mit Verweisung aus seinem Vaterlande, Verbannung in die Eisgefilde Siberiens, lebenslänglichem Gefängniß, Nasen- und Ohrenabschneiden, mit fünfhundert bis tausend Knutenhieben, oder mit einer andern martervollen Todesart bestraft worden wäre; gesetzt, sage ich, diese Huldigung, die einem Fürsten geleistet wurde, der nicht die entfernteste Befugniß hatte, sie zu begehren, hätte wirklich für ihn oberherrliche Rechte über das jetzige Königreich Polen und für die Einwohner desselben die Pflichten der Treue und des Gehorsams gegen ihn bewirken können, so muß man doch erst fragen: unter welchen Bedingungen ward sie geleistet? Um hierauf genügend zu antworten, müssen wir noch einen Blick auf den Wiener Kongreß und dessen Verhandlungen selbst werfen.

Alexander verlangte dort das ganze Herzogthum Warschau, das er bereits mit seinen Truppen besetzt hatte, und das er zu einem Königreich Polen erheben wollte, denn durch diese Maßregel, wodurch er dem vaterländischen Sinn der Polen zu schmeicheln und zu genügen glaubte, hoffte er, ihren ihm bekannten Nationalhaß gegen die Russen zu besänftigen, und sie nach und nach für sich zu gewinnen. Er hatte erfahren, mit welchem Heldenmuth die Polen in Italien, in Egypten, in Deutschland, in Spanien, in Portugal, Preußen und Rußland unter Napoleons Fahnen gefochten und wie sie von dem letztern bloß mit eitlen Hoffnungen und leeren Worten bezahlt worden waren. Es lag ihm deßhalb Alles daran, eine so treuherzige, biedere und tapfere Nation, die er zur Ausdehnung seines ungeheuern Reiches auf das Trefflichste benutzen, und die, wenn sie einen unabhängigen Staat bildete, seinen ungeheuren Entwürfen höchst nachtheilig werden konnte,

unter seinen Scepter zu bringen, und sich um jeden Preis ihr Wohlwollen zu erwerben, denn das Letztere konnte er, nach seiner Ansicht, mit sehr leichten Mitteln. Er durfte ja nur dem Namen nach ein Königreich Polen wieder herstellen, und es scheinbar als einen besondern, selbstständigen Staat regieren! In der Zukunft fand sich schon eine Gelegenheit, es, so wie Kurland, durch eine Ukase förmlich seinem Kaiserreiche einzuverleiben. Insgeheim hatte er mit Friederich Wilhelm III. bereits einen Vertrag geschlossen, wornach das ganze Königreich Sachsen, das von russischen Truppen besetzt war, mit Preußen vereinigt werden sollte. Auch hatte er durch einen geheimen Artikel des Vertrags von Breslau oder Kalisch vom 25. Februar 1813 sich verpflichtet, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis Preußen in seinen statistischen, geographischen und finanziellen Verhältnissen in denselben Stand hergestellt wäre, worin es sich vor dem Kriege von 1806 befand, und ausserdem hatte er noch versprochen, daß alle Eroberungen und Ländererwerbungen, die mittelst der Waffen oder durch Unterhandlungen in Norddeutschland gemacht wurden, an Preußen fallen sollten *). Natürlich war der König Friederich Wilhelm unter so vortheilhaften Bedingungen vollkommen mit seinem Freunde, dem Kaiser Alexander, einverstanden. Dieser gründete seine Entschädigungsansprüche auf seine großen Verluste und auf die Anstrengungen, die er für die gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Es ist in der That sonderbar, daß die großen Mächte für jeden Verlust, den sie oft durch ihre schlechte Politik sich selbst zuziehen, von andern minder-mächtigen Staaten und Völkern, die gar nicht Schuld daran sind, entschädigt seyn wollen, und daß man immer die Kleinern aufopfern will, um den Größern als Schadloshaltung zu dienen. So mußten, nach dem Frieden von Luneville, die Reichsstädte ihre Selbstständigkeit, ihre Freiheit, ihren Handel,

*) Histoire du Congrès de Vienne, par l'auteur de l'histoire de la diplomatie française, Tome I. p. 38 etc.

ihre Gewerbe, ihren Wohlstand verlieren, damit die deutschen Fürsten wegen des Ländervorlustes entschädigt werden konnten, den sie sich durch ihre unklugen Kriege gegen Frankreich selbst zugezogen hatten. Dieses Verfahren ist eben so unvernünftig, als unbillig! Was würde man urtheilen, wenn der Bürger A wegen der Kosten eines ungerechten Prozesses, den er gegen den Bürger B geführt und in allen Instanzen verloren hätte, von dem Bürger C, der an dem ganzen Streit nicht den entferntesten Antheil nahm, Ersatz verlangte? Würde nicht jeder Vernünftige ihn für einen Tollhäusler erklären? Würde nicht jedes Gericht ihn sogleich mit seiner Klage gegen C zurückweisen? Allein in der Politik der irdischen Herrgötter ist dies ganz anders! Was uns armen Sterblichen, die wir nicht im Purpur geboren sind, als Wahnsinn und Ungerechtigkeit erscheint, das ist bei ihnen hohe Gerechtigkeit und Weisheit. Wenn ein mächtiger Herrscher, durch seine Kriege mit Andern, einen Theil seiner Staaten und seiner Einkünfte einbüßt, so muß sein nicht so mächtiger Nachbar die Hälfte der seinigen hergeben, um ihn schadlos zu halten! Diese Art von Politik ist im höchsten Grade verderblich für die ganze Menschheit; sie verewigt die Kriege; sie bedrohet unaufhörlich die Sicherheit und Selbstständigkeit der mindermächtigen Staaten, und ist der Grund, daß die Bewohner der letztern, selbst bei der beglückendsten Verfassung und bei den vortrefflichsten Einrichtungen, nie mit Zuversicht auf einen dauernden Rechtszustand rechnen können. Vernünftiger Weise durfte der Kaiser Alexander für die kriegerischen Anstrengungen in den Jahren 1812 bis 1814 keinen Ersatz verlangen, denn Alles, was er that, geschah ja bloß zu seinem eigenen Besten. Hätte er nach dem Brande von Moskau und nach der Schlacht an der Beresina die Waffen niedergelegt; so würde Napoleon, der nicht gewohnt war, einen gefaßten Vorsatz aufzugeben, mit seinen, in Frankreich, Deutschland und Italien verdoppelten oder gar verdreifachten Streitkräften im Frühling 1813 nach Rußland zurückgekehrt seyn, und das Haus Holstein hätte wahrscheinlich längst auf-

gehört, zu regieren. Alexanders Selbsterhaltung erforderte es, den Krieg fortzusetzen, und die damalige Aufregung der Deutschen gegen Napoleon zu benützen, um seinen furchtbaren Feind zu besiegen. Es war also nicht der Zweck des Kaisers von Rußland, durch diesen Krieg das Wohl der Menschheit zu befördern, sondern bloß, sich auf seinem Thron zu erhalten, und auch dies würde ihm nimmermehr gelungen seyn, wenn nicht der kalte Winter und die, gegen Napoleons Despotismus erbitterten Deutschen ihm zu Hülfe gekommen wären. Mit welchem Rechte konnte nun Alexander unter solchen Verhältnissen sich auch nur das mindeste Verdienst um andere Nationen zuschreiben? Er befand sich wahrlich nicht in dem Fall, für das, was er zu seiner eigenen Erhaltung that, von Andern Belohnungen und Königskronen zu fordern, denn hätten nicht die Deutschen ihre gesammte moralische und physische Kraft gegen Frankreich aufgeboten, so wäre der Selbstherrscher an der Newa unrettbar verloren gewesen!

Oesterreich, England und Frankreich waren nicht geneigt, dem Kaiser Alexander das ganze Großherzogthum Warschau und dem Könige von Preußen das ganze Königreich Sachsen als Belohnungen für ihre hochgerühmten Verdienste um die Menschheit, zu überliefern. Preußen hatte durch seinen eben so unbesonnenen, als unglücklichen Krieg von 1806 und 1807 ganz Deutschland ins Unglück gestürzt, und was es 1813 und 1814 that, das geschah gleichfalls bloß seiner Selbsterhaltung wegen, und war mehr Ergebniß des heldenmüthigen, vaterländischen Aufschwunges der, über die französischen Kontributionen erbitterten und durch den Tugendverein aufgereizten Nation, als der Weisheit des preußischen Kabinets; denn man wußte sehr gut, auf welche, mehr als demüthige, Weise der preußische Gesandte seinen Monarchen wegen des Ueberganges des Generals York bei dem Kaiser Napoleon hatte entschuldigen müssen. Friederich Wilhelm III., der gewiß, wenn er mehr seinen eigenen Ansichten und Gefühlen, als den Rathgebungen einiger seiner Minister gefolgt wäre, manches

Unglück nicht würde erlebt haben, hatte zwar auf eine sehr kluge Weise Manches vorbereitet, um zu gelegener Zeit sein Volk von dem unerträglichen Druck, den Napoleon ihm auflegte, zu befreien, und die, durch den Tilsiter Frieden erlittenen Verluste wieder zu erringen; allein als der Zeitpunkt wirklich erschien, war man, wie die Sendung des Fürsten von Hatzfeld an Napoleon deutlich bewies, äusserst zweifelhaft, ob man jenen Zeitpunkt benutzen sollte oder nicht. Erst durch die allgemeine, laut sich erhebende Stimme der Nation und durch die ihm persönlich drohende Gefahr ward der König bewogen, den großen Kampf zu beginnen, um sich und sein Volk vom gänzlichen Untergange zu retten. Offenbar war also Selbsterhaltung, ohne Rücksicht auf Andere, auch hier der ursprüngliche Zweck jenes Kampfes; wie konnte nun Preußen das ganze Königreich Sachsen als Belohnung für das begehren, was es eigentlich bloß für sich selbst gethan hatte? Wahrscheinlich würde der König von Preußen in Friederich August's Lage nicht anders gehandelt haben, als dieser, aber dennoch sollte der Letztere mit dem Verlust seines ganzen Landes bestraft werden, weil er das gethan hatte, was jeder Andere in seinen Verhältnissen als rechtlicher und vernünftiger Mann gleichfalls würde gethan haben. Er sollte sein ganzes Königreich verlieren, und mußte die Hälfte desselben hergeben, weil er nicht gewissenloser und unbesonnener Weise dem Kaiser von Frankreich den Krieg zu einer Zeit erklärt hatte, wo sein ganzes Land sich in den Händen der Franzosen befand, und die unschuldigen Bewohner desselben für eine solche Kriegserklärung auf das Schrecklichste hätten leiden müssen. Gesetzt aber auch, Friederich August hätte gefehlt, wie konnte man denn das schuldlose Volk für den Fehler seines Fürsten strafen? War dies Gerechtigkeit, war dies Weisheit? Mit demselben Recht, wofern bei Handlungen solcher Art überhaupt von Recht die Rede seyn kann, mit demselben Recht, mit welchem man dem Könige von Sachsen sein ganzes Land nehmen wollte, und die Hälfte wirklich ihm nahm, hätte man

allen deutschen Fürsten, mit Ausnahme von Meklenburg, ihre Länder entreißen können. Man hat viel über den Despotismus und die großen Maßregeln Napoleons gelärmt und getobt, vermöge welcher er den Fürsten ihre Länder und den Völkern ihre Freiheit, ihre Selbstständigkeit und ihre Rechte entriß, und gerade zu jener Zeit, als man hierüber in Palästen und Hütten, auf Schaubühnen und Kanzeln, in Versen und in Prosa so viel tobte, schimpfte und lärmte, wurden auf dem Kongreß in der österreichischen Kaiserstadt Beschlüsse gefaßt und Verträge geschlossen, die deutlich genug zeigten, daß jene despotische Willkühr nur die Namen verändert hatte; sie selbst war geblieben. Wie übrigens ein so einsichtvoller und Gerechtigkeitliebender Fürst, wie Friederich Wilhelm, Sachsens Zerstückelung und Aufopferung verlangen konnte, würde man kaum begreifen, wenn man nicht wüßte, daß die Gerechtigkeit der Monarchen gerade dort aufhört, wo ihre Politik anfängt, und daß selbst die besten und edelsten unter ihnen die Ansicht hegen, Politik und Moral dürften nie miteinander Hand in Hand gehen.

Jene drei Mächte, nämlich Oesterreich, Frankreich und England widersetzten sich Anfangs zwar den Absichten Rußlands auf das Herzogthum Warschau aus dem sehr vernünftigen Grunde, daß die Vereinigung Polens mit Rußland, selbst wenn das erstere auch als ein besonderer, für sich selbst bestehender Staat angesehen und behandelt würde, nicht allein für Deutschland, sondern für ganz Europa höchst gefährlich werden könnte.

Endlich im Frühling 1815 kam man jedoch in folgenden Punkten überein: 1) das Herzogthum Warschau mit Ausnahme derjenigen Provinzen und Distrikte, über die man anderweitig verfügen würde, sollte als ein besonderer Staat dem Kaiser von Rußland überlassen, und er berechtigt seyn, den Titel König von Polen anzunehmen; 2) der, zunächst an die preußischen Staaten gränzende Theil, dessen Gränzen bestimmt wurden, sollte dem Könige von Preußen unter der Be-

nennung Großherzogthum Posen zufallen; 3) sollte Oesterreich die an Gallizien gränzenden, durch den Wiener Vertrag vom Jahr 1809 abgetretenen Theile, zu denen die Salzwerke von Wieliczka gehören, wieder bekommen, und 4) ward die Stadt Krakau für eine freie und neutrale Stadt erklärt. Zugleich bestimmte 5) der Kongreß, daß das, mit Rußland vereinigte Königreich Polen eine besondere Staatsverwaltung haben, und daß alle, den genannten drei Mächten unterworfenen Polen stellvertretende Verfassungen nebst solchen nationalen Einrichtungen und Gesetzen erhalten sollten, wie jeder der drei Monarchen nützlich und angemessen finden würde, ihnen zu bewilligen.

So waren denn die, aufs Neue zerrissenen Polen wieder ganz der Willkühr ihrer, ihnen widerrechtlich aufgedrungenen, Herrscher dahin gegeben, und nur die einzige Stadt Krakau hatte, dem Anscheine nach, keinen fremden Herrn erhalten; allein da die drei Monarchen sich für ihre Beschützer erklärten und die Konsuln oder Geschäftsträger derselben dort faßt auf die gleiche Weise verfuhren, wie einst Sievers und Igelström in Warschau und Grodno, so kann man sich leicht einen Begriff von der Freiheit dieser freien und neutralen Stadt machen.

So beschränkten Geistes der Kaiser Alexander, trotz seiner eleganten Formen, auch seyn mochte, so sehr trachtete er doch nach unbeschränkter Herrschaft und so eifersüchtig war er auf Alles, was seinen vermeintlich göttlichen Rechten den mindesten Eintrag thun konnte. Nicht zufrieden, mit orientalischer Willkühr über einen großen Theil von Europa und Asien und über eine Menge von Völkern zu herrschen, die „in hundert Zungen" zu mehr als tausend Göttern und Untergöttern theils für sein Heil, theils um seinen Untergang beteten, wollte er der ganzen Civilisation, ja dem ganzen Erdkreise Gesetze vorschreiben, und hätte gerne unser Weltsystem mit allen seinen Wandel- und Fixsternen unter seinen milden Scepter gebracht, wenn er nur die Sprachen ihrer Bewohner

verstarben und den Weg zu ihnen hätte finden können. Er war immer in Bewegung; ein Fürsten- und Ministerkongreß jagte den andern; wenn er an den Gränzen Persiens oder den kalten Gestaden des weißen Meeres erfuhr, daß ein paar Dutzend Studenten in Deutschland eine Landsmannschaft oder einen Orden gestiftet, oder bei einem Gelage ein Freiheitsliedchen gesungen, oder daß ein liberaler Schriftsteller ein Buch geschrieben hatte, worin von Menschenrechten und Menschenwürde die Rede war; so ging es, als ob die ganze Welt schon in Feuer und Flammen stände, voll Angst und Sorge nach Italien oder Deutschland, um mit andern Fürsten sich zu berathen, mit welchen Ketten man den bösen Geist der Zeit fesseln, mit welchen Waffen man das große, revolutionäre Ideenreich bekämpfen, durch welche ersprießliche und kraftvolle Mittel man die üble Stimmung der Nationen verbessern und besonders ihre Sehnsucht nach stellvertretenden, zeitgemäßen Verfassungen ihnen austreiben wollte. Unstreitig hatte die alte Buhl- und Betschwester von Krüdener, die ihn zuerst mit der Cholera Morbus des heiligen Bundes und einer religiösen Schwärmerei ansteckte, bei dem phantastischen Selbstherrscher den Hauptgrund zu diesem Uebel gelegt, wozu sich wahrscheinlich noch die Wirkungen der Rückblicke auf gewisse Ereignisse aus seinem frühern Leben gesellten. Als sein Spion, der komische Staatsrath und Schriftsteller Kotzebue am Seitenstechen eines tragischen Todes starb, da gewann die glühende, ungezügelte Einbildungskraft des Monarchen, der vielleicht wegen mancher Handlungen sich Vorwürfe machte, vollends über die Vernunft die Oberhand, und eine finstere Schwermuth fing an, ihn zu beherrschen *). Hiezu kam nun die fortwährende Furcht vor Verschwörungen, wovon nicht allein der Kaiser Alexander, sondern auch andere Fürsten bis zum Uebermaße wirklich oder bloß scheinbar beunruhigt wurden. Fast

*) Man sehe hierbei auch das vortreffliche Werk von Mayr: Petersburg et la Russie. Par. 1850.

überall ſah man meuchelmörderiſche Schreckgeſpenſter mit Dolchen, und jeder kleine Quartaner im ſchwarzen altdeutſchen Rock, der noch ſein amo nicht konjugiren und puella nicht dekliniren konnte, lief Gefahr wegen demagogiſcher und revolutionärer Umtriebe in Verdacht oder gar in Verhaft zu kommen, und ſeine Schreib- und Exercitienbücher mit allen ihren Klexen und grammatiſchen Schnitzern dem Herrn Polizeidirektor oder Kriminalrichter zur Durchſicht und Unterſuchung vorlegen zu müſſen. Jeder junge Offizier, Advokat, Arzt, Student oder Kaufmannsgehülfe mußte fürchten, bei nächtlicher Weile von einem Polizeikommiſſär und einigen Schergen überfallen zu werden, und dem erſtern die zärtlichen Liebesbriefchen, die er von deſſen Frau oder Tochter in Verwahrung hatte, als ſtaatsgefährliche, auf den Umſturz aller legitimen Throne gerichtete Papiere überliefern zu müſſen, und ſelbſt die armen Weiberchen und Mädchen waren nicht ſicher davor, daß man ihre Strickkörbe und Kommoden durchſuchte, um zu erfahren, welchen nähern oder entferntern Antheil ſie vielleicht an demagogiſchen Umtrieben nähmen, und daß man bei der Gelegenheit ganz andere Geheimniſſe erfuhr, die ſie gerne mit in ihr Grab genommen hätten!

Aber im Ernſt, es war ein heilloſer Zuſtand! An vielen Orten wurden nicht allein die ſtrengſten, ſondern ſelbſt die argliſtigſten Maßregeln genommen, um Urkunden und Beweiſe für Verſchwörungen aufzufinden, die größtentheils nirgend vorhanden waren, als unter den Schädeln gewiſſer Herren, die ſich nicht vieles Guten bewußt, das Allerſchlimmſte erwarteten. Auſſerdem ſollte der Schein einer wirklich revolutionären Stimmung der Völker den herrlichſten Vorwand abgeben, um ihnen alle die liberalen Einrichtungen und Verfaſſungen zu verweigern, durch deren Vorſpiegelung man ſie zu dem großen Kampfe und zu den ungeheuern Anſtrengungen während der Jahre 1813 bis 1815 aufgereizt hatte, denn durch die Behauptung, daß die Völker ſich in einem ſolchen Zuſtande revolutionärer Aufregung befänden, daß man ihnen ohne die größte

und augenscheinlichste Gefahr keine stellvertretende Verfassungen und keine Preßfreiheit bewilligen könne, glaubte man sich hinlänglich wegen der Nichterfüllung der ihnen so feierlich ertheilten Verheißungen zu rechtfertigen. Um jene Behauptung einigermaßen noch besser zu belegen, wurden an manchen Orten geheime Polizeien eingeführt, welche jede freie Aeusserung, die man zu dem gedachten Zweck benutzen konnte, belauschen, und oft noch mit einem Gewebe von Lügen und Verdrehungen ausgeschmückt, hinterbringen mußten. Diese schändlichen Anstalten, die uns nordischen Völkern in frühern Zeiten ganz unbekannt waren, zuerst oder doch vorzüglich durch Napoleon bei uns eingeführt, nach seinem Sturz allgemein als verabscheuungswerth abgeschafft, in der Folge aber wieder in einigen Ländern hergestellt wurden, bewirkten überall Mißtrauen und Argwohn der Einwohner gegen einander. Der Nachbar betrachtete seinen Nachbar, der Freund seinen Freund und der Bruder seinen Bruder, oft nicht ohne Grund, als seinen Verräther. Lauernde Arglist, boshafte Angeberei und heimliche Tücke verdrängten die deutsche Treue und Offenheit, denn wenn sich einst unter Zwölfen ein Iscarioth fand, so konnte man deren an manchen Orten unter Zehn wohl vier zählen. Auf diese Weise mußten in manchen Staaten Deutschlands, wie z. B. in Braunschweig, in Churhessen und in andern Ländern, deren ich mich augenblicklich nicht erinnere, die so oft gepriesenen Tugenden der Deutschen der Herrschgier unwürdiger Despoten geopfert werden, weil diese durchaus keine Schranke ihrer Willkühr dulden wollten. Man wollte vorsätzlich, sowohl unter den Bürgern, wie in den Familien alles wechselseitige Vertrauen vernichten, um nach dem edlen Grundsatze: entzweie, so kannst du herrschen, desto leichter tyrannisiren zu können.

Aber man war nicht zufrieden, die Freiheit der Rede und der Presse zu unterdrücken und jedes Wort, jede Miene, jeden Seufzer belauschen und belauern zu lassen, auch die Achtung, und die Liebe der Nationen zu ihren Regenten sollten völlig erstickt,

alle öffentliche Treue ſollte verbannt werden, um in dieſem Zuſtande der Wirren, der Unzufriedenheit und der Verzweiflung den Völkern Deutſchland's und Europa's überhaupt, wie einſt den unglücklichen Polen, das Knuten- und Legitimitätsſyſtem von der Newa aufbürden zu können, und alle Civiliſation von dem Erdboden zu verbannen. Jedes und ſelbſt das ſchlechteſte Mittel zur Erreichung dieſes erhabenen Zwecks war an manchen Orten willkommen. Die Geheimniſſe der Poſten wurden auf eine ſchändliche Art verletzt; die Briefe wurden entſiegelt, abgeſchrieben, mit nachgemachten Perſchaften wieder verſiegelt, und ſo gelangten die verworfenſten Buben oft zur Kunde von Geheimniſſen, die zwar nicht die mindeſte politiſche Beziehung hatten, aber doch denen, die ſie angiengen, oft theurer als Alles waren, indem ſie ihre Familien-, Handels- und Vermögensangelegenheiten betrafen, die hiedurch der Diskretion eines Auswurfs von Menſchen Preis gegeben wurden, welche weder Ehrgefühl noch Rechtlichkeit beſaßen, bloß von Verrath lebten und Alles benutzten, um Geld zu gewinnen. Der erbärmliche Manger ſchmiedete ſogar falſche Briefe, worin ſein Kurfürſt, die letzte, nicht ſehr ehrwürdige Reliquie aus den Zeiten des heiligen römiſchen Reichs, mit dem Tode bedrohet ward, und der deſpotiſche Gebieter, der vielleicht fühlte, was er verdient hatte, war gleich bereit, den falſchen Urkunden zu glauben, obgleich es Niemanden in den Sinn gekommen war, jene Drohung an ihm zu vollziehen, ſo wenig man ſich auch über ihre Erfüllung betrübt haben möchte. Rechtſchaffene, allgemein verehrte Männer, und unter ihnen beſonders der Hofrath Murhard, wurden ohne allen vernünftigen Grund, ohne den entfernteſten Schein einer Uebelthat, eingekerkert, und erhielten nachher für die erlittene Schmach und für ihre übrigen Schäden nicht die mindeſte Genugthuung. Aber nicht allein Solche, wie Jener, ſondern ſogar vernünftige und gute Fürſten, die keine Tyrannen waren, ließen ſich durch ähnliche

Spitzbübereien zu einem ähnlichen Verfahren irre leiten, und verloren dadurch die Liebe und die Achtung der Völker.

Bei dergleichen Dingen blieb man übrigens nicht stehen. Man suchte, und vorzüglich seit dem Jahr 1819, wo man durch die Ermordung des Theaterstaatsraths und russischen Spions Kotzebue einen so herrlichen Vorwand erlangt hatte, den, einer revolutionären Stimmung beschuldigten Völkern, die Erfüllung der, ihnen auf die feierlichste Weise ertheilten, Verheißungen zu verweigern, geflissentlich Alles aufzubieten, um die Gemüther der Nationen zu empören. Nicht bloß die versprochenen, zeitgemäßen, stellvertretenden Verfassungen wurden ihnen abgeschlagen, sondern die bereits wirklich ertheilten wurden widerrufen oder beschränkt, und die von den Fürsten darauf geleisteten Eide wurden für ungültig erklärt.

Das waren schreckliche Beispiele für die Völker! Die Monarchen schienen den letztern zeigen zu wollen, daß ihr Wort und ihre Eide durchaus keinen Glauben verdienten. Die Völker, die man der Verfassungen, welche ihnen ihre eidbrüchigen Fürsten zugestanden hatten, auf jene unwürdige Weise beraubte, wurden mit Kriegsheeren wieder in das schändlichste Sklavenjoch geschmiedet, und zu ewigem Lazaronismus verdammt. Pfaffen, Jesuiten und Mönche übernahmen hierauf, besonders im Südeuropa, die Sorge, die armen Völker nach Möglichkeit zu verdummen, die Negros, die Konstitutionellen, die Freimaurer und Ketzer zu erdolchen, und das Reich der Finsterniß und des Zwingherrnthums wieder herzustellen. Feile verächtliche Schweizer, die selbst frei seyn wollen, aber keinem andern Volke die Freiheit gönnen, wurden gemiethet, um, neben den fremden Heeren, die geheiligten Personen der meineidigen Tyrannen zu schützen.

Diese sämmtlichen eben so unvernünftigen, als empörenden und ungerechten Maßregeln, deren Haupturheber der nordische Stifter des scheinheiligen Bundes war, mußten natürlich die Gemüther der ganzen gebildeten Menschheit erbittern. Statt der zeitgemäßen stellvertretenden Verfassun-

gen sah man politische Inquisitionen und Demagogenhetzen, statt des freien Handels drückende, allen Handel und allen Gewerbsfleiß vernichtende Mauth- und Zollsysteme; statt der Freiheit der Rede lauernde Spione und geheime Polizeien; statt der Preßfreiheit strenge Censuren und Bücherverbote, statt der Verringerung der stehenden Heere ungeheure Truppenaushebungen. Man sah von Erstaunen betroffen sich an und fragte: warum haben wir gefochten? Wofür so ungeheure Opfer gebracht? Warum gegen Napoleon so viele Ströme Menschenbluts vergossen? Ist nicht Alles noch eben-so arg, wie damals, und zum Theil noch weit schlimmer?

So sprach man an manchen Orten zu einander und verwunderte sich, wie die Völker doch so thöricht hatten seyn können, sich durch elende Vorspiegelungen, durch leere Worte, durch eitle trügerische Verheißungen zu den größten Aufopferungen, zu den kühnsten Wagnissen verleiten zu lassen, und wie sie jetzt sehen und erfahren müßten, daß ihnen von Allem, was ihnen versprochen war, nicht das Mindeste gehalten werden sollte. Der einst so vergötterte Weltheiland Alexander, der große Beschützer der Völkerrechte gegen Napoleon, der Befreier der Menschheit vom Joch des korsischen Tyrannen, das bloß mit einem russischen Joch vertauscht werden sollte, der Stifter des scheinheiligen Bundes, der in den Jahren 1813 und 1814 der Gegenstand einer, fast bis an den Wahnsinn gränzenden Verehrung gewesen war, sank plötzlich von dem hohen Standpunkte hinab, auf welchen Täuschung, Vorurtheil und Schmeichelei ihn erhoben hatten; denn man hatte ihn in der Nähe genauer betrachtet und seinen Werth besser würdigen gelernt. Man erkannte jetzt in ihm den, nach schrankenloser Willkühr gierenden, aller freien Entwickelung, aller höhern Vervollkommnung abholden geist- und herzlosen Selbstherrscher, der über den ganzen Welkreis gebieten, und jedes Fortschreiten der Menschheit durch die gewaltsamsten Mittel hemmen wollte, weil er wähnte, daß der geringste Strahl von Aufklärung seiner finstern Autokratengewalt den

Untergang drohete, Man erkannte in ihm, und in seinem ewigen Treiben und Jagen, von einem Ende der Welt bis zum andern, den eigentlichen Urheber aller der Beschränkungen, welche die Völker der Civilisation von ihren Machthabern erdulden mußten, und den selbstsüchtigen Zerstörer aller der schönen Hoffnungen, womit man sie getäuscht hatte.

Jene strengen empörenden Maßregeln aber, zu denen Alexander die übrigen Fürsten verhetzte, und oft wider ihren Willen nöthigte, haben bereits in Deutschland und in andern Ländern ihre Früchte getragen, und die Fürsten können sich daraus überzeugen, daß geheime Polizeien, strenge Censuren und Bücherverbote, Demagogenjagden, politische Inquisitionen, Verweigerung und Nichterfüllung feierlicher Verheißungen, in unsern Tagen wohl die Mittel sind, gewaltsame Umwälzungen herbeizuführen und zu beschleunigen, aber keineswegs eine, durch tiefgefühltes Bedürfniß eines bessern Zustandes bewirkte unzufriedene Stimmung der Nationen zu beschwören und zu besänftigen. Sie müssen sich überzeugen, daß die letztern in sittlicher und geistiger Hinsicht zu weit vorgeschritten sind, um sich als Heerden von Schlacht- oder Lastvieh, oder als leblose Waare behandeln zu lassen, denn jeder Bauernknabe der civilisirten Länder weiß jetzt, was vor fünfzig Jahren ein Majestätsverbrechen gewesen wäre, zu äußern, daß er eben so gut Rechte hat, wie der Kaiser und der König, und daß unser Herrgott sie nicht dazu gemacht hat, um seinem Fürsten zum Spielwerk zu dienen; sondern daß der letztere aus keinem bessern Stoff, als er geschaffen, und bloß darum Fürst ist, um als Staatsoberhaupt für die Sicherheit und das Wohl des Ganzen zu sorgen, wofür man ihm ungeheure Civillisten und andere Abgaben entrichten muß. Er weiß ferner, daß der Fürst nicht Eigenthümer der Menschen ist, die in dem Staat wohnen, den er regieren aber nicht tyranisiren soll, und daß er also nicht berechtigt seyn kann, nach Belieben mit ihnen zu schalten und zu walten. Der Bauer weiß auch, daß wenn der Regent seine Verpflichtun-

gen und Zusagen nicht erfüllen will, die Regierten gleichfalls nicht weiter an die ihrigen gebunden sind. Der schlichteste Menschenverstand begreift, daß alle Macht und Gewalt des Fürsten vom Volke herstammt *), und daß ein russischer Czar, der in Petersburg oder in Moskau hausen sollte, ein sehr elender, ohnmächtiger Prinz seyn würde, wenn es kein russisches Volk gäbe. Jeder Bauer in den Ländern der Civilisation weiß, daß viele Völker auf der Welt ohne Selbstherrscher und Könige sehr zufrieden und glücklich leben, daß aber keine Kaiser, Könige und souveräne Fürsten ohne Völker bestehen können, es müßten denn Kaiser, Könige und Souveräne in partibus infidelium seyn, wie Napoleon auf St. Helena, Ludwig XVI. im Tempel, Ludwig XVII. ebendaselbst, Ludwig XVIII. in Mietau, Karl X. in Lulworth oder Holy-Rood, und der Herzog Karl von Braunschweig auf der Wanderschaft. Endlich weiß auch jeder Bauer in den gebildeten Staaten, daß es früher Völker gegeben hat, als Kaiser und Könige, und daß diese nur so lange von Gottes Gnaden Kaiser und Könige sind, als die Völker nicht sagen, daß sie von Gottes Gnaden Erkaiser und Erkönige seyn sollen, wie dieß erst in neuern Zeiten Ludwigs XVI. und Karls X. Beispiele bewiesen haben, und vielleicht in Kurzem noch Andere beweisen werden.

Es ist zum Erbarmen, daß so viele Fürsten und gewöhnlich die mächtigsten und einflußreichsten, welche aber, wie die tägliche Erfahrung lehrt, selten die Klügsten und Besten sind, ihre Verhältnisse gegen ihre Völker immer durch das Prisma der unbegränzten Herrschergewalt, die sie sich anmaßen, und des unbedingten Gehorsams, den die Nationen ihnen schuldig seyn sollen, betrachten. Da stellt sich ihnen Alles natürlich unter ganz andern Farben vor, als wenn sie es mit dem freien Auge der Vernunft untersuchten. Würden

*) Alle Macht und Gewalt, sagte der tiefdenkende Alexander einmal, geht vom Fürsten aus.

dieſt, auf ihre abſolute Herrſchergewalt ſo eiferſüchtigen Herrſcher einen unbefangenen Blick auf die nach liberalen Verfaſſungen regierten Staaten werfen, ſo würden ſie vielleicht manchen konſtitutionellen Fürſten, den ſie jetzt wegen ſeiner beſchränkten Macht bemitleiden, und deſſen Gebiet kaum den hundertſten Theil ſo groß iſt, als das ihrige, ſehr beneiden, und froh ſeyn, wenn er mit ihrem weit größern Reiche und ihrer ganz ſchrankenloſen Gewalt tauſchen wollte. Sie würden dann nicht nöthig haben, immer vor Angſt für ihr Daſeyn zu zittern; ſie brauchten dann nicht, wie der Kaiſer Alexander in den letzten zehn Jahren vor ſeinem Tode, vor ihrem eigenen Schatten ſich zu fürchten, und jede Nacht in einem andern Zimmer zu ſchlafen. Frei und unbeſorgt wegen Verſchwörungen und Meuchelmords könnten ſie zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht überall unter ihren Völkern umhergehen, und ohne Leibwächter und ohne Waffen ruhig in jedem Pallaſte und in jeder Hütte übernachten. Denn jeder ihrer Unterthanen, möchte er vornehm oder gering, reich oder arm ſeyn, würde für ihre Sicherheit wachen und gegen jeglichen Angriff mit ſeinem Leben ſie ſchützen.

Alexander war freilich weit davon entfernt, ſeine Herrſchergewalt durch freiſinnige Verfaſſungen zu beſchränken; allein in Hinſicht Polens fand er es doch ſehr gerathen, den Bewohnern desjenigen Antheils vom Herzogthum Warſchau, welcher ihm durch die Wiener Kongreßakte zugeſprochen war, und woraus er das jetzige Königreich Polen bildete, wenigſtens zum Scheine eine ſolche Verfaſſung zu geben. Theils wollte er hiedurch die, in dem neuerworbenen Lande wohnenden Polen feſter an ſich ketten, theils hatte er auch unſtreitig die Abſicht, diejenigen Polen, welche der öſterreichiſchen und preußiſchen Herrſchaft unterworfen waren, und keine Verfaſſungen hatten, durch dieſe Leckſpeiſe deſto geneigter zu machen, ſich bei der erſten, beſten Gelegenheit mit dem, unter ſeinem Scepter ſtehenden Königreiche Polen zu vereinigen; denn auf die Erfüllung des dritten und fünften Artikels der Wiener

Kongreßakte war es mit der, den Bewohnern des jetzigen Königreichs Polen ertheilten Verfassung keineswegs abgesehen, indem Alexander die letztern und diejenigen Polen beschränkte, die zu dem ehemaligen Herzogthum Warschau gehörten, obgleich ausdrücklich bestimmt war, „daß alle Polen, welche Unterthanen Rußlands, Oesterreichs und Preußens wären, stellvertretende Verfassungen und solche volksthümliche Einrichtungen haben sollten, die nach der Art von politischer Existenz geordnet seyn würden, welche jede der Regierungen, denen sie angehörten, nützlich und angemessen finden würde, ihnen zu gewähren *)." Hätte also auch wirklich der Wiener Kongreß die Befugniß gehabt, das Schicksal der Polen zu entscheiden, so mußten doch von Seiten Rußlands den Verbindlichkeiten, welche diese Entscheidung auflegte, genügt werden, wofern die letztere für die Polen verpflichtend seyn sollte; dieß geschah aber nicht, da alle polnischen Provinzen, deren sich Rußlands früher auf eine höchst widerrechtliche Weise bemächtigt hatte, von Polen getrennt und Rußland einverleibt blieben.

Der König von Preußen sicherte gleichfalls bloß den Bewohnern des Großherzogthums Posen eine Provinzialverfassung und die Theilnahme an der künftigen Konstitution zu, welche er seinen übrigen Staaten geben würde. Außerdem ernannte er den Fürsten Anton Radzivil, der mit einer Prinzessin von Preußen vermählt war, zu seinem Statthalter. Da dieser Fürst ein geborner Pole war, und sich, gleich seiner Gemahlin, durch edle Humanität auszeichnete, so waren die Posener wenigstens für jenen Augenblick besser daran, als wenn sie einen Konstantin zum Vicekönige und die liberalste Verfassung bekommen hätten, von denen ihnen keine Zeile gehalten worden wäre.

*) Du Congrès de Vienne par M. de Pradt T. 1. p. 269 und Histoire du Congrès de Vienne par Flassan etc. T. p. 313.

Kaiser Alexander, der, wenn gleich kein großer Tausendkünstler, doch meisterhaft die Kunst verstand, seine unbegränzte Herrschsucht durch ein einnehmendes Betragen und durch schöne Worte zu verhüllen, wobei ihm sein Aeußeres sehr zu statten kam, schmeichelte den arglosen Polen mit den glänzendsten Hoffnungen, und sie glaubten ihm eben so treuherzig, wie sie einst seinem großen Nebenbuhler Napoleon geglaubt, und wähnten Alles durch ihn zu erlangen, was Napoleon ihnen so lange vorgespiegelt hatte: „vollkommene Wiederherstellung ihres Vaterlandes, Freiheit und Selbstständigkeit.“ Wirklich ließ er auch durch eine, aus mehreren Polen bestehende Kommission, bei welcher sich auch der bekannte Graf Ostrowski befand, eine Verfassungsurkunde entwerfen; allein daß es ihm jemals ein Ernst war, sie auf die Dauer gelten zu lassen, ist sehr zu bezweifeln, wenn man erwägt, mit welchem Eifer er späterhin sich bemühte, alle freisinnigen Verfassungen in Italien, in Spanien und selbst in Deutschland zu stürzen, weil er immer fürchtete, die liberalen Ideen in jenen Ländern möchten sich nach Petersburg und Moskau verbreiten, und seiner absoluten Herrschergewalt in Rußland nachtheilig werden.

Am 20. Junius 1815 ward unter dem Donner der Kanonen die Wiederherstellung des Königreichs Polen feierlich in Warschau bekannt gemacht und der Entwurf der künftigen Verfassung verlesen. Die Polen mußten nachher nicht allein dem neuen Könige, sondern auch der von ihm gleichfalls beschwornen Konstitution den Huldigungseid schwören, und wurden folglich sogar verpflichtet, über die Aufrechthaltung derselben zu wachen. Jede Verbindlichkeit ihres Huldigungseides hörte mithin auf, sobald der König die Verfassung verletzte; denn die Beobachtung derselben war ja die ausschließliche Bedingung, unter welcher sie ihm Treue gelobt hatten und Treue schuldig seyn konnten.

Der Kaiser Alexander erfüllte jedoch eben so wenig die feierlichen Verheißungen, welche er in der Verfassungs-

urkunde den Polen gegeben hatte, wie spätерhin sein Bruder Nikolaus. Die Preßfreiheit, das sichere Bollwerk aller übrigen Freiheiten und Rechte, die Schutzwehr gegen Tyrannei und Bedrückungen, das beßte Beförderungsmittel der Aufklärung und nützlicher Kenntnisse war durch die Konstitution freilich zugesichert; allein kaum drei Jahre nachher (1818) ward sie aufgehoben. Sogar die Professoren der neuen zu Warschau errichteten Universität mußten dem Rektor derselben ihre Schriften zur Censur übergeben, und der letztere war der Regierung für ihren Inhalt verantwortlich *).

Dennoch sprach Alexander: „das Königreich Polen hat eine neue Verfassung, welche auf keine Weise verletzt werden darf." Warum verletzte er sie denn diese neue Verfassung? Und wie seltsam, daß er die Neuheit derselben als einen Grund anführt, weßhalb man sie nicht verletzen dürfe, gleichsam als ob von einem neuen Kleide die Rede wäre, womit man sich in Acht nehmen müßte, um es nicht zu beschmutzen!

Ferner sagte Alexander in der Rede, womit er den Reichstag eröffnete: „die Organisation, welche in Eurem Lande in Kraft war, hat die unmittelbare Einführung derjenigen gestattet, die ich Euch gegeben habe, indem ich die Grundsätze jener freisinnigen Einrichtungen in Wirksamkeit setzte, die niemals aufgehört haben, der Gegenstand meiner Sorgfalt zu seyn, und deren heilsamen Einfluß ich, wie ich hoffe, mit Gottes Hülfe, auf alle Länder verbreiten werde, welche die Vorsehung meiner Obhut anvertraute." Nun frage ich: wie kann man behaupten, daß man Grundsätze freisinniger Einrichtungen in Wirksamkeit setzt, wenn man einer Nation in einer Verfassungsurkunde zwar die Freiheit der Presse zusichert, aber ihr dieselben durch Anordnung einer strengen

*) Man sehe Polens Schicksale seit 1765 u. s. w. Paris 1831, und die große Woche der Polen, bei Brockhaus 1831. Brougham Précis historique du partage de la Pologne p. 340.

Censur entreißt? Diese Aeußerung des mitternächtlichen Autokraten muß man in der That für Spott halten, denn Ernst konnte es ihm damit nicht seyn; aber edel war dieser Spott gewiß nicht. Daß er nicht die Absicht hatte, den „heilsamen Einfluß der Preßfreiheit über Rußland zu verbreiten," ward durch die strenge Censur, die zu seiner Zeit gleichfalls in seinem Kaiserreiche herrschte, durch den Beifall, womit er die Denkschrift des elenden Stourdza aufnahm, und durch Kotzebue's Bulletin hinlänglich bewiesen! „Ihr habt mir," fuhr er fort, „also die Mittel dargeboten, meinem Vaterlande zu zeigen, was ich für dasselbe schon seit langer Zeit vorbereite, und was es erhalten soll."

„Ich freue mich, zu glauben, daß ihr Gesetze entwerfen werdet, die fähig sind, Euch die kostbarsten Güter zu gewährleisten, nemlich die Sicherheit Eurer Personen und Eures Eigenthums, so wie die Freiheit Eurer Meinungen *)."

Bei diesen Worten kann man sich vernünftiger Weise keinen andern Sinn denken, als: wenn Ihr nicht solche Gesetze entwerft, die mir gefallen, so werde ich jene Güter, nemlich die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und die Freiheit der Meinungen Euch wieder entziehen! Die Freiheit der Meinungen ist übrigens ein Gut, welches kein Monarch irgend einem Menschen entreißen kann; aber die Freiheit, seine Meinungen zu äußern und Andern dieselben auf jede beliebige Weise mitzutheilen, darauf kommt es an, denn die Denkfreiheit hat auch der Gefangene, der in Ketten liegt!

„Die Ergebnisse Eurer Arbeiten," sprach er ferner, „sollen mich lehren, ob ich, meinen Entschlüssen getreu, das was ich bereits für Euch gethan habe, noch weiter ausdehnen kann."

*) „Je me plais à croire, que vous produirez des loix destinées à garantir les biens les plus precieux, la sûreté de vos personnes, celle de vos propriétés, et la liberté de vos opinions." Brougham l. 6.

Endlich schloß er mit der Aeußerung: er wünschte gegen Polen den Grundsatz des Evangeliums zu befolgen, wornach man Böses mit Gutem vergelten solle!

Wie konnte der Selbstherrscher aller Reussen den unglücklichen Polen, die ihm nie ein Leides gethan hatten, von seinen Vorfahren aber auf das Schändlichste und Unwürdigste behandelt waren, dergleichen sagen? Daß die Polen durch die abscheulichen Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, welche Katharina an ihnen verüben ließ, endlich zur Verzweiflung gebracht wurden, und das eiserne Joch abzuschütteln versuchten, war keine Beleidigung für ihn! So frömmelnd trug der Urheber der scheinheiligen Bundesakte oder der politischen Idylle, wie Talleyrand sie sehr witzig nannte, immer den lieben Gott, die Vorsehung, das Evangelium und die biblischen Sprüche auf den Lippen; blickt man jedoch hin auf Spanien, auf Portugal, auf Griechenland und manche andere Länder, dann darf man mit Recht fragen: was hat jene nordische, salbungsvolle Idylle, was hat das hochgepriesene Legitimitäts- und Stabilitätssystem, dessen kräftigster Vertheidiger der Kaiser Alexander von Rußland war, den Nationen für Heil und Segen gebracht? Nichts als Krieg und Jammer, nichts als Ketten und Thränen, nichts als Elend und Noth! Sind die Spanier, die Portugiesen, die Neapolitaner, die Piemonteser dadurch glücklicher und besser geworden, daß Alexander mit einem, an Fanatismus gränzenden Eifer ihre liberalen, von ihren Königen beschwornen Verfassungen vernichtete oder durch Andere vernichten ließ? Gewiß nicht! Wäre dieser Fürst 1815 gestorben, dann würde manche Thräne ihm geweint seyn; er starb zehn Jahre später, und Jeder vernahm die Kunde von seinem Tode ohne Rührung und oft mit dem frohen Ausruf: Gottlob, es ist ein Völkerdränger weniger in der Welt! Gerne glaube ich, daß er das Schlimme, das er stiftete, weder ahnete, noch wollte, und daß er selbst von schlechten Rathgebern, so wie jetzt sein Bruder Nikolaus von dem Türkenbändiger Die-

bitsch*), irre geleitet ward, allein das wäre nimmermehr geschehen, wenn er sich nicht von seiner unbeschränkten Herrschgier hätte blenden lassen, deren Sklave er war.

Daß der Kaiser Alexander, welcher andern Fürsten zur Widerrufung der, ihren Völkern gegebenen und denselben mit den heiligsten Eiden beschworenen Verfassungen rieth und behülflich war, sich selbst kein Bedenken daraus machte, die den Polen gegebene und beschworene Konstitution gleichfalls zu vernichten, ist wohl natürlich. Mit welchem Sprüchlein aus dem Evangelium der bibelfeste Kaiser diese Treubrüchigkeit entschuldigen wollte, ist unbekannt. Vielleicht glaubte er, vermöge seines göttlichen Rechts, über alle Eide hoch erhaben zu seyn, oder er stellte sich vor, daß das, was er auf Erden löste, auch im Himmel los seyn würde. Es ist kein Wunder, wenn die Gewaltigen der Erde, die keiner Rechenschaft vor einem irdischen Richter unterworfen sind, auch von einer Verantwortlichkeit vor einem ewigen Richter nichts wissen wollen, und daher dürfen uns manche ihrer Handlungen gar nicht befremden.

Die Aufhebung der den Polen zugesicherten Preßfreiheit war übrigens nicht das Einzige, wodurch Alexander die Konstitution verletzte. Durch die Artikel 18 bis 22 war in

---

*) Der General Diebitsch ist noch weit tadelnswerther als Marmont! Dieser handelte bloß aus blindem Gehorsam gegen seinen hartnäckigen, eigensinnigen König und gegen den elenden Angouleme, die Beide keinen Rath annehmen wollten. (Man sehe Vie et memoires du marechal Marmont, Duc de Raguse. Par. 1830, p 128.) Diebitsch hingegen ward von seinem Monarchen in der polnischen Angelegenheit um Rath gefragt, und stellte die Untersuchung der Polen so leicht dar, daß er sogar Tag und Stunde bestimmte, wo er in Warschau einziehen würde. Kein Wunder, daß der Kaiser Nikolaus unter solchen Umständen auf keine gütlichen Unterhandlungen eingehen wollte, wozu ihm übrigens, wie man sagt, der König von Preußen sehr dringend soll gerathen haben. Der junge, lebhafte und ehrgeizige Fürst gab lieber den thörichten Prahlereien seines ruhmsüchtigen Feldherrn, als den vernünftigen Vorstellungen seines kriegserfahrenen Schwiegervaters Gehör, und wird eine Krone verlieren müssen, die für das Menschenblut, das sie gekostet hat, schon viel zu theuer erkauft wäre.

Gemäßheit der alten Grundgesetze bestimmt worden: daß Niemand anders gefänglich eingezogen werden sollte, als in den, durch die Gesetze ausgesprochenen Fällen; daß die Ursachen der Verhaftung dem Gefangenen sogleich schriftlich bekannt gemacht, er dann spätestens binnen drei Tagen vor seinen zuständigen Richter gestellt, und daß er, sobald derselbe ihn für schuldlos erklären würde, augenblicklich sollte in Freiheit gesetzt werden. Endlich sollte auch ein Verhafteter, wofern er für seine Person Sicherheit leisten würde, auf einige Zeit freigelassen werden.

Diese in der Verfassungsurkunde enthaltenen Bestimmungen wurden seit vielen Jahren nicht erfüllt. Der Kaiser Alexander hatte seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, einen Prinzen, der durch seine äussere Erscheinung eben so sehr, wie durch sein ganzes Betragen zurückschreckt, und der eine Art von Ehre darin sucht, es an Brutalität jedem andern Russen zuvorzuthun *), zum Oberfeldherrn des polnischen

*) Der Großfürst Konstantin hatte einmal, kurz vor der Verheirathung mit seiner jetzigen Gemahlin, der Fürstin von Lowicz, zehn bis zwölf vornehme Polen bei sich zum Abendessen. Weine der köstlichsten Arten flossen in Strömen, und Konstantin stürzte, seiner Gewohnheit gemäß, noch während des Gelages mehrere große Becher voll des stärksten Branntweins hinab, so daß er in sehr hohem Grade berauscht ward. Vor Aufhebung der Tafel ward endlich, seiner vorhergegangenen Anordnung gemäß, jedem der Gäste und dem erhabenen Wirth selbst zum Nachtisch eine Unschlittkerze vorgesetzt, und er gebot mit fürchterlich wildem Antlitz: „jeder Anwesende sollte sein Unschlittlicht mit dem Docht sogleich auffessen, oder er würde ein Beispiel an ihnen stiften, wie man es in Polen noch nicht erlebt hätte. Er selbst, fügte er hinzu, würde sein Unschlittlicht gleichfalls verzehren.“ Die Russen, an dergleichen Leckerbissen vielleicht besser gewöhnt als die Polen, fingen sogleich an, dem hohen Befehl zu gehorchen; allein die Polen zögerten noch. Konstantin nahm jedoch die vor ihm liegende Kerze und wiederholte mit gräßlichen Drohungen und Flüchen seinen Befehl, daß Jeder mit ihm zugleich anfangen und aufhören sollte, die ausgetheilten Kerzen zu verschlingen. Die Furcht überwand nun den Ekel, aber plötzlich verzog Konstantin das, ohnehin sehr mißgestaltete Gesicht noch scheußlicher, und warf wüthende Blicke umher. Endlich hatte man das fette Dessert mit Widerwillen und Noth hinunter geschluckt, und jetzt erschien der unglückliche Bediente oder Page wieder,

Kriegsheeres bestellt. Auf seinen Wink wurden die friedlichsten Einwohner ihren Familien entrissen, in unterirdische, feuchte und ungesunde Kerker eingesperrt, mit frevelhafter Hintansetzung aller rechtlichen Formen gerichtet, verurtheilt, und an Vermögen, Freiheit, Ehre und Leben gestraft. Ein Wort des Cäsarowitsch Konstantin oder der Ausspruch eines, aus dem verworfensten Gesindel, das, mit ihm einverstanden, Ehre, Gewissen und Rechtlichkeit längst für Gold und Silber verläugnet und abgeschworen hatte, bestehenden Kriegsgerichts, war hinreichend, schuldlose Menschen in lebenslängliche, schmähliche

---

her die Unschlitterzen hatte auftischen müssen. Konstantin gebot sogleich einem seiner Adjudanten, ihn verhaften und ihm am folgenden Morgen dreihundert Hiebe mit der Knute geben zu lassen, welche Strafe nachher von dem Offizier jedoch ingeheim sehr gemildert ward. „Ich hatte," sagte der Graf M—i, ein äusserst achtungswerther und wahrheitliebender Greis, der mir diese Geschichte späterhin in der Schweiz erzählte, „ich hatte die, aus Zucker und den köstlichsten Gewürzen gemachte Kerze, die für den Großfürsten bestimmt war, durch Verwechslung erhalten, allein ich schnitt eben so verdrießliche und scheußliche Gesichter, wie meine Mitesser, um mich nicht zu verrathen, und mich nicht der Wuth des betrunkenen Despoten Preis zu geben." Daß diese Geschichte übrigens der reinsten Wahrheit gemäß sey, glaube ich verbürgen zu können, und ich würde, erforderlichen Falls, selbst einen Glaubenseid darauf ablegen, indem ich den Grafen M—i viele Jahre lang unter sehr glücklichen und sehr unglücklichen Lebensverhältnissen gekannt, und nie die geringste Lüge, selbst wenn sie ihm zum größten Vortheil hätte gereichen können, von ihm gehört habe. Andere Polen, die aber bei jenem Gastmahl nicht anwesend gewesen waren, den Grafen M—i nie gesprochen hatten, und ihn durchaus nicht persönlich kannten, hatten mir bereits vorher die Geschichte, ganz so, wie ich sie hier mittheile, erzählt, nur mit der schrecklichen Abweichung, daß der Großfürst den Bedienten oder Pagen gleich niedergehauen habe. Der Graf M—i, als Augenzeuge, versicherte indessen, das sey unwahr; übrigens habe sich der Prinz in einem solchem Zustande von Wuth und Betrunkenheit befunden, daß er den Pagen auf der Stelle umgebracht haben würde, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Das war nun der Mann, dem Alexander und Nikolaus die oberste Gewalt im Königreiche Polen übertragen hatten! Man schloß ihn wegen seiner Brutalität vom russischen Throne aus, allein man fand ihn sehr brauchbar, die Polen zu tyranniſiren. Ich überlasse es meinen Lesern, ihre eigenen Bemerkungen zu machen, und frage bloß: wie ist es möglich, von einem gebildeten Volke zu verlangen, daß es einem solchen gehorchen soll?

Gefangenschaft, und wohlhabende Familien an den Bettelstab zu bringen. Glücklich war zwar derjenige zu preisen, der vor seinen ordentlichen Richter gestellt ward, allein oft half auch das freisprechende Urtheil nichts, denn der Autokrat an der Newa und sein Bruder und Stellvertreter an der Weichsel stießen die Aussprüche der Gerichte, unter dem Vorwande, daß sie „illegal" wären, despotisch und eigenmächtig um, wie dies auch in Hinsicht des, von dem Reichstagsgerichte gefällten Urtheils in Betreff der, des Hochverraths angeschuldigten, und von dem Gericht für schuldlos erklärten Polen geschah, und dann mußte der Wille des Despotismus vollzogen werden.

Die Thatsachen liegen der ganzen Welt vor Augen; man kann manche derselben aus einer Menge von Schriften, von denen ich bereits mehrere angeführt habe, kennen lernen, und an einem andern Orte werde ich ausführlicher hievon reden, da mein gegenwärtiger Zweck mir nicht gestattet, umständlicher auf Einzelnheiten einzugehen.

Die Verfassung war in allen Punkten, wodurch die Freiheit und das Glück der Nation und der einzelnen Staatsbürger im Mindesten begünstigt wurde, auf das Schmählichste verletzt. Das Uebel stieg mit jedem Tage und unter der Regierung des Kaisers Nikolaus zum höchsten Grade. Wollen wir auch gerne zugeben, daß dieser Monarch einen in sittlicher Hinsicht achtungswerthen Charakter und viel natürliche Herzensgüte besitzt, und selbst an Geist und richtiger Beurtheilung der menschlichen Verhältnisse seinen Vorgänger und Bruder Alexander weit übertrifft, so war er doch zu sehr von Barrikaden schmeichelnder, dem schrankenlosen Despotismus huldigender Hofschranzen und von Anhängern seines Bruders Konstantin umgeben, als daß das Jammergeschrei über die Willkühr des Letztern zu ihm hätte dringen können; ja, er ließ sogar, in dem Wahn, daß er seinen göttlichen Selbstherrscherrechten durch die Erfüllung der, von ihm beschworenen Verfassung Eintrag thun würde, die tyrannische Ungerechtigkeit

walten, und folgte ganz den Ahitophelrathschlägen derer, die ihn irre leiteten.

Wenn die Fürsten ihre Eide und Zusagen nicht erfüllen, so sind auch die Völker nicht weiter an die ihrigen gebunden. Dieser, der Gerechtigkeit und der Vernunft gemäße Grundsatz steht unerschütterlich fest. Das erbärmliche Geschwätz der Vertheidiger unbeschränkter Willkühr wird ihn niemals widerlegen und aus den Gemüthern der civilisirten Nationen verbannen können.

Die Erfüllung der, von dem Kaiser Alexander den Bewohnern des jetzigen Königreichs Polen zugestandenen Verfassung und die Ausdehnung derselben auf alle Polen, die auf eine höchst ungerechte, von Anfang an nichtige Weise seinem Scepter unterworfen waren, das waren die Bedingungen, unter denen die, durch die Wiener Kongreßakte ihm zugesprochenen Polen ihm und seinem Bruder Nikolaus huldigten und Treue gelobten; allein sie mußten auch zugleich die treue Beobachtung der Verfassung beschwören. Da aber nun die letztere von den beiden Monarchen selbst, so wie von ihrem Stellvertreter Konstantin vernichtet und hiedurch die Erfüllung des Eides, nämlich die Beobachtung und Aufrechthaltung der Konstitution unmöglich gemacht wurde, so ward natürlicher Weise die andere, aus dem Eide entspringende Verbindlichkeit der Treue und des Gehorsams gegen den russischen Selbstherrscher ebenfalls aufgehoben und faktisch für nichtig erklärt, denn sie konnte, da die Polen auf die Verfassung geschworen hatten, nur in dem Fall statt finden, wenn auch der Monarch seiner Seits die Bedingungen derselben erfüllte.

Wie kann man also die Polen Rebellen und Empörer nennen? Wie kann der Selbstherrscher aller Reussen sich noch eine Oberherrlichkeit über sie zuschreiben, da er ja selbst die Grundlage, auf welcher alle ihre Verpflichtungen beruhten, aufgelöst und zertrümmert hat? Der fromme Aberglaube, daß die Monarchen bloß Rechte, die Völker bloß Pflichten haben können, ist aus den Ländern der Civilisation längst verbannt;

er wird nie wieder dahin zurückkehren; er gilt nur noch dort, wo die Menschen sich in dem Zustande viehischer Rohheit befinden, und wo, so wie in Spanien und Portugal, verabscheuungswürdige Ungeheuer den Scepter führen. Daß der Kaiser Nikolaus mit einem Ferdinand VII. oder einem Don Michel nicht auf die entfernteste Weise verglichen werden kann, ist freilich gewiß; allein die Grundsätze, nach denen man in Polen gehandelt hat, sind wenig besser gewesen, als jene, wornach man in Spanien und Portugal verfährt, und wenn man auch wirklich zugibt, daß den beiden Kaisern Alexander und Nikolaus manche Abscheulichkeiten und Rechtsverletzungen, die in dem erstern Lande begangen sind, nicht bekannt wurden, so war dies ihre eigene Schuld, und die Vernichtung der polnischen Konstitution, wodurch alle etwanige Verbindlichkeiten der Polen gegen sie aufgehoben wurden, war ihr eigenes Werk.

Eben so wenig, wie die Einwohner des jetzigen Königreichs Polen, können die aufgestandenen Einwohner Lithauens und der übrigen, Rußland einverleibten polnischen Provinzen einer ungerechten Empörung beschuldiget werden. Alle die Handlungen und Verträge, wodurch diese Provinzen von Polen losgerissen und mit dem russischen Reiche vereiniget wurden, waren, wie bereits früher gezeigt worden, ungerechte, mit wahrhaft räuberischer Gewalt vollzogene, von Anfang an nichtige Usurpationen, die der anmaßenden Macht keine Rechte geben, und den Bewohnern jener Länder keine Pflichten auflegen konnten. „Polens Fall," sagt Brougham, „wird ewig die Ruchlosigkeit Rußlands, die Treulosigkeit Preußens, den Beitritt Oesterreichs und die stumpfsinnige Unthätigkeit Europa's anklagen. Bis zur ersten Theilung jenes Landes wurden die Heiligkeit eines alten Besitzes und die Rechte eines Volks auf seinem eigenen Boden als unverletzbar betrachtet; dies war ein erhaltender Grundsatz der europäischen Unabhängigkeit. Die Fortschritte der Civilisation, welche er begünstigte und befestigte, gaben ihm neue Kraft. Die Eifersüchteleien der großen Mächte, und die weisen Berechnungen der kleinern Staaten schienen ihn

zur Genüge zu beschützen. Es bildeten sich Bündnisse und langwierige Kriege folgten einander, um die gefahrdrohende Vergrößerung einer Nation durch rechtmäßige Eroberungen zu hemmen; der einzige Zweck aller Unterhandlungen und Kriege war, es zu verhüten, daß kein Volk die Macht erlangte, den andern zu schaden.

„Dieser Grundsatz war nicht weniger weise, als gerecht, und die Beschützung des politischen Gleichgewichts war die einzige wirkliche Gewährleistung, welche alle unabhängige Nationen gegen Unterdrückung sicherte. Die Theilung Polens bot der Welt den Anblick einer Nation dar, die ihres alten Besitzthums beraubt wird, ohne daß die mindeste, von ihr begangene Unbill zum rechtfertigenden Vorwande des Anfalls gedient hätte. Man nahm sich nicht einmal die Mühe, dem Kriege jene Formen zu geben, welche erforderlich waren, um diese verhaßte Räuberei unter den Namen von Eroberungen zu verhüllen; es war nicht bloß ein Angriff auf das politische Gleichgewicht, das große Bollwerk der Nationen, sondern vielmehr die Vernichtung der nationalen Unabhängigkeit selbst *)."

---

*) Sa chute (la chute de la Pologne) accusera éternellement la scélératesse de la Russie, la perfidie de la Prusse, la vile accession de l'Autriche et la stupide inertie de l'Europe. Jusqu'à son premier partage, la sainteté d'une ancienne possession et les droits d'un peuple sur son propre sol avaient été respectés comme inviolables; c'était là un principe conservateur de l'indépendance europeenne. Les progrès de la civilisation qu'il contribuait à seconder et à consolider, lui donnaient une nouvelle force; les jalousies des grandes Puissances et les sages combinaisons des petits états semblaient le protéger suffisament. Des Confédérations se formaient, de longues guerres se poursuivaient pour prévenir le dangereux agrandissement d'une nation par des conquetes legitimes: empecher qu' un peuple n'acquit le pouvoir de nuire aux autres, était l'unique objet des négociations et des guerres.

Ce principe n'était pas moins sage que juste et le maintien de la balance politique formait la seule garantie réelle qui mit toutes les nations indépendantes à l'abri de l'oppression. Le partage de la Pologne à donné au monde le spectacle d'une nation dépouillée de son ancien territoire, sans que le moindre tort ait servi de prétexte pour justifier l'attaque;

Jene Theilungen und erzwungenen Theilungsverträge, die man durch die unwürdigsten Lügen zu beschönigen und zu rechtfertigen suchte, konnten den usurpirenden Mächten keine Rechte erwerben, und den Bewohnern der geraubten Provinzen keine Unterthanenpflichten aufbürden. Das fühlte sogar Alexander, so eifriger Beschützer und Vertheidiger der unbeschränkten despotischen Willkühr er war; sonst hätte er nicht 1817 Joseph Poniatowski's Leiche von Warschau nach Krakau bringen und mit den größten kriegerischen und religiösen Feierlichkeiten in die väterliche Gruft dieses Helden beisetzen lassen; sonst hätte er es gleichfalls nicht zugegeben, daß die Asche Kosciuszko's, der 1817 in der Schweiz starb, von Solothurn nach Krakau gebracht und mit den sämmtlichen Zeichen seiner Würde und allen kriegerischen Trophäen in der letztgenannten Stadt auf die feierlichste und glänzendste Weise hätte beigesetzt werden dürfen; sonst würde er endlich nicht selbst die Einwohner von Krakau aufgefordert haben, diesem unsterblichen Helden, der so muthvoll gegen die Vollziehung jener schändlichen Verträge und gegen die Zerstückelung seines Vaterlandes kämpfte, ein Ehrendenkmal zu errichten. So mußte selbst der absolute Selbstherrscher, der den unbeschränktesten Despotismus zu einem Religionsgrundsatz erheben wollte, vor den Augen der ganzen Menschheit in unwiderstehlichen Aufwallungen von Gerechtigkeitsgefühl selbst die Unverbindlichkeit jener, auf die gewaltsamste und empörendste Weise erzwungenen Verträge und die Ungerechtigkeit der, darauf gegründeten Zerstückelung der polnischen Republik feierlich anerkennen!

Aber gesetzt auch, alle jene Verträge wären auf eine gül-

---

même on ne prit pas le soin de donner à la guerre ces formes qui auraient pu permettre de déguiser cette odieuse rapine, sous le nom de conquêtes; ce ne fut seulement une atteinte portée à la balance politique, ce grand boulevart de l'indépendance des nations, ce fut la destruction de l'indépendance nationale elle même. Brougham Précis historique du Partage de la Pologne, p. 146—148.

tige Weise geschlossen, gesetzt ferner, der Wiener Kongreß hätte wirklich das Recht gehabt, über das Schicksal der polnischen Nation zu verfügen, und der König von Sachsen wäre vollkommen befugt gewesen, auch ohne Zustimmung der Einwohner des Herzogthums Warschau die Souveränetät über dasselbe an Rußland, Oesterreich und Preußen zu übertragen; so würde doch nicht allein die schnöde, treulose und eidbrüchige Nichterfüllung der Konstitution, sondern selbst die, alle Unterthanenpflichten aufhebende Verletzung der heiligsten und unveräußerlichsten Rechte der Völker und der Menschheit den Polen die vollkommenste Befugniß gegeben haben, das zu thun, was wirklich von ihnen geschehen ist.

Millionen Menschen können nicht dazu erschaffen seyn, um ihr ganzes zeitliches Glück, und wohl gar das Glück aller ihrer Nachkommen der schrankenlosen Herrschgier, der Laune und den Leidenschaften eines Einzigen oder einiger Wenigen zu opfern, die bloß aus dem thörichten Grunde, weil sie von einer gewissen Familie herstammen, sich berechtigt glauben, jene Millionen nach Willkühr tyranniſiren und der kostbarsten Güter des Lebens, ja des Lebens selbst berauben zu dürfen. Der Zweck aller Regierungen und ihre erste Pflicht ist, die Rechte ihres Volks und jedes Einzelnen zu beschützen, aber nicht sie muthwillig mit Füßen zu treten, oder treten zu lassen. Sobald dieß Letztere entweder von dem Regenten selbst, oder, mit seiner Genehmigung, von seinen Untergeordneten geschieht, ist seine Regierung nicht allein zwecklos, sondern auch zweckwidrig, und das Volk ist befugt, sie einem andern zu übertragen. Der Mensch hat Rechte, die er nicht veräußern und sich von Niemanden nehmen lassen darf. Es sind alle jene Rechte, durch deren freie Ausübung seine sittliche und geistige Veredlung, und also die Erreichung des, ihm von der Vorsehung bestimmten Ziels bedingt wird. Er ist folglich nicht bloß berechtigt, sondern selbst verpflichtet, sich jeder Gewalt zu entziehen, die ihm diese unveräußerlichen Rechte entreißen, und an ihrer freien Ausübung ihn hindern will.

So wenig ein Mensch befugt ist, sich selbst, mit Aufopferung seiner Sittlichkeit, zum sclavischen, willenlosen Werkzeuge eines Andern zu machen, eben so wenig, oder noch weit weniger ist er berechtigt, seine Nachkommen der unbeschränkten Willkühr eines Andern zu unterwerfen, und sie dadurch der moralischen Freiheit, das heißt, des Rechts zu berauben, sich in Hinsicht ihrer Handlungen selbst zu bestimmen; denn dieß ist unter allen Gütern des Menschen das erste, das heiligste und unveräußerlichste!

Man kann nicht läugnen, daß die russische Regierung sowohl in dem jetzigen Königreiche Polen, als in den Provinzen, welche dem russischen Reiche einverleibt sind, manche gute und nützliche Einrichtungen getroffen habe; allein sie sind bei weitem nicht hinreichend, um auch nur den zehnten Theil desjenigen Uebels zu vergüten, was Rußland in den letzten zehn Jahren den Polen zugefügt hat, geschweige dann all' das Unglück und Elend, was seit Katharina's Thronbesteigung bis jetzt durch die russische Politik über die polnische Nation verbreitet worden ist. Ueberdieß würde diese, wenn sie nicht auf so gewaltthätige Weise von Rußland an allen Verbesserungen ihres innern Zustandes gehindert, und durch die räuberische Zerstückelung ihres Landes, so wie durch kostbare und blutige Kriege, und durch eine, gleichfalls von Rußland ausgehende Hemmung aller freien, geistigen Mittheilung zu Boden gedrückt worden wäre, sich schon längst zu einer weit höhern Stufe von Wohlstand, Veredlung und Aufklärung erhoben haben, als sie unter der Oberherrschaft der russischen Czare, so lange diese nemlich bleibt, was sie ist, jemals würde erlangen können. Unter einer so despotischen Regierung, wie jene war, unter welcher das konstitutionelle Polen seit fünfzehn Jahren geseufzt und geschmachtet hat, kann von geistiger und sittlicher Vervollkommnung, von Glück und von Wohlstand einer Nation gar die Rede nicht seyn! Außerdem geschah auch das Meiste von dem wenigen Guten, was die russische Dynastie in Polen gestiftet haben will, aus

bloßer Oſcutatien und Alles mit polniſchem Gelde! Damit iſt aber das ſchuldloſe Blut der Frauen, der Kinder, der Greiſe nicht verſöhnt, die von den Ruſſen auf das Martervollſte gemordet wurden; damit ſind die vielen Tauſende, die in dem heiligen Kampfe für ihr Vaterland ſtarben, oder von den Ruſſen aus demſelben verbannt, in den kalten, eiſigen Steppen Sibiriens umkamen, oder in Italien, in Egypten, in Spanien, in Deutſchland, Preußen und Rußland auf den Schlachtfeldern in fremden Kriegen den Heldentod fanden, oder in den finſtern ruſſiſchen Kerkern ihr trauriges Daſeyn beſchloſſen, nicht wieder ins Leben zurück gerufen! Die von den Ruſſen, auf Befehl der Weltbeglückerin Catharina, niedergebrannten Städte und Dörfer liegen noch, wie Praga, in Trümmern; viele Familien, die von den wilden ruſſiſchen Horden beraubt, aus dem blühendſten Wohlſtande in die drückendſte Armuth geriethen, ſind theils vor Kummer und Gram ausgeſtorben, theils nie wieder zu dem vorigen Glücke gelangt. Und warum all' dieß Elend? Warum? Um die unerſättliche Herrſchgier und Ländersucht Catharina's der Großen, der Weltbeglückerin, zu befriedigen, um ihrer despotiſchen Willkühr zu genügen, darum mußten alle die Ströme unſchuldigen Blutes vergoſſen, die vielen tauſend Menſchen gemordet, die glücklichen Länder, Städte und Dörfer verwüſtet und überall Elend und Unglück in Polen verbreitet werden. Und was ſoll man von den Gräueln der neuern und neueſten Zeit ſagen, die unter Alexanders und Nikolaus Regierung von Konſtantin, Wozniecki und ähnlichen Menſchen, theils mit ausdrücklicher, theils mit ſtillſchweigender Genehmigung ihrer Herrſcher verübt wurden? Doch — davon im nächſten Bande mehr!

Wahrlich, Rußland möchte ſich doch ja hüten, ſo laut in ſeinen Manifeſten von den großen Wohlthaten zu reden, welche die Polen von den Ruſſen empfangen haben, und von der Dankbarkeit, die ſie ihnen dafür ſchuldig ſeyn ſollen. Die Akten liegen in allen Sprachen der Civiliſation

der ganzen gebildeten Menschheit vor Augen, und einem Jeden steht die Einsicht offen! Ein jeder Unbefangene wird wissen, daß die Polen den Russen wohl Flüche und Verwünschungen, aber keine Dankbarkeit und keine Segenswünsche schuldig sind.

Die Völker sind mündig geworden; sie wollen und werden keine Gräuel der Art ferner dulden; und wenn gleich wirklich hier oder dort ein altes wurmstichiges Gerüst mit Sammt überzogen zusammen stürzen müßte! Das Unrecht, das einigen Hunderten, oder auch nur einem Einzigen geschieht, wird in unsern Tagen mit Blitzesschnelle allen gebildeten Völkern bekannt, von Millionen Menschen nachempfunden, und über kurz oder lang von großen Nationen furchtbar gerächt werden.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch einige Worte über einen Aufsatz sagen, der an sich zwar unbedeutend scheint, aber als ein merkwürdiger Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit erscheint. Dieser Aufsatz ist ursprünglich in der nordischen Biene enthalten gewesen, aus dieser in die Petersburger Zeitung aufgenommen, und Auszugsweise, soweit er mir bekannt geworden, in der 96sten Nummer des Schwäbischen Merkurs von diesem Jahre abgedruckt. Da die Petersburger Zeitung, soviel ich mich erinnere, auch Hofzeitung ist, so wird dieser Aufsatz unstreitig an der Norma courfähig oder courmäßig gewesen seyn.

„Jene Politiker," beginnt der Verfasser, „schwatzen davon, daß man, zur Stillung des Blutvergießens, den Aufrührern nachgeben, mit ihnen in Unterhandlung treten, ihre Forderungen bewilligen müsse."

Jene Politiker meinen es gewiß gut, denn schwerlich wird Ebed Melech der Mohr, der den Propheten Jeremias aus dem Koth zog, auch den Herrn Feldmarschall Grafen von Diebitsch-Sabalkanski herausziehen; denn Jeremias war ein ächter Prophet, Diebitsch-Sabalkanski ist aber ein falscher Prophet, da er beim Antritt

seines Feldzuges prahlte, er würde am 21. Februar an der Spitze seines Heeres in Warschau einziehen, und bis jetzt noch nicht eingezogen ist. Daß er in Warschau seinen Einzug halten wird, ist sehr wahrscheinlich, aber auf welche Art? Ich hoffe, in dieser geschichtlich-politischen Darstellung hinlänglich gezeigt zu haben, daß die Polen auf keine rechtmäßige Weise dem russischen Scepter unterworfen worden sind, denn weder die, mitten im Frieden von Rußland gewaltsam erzwungenen Verträge, noch die Beschlüsse des Wiener Kongresses, der keineswegs befugt war, über das Schicksal der polnischen Nation, die nicht einmal auf jenem Kongreß einen Stellvertreter und Wortführer hatte, zu entscheiden, konnten der letztern Pflichten auflegen, und dem Kaiser Alexander Rechte übertragen, die jene Versammlung von Fürsten und Diplomaten selbst nicht besaß. Wären aber auch die Polen durch den gezwungenen Huldigungseid, welchen sie den beiden Kaisern und der Konstitution geschworen haben, rechtlich als Unterthanen verpflichtet worden, so sind durch die treulose Vernichtung und Verletzung der Verfassung, deren treue Erfüllung von Seiten der russischen Selbstherrscher die ausdrückliche Bedingung war, unter welcher jener Eid geleistet wurde, alle Rechte Rußlands gegen Polen, und alle Verbindlichkeiten Polens gegen Rußland aufgehoben, und man kann folglich die Polen nicht weiter mit den Ehrentiteln: Aufrührer, Empörer und Rebellen bezeichnen.

Werden aber die Bewohner des jetzigen Königreichs Polen nach so vielem Blutvergießen und nach so vielen Siegen sich mit der Gewährung ihrer anfänglichen, sehr gemäßigten Forderungen abfinden lassen und gar unter den russischen Scepter zurückkehren? Daran ist sehr zu zweifeln! Sie würden äußerst unbesonnen handeln, wenn sie nicht in dem gegenwärtigen Augenblick alle die Länder, welche früher an Polen gehört haben, und sich jetzt unter russischer Herrschaft befinden, Kurland, Semgallen und selbst Liefland mit eingeschlossen, von Rußland zurück verlangten; denn Polen muß

wieder ein mächtiger Staat werden, wenn er gegen den ungeheuern Koloß im Norden, so wie gegen seine Nachbarstaaten sich schützen, und zugleich der Civilisation zur Vormauer gegen den barbarischen und despotischen Norden dienen soll. Was Polen durch Gallizien und Lodomerien an Oesterreich verloren hat, das muß es durch die Einverleibung Liefslands und Kurlands wieder zu gewinnen trachten, und dadurch zugleich sich Häfen verschaffen, um seine vielen und vortrefflichen Waaren an andere Nationen absetzen zu können. Dann kann Polen ein glückliches, blühendes und wohlhabendes Land werden, und auch in dieser Hinsicht wesentlich zum Glücke und zum Wohlstande der übrigen Staaten Europa's beitragen. Daß die Bewohner von Liefland, Kurland und Semgallen, die auf einer hohen Stufe geistiger Ausbildung stehen, sich der polnischen Nation, welcher sie früher schon angehörten, mit Freuden anschließen werden, ist vorauszusehen, denn jene Völkerschaften würden schon lange das harte Joch der Willkühr von dem zerfleischten Nacken abgeschüttelt haben, wenn es ihnen irgend möglich gewesen wäre. Sie wünschen und bedürfen freien Geistesverkehr zu ihrer Vervollkommnung und Gesittung, und dieß schönste, heiligste Gut der Menschheit, durch dessen Besitz es allein möglich ist, die hohe Bestimmung des Menschen, geistige und sittliche Veredlung zu erreichen, wird ihnen von der Autokratie schnöde und selbstsüchtig verweigert. Die Kurländer, die Liefländer und Semgaller wissen aber den Werth dieses Guts zu würdigen, und werden keine Mittel scheuen, es wieder zu erlangen, zumal, da sie mit Sicherheit erwarten dürfen, daß die Finnländer in jeder Stunde bereit sind, den ihnen ungerechter Weise von dem Autokraten Alexander aufgedrungenen Scepter gegen die milde, zeitgemäße konstitutionelle Regierung Schwedens zu vertauschen.

Die Einwohner Galliziens, Lodomeriens und der übrigen polnischen Provinzen, welche der österreichischen Monarchie einverleibt sind, werden wahrscheinlich am Leichtesten dem

Wunsch entsagen, mit dem ursprünglichen Vaterlande wieder vereinigt zu werden. Sie sind durch das starke Band der Religion mit den Bewohnern der ältern österreichischen Staaten verbunden, und hegen keinen Nationalhaß gegen die Letztern, denn nie hat Oesterreich sich gegen die, unter seine Herrschaft gekommenen Polen solcher Gräuel und Unthaten schuldig gemacht, wie dieß von den Russen geschehen ist! — Ueberhaupt muß Polen das Wohlwollen und die Freundschaft Oesterreichs sich möglichst zu bewahren suchen, und lieber diesem Staat, als irgend einem andern ein Opfer bringen! Oesterreich und Polen sind einander zu wechselseitigem Beistande gegen zwei engverbundene Nachbarn, die auch in Deutschland mehrere mächtige Mitverbündete haben, nothwendig, und in dieser Hinsicht kann bei keinem von ihnen der Umstand in Betracht kommen, ob das Prinzip ihrer Regierung ein unbeschränkt monarchisches oder ein republikanisches sey.

„Sie (nemlich die liberalen Politiker) vergessen," fährt der Verfasser jenes Aufsatzes fort, „sie vergessen, daß Rußland es im gegenwärtigen Fall nicht mit einer Macht zu thun hat, welche endlich mit diesem Reiche einen Frieden auf gegenseitig bestätigte Bedingungen schlöße, noch mit einem Volke, das die Erfüllung seiner wirklichen oder vermeinten Bedürfnisse suchte, sondern mit einer Handvoll Unruhestifter, zum Theil jener Gesellschaft von Volksaufwieglung angehörig, welche ihre Grundsätze überall ausstreut, und ihre Missionäre nach allen Gegenden hin versendet, weit entfernt, die Wohlfahrt jener Gegenden: Belgiens, Polens und Italiens zu bezwecken, sondern vielmehr die Ausführung ihrer politischen Grundsätze."

Welche Schande für den großen Feldhauptmann und falschen Propheten Diebitsch-Sabalkanski, daß er sich von einer Handvoll Unruhestifter immer in einem fort schlagen und besiegen, und zuletzt in einen Morast treiben läßt, woraus ihn weder der heilige Nikolaus, noch der

Erzengel Michael*) herausreißen kann! Er, der große Türkenbändiger, der gewissenlos und voll Ehrgeizes, seinen Monarchen, welcher zum Nachgeben geneigt war, und ihn um Rath fragte, zu einem unbesonnenen Kriege gegen ein Volk aufreizte, das nichts weiter forderte, als was es mit Recht fordern konnte, muß mit einer Armee von mehr als 200,000 Mann und 260 Kanonen einer Handvoll Unruhestifter unterliegen! Welche Schande! Man sieht, daß die russischen Schriftsteller meisterhaft die Kunst verstehen, den Heldenmuth und die Tapferkeit ihrer Kriegsheere zu erheben, und ihren Feldherren Schmeicheleien zu sagen!

Wo ist aber jene Gesellschaft von Volksaufwieglern? Wo hält sie ihre Zusammenkünfte? Von welchem Ort sendet sie ihre Missionäre aus? Man sieht wohl, daß noch immer unter den hirnlosen Schädeln der Moskowiter die alten Gespenster spuken, von denen Alexander und Nesselrode auf den Fürsten- und Ministerkongressen so viel zu erzählen wußten, und die man zu nichts weiter, als zum Vorwande gebrauchen konnte, um den Völkern die Erfüllung der heiligsten Zusagen zu verweigern, welche man ihnen in den Tagen der Angst und der Noth, wo Napoleon alle Throne zu stürzen drohte, gegeben hatte! Revolutionen, wie in Frankreich, Belgien, Polen und einigen Staaten Deutschlands sich ereignet haben, und höchst wahrscheinlich noch in andern Ländern statt finden werden, sind nicht das Werk geheimer, aufwiegelnder Gesellschaften, sondern das ganze natürliche Ergebniß des ungeheuern Drucks, der auf den Völkern lastet, der Verweigerung aller ihnen gegebenen Verheißungen, und der tiefgefühlten Nothwendigkeit eines bessern Zustandes. Um ein Volk zum Aufstande zu bringen, bedarf es nichts weiter, als eines so furchtbaren, empörenden Despotismus, wie derjenige war, der unter Alexanders und Nikolaus Regierung

*) Den man übrigens keineswegs mit dem Erzteufel Michael im Lysadon verwechseln muß.

über Polen gewaltet hat *). Bestellt nur überall Männer, wie Konstantin, zu Gewalthabern, und solche Schurken, wie Rozniecki zu Polizeipräsidenten, dann werden mit Blitzesschnelle sich alle Nationen erheben, und alle Throne für erledigt erklären. Wo man den Völkern hält, was man ihnen versprochen hat, wo man nicht arglistig und betrügerisch mit Worten spielt; wo man nicht meineidig und treulos die geleisteten Schwüre und Verheißungen bricht, und alle Rechte der Menschen auf das Unwürdigste mit Füßen tritt, da werden keine Aufwiegler im Stande seyn, ein Volk zur Empörung zu reizen, denn wenn auch Mancher sehr gut fühlt und einsieht, daß dieses oder jenes anders und besser seyn könnte, so wird er deßhalb nicht sein und der Seinigen Glück, Ehre und Leben aufs Spiel setzen, um durch gewaltsame Maßregeln das zu erringen, was nach und nach ohnehin gebessert werden kann, zumal da jeder Vernünftige weiß, daß alle menschlichen Einrichtungen, und, wenn sie gleich noch so gut und vollkommen scheinen, nie den höchsten Grad von Vollkommenheit erlangen und nie Allen gefallen können. So wenig es dem einzelnen Staatseinwohner möglich ist, es allen seinen Mitbürgern recht zu machen; eben so wenig ist ein Fürst und eine Regierung im Stande, die Wünsche aller Menschen, die in einem Staat wohnen, zu befriedigen, denn dazu gehört mehr, als irdische, dazu gehört göttliche Macht. Doch — wir wollen unsern nordischen Skribler weiter hören!

„Sie (nemlich die Handvoll Unruhestifter, von denen der falsche Prophet Diebitsch-Sabalkanski mit seinem großen Heere allenthalben geschlagen und geängstiget wird), sie haben sich verschworen, um überall Zerrüttung und Gesetz-

*) Man sehe besonders die Schriften: Polens Schicksale seit 1763 u. s. w.. Paris 1831; die große Woche der Polen u. s. w.. aus dem Polnischen übersetzt. Leipzig bei Brockhaus 1831; Bemerkungen über den Zustand Polens unter russischer Herrschaft von C. G. Freimund. Leipzig bei Brockhaus 1831; das „Ausland" vom Februar 1831 u. s. w.

losigkeit zu verbreiten, und umzustürzen Alles, was dem Menschengeschlecht theuer und heilig ist."

Welche hohe Achtung hat dagegen nicht Catharina dem Allem bewiesen, was dem Menschengeschlecht theuer und heilig ist! Wir wollen ihre Handlungen gegen Einzelne, gegen ihren Gemahl Peter III., gegen den Prinzen Iwan, die Prinzessin Tarrakanoff und Andere übergehen, und fragen bloß: wie hat sie in Hinsicht der polnischen Nation gehandelt? Hat sie derselben nicht alle die Güter entrissen, die einem Volk theuer und heilig sind, Vaterland, Freiheit und Selbstständigkeit? Hat sie nicht Bürger gegen Bürger, Landsleute gegen Landsleute, die Untergeordneten gegen ihre Obern verhetzt, um Polen in den Zustand allgemeiner Wirren und innerer Gährung zu versetzen, und sich des unglücklichen Landes zu bemächtigen? Hat sie nicht im entehrenden Bunde mit den schändlichsten Hochverräthern, überall in Polen Zerrüttung und Gesetzlosigkeit zu verbreiten gesucht, um ihre herrschgierigen Absichten zu erreichen? Wo ist ein Unrecht, dessen sie sich nicht zur Ausführung ihrer ehrgeizigen und ausschweifenden Entwürfe bedient hätte? Hat sie nicht Staatsbürger und Beamte durch niederträchtige Bestechungen, durch lockende Verheißungen und schreckliche Drohungen und Mißhandlungen bewogen, ihren, dem Vaterlande geschwornen Eiden ungetreu zu werden und werden zu müssen? Und was ist unter den Regierungen der Kaiser Alexander und Nikolaus in Warschau und Polen geschehen? Welche Achtung hat man da den heiligsten, theuersten und unveräußerlichsten Rechten der Menschen bewiesen? Man hat sie alle mit der despotischsten Frechheit verhöhnt, und auf das Unwürdigste mit Füßen getreten!

O, diese elende Klike von verächtlichen Schmarotzern und Skriblern, die durchaus unfähig ist, aus Thatsachen eine vernünftige Folgerung zu ziehen; wann will sie doch aufhören, die Gewaltigen der Erde, die oft schon thöricht genug sind, noch mehr zu bethören!

Alexander, der erhabene Beschützer der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe Europa's, der Hochwächter des unbeschränkten Despotismus und des göttlichen Legitimitäts- und Stabilitätssystems, welches den Völkern so viele Thränen und so viel Blut gekostet hat; dieser Alexander, der nach der Herrschaft über die ganze Welt gierte, that den englischen Ministern im Jahre 1821 den, in Wahrheit läppischen Vorschlag, „eine fremde Armee nach England übersetzen zu lassen, um die Freiheit der Parlamentsverhandlungen zu sichern *)," nemlich auf dieselbe Manier, wie in Grodno und Warschau. Dieser Antrag bewies wohl deutlich genug, daß das hohe Haupt durch seine autokratische Ueberspanntheit bereits zu sehr gelitten hatte, denn selbst der Schein von Bereitwilligkeit auf Seiten des Königs von England, auf einen solchen Entwurf einzugehen, würde demselben die Kronen von Großbritannien und Irland gekostet haben, und der Czar aus Mitternacht hätte froh seyn können, wenn die stolzen Britten ihn, zur wohlverdienten Züchtigung seiner Herrschgier und seines gränzenlosen Uebermuths, bloß mit der gänzlichen Zerstörung seiner Marine abgestraft und ihm gebieterisch vorgeschrieben hätten, niemals, auch nur eine einzige Fregatte wieder bauen zu dürfen. So wenig kannte Alexander, der damals über die ganze Welt herrschen wollte, den Geist, die Interessen, die Macht und die Verfassungen der Nationen! Er dachte durch einen zweiten Repnin, Sievers oder Igelström in London dasselbe ausführen zu können, was seine Groß-Mutter in Warschau und Grodno bewirkt hatte! O risum teneatis, amici! Wie konnte doch der Stifter des scheinheiligen Bundes auf solche abentheuerliche Grillen verfallen!

Wie sehr übrigens dieser fromme, weise und hochgepriesene Monarch gleichfalls bemüht war, nicht allein in Polen,

*) Brougham Précis historique du partage de la Pologne, p. 181 et 182.

sondern „überall Zerrüttung und Gesetzlosigkeit zu verbreiten, und umzustürzen Alles, was dem Menschengeschlechte theuer und heilig ist," beweist die wichtige, allgemein bekannte Thatsache, daß er durch seine Gesandten die schwedischen Generale und Befehlshaber bestechen und aufwiegeln ließ, die Fahne der Empörung aufzupflanzen, und daß er, als dieß geschehen war, sich auf höchst widerrechtliche Weise zu Anfange des Jahres 1808 des Großfürstenthums Finnland bemächtigte, welches schon Jahrhunderte lang zu Schweden gehört hatte, und den dritten Theil dieses Königreichs bildete *). Wie konnte Alexander bei einem solchen Verfahren, wie dieses, von Gerechtigkeit, von Ruhe und gesellschaftlicher Ordnung, und von den heiligen Pflichten sprechen, welche die Lehre Jesu dem Menschen auferlegt? Aber Alles war bei ihm Heuchelei! So wie er die Polen täuschte, so wollte er mit seinen frömmelnden, salbungsvollen Worten die ganze Menschheit und Gott selbst täuschen. Immer trug er in Polen die Konstitution, die er auf das Empörendste und Treuloseste brach, auf den Lippen, denn er, der andere Fürsten von ihren Eiden und von der Erfüllung ihrer feierlichsten Verheißungen lossprach, hielt sich durch gar keine Pflichten gebunden, und suchte immer nur das, was man wünschte zu scheinen, niemals es zu seyn!

Wie kann man nun, unter solchen Umständen, russischer Seits noch über Faktionen jammern und wehklagen, „die angeblich Zerrüttung und Gesetzlosigkeit zu verbreiten und Alles umzustürzen suchen, was dem Menschengeschlechte theuer und heilig ist?" Ein Volk, dessen Gewalthaber kein Bedenken tragen, die Kriegsanführer und Beamten anderer Staaten durch Bestechungen und lockende Verheißungen zum Meineide und zum Treubruch gegen ihr Vaterland und ihre rechtmäßigen Regenten zu verleiten, befindet sich wahrlich nicht in dem

*) Man sehe Brougham a. a. O. S. 175.

Fall, dergleichen Beschwerden vor den Augen und den Ohren der ganzen gebildeten, und von den Ereignissen sehr gut unterrichteten Menschheit laut werden zu lassen.

„In Unterhandlung mit diesen Leuten treten, ihnen nachgeben, hieße den Böswichtern und Volksbetrügern aller Länder Sieg und Triumph verleihen und Aufstände und Empörungen aufmuntern, welche die Reiche untergraben, und die Unterthanen in gränzenlose, unzählige Mißgeschicke stürzen. Die Pflicht der Tugend ist, gegen die Bosheit zu kämpfen, und Rußland, indem es dem Uebermuthe der Empörung und Zügellosigkeit ein Ziel setzt, erfüllt dadurch eine Schuldigkeit gegen seine Unterthanen und gegen die ganze gebildete Welt."

Am Ende wird aber doch kein anderer Ausweg bleiben, als mit jenen Leuten, die hier als Böswichter und Volks-Betrüger bezeichnet werden, zu unterhandeln, und Rußland wird sich dann glücklich schätzen können, wenn die letztern nicht mit etwas veränderten und mildern Worten erwiedern: „In Unterhandlung mit solchen Gewalthabern treten, ihnen nachgeben, hieße Völkerdrängern und Bedrückern aller Länder Sieg und Triumph verleihen, zu despotischer Willkühr und Tyrannei aufmuntern, und die polnischen Staatsbürger in eben so gränzenlose und unzählige Mißgeschicke zurückstürzen, als diejenigen waren, unter denen sie seit dem Jahr 1763, und besonders seit 1815 geschmachtet haben. Die Pflicht der Tugend gebietet, gegen die Bosheit zu kämpfen, und Polen, indem es Uebermuth des Despotismus und der Zügellosigkeit eines Konstantin, eines Rosniecki u. s. w. ein Ziel setzt, und gegenwärtig seine sämmtlichen widerrechtlich ihm entrissenen Provinzen zurückverlangt, erfüllt dadurch eine heilige Pflicht gegen seine Staatsbürger und gegen die ganze gebildete Menschheit."

Sehr wahrscheinlich werden die Polen in diesem Ton antworten, wenn man sich endlich gezwungen sehen wird, ihnen Unterhandlungen anzutragen, und ihnen dann vielleicht gar zumuthen wollte, unter das russische Sklavenjoch zurück

zu kehren. Es ist in der That zu bedauern, daß elende geistlose Schmarotzer, wie der Verfasser des hier Auszugsweise mitgetheilten Aufsatzes, durch Schreibereien solcher Art die Gewaltigen der Erde noch immer weiter zu verleiten, noch immer feindseliger gegen die Völker zu stimmen suchen. Menschen dieser Art haben bloß ihr eigenes Wohlseyn zum Zweck, und ahnen im Gefühl ihres eigenen Unwerths, so wie desjenigen ihrer Geistes- oder Fingererzeugnisse, oft nicht, wie großen, unsäglichen Schaden sie stiften. Ein Autokrat, der von Jugend auf wenig an ernstes Nachdenken, aber desto mehr an Weihrauch und Huldigungen jeglicher Art gewöhnt ist, findet Alles vortrefflich, was seiner Persönlichkeit schmeichelt, seinen oft sehr beschränkten Ansichten entspricht, und seinem Streben nach unbegränzter Willkühr das Wort redet, möge es auch übrigens so schlecht und gehaltlos seyn, wie es wolle. Ein Senfkörnlein, wie jenes Geschreibsel in der Petersburger Hofzeitung, kann, so unbedeutend es jedem Vernünftigen erscheint, auf autokratischem Boden zu einem ungeheuern Baum erwachsen, unter welchem alle böse Vögel der Hölle nisten. Wir Menschen und die Selbstherrscher sind auch Menschen, so gut wie wir Andere, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus Porzellanerde, wir aber aus gemeinem Töpferthon gemacht sind; wir Menschen, sage ich, sind immer sehr geneigt, Alles das gut, recht und wahr zu finden, was unsern Wünschen schmeichelt, und unsern Feinden nachtheilig seyn kann, und folglich kann ein solcher, aus einigen gestohlenen fremden Floskeln mühsam zusammen geleimter Aufsatz leicht einen Eindruck machen und Folgen für die ganze Menschheit haben, die gar nicht zu berechnen sind.

Weit entfernt, ein Feind der russischen Dynastie oder Nation zu seyn, weit entfernt, selbst wenn es in meiner Gewalt stände, auch nur ein Scherflein dazu beizutragen, eine gewaltsame Umwälzung im russischen Reiche befördern zu helfen, wünsche ich doch zum Besten der Menschheit, daß dieß, aus so vielen heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Riesen-

reich sich nach und nach auflösen möge; denn es bedrohet, so wie es ist, nicht bloß alle Länder der Civilisation, sondern die vielen verschiedenen Völker können auch, so lange sie einen zusammenhängenden Staat bilden sollen, sich durchaus zu keiner bedeutenden Stufe geistiger und sittlicher Ausbildung erheben; ja selbst diejenigen, welche wirklich schon einen hohen Grad von Kultur erlangt haben, wie die Ingermannländer, Finnen, Liefländer, Esthländer, Kurländer und Semgaller müssen in ihrer weitern Entwickelung auf eine gewaltsame Weise gehemmt werden, indem der, aus so vielen verschiedenartigen, einander widersprechenden Theilen bestehende Staatskörper nur durch die Gewalt des strengsten Despotismus zusammen gehalten werden kann, und der Regent durchaus nicht im Stande ist, nur den hundertsten Theil seines unermeßlichen Reichs zu überblicken! Warum die Selbstherrscher Rußlands dennoch immer nach größerer Ausdehnung ihres Kaiserthums streben; warum sie blühende Länder und Städte verwüsten, Millionen Familien in Jammer und Elend stürzen, und Massen von Hunderttausenden, womit sie die öden, aber fruchtbaren Wüsten ihres ungeheuern Gebiets bevölkern könnten, theils auf den Schlachtfeldern durch feindliches Schwert und Geschütz, theils in den Lazarethen von verpestenden Krankheiten, theils durch den Hungertod hinraffen lassen, das würde ganz unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß despotische Herrschgier und Willkühr gar keine Schranken kennt, daß die Beförderung des Glücks der Völker und der Menschheit vielen Fürsten als eine unbedeutende, elende Posse erscheint, und daß die irdischen Herrgötter sich über alle Verantwortlichkeit gegen den ewigen Richter hoch erhaben wähnen, der aber einst strenge Rechenschaft von ihnen, denen er so viel gegeben hat, fordern wird.

Wäre es mir erlaubt, den drei kaiserlichen Brüdern einen Vorschlag thun zu dürfen, wodurch sie und alle, dem russischen Scepter unterworfene Völkerschaften nur gewinnen könnten, so

würde ich rathen, das übergroße Reich unter sich zu theilen, ehe es durch innere Erschütterungen auseinander gesprengt oder durch fremde Gewalt zerrissen wird. Möchte denn der Kaiser Nikolaus das europäische Rußland als Kaiserthum behalten, mit Ausnahme von Liefland, Kurland, Semgallen und den sämmtlichen, ehemals zu Polen gehörigen Provinzen, die, wieder mit diesem Lande vereinigt, einen selbstständigen, von Rußland und der russischen Dynastie für immer unabhängigen Staat bilden müßten. Dem Großfürsten Michael könnten die Provinzen Kasan, Astrachan, Grusinien, Eriwan und überhaupt alle asiatischen Besitzungen, mit Ausschluß von Siberien, zu Theil werden. Der Cäsarowitsch Konstantin müßte den Kaiserthron von Siberien besteigen, und dem Feldmarschall und falschen Propheten Diebitsch-Sabalkanski ein kleines souveraines Herzogthum von etwa vierzig geviertten Meilen, in einer nicht allzu kalten Gegend, als Belohnung für seine, den Polen geleisteten Dienste einräumen; wogegen sich Diebitsch aber verpflichten müßte, nie wieder ein Kriegsheer gegen eine Nation anzuführen, die bloß gegen den unerträglichsten Despotismus und für die heiligsten und theuersten Güter und Rechte des Menschen kämpft, und sich an den Lorbeeren, die er am Balkan gepflückt, und an dem Weichselzopf, den er in Polen geholt hat, genügen zu lassen. Der Polizeiintendant Roznіecki endlich müßte in Siberien ein Mediatfürstenthum an den Gestaden des Eismeers bekommen, mit der Verbindlichkeit, seinem Lehnsherrn jährlich eine bestimmte Anzahl von Zobelfellen und blauen Füchsen zu liefern.

Auf diese Weise würde allen Theilen geholfen! Die Civilisation würde vom Norden her nicht weiter bedrohet, und der Kaiser Nikolaus behielte Länder und Unterthanen genug, durch deren Beglückung und Aufklärung er die Menschheit wegen des Uebels, das während seiner Regierung und durch den gegenwärtigen Krieg in Polen verursacht ist, wieder mit sich aussöhnen könnte. Von dem Hofe des Kaisers Michael

würde sich europäische Kultur und Gesittung auch über Asien verbreiten, und die Einwohner seines Reichs würden im Stande seyn, gegen die Bedrückungen der Kriegs- und Civilbeamten bei ihm Schutz und Hülfe zu suchen. Der Cäsarowitsch Konstantin aber nebst Dibitsch-Sabalkanski und Roznicki wären gleichfalls an ihrem Platz.

Es ist eine seltsame Behauptung, daß die Länder der Civilisation von Rußland nichts zu befürchten haben. Die Aktenstücke, welche man in Warschau gefunden, und die Drohungen des Kaisers Nikolaus vor dem Ausbruche der polnischen Revolution beweisen hinlänglich, was man zu besorgen hat. Das russische Reich kann, so wie es jetzt ist, nicht anders, als durch eine streng despotische Regierung zusammen gehalten werden, und eine solche Regierung muß alle liberalen Einrichtungen, alle freie Geistesmittheilung, alle Aufklärung und höhere Ausbildung ihrer Unterthanen oder vielmehr ihrer Sklaven als Gegenstände betrachten, die ihr selbst Verderben und Untergang drohen. Daher auch das, an Fanatismus gränzende Streben des Kaisers Alexander, alle freisinnige Ideen von der Erde zu verbannen; daher der glühende Haß Katharina's II. gegen die französische Revolution schon zu der Zeit, als noch gar von einem Robespierre und andern Schreckensmännern nicht einmal die Rede war. Uebrigens waren nicht die Grausamkeiten, welche während der Revolutionen verübt wurden, dasjenige, was Katharina und überhaupt alle despotischen Herrscher an derselben tadelten; sondern die Ideen, welche der Revolution zum Grunde lagen, waren der Gegenstand ihres Hasses und Abscheues, denn eben so empörende Grausamkeiten, und zum Theil noch schrecklicher, noch empörender, als alle, welche in Frankreich statt fanden, waren ja in Polen und in Rußland auf Katharina's ausdrücklichen Befehl, theils mit ihrer Genehmigung, in Menge verübt worden. Eben so arge Gräuel, wie Eulogius Schneider, Carrier, Robespierre und Marat, vollbrachte der preußische Oberst Szekuli in

Polen, um dort die revolutionären Ideen auszurotten, welche nach der Behauptung aller Feinde der Freiheit und der Rechte der Menschen die einzige Quelle jeder Ungerechtigkeit seyn sollten. Wie hätten also jene Gräuel, die gar jener Staatsveränderung nicht zur Last fielen, die Ursache der Bannflüche seyn können, welche man von den Thronen herab gegen die französische Revolution schleuderte?

Aber gerade jener Abscheu der nordischen Selbstherrscher vor allen liberalen Grundsätzen, worauf die konstitutionellen Verfassungen der civilisirten Völker beruhen, ist es, was die letztern am meisten zu fürchten haben! Alexander war immer bereit, mit großen Kriegsheeren gegen die Stimmung der Nationen und gegen das, ihm so furchtbare Ideenreich des Liberalismus zu kämpfen; ein Kampf, der eben so thöricht und für den unbeschränkten Despotismus eben so verderblich war, wie der Kampf des spanischen Ritters gegen die Windmühlenflügel für die Rippen des letztern. Die Nationen lassen sich wohl durch gewaltsame Mittel auf eine kurze Zeit betäuben und in Staunen und Schrecken versetzen, so wie man einen mächtigen Strom durch Schleusenwerke in seinem Laufe zurückhalten kann; allein bald gewinnen die Fluthen die Oberhand; sie durchbrechen das Bett, in welchem sie noch vor Kurzem ruhig und mit wenigem Geräusch dahin wogten, überschwemmen alle Gegenden umher, und reißen brausend die Schleusenwerke und den Erbauer derselben, der des gelungenen Meisterstücks sich freuet, mit sich fort! Alle jene Hemmschuhe, welche die Bedrücker und Verfinsterer der Menschheit erfunden haben, um die Räder am Wagen der Zeit aufzuhalten, die Censuren, die Bücherverbote, die geheimen Polizeien, die politischen und religiösen Inquisitionen werden mit denen, die sich ihrer bedienen, um das Fortschreiten der Menschheit zum Höhern und Bessern zu hindern, zerschmettert und vernichtet werden.

Uebrigens haben die, nach liberalen Formen regierten Völker der Civilisation große Ursache, zu wünschen, daß die un-

geheure, materielle Uebermacht Rußlands gebrochen werden, und Polen sich wieder als eine kräftige Scheidewand zwischen den gesitteten Nationen und der rohen, despotischen Willkühr des Nordens erheben möge. Es ist daher thöricht, die, von der letztern, den konstitutionellen Staaten drohende Gefahr als unbedeutend oder als gar nicht vorhanden darstellen zu wollen. „Rußland," sagt Flassan, „Rußland, welches man als Europa bedrohend, geschildert hat, wird durch das vergrößerte Oesterreich, durch Preußen und durch den, wieder hergestellten deutschen Bund in Schranken gehalten. Da durch die Vereinigung (réunion) des Herzogthums Warschau mit Rußland das letztere dem übrigen Europa näher gebracht ist, so wird es unter unmittelbarere Aufsicht des festverbundenen Kontinents versetzt, der gewiß weit mächtiger und Achtung gebietender ist, als Rußland. Wenn dieses von seinen Wintern beschützt wird, so hat dagegen Europa einen noch stärkern Schutz an dem hochsinnigen Geist der Unabhängigkeit, der nie eine Unterjochung gestatten wird *)." Das mag sehr trostreich seyn für die übrigen Fürsten Europa's, nur nicht für die Völker der konstitutionellen Staaten!

Oesterreich hegt fast dieselben Grundsätze des unbeschränkten Monarchismus, wie Rußland, und Preußens Ansichten sind von diesen, wie die Erfahrung gelehrt hat, wenig verschieden. Uebrigens ist das letztere mit Rußland auf mehrfache Weise nahe verschwägert und verwandt, und wenn diese drei Mächte sich innig miteinander verbänden, so würde für die liberalen Verfassungen der deutschen Staaten sehr zu fürchten seyn, zumal da einige der Regenten gleichfalls mit Rußland, Preußen und Oesterreich in naher verwandtschaftlicher Verbindung stehen und vielleicht nicht ungerne die, ihre Gewalt beschränkenden Konstitutionen gegen eine absolute Herrschergewalt vertauschen würden. Aber wenn man auch hierauf kein Ge-

*) Histoire du Congrès de Vienne etc. T. 1. p. 337.

wicht legen will, so fragt sich doch, welchen Widerstand der deutsche, aus vielen ganz verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Bund, ohne Preußens und Oesterreichs Macht, dem weit überlegenen Rußland allein, oder gar diesem und den beiden andern antikonstitutionellen Mächten entgegen setzen wollte? Das, was die deutsche Nation gegen die allgemeine Einführung des monarchischen Absolutismus sichert und sichern kann, ist die Stimmung der verschiedenen Völkerschaften, aus denen sie besteht, und die sich schwerlich eine solche Maßregel, wie die Unterdrückung der liberalen Verfassungen gefallen lassen würden, so wie die Hülfe, welche die konstitutionellen Deutschen bei Frankreich finden möchten. Auf jeden Fall würde aber Deutschland alsdann der Schauplatz eines fürchterlichen Krieges werden, der leicht mit einer völligen Umkehr aller einzelnen Staaten endigen könnte.

Selbst aus diesem Grunde muß jeder Deutsche innig wünschen, daß Polen als ein konstitutioneller, entweder erblich monarchischer oder demokratischer, mächtiger und unabhängiger Staat wieder hergestellt werden möge; denn alsdann wird für die Selbstständigkeit der deutschen konstitutionellen Staaten weder von Rußlands, noch von irgend einer andern Seite so leicht etwas zu fürchten seyn.

Möge also jener Wunsch erfüllt werden! Möge Polen so herrlich und kraftvoll wieder aufblühen, wie es in seinen glänzendsten Zeiten gewesen ist. Es hat nie seinen Nachbaren ein Unrecht gethan, aber es hat sich die unsterblichsten Verdienste um ganz Europa erworben. Ein vortrefflicher, allgemein verehrter Mann sagte vor Kurzem in der französischen Deputirtenkammer: „Die Polen hätten Frankreich zweimal gerettet.“ Das ist ein großer Irrthum! Die Polen haben nicht allein Frankreich, sondern die ganze europäische Civilisation dreimal gerettet. Einmal unter Johann Sobieski, als Leopold I. von den Türken in seiner Hauptstadt Wien belagert wurde, und die letztern das ganze Festland Europa's mit

ihrem Joch bedroheten. Da eilte der tapfere, hochherzige Johann III. an der Spitze seiner muthvollen Polen dem Kaiser zu Hülfe; aber während Sobieski heranrückte, um das Oberhaupt des deutschen Reiches und ganz Europa von der drohenden Gefahr zu retten, berathschlagten die kaiserlichen Räthe in der Hofburg sehr ernstlich: ob man den Wahlkönig Johann Sobieski Majestät und die Republik Durchlaucht nennen sollte? Als nachher der Großvezier Kara Mustapha von den Polen, den Baiern und Sachsen unter Anführung dieses heldenmüthigen Königs Johann Sobieski geschlagen worden, und der undankbare Kaiser wieder frei war, da fragte Leopold: „wie er den König von Polen empfangen solle?" „Wie anders," rief voll Unwillen der Herzog Karl von Lothringen, der Stammvater des jetzigen Kaiserhauses, welcher selbst ein tapferer Kriegsheld war, „wie anders, als mit offenen Armen, und als den Befreier aus großer Noth, als den Befreier der Christenheit!" Allein Leopold I. empfing den König der Polen kalt, undankbar und gleichgültig; das war der Lohn für seine Hülfe, ohne welche ganz Europa vielleicht jetzt, so wie einst Griechenland, unter dem Joch roher Barbaren schmachten würde.

Das zweite Mal rettete Polen Frankreich und die ganze Civilisation in den Jahren 1791 und 1792 von dem nordischen Despotismus, womit Katharina ganz Europa bedrohete. Die stolze Selbstherrscherin glühte vor Zorn über Frankreichs Staatsumwälzung, und würde ihre Heere mit denen der übrigen Monarchen vereinigt, und vielleicht das ganze europäische Festland in das drückendste Sklavenjoch geschmiedet haben, wenn nicht die Polen ihren mächtigen Arm zurück gehalten und mit so großem Heldenmuth gegen den schrankenlosen Despotismus, dem sie freilich zuletzt erliegen mußten, gekämpft hätten.

Das dritte Mal, im Jahr 1830, retteten die Polen gleichfalls durch ihre Revolution nicht bloß Frankreich, sondern alle

konstitutionelle Völker Europa's von dem absoluten Despotismus, den der Kaiser Nikolaus ihnen aufbürden wollte, und schon mit lauter Donnerstimme auf Veranlassung der belgischen Ereignisse verkündete.

Und wie werden nun den Polen diese glänzenden, unsterblichen Verdienste gelohnt? Manche Fürsten, welche nach unbeschränkter Herrschaft trachten, verdammen sie als strafbare Rebellen und Empörer; die Völker jubeln laut über ihre Siege, und flehen zum Himmel für das Glück ihrer Waffen. Die Franzosen schicken ihnen Geld und die preußischen Behörden, welche gewiß nicht aus barmherzigen Samaritern bestehen, nehmen es, laut öffentlicher Blätter, der preußischen Neutralität vollkommen gemäß, auf gut Algierisch weg. Aber die holden Damen in Berlin zupfen mit ihren niedlichen Rosenfingern Charpie für die verwundeten polnischen Offiziere! Wie schön! Wie edel! Wie rührend! Und wie heilsam wird jene Charpie seyn, wenn sie mit den Silberthränen der Huldgöttinnen an der Spree bethaut wird! Guter Gott, welch' ein herrliches Ding ist es doch um die Charpie und um die Menschenliebe!

Aber Polen wird nicht untergehen! Herrlicher und kraftvoller, als jemals, wird es sich aus dem Stande der tiefsten Erniedrigung erheben, und allen, vom Sklavenjoch des Despotismus bedrückten Völkern zum Vorbilde dienen! Die Revolution ist im Fortschreiten; sie wird die Welt durchwandern, und das Menschengeschlecht wird nicht wieder zurück gehen! Kein Selbstherrscher, kein prahlender, blut- und ehrgeiziger Feldherr wird die Polen jemals wieder in die, von ihnen zerrissenen Fesseln schmieden, und ihren stolzen Nacken unter das eiserne Joch schrankenloser Willkühr beugen. Glaube, Hoffnung, Vertrauen zu Gott und zu sich selbst werden in dem Ringen nach Freiheit und Selbstständigkeit sie stärken! Aber Glaube, Hoffnung und Vertrauen zu Gott sind dem Tyrannen im Purpur fremd, der nur über Entwürfe zur Unterdrückung der Menschheit brütet, vor dem

Rauschen jedes Landblatts erschrecken, und immer angstvoll für sein Daseyn zittern muß! Nur dem, der die Würde und die Rechte des Menschen achtet, bieten jene Kinder des Himmels freundlich die Hand, um ihn durch das dunkle, schaurige Thal des Lebens in ein schöneres Vaterland zu leiten, das ihm kein herrschgieriger Despot wieder entreißen darf.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Göthe.

Polen

und

seine Revolution.

Von

Hartwig Hundt-Radowsky.

Zweiter Band.

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.

Polen

in

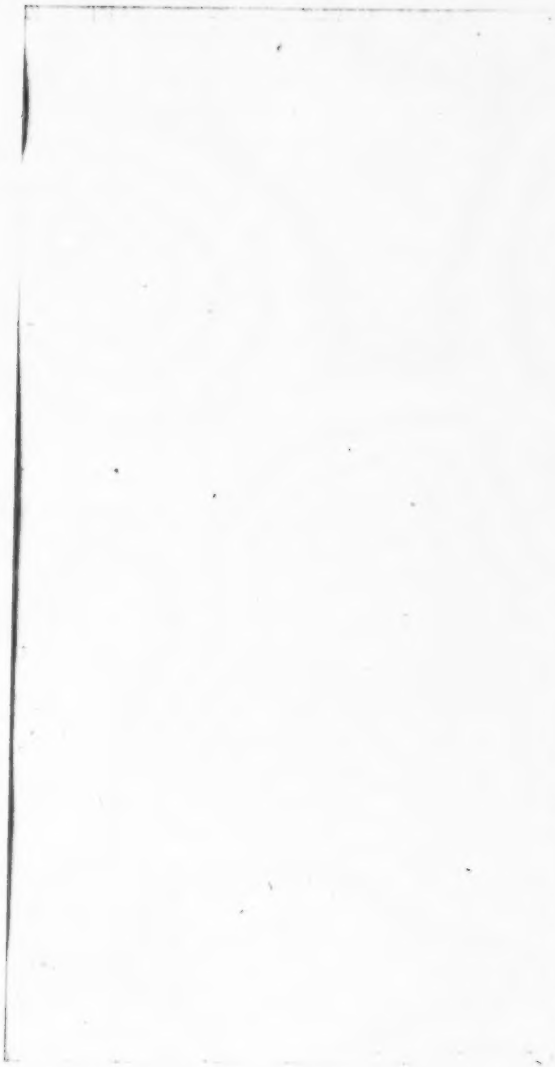
ſeiner Erhebung.

Von

Wartwig Wundt=Radowsky.

La révolution est en marche: elle fera le tour du monde, et le genre humain ne rétrogadera pas.

Stuttgart.
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1831.



Historisch-politischer Ueberblick
der
Ereignisse Polens seit der Auflösung des polnischen Reichs bis zum Jahre 1831.

Treu und heilig, wie einst die Israeliten ihr, dem Tempeldienst geweihetes Opferfeuer, bewahrten Viele der Edlern unter den Polen den Vorsatz, die Selbstständigkeit ihres, von räuberischen Nachbarstaaten zerrissenen Vaterlandes herzustellen, und eine Nation, die einer solchen Idee fähig ist, ist auch fähig und werth, sie auszuführen. Polens weißer Adler wird sich wieder erheben, stolzer und kühner, als jemals unter den größten und besten der polnischen Könige.

Polen war freilich im Jahr 1795 durch die Hände despotischer Herrschgier aus der Reihe der selbstständigen Staaten verlöscht, aber damit war die polnische Nation nicht untergegangen. Die hohen Erinnerungen an eine ruhmvolle Vorzeit und an die eignen glänzenden Thaten, so wie der gerechte Zorn gegen ihre fremden Unterdrücker beseelte Vornehme und Geringe mit dem Muth, Freunde, Verwandte und Vaterland zu verlassen, und im Auslande, besonders in der Türkei und in Frankreich, sich um Hülfe und Beistand zur Wiederherstellung des polnischen Staats zu bewerben. Elias Treno und Kasimir von la Roche, der letztere von französischer Herkunft, aber in Polen geboren, entwarfen schon im November 1795 den Plan, eine polnische Legion unter der dreifarbigen französischen Fahne zu bilden.

Der tapfere General Johann Heinrich Dombrowski, der von Suwarow aus seiner Gefangenschaft entlassen

war, verband sich mit ihnen, und reiste nach Paris und nach Mailand, um mit der französischen Regierung und mit Bonaparte das Nähere über jenen Plan zu verabreden. Am 20. Januar 1797 erließ er an seine sämmtlichen Landsleute eine Aufforderung, sich mit ihm zu verbinden, um unter fremdem Himmel und unter fremden Heeren für die Befreiung und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen. Da versammelten sich in gar kurzer Zeit eine Menge von Polen um den muthvollen Anführer, der unter den siegreichen Fahnen Bonaparte's gegen die Oesterreicher focht. Von den Letztern giengen ganze Schaaren zu Dombrowski's Legion über; Andere nahmen, allen Gefahren Trotz bietend, ihren Weg mitten durch Deutschland, und Viele reisten durch die Türkei, um nach Italien zu gelangen.

In allen Kriegen, die Frankreich vom Jahr 1797 bis zum zweiten Pariser Frieden führte, bewiesen die Polen einen Heldenmuth, als ob sie für ihre eigene Sache kämpften, und man rechnet, daß während sechszehn Jahren von siebenzigtausend Mann Polen, die den Fahnen Napoleons folgten, und ihm bis zu seinem letzten Sturze getreu blieben, nicht weniger als fünfzigtausend Mann in seinen Schlachten ihr Leben verloren. „Welches Volk," sagt Lord Brougham, „welches Volk gab jemals ein rührenderes Beispiel von Ergebenheit gegen sein Vaterland, als diese tapfern Polen, die zu einer freiwilligen Verbannung verurtheilt, alle Entbehrungen ertrugen, ohne durch irgend einen Ruhm dafür entschädigt zu werden!" Und ein solches Volk sollte der Freiheit und Selbstständigkeit unwerth seyn; es sollte dem despotischen Scepter eines fremden Herrschers unterworfen bleiben, von dessen Vorfahren es die größten Ungerechtigkeiten erdulden mußte, und der selbst keine einzige seiner feierlich zugesicherten Verheißungen erfüllt hat?

Daß Napoleon ursprünglich die Absicht hatte, die Selbstständigkeit von ganz Polen herzustellen, ist wohl unläugbar; denn wenn er auch weit entfernt war, die Theilung

Polens für eine Ungerechtigkeit zu halten, wie er sie übrigens selbst nannte; so sah' er doch sehr gut ein, daß dieses Reich ihm eine weit bessere Schutzwehr gegen die nordische Autokratie gewähren würde, als der aus ohnmächtigen Staaten gebildete, und durch die verschiedenartigsten Interessen seiner Regenten und Völker getrennte Rheinbund. Hatte Napoleon Polen zur Schutzmauer gegen Rußland, dann behielt er freie Hand gegen alle südlichen Staaten Europa's und konnte nach und nach den Rheinbund selbst seinem großen Reiche einverleiben, ohne daß Rußland dieß hätte verhindern können.

Wirklich that auch Napoleon durch die Errichtung des Herzogthums Warschau einen weit wichtigeren Schritt zur Herstellung des polnischen Staates, als der Wiener Kongreß, der jenes Herzogthum in ein Königreich, in ein Großherzogthum und in eine freie Stadt zerstückelte und umwandelte, und durch die Uebergabe jenes sogenannten Königreichs an Rußland nicht nur den deutschen mindermächtigen Bundesstaaten, sondern überhaupt der ganzen festländisch-europäischen Civilisation jede Schutzmauer gegen die nordische Autokratie entriß. Die Persönlichkeit der russischen Selbstherrscher und ihre verwandschaftlichen Verhältnisse mit manchen Fürsten Deutschlands sind in der That sehr schwache Garantien für die Sicherheit der mindermächtigen deutschen Staaten, die bei dem Einverständnisse, welches zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich herrscht, ganz der Willkühr dieser drei Mächte Preis gegeben sind. Sollte es den letztern jemals in den Sinn kommen, ihre schwächern Nachbaren in Deutschland eben so zu unterdrücken und zu zerreißen, wie Polen, dann sind alle die schönen liberalen Verfassungen und das ganze Gleichgewicht von Europa dahin, und selbst Frankreich und England, werden Ursache haben, für die Beibehaltung ihrer konstitutionellen Freiheiten, die allen Autokraten ein Gräuel sind, besorgt zu seyn.

Polens völlige Wiederherstellung mit den sämmtlichen, seit 1772 davon getrennten Provinzen ist für die Sicherheit der sämmtlichen konstitutionellen Staaten Europa's durchaus unentbehrlich. Rußland, Oesterreich und Preußen werden noch immer ein starkes Uebergewicht in der Wagschaale Europa's behalten, und noch immer den übrigen europäischen Staaten gefährlich genug bleiben, wenn sie auch wirklich alle jene Provinzen an Polen zurückgeben! Ob sie es thun werden, ist freilich eine andere Frage; aber daß die Bewohner der, von Polen losgerissenen Länder nie aufhören werden, nach einer Wiedervereinigung mit dem ursprünglichen Vaterlande zu streben, das zeigen die gegenwärtigen Ereignisse mehr denn zu deutlich!

Alle drei Mächte, und besonders Preußen, haben für die mit ihren Staaten vereinigten polnischen Gebietstheile zwar sehr viel Gutes und Nützliches gewirkt, und es würde ungerecht seyn, dieß zu läugnen! Allein damit wird das vaterländische Gefühl der Bewohner nicht aus dem Herzen vertilgt, denn dieß ist bei einer Nation, die so große und herrliche Erinnerungen aus ihrer Geschichte hat, wie die polnische, eine heilige Flamme, die nie verlöscht werden kann.

Hätte der große Mann, der unsern Herrschern soviel Kummer und Sorge gemacht und den Völkern so viel Blut und Thränen gekostet hat, sich nicht mit Maria Louise vermählt, und nicht im Winter 1812 den Feldzug nach Rußland unternommen, der eben so unbesonnen war, als der Feldzug des Marschalls Diebitsch nach Polen; so würde dieß Land wahrscheinlich längst in seinem vollen Umfange hergestellt seyn! Allein dem weißen Adler, der nie so räuberisch war, als die schwarzen und doppelten, sollte nicht von Fremden geholfen werden! Er sollte durch eigene Kraftanstrengung, durch eigene Opfer sich selbst helfen. Die Vorsehung wollte den Fürsten und Völkern ein Beispiel aufstellen, was eine Nation, die nicht durch Laster und Untugenden entartet und verderbt ist, vermag, wenn sie für ihr Recht und ihre Frei-

heit auch mit der riesenmäßigsten Macht des Despotismus kämpft.

Nicht bloß eine unbedeutende Anzahl von Edelleuten und Bürgern war es, die den Aufstand in Polen veranlaßte. Man werfe nur einen Blick auf die Abscheulichkeiten, die unter den Kaisern Alexander und Nikolaus gegen alle Volksklassen in Polen verübt wurden, so wird man sich überzeugen, daß es den Polen vom Palast bis in die niedrigste Hütte nicht an Gründen zur Unzufriedenheit fehlte, und daß die polnische Revolution nicht Sache einiger Wenigen, sondern wirkliche Nationalsache ist. Man wird finden, daß die Polen sehr wohl befugt waren, sich endlich in Masse gegen ihre barbarischen Bedrücker zu erheben. Wo die Rechte eines ganzen Volks auf eine solche Weise verletzt werden, da haben die Rechte des Fürsten ein Ende; da ist er nicht weiter befugt, von Empörern und Aufrührern zu reden; denn auch selbst der Umstand, daß er persönlich an mancher Unbill keinen Antheil genommen, kann ihn nimmermehr rechtfertigen. Wenn das Reich eines Herrschers zu groß ist, um es zu übersehen, so muß er, falls er Mensch und nicht Tyrann seyn will, edel genug denken, um auf einen Theil des ungeheuern Gebiets zu verzichten, oder er muß Männer zu seinen Stellvertretern wählen, auf deren Einsicht und Rechtschaffenheit er bauen kann. Allein nur wenige Fürsten besitzen die Fähigkeit, eine solche Wahl zu treffen, und doch will Keiner seine Herrschsucht der Menschlichkeit opfern. Wo übrigens so viele Stimmen sich laut erhoben hatten, wie in Polen, da konnten sie dem Herrscher keineswegs verborgen bleiben; da mußten sie durch die Mauern seiner Paläste, durch die Barrikaden seiner Hofschranzen bis zu seinen Ohren dringen. Aber manche Herrscher wollen durchaus nicht die rauhe Stimme der Wahrheit vernehmen. Ihre zarten Ohren mögen nur die lügenhaften Schmeicheltöne höfischer Schmarotzer, die süßen Gesänge ihrer Opernnachtigallen und entmannten Männer, und das sanfte Geklöpel ihrer Buhldirnen hören. Darum sind sie auch so große Freunde stren-

ger Censuren und anderer geistiger Verkrüppelungs- und Zuchtanstalten, damit doch ja kein lautes Wort sie erinnern möge, daß sie keine Götter, sondern schwache, sterbliche und sehr fehlerhafte Menschen sind; daß Bürger und Bauern gleichfalls Menschen sind, so gut wie sie, und oft noch tausendmal besser. Aber weil manche Regenten die Stimme der Wahrheit und der Völker nicht hören wollen, so müssen sie dann mit Schmerz sehen, daß ihnen ihre Kronen entrissen werden und ihre Throne zusammenstürzen. Da kann keine Unkenntniß der Beschwerden des Volks ihnen zur Entschuldigung dienen und bei der Welt und Nachwelt sie rechtfertigen.

Die preußische Regierung hätte wahrscheinlich, da sie manche vortreffliche Einrichtungen traf, leichter als die russische, den Bewohnern ihrer polnischen Provinzen zugesagt; allein sie führte unvorsichtiger Weise die deutsche Sprache und Gerichtspflege ein, und erbitterte dadurch die Unterthanen, welche ihre gerichtlichen und andern Angelegenheiten in einer Sprache verhandeln sollten, von welcher sie nicht die mindeste Kenntniß hatten. Hiezu kam noch die Habgier und die Sportelsucht der preußischen Beamten, die durch ihr herrisches und hochmüthiges Betragen Vornehme und Geringe gegen sich aufbrachten. Die angeschenken Edelleute und Bürger mußten oft Stundenlang in den Vorzimmern roher, subalterner Schreiber harren, und wurden dann endlich auf eine grobe und ungeschliffene Weise abgefertigt. Sehr oft mußten Partheien beschwerliche, weite und kostbare Reisen machen, und wenn sie auf den bestimmten Tag vor den Behörden erschienen, wurden sie von diesen zurück gewiesen und auf einen andern Tag vorbeschieden. Freilich war das preußische Joch weit milder und leichter, als das russische, aber die Gemüther wurden durch jene ewigen Hudeleien der fremden Beamten, gegen welche man, wegen der Entfernung der Regierung und wegen Unkenntniß der deutschen Sprache nie oder sehr schwer Recht erlangen konnte, fast eben so sehr erbittert, wie in den russischen Theilen von Polen. „Warum,“

sprachen die Einwohner, „warum setzt man lauter deutsche Richter und Beamte ein? Haben wir nicht auch Männer, die uns in unserer Sprache und nach unsern vaterländischen Gesetzen richten und die hiesigen Angelegenheiten besorgen könnten? Warum sollen Fremde die Gehalte beziehen, wozu wir unsere Abgaben bezahlen müssen?" So tönte es damals in Preußisch-Polen, wie vor Kurzem in den Niederlanden. In beiden Ländern ward ganz auf gleiche Weise gefehlt, denn die Erfahrung ist zwar, wie Engel sagt, eine vortreffliche Lehrerin, allein sie hat an manchen Regierungen sehr aufmerksame Schülerinnen.

Unter jenen Umständen war es kein Wunder, daß 1806 und 1807 die Sachen in Preußisch-Polen für Preußen so übel giengen. Ehe Napoleon diesen Feldzug gegen Preußen antrat, suchte er Kosciuszko durch die glänzendsten Verheißungen zu bewegen, ihn zu begleiten, und die Polen durch Aufrufe für die Sache Frankreichs zu gewinnen. Kosciuszko, der wenig Vertrauen in Napoleons Zusicherungen setzte, weigerte sich dessen, weil er nicht geneigt war, seine Landsleute mit eitlen Hoffnungen zu täuschen, und blieb deßhalb auf seinem Landgute bei Fontainebleau. Allein bald zeigte sich, daß der Kaiser der Franzosen auch ohne Kosciuszko's Hülfe seine Plane erreichen sollte, denn als er im November 1806 in Posen anlangte, ward er mit lautem Jubel wie ein Heiland empfangen, obgleich er in Hinsicht der Wiederherstellung noch sehr unbestimmte Zusicherungen gegeben hatte. Schon früher hatten nemlich die, bei seinem Heere als Anführer der polnischen Legion stehenden Generale Dombrowski und Wibicki am 2. November einen Aufruf an ihre Landsleute erlassen, worin sie denselben ankündeten, daß der große und unbesiegliche Napoleon an der Spitze von 300,000 Mann kommen würde, um sie vom fremden Joch zu erlösen, und wieder zu einer selbstständigen und freien Nation zu erheben. Da bildete sich rasch unter der Anführung der Generale Joseph Poniatowski und Zajonczeck in Gro-

polen ein Heer von 30,000 Mann, und stand in weniger als zwei Monaten mit preußischen Waffen wohl ausgerüstet und mit Allem versehen, da, um unter den Fahnen des Siegers von Auerstädt Polens Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Auch Konföderationen wurden errichtet, deren Theilnehmer sich mit einem heiligen Schwur verpflichteten, dem großen Napoleon überall zu folgen, wohin er sie führen würde. Am 29. November rückte Marschall Davoust in Warschau ein, wo Napoleon nach seinem Versprechen Polens Freiheit feierlich verkünden wollte.

Alle Volksklassen, Hohe und Niedere, Reiche und Arme waren von Freude und Begeisterung ergriffen. Jeder Gutsbesitzer stellte einen Reiter, jeder Pächter einen Jäger, jede 20 Feuerstellen gaben zusammen einen Infanteristen; aus den preußischen Zeughäusern nahm man die Waffen, die Manufakturen lieferten Tuch und Leinwand zu den Kleidungsstücken. Viele tausend Krieger aus den russisch-polnischen, preußisch-polnischen und österreichisch-polnischen Provinzen verließen Kompagnienweise ihre, seit der letzten Theilung errichteten Regimenter, um unter der neuen Fahne des sich erhebenden Vaterlandes zu kämpfen, und aus allen Theilen Europa's eilten gediente polnische Offiziere herbei, um ihre Landsleute zu Kriegern zu bilden und anzuführen. Es war aber nicht bloßer Enthusiasmus, es war ein gerechter Zorn, der die Polen beseelte, denn überall, wo die Russen auf ihrem Rückzuge hinkamen, verbrannten sie Städte und Dörfer, schändeten Frauen und Töchter, und mordeten wehrlose Greise und Kinder. Am 2. December erließ deßhalb Joseph Ludisz Radzinski in Posen einen Aufruf an die Polen zur allgemeinen Bewaffnung. Aus jedem Hause sollte sich wenigstens Einer mit Waffen stellen, und mit Dombrowski's Heer nach Warschau ziehen. „Wir waren keine Polen mehr; selbst dieser Name ward für ein Verbrechen gerechnet. Todesstrafe und Einziehung des Vermögens harrten dessen, der sein Vaterland ver-

theidigen wollte!“ So hieß es in jenem hochbegeisterten Aufrufe.

Die preußischen Generale Courbiere, Manstein und Kalkreuth bestätigten das Gesagte. Sie ließen mehrere der gefangenen Insurgenten als Empörer erschießen; aber furchtbar rächten die Polen den schmachvollen Tod ihrer gemordeten Landsleute, daß man bald zu mildern Maßregeln schreiten mußte.

Als Napoleon die Russen und Preußen unter Benningsen, Burhövden, Ostermann und Lestocq in den Gefechten von Pultusk, Nasielsk und Golymin (vom 24. bis zum 26. December) überall zurückgetrieben hatte, setzte er am 15. Januar 1807 in Warschau eine provisorische Regierung ein, zu deren Präsidenten er den Grafen Malachowski ernannte. Uebrigens war er so wenig fest entschlossen, Polens Unabhängigkeit herzustellen, daß er selbst dem Kaiser Alexander den Antrag machte, Warschau und Polnisch-Preußen mit dem russischen Reiche zu vereinigen. In wie weit dieser Antrag aufrichtig gemeint war, kann man freilich nicht beurtheilen. Indessen verbreitete die Nachricht hievon unter den Polen allgemeine Bestürzung und Schrecken, und man war froh, als man vernahm, daß Alexander das Anerbieten ausgeschlagen hatte, denn Alle, die einen wichtigen Antheil an der Insurrektion genommen hatten, fürchteten die Rache des russischen Selbstherrschers und zitterten wegen ihres Vermögens und Lebens.

Endlich, nachdem der Name Polen beinahe eilf Jahre lang auf der Karte von Europa ausgelöscht gewesen war, wurden durch den Tilsiter Frieden vom 7. Juli 1807 die Provinzen, welche am 1. Januar 1772 zu dem aufgelösten Königreiche gehört hatten und nach und nach an Preußen abgetreten waren, mit Ausschluß von Ermeland und Graudenz nebst dessen Umgegend, zu einem Herzogthum Warschau erklärt und dem Könige Friederich August von Sachsen zugetheilt. Die Stadt Danzig ward mit einem Gebiet von

zwei Meilen im Umkreise wieder ein Freistaat, und zwar unter preußischen und sächsischen Schutz gestellt, jedoch sollte die Schifffahrt auf der Weichsel weder von Preußen noch Sachsen durch Zölle oder Abgaben erschwert werden. Der Kaiser Alexander ließ sich sehr uneigennützig von seinem Freunde, dem Könige von Preußen, der ohnehin genug verloren hatte, Bialystock mit einem Gebiet von 400,000 Unterthanen abtreten.

Das Herzogthum Warschau behielt nach diesen Bestimmungen den bedeutenden Flächenraum von 1800 geviertten Meilen, und die Bewohner hätten Ursache gehabt, dieses ersten Schritts zu ihrer nationalen Wiederherstellung sich unter Friedrich Augusts milder Regierung zu freuen, wenn ihnen nicht Napoleon die scheinbare Wohlthat auf so manche Weise verbittert hätte. Durch große Dotationen, die er seinen Marschällen und Generalen in dem Staat anwies, entriß er nemlich nicht allein dem letztern seine einträglichsten Güter, sondern er sprach sogar die neuen Besitzer von der Verpflichtung los, zu den öffentlichen Staatsabgaben beizutragen, und folglich ruhete die Last derselben um so drückender auf den Einwohnern, da die Erhaltung des starken stehenden Heeres von 80,000 Mann sehr bedeutende Summen erforderte. Am Schlimmsten waren übrigens die preußischen Beamten daran, deren Zahl sich zwischen 7000 bis 8000 belief, und die als Fremde, nach der Verfassung, welche Napoleon dem Herzogthum Warschau gegeben hatte, ferner keine Aemter bekleiden konnten. Fast Alle sahen sich mit ihren Familien dadurch in Noth und Mangel versetzt, da weder der König von Sachsen, noch der König von Preußen im Stande war, sie durch anderweitige Anstellung oder durch Pensionen zu entschädigen. Dennoch gewann dieser Theil Polens unstreitig durch die gute Verfassung, welche Napoleon ihm gab. Die Grundzüge derselben waren Aufhebung der Leibeigenschaft und Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Die katholische Religion wurde zur Staatsreligion erklärt, die Freiheit aller Gottesdienste gewährleistet; die mit den Gemeindeversammlungen

verbundenen Landtage wählten die Abgeordneten zu einem aus zwei Kammern bestehenden Reichstage. Der König hatte das Recht, die Gesetze vorzuschlagen, die Senatoren und die Präsidenten der Landtage und Gemeindeversammlungen zu ernennen, und alle bürgerliche und Kriegsämter zu besetzen. Die Minister des Königs bildeten einen Staatsrath. Die Richter sollten ihre Stellen auf Lebenszeit bekleiden. Diese auf Napoleons Befehl von einer Kommission entworfene Verfassung ward am 22. Juli von ihm in Dresden genehmigt und unterschrieben, und zum Grundgesetz des Herzogthums Warschau bestimmt. So schrieb der Sieger von Auerstädt Kaisern, Königen, und Völkern Grenzen und Gesetze vor!

Treu und redlich erfüllte Friedrich August, der gewiß eines bessern Schicksals würdig gewesen wäre, seine Pflichten als Mensch und Regent gegen die Warschauer, und diese verehren auch jetzt in ihm den edelsten Fürsten, den sie seit vielen Jahren gehabt haben. Das Volk ward durch unerschwingliche Lasten und Auflagen jeglicher Art von Napoleon gedrückt, aber dennoch war es weit entfernt, seinen Fürsten für den Urheber dieser Bedrückungen zu halten, sondern es blieb ihm stets mit inniger Liebe und Achtung zugethan. Aber Friederich August verdiente dies auch, denn von der großen Civilliste, die ihm nach der Verfassungsurkunde zukam, bezog er niemals einen Heller für sich, sondern verwandte Alles zum Besten und zur Erleichterung seiner hartbedrängten Unterthanen. Ein solcher Fürst war es sicher nicht werth, daß man ihn mit dem Verlust von mehr als der Hälfte seines Königreichs und seines ganzen Herzogthums bestrafte, weil er nicht treulos, wie Andere ohne Noth sein Wort brechen, nicht grausam, wie Andere sein Land mit Feuer und Schwerdt wollte verheeren lassen! Eben so wenig kann man aber auch ein Volk, das mit so viel Innigkeit, wie die Warschauer, seinem Fürsten selbst unter den drückendsten Verhältnissen ergeben blieb, für eine Rotte frevelhafter, von Aufwieglern verhetzter Empörer

erklären! Wie wenig die Polen geneigt sind, sich durch Aufreizungen gegen rechtmäßige und billige Regenten aufhetzen zu lassen, bewiesen sie im Kriege von 1809. Damals brach nemlich der Erzherzog Ferdinand am 14. April in das Herzogthum Warschau mit einem großen Heere ein und forderte die Einwohner auf, gegen Napoleon und ihren König die Waffen zu ergreifen, weil der Erstere ihnen nie gehalten, was er ihnen versprochen, und sie mit leeren Hoffnungen getäuscht habe, um sie für seinen eigenen Vortheil zu benutzen. Allein die freien Bewohner des Herzogthums Warschau ließen sich nicht von ihrem Fürsten und dessen Bundesgenossen abwendig machen, obgleich gewiß sehr Viele einsahen, daß der Erzherzog in Napoleons Rücksicht vollkommen Recht hatte; denn sie begriffen, daß eine solche Vereinigung mit dem Feinde ihres Regenten ein Ungehorsam gegen den letztern sein würde, und daß sie dadurch nicht allein über sich selbst, sondern sogar über Sachsen das größte Verderben bringen könnten. Muthvoll stellte sich das kleine polnische Heer, das kaum 8 bis 10,000 Mann betrug, unter Anführung des Fürsten Joseph Poniatowski der viermal stärkern Kriegsmacht des Erzherzogs entgegen, machte ihm fast jede Handbreit Landes streitig, und schlug ihn am 19. April bei Raszyn. Dies Treffen dauerte 8 Stunden; die Oesterreicher hatten 14 bis 1500 Mann Todte und Verwundete, die Polen keine 300, unter denen sich aber der tapfere Oberst Godebski befand, der zugleich einer der ausgezeichnetsten Dichter war. Da die übrigen polnischen Truppen in Spanien und in den preußischen Festungen waren, so hatte der Staatsrath ein Aufgebot zur allgemeinen Bewaffnung erlassen; und schnell eilten alle auf den Ruf des Vaterlandes herbei, die Edelleute bewaffnet zu Pferde, die Bürger gleichfalls mit Waffen, aber größtentheils als Fußvolk, die fertigen und muthvollen Jäger, deren es auf jedem polnischen Edelhofe wenigstens einen giebt, mit ihren Büchsen; die Bauern, wie im jetzigen Kriege, mit Sensen und Piken. Alles war von dem hochherzigen Vorsatze

beseelt, zu zeigen, daß wenn auch Napoleon seine Versprechungen nicht halte, man ihrer Erfüllung doch würdig sey. Dennoch sah Poniatowski ein, daß es ihm unmöglich seyn würde, die ganz unbefestigte Hauptstadt mit einem solchen, größtentheils unregelmäßigen Heere gegen eine so große Uebermacht wie die österreichische zu schützen; er wollte die Einwohner schonen, die Stadt nicht der Zügellosigkeit eines erbitterten Feindes Preis geben, und sie darum dem Erzherzoge, dem er bei Raszyn eine derbe Lehre ertheilt hatte, durch Kapitulation überliefern. Am 20. April erschienen die Oesterreicher, sehr vorsichtig aufmarschirend, vor Warschau. Die Unterhandlungen wurden angeknüpft, und am 21. April hielt Erzherzog Ferdinand seinen Einzug in diese Hauptstadt. Poniatowski aber gieng über die Weichsel, lagerte sich zwischen diesem Fluß und dem Bug bei Sierock, und ließ die Oesterreicher fortwährend durch die Generale Kaminski und Sokolnicki beunruhigen. Als Ferdinand nach Kalisch vordringen wollte, griff Sokolnicki den Brückenkopf über die Weichsel bei Gura an und nahm dem Feinde drei Kanonen und 1500 Gefangene. Durch die immer herbeiströmenden Verstärkungen sah Poniatowski sich endlich in den Stand gesetzt, in Gallizien einzubrechen. Er hoffte nemlich aus guten Gründen, in den österreichisch-polnischen Provinzen großen Anhang zu erhalten und hatte sich nicht geirrt. Schon am 14. Mai rückte er siegend in Lublin ein, wo er mit lautem Jubel empfangen ward. Am 19ten gieng Sandomir nach dreimaligem Sturm mit Kapitulation an die Polen über, und der Aufstand in den österreichisch-polnischen Provinzen ward jetzt allgemein. Die Gutsbesitzer in den, von den Polen besetzten Gegenden errichteten große Schaaren von Reitern und Fußvolk, übten sie ein und führten sie ihren Landsleuten zu, um mit ihnen gemeinschaftlich für die Freiheit und Selbstständigkeit des zerrissenen Vaterlandes zu kämpfen. Der Erzherzog Ferdinand, der noch immer unschlüssig an der Pfura stand, machte dem Fürsten Adam Kasimir Czartoryski,

der weitläuftige Besitzungen in dem österreichischen Polen hatte, den Antrag, seinen Einfluß zu verwenden, um die polnische Jugend unter die österreichischen Fahnen zu locken. Czartoryski's Antwort und Betragen waren jedoch von der Art, wie jeder biedere und vaterländisch gesinnte Pole von ihm erwartet hatte. Er stellte ein ganzes Regiment und führte es seinem Landsmann Poniatowski zu. Dafür mußte er freilich durch die schändlichste Verwüstung seiner Güter schwer büßen; aber er ertrug edel und stolz jede Unbill, ohne auch nur einen Seufzer zu verlieren.

Die Stadt und Festung Zamosc, wo ungeheure Magazine lagen, war bereits am 10. Mai in die Gewalt des polnischen Generals Pelletier gerathen. Am 24. Mai nahmen die Polen Jaroslaw und am 28. Mai auch Lemberg. Der Jubel in dieser letztern Stadt war gränzenlos. Die Alten segneten die einziehenden Sieger; die Jünglinge stellten sich in ihre Reihen; die schönen Frauen und Jungfrauen umwanden die Häupter ihrer Befreier mit Lorbeerkränzen, und bestreuten ihren Pfad mit Blumen. Das Freudengeschrei des Volkes erhob sich bis in die Wolken.

Sollte dies vielleicht nicht auch geschehen, wenn die Polen jetzt in Lemberg einzögen?

In der Nacht vom ersten bis auf den zweiten Junius mußten die Oesterreicher Warschau räumen, wo sie 400,000 Gulden Kontribution erpreßt, sich überhaupt durch ihr Betragen nicht sehr empfohlen und ihre Lorbeeren an dem tapfern General Dombrowski verloren hatten. Viele edle Frauen giengen, so lange jene Truppen in dieser Hauptstadt waren, in Trauer, welche sie aber ablegten, als der General Dombrowski am 5. Junius seinen Einzug hielt.

Der heldenmüthige Ferdinand raffte hierauf alle seine Streitkräfte zusammen, um den Polen Gallizien und Lodomerien wieder zu entreißen. Allein erst nach mehreren hartnäckigen und blutigen Treffen, worin die Oesterreicher verschiedene Male große Verluste erlitten, gelang es den letztern, sich

der beiden Städte Sandomierz und Lemberg wieder zu bemächtigen, die sie übrigens bald wieder räumen mußten, zumal da der russische Fürst Gallizin mit einem Korps Truppen über den Bug den Polen zu Hülfe zog. Seit langer Zeit war dies das erste Mal, daß die Russen den Polen Beistand leisteten, aber es war auch bloßer Schein, denn die Polen waren stark genug, sich selber zu helfen. Rußland wollte nur mit ihnen die Beute theilen und besetzte Ostgallizien. Am 15. Julius erschien der Vortrab des Fürsten Poniatowski vor Krakau, am 15ten ward ihm selbst diese Stadt durch Kapitulation übergeben, worauf er mit 14,000 Mann seinen Einzug hielt, aber dulden mußte, daß eine Kolonne von 5000 Russen sich seinen Truppen anschloß. Nun langte auch die Nachricht von dem am 12ten desselben Monats zwischen den beiden Kaisern geschlossenen Waffenstillstande an, dem der am 14. Oktober zu Schönbrunn unterzeichnete Friede folgte.

Bei der Einnahme von Gallizien hatten die Polen noch das Glück, einen ihrer edelsten Landsleute zu befreien, der dort zehn Jahre lang im Kerker schuldloser Weise geschmachtet hatte, und von welchem in diesem Werke mehrere Male die Rede gewesen ist. Es war der Graf Ignaz Potocki, der es sich besonders zum Lebenszweck gemacht hatte, durch Verbesserung der Schulen und Verbreitung nützlicher Kenntnisse Aufklärung und Menschenglück zu befördern. Vollkommene Aufhebung der schändlichen Leibeigenschaft war gleichfalls ein Ziel seines menschenfreundlichen Strebens. Nach der Auflösung des polnischen Staatskörpers im Jahr 1794 ließ ihn die Kaiserin Katharina, sie, die so manchen Edeln aus Rachgier und Herrschsucht des Vermögens, der Freiheit und selbst des Lebens beraubt hatte, sie, die vor keiner Unthat zurückschauderte, wenn es die Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer übrigen Leidenschaften galt, in Petersburg einkerkern. Der Kaiser Paul I., welcher manchmal Anfälle von großmüthiger Laune bekam, entließ ihn aus seiner Gefangenschaft.

1799 ward er jedoch von den Oesterreichern, die von dergleichen Anfällen nichts wissen, in Gallizien aufs Neue eingethürmt. Erst nach 10 Jahren ward er von seinen Landsleuten befreiet, und freuete sich, daß auch sie ihre Fesseln zerbrochen hatten. Voll der schönsten Hoffnungen reiste er nach Wien zu Napoleon, um ihm seine Huldigung darzubringen, und ihn um seinen Schutz für die Zukunft zu bitten; allein diesen bedurfte er nicht lange, denn schon am 30. August 1809 gieng er in eine bessere Welt über, wo keine Ketten mehr klirren, keine Tyrannen mehr herrschen.

Die Oesterreicher haben sich durch die Einkerkerung und Mißhandlung einiger der edelsten und ausgezeichnetsten Menschen einen unsterblichen Ruhm in der Geschichte erworben. Lafayette, Ignaz Potocki, Ypsilanti! Was wird Dwernicki's Schicksal seyn, wenn er bei ihnen Schutz suchen müßte.

Theuer mußte der Kaiser Franz die Lorbeeren bezahlen, welche der Erzherzog Ferdinand in Polen hatte pflücken wollen. Das Herzogthum Warschau erhielt ganz Westgallizien und den Distrikt von Zamosc bis an den San, welches zusammen einen Flächenraum mit 950 gevierten Meilen und anderthalb Millionen Menschen ausmacht, und in die vier Departemente Krakow, Radow, Lublin und Siedlce eingetheilt war. An Rußland mußte Oesterreich von seinen polnischen Besitzungen die Kreise Zbaratz und Tarnopol abtreten, und dann noch alle die bedeutenden Provinzen, die der gebieterische Eidam von Saukt Helena für sich und andere Mitstreiter in Italien, Illyrien, Istrien und Deutschland ausbedungen hatte. Es war ein kostbarer Friede!

Das Herzogthum Warschau hatte jetzt, nach diesem neuen Länderzuwachs, einen Flächenraum von 2770 gevierten Meilen und 3 Millionen Menschen. Es war freilich noch weit entfernt von jener Größe, die es vor der ersten Theilung gehabt hatte; aber es bildete doch immer schon einen sehr beträchtlichen Staat, und die Einwohner brachten gerne jegliches Opfer in der frohen Hoffnung, einst ihr Vaterland in seinem

vollen Umfange frei, selbstständig und kraftvoll wiederhergestellt zu sehen.

Napoleon seiner Seits ließ es an nichts fehlen, diese angenehmen Hoffnungen der Polen auf mancherlei Weise zu nähren, denn er wußte sehr gut, welche wichtige Vortheile ihr Vertrauen, ihr Enthusiasmus, und ihr volksthümlicher Haß gegen die Russen ihm bei der Ausführung seiner Entwürfe gewähren konnten, die in Hinsicht Rußlands auf nichts Geringeres gerichtet waren, als auf eine Vernichtung dieses riesenmäßigen Reichs und auf Einsetzung einer oder mehrerer andern Dynastien. Gewiß wären auch diese Plane verwirklicht worden, wenn sie nicht in dem Schnee und Eise der russischen Steppen und in dem Brande von Moskau ein eben so unglückliches Ende gefunden hätte, wie hoffentlich der Plan der Wiederunterjochung Polens in den Sümpfen an der Weichsel und in der Cholera Morbus finden wird.

Als Napoleon seinen großen entscheidenden Feldzug von 1812 antrat, nannte er denselben, um den Eifer der Polen desto mehr zu entflammen, den zweiten polnischen Krieg, und erklärte in einem an die Polen gerichteten Aufrufe, daß er ihrem Königreiche eine noch weit größere Ausdehnung geben wolle, als es jemals unter Stanislaus August gehabt habe. Wirklich hatte er bereits den damaligen Erzherzog-Großherzog von Würzburg, den Oheim seiner Gemahlin Maria Luise, zum künftigen Könige Polens bestimmt. Am 12. Julius 1812 erschien der General Wybicki an der Spitze einer Reichstags-Deputation vor Napoleon zu Wilna, und sagte ihm mit eben so viel Wahrheit, als Offenheit: „Das Heil Ihres Reichs, Sire, erfordert die Wiederherstellung Polens, und auch die Ehre Frankreichs ist dabei interessirt.“ „Ich habe für die Polen alles gethan,“ erwiederte Napoleon, „was die Pflichten gegen meine Völker mir erlaubten; ich werde die Bemühungen der Polen unterstützen, und will ihnen gestatten, die Waffen gegen alle ihre Nachbaren zu tragen, nur nicht gegen den Kaiser von Oesterreich,

dem ich seine Staaten garantirt habe. Daher werde ich nicht dulden, daß seine Länder beunruhigt werden.

Die Kälte und der Vorbehalt in dieser Antwort waren wenig geeignet, den Enthusiasmus der Polen sehr zu entflammen; indessen konnte Napoleon dennoch mehr gewähren, als er verhieß, denn die geheimen Artikel des im März 1812 mit Oesterreich geschlossenen Vertrags bestimmten einen Tausch der illyrischen Provinzen, über welche er verfügen konnte, gegen einen gleichmäßigen Antheil vom österreichischen Polen *).

Die wirklichen Absichten des Kaisers der Franzosen in dieser Hinsicht lassen sich wohl, bei seiner sehr versteckten Politik, nicht genau bestimmen; indessen hatte er ohne Zweifel den Plan, Polen als ein selbstständiges und mächtiges Reich wieder ins Daseyn zu rufen; aber gewiß war er bereits zu sehr Despot und Kaiser geworden, um an dem nationalen Sinn und dem freien volksthümlichen Enthusiasmus der Polen, dem er die schönsten Siege seiner jüngern Jahre verdankte, Gefallen zu finden. Sein Ehrzeiz wollte Alles bloß seiner eigenen Geschicklichkeit und seinem eigenen Kriegsheere schuldig seyn **)!

Der Politik des Kaisers Alexander, der sich immer mehr gegen Süden und Westen hin auszudehnen wünschte, war das Herzogthum Warschau, das alle seine Unternehmungen begränzte, ein Stein des Anstoßes und Aergernisses, und die wiederholten Vergrößerungen dieses neuen, fast aus Nichts hervorgerufenen Staats führten zwischen ihm und Napoleon, den er bei allem äußern Schein von Freundschaft wohl niemals geliebt hatte, jene Spannung herbei, die im Jahr 1812 zu dem schrecklichen Ausbruche kam, der so große Opfer gekostet hat. Napoleon wollte das Herzogthum Warschau zu einer Schutzmauer für die Rheinbundstaaten, und für Frankreich gegen Rußlands immer stärkeres Vordringen gegen den Westen und Süden von Europa haben, darum suchte er das

*) M. s. Schœll, tome 10, p. 129.
**) M. s. Brougham Précis historique etc. p. 152.

Herzogthum Warschau zu vergrößern. Der Kaiser Alexander aber, der für die Befriedigung seines Ehrgeitzes und seiner Ruhmsucht es vortheilhafter hielt, Selbstherrscher wohlhabender und gebildeter Nationen, als armer und roher Kalmücken und Tartaren zu seyn, wollte sich und seinen Nachfolgern keinen solchen Wall entgegensetzen lassen. Er hätte lieber Eroberungen in den Staaten der Civilisation, als am Kaukasus und an den Gränzen von Persien gemacht. In den Jahren 1807 und 1808 zeigte er sich dem napoleonischen Kontinentalsystem gegen England so ergeben, daß er Schweden zwingen wollte, mit England zu brechen und diesem heilbringenden System beizutreten; als Schweden jedoch dessen sich weigerte, entriß der Stifter des heiligen Bundes und des ewigen Friedens, seinem Nachbarstaat, dessen Kriegsanführer und Beamte er auf eine schmähliche Weise durch seine Gesandten hatte bestechen lassen, das Großfürstenthum Finnland, welches der dritte Theil des Königreichs Schweden und eine der beßten Provinzen desselben ist. Die Vergrößerungen, welche Napoleon im Jahr 1809 dem Herzogthum Warschau zuwandte, überzeugten den Selbstherrscher aller Reussen, daß der Kaiser der Franzosen die Absicht habe, der nordischen Herrschgier und Ländersucht in dem Herzogthum Warschau einen wehrhaften Damm entgegen zu stellen. Jetzt erkaltete Alexanders Freundschaft für Napoleon, und sein Eifer für das, einst so gepriesene, heilbringende Kontinentalsystem, für dessen Nichtannahme er Schweden mit dem Verlust von Finnland bestraft hatte. Napoleon war freilich weit entfernt, seine fixe Idee vom Festlandssystem aufzugeben, weil sie ihm zum Entschuldigungsgrunde seiner Kriege gegen England dienen sollte; allein er würde sich gewiß nicht weiter um die Gewürz- und Unschlitthändler an der Newa und Düna bekümmert haben, wenn Alexander seinem Wunsche in Betreff der Wiederherstellung Polens entsprochen, und die polnischen Provinzen, welche seine Mutter geraubt hatte, zur Bildung eines selbstständigen und kraftvollen Königreichs Polen hätte herausgeben

wollen. Allein zur Herausgabe des geraubten Guts war der fromme Alexander noch weniger geneigt, als zur ferneren Beibehaltung des früher so ersprießlich befundenen Kontinentalsystems! Der Handel mit England ward nach und nach in Rußland auf dieselbe Weise hergestellt, wie mit allen andern Nationen, und dieß verdroß den südlichen Selbstherscher, der nun wohl sah, daß man keinem seiner Wünsche entsprechen wollte. Er beschloß daher, sich an Rußland zu rächen, und nahm dem Herzoge von Oldenburg, einem der vortrefflichsten Fürsten des Rheinbundes, dem er seinen Schutz feierlich gelobt hatte, mitten im Frieden sein Land. Dieser schändlichen Räuberei, die an Nichtswürdigkeit den polnischen Theilungen und der Mediatisation der vormaligen deutschen Reichsstände vollkommen gleich kam, suchte der große Napoleon mit seinem räuberischen Kunstausdrucke: »une grande mésure,« das Gepräge der Rechtlichkeit aufzudrücken, und bot dem Herzoge von Oldenburg eine andere Gebietsentschädigung an. Dem Herzoge war aber sein Erbland, wo er die Liebe und Achtung seiner Unterthanen und Nachbaren in hohem Grade genoß, theurer als jedes andere, weit größere Land. Er verwarf die Vorschläge des gewaltthätigen Räubers und begab sich zu dem Kaiser Alexander, den die schmähliche Beleidigung, die seinem nahen Verwandten und Stammsgenossen widerfahren war, gewiß weit mehr entrüstete, als die empörende Verletzung alles Menschen- und Völkerrechts, deren Napoleon durch sein grande mésure sich schuldig gemacht hatte. Der Enkel Katharina's, der ersten Erfinderin von dergleichen großen Maßregeln, zürnte nicht über das Unrecht selbst, sondern bloß darüber, daß es seinem Verwandten geschehen war. Er hatte ja auf eine nichts bessere Weise dem Könige von Schweden Finnland entrissen, und hatte noch alle polnische Provinzen, die seine Großmutter durch große und wahrhaft abscheuliche Maßregeln an sich gebracht hatte, unter seinem Scepter! Wie hätte ihn denn Napoleons große Maßregel im Mindesten aufbringen können, wenn sie nicht

seinen Verwandten betroffen hätte! Aber dieses und die Wahrscheinlichkeit, daß das, was dem Herzoge von Oldenburg begegnet war, auch den übrigen deutschen Fürsten nach und nach begegnen würde, mußte ihn besorgt machen, denn welcher von den Letztern hätte dem großen Beschützer Widerstand leisten können? Und was mußte Rußland befürchten, wenn Napoleons Adler ganz Deutschland und Polen unter seine Flügel nahm und Frankreich einverleibte. Hätte Alexander also auch wirklich seine verwandschaftlichen Verhältnisse mit Oldenburg gar nicht berücksichtigen wollen, so war er schon wegen seiner eigenen Selbsterhaltung genöthigt, mit seinem großen Nebenbuhler den offenen Kampf zu beginnen, an welchem nachher ganz Europa Antheil nehmen mußte. Alexanders eigenes Streben, sein ungeheures Reich über alle Staaten der europäischen Civilisation auszudehnen, und sich durch die Wiederherstellung des Königreichs Polen keine Gränzen vorschreiben zu lassen, war folglich die Hauptursache der großen und blutigen Kämpfe, die Europa erschütterten, und bis jetzt der Menschheit sehr wenig Segen gebracht haben. Man sagt von dem Unheil, das durch Napoleons Kriege angerichtet seyn soll; allein was hat Alexander, der friedliebende, Gutes damit gewirkt, daß er die unglücklichen Griechen zuerst durch seine Emissäre gegen die Türken aufwiegeln und ihnen Unterstützung und Beistand zusichern ließ, und daß er, als Alles in Feuer und Flammen stand, als die rohen Moslemin zur höchsten Wuth gegen die Hellenen gereizt waren, die Letztern für strafbare Rebellen erklärte und der Mordsucht ihrer grausamen Henker Preis gab? Was hat er Gutes, Schönes und Rühmenswerthes dadurch gewirkt, daß er durch seine Umtriebe und Kongresse den unbeschränkten Despotismus und das Pfaffen- und Mönchsthum in Italien, in Spanien, in Portugal wieder herzustellen suchte und wirklich herstellte? Man werfe doch einen Blick auf diese Länder, und man muß zugestehen, daß durch alle Kriege, die Napoleon geführt hat, und aus denen zum Theil viel Gutes für die Mensch-

heit hervorgieng, nicht so viel Elend und Jammer verbreitet wurde, als durch die, besonders von dem Kaiser Alexander bewirkte Wiederherstellung des Absolutismus und der Pfaffenherrschaft in den genannten Ländern, besonders in Spanien und Portugal, wo jetzt zwei christliche Ungeheuer ihr Wesen treiben, die wahrlich verabscheuungswerther sind, als alle heidnischen gleicher Art! Was hat Alexander endlich den Polen für dankenswerthe Wohlthaten dadurch erzeigt, daß er einen kleinen Theil ihres Vaterlandes, die Hälfte des Herzogthums Warschau zu einem Königreiche erhob, den Bewohnern eine milde Verfassung gab und beschwor, und nicht das Mindeste von Allem erfüllte, was er so heilig zugesichert hatte? Sind die Polen ihm und seinem Bruder Nikolaus für diesen Treubruch wohl den mindesten Dank schuldig? Gewiß nicht, und wäre auch von allen den Ungerechtigkeiten, die unter Katharina's Regierung gegen die Polen begangen worden, keine einzige verübt, so wären dennoch die Polen der russischen Dynastie, wenn diese gleich schon seit Jahrtausenden über sie regiert hätte, weder Liebe, noch Dankbarkeit, weder Gehorsam, noch Treue weiter schuldig! Oder sollten Völker einem herrschgierigen, wortbrüchigen Fürsten für die Brandstätten, in die er ihre Dörfer und Städte verwandelt, für die Leichenhügel, womit er ihre Fluren bedeckt, für die Seufzer und Thränen, die er ihnen auspreßt, für all' den Jammer, den er über Palast und Hütte verbreitet, für die tödtlichen Krankheiten, die seine rohen, barbarischen, an Leib und Seele verpesteten Heere ihnen bringen, zur Dankbarkeit, zur Liebe, zum Gehorsam und zur Treue verpflichtet seyn? Das wäre höchst sonderbar! Alle menschlichen Dinge haben ihre Gränzen, und so auch die Rechte der Fürsten und die Pflichten der Völker! Dieß ist eine Wahrheit, die kein Vernünftiger, und wäre er gleich im Purpur geboren, leugnen wird.

Der edelmüthige Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der bereits zwei ihm dargebotene Königskronen ausge-

schlagen hat, lehnte die erste aus dem Grunde ab, weil die Bedingungen, die andere Fürsten ihm machten, von der Art waren, daß er das Volk, über welches er regieren sollte, nicht beglücken konnte! Der Kaiser Nikolaus, der einer Königskrone verlustig erklärt ward, weil er die Nation durch die Nichterfüllung seiner feierlichsten Zusicherungen höchst unglücklich machte, führt gegen diese Nation, die ihm nie die entferntesten Verbindlichkeiten hatte, einen Vertilgungskrieg, um die, mit Recht verlorne Krone wieder zu gewinnen, und das Volk in noch größeres Elend zu stürzen, als das, worin es sich jemals befand. Welch' ein Unterschied menschlicher Gesinnungen!

Das Streben mancher irdischen Herrgötter nach einer ungeheuern Ausdehnung ihres Gebiets ist wahrlich ein schlechter Beweis für ihre, auf den Kongressen so oft gerühmte Absicht, das Heil, die Ruhe und Sicherheit der Völker zu fördern; nur auf Befriedigung eines unersättlichen Ehrgeizes und einer schrankenlosen Herrschgier ist es abgesehen; das Beste der Menschheit, ihre geistige und sittliche Entwicklung und Veredlung, der freie, ungetrübte Lebensgenuß der einzelnen Familien und Staatsbürger, das sind Dinge, die für Viele der im Purpur Gebornen nicht allein Nebensachen, sondern sogar bloß leere Töne sind, ja manche Herrscher suchen recht geflissentlich jedes Fortschreiten der Völker zu höherer Vollkommenheit zu hindern, und die Menschen zu Thieren herab zu würdigen, um sie desto leichter beherrschen zu können. Wozu die großen stehenden Heere, die für die Völker so drückend und verderblich sind? Wozu dieß ewige Trachten der Mächtigern nach Vergrößerung? Einer will den Andern verschlingen, um, wie das Mährchen von der Spinne sagt, gleich dieser, wenn sie tausend ihrer Mitschwestern gefressen hat, in einen Edelstein verwandelt zu werden. Wie ist es möglich, daß ein Autokrat, der ein Reich beherrscht, von dessen einem Ende bis zum andern man Jahre lang reisen muß, und in dessen ungeheurem Gebiet Völkerschaften wohnen, die

mehr als hundert verschiedene Sprachen reden, von denen er kaum eine oder zwei versteht, ein so großes Reich übersehen, und für das Heil der durch Religion, Sprachen, Sitten, Bedürfnisse, Erwerbsarten, Neigungen und Gemüthsart höchst verschiedenen Völkerschaften Sorge tragen kann? Wie ist es diesen Völkerschaften und jedem einzelnen Angehörigen möglich, ihm ihre Wünsche und Anliegen vorzutragen; ihm, der in unermeßlicher Entfernung von ihnen wohnt, ihre Sprache nicht versteht, sich mit einer Ringmauer von Hofschranzen, Günstlingen und Schmeichlern jeglicher Art umgiebt, aus Furcht ermordet zu werden, Niemanden vor sich läßt, oder aus Hochmuth Jeden, der nicht hoffähig ist, und nicht in Galla erscheint, zurück zu weisen befiehlt, und oft nicht das mindeste Gefühl für Menschenrecht und Menschenwürde hat? Und ein Solcher will immer noch weiter seine Herrschaft ausdehnen!!! Man hat oft über die Kleinheit des ehemaligen Königreichs Yvetot gespöttelt, und doch möchte die Menschheit glücklicher seyn, wenn es keine größeren Königreiche gäbe, als Yvetot gewesen seyn soll, nur müßten dann die kleinen Zaunkönige dem Vergnügen entsagen, einander zu bekriegen; keine stehenden Heere müßten gehalten, und kein Königreich müßte durch Erbanfall, Heirath, Vertrag u. s. w. mit einem andern vereinigt werden können. Die Monarchen würden dann weniger Mühe haben, und wenn sie wollten, das Heil ihrer Unterthanen besser besorgen können, als jetzt die großen Selbstherrscher, die zum Theil nicht einmal die Namen der Länder und Völker kennen, welche unter ihrem drückenden Scepter seufzen!

So lange übrigens die jetzige politische Ordnung der Dinge besteht, muß jedes Volk wünschen, wenigstens einen so mächtigen Staat zu bilden, daß es sich gegen die Raubgier und die Beeinträchtigungen seiner Nachbaren mit eigener Macht schützen kann! Die Theilungen Polens, die Unterwerfung Finnlands unter den russischen Scepter, die Mediatisation der deutschen Reichsstände, die Unterjochung der freien Städte

ſind Thatſachen, welche mehr denn zu deutlich bewieſen haben, daß die Politik der irdiſchen Herrgötter mit der Moral nichts zu ſchaffen hat! Gewiß nicht ohne Grund führen Manche unter ihnen Raubthiere und Raubvögel in ihren Wappen; ſie ſcheinen dadurch andeuten zu wollen, was die Völker von ihnen zu erwarten haben!

Doch — wir kehren nach Polen zurück!

Die bedeutenden Vergrößerungen, welche das Herzogthum Warſchau durch den Wiener Frieden erlangte, nützten den Bewohnern ſehr wenig, und ſelbſt Friedrich August konnte bei dem beſten Willen den ungeheuern Druck nicht lindern, unter welchem das Land ſeufzte. Der König von Sachſen war mehr Statthalter Napoleons, als Souverain des Herzogthums Warſchau, und der Kaiſer der Franzoſen ließ ſich von den Polen die ſcheinbare Wiederherſtellung ihres Vaterlandes theuer bezahlen. Am meiſten litt das Land durch das große Kriegsheer, welches unterhalten werden mußte, und das im Jahr 1812 in 60,000 Mann Infanterie und mehr als 25,000 Mann Kavallerie beſtand. Dennoch glaubte Napoleon, daß die Polen viel zu wenig leiſteten. Als ſein Geſandter in Warſchau, der Abbé de Pradt ihm Vorſtellungen über die ungeheuern Anſtrengungen des Herzogthums und über die große Menge von Truppen machte, die das Land ſtellen mußte, erwiederte er ganz verwundert: „Ich habe keinen Polen geſehen.“

Die Erhaltung einer ſo großen Heeresmacht erſchöpfte das Herzogthum Warſchau aufs Aeußerſte. Man berechnete die Einkünfte auf 40 Millionen Franken, und die Ausgaben ſtiegen über 109 Millionen; das Deficit des Jahres 1811 und der erſten Monate des Jahres 1812 betrug 21 Millionen. Auf Rechnung des Königs von Sachſen wurde in Paris eine Anleihe von 12 Millionen eröffnet, wofür die Salzwerke von Wieliczka verpfändet wurden, und dennoch konnte der Sold der Truppen nur bis zum 1. Julius 1812 bezahlt werden. Der Mangel an baarem Gelde war ſo groß, daß man eine

Art von Papiergeld in Umlauf setzen mußte, allein auch hiedurch ward der Druck auf keine Weise gemildert.

Mit bewunderswürdiger Geduld ertrugen übrigens die Polen alle die Lasten, die Napoleons harte Hand ihnen auflegte, in der sichern Erwartung, daß durch ihn die Selbstständigkeit ihres Vaterlandes völlig hergestellt werden würde. Im Jahre 1812, als ein großer Theil der französischen Armee durch Polen nach Rußland zog, stieg die Noth aufs Höchste. Alle Bedürfnisse für das Kriegsheer wurden auf gewaltsame Weise beigetrieben, und die Anstrengungen, welche bloß zu jenem Zweck gemacht werden mußten, und mit Scheinen bezahlt wurden, beliefen sich noch über mehr als 16 Millionen Thaler. Ausser den regelmäßigen Truppen war noch eine allgemeine Nationalgarde angeordnet, die alle Einwohner von 20 bis 50 Jahren begriff; denn Napoleon wollte, wie es schien, Rußland mit polnischem Gelde und Blut erobern. Dennoch war der Enthusiasmus der Polen für ihn, den sie als den Retter und Wiederhersteller ihres Vaterlandes betrachteten, allgemein. Schwerlich hat jemals eine Nation für eine patriotische Idee so viele und so große Opfer gebracht, als die Polen seit der Zertrümmerung ihres Staats bis auf die gegenwärtige Zeit!

Auf den 26. Juni 1812 ward von dem Ministerrath des Königs von Sachsen ein Reichstag zusammen berufen, an dessen Spitze der Fürst Adam Casimir Czartoryski, der damals bereits 80 Jahr alt war, als Marschall erschien, und ankündigte, daß ihm eine von vielen, unter russischer Herrschaft wohnenden Polen unterzeichnete Bittschrift sey übergeben worden, worin die Reichstagsversammlung ersucht würde, Napoleon zu bitten, den russisch-polnischen Provinzen dieselben Freiheiten zu verschaffen, deren sich das Herzogthum Warschau erfreute. Es ward auf Napoleons Anordnung eine Generalconföderation gebildet, welche feierlich die Wiederherstellung des Königreichs Polen beschloß, und alle Beamten, Offiziere und Soldaten aufforderte, die russischen Dienste zu

verlaſſen und ſich der heiligen Sache des Vaterlandes anzuſchließen. Zugleich ward eine Deputation an Napoleon abgeordnet, die ihn um ſeine Genehmigung der Reichstagsbeſchlüſſe bitten mußte, und eine andere Deputation ward nach Dresden geſandt, um den König von Sachſen einzuladen, der Konföderation beizutreten.

Napoleon hatte gleich bei ſeiner Ankunft in Wilna, am 28. Junius, dort für Lithauen eine proviſoriſche Regierung, die unabhängig von jener des Herzogthums Warſchau war, eingeſetzt, eine Maßregel, die den Polen nicht angenehm war, da ſie fürchteten, daß es die Abſicht des Kaiſers ſey, Polen und Lithauen zu trennen. Indeſſen verbreitete ſich doch der Aufſtand immer weiter; die Bauern bewaffneten ſich mit Senſen, Piken und Sicheln, und überall zeigte ſich, daß nicht allein die höhern, ſondern auch die niedern Volksklaſſen von dem bitterſten Haß gegen die Ruſſen beſeelt waren. Hätten, wie man behauptet, die Bauern und Bürger durch die ruſſiſche Herrſchaft ſo große Vortheile erlangt, ſo wäre gewiß damals der Aufſtand nicht ſo allgemein geweſen!

Das Elend hatte übrigens im ganzen Herzogthum Warſchau den höchſten Gipfel erreicht! Der Handel war durch das Kontinentalſyſtem vernichtet; jeder Erwerbzweig verdorrte unter der Menge der drückenden Abgaben und Laſten, und was dieſe noch übrig ließen, ward von den großen Kriegsheeren der Feinde und der Freunde verheert und verzehrt. Die Bundesgenoſſen der Polen, die Franzoſen, von deren Hülfe und Beiſtand die unglückliche Nation die Wiederherſtellung der Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihres Vaterlandes hoffte, wütheten oft eben ſo arg, wie die Ruſſen ſelbſt *). Am Uebelſten zeichneten ſich unter Napoleons Feldherren die Generale Vandamme, Dutaillis und Davouſt, und unter ſeinen Verbündeten die deutſchen Truppen ſeines Bru-

*) M. ſ. De Pradt Histoire de l'ambassade dens le Grand-duche de Varsovie. Par. 1827. 8.

ders Hieronymus durch ihr rohes, empörendes Betragen aus.

Man hat Napoleon oft getadelt, daß er nicht Winterquartiere im Herzogthum Warschau nahm; allein wie war es möglich, mit einem so ungeheuern Kriegsheer sich in einem Lande zu halten, das auf das Aeußerste erschöpft und ausgesogen, kaum die nöthigen Lebensbedürfnisse für seine eigenen Bewohner hatte?

Wären die Polen nicht von so glühender Vaterlandsliebe beseelt gewesen, so hätten sie unter dem Jammer des Krieges erliegen müssen; aber diese schöne Idee, ihre Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, diese Idee, die sie auch jetzt zu dem ruhmwürdigen Kampfe mit so großem Enthusiasmus begeistert, stählte ihren Muth.

Napoleons Absicht, Polen herzustellen, unterliegt keinem Zweifel, und hätte nicht das unglückliche Schicksal, in den Eisgefilden Rußlands ihn getroffen, so würde er sicher ein mächtiges und kraftvolles Königreich ins Daseyn gerufen haben! Ob er jedoch alle Provinzen, welche es vor der ersten Theilung besaß, wieder zu einem Staatskörper vereinigt hätte, ist sehr zweifelhaft. Soll Polen selbstständig wieder in die Reihe der europäischen Staaten treten, so muß es stark und mächtig genug werden, um sich gegen seine drei Nachbaren, Rußland, Preußen und Oesterreich im Fall eines Angriffs selbst zu schützen und den Staaten des europäischen Festlandes zur Brustwehr gegen Rußland zu dienen. Es muß Häfen an der Ostsee haben, um seine Erzeugnisse absetzen zu können; allein schwerlich würde Napoleon, der ein Feind und Bedrücker alles freien Handels und Verkehrs war, den Polen Kurland und Semgallen jemals wieder verschafft und zurückgegeben haben, wenn er diese Länder wirklich erobert hätte.

Am 6. November erließ die Generalkonföderation einen Aufruf, worin sie die Einwohner zu noch größern Anstrengungen aufforderte. „Zeigt Eurem Befreier," hieß es, „daß

ihr deßhalb Eure Kräfte gestärkt habt, um auf seinen Ruf Euch in noch höherm Grade anzustrengen."

Aber hiezu war den Meisten der Muth gesunken, denn die Kunde von dem Unglück der großen Armee hatte sich bereits in ganz Polen verbreitet, und die Erscheinung der Russen an der Weichsel zeigte deutlich, daß Napoleons Glücksstern untergegangen war, und daß die gehoffte Freiheit und Selbstständigkeit, wofür die Polen in einem Zeitraum von zwanzig Jahren ihr edelstes Blut vergossen hatten, ihnen damals noch nicht zu Theil werden sollten. Die Fürsten Eustach Sanguszko und Joseph Poniatowski erließen zwar am 20. December eine Aufforderung zur allgemeinen Bewaffnung, aber selbst die muthvollsten Freunde des Vaterlandes verzweifelten an dem Gelingen, und das Vordringen der russischen Heeresmacht machte es den meisten unmöglich, sich den Trümmern des polnischen Heeres, die aus Rußland zurückgekehrt waren, anzuschließen.

Unter allen Verbündeten Napoleons waren die Polen die Einzigen, welche ihm bis zu dem letzten Augenblick Treue und Glauben hielten, und möge man gleich noch so erbitterter Feind des großen Mannes seyn, so muß man doch zugestehen, daß dieser schöne Charakterzug die Polen in eben so hohem Grade ehrt, als der Heldenmuth, mit dem sie jetzt für ihre Freiheit kämpfen.

Als der Kaiser Alexander am 24. December seinen Einzug in Wilna hielt, erließ er eine allgemeine Amnestie unter der Bedingung, daß die Einwohner innerhalb zwei Monaten in ihre Heimath zurück kehren sollten, und gebot zugleich, daß das Vergangene für immer vergessen seyn, und daß Niemand deßhalb zur Verantwortung sollte gezogen werden. Die meisten polnischen Truppen folgten jedoch dem Heere Napoleons und fochten bis zu seinem Sturz unter seinen Fahnen. Merkwürdig ist die seltsame Proklamation, welche der General Dutaillis bei dem Einrücken der Russen an die Polen erließ: „Polen," hieß es in diesem Aufrufe,

„Polen, der Feind ist vor Euren Thoren; die Tartaren überschwemmen das rechte Ufer der Weichsel; Ihr solltet Euch bewaffnen und ich sehe nichts als Gepäck. Der große Napoleon beobachtet Euch von den Thürmen Moskau's (die aber schon einen Monat vorher abgebrannt waren); zu den Waffen, zu den Waffen! Verdient, daß er zu Euch sagen könne: Polen, ich bin zufrieden mit Euch!" Die Polen hatten in der That dem großen Napoleon so viele und große Opfer gebracht, daß er wohl mit ihnen zufrieden seyn durfte.

Mehrere polnische Große baten im Jahr 1814 den Kaiser Alexander, die polnische Krone seinem Bruder, dem Großfürsten Michael zu überlassen; allein der Selbstherrscher aller Reussen, dem sein ungeheures Reich noch immer viel zu eng schien, beschloß Polen als ein eigenes Königreich unter seinem Scepter zu beherrschen. Hätte Alexander jenen Wunsch erfüllt, so würde seiner Dynastie wahrscheinlich eine Krone erhalten worden seyn, die jetzt unwiederbringlich und für immer verloren, oder doch nur mit dem Blute vieler Tausende, und mit der gänzlichen Verheerung des ganzen Landes wieder zu gewinnen ist.

Die Verfassung, welche der Kaiser Alexander dem sogenannten Königreiche Polen gab, war freisinniger, als man von einem russischen Selbstherrscher hätte erwarten sollen, und wirklich schien er Anfangs nach sehr liberalen Grundsätzen regieren zu wollen. Die gesetzgebende Gewalt sollte zwischen dem Könige, dem Senat und der Kammer der Abgeordneten getheilt seyn. Der König hatte die Befugniß, die Senatoren auf Lebenszeit zu ernennen, und die Abgeordneten sollten von den Gemeinden und Bezirken gewählt werden. Alle zwei Jahre sollten die Reichstage sich versammeln, und drei Wochen lang ihre Sitzungen halten. Die Initiative der Gesetze war dem Könige, das Recht der Verbesserung aber der Kammer vorbehalten, welcher das Gesetz zuerst vorgelegt werden sollte. Die Unabhängigkeit der Magistraturen, die Freiheit der Presse, die persönliche Freiheit, die Unverletz-

barkeit des Eigenthums waren gewährleistet; allein die Verantwortlichkeit der Minister war bloße Täuschung, da sie nur in dem Fall sollte statt finden dürfen, wenn der König seine Erlaubniß ertheilen würde, die Minister in Anklagestand zu versetzen.

Die administrative Gewalt ward erst im Jahr 1816 organisirt, und jeder Zweig derselben nicht einem einzelnen Mann, sondern einer Kommission übertragen, die aus einem Minister und drei Staatsräthen bestehen, und dem Ministerpräsidenten untergeordnet seyn sollte. Auch ward für die Zukunft eine liberale Organisation der Gemeinden verheißen.

Diese Verfassung war indessen nichts weniger als vollkommen, denn ein Reichstag, der nur alle zwei Jahre zusammen berufen wird, und nicht länger als drei Wochen sich berathen darf, kann nicht Bestand genug erlangen, um der Gewalt Widerstand zu leisten, und das Budget, das für vier Jahre votirt werden sollte, raubte ihm überdieß allen Einfluß auf die Administration. Allein trotz dieser Mängel ward die Konstitution doch von den Polen mit Freude und Enthusiasmus aufgenommen, und während der ersten Jahre von Seiten des Kaisers pünktlich erfüllt. Außerdem wurden mehrere bedeutende Verbesserungen in Hinsicht des öffentlichen Unterrichts, des Ackerbaues und der Industrie getroffen, und Polen schien einer glücklichen Zeit entgegen zu gehen. Der erste Reichstag ward jedoch erst im Jahr 1818 gehalten.

Auf dem Kongresse zu Karlsbad nahm aber plötzlich die Politik der großen Monarchen eine ganz andere Richtung. Selbstsüchtige Diplomaten und Minister hatten ihnen vorgestellt, daß die ständischen Verfassungen, welche sie den Völkern in den Tagen der Noth zugesichert hatten, um ihre von Napoleon bedroheten Throne zu schirmen, ihre Herrscherrechte zu sehr beschränken würden, und man bot nun Alles auf, um die liberalen Ideen überall zu ersticken. Polen theilte das Schicksal der übrigen Staaten des europäischen Festlandes; die Preßfreiheit ward widerrufen, und überhaupt wurden alle

Rechte, welche der Nation durch die Verfassungsurkunde so feierlich verheißen waren, für nichtig erklärt. Die persönliche Freiheit ward völlig aufgehoben, und keinem Polen wurden Pässe ertheilt, um, selbst in dringenden Geschäften, konstitutionelle Länder zu besuchen. Die Bedrückungen, welche sich der Großfürst Konstantin gegen Fremde und Einheimische erlaubte, überschritten alle Grenzen der Mäßigung, und daß die Kaiser Alexander und Nikolaus, wenn sie gleich beide durchaus nicht von tyrannischer Gemüthsart waren, jene Härte billigten, läßt sich schwerlich bezweifeln, da ihnen das Verfahren ihres Bruders nicht unbekannt bleiben konnte. Angesehene und achtungswürdige Männer wurden gar häufig auf den bloßen Verdacht revolutionärer Gesinnung zum Karrenschieben verurtheilt. Eine geheime und sehr kostbare Polizei, die täglich 6000 polnische Gulden kostete, belauerte alle Worte und Handlungen, und die Bewohner des hergestellten Königreichs Polen waren jetzt, trotz ihrer Konstitution, weit unglücklicher daran, als ihre Mitbrüder in den österreichisch-polnischen und preußisch-polnischen Provinzen.

Gewiß konnte die Polen kein größeres Unglück treffen, als daß Alexander seinen Bruder Konstantin zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer ernannte, und ihm eine fast unumschränkte Gewalt übertrug! Schloß der Kaiser den Großfürsten Konstantin von der Thronfolge in Rußland aus, wie weit unfähiger mußte er dann seyn, in Polen, dessen Bewohner weit reizbarer sind, zu regieren? Die schönen Träume von Freiheit und Selbstständigkeit, wofür die Polen so große Opfer gebracht hatten, sollten nicht von fremden Fürsten erfüllt werden; nicht Rußland, das ihnen so viel Leides zugefügt hatte, sollte ihnen diese Güter gewähren, sondern Polens weißer Adler sollte sich selbst erheben, und mit dem eigenen Blute die Unabhängigkeit und Freiheit wieder erkämpfen, die man ihm so schmählich entrissen hatte.

Der Kaiser Alexander ließ sich durch die phantastischen, gehaltlosen Ideen einiger Diplomaten irre leiten, die in

jedem freien Aufschwunge des menschlichen Geistes eine revolutionäre Tendenz erblicken! Hätten die Monarchen bedacht, welche ungeheure Anstrengungen die Völker gewagt hatten, um ihre angestammten Dynastien gegen die Herrschgier Napoleons zu schützen, dann würde man jenen Einflüsterungen nicht nachgegeben haben; dann würden manche Kongreß- und Bundestagsbeschlüsse, wodurch gerade dasjenige herbeigeführt wurde, was man dadurch verhüten wollte, niemals erlassen seyn; dann würde auch Alexander mit derselben Pünktlichkeit, wie in den ersten Jahren seiner polnischen Regierung der Nation die freiwillig von ihm gegebene Verfassung erfüllt haben, und Polen wäre nie die blutige Bühne eines schrecklichen und verderblichen Krieges geworden.

Der unglückliche Wahn einiger Monarchen, ein Ideenreich, das auf Vernunft und Geschichte sich gründet, durch physische Gewalt vernichten, und an dessen Stelle ein Stabilitätssystem einführen zu können, das der sittlichen und geistigen Entwickelung der Menschheit durchaus widerspricht, ist die Ursache fast aller Revolutionen, wodurch Europa seit vierzig Jahren erschüttert wurde. Statt mit den Völkern fortzuschreiten, möchten manche Könige und Minister gerne dort stehen bleiben oder dahin zurückkehren, wo man vor fünfhundert Jahren gewesen ist. Dieß kann und wird nimmermehr geschehen! Man kann ein Volk Jahrhunderte lang in einem Zustande von Rohheit und Unwissenheit erhalten; aber ist einmal die Sonne der Aufklärung an seinem Horizont aufgegangen; ist es einmal aus seinem Stumpfsinn erwacht, dann ist keine menschliche Gewalt vermögend, es wieder in das alte grauenvolle Dunkel zurück zu schleudern.

Der Kaiser Alexander stand vielleicht wirklich in dem Glauben, das Heil der Menschheit durch Befestigung des unbegränzten Monarchismus zu fördern. Die Vorurtheile, die er von Jugend auf eingesogen hatte, und die Gewohnheit an schrankenlose Herrschaft hatten ihn wider die liberalen Formen gestimmt, und daß er den Polen wirklich eine freisinnige Ver-

fassung gab, geschah wohl mehr in der Absicht, die Gemüther zu gewinnen, als mit dem festen Vorsatz, die Konstitution aufrecht zu erhalten. Es ist nicht glaublich, daß ein unumschränkter Monarch, der so eifersüchtig auf seine absolute Macht ist, wie Alexander von Rußland, einer konstitutionellen Regierungsform aufrichtig ergeben seyn konnte, zumal da er fürchten mußte, daß seine russischen Unterthanen durch das Vorbild von Polen gleichfalls mit der sogenannten Konstitutionswuth, die, nach der Meinung der absoluten Monarchisten, noch gefährlicher, als die Brechruhr seyn soll, angesteckt werden möchten. Das Gegebene zurück zu nehmen, schien ihm, wie so manchen andern Erdengöttern, keine Unredlichkeit zu seyn, und daher hielt er sich zu allen Verletzungen der, von ihm ertheilten, konstitutionellen Zusicherungen vollkommen berechtigt. Uebrigens gab er sich immer das Ansehen, daß er die Verfassung auf das Sorgfältigste zu erfüllen suchte. Allein gerade dieser schreiende Widerspruch zwischen seinen Handlungen, den Manche als Spott, Manche als eine politische Heuchelei auslegten, empörte die Herzen der Nation fast in eben so hohem Grade wider ihn, wie gegen seinen Bruder Konstantin, zumal da er sich bei jeder Gelegenheit der landesväterlichen Liebe rühmte, mit welcher er für das Heil der Polen wachte.

Der Großfürst Konstantin, der unfähig war, Herzen zu gewinnen, wollte sich furchtbar machen, und führte deßhalb ein Schreckenssystem ein, wodurch die Polen völlig zur Verzweiflung gebracht wurden. Alle Kerker in Warschau wurden mit Gefangenen überfüllt und sogar Privathäuser in Kerker umgewandelt, weil es in den bereits vorhandenen an Raum für die Verhafteten fehlte. Kaiser Alexander, der seit dem Jahre 1818 immer mißtrauischer und argwöhnischer ward, billigte die Ungerechtigkeiten, welche seine Stellvertreter in Polen gegen Hohe und Niedere, gegen Fremde und Einheimische verübten, weil er vielleicht wirklich glaubte, daß man, um die angeblich revolutionäre Stimmung zu unterdrücken, mit der größten Strenge verfahren müsse. Durch manche spätere

Ereignisse in Deutschland, Frankreich und andern Ländern ward Alexander immer finsterer, immer schwermüthiger gestimmt: er fürchtete für seinen Thron und sein Leben, und das veranlaßte ihn, gegen die Polen mit einer Härte zu handeln, die nicht in seinem Charakter lag. Er ertheilte seinem Bruder und seinem Kommissär Nowosiltzow die unbeschränkteste Gewalt, ganz nach Gutdünken zu verfahren, und die ungeheuern Bedrückungen und Quälereien, die mit jedem Tage zunahmen, und sich über alle Volksklassen verbreiteten, regten schon in den Jahren 1818 bis 1820 bei Vielen den Wunsch auf, das so ungerechter Weise aufgebürdete Joch des fremden Herrschers von dem wunden Nacken zu schütteln.

Der hochbejahrte General Dombrowski war der Erste, der diesen Funken der Freiheitsliebe bei vielen seiner ehemaligen Waffenbrüder auf's Neue ins Leben rief. Als er auf seinem Schlosse Winagera im Großherzogthum Posen erfuhr, daß der Kaiser Alexander keine seiner, in der Verfassung ertheilten Verheißungen erfüllte, da rief er voll Unwillen aus: „Könnte ich doch die alte Energie der Polen wieder erwecken! Sie bedürfen nichts, um, wie ihre Vorfahren, stark und mächtig zu werden, als Vertrauen zu ihrer eigenen Kraft. Sie müssen ihr Vaterland und ihre ihnen entrissene Macht zurückfordern. Wenn die Polen, sie mögen stehen unter welcher Regierung sie wollen, ihre Wünsche, ihre Kräfte und Anstrengungen vereinigen, dann wird das zerrissene Reich wieder selbstständig da stehen; Polen wird dann seine Freiheit und Unabhängigkeit wieder erlangen, und braucht keinem andern Könige unterworfen zu seyn, als dem, den es sich selbst wählt."

Diese Aeußerungen giengen von Munde zu Munde, und obgleich Dombrowski nicht lange nachher starb, so trugen doch seine Worte tausendfältige Früchte.

Als der Kaiser im Jahr 1820 den Reichstag eröffnete, hielt er eine Rede, die nur zu deutlich zeigte, daß die Verfassung ein bloßes Blendwerk war, wodurch er die Polen hatte

an sich ziehen wollen, und daß er sich vollkommen befugt hielt, ihnen zu nehmen, was er gegeben hatte. Die fortwährenden Verletzungen der Konstitution hatten eine Opposition aufgeregt, die sich lebhaft den vielen Eingriffen widersetzte. Besonders unzufrieden war man mit der Aufhebung der Preßfreiheit, mit der Einführung einer Censur, die sich über alle Schriften erstreckte, mit dem Salz- und Tabacksmonopol, mit den täglichen und fortwährenden Verhaftungen, und trotz der geheimen Polizei, die unter der Leitung des berüchtigten Generals Roznieckí organisirt ward, ließ sich die allgemeine Stimme laut genug vernehmen, um zum Throne zu dringen. Alexander, ganz beseelt von dem unbeschränkt monarchischen Geiste, von dem sich zu jener Zeit mehrere Fürsten- und Ministerkongresse in allen ihren Handlungen und Reden leiten ließen, warnte in seiner Eröffnungsrede den Reichstag in einem sehr ernsten, fast drohenden Tone, sich nicht von „eitlen Abstraktionen des Tages" und von Theorien leiten zu lassen, die den gesunkenen und aufkeimenden Ehrgeiz geltend zu machen suchten. Auch sollte man „dem Geiste des Bösen" nicht folgen, sondern auf Erfahrungen, Grundsätze und Gesinnungen gestützt, unter dem Schutze der Gesetze ruhige Unabhängigkeit und ächte Freiheit zu bewahren suchen. Diese hochklingenden, viel oder eigentlich nichts sagenden Worte waren, wie man sieht, noch ein Nachhall des Karlsbader Kongresses, auf welchem man sich gleichfalls in so mystisch-politischen Tönen vernehmen ließ, daß Leute, die bloß einfachen, gesunden Menschenverstand hatten, eigentlich nicht wußten, was man recht wollte. Der Geist des Bösen, von welchem der Kaiser Alexander sprach, war übrigens nichts anders, als der allgemeine Unwille der Polen über die Unthaten und die gewaltthätigen Verletzungen der Menschen- und Völkerrechte, die man sich russischer Seits erlaubte.

Am 28. September ließ der Kaiser dem Reichstage einen Entwurf zu einer neuen peinlichen Gerichtsordnung vorlegen, wodurch nicht allein die geschwornen und öffentlichen Gerichte,

sondern selbst der alte polnische Grundsatz: Neminem captivari permittimus *nisi jure victum* (es soll Niemand verhaftet werden, er sey denn rechtlich überführt) gänzlich aufgehoben und abgeschafft werden sollten. Beide, sowohl die geschwornen und öffentlichen Gerichte, als auch die Beobachtung dieses Grundsatzes, waren noch die einzigen Bollwerke, wodurch die persönliche Freiheit in Polen gegen die russischen Gewaltthätigkeiten geschützt ward, und man wollte sie bloß deßhalb vernichten, um der Nation auch den letzten Schatten von Möglichkeit zu entreißen, ihr Recht gegen die tyrannische Willkühr zu schützen. Der Entwurf der peinlichen Gerichtsordnung ward jedoch zum größten Verdruß des Kaisers mit einer Mehrheit von 120 gegen 3 Stimmen verworfen.

Durch diesen Widerstand ward Alexander auf das Aeußerste erzürnt, und unterm 21. Mai 1821 mußte sein Staatssecretär Ignaz Sobolewski von Petersburg aus ein Rescript erlassen, wodurch angeordnet ward, daß untersucht werden solle: ob Polen fähig sey, sich aus eigenen Mitteln in dem politischen und bürgerlichen Zustande zu erhalten, womit es von dem Kaiser begnadigt worden, oder ob es wegen Ermangelung der nöthigen Hülfsquellen zu seiner Selbsterhaltung eine andere, seinen beschränkten Kräften gemäße Ordnung der Dinge annehmen müsse?

Durch diese drohende Nachricht, die eine völlige Vereinigung Polens befürchten ließ, ward der polnische Patriotismus aufgeregt; man machte die größten Anstrengungen; die Auflagen wurden vorausbezahlt, und bereits in einem Monat war das Deficit gedeckt.

Gesetzt aber auch, Polen hätte sich in jenem kritischen politischen und bürgerlichen Zustande nicht erhalten; es hätte nicht die ungeheuern Lasten erschwingen können, die man ihm auflegte, so war hieran doch Niemand anders schuld, als Alexander selbst, der sein Versprechen, die russisch-polnischen Provinzen mit dem Königreiche Polen zu vereinigen, nicht erfüllte, und mehr als die Hälfte der gesammten Einkünfte auf die Erhal-

tung eines Kriegsheeres verwandte, welches bloß dem russischen Interesse diente, ohne Polen im Mindesten zu nützen. Wären die russisch-polnischen Provinzen mit dem Königreich verbunden worden, so würde dieses die gehörige Größe und Stärke erlangt haben, um die Menge von Abgaben und Steuern, welche von dem Finanzminister, ohne Zuziehung der Kammern, ganz nach Gutdünken ausgeschrieben wurden, zu ertragen, zumal da die Bewohner durch den weit größern freien Markt, den sie für ihren Verkehr bekommen hätten, auch an Wohlstand bedeutend würden gewonnen haben.

Das Verfolgungs- und Untersuchungssystem wegen wirklicher oder angeblicher politischer Vergehungen ward mit einer Strenge geübt, die allen Glauben überschreitet. Die Studenten von Wilna waren die ersten Opfer! Die wirkliche oder angebliche Angst vor demagogischen Umtrieben hatte sich von Deutschland nicht allein nach Polen, sondern sogar nach Rußland geflüchtet. Im December 1821 wurden in Polen alle geheime Gesellschaften jeglicher Art auf das Strengste verboten, und selbst diejenigen Polen, die Mitglieder ausländischer Gesellschaften, z. B. Freimaurer waren, mußten diesen Verbindungen entsagen. In Warschau hatten der Major Lukasinsky und der Major Machnicki 1819 eine nationale Freimaurerloge errichtet, die sich aber wegen jener Verordnungen auflöste; indessen stifteten mehrere Mitglieder derselben 1820 einen andern Bund, welcher die Kossyniery oder Sensenträger genannt wurde, um durch den Namen an die kühnen Kämpfer vom Jahr 1794 zu erinnern; dieser Verein trennte sich jedoch ebenfalls sehr bald. 182[illegible] errichtete der General Uminski, derselbe, welcher sich jetzt bei der polnischen Armee befindet, im Großherzogthum Posen eine vaterländische Nationalgesellschaft, die den Zweck hatte, Polens Selbstständigkeit und Freiheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen, und die, unter den verschiedenen Mächten lebenden Landsleute mit Liebe für das gemeinsame Vaterland zu beseelen. Diese Gesellschaft hatte in allen Provinzen ihre Töch-

terlogen, besonders in Volhynien, Lithauen und Podolien. 1822 kam aber die geheime Polizei der Gesellschaft auf die Spur, viele Theilnehmer wurden verhaftet, einige derselben zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt, und die übrigen vom Kaiser begnadigt, weil man sehr wenig von ihren Umtrieben hatte erfahren können. Durch die strengen Verbote und Untersuchungen schienen die geheimen Gesellschaften mehr aufgemuntert, als eingeschüchtert zu werden. Der vaterländische Verein ließ sich durch jenen Unfall keineswegs schrecken, und stand sogar mit der russischen von Bestuhcheff, Murawieff und Pestel gegründeten geheimen Gesellschaft in Verbindung.

Ein anderer Verein ähnlicher Art war jener der Tempelherren, der im Jahr 1819 von dem Hauptmann Majewski, vom ersten Ulanenregiment gestiftet ward. Anfangs legte sich diese Gesellschaft den Namen Wohlthätigkeitsverein bei, und als Hauptzweck wurde bloß Beförderung der Tugend und Sittlichkeit angegeben. Die Tempelherrengesellschaft hatte große Verzweigungen in Klein- und Weißrußland, und ward auf den beiden, im Januar 1821 zu Kiew gehaltenen Versammlungen eine sehr beträchtliche Anzahl von Mitgliedern aufgenommen. Der Eid, der bei der Aufnahme geleistet ward, enthielt das Gelübde: „Gut und Blut für das Vaterland zu opfern und im Kampfe den drei Feinden die Stirne zu bieten.“ Es gehörte übrigens mit zur Tendenz dieser polnischen Tempelherren, jedem Volke, das für seine Freiheit und Unabhängigkeit kämpfte, Beistand zu leisten.

Die politischen Vereine der Polen bestanden aus Offizieren, Edelleuten, Beamten und andern angesehenen Männern, die sämmtlich von dem Wunsche beseelt waren, ihr Vaterland von dem drückenden Joch der Russen zu befreien. Bei der Untersuchung, welche gegen die russischen Verschwornen vom Jahr 1826 geführt wurde, entdeckte man nicht allein das Daseyn dieser polnischen Vereine, sondern man fand auch, daß die Polen mit dem geheimen Verein in Rußland in Verbindung gestanden hatten. Mehr als zweihun-

dert Mitglieder des vaterländischen und des Tempelherrenvereins wurden daher in Lithauen und Polen verhaftet, und, obgleich die Sache vor das Reichstagstribunal gehört hätte, so ward doch die Untersuchung einer Kommission übertragen, welche aus dem Senatspräsidenten Grafen Stanislaus Zamoyski, dem russischen Geheimenrath Nowosilzoff, dem Senator-Wojewoden Grafen Stanislaus Grabowski, dem Senator und Wojewoden Franz Grabowski, dem General der Artillerie, Hauke, dem Generallieutenant, Grafen Kuruta, dem Divisionsgeneral Rautenstrauch, dem Staatsrath Baron v. Mohrenheim, dem Generalmajor Kriwtzów I. und endlich aus dem Kapitain-Commodore Kolzakoff bestand. Am 22. December 1826 (3. Januar 1827) stattete die Kommission dem Kaiser einen, den Polen sehr nachtheiligen Bericht ab, wornach die Angeklagten, nach Maßgabe ihrer Schuld und Theilnahme in sieben verschiedene Kategorien getheilt wurden. Zwei und dreißig von ihnen waren des Hochverraths beschuldigt, zum Theil überwiesen, daß sie um die russische Verschwörung gewußt und die Absicht gehabt hätten, die russische Regierung in Polen zu stürzen, und auf einem Reichstage einen Diktator zu wählen. Hierauf ward unterm 15. Juni 1827 von dem Kaiser Nikolaus eine, aus acht Personen bestehende Kommission ernannt, die in Gemäßheit des von der ersten Kommission erstatteten Berichts über das Schicksal der Angeschuldigten entscheiden sollte.

Diese zweite Kommission aber bewies die Unschuld der Angeklagten und zeigte, daß die erste Untersuchung auf eine sehr partheiische und widerrechtliche Weise geführt worden war. Die Verhafteten wurden sämmtlich frei gesprochen. Einer von ihnen, der überführt war, die russische Verschwörung gekannt zu haben, ohne sie anzuzeigen, ward zu einer leichten Strafe verurtheilt. Der General Bielinski, Präsident der Untersuchungskommission, erstattete hierauf Bericht an den Kaiser Nikolaus, und suchte das milde Urtheil dadurch zu

rechtfertigen, daß der Kaiser Alexander selbst in offiziellen Schriften mehrmals den Wunsch geäußert habe, Polen unter einem Scepter vereinigt zu sehen.

Nicolaus, der das Urtheil viel zu gelinde fand, erlaubte jedoch die Eröffnung erst „aus Gnaden" nach sechs Monaten, und ertheilte den milden Richtern einen harten Verweis, womit aber der General Vincent Krasinski verschont ward, weil er dem Ausspruche der übrigen Kommissarien nicht beigepflichtet hatte.

Zu bemerken ist noch, daß während der ganzen Untersuchung kein Ball in Warschau statt fand; Alles war in Trauer, und Bielinski ward, nach gefälltem Urtheil, fast vergöttert. Als er bald nach dem, von dem Kaiser ihm ertheilten Verweise starb, folgte die ganze Stadt seiner Leiche.

Es war höchst ungerecht, daß der Kaiser Nikolaus, der in dieser Angelegenheit Partei war, die Eröffnung des Urtheils zu verschieben gebot, und den Richtern Verweise ertheilte, weil sie nach ihrer persönlichen Ueberzeugung gesprochen hatten. Wo Kabinetsjustiz waltet, da kann von wirklicher Gerechtigkeit nicht mehr die Rede seyn! Indessen war doch die Handlungsweise des Großfürsten Konstantin noch weit härter und empörender! Schwerlich hätte dieser ein Urtheil vollziehen lassen, wenn es ihm nicht strenge genug geschienen hätte!

Nicht bloß auf Männer und Jünglinge, selbst auf Kinder erstreckte sich das furchtbare Schreckensystem, welches der Cäsarowitsch Konstantin in Warschau einführte, um angebliche demagogische und revolutionäre Umtriebe zu unterdrücken! Ein Knabe in Wilna, der das Gymnasium besuchte, schrieb aus Leichtsinn die Worte an die Wand: „Es lebe die Konstitution von 1791." Einer der Lehrer bemerkte es, und lief, als ob das größte Unglück geschehen wäre, zu dem Rektor der Universität Twardowski, einem vernünftigen, menschenfreundlichen Mann, um dem die Anzeige von dem wichtigen Vorgange zu machen. Unglücklicher Weise

traf er den Rektor nicht zu Hause, und eilte daher sogleich zu dem Generalgouverneur Rimskoi-Korsakow. Dieser erstattete einen förmlichen Bericht an den Großfürsten Konstantin in Warschau; es ward eine peinliche Untersuchung gegen den Knaben eingeleitet; Verhaftungen folgten auf Verhaftungen, und die Klöster wurden mit Gefangenen, die größtentheils Kinder waren, angefüllt. In den entferntern Gouvernements wurden Jünglinge aus den Häusern ihrer Eltern gerissen und nach Wilna zum Verhör geschleppt, wo sie sehr hart behandelt wurden. Unter andern bekam ein achtjähriger Knabe aus dem wilnaschen Gouvernement 300 Ruthenhiebe, um von ihm das Geständniß zu erpressen, daß auch er ein Mitglied einer geheimen Gesellschaft sey *).

Wo so viel Unverstand, Bosheit und Grausamkeit den Scepter führen, da darf man nicht erstaunen, wenn auch das gutmüthigste, geduldigste Volk zu den Waffen greift und mit Gefahr seines Daseyns die unwürdigen Tyrannen verjagt, die es zu Boden drücken!

Die Furcht vor den demagogischen und revolutionären Umtrieben gränzte besonders zu Alexanders Zeiten in Polen und Rußland an das Lächerliche, und alle Maßregeln, die der große Weltbeglücker ergriff, um Verschwörungen und gewaltsame Ausbrüche zu hindern, waren gerade dazu geeignet, sie ins Leben zu rufen. Er begnügte sich nicht damit, die Freiheit der Presse, welche er den Polen so feierlich zugesichert hatte, zu vernichten; auch jede Art anderer geistiger Mittheilung sollte verbannt werden. Den Dienstboten ward untersagt, öfter als am Sonntage und an einem Wochentage zu einer bestimmten Stunde in die Kirche zu gehen; und auch die Bibel- und Missionsgesellschaften wurden verboten, weil sie zu bedenklichen Briefwechseln Veranlassung gäben. Kein ausländisches Buch, keine fremde Zeitung durfte eingeführt werden, ohne vorher einer strengen Censurbehörde übergeben

*) Polens Schicksale S. 152.

und von derselben nach Prokrustes Manier verstümmelt und bestutzt zu seyn. So werden noch jetzt in Rußland, und wurden vor der Revolution auch in Polen sehr häufig die kostbarsten wissenschaftlichen und andern Werke von dem abscheulichen Gezücht dummer und engherziger Censoren von Grund aus verdorben, und für denjenigen, der sie für sein schweres Geld sich anschaffen muß, durchaus unbrauchbar gemacht, damit ein unbeschränkter Selbstherrscher, welcher wähnt, sein hölzernes Gerüst, mit Sammt überzogen, stehe so wankend, daß ein einziges Zeitungsblatt und eine einzige freie Aeußerung es umstürzen könne, ohne Furcht und Zittern schlafen möge!

Wenigen Geschlechtern zu gefallen,
Soll die ganze Menschenwelt vergehen!

möchte man, Schiller parodirend, ausrufen! Und wenn jene Geschlechter nur noch immer die besten und weisesten wären! Aber leider —

Doch wir werfen noch einige Blicke auf die Regierung des Kaisers Alexander, um die großen und vielen Wohlthaten gehörig zu würdigen, die er den Polen erzeigt haben soll.

In den letzten Jahren seines Lebens that er alles Mögliche, um nicht allein in Rußland, sondern auch in Polen jede Art von freier, geistiger Entwickelung zu hemmen. Bloß um die Polen für sich zu gewinnen, hatte er 1815 den General Zajonczeck, denselben, der einst so tapfer für Polens Freiheit und Selbstständigkeit kämpfte, zu seinem Statthalter ernannt, obgleich der Cäsarowitsch Konstantin als Oberbefehlshaber des Kriegsheeres eigentlich sowohl die höchste bürgerliche, als die höchste militärische Gewalt übte. Zajonczek schien durch die Huld, welche der russische Selbstherrscher ihm bewies, ganz umgewandelt! Er war kein ächter, sein Vaterland und seine Landsleute liebender Pole mehr, sondern er zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er für das gnädige Lächeln eines mächtigen Erdengottes zu Allem fähig sey, und sich in alle

Lagen zu schmiegen und zu fügen wußte. Er war eines der treuesten Werkzeuge, deren Alexander sich bediente, um die Verfassung zu vernichten, und die polnische Nation unter einen unbeschränkt despotischen Scepter zu beugen; denn er gab zu allen Dekreten, wodurch die Verfassungsurkunde nach und nach vernichtet ward, seinen Namen her, damit der Kaiser nicht selbst zu unterzeichnen brauchte, und also wenigstens den Schein retten möchte, daß er, für seine erhabenste Person, die von ihm beschworene Konstitution nicht gebrochen habe. Alexander war nemlich sehr dafür besorgt, sich wenigstens den äußern Schein des Guten zu erhalten, und überließ die Schmach unrühmlicher Handlungen gerne Andern, wenn er nur den Vortheil davon zog.

Um die Polen durch scheinbare Wohlthaten und Blendwerke an sich zu ketten und zugleich das Lob der Fremden zu erndten, gab sich Kaiser Alexander zu Anfange seiner Regierung im Königreiche Polen auch das Ansehen, für die Lehr- und Unterrichtsanstalten nach Möglichkeit sorgen zu wollen; es versteht sich — mit polnischem Gelde! Es wurden in mehreren Städten Lyceen errichtet, die Landschulen wurden hin und wieder verbessert, bei dem Heere wurde der wechselseitige Unterricht eingeführt, und in Warschau wurde sogar noch in dem Jahre 1818 eine Universität mit fünf Fakultäten gegründet, deren Professoren den persönlichen Adel und nach zehnjähriger Anstellung den Erbadel erhielten. Hiedurch hatte Alexander, nach seiner Ansicht, für seinen Ruhm etwas Großes gewirkt; allein Alles war nur auf Ostentation, auf äußern Schein berechnet; die Nation selbst sollte wohl die Kosten zu den prunkenden Anstalten hergeben, aber keinen wesentlichen Nutzen davon ziehen. Der Universität ward alle freie wissenschaftliche Wirksamkeit durch die strenge Censur, welcher sogar die Schriften der Professoren unterworfen waren, und durch eine eben so strenge Polizei abgeschnitten; durch die Vernichtung der verfassungsmäßig und eidlich zugesicherten Preßfreiheit war bereits der höhere Geistesverkehr gehemmt,

und am 9. April 1822 ward auch durch eine kaiserliche Ukase allen jungen Polen verboten, ohne besondere Erlaubniß auf auswärtigen Universitäten zu studieren; die, welche sich im Auslande befanden, mußten in Jahresfrist zurückkehren. Durch diese Verfügung ward den Polen eines der wichtigsten Mittel zu Erwerbung nützlicher Kenntnisse geraubt; sie wurden auf die, mit ihrem Gelde gegründete Universität, deren Lehrer unter strenger Censur und Polizeiaufsicht standen, beschränkt, und mußten sich mit dem begnügen, was da war und wie es da war. Der Hauptzweck der Universität bestand mithin nicht darin, Wissenschaft und Aufklärung zu fördern, sondern Alexanders Absicht war eigentlich nur, die jungen Leute von dem Besuch ausländischer Universitäten zurück zu halten, weil er fürchtete, sie möchten dort revolutionäre Ideen einsaugen und in ihr Vaterland zurückbringen. Nebenher wollte der eitle Kaiser sich auch den Ruhm erwerben, ein eifriger Beförderer der Wissenschaften zu seyn, und den Polen durch die Errichtung der Universität eine außerordentliche Wohlthat erzeigt zu haben.

Gerade so, wie Kaiser Alexander, handelte einst Jerobeam, der Sohn Nebats, der Israel sündigen machte, indem er den Israeliten goldene Kälber aufstellte, und zu ihnen sprach: Siehe, Israel, das sind deine Götter, die dich aus Egyptenland geführt haben. Denn Jerobeam fürchtete gleichfalls, die Israeliten möchten, wenn sie nach Jerusalem gingen und den Jehovah anbeteten, demagogische Grundsätze einsaugen und von ihm abfallen. Ich will freilich nicht behaupten, daß die Professoren in Warschau goldene Kälber waren, allein ich glaube, daß es eines der heiligsten Rechte des Menschen ist, diejenigen Kenntnisse, die er zu seinem Lebenszweck bedarf, dort erwerben zu dürfen, wo er glaubt, sie am reinsten und besten finden zu können, und ich halte den Universitätenzwang für eine eben so große Tyrannei und Verletzung der Menschenrechte, wie den Glaubenszwang.

Der Cäsarowitsch Konstantin gieng noch weiter! Er

ließ alle Päſſe zu ausländiſchen Reiſen für ungültig erklären, und ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß ſollte Niemand außerhalb Landes reiſen dürfen. Durch dieſe Verfügung wurde den konſtitutionellen Polen, denen die perſönliche Freiheit in der, von dem Kaiſer feierlich beſchwornen Verfaſſungsurkunde zugeſichert war, ihr eigenes Vaterland zu einem Gefängniſſe gemacht. Sie wurden dadurch außer Stand geſetzt, ihre Angelegenheiten im Auslande zu beſorgen, ihre dort wohnenden Freunde und Verwandte zu beſuchen, und zugleich ward ihnen ein ſehr wichtiges Mittel, zur Erwerbung und Erweiterung ihrer Kenntniſſe, wodurch ſie ſich und ihrem Vaterlande nützlich werden konnten, auf eine wahrhaft empörende Weiſe von einem rohen Fremden entriſſen, dem man nicht die mindeſte Achtung beweiſen würde, wenn er nicht im Purpur geboren wäre.

Alexander hatte zwar Anfangs zum Scheine die Verbeſſerung und Errichtung der Stadt- und Landſchulen befördert; da er aber fürchtete, daß mittelſt des öffentlichen Unterrichts zu viel Licht und Aufklärung in Polen eindringen möchte, ſo wurden die Lehrer und Schüler (1821) einer ſtrengen militäriſchen Zucht unterworfen, und gezwungen, ſich nach ſechs verſchiedenen Rangordnungen in Uniformen zu kleiden. Außerdem ward die Oberaufſicht über den öffentlichen Unterricht dem Grafen Stanislaus Grabowski, einem natürlichen Sohn des letzten Königs von Polen und einem eifrigen Anhänger und Freunde der Jeſuiten, übertragen. Dieſer ſchaffte alle frühern Verbeſſerungen, die in den Stadt- und Landſchulen gemacht waren, ab, hob die beim Kriegsheere eingeführten Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts auf, und gab ſich die möglichſte Mühe, alle Lyceen, Stadt- und Dorfſchulen in ſklaviſche Verkrüppelungsanſtalten des menſchlichen Geiſtes umzuwandeln. So nahm Alexander immer mit der einen Hand den Polen doppelt, was er mit der andern einfach zu geben ſchien; ich ſage ſchien, denn Alles, was er ſcheinbar gab, war bloß auf Oſtentation berechnet, und

mußte mit polniſchem Gelde doppelt und dreifach bezahlt werden.

Wie es in Hinſicht der Univerſität und der übrigen Lehranſtalten gieng, ſo gieng es auch mit den andern angeblichen Verbeſſerungen, die von dem Kaiſer Alexander in Polen gemacht wurden. Nichts von Allem kam der Nation auf eine wohlthätige Weiſe zu Statten, denn ſelbſt der geringe Nutzen, den Dieſes oder Jenes vielleicht hätte gewähren können, ward durch drückende Gegenanſtalten erſtickt und verkümmert, und die arme Nation hatte von allen ſo hochgeprieſenen Wohlthaten nichts weiter, als daß ſie unerſchwingliche Summen dazu aufbringen mußte, und daß etwa einige hundert Arbeiter Beſchäftigung dabei fanden. Was geſchah, das geſchah für den Ruhm des Kaiſers; für das Beſte und den Wohlſtand des Volkes geſchah nichts!

Man ſagt: der Kaiſer Alexander habe zur Beförderung des Handels und der Gewerbe Kanäle und Landſtraßen anlegen, Brücken bauen, beſſere Poſteinrichtungen einführen laſſen; aber was hilft dies Alles einem Lande, wo Handel und Gewerbe durch die drückendſten Auflagen gelähmt ſind, wo die ergiebigſten Nahrungszweige als Kronmonopole an wenige Einzelne verpachtet werden, wo das Volk fünfmal mehr für jene ſogenannten Wohlthaten bezahlen muß, als wofür es dieſelben ſich ſelbſt hätte verſchaffen können? Was nützt mir der Rock, den mir Jemand ſchenkt, und der kaum 20 Thaler werth iſt, wenn ich 100 dafür zahlen muß, und wenn man mir überdies jedes Mittel nimmt, ihn benutzen zu können? Alle jene Verbeſſerungen, die der Kaiſer Alexander in Polen traf, hätte die Nation ſich mit weit geringern Koſten ſelbſt verſchaffen können. Eine Regierung, die einem Volke mehr koſtet, als ſie ihm nützt, iſt wahrlich nicht wünſchenswerth, und ſelbſt eine ſolche Verwaltung, die keine größern Vortheile gewährt, als die Koſten ihres Unterhalts betragen, kann füglich entbehrt werden.

Ohne auf den traurigen Zuſtand des, durch den Krieg

im höchsten Grade ausgesogenen Landes die mindeste Rücksicht zu nehmen, hatte Alexander einen Hofstaat bestellt, der zur Noth einem indischen Großmogul genügt hätte. Es gab einen Kronhofmarschall, einen Krongroßjägermeister, einen Krongroßstallmeister, eine beträchtliche Anzahl von Kammerherren und Kammerjunkern, und dann noch eine Menge von niedern Hofschranzen, welche sämmtlich auf Kosten der, bis auf's Aeußerste erschöpften Nation sollten gemästet werden; ein Beweis, daß Alexanders Weisheit so ziemlich mit der Weisheit des weisen Salomo zusammentraf, der auch so viele Weiber, Kebsweiber, Hofleute, Beamte, Schreiber, Pferde u. s. w. hielt, daß das ganze Land Israel nicht im Stande war, Alle zu füttern, weshalb es denn auch unter seinem Nachfolger Rehabeam im Lande Kanaan gerade so gieng, wie unter dem Kaiser Nikolaus in Polen.

Noch drückender als der Hofstaat war das verhältnißmäßig ungeheuer große stehende Kriegsheer, das in Friedenszeiten auf 50,000 Mann bestimmt war, und in Kriegszeiten verdoppelt werden sollte. Das polnische Heer war mithin unter Alexander auf dem Friedensfuß weit größer, als zu Napoleons Zeit während des Kriegs von 1812, denn damals hatte das Herzogthum Warschau 60,000 Mann Infanterie und etwas über 25,000 Mann Kavallerie, und nachher, unter russischer Herrschaft, sollte der Theil des Herzogthums Warschau, den man jetzt Königreich Polen nennt, nach Abgang des Großherzogthums Posen, des Freistaats Krakau und der an Oesterreich gekommenen Distrikte, in Friedenszeiten allein 50,000 Mann stehender Truppen halten, oder doch wenigstens zum Unterhalt einer solchen Heeresmacht das nöthige Geld aufbringen, und in Kriegszeiten sollte dies Heer verdoppelt werden. Rußlands militärischer Druck war mithin während des Friedens weit stärker, als der Druck Napoleons während des Krieges. Daß das sogenannte Königreich Polen jetzt eine weit größere Heeresmacht stellt, als 50,000 Mann, ist natürlich! Die Polen kämpfen im gegen-

wärtigen Augenblick den Kampf der Verzweiflung für Freiheit und Vaterland; im Jahr 1816 war aber ja von gar keinem Kriege, sondern von einem ewigen Frieden die Rede, wozu denn eine so große Armee für das Königreich Polen? Der Stifter des heiligen Bundes hatte wahrscheinlich kein großes Vertrauen zu dem ewigen Frieden, den er angeblich bezweckte, oder es war ihm auch kein wirklicher Ernst damit, sonst hätte er schwerlich von den Bewohnern des Königreichs Polen verlangt, daß sie in Friedenszeiten ein größeres Kriegsheer auf den Beinen halten sollten, als jenes war, das sie, als Angehörige des Herzogthums Warschau, mit großer Anstrengung im Kriege aufbringen mußten! Die Milizen waren freilich bestimmt, das stehende Heer im Nothfall zu verstärken, allein sie wurden weislich gar nicht organisirt, weil man fürchtete, dadurch die Kraft der Nation zu entwickeln, und weil man besorgen mußte, daß diese Gesammtkraft des Volks sich eher gegen die russischen Bedrücker selbst, als gegen deren Feinde wenden würde. Darum hätte Kaiser Alexander gewiß sehr gerne das konstitutionelle Königreich Polen seinem Kaiserreiche als Provinz einverleibt, denn alsdann konnte nicht allein das stehende Heer von 50,000 Mann Polen in die innern Provinzen des russischen Reichs verlegt, oder mit der ungeheuern Masse der russischen Kriegsmacht verschmolzen werden, sondern man konnte dann auch in Polen die russischen Konskriptionsgesetze nach ihrer ganzen Strenge in Anwendung bringen, und durch starke Aushebung von Truppen, die man nachher nur unter die Nationalrussen zu stecken brauchte, die Polen in so hohem Grade schwächen, daß von ihrem Nationalgeist oder von der sogenannten „unsinnigen polnischen Nationalität“ *) nichts weiter zu

*) Thomas Zan, ein polnischer Student zu Wilna, hatte dort eine Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften und der polnischen Nationalität gestiftet, die eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern zählte, welche durch Geist, Kenntniß und Vater-

fürchten war. Verminderung sowohl der moralischen, als der physischen Kräfte Polens, war von jeher das Ziel, wornach die Selbstherrscher Rußlands strebten, weil es ihnen nur hiedurch möglich schien, die mächtige, kraftvolle polnische Nation unter ihr despotisches Joch zu beugen und darunter zu erhalten. Daher möchte auch Alexander sich schwerlich entschlossen haben, alle polnischen Provinzen anzunehmen, wenn man es ihm zur Pflicht hätte machen wollen, sie nebst den schon mit Rußland vereinigten Ländern als einen abgesonderten, konstitutionellen und selbstständigen Staat zu regieren; denn obgleich es ausdrückliche Bedingung der Wiener Kongreßakte war, daß jede der drei Mächte den sämmtlichen, unter ihnen wohnenden Polen eine gleichmäßige repräsentative Verfassung geben sollte, so hat doch Alexander nie ernsten Willen bezigt, die Konstitution des jetzigen sogenannten Königreichs Polen auf die in frühern Zeiten an Rußland gekommenen polnischen Provinzen auszudehnen. Er sah wohl ein, daß ein großer, konstitutioneller, an Rußland gränzender Staat, auch wenn derselbe unter seinem Scepter stand, seiner unbeschränkten Selbstherrschaft in dem letztern Reiche höchst gefährlich werden könnte, und nicht so leicht, wie ein kleiner, sich seine Verfassung würde entreißen lassen. Bei einem kleinen konstitutionellen Staat war dies letztere hingegen weit leichter, und dann blieb ihm ja immer die Möglichkeit, auch die übrigen, seinen Nachbaren unterworfenen polnischen Landes-

---

landsliebe dem Zweck ihrer Vereinigung vollkommen entsprachen. Das Daseyn dieser Gesellschaft wurde aber denuncirt; sie ward aufgelöst, und der königliche Kommissär Nowosilzoff, der mit Konstantin die unumschränkteste Gewalt übte, begab sich nach Wilna, um selbst die Untersuchung gegen die Mitglieder der Gesellschaft zu leiten. Jan dachte zwar so edel, die ganze Schuld auf sich zu nehmen, und ward nach Orenburg verwiesen; viele andere Studierende wurden jedoch nach Siberien geschickt oder als gemeine Soldaten unter russische Regimenter gesteckt, „weil sie," wie es in dem kaiserlichen Befehl hieß, „versucht hatten, in den eroberten Ländern die „unsinnige polnische Nationalität" zu verbreiten." Herbelot le Royaume de Pologne. Par. 1830. p. 17.

theile unter seine absolute Botmäßigkeit zu bringen, welches dem an schrankenlose Willkühr gewöhnten Selbstherrscher weit angenehmer seyn mußte, als wenn er mit beschränkter Macht über ein Königreich von 15 bis 16 Millionen hätte regieren können.

Nach dem 87sten Artikel der Verfassungsurkunde sollte zwar der Reichstag alle zwei Jahre zusammen berufen werden; Kaiser Alexander wartete aber vom Jahr 1820 bis zum Jahr 1825, ehe er einen Reichstag ausschrieb, und bevor er denselben eröffnete, fügte er eigenmächtig jener Urkunde einen Zusatzartikel bei, der als integrirender Theil der Konstitution gelten sollte, und wodurch er den 95sten Artikel derselben, zufolge dessen die Kammern ihre Sitzungen und Berathschlagungen öffentlich hielten, gänzlich aufhob. Dies von Zaskoefelo aus unterm 15. Februar 1825 erlassene Dekret ist übrigens das einzige konstitutionswidrige, welches der Kaiser selbst unterschrieben hat; denn alle übrigen wurden von dem königlichen Statthalter Zajonczek unterzeichnet. Alexander fühlte sehr gut, daß dies Dekret, wodurch er die ganze Konstitution vernichtete, im höchsten Grade ungerecht war, und er machte sich deßhalb selbst Vorwürfe darüber; allein Zajonczek beruhigte ihn durch die Versicherung: „das Dekret sey ein Werk kaiserlicher Sorgfalt für das Wohl Polens und für die Befestigung der Charte*)." So ward Zajonczek, der in früherer Zeit so rühmlich und muthvoll für sein Vaterland gefochten hatte, aus Schmeichelei, aus Ehrgeiz und Gewinnsucht Verräther an eben diesem, einst von ihm so heiß geliebten Vaterlande! Der Staatsrath oder königliche Kommissär Nowosiltzoff, ein erbitterter Feind aller Polen, der in Warschau Repnin's Rolle spielte, und mit dem Großfürsten Konstantin jede Art der schändlichsten Bedrückungen verübte, war übrigens vielleicht der Hauptanstifter dieses unwürdigen Dekrets, wodurch Alexander

*) Herbelot l. c. p. 18.

noch kurz vor seinem Ende sein Andenken entehrte. Zur Beschönigung der gewaltsamen und willkührlichen Maßregel ward jedoch russischer Seits angeführt, daß die Regierung sich dadurch der Nothwendigkeit überheben wollte, auf die Wahl der Volksvertreter einzuwirken (pour ne pas influencer les élections). Aber ist nicht jede Einwirkung der Regierung auf die Wahlen der Volksvertreter im höchsten Grade widerrechtlich? Wenn eine Repräsentativ-Verfassung nicht bloßes Gaukelwerk, nicht lauter Lug und Trug seyn soll, wie dies die polnische Verfassung war, deren treulose Verletzungen jetzt der russischen Dynastie eine Königskrone, und wahrscheinlich noch weit mehrere Opfer kosten werden, so muß die Nation die, durch keinen fremden Einfluß beschränkte, Freiheit haben, unter den zur Volksvertretung gesetzlich befähigten Männern diejenigen wählen zu können, zu denen sie das meiste Vertrauen hegt. Eine Regierung, die durch Bestechungen, Drohungen und dergleichen Mittel dem Volke diese Freiheit entreißt, stellt sich selbst auf eine sehr unwürdige Weise an den Pranger. Uebrigens erlaubte man sich hinsichtlich der Wahlen in Polen Handlungen, die ärger waren, als Alles, was man von der Art jemals in andern Ländern gesehen hat. Die Unterpräfekten und diejenigen Beamten, unter deren Aufsicht die Wahlen der Volksvertreter geschahen, wurden ihrer Stellen entlassen, wenn sie sich nicht der Wahl von Abgeordneten widersetzt hatten, die für liberal galten. Gegen Männer vom besten Ruf und den ausgezeichnetsten Fähigkeiten suchte man längst verjährte, polizeiliche Prozesse hervor, indem sie als angeblich Angeklagte nicht zu Abgeordneten gewählt werden konnten; ja, die Regierung ging in ihren nichtswürdigen Ränken so weit, daß sie ihre Schergen und Spione als falsche Zeugen aufstellte, durch welche sie diejenigen, die sie vom Reichstage ausschließen wollte, irgend eines Verbrechens anklagen ließ, weil sie dann als Angeklagte nicht zu Abgeordneten gewählt werden konnten. Außerdem schob man so viele Beamte und andere, von der Krone abhängige

Männer unter die Volksvertreter ein, daß die angebliche Repräsentation nichts weiter als ein elendes, trügerisches Gaukelspiel blieb. Das Volk ward gerade auf dieselbe Weise repräsentirt, wie der Teufel in den Kontroverspredigten, wo ein Kapuziner immer die Stelle des armen Teufels vertritt, der dann jedes Mal, auch bei der gerechtesten Sache, seinen Prozeß verlieren muß.

Jener Zusatzartikel sollte übrigens auf dem letzten Reichstage, den Alexander hielt, nicht die einzige Verletzung der Konstitution seyn; es sollte noch eine andere erfolgen, die fast eben so empörend war. Im Jahr 1821 war nemlich ein polnischer Offizier, Namens Radonski, der durch Kalisch reiste, verhaftet worden, weil er, wie man behauptete, ein Revolutionär und Carbonaro seyn sollte. Jedermann ward durch diese Handlung, die mit dem alten polnischen Rechtsgrundsatze: „Neminem captivari permittemus nisi jure victum," (wir erlauben nicht, daß Jemand verhaftet werde, wofern er nicht rechtlich überwiesen ist), und mit den Artikeln 18, 19, 20, 21 und 22 im geradesten Widerspruch stand, auf das Aeußerste empört, zumal da, wie nachmals sich zeigte, der Verhaftung ein Irrthum oder eine Namenverwechslung zum Grunde lag. Viele Menschen erklärten sich sehr laut und heftig über diese Verletzung der von dem Kaiser beschwornen Konstitution, und besonders verwandte sich der Landbote Niemoiowski von Kalisch sehr eifrig für den Verhafteten, und zeigte dem Vicekönige oder Namiestnik Zajonczek brieflich an, daß er wegen dieser Angelegenheit bei dem nächsten Reichstage Beschwerde führen würde. Zajonczek suchte ihn durch Drohungen zu beschwichtigen, allein Niemoiowski beharrte bei seinen Forderungen, und Zajonczek legte den Brief dem Kaiser vor. Niemoiowski ward hierauf aus Kalisch verwiesen. Dies war wieder eine Verletzung der Verfassungsurkunde, da nach dem 23. Artikel Keiner anders als nach den bestehenden Gesetzen, und nur

zufolge eines richterlichen Urtheils von der gesetzmäßigen Behörde bestraft werden sollte.

Als Alexander den Reichstag von 1825 ausgeschrieben hatte, erschien auch Niemoiowski in seiner Eigenschaft als Landbote von Kalisch am 12. Mai. Er ward aber sogleich, auf Befehl des Kaisers, als Aufrührer von Gensd'armen verhaftet, gefesselt und auf seine Güter gebracht, wo er in Verhaft gehalten ward, weil er zu stolz war, als daß er den Selbstherrscher um Gnade hätte bitten sollen *). Die Gefangennehmung und Behandlung Niemoiowski's war nun gar die ärgste Verletzung der Konstitution, zufolge welcher keine Senatoren, Landboten und Abgeordnete während eines Reichstages verhaftet werden sollen. Doch was kümmert sich ein russischer Autokrat um alle Konstitutionen der Welt, und wenn er sie auch noch so heilig beschworen hat? Warum sollte Er, der andere Könige von ihren Eiden entbinden konnte, sich nicht von seinen eigenen lossagen dürfen?

Bei Eröffnung des Reichstages hielt Alexander am 13. Mai eine ziemlich lange und breite Rede, in welcher er besonders viel von seinen Lieblingsgegenständen, von den demagogischen Umtrieben, von der revolutionären Stimmung der Völker, von seinen eifrigen Bemühungen, die gesellschaftliche Ruhe und Ordnung in Europa aufrecht zu erhalten und den Geist des Bösen zu ersticken, mit großer Ruhmredigkeit zu erzählen wußte. Zuletzt schloß er mit der Aeußerung: „daß er alle Verbesserungen, die man vorschlagen würde, gerne annehmen, allein jede Forderung zurückweisen wolle, die dem Heil der Nation nachtheilig seyn könnte."

Der Reichstag ward bereits am 13. Junius geschlossen, und Alles war überaus still und friedlich abgelaufen, denn Keiner von den Mitgliedern hatte irgend einen Widerspruch

*) Herbelot le Royaume de Pologne depuis 1815. Par. 1830. p. 19.

gegen den Willen des Selbstherrschers gewagt, indem Alle durch das, was früher geschehen war, so wie zuletzt noch durch das Schicksal des Landboten Niemoiowski hinlänglich gewarnt und benachrichtigt waren, was sie von der despotischen Willkühr des hochgepriesenen Alexander zu erwarten hatten.

Durch die Aufhebung der Oeffentlichkeit der Reichstagssitzungen und Berathungen hatte er der, so oft und so treulos verletzten Verfassung den letzten Todesstoß versetzt, aber nicht lange sollte der Meister sein Werk überleben. Er sank bekanntlich im December 1825, unbedauert und unbetrauert von Europa's Völkern, in seine Kaisergruft. Eben so unbedauert, und von allen seinen ehemaligen edlern Freunden verlassen, folgte ihm sein treuer Sklave und Gehülfe Zajonczek am 28. Julius 1826. Er hatte einst muthvoll für Polens Freiheit und Selbstständigkeit gefochten, aber auch eben so kräftig dazu beigetragen, die seinem Vaterlande von dem russischen Selbstherrscher gegebene und beschworne Verfassung vernichten zu helfen. Ihm, dem Großfürsten Konstantin und Nowosiltzoff fällt wohl das meiste Unrecht zur Last, was unter Alexanders Regierung in Polen verübt wurde! Wo wäre aber nun ein Volk in Europa, wo eines in andern Welttheilen, das dem Kaiser Alexander eine Thräne weinen und sein Andenken segnen könnte? Etwa die Griechen, die er zuerst gegen ihre Würger verhetzte, nachher als Empörer verdammte und dem gräßlichsten Elende Preis gab? Oder die Italiener, die er wieder in das schändliche Sklavenjoch geistlicher und weltlicher Zwingherrschaft schmieden half, und zu ewiger Knechtschaft verurtheilte? Oder die Spanier, deren Verfassung er feierlichst anerkannte, mit denen er sogar 1815 ein Bündniß schloß, und die er dennoch zehn Jahr später durch die Franzosen mit Krieg überziehen ließ, um sie auf's Neue der unbeschränkten Willkühr eines blutdürstigen Tyrannen zu unterwerfen? Die Portugiesen vielleicht, weil er nahe daran war, das abscheulichste Ungeheuer, das jemals

von der Hölle auf die Erde geschleudert ward, als rechtmäßigen König und — als seines Gleichen anzuerkennen? Die Franzosen, denen er gewaltsam eine Dynastie aufdrang, die eben so unfähig, als unwürdig zu regieren, über ihr herrliches Land nichts als Unglück verbreitete? Die Deutschen, denen er durch seine autokratischen Grillen und Einflüsterungen die freisinnigen Institutionen und Verfassungen entriß, die ihre Fürsten ihnen theils gegeben, theils auf das Feierlichste verheißen hatten? Die Schweden, denen er auf eine wahrhaft unwürdige Art das Großfürstenthum Finnland raubte, das schon Jahrhunderte lang zu ihrem Reiche gehört, und auf welches er nicht die entferntesten Ansprüche hatte? Die Dänen, welche ein ganzes Königreich abtreten mußten, damit er, der Selbstherrscher aller Reussen, der Stifter des heiligen Bundes, die ungerechte Beute, nemlich Finnland, behalten könnte? Die Südamerikaner, weil er russische Schiffe nach Kadix sandte, um ein spanisches Heer über den Ocean zu bringen, welches sie wieder in die eisernen, blutigen Ketten eines der schändlichsten, meineidigsten und undankbarsten Tyrannen schmieden sollte? Oder endlich vielleicht die Polen, die er einige Jahre mit einer freisinnigen Verfassung äffte, welche er nachher unredlich und treulos von Anfang bis zu Ende brach und vernichtete? Gewiß kein einziges von allen diesen Völkern hat Ursache, eine Thräne an seinem Grabe zu weinen! Angstvoll und finster vergiengen seine letzten Tage! Die Schreckgespenster von Verschwörungen, von Thronumwälzungen, von demagogischen Umtrieben, von Ermordungen, verfolgten und marterten ihn. Das Gefühl eines gänzlich verfehlten Lebens, aber nicht das klare Bewußtseyn desselben, brach ihm das Herz! Wahrlich, Alexander war zu etwas Höherm, zu etwas Edlerm geboren, als was er, irregeleitet durch den Rath verworfener Bösewichter, werden mußte! Sie und nicht ihn wird der Fluch der Völker treffen. Sie benutzten die Schwäche seines Charakters, seine natürliche Gutmüthigkeit, seine lebhafte, stets regsame Phantasie, seine

Neigung zur religiösen und politischen Schwärmerei, seinen Hang zu unbeschränkter Herrschaft, um ihn, und durch ihn Millionen unglücklich zu machen! So werden oft die besten Fürsten verderbt und müssen eine Geißel der Nationen werden, da sie die größten und edelsten Wohlthäter derselben hätten seyn können.

Wäre der Kaiser Alexander 1813 oder 1814 auf einem Schlachtfelde geblieben, so würde er die Liebe und Achtung aller Nationen Europa's mit in sein Grab genommen haben; aber er hat für seinen Ruhm und für die Menschheit zu lange gelebt. Durch die unselige Neigung, sein ungeheures Reich zu erweitern und die Suprematie von ganz Europa oder gar von dem ganzen Weltkreis an sich zu reißen, durch religiöse und politische Hirngespinnste und durch schlechte Rathgeber ließ er sich von einem Mißgriff zum andern verführen. Gewiß würde Polen jetzt nicht mit Leichen und Aschenhaufen bedeckt werden, wenn er mehr auf die Beglückung seiner Völker, als auf Gründung, Befestigung und Ausdehnung seiner schrankenlosen Herrschaft gedacht hätte! Er würde dann seinem Bruder Michael die polnische Krone mit allen russisch-polnischen Provinzen überlassen haben, und Rußland hätte an den Polen treue, kraftvolle Bundesgenossen gewonnen, da es jetzt ewige und unversöhnliche Feinde an ihnen haben wird.

Eine der größten Wohlthaten, die der Kaiser Alexander den Russen erzeigte, war unstreitig die Ausschließung des Großfürsten Konstantin vom russischen Thron, und eins der größten Uebel, die er den Polen zufügte, war die Ernennung Konstantin's zum Oberbefehlshaber des polnischen Heeres!

Durch die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus im December 1825 ward das Schicksal der unglücklichen Polen auf keine Weise gebessert. Obgleich er ein natürlich wohlwollender und menschenfreundlicher Fürst seyn soll, so huldigt er doch denselben streng despotischen Grundsätzen, zu denen sich sein Bruder Alexander bekannte, und hiezu gesellte sich

noch der Umstand, daß er in dem Augenblick, wo er die Regierung antrat, sich und seine ganze Familie von einer in Rußland weit verzweigten Verschwörung bedroht sah, und daß sogar diese Verschwornen mit dem Tempelherrenbunde und dem vaterländischen Vereine in Polen in Beziehung gestanden haben sollten. Daher ward der Aufstand in Petersburg das Signal zur Verhaftung und Verfolgung der angesehensten Männer des Senats, der Deputirtenkammer, der Armee und des Bürgerstandes in Polen. Die Gefängnisse der Hauptstadt waren bald überfüllt; täglich empfingen neue Gebäude Tausende von Opfern aus allen Theilen des Königreichs, und aus fremden Ländern wurden sie sogar dahin zusammengeschleppt. Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert, wurden in die Heimath der Freiheit verpflanzt, und die Schaaren von Unglücklichen konnten nur durch Selbstmord und Tod gelichtet werden *). Das, was in Petersburg geschehen war, schien dem Kaiser Nikolaus jede Maßregel der Strenge in Polen zur angeblichen Unterdrückung der unzufriedenen Stimmung oder „des bösen Geistes der Völker," wie Alexander sich auszudrücken pflegte, zu rechtfertigen; denn was bei seinem Bruder Alexander nur eine trübselige Vermuthung gewesen war, das war bei ihm durch Thatsachen zur Ueberzeugung geworden, und er ließ daher den Cäsarowitsch Konstantin in Warschau noch fast unumschränkter schalten und walten, als dies zu Alexanders Zeiten der Fall gewesen war. Hätte jene unglückliche Verschwörung in Rußland nicht statt gefunden, so möchte der Kaiser Nikolaus vielleicht den Klagen der Polen sein Ohr geöffnet und ihren Beschwerden abgeholfen haben; allein nun hielt er es zu seiner Sicherheit nothwendig, auf dem unseligen Wege, den Alexander und Konstantin eingeschlagen hatten, fortzuschreiten! Er bedachte nicht, daß eine muth-

*) Man sehe das polnische Manifest der beiden Reichskammern in der allgemeinen Zeitung Nr. 22. Jahrgang 1831.

volle, stolze und kräftige Nation, die ihre Rechte und ihre Würde kennt, wohl durch Gewaltthätigkeiten zu den größten Wagnissen aufgereizt, aber nimmermehr eingeschüchtert werden kann.

Der Kaiser Nikolaus hat den Geist der Zeit, in welcher er lebt, vielleicht eben so unrichtig aufgefaßt, wie sein Bruder Alexander. Die Polen sind nicht mehr das, was sie vor einem Jahrhundert waren, und was noch jetzt der größte Theil der Russen ist. Sie sind durch eine harte Schule von Prüfungen gegangen, und auch in den untern Volksklassen hat sich eine Ideenmasse entwickelt, die dem unbeschränkten Despotismus durchaus abhold ist. Durch die große Anzahl von Polen aus allen Ständen, die unter den französischen Fahnen gefochten haben, sind alle die freien Ansichten, die der französischen Revolution zum Grunde lagen, nach Polen verpflanzt und dort einheimisch geworden; diese Grundsätze und Ansichten lassen sich nicht mit Feuer und Schwerdt aus den Köpfen beingen, oder man müßte alle Köpfe herunterschlagen.

Der größte Mißgriff, den die beiden Kaiser Alexander und Nikolaus machten, war die ungemessene Gewalt, die sie ihrem Bruder Konstantin, wie ihren übrigen Stellvertretern in Polen zugestanden. Man hatte den Großfürsten Konstantin wegen seiner rohen Gemüthsart unfähig gehalten, in Rußland über eine an Sklaverei gewöhnte Nation den Scepter zu führen, und doch konnte man glauben, daß er im Stande seyn würde, die freiheitliebenden Polen mit dem, ihnen so verhaßten, russischen Joch auszusöhnen. Man wähnte, die russische Knute sey der Zauberstab der Circe; es sey genug, eine civilisirte Nation in den Staub zu treten, um sie in Sklaven zu verwandeln, und hiezu schien Niemand geschickter als Konstantin. Die Brutalität dieses Großfürsten wäre fähig gewesen, selbst eine Horde von Kalmücken zu empören, wie vielmehr ein stolzes und hochgebildetes Volk, wie die Polen. Nur einige Charakterzüge und Handlungen

des Cäsarowitsch Konstantin muß ich anführen, um mein Urtheil zu belegen.

Durch die entehrendsten Strafen, durch öffentliche Beschimpfungen und sogar durch körperliche Mißhandlungen, die er sich als Oberbefehlshaber der polnischen Armee selbst gegen vornehme Offiziere aus den angesehensten polnischen Familien, und sogar gegen diejenigen erlaubte, die einst mit der größten Auszeichnung bei dem französischen Heere gedient hatten und einer solchen Behandlung nicht gewohnt waren, reizte er alle Gemüther gegen sich auf. Viele Offiziere, deren Ehrgefühl zu tief verletzt war, setzten ihrem Leben selbst ein Ziel, weil ein mit Schmach belastetes Daseyn keinen Werth mehr für sie hatte. Unter allen Tyrannen der neuern Zeit gehört Konstantin zu den unwürdigsten. In dem Zustande sinnloser Betrunkenheit wußte er selten, was er that, und wenn er nachher bei zurückkehrender Besonnenheit auch wirklich hin und wieder fühlte oder einsah, daß er gefehlt hatte, so war es zu spät, den Fehler gut zu machen *). Auch bereuete er gewiß nie das Unrecht, was er gethan, deßhalb, weil es Unrecht war, sondern weil er fürchtete, es möchten nachtheilige Folgen für ihn daraus entspringen. Die Klagen über sein Verfahren haben laut genug wiedergehallt von den Ufern der Weichsel bis zu denen der Newa; warum sind sie nicht gehört worden? Warum verbietet man in Rußland so strenge das Einbringen jeder auswärtigen Zeitung und Zeitschrift? Weil man die Stimme der Menschheit nicht vernehmen will; weil man die Völker für Ställe voll Lastvieh, für Thiergärten voll Wildpret, für Teiche voll Fische hält, mit denen die Selbstherrscher das göttliche Recht haben, zu schalten und

*) M. s. May Petersbourg et la Russie. Par. 1830. 2 Vol. Polens Schicksale seit 1765. Paris 1831. Das Ausland vom Januar und März 1831. Den französischen Courier vom Jahr. 1831. Das angeführte Manifest der Reichskammern in der Allgemeinen Zeitung u. s. w.

zu walten wie es ihnen beliebt! Manche Gewalthaber bedenken nicht, daß es eine Geschichte giebt, die eine strenge Richterin und Rächerin ist, und Jeden mit Flammenschrift vor der Nachwelt bezeichnet, der die heiligsten und unveräußerlichsten Rechte der Menschen mit Füßen tritt. Sie bedenken nicht, daß es einen ewigen Richter giebt, der hoch über ihnen waltet, und der einst von ihnen strenge Rechenschaft fordern wird, wenn sie auch hienieden sich über alle Verantwortlichkeit wegen ihrer Unthaten erhaben glauben. Einige von ihnen stehen noch immer in dem thörichten Wahn, daß die Worte, welche Gott, nach der mosaischen Mythe, zu Adam im Paradiese sprach: Herrsche über sie, nicht zu Adam in Beziehung auf die Thiere, sondern zu den Königen in Beziehung auf die Völker gesagt sind, und daß diese mythischen Worte, die der Schöpfer im Paradiese gesprochen haben soll, ihnen das göttliche Recht ertheilen, mit den Menschen wie mit leblosen Stoffen oder mit unvernünftigen Thieren zu verfahren. Das ist ein Unglück für jene Selbstherrscher sowohl, wie für die Nationen, die das traurige Loos haben, unter ihrer eisernen Geißel zu stehen.

Einst kam der Großfürst Konstantin ganz unvermuthet, von seinem Adjudanten begleitet, zu einem Wachposten, der sogleich in's Gewehr trat. „Wo ist der Offizier?" fragte er. In demselben Augenblick eilte der Offizier schon mit einem Bogen Papier herbei. „Warum sind Sie nicht auf Ihrem Posten?" „Kaiserliche Hoheit, ich war in einem Kaufmannsladen, um Papier zu meinem Rapport zu holen". „Was? will Er noch widersprechen? Gebt ihm gleich die Knute!" „Ich bin von Adel, kaiserliche Hoheit, man kann mir nicht die Knute geben!" „Das soll sich finden!" Hierauf ward der junge Mann, der kurz vorher von der Universität zurückgekehrt war, sich ausgezeichnete Kenntnisse erworben und sich immer durch ein sehr anständiges und sittliches Betragen ausgezeichnet hatte, entkleidet und furchtbar mit der Knute gegeißelt. Sich sträubend sank er endlich kraftlos zu

Boden. „Das macht nichts, ruft der Cäsarowitsch; er ist nur verzärtelt; haut besser!“ Das Volk versammelt sich bei diesem empörenden Auftritt, man murrt, und die immer wachsende Menge drohet Gefahr. Der Adjudant flüstert dem Großfürsten einige warnende Worte in's Ohr, und hierauf sprengen Beide in vollem Galopp davon nach dem Belvedere, dem damaligen Palast des Cäsarowitsch in Warschau. Jetzt kehrt ihm ein Strahl von vernünftiger Ueberlegung zurück; er sieht ein, daß er sich übereilt hat, und schickt seinen Kammerdiener ab, um sich nach dem Gemißhandelten zu erkundigen. Der Kammerdiener kömmt wieder, und will die Wahrheit nicht bekennen. „Sprich, Schurke, wie hast du ihn gefunden?“ „Sehr krank, Ew. kaiserliche Hoheit.“ „Schickt ihm meinen Arzt!“ Auch dieser wird, bei seiner Zurückkunft, von Konstantin mit Fragen gedrängt, und bestätigt die Nachricht des Kammerdieners: „Sehr krank, Ew. kaiserliche Hoheit!“ „Aber was nennen Sie sehr krank? Er wird vielleicht einige Tage das Bette hüten?“ „Er kann keine zwei Stunden mehr leben, Kaiserliche Hoheit!“ Nun eilt der Cäsarowitsch sogleich zu Pferde zu dem Leidenden, setzt sich an dessen Bett und erbietet sich, ihm jede Genugthuung zu leisten, die er selbst bestimmen soll. „Ich verlange nichts weiter,“ erwiederte der junge Mann, „als daß Sie mich von Ihrer Gegenwart befreien, und mich ruhig sterben lassen!“ Einige Minuten nachher hatte der Unglückliche geendet.

Aber nicht allein gegen polnische Offiziere und Bürger, auch gegen die angesehensten und ausgezeichnetsten Fremden erlaubte sich dieser Despot ein Betragen, das man kaum einem Kaiser von Marocco, einem Sultan Mahmud oder Don Michel verzeihen würde. Als der ehemalige französische Direktor, General Carnot, in Warschau war, stellte er sich gleichfalls dem Großfürsten Konstantin vor, welcher ihm aber sogleich gebot, in wenigen Tagen das polnische Gebiet zu verlassen. Der hartnäckige Republikaner bemerkte, daß ein Artikel in der polnischen Verfassung ihm das Recht

gäbe, so lange in Warschau zu bleiben, als er die Gesetze nicht übertrete. „Die polnische Verfassung," erwiederte der Großfürst, „ist nicht für Sie gemacht, und wenn ich Sie nach 24 Stunden noch hier finde, so werde ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Ihnen die Lust vergehen soll, wieder zurück zu kehren." Carnot fand nicht rathsam, dies abzuwarten, sondern begab sich nach Magdeburg *).

Konstantin, der die Nacht in Tag, den Tag in Nacht umwandelt, ertheilte seine Audienzen gewöhnlich zur Nachtzeit, wenn er sich in einem widernatürlichen und überreizten Zustande befand. Fremde und Einheimische, die dann aus den Betten geholt und ihm vorgeführt wurden, harrten voll Furcht und Zittern dem Eintritt des Despoten entgegen, dessen wilder, drohender Blick, verbunden mit einem höchst zurückstoßenden Aeußern **), Alle mit Schauder erfüllte, die sich ihm nähern mußten, denn ein Wort, eine Miene, eine Bewegung war hinreichend, um ihn in die größte Wuth zu versetzen, und dann wehe dem, der sein Mißfallen und seinen Unwillen erregt hatte! Knutenhiebe, Ketten, Landesverweisung, Einziehung des Vermögens waren die gewöhnlichen Strafen, die Konstantin verhängte, oder durch seine Kriegsgerichte verhängen und sogleich vollziehen ließ.

Das Unglück stieg mit jedem Jahr höher, und unter der Regierung des Kaisers Nikolaus, der in den strengen Maßregeln die beßten Mittel zu sehen wähnte, seinen Thron zu sichern, auf's Höchste. Zu den schändlichsten Gräueln, deren man sich schuldig machte, gehörte unstreitig die Tortur, welche freilich besonders auf Anstiften des Generals Roznieckí eingeführt, aber doch von seinen Obern genehmigt

*) Man siehe Polens Schicksale und besonders das Ausland, Januar 1831. Nr. 28.

**) Es ist bemerkenswerth, daß er sich durch eine unangenehme äußere Erscheinung in eben so hohem Grade auszeichnet, wie seine sämmtlichen Geschwister durch körperliche Schönheit. Wer ihn sieht, möchte darauf schwören, daß er nicht zur Familie gehört!

und gutgeheißen ward. Man verfuhr hiebei mit wahrhaft teuflischer Grausamkeit. Um den ärmern Volksklassen die letzten, im Schweiß ihres Angesichts erworbenen Pfennige abzupressen, kerkerte man sie ein, gab ihnen Häringe zu essen, und keinen Trunk Wasser, um den brennenden Durst zu löschen, bis sie gestanden hatten, was man von ihnen verlangte. Den Frauen und Mädchen wurden Stricke und Bindfaden um die Brüste geschnürt, um sie durch den Schmerz zu zwingen, das wenige Geld, das ihre Angehörigen etwa noch irgendwo verborgen hatten, anzugeben. Das waren die göttlichen, vom Himmel stammenden Rechte, welche die Kaiser Alexander und Nikolaus durch ihren Bruder Konstantin, durch Nowosiltzoff, Roznіecki und das übrige zahllose Heer ihrer verworfenen Schergen gegen die unglücklichen Polen ausüben ließen; das war die schöne gesellschaftliche Ordnung, die sie auf dem ganzen Erdball einführen wollten, und womit der Autokrat an der Newa noch vor wenigen Monaten ganz Europa bedrohete; das waren die Früchte des heiligen Bundes, den Alexander gestiftet hat!

Als der Kaiser Nikolaus im Jahr 1830 einen neuen Reichstag berief, forderte er eine Summe zur Errichtung eines Denkmals für seinen Bruder Alexander*); wahrlich ein Verlangen, das jeden vaterländisch-gesinnten Polen empören mußte; denn was hatte der Kaiser Alexander für die Polen gethan, das eines Denkmals würdig gewesen wäre? Sollte ein solches Denkmal ihm zur Ehre oder zum Spott gereichen? Fast möchte man glauben, das letztere! Man muß übrigens erstaunen, daß der Kaiser Nikolaus nichts Besseres und Vernünftigeres vorzuschlagen wußte, als die Errichtung eines, der ohnehin hart genug bedrückten Nation zur Last fallenden, kostbaren Prunkwerks, das bloß zur Befriedigung des Stolzes und der Eitelkeit seiner Familie dienen sollte. Als mehrere Einwohner Badens ihrem Mark-

*) Die auch, wo ich nicht irre, bewilligt ward!

grafen, nachmaligem Großherzoge, Karl Friederich noch bei seinen Lebzeiten ein Denkmal errichten wollten und um seine Erlaubniß hiezu nachsuchten, erwiederte der edle und weise Fürst: Er bäte sie, dem, zu diesem Zweck bestimmten Gelde eine wohlthätigere Bestimmung zu geben. Er hätte die Absicht, sich selbst ein Denkmal zu setzen, nicht von kaltem Stein, sondern in den warmen Herzen seiner Unterthanen. Aber Karl Friederich und Nikolaus! Von dem Reichstage ward dagegen ein anderer Gegenstand zur Sprache gebracht, der dem Kaiser Nikolaus weniger am Herzen zu liegen und ihm kein Vergnügen zu machen schien; es betraf nemlich die Verantwortlichkeit der Minister. Man wollte fünf derselben in Anklagestand versetzen, und drei Anklageakten gegen den Fürsten Lubecki, den Grafen Stanislaus Grabowski und den Unterstaatssekretär Woznicki wurden wirklich verlesen. Lubecki ward in Anspruch genommen, weil er durch ein von ihm unterzeichnetes Dekret in die Auflösung des Wojewodschaftsraths von Kalisch gewilligt hatte *). Stanislaus Grabowski sollte angeklagt werden, weil er durch seine Unterschrift zur Einführung der Censur behülflich gewesen war, und endlich Woznicki deßhalb, weil er das Urtheil nicht eröffnet hatte, wodurch die, des Hochverraths angeschuldigten Polen, von der Kommission freigesprochen worden, die im Junius 1827 unter dem Vorsitz des Generals Bielinski diese Angelegenheit entschieden hatte.

*) Nach den Artikeln 155 und 157 der Verfassungsurkunde sollte nemlich in jeder Wojewodschaftsstadt ein Wojewodschaftsrath bestehen, der das Beste der Wojewodschaft besorgen, die Maaistratspersonen wählen und die Listen der Kandidaten abfassen sollte. Weil aber der Rath der Wojewodschaft Kalisch die vorzüglichsten Mitglieder der Oppositon auf dem Reichstage von 1820, die sich besonders der Einführung der von Alexander vorgeschlagenen Kriminalgerichtsordnung widersetzt hatten, in seine Mitte aufnahm, so ward er durch ein von Alexander erlassenes Dekret im Jahr 1822 aufgelöst. Nach dem selbstherrscherischen Geiste Alexanders sollte durchaus keine Opposition statt finden, sondern die Reichsstände, Landboten und Abgeordneten sollten lauter Ja-Brüder seyn.

Die sehr lebhaften Verhandlungen über diese, dem Kaiser Nikolaus nicht sehr angenehmen Gegenstände dauerten bis zum 28. Junius 3 Uhr Morgens, worauf der Reichstag sogleich geschlossen ward.

Hieraus konnte man deutlich erkennen, daß es nicht der Wille des Kaisers Nikolaus war, den Beschwerden der Nation abzuhelfen! Uebrigens waren alle vaterländisch-gesinnten Polen einverstanden, daß die bestehende Ordnung oder Unordnung der Dinge nicht fortdauern könne; indessen war von einer eigentlichen Verschwörung zum Umsturze derselben keineswegs die Rede, wofern man nicht die allgemeine unzufriedene Stimmung der ganzen Nation als eine Verschwörung betrachten will, denn die polnische Revolution gieng nicht aus dem Willen weniger Einzelnen, sie gieng aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse und aus der vollkommenen Uebereinstimmung aller Volksklassen hervor. Sie war auch nicht Folge eines Impulses der Juliusrevolution in Paris; sie würde statt gefunden und haben statt finden müssen, wenn gleich die Pariser Revolution sich niemals ereignet hätte. Der Druck war zu tyrannisch, zu empörend, als daß das Volk im Stande gewesen wäre, ihn auf die Dauer zu ertragen! Unleugbar trugen jedoch die Ereignisse in Paris und mehrere Vorfälle in Polen selbst dazu bei, die Revolution in Warschau zu beschleunigen. Keineswegs war diese eine Nachahmung der Pariser Staatsumwälzung von Julius 1830, und noch weniger das Werk einiger Brauseköpfe und Aufwiegler, wofür Manche sie so gerne ausgeben möchten.

Die Feinde der Freiheit und der Menschenrechte behaupten zwar immer, daß die Volksbewegungen unserer Zeit durch revolutionäre Schriften und durch geheime demagogische Aufwiegler verursacht sind; allein keine politische Schrift wird bei einem Volke Beifall finden, wenn nicht seine eigenen Ansichten, Gesinnungen und Wünsche darin ausgesprochen werden. Schriften solcher Art können also nicht die Ursache, sondern bloß der Nachhall der allgemeinen Volksstimme seyn, und die

irdischen Herrgötter handelten daher sehr klug, wenn sie, statt dergleichen Bücher und Zeitungen zu verbieten und zu konfisciren, dieselben läsen und beherzigten, um sich mit den Bedürfnissen, den Wünschen und Ideen ihrer Völker bekannt zu machen. Sie glauben zwar, daß geheime Polizeien, politische Inquisitionen, strenge Büchercensuren und Bücher- und Zeitungsverbote die vortrefflichsten Mittel sind, die „gesellschaftliche Ordnung und Ruhe," wie sie es nennen, aufrecht zu erhalten; allein bei einem civilisirten Volke, das nicht bloß physische, sondern auch geistige Genüsse kennt, und lieber die erstern, als die letztern entbehrt, wirken dergleichen Anstalten gerade das Gegentheil.

Keine Nation wird sich übrigens, wofern sie sich nicht gränzenlos elend fühlt, durch Aufwiegler oder durch Bücher und Zeitungen verleiten lassen, ihre Ruhe, ihr Blut und ihr Leben auf's Spiel zu setzen, um eine höchst zweifelhafte Verbesserung ihres Schicksals zu erkämpfen. Die meisten Menschen sind durch Familienbande und durch „die süße Gewohnheit des Daseyns und Wirkens," selbst wenn das letztere auch nur in bloßer Bettelei besteht und noch so traurig und freudenleer ist, an das Leben gefesselt. Unter Tausenden wünscht kaum Einer, sich auf dem Schlachtfelde für seine Arme und Beine Lorbeeren einzutauschen, oder gar abzuscheiden und bei Jesus Christus zu seyn. So lange der Zustand der meisten Menschen nur einigermaßen erträglich ist, lassen sie sich an dem Wenigen, was die Wirklichkeit ihnen darbietet, und was ihr Allerdurchlauchtigster oder Durchlauchtigster Vampyr oder Vogel Greif ihnen an Brosamen, abgenagten Knochen und Rumford'schen Suppen übrig läßt, gerne genügen. Nur erst dann, wenn physisches oder moralisches Leiden sie zur Verzweiflung bringt; wenn man ihnen Alles entrissen hat oder zu entreißen droht, was nach ihren Empfindungen und Vorstellungen dem Daseyn einen Werth giebt, nur erst dann sind die meisten Menschen bereit, das Leben zu opfern.

In Polen bestanden freilich mehrere Vereine, die den schönen und edlen Zweck hatten, ihr unglückliches Vaterland von dem Tyrannenjoch zu befreien; sie würden aber nichts haben ausrichten können, wenn sie nicht in der allgemeinen Stimmung des Volks ihren Stützpunkt gefunden hätten. Sehr weise hatten nemlich die russischen Obern durch ihr despotisches Verfahren es dahin gebracht, daß diese Stimmung bei Hohen und Niedern, bei Reichen und Armen, bei Kriegern, Bürgern und Bauern überall verbreitet war, und daß Jeder, er mochte seyn, wer und was er wollte, sehnlichst wünschen mußte, daß jener Teufelsdruck und Russenspuk endlich aufhören möchte. Die polnische Revolution liefert gewiß einen der sprechendsten Beweise, daß die Hemmung der geistigen Mittheilung durch Censuren, geheime Polizeien, Torturen und Strafen jeglicher Art nicht im Stande ist, ein Volk, das seine Würde, seine Rechte und seine Kräfte kennt, in Sklavenfesseln zu erhalten. Bei civilisirten Völkern können dergleichen Maßregeln sehr leicht gewaltsame Umwälzungen in's Leben rufen, aber niemals sie hindern. Wie das Kameel sich nur eine gewisse Last aufbürden läßt, so auch die Völker; sie schütteln sie ab, sobald sie ihnen zu schwer wird, denn das Evangelium von der Legitimität und von den göttlichen Rechten der Kaiser, Könige und Fürsten hat, außer den Ministern, den Pfaffen, den Hofschranzen und Speichelleckern bei den Nationen keine Gläubige gefunden.

Der ungeheure Druck und die Mißhandlungen, welche die Polen unter Alexanders und Nikolaus Regierung von Rußland zu erdulden hatten, waren übrigens nicht die einzigen Ursachen der gegenwärtigen Revolution; auch der unversöhnliche Haß, womit eine fortlaufende, mehr als hundertjährige Kette von frühern Ungerechtigkeiten und Gräueln die Herzen der Polen gegen die Russen erfüllte; ihr Nationalstolz und ihre Verachtung der letztern, und endlich die glühende Sehnsucht, die Freiheit und Selbstständigkeit ihres einst so glänzenden, aber auf eine schmähliche, räuberische Weise

zerrissenen Vaterlandes wieder zu erringen; das waren gleichfalls wichtige und sehr mächtige Beweggründe für die Polen, sich gegen Rußland zu erheben. Wo so starke moralische und physische Triebfedern wirken, da kann der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft seyn: der weiße Adler wird nicht unterjocht werden; er wird entweder, von allen gebildeten Nationen der Welt betrauert, ruhmvoll untergehen, oder sich auch stolzer und herrlicher als jemals mit seinen Silberflügeln emporschwingen, und den mitternächtlichen Greif, die Nachteule, vernichten. Ein Drittes ist nicht möglich! Freiwillig wird Polen nicht unter Rußlands Joch zurückkehren. Es würde sich dadurch des edlen und kostbaren Bluts unwürdig zeigen, das so viele hochherzige, heldenmüthige Männer für seine Freiheit und Selbstständigkeit vergossen haben. Wird es aber auch wirklich auf eine Zeitlang der russischen Botmäßigkeit unterworfen, so werden die Söhne der Tapfern, die jetzt für ihr Vaterland sterben, dereinst wieder zu den Waffen greifen, um den Tod ihrer Väter zu rächen und den großen Kampf zu erneuern! Doch — hiervon an einem andern Orte!

Der allzugütige Kaiser Alexander hatte den Polen so viele Wohlthaten der widersprechendsten Art bewiesen, daß sie von Herzen wünschen mußten, sobald als möglich sich von dem milden russischen Scepter zu befreien. Er hatte ihnen eine ziemlich liberale Verfassungsurkunde gegeben und beschworen, von welcher Er und sein Bruder Nikolaus keinen einzigen Artikel hielten. Er hatte ihnen persönliche Freiheit verheißen, und seinen geliebten und ehrenwerthen Bruder Konstantin, der ihnen ihr Vaterland in einen höllenmäßigen Kerker verwandelte, zum obersten Schergen und Gefangenwärter über sie bestellt. Sie sollten Freiheit der Rede haben, und bereits von 1815 an wurde jedes ihrer Worte, jede ihrer Mienen von einer arglistigen, boshaften, aus den verworfensten Menschen bestehenden geheimen Polizei belorcht und belauert. Preßfreiheit war ihnen verheißen, und eine Censur,

so scharf, so engherzig, so streichsüchtig, wie sie nur in irgend einem Lande gefunden werden kann, ward ihnen gewährt!

Welche Begriffe von den Rechten der Menschen mußte der nordische Selbstherrscher haben, da er zu gleicher Zeit, wo er den Polen eine Verfassung gab, die ihnen alle jene Rechte und zugleich persönliche Freiheit und Freiheit der geistigen Mittheilung durch Rede und Schrift zusicherte, eine geheime Polizei anordnete, welche wahrlich fast noch heimtückischer, boshafter und gewaltthätiger verfuhr, als die Inquisition in Spanien und Portugal? Welcher Ernst mußte ihm es seyn, den Polen zu halten, was er ihnen verheißen und beschworen hatte, da er seinem tyrannischen Bruder, dem abscheulichen Nowosiltzoff und ähnlichen Menschen eine fast unumschränkte Gewalt übertrug? Alexander hatte nie den Willen, der polnischen Nation seine Verheißungen zu erfüllen; von seinen Lippen konnten wohl Anfangs süße, täuschende, freisinnige Worte fließen, um ein argloses, treuherziges Volk zu bethören, aber in seinem Kopf, worin der absoluteste Despotismus sich versteinert hatte, fand keine wahrhaft freisinnige Idee Raum. Eine despotische Krone und die Krone einer freisinnigen, konstitutionellen Monarchie sind eben so verschiedene Dinge, und passen eben so wenig für Ein und dasselbe Haupt, wie eine Grenadiermütze und eine Weiberkappe.

Eine geheime Polizei, welche die Handlungen und Gesinnungen aller angesehenen und einflußreichen Polen, und selbst solcher, die im Auslande lebten, ausforschen sollte, ward bereits im Jahr 1815 eingeführt. Die Vorsteher dieser saubern Anstalt, die man höhere militärische geheime Polizei nannte, waren zwei russische Offiziere, van der Not und Kempen, und ihre Berichte wurden theils an den russischen General Grafen Kourutas, theils unmittelbar an den Großfürsten Konstantin selbst abgestattet. Als der Oberst Kempen starb, traten zwei andere Häupter: Szlei (Schlei) und Makrot an die Spitze jener ruhmwürdigen

Behörde, und diese sollen in zwei verschiedenen Bureaux gearbeitet haben. Unter Szlei's Papieren fand man, außer einer weitläuftigen Instruktion, die allen Agenten der geheimen Polizei mitgetheilt ward, ein von Szlei selbst geschriebenes Formular eines Eides, den sie schwören mußten. Dieser gräßliche Eid lautete folgendermaßen: „Ich schwöre vor dem Angesicht Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, vor dem Angesicht der heiligen Jungfrau, der Mutter Jesu Christi, und vor dem Angesicht aller Heiligen und meines heiligen Schutzpatrons, daß ich den gegenwärtigen, von der Regierung mir angetragenen Dienst mit dem größten Eifer erfüllen und allen Artikeln der Instruktion genügen will, die man mir ertheilen wird. Ich schwöre, daß ich die tiefste Verschwiegenheit und das unverbrüchlichste Geheimniß über Alles halten will, was mir durch meine Vorgesetzten anempfohlen, geboten oder anvertrauet wird, so daß ich weder meinen Verwandten, noch Beamten in andern Abtheilungen der Polizei, noch den Vorstehern derselben, noch andern Personen, und am wenigsten den auswärtigen Feinden meines Vaterlandes Rußlands und Polens das Geringste offenbaren werde; daß ich alle Obliegenheiten meines Dienstes gerade so erfüllen werde, wie sie mir anbefohlen sind; daß ich nie lügen werde, daß ich nichts weder verschweigen*), noch verändern will, daß mich keine Rücksicht irgend einer Art bestimmen soll, weder Partheilichkeit, noch Haß, noch Freundschaft, sondern daß ich meinen Pflichten mit der größten Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit

*) Die geheimen Polizeiverbunde mußten also Alles, was sie sahen und hörten, ihren Obern entdecken! Auf Schonung von ihrer Seite, auf verwandtschaftliche Verhältnisse und dergleichen war, nach den Verpflichtungen, die ihr Eid ihnen auferlegte, keinesweges zu rechnen. Der Sohn mußte den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund verrathen! Alle, auch die heiligsten Familienbande, wurden aufgelöst, damit nur der Despotismus sicher seyn könnte, in seinen Unbilden und Gräuzen nicht gehemmt zu werden. O der schändlichen Tyrannei!

(uszciwoscia) und Pünktlichkeit nachkommen will, wie es einem treuen Diener der Regierung und des Monarchen geziemt. In dem Fall, daß ich dieses Dienstes entlassen würde oder ihn selbst verließe, schwöre ich, auch dann bis zu meinem Tode Niemanden das Geringste von dem zu sagen, was mir von meinen Vorgesetzten und von der Regierung anvertrauet worden. Auch schwöre ich, daß ich von diesem Eidschwur Niemanden etwas sagen werde. Diesen gegenwärtigen Schwur hilf mir Du, Gott, und Du, heilige Dreieinigkeit, und ihr Heiligen alle, helft mir ihn auf das Genaueste und Pünktlichste halten, damit ich nicht in einem vorherzusehenden und nicht vorherzusehenden Fall meiner Pflicht zuwider handle, und daß Verstand, Gewissen und Erfahrung mich auf allen Wegen begleiten, damit ich die Befehle meiner Vorgesetzten auf das Pflichtmäßigste erfülle. Zum Beweise, daß ich diesen Eid geleistet habe, unterschreibe ich mich eigenhändig, nachdem ich ihn mit reiflicher Ueberlegung gelesen habe. Es helfe mir Gott! Warschau, den 1. Januar 1824. Zur Urkunde, daß ich diesen Eid acceptire und mich verpflichte, ihn zu halten, unterzeichne ich eigenhändig.

Matthäus Szlei *)."

Welcher heiligklingenden, aber gräßlichen Formen bedient sich doch der Despotismus, um die Völker zu entsittlichen und in Eine eisernen, blutigen Fesseln zu schmieden! Da seht Ihr, in diesem Eide das ganze System der unwürdigsten Tyrannei, die sich nicht entblödet, Menschen durch die fürchterlichsten Schwüre zu verpflichten, ihre Mitbürger, ihre Brüder, ihre Väter, ihre Kinder zu verrathen! In Rom wurden unter den bessern heidnischen Kaisern die Delatoren oder Angeber als schändliche Menschen verachtet und auf das Strengste bestraft; unter den christlichen Kaisern Rußlands werden Bürger durch Eide auf Alles das, was einer christlichen Religionspartei heilig ist, verpflichtet, ihre Mitbürger zu belauern, zu

*) Allgemeine Zeitung von 1831, Nr. 39.

beherchen und anzugeben, und die Angeberei wird auf das Glänzendste belohnt; welch' ein Unterschied! O Zeiten! O Sitten! Muß nicht jede gebildete Nation über ein solches Gewebe von Bosheit, das keinen andern Zweck hat, als die Tyranni zu verewigen, empört werden?

Es ist seit einiger Zeit über geheime Polizeien, die auch leider in unserm deutschen Vaterlande an mehreren Orten stark in Aufnahme kommen, Manches gesprochen, ja man ist sogar schamlos genug gewesen, ihre Nothwendigkeit zu behaupten, und daher muß ich, ehe ich weiter gehe, noch Einiges über diesen Gegenstand bemerken.

Jede Staatsgewalt, sey sie monarchisch oder republikanisch, die sich geheimer Spionen-Anstalten bedient, um die Gesinnungen ihrer Untergebenen und der in ihrem Lande sich aufhaltenden Fremden auszukundschaften, und sie nachher für unbedachtsame Aeußerungen zu strafen, zeigt, daß sie entweder sehr schlecht und nicht werth ist, zu regieren, oder daß sie sehr schwach seyn muß, und nicht vernünftig zu regieren versteht.

Geheime Polizeien wirken eben so verderblich und vernichtend auf die Sittlichkeit, als auf das gegenseitige Vertrauen und das Lebensglück der Staatsbürger. Kein ehrlicher Mann wird sich zum Polizeispion bergeben; nur die verworfensten Menschen können zu Schändlichkeiten solcher Art sich gebrauchen lassen, und welche Achtung soll man für eine Regierung hegen, die eine Rotte von nichtsnützigen, eigennützigen und gewissenlosen Menschen besoldet, um die Aeußerungen, die Mienen und Gebehrden ihrer Mitbürger, ihrer Freunde, ihrer Wohlthäter, ihrer Verwandten zu beherchen und zu belauern? Muß man nicht zittern, irgendwo ein Wort zu sprechen oder auch nur die Achsel zu zucken, wenn man immer gewärtig seyn muß, daß Allem, was man sagt und thut, von solchen umherschleichenden Skorpionen, die man gar nicht erkennen und vor denen man sich also gar nicht hüten kann, die schlimmste Deutung gegeben, daß es an die

geheimen Obern mit Zusätzen oder Weglassungen übertragen, und daß man wegen einer ganz unbedeutenden, harmlosen Aeußerung in Ketten und Banden kommen oder des Landes verwiesen werden kann? Sind Menschen, die verworfen genug sind, sich eidlich zu verpflichten, Jeden, er möge seyn, wer er wolle, und selbst ihren Vater und Bruder peinlich anzuklagen, wenn er irgend etwas sagt oder thut, was ihnen verdächtig scheint und der Regierung unangenehm seyn könnte; sind solche Menschen nicht auch fähig, Aeußerungen und Handlungen von rechtlichen Leuten zu erlügen, bloß um den Lohn dafür zu erlangen, oder wegen ihres scheinbaren Diensteifers befördert zu werden? Sind — auch in intellektueller Hinsicht — diese Verworfenen wohl immer fähig, die Reden Anderer richtig aufzufassen und ihren Obern wieder zu überbringen? Kömmt nicht gar häufig bei dem, was man sagt, Alles auf den Ton der Stimme, auf die Miene und auf die Umstände an, unter denen man spricht? Kann nicht Jemand vielleicht im aufbrausenden Zorn oder in einer andern Leidenschaft, oder durch Wein erhitzt, Worte herausstoßen, die gar nicht mit seinen wahren Gesinnungen und Gefühlen übereinstimmen, sondern bloß von den Lippen, nicht aus dem Herzen kommen? Wird nicht durch geheime Polizeien alles wechselseitige Vertrauen der Bürger vernichtet, und ist ein Staat zur Zeit der Gefahr noch wohl stark und kräftig genug, einem äußern Angriffe Widerstand zu leisten, wenn seine Einwohner, durch Mißtrauen und Haß unter einander entzweiet, sich gegenseitig argwöhnisch und voll heimlichen Grolls beobachten? Wird nicht alle Sittlichkeit, alle Offenheit und Redlichkeit von Grundaus zerstört, wenn man weiß, daß die Regierung die niederträchtigsten Schurken besoldet, um ihre Mitbürger, ihre Freunde, ihre Wohlthäter, ihre Brüder, ja selbst ihre Eltern und Kinder zu bewachen, auszuforschen und zu verrathen? Wird nicht den Bewohnern eines solchen Staats durch eine Entsittlichungsanstalt der Art jeder heitere Lebensgenuß auf das Schnödeste geraubt und verkümmert?

Denn wahrlich, des Lebens höchster Genuß besteht in offener, rückhaltloser, unbefangener Unterhaltung über diejenigen Gegenstände, die für uns Menschen ein Interesse haben; wo aber diese Unterhaltung stockt, wo man scheu und ängstlich immer umherblicken muß, ob nicht irgendwo ein Spion hinter dem Ofen hockt, oder vor der Thüre oder dem Fenster lauscht, da verliert das Leben den größten Theil seines Werths. Redefreiheit ist eben sowohl, wie Preßfreiheit, ein unentbehrliches Mittel zur geistigen und sittlichen Veredlung; wo mir die Freiheit genommen wird, mit Andern meine Ansichten, Ideen und Gefühle auszutauschen, da raubt man mir auch die Möglichkeit, meine Begriffe zu berichtigen, meine Kenntnisse durch gesellschaftlichen Umgang zu erweitern und meinen Verstand aufzuhellen; man beschränkt gleichfalls den Kreis meines eigenen moralischen und intellektuellen Wirkens auf Andere, und entreißt mir die Gelegenheit, ihnen durch die Mittheilung dessen, was ich weiß, denke und empfinde, nützlich zu werden. Man greift also störend in den Plan des großen Baumeisters der Welten, indem man die Erreichung des, der Menschheit bestimmten Ziels: geistige und sittliche Vervollkommnung hindert. Was man in dieser Hinsicht ist und wird, das kann man nur durch freien Geistesverkehr werden. Ein Mensch kann mit den herrlichsten Anlagen des Geistes und Gemüths begabt seyn; er kann auf seiner Studierstube noch so viel lesen und lernen; aber raubt ihm die freie, gesellige Unterhaltung, so wird er nie seinen Charakter ausbilden, nie seine Begriffe erweitern, nie sein Gemüth wahrhaft veredeln können. Er wird immer einseitig, beschränkt und verkümmert bei allen seinen Kenntnissen dastehen, wie eine Pflanze, die in einem finstern Keller erzogen ist, und der es an dem natürlichen, warmen Sonnenlicht gefehlt hat. Sie bleibt ohne Farbe und Duft; sie erfreut weder das Auge, noch irgend einen andern Sinn, und wenn sie auch noch so üppig auf ihrem dunkeln Mistbeete emporgeschossen ist.

Es bildet das Talent sich in der Stille,
Und der Charakter in dem Strom der Welt!

Man hält die geheimen Polizeien für nothwendige Schutzmittel der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe, als auch der Sicherheit der Throne. Aber worin bestehen die festesten und breitesten Grundlagen jener gesellschaftlichen Ordnung und jener Sicherheit der Regenten? Doch unstreitig in der Sittlichkeit und der Zufriedenheit der Einwohner; Alles, was diese Grundlagen vernichtet, das drohet den Thronen und der bürgerlichen Ordnung und Ruhe Verderben und Untergang. Wie kann nun etwas als Schutz- und Erhaltungsmittel eines Gegenstandes betrachtet werden, dessen Grundlagen es zerstört, dessen ganzes Daseyn es vernichtet? Wie kann das tödtliche Gift, das einem Wesen das Herz abstößt und jedes Lebensprinzip in ihm ertödtet, für einen Lebensbalsam gelten?

Die Sittlichkeit der Staatsbürger wird durch geheime Polizeien untergraben, denn wo Verrath, Tücke und Arglist von einer Regierung belohnt und aufgemuntert werden, da entweichen Tugend und Redlichkeit. Schlechte Menschen, Müßiggänger, Spieler und Wüstlinge jeglicher Art, die nicht Neigung zu ehrlichem Erwerb haben, sind immer bereit, in die Dienste der geheimen Polizei zu treten; dann können sie, recht von Amtswegen, aus einem Wirthshause in das andere wandern, und ihren Durst, ihren Eigennutz und ihre Neugier befriedigen. Wehe den Unglücklichen, die arglos genug sind, diesen glattzüngigen Basilisken zu trauen, und durch unvorsichtige Worte und Aeusserungen in ihre Klauen zu gerathen! Wenn die Staatsbürger sehen, daß der Regent durch die schändlichsten Ränke in jedes ihrer Geheimnisse, in die verborgensten Falten ihres Herzens einzudringen sucht, dann werden Offenheit, Biedersinn und Wahrhaftigkeit, die schönsten Grundzüge des menschlichen Charakters, durch Unredlichkeit, Falschheit, versteckte Hinterlist und Heuchelei verdrängt werden, denn wer sich in stetem Kampf mit Arglist und Ränken

befindet, muß am Ende selbst arglistig und ränkesüchtig werden, indem er sich mit denselben Waffen vertheidigen muß, womit man ihn bekämpft und bedrohet. Ist es nicht schrecklich, wenn Herrschaften ihren Dienstboten, Eltern ihren Kindern, Brüder ihren Brüdern nicht trauen dürfen, aus Furcht, von ihnen verrathen und an die geheime Polizei um weit weniger als dreißig Silberlinge verkauft zu werden? Ist es nicht schändlich, wenn die Staatsregierung, die in allen ihren Handlungen ein Vorbild der Redlichkeit seyn sollte, den schnödesten Verrath begünstigt und belohnt? Wird nicht die dienende Klasse auf das Aeusserste entsittlicht und verderbt, wenn man sie förmlich besoldet, ihre Herren zu belauschen, zu bespechen und anzuklagen? Gibt man nicht offenbar Gelegenheit, daß jeder gewissenlose und leichtsinnige Mensch aus Rachgier, aus Eigennutz oder aus irgend einer andern Leidenschaft ein Judas Ischarioth gegen diejenigen wird, denen er durch die Bande des Bluts, der Freundschaft, der Dankbarkeit und durch andere Verhältnisse aufs Höchste verpflichtet ist? Wer kann sich noch zur Treue gegen den Landesherrn verbunden halten, wenn er und seine Behörden die Diener zur Untreue gegen ihre Herren und die Söhne zum Verrath ihrer Väter anreizen läßt? Wie verderblich muß ein solches Beispiel der Regierung auf die Staatsbürger einwirken? Wie kann man wohl Achtung und Liebe für einen Regenten behalten, wenn er sich mit den verworfensten Bösewichtern und Schurken verbindet, um ehrlichen und arglosen Menschen *ihre Geheimnisse aus dem Herzen zu stehlen*, und sie dadurch unter einem Schein des Rechts ins Verderben zu stürzen?

Die *Zufriedenheit der Staatsbewohner*, die zweite, höchst wichtige Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe, so wie der Sicherheit der Throne wird durch die *geheimen Polizeien* vernichtet. Wie ist es möglich, in einem Lande zufrieden zu seyn, wenn man in immerwährender Furcht schweben muß, wegen einer unvorsichtigen Aeusserung oder Miene heimlich angeklagt und nachher als Misse-

thäter, als Aufrührer, Empörer, Demagog und Aufwiegler behendelt und bestraft zu werden? Wie ist es möglich, zufrieden und vergnügt zu seyn, wenn man jede Sylbe auf die Goldwage legen, bei jedem Wort, das man spricht, alle die verschiedenartigen Deutungen, deren es fähig ist, erwägen, und ehe man die Lippen öffnet, erst sorgsam umher blicken muß, ob auch ein geheimer Lauscher oder ein boshafter Wortverdreher sich irgendwo in einem dunkeln Winkel versteckt hat? Wie ist es möglich, zufrieden zu seyn in einem Lande, wo Freiheit, Glück und Leben der Einwohner der Willkühr, der Arglist und Bosheit einer Rotte gewissenloser Schurken Preis gegeben sind; wo man jeden Augenblick fürchten muß, daß ein nichtswürdiger Lump, dem man eine Bitte abschlug, oder den man auf andere Weise gekränkt hat, aus Rachgier und Eigennutz ein Gewebe von Lügen ausbecken wird, um seinem wirklichen oder vermeintlichen Beleidiger Verdruß und Unglück zu bereiten? Müssen nicht alle vernünftige Staatsbürger wünschen, eine Regierung gestürzt zu sehen, die sich mit dem Abschaum der Menschheit verbündet, um ihnen das Leben zu verbittern, und wird nicht Jeder mit Freuden dazu beitragen, so viel er vermag? Ist es nicht sogar Pflicht, eine Regierung zu stürzen, welche den Staatsbürgern jene unveräusserlichen Rechte entreißt, ohne deren freie Ausübung es unmöglich ist, das Ziel des irdischen Daseyns, nämlich höhere, geistige und sittliche Veredlung zu erlangen?

So werden denn Sittlichkeit und Zufriedenheit der Staatseinwohner, die beiden Hauptgrundlagen der wahren gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe und der Sicherheit der Regierungen durch geheime Polizeien gänzlich vernichtet, und folglich sind die letztern durchaus verabscheuenswerth und verwerflich. Ein Minister, der sie einführt, und gar so schamlos ist, sie als nothwendig vertheidigen zu wollen, ist eben so schlecht, wie Polignac, Peyronnet und deren Genossen, und verdient, wofern man keinen Galgen im Lande hat, dasselbe und kein besseres Schicksal als Jene.

Freilich, wo man nicht Aufklärung, Sittlichkeit und Zufriedenheit der Staatsbürger, sondern Dummheit des Volks, pfäffischen Aberglauben, Ketten und Kerker, die Knute, Henker und Henkerbeil, Verbannung nach den Wüsten von Afrika oder von Siberien für die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung und der Sicherheit der Throne hält, wie Ferdinand VII., Don Michel, Konstantin, Nowosiltzoff, Roznicki und Konsorten, da dürfen geheime Polizeien und strenge Bücher- und Zeitungscensuren ja nicht fehlen; aber man sey versichert, daß diese Schutzmittel der unbeschränkten Selbstherrscher und ihrer sogenannten gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe, oder richtiger des entehrenden Sklaventhums bei Nationen, die einen gewissen Grad von Civilisation erlangt haben, und ausserdem Muth, Ehrgefühl, Kenntniß ihrer Rechte und ihrer Würde als Menschen besitzen, von keiner sehr langen Dauer sind, und daß nicht alle Völker so edel denken, wie die Polen, die ihre Tyrannen und Bedrücker ruhig zum Lande hinaus ziehen lassen, statt ihnen, wie sie es zum Theil verdient hätten, die Köpfe vor die Füße zu legen, oder sie wenigstens auf Lebenszeit einzusperren und unschädlich zu machen!

Eine der schändlichsten Ungerechtigkeiten, die gleichfalls hier noch einige Worte der Rüge verdient, weil sie mit den geheimen Polizeien in Verbindung steht, und in Polen, wie in manchen andern Ländern, mit einer frevelhaften Unverschämtheit getrieben ward, ist die Verletzung der Postgeheimnisse. Da muß man schweres Porto für Briefschaften unter der Bedingung bezahlen, daß der Staat für die Unverletzbarkeit und die sichere Ablieferung der Briefe an deren Behörden bürgt; aber dennoch ist manche Staatsregierung so unwürdig und treulos, durch die gemeinsten und verächtlichsten Schurken die, ihren Posten anvertraueten Briefe öffnen und durchlesen zu lassen, um sich zu überzeugen, daß keine, ihr nachtheilige Briefwechsel geführt werden. Auf diese Weise werden dann die persönlichen, Familien- und andern Geheim-

nisse derjenigen, die miteinander korrespondiren, dem nichtswürdigsten Auswurf der Menschheit bekannt, denn ein Mensch, der zu dergleichen Schändlichkeiten sich von einem Tyrannen gebrauchen läßt, ist gewiß der ärgste Schurke, der seyn kann. Ein solches Verfahren mancher Regierungen ist eben so empörend als niederträchtig, indem oft das Glück, die Gemüthsruhe, die Zufriedenheit einer ganzen Familie von der Geheimhaltung einer Angelegenheit abhängt, die bloß für sie und nicht für Andere ein Interesse hat. Will man nicht die Briefe unter der Bedingung, unter welcher sie auf die Post gegeben werden, besorgen, will man sie nicht unverletzt und unentsiegelt überliefern, dann sollte man so ehrlich seyn, sich kein Postgeld für die Uebernahme einer Verbindlichkeit bezahlen zu lassen, die man nicht erfüllen will, sondern vielmehr geradezu erklären, daß aller Briefwechsel verboten seyn solle! Dann wüßte man doch, woran man wäre, und was man in dieser Hinsicht zu thun und zu unterlassen hätte.

Fast in allen den Ländern, wo in den verhängnißvollen Jahren 1830 und 1831 gewaltsame Umwälzungen und Volksbewegungen statt fanden, haben geheime Polizeien und Preßzwang geherrscht: man denke nur an Frankreich, an Belgien, Braunschweig, Sachsen, Hessen, Italien, Polen; allein was haben die geheimen Polizeien gefruchtet? Sie haben die Volksbewegungen nicht zurückgehalten, sondern nur beschleunigt, indem sie die allgemeine Erbitterung vermehrten! Wenn auch einige Völkerschaften in das alte Sklavenjoch zurückkehren mußten, so war dies bloß Folge ihrer moralischen oder ihrer physischen Schwäche, vermöge welcher sie einer fremden Uebermacht keinen Widerstand leisten konnten; aber keineswegs das Werk geheimer Polizeien. Diese können bei einem civilisirten Volke wohl Revolutionen verursachen, aber keine verhindern.

Und jetzt kehren wir zu den polnischen Angelegenheiten und insbesondere zu der geheimen Polizei in Warschau zurück!

„Die Verläumdung," heißt es in dem, von den beiden

Reichstagskammern im Januar 1831 votirten Manifest *), „die Verläumdung und das Spionenwesen drangen bis in das häusliche Leben, und befleckten mit dem Gifte des Verraths den Schutz und die Ruhe, welche sonst die Bande des Blutes gewähren; selbst die alte polnische Gastfreundschaft wurde zur Falle für die Unschuld gebraucht. Die beschworne, persönliche Freiheit wurde verletzt; man füllte die Kerker mit Gefangenen; über Civilpersonen wurden Kriegsgerichte gehalten, welche entehrende Strafen über friedliche Bürger verhängten, deren ganze Schuld darin bestand, daß sie den Geist und Charakter der Nation vor Entartung und Untergang zu retten strebten." Während der Regierung Napoleons und seines Bruders Hieronymus in Deutschland, die ein eben so gutes Recht auf die, ihnen unterworfenen Länder hatten, als der Kaiser Nikolaus auf Polen, suchten manche Militärpersonen und Schriftsteller die Einwohner von Westphalen und den übrigen französischen und rheinbündischen Staaten gegen Napoleons Oberherrschaft und Protektorat aufzureizen, und wurden dafür von den großen Monarchen und von dem Kaiser Alexander selbst 1813 und 1814 mit Ehrenzeichen belohnt, und wegen ihres vaterländischen Sinnes gerühmt. Wie kann man denn die Polen, die nichts weiter thun, als was wir Deutsche thaten, für Empörer erklären und als solche behandeln? Der Kaiser Nikolaus befindet sich gegen Polen in demselben Verhältniß, wie der Kaiser Napoleon gegen Hamburg. War es recht von den Hamburgern, daß sie das fremde Joch abzuschütteln suchten, so ist es auch recht, daß die Polen die russischen Ketten zerbrechen. Ob der Kaiser Napoleon oder Nikolaus heißt, ob der Unterdrückte ein Pole oder ein Deutscher ist, das ist durchaus einerlei! Rußlands Oberherrschaft über Polen ist um nichts besser begründet, als Napoleons Oberherrschaft über Hamburg. „Vergebens," heißt es

*) Man sehe Allgemeine Zeitung vom Januar 1831, Nr. 18 bis 22.

weiter in dem Manifest der Reichskammern, „vergebens stellten einige Behörden und Vertreter des Volks dem Könige das wahre Bild dieser, in seinem Namen begangenen Ungerechtigkeiten vor; es wurde nicht nur den Mißbräuchen keine Schranke gesetzt, sondern es ward auch die Verantwortlichkeit der Minister völlig aufgehoben durch die, dem kaiserlichen Bruder ertheilte diskretionäre Gewalt. Diese furchtbare Gewalt, die Quelle der größten, die persönliche Ehre eines Jeden verletzenden Mißbräuche, stieg endlich zu einer so ruchlosen Höhe, daß sie nicht nur Menschen jeden Standes vor sich berief, und in ihren Gemächern beschimpfte, sondern sogar ohne allen Urtheilsspruch ansäßige Bürger der Hauptstadt auf offener Straße zu entehrenden, nur für Missethäter bestimmten Arbeiten zwang, als hätte sie die Vorsehung bestimmt, durch dieses Uebermaß von Schmach, das alle Gefühle des Volks mit Füßen trat, selbst das Werkzeug der Revolution zu werden. Sind so viele Gewaltthätigkeiten, ist ein solcher Treubruch aller Versicherungen nicht allein schon hinreichend, den, gegen eine aufgedrungene Gewalt unternommenen, Aufstand zu rechtfertigen? In keinem civilisirten Staat würde eine rechtmäßige Regierung ein solches Benehmen wagen. Wer wird es in Abrede stellen, daß alle Verträge zwischen Regierung und Volk zerrissen waren; daß diese Nation zum Sklaven ward, zum Sklaven, dem es jeden Augenblick erlaubt ist, die Ketten abzuwerfen und sie in Waffen umzuschmieden!"

O gewiß! Man muß den großen Parforcejägern des Menschengeschlechts mit ihren, in Schwerter umgewandelten Ketten den tollen Wahnsinn austreiben, daß das ganze Menschengeschlecht ihretwegen geschaffen ist und daß sie ein göttliches, dem Himmel entstammtes Recht haben, die Völker noch ärger als die verächtlichsten Thiere zu mißhandeln. Wenn sie keine Vernunftgründe annehmen und auf die Stimme der Völker nicht achten wollen, so müssen diese ihnen auf andere Weise zeigen, daß die Nationen der angemaßten schrankenlosen Gewalt ihrer Bedrücker Gränzen setzen können! Hätte der

Himmel den Letztern ihre Gewalt übertragen, dann würden Karl I. von England und Ludwig XVI. nicht das Blutgerüst bestiegen haben, und Karl X. wäre nicht aus Frankreich verbannt worden, denn der Himmel, ihr Bürge und Gewährleister, hätte es dann sicherlich nicht zugegeben, daß seine illegitimen Kinder seinen legitimen Schooß- und Lieblingskindern ihre Kronen und Köpfe genommen hätten! Man frage sie einmal: wo habt Ihr Eure himmlischen Diplome, wodurch Euch das göttliche Recht, die Nationen zu bedrücken und zu martern, zugesichert ist? Sie werden wahrlich keine andere Urkunden vorbringen können, als etwa einige ihrer Kongreßprotokolle, und die Schriften der Herren von Haller, von Bonald, Pfeilschifter, Athenstädt, Ludolf, Beckedorf, den österreichischen Beobachter und ähnliche Sudler! Allein diese Aktenstücke sind ziemlich neu und haben ein sehr apokryphisches Ansehen! Man sollte doch zu einer Zeit, wo der blinde Glaube die galeppirende Schwindsucht hat, nicht mehr von Thorheiten sprechen, deren Verrücktheit auch der einfachste Menschenverstand einsehen und begreifen kann!

„Die Jugend," fahren die Reichskammern fort, „die Jugend der Schulen ward besonders ein Ziel der Grausamkeit. Aus den Armen der Mütter riß man die unerwachsenen Kinder, die Hoffnungen angesehener Häuser schleppte man nach Siberien oder steckte sie in die Reihen verderbter Söldlinge. Aus den öffentlichen Verhandlungen und dem Schulunterrichte wurde die polnische Sprache verbannt, die kaiserlichen Ukasen vernichteten das Civilrecht und die polnische Justizpflege, und die Ungerechtigkeiten der Administration brachten die Grundbesitzer ins Elend. Von der Thronbesteigung Nikolaus an ward dieser Zustand immer drückender; selbst Religionsintoleranz versuchte durch alle möglichen Mittel die unirte Kirche auszurotten und die lateinische (katholische) zu unterdrücken."

Da hat man eine sehr gedrängte Schilderung eines Theils der Hauptbeschwerden der polnischen Nation gegen

ihre Tyrannen! Ich sage eines Theils dieser Beschwerden, denn in dem Manifest werden noch weit mehrere aufgezählt, aber die obigen allein wären schon hinreichend gewesen, jede andere Nation zur Verzweiflung und zum Aufstande zu bringen; denn wo man auf solche Weise die heiligsten Rechte eines Volkes mit Füßen tritt, wo Alles, was dem Menschen lieb und theuer ist, ihm entrissen, und den edelsten und schönsten Gefühlen mit tyrannischem Uebermuth Hohn gesprochen wird, da muß nothwendig der höchste Grad von Erbitterung erzeugt werden, selbst wenn keine frühern Ursachen zum Haß gegen den Unterdrücker vorhanden waren. Wie viel mehr mußte dies nicht bei den Polen der Fall seyn, die schon seit einem Jahrhundert unter der blutigen Geißel des russischen Despotismus geseufzt hatten! Der Groll gegen Alles, was Russe war, ward mit der Muttermilch eingesogen, und durch die Ueberlieferungen aus der frühern und spätern Vergangenheit fortwährend genährt. Es ist keine Familie in Polen, die nicht wenigstens Eins unter ihren lebenden und verstorbenen Mitgliedern zählt, das von den rohen moskowitischen Horden oder von deren Selbstherrschern auf das Grausamste und Ungerechteste gemißhandelt wäre. Viele Hunderte von Brandstätten, wo einst volkreiche Städte und Dörfer standen, und die jetzt höchstens, wie Praga, elende Hütten aufzuweisen haben, riefen den Polen fast überall die Erinnerung an die Gräuel und Unbilden zurück, die sie schon seit so langer Zeit von den Russen erlitten hatten. Tausende von Familien waren von den Mordbrenner- und Räuberschaaren Katharina's II. und durch die Herrschsucht und Rachgier dieser Despotin aus dem blühendsten Wohlstande, ja selbst aus dem glänzendsten Reichthum in die tiefste Dürftigkeit versetzt, und die traurige Vergleichung der einst so glücklichen Tage mit den gegenwärtigen Verhältnissen mußte ihre Herzen mit Unmuth und glühendem Haß gegen ihre nordischen Bedrücker erfüllen. Nun gönnte man ihnen auch nicht mehr die letzten Trümmer ihres Volksthums; man wollte ihnen Alles entreißen, was ihnen von ihrer

Nationalität übrig geblieben war, und was jeder Nation, besonders den Polen, über Alles lieb und werth ist, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gesetze und Gebräuche; ganz Polen sollte aus dem Polnischen ins Moskowitische übersetzt, statt Freiheit und Menschenrecht sollte ein barbarisches Knutensystem eingeführt werden, und Tyrannei und Ungerechtigkeit sollten den Scepter führen; so wollte es der Despot an der Newa! Dies mußte eine Nation empören, die nicht allein eine eigene Sprache, sondern auch eine eigene Literatur hatte, welche ihr einen sehr ehrenvollen Platz neben den übrigen Völkern der Civilisation sichert, und um so mehr mußte es empören, da es von Seiten eines Selbstherrschers geschah, dessen Sklaven größtentheils aus viehischen Horden bestehen, die weder eine Nationalsprache, noch eine Nationalliteratur haben, und vermöge ihres entmenschten Zustandes und ihres geringen Grades von Kultur gar keine Literatur haben können. Die Polen lieben ihre Sprache mit Leidenschaft; herrliche Dichter, werth, den vortrefflichsten der Deutschen, der Engländer, der Franzosen, der Italiener an die Seite gestellt zu werden, haben in ihr gesungen; unsterbliche Schriftsteller haben in ihr Schätze von mannichfachen Kenntnissen, geistvollen Ideen und Ansichten niedergelegt, und dennoch sollte sie ausgerottet und aus den Schulen, den Raths- und Gerichtssälen und aus allen öffentlichen Verhandlungen verbannt werden! Man wollte den Polen einen Theil ihres Nationalruhms, und zwar den geistigen rauben, worauf sie mit Recht stolz sind, um sie noch tiefer zu demüthigen und herabzuwürdigen. Sie sollten ihre gerichtlichen und andern Angelegenheiten in einer Sprache verhandeln, die ihnen fremd war, und nach Formen, die ihnen unbekannt und schon deßhalb verhaßt waren, weil sie von ihren Bedrückern herstammten! Auch die polnische Sprache sollte gemordet werden, wie man den Staat und viele Tausende seiner edelsten, hochherzigsten Bürger gemordet hatte, damit nichts Nationales übrig bleiben möchte! Jede Nation betrachtet ihre Sprache als ein Heiligthum, als das kräftigste Band,

das alle ihre Angehörigen oder doch die meisten derselben umschlingt. An die Muttersprache knüpfen sich die süßesten Erinnerungen der Jugend; wer sie dem Menschen raubt oder verbietet, der entreißt ihm einen wichtigen Theil seines höhern geistigen und sittlichen Lebens, er verletzt die zartesten Gefühle des Herzens! Muttersprache und Vaterland sind zwei wichtige Gegenstände, die für den edlern, gemüthvollen Menschen einen unschätzbaren Werth haben. Wenn Jemand in fremden Landen auch noch so lange gelebt hat, und die fremden Sprachen mit der größten Fertigkeit redet, so wird ihm doch der unerwartete Klang seiner Muttersprache wie ein Himmelslaut bedünken, der aus schönern Welten ihm zulispelt, und ihm alle lieblichen Erinnerungen aus der Rosenzeit seiner Jugend zurück zaubert!

Der nordische Despotismus blieb jedoch bei der Verbannung der Sprache nicht stehen, er mischte sich sogar in das Heiligste der Menschen, in die kirchlichen und religiösen Angelegenheiten selbst. Da man sich von den Angehörigen der russisch-griechischen Kirche mehr Anhänglichkeit versprach, als von den Katholiken und den übrigen Glaubensverwandten, so suchte man durch allerlei Ränke den Erstern das Uebergewicht über die Letztern zu verschaffen; man wollte die katholische Kirche zu einer tolerirten, zu einer Magd herabwürdigen, und die russisch-griechische sollte die Herrin werden. Ja, man griff hiebei sogar in das häusliche und bürgerliche Leben der katholischen Polen ein, indem man auf dem Reichstage von 1830 sie nöthigen wollte, die Unauflösbarkeit der Ehe anzuerkennen, welches ein Grundsatz der katholischen Kirche ist, der von den polnischen Katholiken niemals angenommen werden, und gegen dessen Einführung sie auch in neuern Zeiten durch das napoleonische Gesetzbuch, wornach die Ehen der Katholiken, gleich denen der Protestanten, gänzlich aufgelöst werden können, hinlänglich gesichert waren. Allein jener Antrag ward mit großer Stimmenmehrheit verworfen, obgleich ihn der Cäsarowitsch, der sich von den armen

Bewohnern der Hütten von Praga zum Abgeordneten hatte wählen lassen, aus bösem Willen gegen die Katholiken auf das Eifrigste unterstützte, indem er behauptete: „daß jener Grundsatz ein wesentlicher Theil des katholischen Glaubens sey.“ Was konnte ihn, als Anhänger des griechischen Ritus es angehen, ob die polnischen Katholiken diesen Grundsatz annehmen wollten, oder nicht? War er nicht selbst von seiner ersten Gemahlin, deren er im höchsten Grade unwürdig war, geschieden worden? Warum wollte er den katholischen Polen in der Ehe unauflösbare Fesseln auferlegt haben? Auch dieser Zug beurkundet die Bösartigkeit des Großfürsten Konstantin, der nie etwas Gutes, immer nur Schlimmes wollen und vollbringen kann!

Der meiste Brennstoff zur Revolution ward jedoch russischer Seits durch die abscheulichen Ungerechtigkeiten in der Verwaltung der Rechtspflege und durch das nicht minder verabscheuungswerthe Spionenwesen aufgehäuft.

„Mit Verletzung aller Rechte,“ heißt es in dem Manifest, „ward eine besondere Kommission, meist aus Russen und polnischen Militärs bestehend, gebildet, die theils durch Verlängerung der Qualen, theils durch das Versprechen der Erlassung der Strafe und durch hinterlistige Verhöre das Geständniß eines nicht verhandenen Verbrechens zu erpressen suchte. Nachdem man die Verhafteten anderthalb Jahre im Kerker hatte schmachten lassen, ward endlich ein Reichstagsgericht angekündigt, welches eine Handlungsweise, durch die alle Rechte verletzt und so viele Opfer dem Tode Preis gegeben worden, zu einem gesetzlichen machen sollte. Die gewissenhafte Festigkeit des Senats vereitelte diese Erwartung; er erkannte diejenigen für unschuldig, die schon über zwei Jahre gelitten hatten. Nun wurden Richter und Angeschuldigte mit gleichem Auge betrachtet. Die Letztern führte man, trotz des Urtheils, das ihre Unschuld aussprach, nach Petersburg ab, und warf sie in Kerker und Festungen, aus denen noch bis diesen Augenblick (nämlich bis zum 20. December 1830) nicht

Alle in ihr Vaterland zurückgekehrt ſind. Die Senatoren wurden ein ganzes Jahr lang zurück gehalten, weil ſie ſich als unabhängige Richter gezeigt hatten."

Welche Gräuel! Und das ſind unläugbare Thatſachen, denen der Kaiſer Nikolaus und ſein Feldhauptmann Diebitſch-Sabalkanski bis jetzt nichts weiter als Schmähungen der ſogenannten polniſchen „Empörer" entgegen zu ſetzen wußten; Thatſachen, durch deren Aufbewahrung die Geſchichte diejenigen, denen ſie zur Laſt fallen, für ewige Zeiten bei der Nachwelt brandmarken wird! Was ſoll man von der Gerechtigkeitsliebe eines Selbſtherrſchers denken, wenn er die richterlichen Erkenntniſſe, welche den Angeklagten von dem ihm Schuld gegebenen Verbrechen freiſprechen, nicht vollziehen, ſondern den Letztern ſowohl, wie ſeine Richter, die nach ihrer Ueberzeugung und nach ihrem Gewiſſen urtheilten, einkerkern läßt? Wahrlich, viel ſchlimmer hat das teufliſche Ungeheuer, der Don von Liſſabon, nicht gehandelt! Muß nicht das Gefühl aller civiliſirten Nationen empört werden durch ein ſolches Verfahren? Rußland hat ſich durch ſein Betragen gegen Polen vor den Augen der ganzen gebildeten Menſchheit in ſittlicher Rückſicht auf eine ſo niedrige Stufe geſtellt, daß Jahrhunderte dazu gehören werden, um die Schande abzuwaſchen und ſich wieder in der Achtung der civiliſirten Völker zu heben! Möge Kaiſer Nikolaus auch noch ſo laut donnern, ſeine politiſche Macht iſt für immer gebrochen, und gelänge es ihm wirklich, was ſehr ſchwer halten wird, Polen und Litthauen zu überwinden, und würde er dann, wie er übermüthig gedroht hat, ſeine Waffen gegen die Länder der Civiliſation kehren, ſo iſt mit Beſtimmtheit vorauszuſehen, daß alle gebildeten Völker, ihre Fürſten und Regierungen mögen wollen oder nicht, ſich gegen ihn erheben werden, um ſich von ſolcher Tyrannenmacht nicht unterjochen zu laſſen. Ich ſpreche hier nicht bloß meine perſönliche Anſicht, ſondern die Stimme aller Menſchen aus, deren Gerechtigkeitsgefühl nicht bis auf den letzten Funken erloſchen iſt. Ein ſolcher Despotismus iſt in der That tau-

sendmal furchtbarer noch, als der Despotismus Napoleons. Dieser suchte wenigstens den Schein der Rechtlichkeit zu behalten, und um dies zu können, durfte er nicht so schnöde alles Seyn verläugnen!

Wer möchte es aber unter solchen Verhältnissen den Polen zumuthen, sich auf's Neue in das blutbespritzte russische Sklavenjoch einschmieden; wer möchte es von ihnen begehren, sich von dem schwarzen, doppelköpfigen, blutgierigen Schuhu aus Mitternacht zerfleischen zu lassen? Wer würde nicht vielmehr ihnen zurufen: Kämpft lieber bis auf den letzten Blutstropfen, als daß Ihr Euch wieder in die Tigerklauen der Russen stürzt! Besser, ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde, als ein langsames, qual- und schaudervolles Hinsterben auf der Marterbank gefühlloser, blutgieriger, unwürdiger Tyrannen, deren Auge sich mit höllischer Schadenfreude an der Todespein ihrer Schlachtopfer weidet.

Daß der mitternächtliche Selbstherrscher alle die Unbilden, die sein Bruder Konstantin in Polen verübte, gebilligt habe, scheint, trotz seiner gepriesenen natürlichen Herzensgüte, sehr wahrscheinlich, wenn man die Abscheulichkeiten erwägt, die Er und der Unhold Diebitsch-Sabalkanski an den lithauischen und samogitischen Insurgenten vollziehen lassen. Gerne glaub' ich, daß der Kaiser Nikolaus von seinen Umgebungen irre geleitet wird; denn welcher Mann von Rechtlichkeit und sittlichem Gefühl könnte wohl aus eigenem Antriebe Mordbrand, Mord, Raub und Nothzucht gegen Wehrlose und Unschuldige gebieten, um dadurch die Schuldigen zu strafen? Aber wie kann ein Fürst von Einsicht sich bis zu einem so hohen Grade verblenden lassen? Wie kann ein Monarch, wie der Kaiser Nikolaus, sich durch seine Handlungsweise zu jenen Ungeheuern, zu Don Michel und Ferdinand VII. herabwürdigen! Das ist unbegreiflich! Entweder eine gänzliche Verblendung über das, was Religion, Tugend und Gerechtigkeit fordern, oder eine vollkom-

mene Unkunde von Allem, was sein Feldherr thut, macht es erklärbar!

Das Spionensystem, wodurch in Polen so viele Menschen in's Unglück gestürzt wurden, überstieg allen Glauben. Schon früher hab' ich, wofern ich nicht irre, bemerkt, daß die täglichen Kosten für die geheime Polizei sich auf 6000 polnische Gulden beliefen! Welch' eine Summe! Die meisten dieser geheimen Spione bestanden aus dem verworfensten Gesindel, aus Dieben, zu langwierigem Gefängnisse oder zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Verbrechern, aus Menschen ohne Tugend, Sittlichkeit und Ehrgefühl, denn kein ehrlicher Mann, und wäre er gleich noch so arm, läßt zu Schurkereien der Art sich gebrauchen; kein rechtlicher Mann giebt sich zum Verräther und geheimen Ankläger seines ihm verhaßtesten Feindes her, wie viel weniger zum Judas Ischarioth gegen seine Mitbürger, seine Freunde, seine Wohlthäter, Verwandten, Eltern und Geschwister!!! Indessen verschmähten auch manche Menschen von ausgezeichneten Kenntnissen und Talenten und sehr angesehenen Familien es nicht, sich unter die Schaar Rozniecki's aufnehmen zu lassen; allein es waren solche, die in einem wilden und tollen Leben das Ihrige verschwendet und verschleudert, nicht Neigung und Gelegenheit hatten, ihren Unterhalt zu erwerben, und denen der traurige Muth fehlte, einem schmachvollen, verfehlten Leben ein Ziel zu setzen. Der Willkür einer solchen Rotte von Bösewichtern war in Polen die Freiheit, die Zufriedenheit, das Vermögen und das Leben vieler tausend Menschen Preis gegeben! Von ihnen hieng es ab, ob ein Gatte und Vater seiner Gattin und seinen Kindern entrissen, in einen feuchten dunkeln Kerker geworfen, für immer der theuersten Güter des Menschen, und wohl gar seines Lebens beraubt werden sollte, denn sie waren zugleich Ankläger und Zeugen! Die Zahl der geheimen Polizeispione blieb sich nicht immer gleich; sie ward nach den Umständen vermehrt und vermindert; so wie der allgemeine Druck zunahm, ward sie vermehrt, um diejenigen,

welche mit den Maßregeln der Regierung unzufrieden waren und dagegen murrten, deſto leichter ausſpähen und beſtrafen zu können. Beſonders wurden vor jedem Reichstage und vor jeder Truppenmuſterung neue Spione angenommen, denn der Tyrann und Cäſarowitſch Konſtantin, deſſen Gewiſſen ihm immerdar zurief, was er verdient hatte, glaubte bei Veranlaſſungen ſolcher Art, wo viele Fremde nach Warſchau kamen, ſich ganz vorzüglich vor den Dolchen ſichern zu müſſen, womit ſeine finſtere Phantaſie ihn ängſtigte. Deßhalb wurden mehrere Spürhunde gemiethet, um jeden Verdächtigen, der ihm vielleicht den Lohn ſeiner Thaten hätte geben können, auszuwittern und bei Seite zu ſchaffen. Als die franzöſiſche Revolution vom Julius ganz Europa erſchütterte und alle abſolute Deſpoten in Angſt- und Schrecken verſetzte, da ſtieg die Zahl der geheimen Polizeiſpione in Warſchau und in Polen überhaupt auf's Höchſte. Die unbedeutendſten Handlungen und Reden aller Derjenigen, die man nicht für eifrige Anhänger der Regierung hielt, wurden nach Warſchau berichtet. Die Schauſpielhäuſer waren mit Spionen angefüllt, von denen Jeder für den Abend zwei polniſche Gulden Löhnung erhielt. Wer ſo unglücklich war, in Verdacht zu gerathen, ward von einer Menge von Spionen umſchwärmt, und wenn ſie nichts von ihm erlauern und erforſchen konnten, ſo nahmen ſie zu einem Gewebe von Dichtung und Wahrheit, deſſen Fäden ſchwer aufzulöſen und zu entwirren waren, ihre Zuflucht, um auf dieſe Weiſe durch Lügen und falſche Zeugniſſe, womit Einer die Angaben des Andern unterſtützte, ſich für ihre Mühe und ihren Dienſteifer bezahlt zu machen. Da das verworfene Geſindel ſich unter ſo mancherlei Geſtalten in alle geſellige Kreiſe, ja ſelbſt in Privathäuſer eindrängte und nicht zu erkennen war, ſo herrſchte überall Mißtrauen, Argwohn und ernſtes Schweigen; kein Ton der Freude ließ ſich vernehmen, denn Jedermann fürchtete immer, daß ein unbedachtſames Wort ihn in Ketten und Banden bringen könnte. Ungeheure Aktenſtöße wurden wegen der geringfügigſten und

arglosesten Aeußerungen einzelner Personen, die in polizeiliche Untersuchung geriethen und im Kerker schmachten mußten, zusammen geschrieben, und da Konstantin fast alle richterlichen Behörden in blinde Werkzeuge seiner tyrannischen Willkühr verwandelte, so mußten sie ihre Urtheile nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern so fällen, wie er es ihnen gebot. Waren die Richter so gewissenhaft, einem solchen Verlangen nicht zu entsprechen, dann ward ihr Urtheil kassirt, und ein zweites Gericht, und wenn auch dieses noch nicht strenge genug war, ein drittes, viertes u. s. w. niedergesetzt, mit der Erklärung: daß wenn man tausend Gerichte zusammensetzen sollte, dieß geschehen werde, so lange das Urtheil nicht dem Befehle gemäß gesprochen sey *).

Welches menschliche Gemüth sollte wohl nicht durch dergleichen Abscheulichkeiten empört werden, und wie sehr mußten es nicht Diejenigen, die darunter leiden mußten? Daß diese in mehr als hundert öffentlichen Schriften und Zeitungen enthaltenen Angaben übrigens keine Erdichtungen sind, wird auch durch das Manifest der beiden Reichskammern vom 20. December 1830 hinlänglich bestätigt. „Sie (nemlich die Polen), heißt es dort, überzeugten sich, daß man unter dem Deckmantel dieses heiligen Namens (des Königreichs Polen) nur Erniedrigung, die sklavische Entwürdigung und alle die Leiden über uns bringen wolle, die ein langer Despotismus und der Verlust der Menschenwürde erzeugt. Die Maßregeln, die man gegen die Armee nahm, machten zuerst diesen Plan klar. Die empfindlichsten Beschimpfungen, die ehrbefleckendsten Strafen, ausgedachte Verfolgungen, von dem Oberbefehlshaber unter dem Vorwande militärischer Disciplin ausgeübt, bezweckten die Ausrottung

*) Man sehe Polens Schicksale, Paris 1831; die große Woche, Leipzig 1831; das Ausland; den Courier francais, Galliani's Messenger und viele andere, die polnische Revolution betreffenden Schriften und Zeitungen.

alles Ehrgefühls, jener uralten Würde, durch die ſich unſer Heer auszeichnete; ſcheinbare, wie wahre Vergehen, ja ſchon der bloße Verdacht der Schuld wurden als hohe Verbrechen gegen die Disciplin bezeichnet, und da die Militärgerichte unter unumſchränktem Willen des Oberbefehlshabers ſtanden, ſo lag die Ehre und das Leben eines jeden Kriegers in ſeiner Hand. Mit Unwillen ſah man, wie der Oberbefehlshaber die Sentenzen ſolcher Gerichte zu wiederholten Malen umſtürzte, bis die Urtheilſprüche den anbefohlenen Grad von Härte erhielten. Viele verließen die Reihen, Viele, nachdem ſie perſönlich von dem Feldherrn beſchimpft worden waren, wuſchen die angethane Schmach mit ihrem Blute ab, um zu beweiſen, daß es ihnen nicht an Muth fehle, ſondern daß nur die Furcht, Unglück auf ihr Vaterland zu laden, die rächende Hand zurückhielt *)."

Dieſe tyranniſchen Bedrückungen und das ſchändliche Spionenweſen, wodurch alles geſellige Leben und alles Vertrauen zerſtört, alle Sittlichkeit vernichtet ward, bewog die meiſten reichen und angeſehenen Familien, die nicht durch ihre Verhältniſſe gezwungen waren, in der Hauptſtadt, ihrem gewöhnlichen Wohnorte, zu bleiben, dieſelbe zu verlaſſen und ſich auf ihre Landgüter zu begeben, wo ſie in der Stille leben konnten, und nicht den Mißhandlungen eines rohen, brutalen, aller Menſchlichkeit entfremdeten Despoten in ſo hohem Grade ausgeſetzt waren. Wer nur immer die Erlaubniß erlangen konnte, in's Ausland zu reiſen, der verließ ſein Vaterland, um nicht der Gefahr bloßgeſtellt zu ſeyn, auch in der größten Abgeſchiedenheit von den geheimen Polizeiſpionen aufgeſpürt und in Ketten und Banden nach Warſchau geſchleppt zu werden. Es hielt aber ſehr ſchwer, eine ſolche Erlaubniß zu erlangen, und ſie mußte meiſtentheils durch des geldgierigen Roznecki's theuer zu erkaufende Vermittelung ausgewirkt werden, da der Oberkerkermeiſter Konſtantin das ganze

*) Man ſehe das Ausland, Januar 1831. Nr. 21.

sogenannte Königreich Polen in ein ungeheures Gefängniß verwandelt hatte, das Niemand ohne seine ausdrückliche Einwilligung verlassen durfte. Durch die Entfernung und das Wegziehen der reichen Familien ward die Hauptstadt verödet; die arbeitenden Volksklassen, welche vorher von den Reichen Beschäftigung und Einnahme gehabt hatten, wurden ihrer Erwerbzweige, die ganz Armen ihrer Unterstützung beraubt; Mangel und Nahrungslosigkeit traten an die Stelle des Wohlstandes, und die Erbitterung des Volks stieg immer höher gegen den unwürdigen Urheber des allgemeinen Elends.

Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß alle Volksklassen in Polen mit gleicher Sehnsucht eine Revolution wünschten; denn alle waren in gleichem Grade durch das tyrannische Joch der Russen bedrückt; aus dem Unglück der Reichen entsprang das Elend der Minderreichen und Armen, die bei Jenen Arbeit, Unterstützung und Hülfe gefunden hatten, und Jeder harrte voll Angst, voll Furcht, voll Hoffnung auf einen günstigen Augenblick, um sich von den martervollen, blutigen Fesseln zu befreien.

Das Schreckenssystem des Großschergen ward mit jedem Tage unerträglicher und furchtbarer. Er bedachte nicht, daß die Menschen, wenn man sie zur Verzweiflung bringt, wenn man ihre heiligsten und unveräußerlichsten Rechte mit Füßen zerstampft und ihnen das Daseyn gänzlich verleidet, das Leben für nichts achten, und dasselbe mit Freuden einsetzen, um, wenn gleich nicht für sich selbst, doch wenigstens für die Übrigen einen bessern Zustand zu erringen. Er bedachte nicht, daß er es mit einer kraftvollen, freiheitliebenden, heldenmüthigen und stolzen Nation zu thun hatte, die Alles, was russisch ist, voll gerechten Zorns haßte und verabscheute, und ihn selbst wegen seiner viehischen Rohheit verachtete. Er mochte wähnen, in den Polen sklavische, kriechende Russen vor sich zu haben, die demüthig und ehrfurchtsvoll die Knute küssen, womit ihr Tyrann ihren Rücken zerfleischt hat. Er wollte über die Polen, wie einst Iwan Wasiljewicz über die Musko-

witer herrſchen; er wollte ſie bis zu Thieren oder noch unter die Thiere erniedrigen; aber er ahnete nicht, daß die Polen keine Moskowiter ſind, und daß er in ganz andern Zeiten lebte, als Iwan Waſiljewicz, ſo ähnlich er dieſen auch in ſeiner Handlungsweiſe und in ſeinen Geſinnungen ſeyn mochte!

Obgleich alle vaterländiſch-geſinnten Polen, das heißt, die ganze Nation, mit Ausſchluß jenes, aus wenigen Hunderten beſtehenden Abſchaums von Böſewichtern und Verworfenen, die ſich aus Eigennutz, aus Ehrgeiz, und vielleicht ſelbſt aus Noth den Ruſſen zugeſellt hatten, in dem Wunſche und dem Vorſatze übereinſtimmte, das moskowitiſche Tyrannenjoch abzuſchütteln, ſo dauerte es doch lange, bis ein, der Ausführung dieſes Vorhabens günſtiger Moment erſchien. An dem Gelingen durften die Polen nicht zweifeln, wenn ſie es allein mit den Ruſſen zu thun hatten, denn obgleich Rußlands numeriſche und materielle Macht der polniſchen weit überlegen war, ſo beſaß Polen dagegen ein ſehr großes Uebergewicht an moraliſcher und geiſtiger Kraft, welches in einem ſolchen Kampfe entſcheiden mußte. Es war aber vorauszuſehen, daß Polen im Fall eines Aufſtandes gegen Rußland nicht bloß mit ſeinen nordiſchen Bedrückern, ſondern auch mit Oeſterreich und Preußen einen Kampf würde beſtehen müſſen, zumal da dieſe beiden Mächte ſelbſt Theil an dem polniſchen Raube genommen, und deßhalb ein doppeltes Intereſſe hatten, Rußland zur Unterdrückung einer Revolution den kräftigſten Beiſtand zu leiſten, weil ſie im entgegengeſetzten Fall beſorgen mußten, daß die Bewohner der, ihnen unterworfenen polniſchen Provinzen dem Beiſpiele ihrer Mitbrüder in dem ruſſiſchen Königreiche Polen folgen und ſich der Revolution anſchließen möchten. Daß die Polen mit all' ihrer moraliſchen Kraft, mit all' ihrem Enthuſiasmus für Freiheit, Vaterland und Menſchenrecht gegen eine ſo ungeheure phyſiſche Obergewalt nichts würden ausrichten können, ſahen ſie ein, denn wenn man auch recht gut wußte, daß die

Völker ganz anders dachten und fühlten, als ihre Beherrscher, und daß selbst die Bewohner der civilisirten Provinzen von Rußland weit entfernt seyn würden, freiwillig Hand anzulegen, um die polnische Nation in ihren Fesseln zu erhalten, so wußte man doch gleichfalls, daß die stehenden Heere größtentheils willenlose Massen sind, die sich von ihren Herrschern zu jeder Unbill gebrauchen lassen, und daß man also immer eine physische Kraft gegen sie haben würde, der man unterliegen müßte. Das zeigten sogar die Ereignisse der neuern Zeit; österreichische Heere hatten Neapel und Piemont, französische, die einst für Freiheit und Menschenrechte gefochten, hatten Spanien wieder in die eisernen Fesseln des absolutesten Despotismus und des giftigsten Pfaffenthums eingeschmiedet, und England, das konstitutionelle, freie England war gleichgültiger Zuschauer gewesen und hätte Oesterreichern und Franzosen Geld und Waffen zu den erbärmlichsten Trauerspielen und Staatsaktionen geliefert. Von den übrigen europäischen Mächten war kein Beistand zu erwarten, und man durfte nicht einmal von Seiten der Nationen auf so viel Unterstützung rechnen, wie den Griechen zu Theil geworden war; denn wenn auch die Völker sich noch so laut und lebhaft für die Sache der Polen erklärt hätten, so würde man doch den Polenfreunden weder erlaubt haben, ihnen zu Hülfe zu ziehen, noch ihnen Geld, Waffen und andere Bedürfnisse zu senden. Auf Beistand von Seiten der, mit Griechenland fast über ihre Kräfte beschäftigten, in ihren Finanzen und überhaupt in ihrem Innern zerrütteten Pforte war durchaus nicht zu rechnen; denn wie hätte sie, die genug mit sich selbst zu thun hatte, es wagen sollen, sich mit Rußland, Oesterreich und Preußen zu verfeinden, um den Polen zu helfen?

Die letztern mochten also ihr Auge hinwenden, wo sie wollten, so erblickten sie auf den größern Thronen Feinde; in den Völkern und in einigen mindermächtigen Fürsten wohl Freunde, aber Freunde, die ihnen nichts weiter als herzliche Theilnahme und gute Wünsche darbieten konnten. Wäre

ſelbſt unter den mindermächtigen Königen und Fürſten noch Einer oder der Andere geweſen, der ſich aus Gefühl für Menſchen- und Völkerrecht ihnen gegen ihre moskowitiſchen Bedrücker und deren mächtige Bundesgenoſſen hätte helfen wollen, welcher hätte es wagen dürfen, ohne Krone und Scepter auf's Spiel zu ſetzen?

Dennoch ließen die Polen keineswegs den Muth ſinken; es war aber nicht allein der Muth, den der Enthuſiasmus für Freiheit und Vaterland einhaucht; es war auch der Muth der Verzweiflung über den unleidlichen Druck und die Grauſamkeiten, die ſie erdulden mußten. Es bedurfte hier keiner Aufwiegelungen, um das Volk gegen die ruſſiſche Tyranni zu verhetzen; keiner geheimen Geſellſchaften, um revolutionäre Grundſätze zu verbreiten; keiner ausländiſchen Emiſſäre, um die Herzen der Polen dem „angebeteten Monarchen," dem „großherzigen Vater" Nikolaus, wie deſſen Holofernes ihn nannte, abwendig zu machen; der großherzige Vater Nikolaus, der, beiläufig geſagt, für ſo alte Kinder, wie die Polen ſind, etwas zu jung iſt, indem ſchon eine große, kraftvolle polniſche Nation daſtand, als noch kein Romanow den moskowitiſchen Czarenthron erklettert hatte, und als an den Papa Nikolaus noch gar nicht gedacht wurde; der großherzige Vater Nikolaus, ſage ich, ſein liebenswürdiger, ſtets geiſtvoller Bruder Konſtantin, der Schurke Nowoſiltzoff, der geldgierige, ſpitzbübiſche und verworfene Roznieckí und ihre Genoſſen, Schergen und Büttel hatten bereits Alles gethan, um die ganze Nation, die Bewohner der Paläſte ſowohl, wie jene der Hütten, die Adelichen ſowohl, wie die Bürger und Bauern, die Geiſtlichen und die Laien, die Krieger und Nichtkrieger, die Katholiken und Proteſtanten, Juden und Muhamedaner, Männer, Weiber und Kinder gegen das ſanfte ruſſiſche Joch zu em, pören! Selbſt die geduldigſte, gutmüthigſte Nation, und wenn ſie gleich ſeit Jahrtauſenden unter dem Scepter oder dem Kantſchu des großherzigen, angebeteten Vaters

und seiner glorreichen Ahnen gelebt hätte, würde durch eine solche Menge von Gräueln und Unwürdigkeiten jeglicher Art, womit man die Polen seit fünfzehn Jahren bedrückte, zur Wuth und zur Verzweiflung gebracht worden seyn; sie würde ihre Ketten zerrissen und wo möglich ihre Tyrannen damit zerschmettert haben. Wie vielmehr mußte dieser Fall aber bei einer Nation eintreten, die von so hohem Enthusiasmus für Freiheit, Vaterland und Selbstständigkeit beseelt war; die ehrenwerth und stolz ihre ehrlosen, despotischen und sklavischen Bedrücker verabscheute und haßte, und schon seit langer Zeit einen glühenden, durch die vielen ihr zugefügten Ungerechtigkeiten erzeugten Zorn gegen die Russen im Busen trug? Mit einem solchen Volke hätte die russische Regierung, wenn sie klug hätte seyn wollen, auf eine ganz andere Weise, auf das Zarteste und Liebevollste verfahren müssen, um wenigstens für's Erste jenen Zorn zu besänftigen und zu beschwören; sie hätte nicht die alten, kaum vernarbten Wunden durch neue wieder aufreißen, nicht die noch tobenden Schmerzen durch die beißendsten und ätzendsten Mittel vermehren sollen!

Es giebt wenig Völker, die eine so außerordentliche, bewundernswerthe Liebe zu ihrem Vaterlande besitzen, wie die Polen! Bloß für die sehr ungewisse Hoffnung, die Selbstständigkeit ihres, von räuberischen Nachbarstaaten zerrissenen Vaterlandes wieder hergestellt zu sehen, bluteten viele Tausende von ihnen unter fremdem Himmel und auf fremder Erde zum Besten einer fremden Sache. Viele Tausende derselben trugen ein Säckchen voll heimischer Erde auf ihrem Herzen und legten es des Nachts unter ihr Haupt, um doch auf vaterländischer Erde zu schlafen. Der enthusiastische Wunsch, daß ihr Vaterland wieder frei, selbstständig und groß in's Daseyn und in die Reihe der unabhängigen Staaten eintreten möge, herrscht übrigens allgemein, nicht bloß in dem, durch die russische Knute zur Verzweiflung gebrachten Königreiche Polen und den mit Rußland vereinigten polnischen Provinzen, sondern auch selbst in denjenigen, zu

dem ehemaligen Polen gehörigen Landschaften, die unter einer vernünftigen und weit mildern Regierung stehen, wie zum Beispiel das Großherzogthum Posen, aus welchem, laut öffentlicher Blätter, viertausend Einwohner nach Polen gegangen sind, um ihren dortigen Brüdern und Landsleuten gegen die Russen Beistand zu leisten, und die Selbstständigkeit und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes erkämpfen zu helfen, obgleich ihnen dieß bei Strafe der Vermögenseinziehung auf das Strengste verboten ist. Preußischer Seits wird zwar bitter darüber geklagt, daß manche Einwohner des Großherzogthums Posen, die in dieser Provinz angestellt waren und sich zu obigem Zweck gleichfalls nach Polen insgeheim begaben, sich einer großen Unredlichkeit sollen schuldig gemacht haben, nicht bloß durch die heimliche Verlassung ihrer Aemter und Dienste, sondern auch dadurch, daß sie sich von den vorgesetzten Behörden und aus den königlichen Kassen, unter anderm Vorwande, auf ihre Gehalte Vorausbezahlungen machen ließen, um das nöthige Reisegeld nach Warschau zu bekommen. In der That, das ist ganz abscheulich! Uebrigens scheint es mir, daß derjenige, dem man eines der theuersten Güter des Menschen, sein Vaterland auf die unwürdigste Weise geraubt hat, so sehr unrecht nicht handelt, wenn er sich von dem Räuber oder dessen Erben so viel von dem Raube herausgeben läßt, daß es ihm vielleicht noch möglich wird, das ihm entrissene Gut wieder zu erlangen. Ich möchte wenigstens diese Handlung weit lieber, als die Theilung Polens, vor dem Richterstuhl der Moral und der Gerechtigkeit vertheidigen. Preußen hat wahrlich keine Ursache, sich über polnische Unredlichkeit zu beschweren, denn Polen kann ungeheure Gegenrechnungen machen!! Wie dagegen das vorhin erwähnte Verbot mit der Gerechtigkeit und mit den ersten und unveräußerlichsten Rechten der Menschen zu vereinigen ist, möge dahin gestellt seyn.

Jener hohe und bewunderungswürdige Enthusiasmus der Polen für die Wiederherstellung der Freiheit und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes ist ganz natürlich. Polen ward als

ein schöner, grüner Baum voll Lebenskraft, voll der prachtvollsten Blüthen, welche die herrlichsten Früchte verhießen, von Räuberhänden gefällt. An Polens Vergangenheit knüpften sich für alle seine Kinder die ruhmvollsten Erinnerungen, an seine Zukunft die glänzendsten Hoffnungen, und gerade in dem Augenblick, als die Blüthen zu Früchten reifen, die Hoffnungen erfüllt werden sollten, wurden sie von dem wilden tobenden Sturm tyrannischer Herrschgier vernichtet. Die polnische Nation war frisch und jugendlich stark; nicht kränkelnd, nicht entnervt, nicht physisch, nicht geistig, nicht sittlich abgestorben, veraltet oder verderbt, wie zum Beispiel die Römer und der größte Theil der Italiener, die Egypter und andere Völker; noch kein Element des Lebens der polnischen Nation war zerstört oder geschwächt, daß man hätte sagen können, man müsse sie durch Einverleibung und Verschmelzung mit andern wieder veredeln, verjüngen und zu einem neuen, bessern Daseyn erwecken, damit sie als politisch-moralischer Leichnam ihre Nachbaren nicht sittlich und geistig verpesten möge. Sie hatte sich auf dem Reichstage von 1791 weise und vortreffliche Institutionen gegeben, die ihr Glück und ihre weitere Entwickelung sicherten, und allen ihren Angehörigen ihre Freiheit und ihre Rechte als Menschen verbürgten. Alle fünf und zwanzig Jahre sollte die Verfassung durchgesehen und nach Maßgabe der Bedürfnisse und der Umstände verändert werden. Unter diesen Bedingungen durfte also auch diejenige Klasse des Volks, welche von der Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen war, darauf rechnen, bei höherer Ausbildung und Entwickelung ihrer geistigen Anlagen, wozu die zweckmäßigsten Maßregeln getroffen wurden, völlig gleiche Rechte mit dem Adel und dem Bürgerstande zu erlangen; denn was hätte es 1791 den guten Landleuten in Polen, die dazumal weder schreiben noch lesen, noch mündlich ihre Ideen und Wünsche vortragen konnten; was hätte es ihnen gefruchtet, sage ich, wenn man ihnen wirklich das Recht hätte zugestehen wollen, aus ihrer Mitte Abgeordnete zum

Reichstage zu wählen? Sie hätten ja doch von diesem Rechte weder zum Nutzen für sich, noch für Andere Gebrauch machen können. Indessen sahen und erkannten sie, daß ihre, nicht bloß in Hinsicht der Geburt, sondern auch in sittlicher und geistiger Rücksicht höher stehenden Landsleute und Mitbrüder ihr Bestes herzlich wünschten und für sie sorgen wollten, das erkannten und sahen sie, und ihr Vaterland ward ihnen lieb und werth. Polens Adel hat im Ganzen genommen noch immer bewiesen, daß sein Adel nicht bloß auf Eselshaut, sondern daß er im Herzen geschrieben steht! Mögen Nikolaus, Konstantin und Diebitsch also den polnischen und lithauischen Adel noch so laut schmähen und anklagen, daß die Revolution eigentlich bloß sein Werk, oder das Werk einiger seiner Angehörigen sey; daß er nur die ackerbautreibende Klasse wieder in das schmähliche Joch der Leibeigenschaft einzwängen und sich auf den Trümmern seiner Mitbürger erheben wolle; so leuchtet doch die Unwahrheit dieser Beschuldigungen aus der ganzen Handlungsweise des Adels und besonders auch aus den Beschlüssen des gegenwärtigen Reichstages zu deutlich hervor, als daß sie einer Widerlegung bedürften. Die Leibeigenschaft ward bereits vor 25 Jahren in Polen aufgehoben, und dieß wäre schon früher durch den Reichstag von 1791 und durch die Verfassung vom 3ten Mai geschehen, wenn die Großmutter des Kaisers Nikolaus, die große Katharina II., diesen Reichstag und die von ihm gegebene Verfassung nicht für jakobinisch erklärt und sich jeder Verbesserung des Zustandes der Bauern aus dem einfachen Grunde widersetzt hätte, in den Herzen der Landleute jeden Funken von Vaterlandsliebe auslöschen und ertödten zu lassen, damit es ihr, bei dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit dieser Hauptmasse der Nation, desto leichter werden möge, des ganzen Landes sich zu bemächtigen! Katharina II. wollte auf den Trümmern der Polen, so wie jetzt Nikolaus I. auf ihren Leichenhügeln und Aschenhaufen, ihre Herrschaft grün-

den, und daher suchte sie alles Schlechte bei den Polen zu verewigen, alles Gute zu hindern! Sie war der böseste unter allen Dämonen, welche die Polen verwünschen müssen; wie sollten sie denn ihrem Enkel mit Liebe und Vertrauen huldigen können? Möge er sich auch noch so oft ihren Vater nennen; er ist gegen sie ein Vater, wie Saturn, wenig schlimmer; dieser aß seine Kinder auf, und Nikolaus läßt die seinigen todtschießen, aufhängen, nothzüchtigen und lebendig verbrennen.

Die von russischer Seite ausgesprochenen und in einigen deutschen Zeitungen wiederhallenden Anklagen, daß die polnischen Edelleute die Landleute aufzuwiegeln suchen, um sich von der milden, den Bauern so günstigen russischen Oberherrschaft zu befreien und die sklavische Leibeigenschaft herzustellen, ist, insofern sie aus dem Munde der Russen kömmt, ganz besonders und im höchsten Grade läppisch und sonderbar. Man werfe doch nur einen einzigen Blick auf den Zustand der Bauern in Rußland, dann wird man ein vollständiges Bild von der Weisheit, der Milde und Menschenfreundlichkeit der russischen Regierung haben! Jeder Edelmann hat dort das Recht, seine Bauern zu verschachern, zu vertauschen, zu verspielen, wie und an wen er will. Die Männer werden ihren Frauen, die Kinder ihren Eltern, die Eltern ihren Kindern entrissen, und oft viele hundert Werste weit demjenigen zugeschleppt, an den ihr Despot sie verspielt, verkauft oder auf andere Weise veräußert hat, ohne daß sie hoffen dürfen, die Ihrigen jemals wieder zu sehen! Da helfen keine Thränen, kein Jammern, kein Flehen; die heiligsten Bande der Menschheit werden vernichtet, und die milde, weise, großherzige, väterliche Regierung Rußlands sieht ruhig zu, ohne dem Gräuel zu wehren. Ja, die Kaiser selbst verschenken dort ihre Bauern zu Tausenden, als ob es Rechenpfennige wären. Man macht es in Rußland mit den Bauern, wie auf dem Wiener Kongreß mit den Seelen, und wie die Viehhändler mit Schafen und Kühen, die Juden mit sal-

schen Groschen und Thalern, mit alten Kleidern und Möbeln, mit schlechten Staatspapieren und Lotterieloosen es machen! Man behandelt sie wie leblose Waare oder höchstens wie Vieh, nur daß man mit dem letztern mehr Erbarmen und Mitleid hat, als mit ihnen. Man sage ja nicht, daß dieß nicht mehr so ist, wie ehemals; es ist noch immer dasselbe; der großherzige Vater hat noch nichts zur Verbesserung des Bauernstandes gethan*) und wird nichts dafür thun, im Gegentheil möchte er gerne alle civilisirten Nationen in den Zustand versetzen, in welchem sich seine Korjäken und Kalmücken befinden. Er würde auch schon längst Anstalt hierzu gemacht haben, hätten nicht die Polen seinem Streitroß so mächtig in den Zügel gegriffen, und es von den Ländern der Civilisation zurückgehalten.

Der polnische Adel ist weit davon entfernt, die freien polnischen Bauern zu Sklaven zu machen; er will nicht bloß Freiheit für sich selbst, sondern für alle seine Landsleute und Mitbrüder.

Alle Polen, Bauern und Edelleute, Geistliche und Weltliche, sie mögen unter dem russischen oder unter einem andern Scepter stehen, sind von gleichen vaterländischen Gefühlen und von gleichem Haß gegen die Russen beseelt! Sie bringen mit Freuden Alles, selbst ihr Leben dar, um die Freiheit und Selbstständigkeit von dem fremden Joch wieder zu erringen.

Der Fürst Lubecki und der Landbote Jezierski, welche abgesandt wurden, um dem Kaiser Nikolaus über die Ursachen und die Umstände der Revolution mündlich Auskunft zu geben, handelten daher sehr unvernünftig und ungerecht gegen ihr Vaterland, daß sie die Ereignisse in Warschau bloß für das Werk einer sehr geringen Anzahl junger Leute erklärten, und ihn versicherten, daß die Mehrzahl der Nation und der Armee dem Unternehmen einer „geringen Anzahl

*) M. s. May St. Petersbourg et la Russie. Par. 1830.

junger unsinniger Leute durchaus fremd gewesen, der kaiserlichen Dynastie ergeben sey, das war durchaus unwahr. Die ganze Nation, mit Ausnahme des Lumpengesindels der polnisch-russischen Spione und Aufpasser, theilte die Gesinnungen jener jungen Leute, die den Aufstand begannen. Schon seit vielen Jahren harrte man auf eine günstige Gelegenheit, das russische Joch abzuschütteln, und diese Stimmung, dieser Wunsch war der Wunsch und die Stimmung aller Stände und Volksklassen, sowohl der Reichen, als der Armen. Das weiß ich, obgleich ich schon seit langer Zeit nicht in Polen war. Besonders that der Graf Jezierski sehr übel, daß er dem Kaiser sagte: alle Gemüther in Polen wären, nach Vertreibung des Großfürsten und seiner Schicksalsgenossen, von der heftigsten Furcht ergriffen gewesen. Die meisten Polen würden, hätten sie diese Unterredung des Landboten Jezierski mit dem Kaiser angehört, ihn Lügen gestraft haben mit dem Zurufe:

Männer sind wir und Helden, wir kennen die Furcht nicht!

Der Graf Jezierski vergaß als Hofmann die Pflichten gegen sein Vaterland, und verläugnete aus falscher Ehrfurcht gegen den Kaiser die Wahrheit. Hätten die Herren Lubecki und Jezierski nicht besser gehandelt, wenn sie Schillers Ausspruch:

Männerstolz vor Königsthronen,

befolgt, dem Kaiser offen und redlich alle Umstände der Revolution entdeckt, ihm die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit, so wie des Nationalwunsches, sich von der russischen Herrschaft loszumachen, entwickelt hätten, ohne dabei die mindeste schonende Rücksicht auf Konstantin zu nehmen; hätten sie ferner durch die Darstellung seines eigenen Verfahrens und der Handlungsweise seines Bruders die Gerechtigkeit jenes Wunsches bewiesen, dann möchte der Kaiser Nikolaus ganz anders gehandelt haben; denn obgleich ihm sein inneres Bewußtseyn sagen mußte, daß er durch seine Wortbrüchigkeit

und seine Rechtsverletzungen alle Verpflichtungen aufgelöst hatte, welche die Polen gegen ihn gehabt haben konnten, so fand er doch in dem Bericht des Grafen Jezierski und des Fürsten Lubecki, wornach die Revolution blos das Werk „einer geringen Zahl junger unsinniger Leute" und die größte Mehrzahl der Nation mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden war, Entschuldigungsgründe genug für sein Verfahren, und Jezierski's Versicherung, alle Gemüther wären von der heftigsten Furcht ergriffen, mußte den Kaiser Nikolaus noch mehr in dem Glauben bestärken, daß er mit leichter Mühe durch den Sanherieb Diebitsch-Sabalkanski die Angelegenheiten auf den vorigen Standpunkt würde zurückführen können. Es ist ein großes Unglück für die Völker, daß die Wahrheit nur in den Hütten und höchst selten in den Palästen eine Herberge findet. Sie ist eine arme Bettlerin, die nicht gehört, sondern schnöde verhöhnt und wohl gar gefesselt und eingekerkert wird, wenn sie aus guter Absicht die Großen der Erde vor der Gefahr warnt, von der sie bedroht sind. Erst dann, wenn ihre Prunkschlösser und ihre hölzernen, mit Sammt überzogenen Gerüste in Schutt und Asche liegen, erst dann beklagen sie, daß sie dem Rath der armen Bettlerin nicht gefolgt sind, und daß sie sich von den schmeichlerischen, süßklingenden Einflüsterungen ehrgeiziger und trügerischer Höflinge haben bethören lassen.

Die Polen haben gar häufig das Unglück, in der Wahl ihrer Leute Mißgriffe zu thun; so ist es ihnen bei manchen ihrer Könige, ihrer Reichstagsmarschälle, ihrer Minister, ihres Diktators gegangen, und so ging es ihnen auch in Hinsicht der Herren Lubecki und Jezierski. Daß der Letztere dem Kaiser Nikolaus fast inniger als seinen Landsleuten und Mitbürgern ergeben war, und daß zwischen Beiden ein sehr trauliches Verhältniß bestand, scheint der herzliche, wahrhaft freundschaftliche Empfang von Seiten des Kaisers zu beweisen, der ihm die Hand drückte mit den Worten: „Willkommen, lieber Jezierski, es freut mich ausserordentlich,

Sie hier zu sehen!“ Hätte der Graf jenes Verhältniß und diese gute Stimmung des Monarchen übrigens gehörig benutzt, und dem Kaiser offen und ehrlich die Wahrheit gesagt; wie viel Mißgeschick möchte er dann von seinem Vaterlande haben abwenden können? Doch vielleicht war es im Rath der Vorsehung beschlossen, daß keine gütliche Aussöhnung zwischen Polen und Rußland statt finden sollte, wodurch dieses bloß in den Stand gesetzt worden wäre, seine ganze Macht gegen die Staaten der Civilisation zu wenden, alle freisinnigen Institutionen zu stürzen und überall das System der Knute und des absolutesten Despotismus einzuführen. Selbst Polen würde von einer solchen Aussöhnung nicht den mindesten Nutzen gehabt haben! Die Wortbrüchigkeit Rußlands ist durch sein ganzes Verfahren sowohl gegen Polen, wie gegen andere Staaten zu deutlich bewiesen, als daß man in seine heiligsten Zusicherungen, ja selbst in seine Eide das mindeste Vertrauen setzen dürfte. Hätte der Kaiser Nikolaus im Fall einer gütlichen Aussöhnung mit Polen seinen, gegen die civilisirten Staaten beabsichtigten Kreuzzug unternehmen und glücklich beendigen können, und wäre es ihm auch nur halb gelungen, seine herrschsüchtigen Plane auszuführen, und mit Hülfe seiner Verbündeten den unbeschränkten Monarchismus in den konstitutionellen Staaten Deutschlands herzustellen, so würde er sicherlich alle Zugeständnisse, die er den Polen gemacht hätte, zurückgenommen haben, und sie würden dann unglücklicher geworden seyn, als jemals zuvor, indem sie die Rache eines stolzen, tiefgekränkten Selbstherrschers noch hätten empfinden müssen.

Es war nicht bloß der Wunsch einiger Wenigen, sich von der russischen Tyrannei zu befreien, sondern der Wunsch der ganzen Nation; und selbst diejenigen Polen, die nicht das Unglück hatten, unter der russischen Knute zu stehen, die Einwohner Posens und Galiziens, stimmten mit dem Nationalwunsch, daß ihr Vaterland von aller fremden Herrschaft frei werden, und aufs Neue als selbstständiger, unabhängiger Staat

in den europäischen Staatenkreis eintreten möchte, vollkommen überein, und boten Alles auf, um diesen Wunsch zu erreichen.

Eine ungeheure Menge von Brennstoff war sowohl in dem Königreiche Polen, als in den, dem moskowitischen Czarenthum einverleibten polnischen Provinzen aufgehäuft; es bedurfte nur eines Funken, um ihn zu entzünden, und eines einzigen freien Luftzuges, um ihn in hellen Flammen auflodern zu sehen. So sehnsuchtsvoll indessen alle Polen auf eine günstige Gelegenheit harrten, die tyrannischen Fesseln zu zerreißen, so schien doch ein solcher Moment, wie eine schwimmende Insel auf dem Ozean, sich immer weiter von ihnen zu entfernen, je näher sie ihm zu kommen glaubten. Vergebens hatten manche vaterländisch gesinnte Polen gehofft, der russische Feldzug gegen die Pforte würde die Macht Rußlands brechen, und ihnen eine Gelegenheit zu ihrer Befreiung darbieten. Man hatte hiebei besonders darauf gerechnet, daß Diebitsch nichts weniger, als ein großer Feldherr ist, und daß er mit den Türken, die für ihre Moscheen und ihren Islamismus zu fechten glaubten, bald einen verzweiflungsvollen Kampf bestehen müsse. Dann konnte Polen in seinem Rücken eine Diversion machen, und sich ohne großen Widerstand zu neuer Selbstständigkeit erheben, indem das, von Truppen und Geld entblößte Rußland, das ausserdem noch gegen Persien fechten mußte, unfähig gewesen seyn würde, seine Oberherrschaft in Polen zu schirmen. Allein Diebitsch hatte in den Türken eine entnervte und entsittlichte Nation gegen sich, die noch überdies in ihrem Innern auf mancherlei Weise entzweit und verfeindet war, und von einem so niedrigen Baum ward es ihm leicht, Lorbeeren zu pflücken. Siegreich und von seinem Kaiser mit einem prunkenden Namen beschenkt, kehrte der Uebermüthige nach Petersburg zurück, und wähnte jetzt, mit eben so geringer Mühe die ganze Welt zu besiegen *). Die bedeutende Anzahl

*) Diebitsch fragte, voll Stolz auf seine Siege in der Türkei und um die Polen in Schrecken zu setzen, den polnischen Obersten Wyle-

der polnischen Krieger, welche sich im Jahr 1828 bei dem russischen Heere in der Türkei befanden, trug übrigens nicht wenig dazu bei, die Anstrengungen der Russen gegen die Pforte zu lähmen, indem die Moskowiter immer fürchten mußten, zwischen zwei Feuer zu kommen. Der Argwohn des Kaisers Nikolaus gegen die Polen, auf deren Anhänglichkeit er, wie er recht gut wußte, keineswegs rechnen durfte, und von deren wohlverdientem Haß er im Gegentheil alles Mögliche zu besorgen hatte, war auch der Grund, daß er seine Siege nicht bis aufs Aeußerste verfolgte, und hiedurch ward Konstantinopel gerettet. Die, von den Lobrednern Rußlands so hochgepriesene, großherzige und edelmüthige Mäßigung des Kaisers entsprang also im Grunde bloß aus Vorsicht oder aus Furcht. Der, für Rußland glückliche Ausgang des Krieges, wodurch die Pforte, welche so ungeheure Kontributionen zahlen mußte, in hohem Grade geschwächt ward, vernichtete zwar die Hoffnungen der Polen für jenen Augenblick, aber dies raubte ihnen nicht den Muth, von der Zukunft zu erwarten, was die Gegenwart verweigerte.

Endlich, in den letzten Tagen des Julius 1830, trat das große Ereigniß ein, das alle despotischen Throne in ihren Grundfesten erschütterte, nichtkonstitutionelle und absolute Monarchen in Angst und Schrecken, alle Völker und alle Freunde der Menschheit in Freude und Entzücken versetzte, und die civilisirten, vom Sklavenjoch bedrückten Nationen anreizte, die heiligen, unveräusserlichen Rechte zurück zu fordern,

---

zynski: „Kennen mich die Polen?“ Sie haben ihn nachher bei Grochow, bei Wawr und an andern Orten kennen gelernt und er sie gleichfalls. Er hat bewiesen, daß er zwar die abscheulichsten Grausamkeiten gegen Wehrlose zu verüben, aber selbst mit der größten Uebermacht keinen Krieg gegen tapfere, für ihr Vaterland und ihre Freiheit kämpfende Heere zu führen versteht. Diebitsch-Sabalkanski, ein Deutscher, ist einer der größten Schandflecke der deutschen Nation! Mit denselben Waffen, womit er die Polen vernichten will, würde er auch im Stande seyn, sein eigenes Vaterland unter die moskowitische Knute zu bringen, wenn es ihm möglich und nützlich wäre!

welche unbeschränkte Willkühr und Anmaßung theils durch List, theils durch Gewalt ihnen entrissen hatten. Die mächtigsten Verfechter des absoluten Monarchismus mußten jetzt öffentlich und vor den Augen der ganzen Menschheit durch die feierliche Anerkennung Ludwig Philipps von Orleans, als König der Franzosen, ihre elenden Spinnegewebden von Legitimität und von göttlichen, gewissen Familien angestammten, Herrscherrechten zerreißen, und faktisch zugestehen, daß den Nationen das Recht gebühre, nicht allein zu bestimmen, von wem und auf welche Weise sie regiert seyn wollen, sondern daß sie sogar die Befugniß haben, die höchste Gewalt zurück zu nehmen, sobald derjenige, dem sie übertragen worden, sie nicht auf eine, ihren Wünschen und Bedürfnissen gemäße Weise verwendet. Die Anerkennung Ludwig Philipps von Orleans ist von großer praktischer Wichtigkeit; durch sie sind alle Grundsätze des Legitimitätssystems für nichtig erklärt. Es trat hiedurch ein ganz anderes Fürsten- und Völkerrecht ins Leben, als das war, was Alexander von Rußland so gerne auf dem ganzen Erdboden eingeführt hätte. Das glänzende und ruhmwürdige Beispiel der Franzosen, die Ueberzeugung, daß die absoluten Herrscher zu viel in ihren eigenen Häusern zu thun hätten, als daß sie sich um die Angelegenheiten Anderer ernstlich bekümmern konnten, und das Vertrauen auf den Beistand Frankreichs ermuthigte selbst kleine Völkerschaften, diesen, schon so lange ersehnten Augenblick zu benutzen, um ihre Fesseln zu zerreißen.

Belgien folgte zuerst dem Beispiele des großen Nachbarstaats, und wenn man auch gerne zugibt, daß die Quellen der belgischen Revolution nicht alle so rein, nicht alle so edel waren, wie jene der Pariser, so kann man doch immerhin nicht läugnen, daß die niederländische Regierung große Mißgriffe gethan hatte, und daß die Belgier auf mancherlei Weise tief gekränkt und hart gedrückt waren. Gewiß irrt man also gar sehr, wenn man die belgische Revolution bloß als das Ergebniß der Umtriebe katholischer Geistlichen und einiger unruhigen, ehr-

geizigen und selbstsüchtigen Menschen betrachtet. Die hohe Mahlsteuer, die starken Auflagen auf das Getreide, die ungleiche Besetzung der Aemter, von denen die einträglichsten und bedeutendsten fast ausschließlich gebornen Holländern zu Theil wurden, die Beschränkung des öffentlichen Unterrichts und der Preßfreiheit, die Verbannung der französischen Sprache aus allen öffentlichen Verhandlungen, die Abschaffung der Geschwornengerichte, die Entsetzbarkeit der Richter, die Unverantwortlichkeit derselben, so wie auch jene der Minister, waren allerdings höchst wichtige Beschwerden, und König Wilhelm gab keinen sehr einleuchtenden Beweis seiner väterlichen Gesinnungen, als er, statt diesen Beschwerden abzuhelfen, mit Kanonen und Bajonetten die Belgier zum Schweigen bringen wollte.

Die Vereinigung Belgiens mit Holland gehört zu den Meisterstücken jener klugen Diplomaten, die unbekümmert um das Wohl und Wehe der Völker, bloß auf die Befriedigung der Herrschsucht und des Ehrgeizes der Fürsten bedacht sind. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Sitten, die Bedürfnisse, die Wünsche und die Interessen der Nationen zu nehmen, bestimmen sie die Gränzen der Staaten nach der leblosen Landkarte, und wenn auf dieser nur Alles recht schön abgerundet und abgemessen ist, dann ist es schon gut!! Gebirgsketten, Seen, Flüsse, Festungen, die Zahl von geviertten Meilen und von — Seelen, das sind die Regeln, wornach sie die Staaten und Völker unter die irdischen Herrgötter austheilen. Quadratmeilen und Seelen sind die goldenen hesperischen Aepfel, wornach unsere großherzigen Landesväter, unsere Weltbeglücker und Völkerbedrücker eben so lüstern sind, wie „der Fürst, der in der Luft herzschet.“ Darum ist man auch immer so eifrig bemüht, die Zahl der Seelen auszumitteln, nicht um für ihr Heil zu sorgen, sondern um sie nach Hunderten und Tausenden als Rechenpfenninge oder als gemünztes Geld zu benutzen. Hätten manche großherzige und liebevolle Väter den Zauberstab der Circe,

so würden sie mit innigem Vergnügen ihre vielgeliebten Kinder in jene Art von Thieren verwandeln, deren Fleisch die Israeliten nicht essen dürfen, denn sie wissen, daß es, wenn auch nicht ruhmwürdiger, doch weit leichter ist, dergleichen Thiere zu hüten, als vernünftige, aufgeklärte und gebildete Völker zu regieren.

Nach jenen Regeln der Diplomaten, die immer das Unzertrennbarste trennen, das Widersprechendste miteinander vereinigen wollen, ward Belgien mit Holland und Polen mit Rußland verbunden. Die Gemüthlosen wähnen, daß ihre Protokolle den Völkern als ewige und göttliche Gesetze dienen sollen, allein sie irren. Nicht fremde Minister und Diplomaten, sondern die Völker selbst müssen bestimmen, *wie* und *von wem* sie regiert seyn wollen, denn sie müssen ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihre Zwecke am besten kennen, und besser als irgend ein Anderer fühlen und wissen, was ihnen Noth thut. Nur eine Regierung, die aus dem Willen des Volkes selbst hervorgegangen und mit dem letztern gleichsam verwachsen ist, kann Dauer und Festigkeit haben. Wenn man aber die widersprechendsten Bestandtheile zusammen leimt, Bestandtheile, die sich wechselseitig zurückstoßen, so kann man versichert seyn, daß der ganze Bau, und wenn er noch so schön und zierlich im Aeussern da stände, zerfallen und auseinander weichen muß. Dies war denn auch der Fall bei Holland und Belgien, bei Polen und Rußland.

Ueberall drohete der Vulkan, der unter den Thronen des Despotismus tobte, der schrankenlosen Willkühr den furchtbarsten Untergang, denn überall hatte man gesucht, seinen Schlund mit Pech und Schwefel und Pulver zu stopfen und die Flammen mit Oel zu löschen. Man wollte durch tyrannischen Druck eine Unzufriedenheit der Völker ersticken, welche die ganz natürliche Wirkung des vorhergegangenen Drucks war, und hiedurch ward das Uebel noch schlimmer. Statt dem Beispiele einsichtsvoller Fürsten zu folgen, und den Völkern freiwillig zu gewähren, was sie, als vernünftige und denkende Wesen,

nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, ihrer Civilisation und ihrer höhern menschlichen Bestimmung fordern konnten, ward ihnen von manchen Machthabern Alles verweigert, was sie mit dem besten Recht verlangten, ja selbst das, was man ihnen bereits gegeben und zugeschworen hatte, ward ihnen, wie in Polen, wieder entrissen. Durch die großen Ereignisse, wodurch Europa seit vierzig Jahren erschüttert wurde, und durch die kräftigen Lehren, welche die Völker ihren großherzigen Landesvätern gegeben hatten, waren manche derselben nichts klüger geworden, denn jene Ereignisse und Lehren hatten auf sie keinen Eindruck gemacht. Kalt und starr, herz- und gedankenlos standen sie da, wie die Alpen der Schweiz, an denen Stürme und Ungewitter Jahrtausende lang vorüber gehen, ohne eine merkliche Spur zu hinterlassen. Sie trotzten auf ihre Legitimität und auf ihr göttliches, vom Himmel stammendes Recht, über die Nationen nach Willkühr zu herrschen, ein eingebildetes, erlogenes Recht, das sie mit keiner einzigen Urkunde beweisen können: Und diese wunderlichen Grillen, welche die heilige Bundesakte, das Evangelium des Absolutismus, in ihren Köpfen verknöchert hatte, machte sie unfähig, den Geist und die Bedürfnisse ihrer Zeit zu begreifen. Sie wollten stehen bleiben, wo sie waren; die Nationen sollten auf den Standpunkt zurück kehren, auf welchem sie sich vor einem Jahrtausend befunden hatten, und Pfaffen, Jesuiten, geheime Polizeien, Censuren, Bücherverbote, politische Inquisitionen, Ketten und Kerker, Kanonen und Bajonette sollten jenen herrlichen Zustand wieder ins Leben rufen. Das war unmöglich!

Die Braunschweiger, längst der Tollheiten ihres Don Michels überdrüssig, jagten ihn, wie er es verdiente, zum Lande hinaus, und der deutsche Bund, dessen Mitglied er war, fand nicht gerathen, gegen das Volk, welches nichts weiter gethan hatte, als wozu es von Gottes- und Rechtswegen vollkommen befugt war, einen Bannstrahl zu schleudern. Vor zehn Jahren hingegen würden diese Ereignisse, so wie jene in Kassel und Dresden, ganz andere Folgen gehabt haben. Man

würde Kongresse zu Karlsbad, zu Laibach, zu Verona gehalten, ungeheure Protokolle zusammen geschrieben, und vielleicht drei der schönsten Städte Deutschlands, Braunschweig, Dresden und Kassel in Aschenhaufen verwandelt haben, um nur das unbeschränkte monarchische Prinzip in seiner vollen Glorie und Kraft wieder herzustellen! Allein die Verhältnisse hatten sich geändert; die Völker waren aus ihrem Schlummer oder vielmehr aus dem lethargischen Staunen erwacht, in welches sie durch die despotischen Maßregeln ihrer Zwingherren versetzt waren. Der heilige Bund war mit seinem Stifter gestorben, und die Schreckenszeit der Kongresse war vorüber gegangen! Ich sage, die Schreckenszeit, denn in der That, es war eine Schreckenszeit!

Vor dem Kongreß zu Aachen hatten manche gutmüthige Menschen sich oft gefreut, wenn ihre Gewalthaber oder deren Minister, bei denen man einen unerschöpflichen Brunnen der Weisheit und des Erkenntnisses voraussetzte, irgendwo zusammen kamen, um, wie man wähnte, freundschaftlich miteinander über das Wohl und Wehe der Nationen sich zu berathen. Nun, sprach man, nun werden alle Hindernisse hinweggeräumt werden, die dem Glück der Menschheit im Wege standen; nun werden unsere „großen Potentaten" sich darüber vereinbaren, wie sie den Hoffnungen, den Wünschen und Bedürfnissen der Nationen auf eine genügende Weise entsprechen und ihre glänzenden, in den Tagen der Angst und der Noth gegebenen Verfassungen erfüllen wollen! Jetzt ist das tausendjährige Reich im Anzuge, dessen Dauer nicht nach menschlicher, sondern nach göttlicher Zeitrechnung geschätzt werden muß. Nun werden wir bald sehen, wie Gerechtigkeit und Friede, Wohlstand und Freude auf Erden sich küssen und herzen, wie die Löwen und Tieger mit den Schafen und Lämmern so freundlich und friedlich auf der Weide gehen und Gras fressen werden. Seht, das ist die Frucht des heiligen Bundes! Das ist das Werk Alexanders, des Weltbeglückers!

Aber leider war nie oder höchst selten, und dann nur als Nebensache, das Heil der Nationen Gegenstand solcher Berathungen, immer und fast ausschließlich waren es die Interessen der Kabinette, denn wenn es auch gewöhnlich hieß, man wolle die Ruhe, die gesellschaftliche Ordnung und das Glück der Völker in Berathung ziehen und zu befestigen suchen, so verstand man doch hierunter nichts anders, als daß man die unumschränkte Willkühr in ganz Europa begründen, alle freie, geistige Mittheilung gewaltsam hemmen, der höhern Entwickelung der Menschheit nach Möglichkeit Einhalt thun, kurz, daß man die martervollen Fesseln noch stärker und drückender zusammenziehen wollte.

Schon der Kongreß zu Wien hatte manchem Besonnenern die Binde gelüftet, welche ihm die Augen bedeckte; durch die Kongresse zu Karlsbad, zu Troppau und Laibach, durch die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819, durch die Demagogen- und Carbonaribetzen, durch die Verweigerung der so heilig zugesicherten Verfassungen, durch das Verfahren gegen Neapel, Piemont und Spanien ward sie völlig hinweggerissen. Jedes Mal, wenn von einem bevorstehenden Monarchenkongreß die Rede war, schien es Allen, als ob an einem schwülen, glühend heißen Tage sich am Horizont ein furchtbares, schwarzes Gewitter mit Donner und schlängelnden, feurigen Blitzen zusammenzog; Jedem verging Thätigkeit, Kraft und Muth vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten, und hatte sich dann plötzlich das gräßliche Gewitter mit einem entsetzlichen Schlage seines unreinen, schwefelhaltigen, verderblichen und mephitischen Stoffs entladen, dann irrte Alles voll Verwirrung, voll Angst und Schrecken umher, um zu forschen und zu sehen, wo es gezündet habe, denn daß es irgendwo eingeschlagen haben müsse, daran zweifelte Niemand, nur wußte man manchmal nicht: wo und bei wem? Statt, daß sonst nach einem Gewitter die ermattende Hitze nachläßt und Alles zu neuer Lebenskraft, Munterkeit und Frische zurückkehrt, ward durch jedes dieser

Gewitter die gluthvolle, beängstigende Schwüle verdoppelt, ja wohl gar verzehnfacht; Lerchen und Nachtigallen waren verstummt oder getödtet; kein fröhlicher Laut ließ sich weiter vernehmen. Die Blumen und Blüthen der Hoffnung verwelkten, die Saaten, von denen der fleißige Arbeiter den Lohn seiner Mühe erwartete, waren von feurigen Blitzen versengt, und das Wenige, was ihm noch blieb, ward von giftigem, Pest und Verderben aushauchendem Ungeziefer und Unkraut, von Mauthen und Zöllen, von unerschwinglichen Abgaben und Steuern, von Konskriptionen und Truppenaushebungen, von Censuren, Bücherverboten und Konfiskationen, von ungeheuern, auch den letzten Nothpfenning der armen Wittwe verschlingenden Civillisten, von schwelgerischen Hofhaltungen, von Bevorrechtigungen einzelner Familien und Kasten, von einem Heer reichbesoldeter Beamten, von Ungleichheiten der Staatsbürger, vor dem Gesetz und vor den Richterstühlen, von ungleicher und partheiischer Vertheilung der Auflagen theils erstickt, theils aufgefressen. Der gemeine Mann, der überall etwas abergläubisch ist, wähnte sogar: diese Gewitter könnten unmöglich vom lieben Gott herkommen; es müsse durchaus der Böse, der einst mit Ketten der Finsterniß in der Hölle gebunden worden, sich seiner Fesseln entledigt haben, und auf unsere Erde zurückgekehrt seyn, um die furchtbaren Gewitter zu erregen, und jenes giftige, verderbliche und übelriechende Ungeziefer und Unkraut unter den Waizen der Menschheit auszustreuen.

Dem sey, wie ihm wolle! Der heilige Bund, dessen Früchte mit eben so gleißnerischen, salbungsvollen und trügerischen Worten den Völkern empfohlen wurden, wie die herrlichen Aepfel, welche die boshafte Schlange unsern ersten Eltern im Paradiese anpries, war gewiß kein Baum des Lebens für die unglückliche, getäuschte Menschheit, sondern er gehörte in die Klasse der Gifthäume, deren Duft und Schatten sogar tödtlich seyn soll. Das können alle Nationen Europa's, und besonders Frankreich, der größte Theil von Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, Griechenland und Polen bezeugen!

Es war unter diesen Verhältnissen kein Wunder, daß die civilisirten Völker unsers Welttheils durch die Pariser Revolution vom Julius auf das Lebhafteste aufgeregt wurden und mit enthusiastischer Freude die Kunde von den großen Ereignissen empfingen, wodurch der unbeschränkten Willkühr, wie man hoffte, für immer der eiserne Scepter zerbrochen war. Der Donner der Kanonen in Paris hatte alle despotischen Throne von den Ufern des Tajo bis zu denen der Newa erschüttert; alle Völker, die unter dem Joch von Tyrannen seufzten, erblickten in den letzten Tagen des Julius das herrliche Morgenroth einer schönern Zeit und richteten vertrauenvoll ihre Blicke nach Frankreich, um bei einer großen, edeln, aufgeklärten und heldenmüthigen Nation, die von der Vorsehung zur Beschützerin der Freiheit und der Menschenrechte bestimmt ist, für den Nothfall Hülfe und Beistand gegen den Despotismus zu suchen.

Das fürchterliche Schreckensystem, das Konstantin und seine Helfer und Helfershelfer in Polen eingeführt hatten, würde übrigens lange vor der französischen Revolution und den Ereignissen in Belgien und Deutschland allgemeinen Aufstand erregt haben, wenn nicht mehrere besonnene Männer, welche die Umstände und Verhältnisse zu Rathe zogen, so häufig den Sturm beschworen, und ihre weniger bedachtsamen, bis zur Verzweiflung gebrachten Mitbürger von gewaltthätigen Maßregeln zurück gehalten hätten. Es ist noch nicht Zeit; wir müssen einen günstigern Augenblick erwarten, sprachen die Klügern. Ausser Rußland haben wir zwei mächtige Nachbaren, deren Interesse es ist, uns unter dem Joch unserer moskowitischen Tyrannen zu erhalten, weil sie sonst fürchten müßten, daß unsere, in den, der österreichischen und preußischen Herrschaft unterworfenen Provinzen sich gleichfalls erheben und sich mit uns vereinigen möchten. Wir würden also nicht allein Rußland, sondern auch jene beiden Mächte wider uns haben, und trotz aller moralischen Kraft in dem ungleichen Kampfe zu Grunde gehen. Der Zeitpunkt ist noch nicht da,

um einen Versuch zur Wiedererlangung unserer Freiheit zu wagen. Durch Uebereilung würden wir nicht allein uns selbst, sondern alle unsere Mitbürger, ohne die mindeste Hoffnung eines glücklichen Erfolges, der gänzlichen Vernichtung unnützer Weise Preis geben; man würde zu Ehren des unbeschränkten Despotismus, der göttlichen, vom Himmel stammenden Selbstherrscherrechte und des heiligen Bundes unser gevierttheiltes, schon so oft verheertes Land in eine Wüste voll Blutströme, voll Leichenhügel und Aschenhaufen verwandeln, und kein Volk in Europa könnte in diesem Moment, wo fast Alles unter dem erdrückenden und vernichtenden Druck der schrankenlosesten, frevelhaftesten Willkühr schmachtet, uns den mindesten Beistand gewähren. Allein es läßt sich voraussehen, daß dieser Druck nicht mehr lange dauern kann; daß andere Nationen, deren politische und geographische Lage einem solchen Unternehmen günstiger ist, als die unsere, aus ihrem finstern, verzweiflungsvollen Stumpfsinn erwachen, die Ketten, womit sie gefesselt sind, zerbrechen und sie ihren Tyrannen ins Gesicht schleudern werden; dadurch wird auch uns die Gasse der Freiheit geöffnet sein!" Durch diese und ähnliche Vorstellungen, welche die einsichtsvollern Polen ihren, durch Konstantins Gräuelthaten aufs Aeusserste gereizten Mitbürgern machten, wurden manche Gemüther für den Augenblick beruhigt, und man ließ es sich gefallen, die große Stunde der Rache zu erwarten, die gewiß, wie alle Verhältnisse des Auslandes zeigten, sehr bald schlagen mußte.

Die polnische Revolution war also eben so wenig, wie die belgische und wie die Volksbewegungen in Deutschland, eine Nachahmung oder eine Wirkung der französischen, und noch weit weniger ein Ergebniß von Aufwieglungen einheimischer Demagogen und ausländischer Emissäre, wie man russischer Seits der Welt so gerne vorzuspiegeln sucht, um die Menge der Abscheulichkeiten zu verhüllen, wodurch Rußland selbst diese Revolution ins Daseyn gerufen hat. Wäre die Verfassungsurkunde nicht so treulos, so meineidig verletzt und

vernichtet, und hätte man nicht so gewaltthätig und grausam die heiligsten Rechte und die zartesten Gefühle der Menschheit mit eisernem Fuße zertreten; so möchten die Polen vielleicht nach und nach die frühern, durch so viele jammervolle Denkmale ihnen, fast auf jeden Schritt zurückgerufenen Ungerechtigkeiten Rußlands verschmerzt haben, und durch ein späteres, rechtliches Verfahren ihrer russischen Gebieter wegen der Vergangenheit versöhnt worden seyn. Allein dies war nicht der Fall; nie und nirgend ward von russischer Seite ein versöhnender Schritt gethan, im Gegentheil bot man noch selbst nach der französischen Revolution, wo doch die Gemüther im höchsten Grade aufgeregt waren, und man gewiß die größte Ursache hatte, mit Schonung zu verfahren, Alles auf, um das Joch des Autokraten so schwer als möglich zu machen. Durch gänzliche Herabwürdigung und durch den unerträglichsten Druck wollte man den Polen durchaus den Muth rauben, die günstige Gelegenheit zu benutzen, welche ihnen die Ereignisse des Jahres 1830 zur Wiedererringung eines freien und selbstständigen Vaterlandes darboten.

Die Pariser Revolution und die Begebenheiten in Belgien und Deutschland machten natürlich auf den großherzigen Vater Nikolaus einen ganz andern Eindruck, als auf seine ungehorsamen Kinder im Königreich Polen. Diese, voll Hoffnung, daß der Tag ihrer Erlösung bald anbrechen würde, fingen an, freier zu athmen; die Berathungen über politische Gegenstände und besonders über das Beste des Vaterlandes wurden lebhafter, die wechselseitigen Mittheilungen offener, denn Jedem leuchtete es ein, daß es jetzt oder vielleicht nie möglich seyn würde, die so schändlich geraubten Güter wieder zu erkämpfen. Das Verhalten der deutschen Fürsten bei den Ereignissen in Belgien und besonders in Braunschweig, Kassel und dem Königreiche Sachsen zeigte deutlich genug, daß man endlich einmal anfing, die Nothwendigkeit einzusehen, der aus tiefgefühlten Bedürfnissen entspringenden Volksstimme nachzugeben, und daß selbst die absoluten Herrscher Deutschlands

ſich nicht mehr getrauten, mit Kanonen und Bajonetten gegen das, nicht allein bei den Völkern, ſondern ſelbſt bei den Heeren verbreitete Ideenreich zu Felde zu ziehen. Die Polen durften alſo darauf rechnen, daß von deutſcher Seite wenig zu beſorgen war, zumal da Frankreich, als kraftvoller und heldenmüthiger Beſchirmer der Freiheit und der Menſchenrechte drohend mit einer großen Heeresmacht im Hintergrunde ſtand, und man verſichert ſeyn durfte, daß jeder ächte Franzoſe voll hoher Begeiſterung bereit ſeyn würde, für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit der polniſchen Nation, die ſo viele Ströme ihres edelſten und koſtbaren Bluts in den franzöſiſchen Schlachten und für die Sache Frankreichs vergoſſen, auch ſein Blut und ſein Leben zu wagen.

Ganz anders dachte der Kaiſer Nikolaus! Ihm erſchienen jene Begebenheiten als höchſt ſtrafbare und frevelhafte Eingriffe der Völker in das göttliche Recht ihrer legitimen Gewalthaber, nicht als nothwendige Folgen des ſchreienden Widerſpruchs zwiſchen den allgemeinen Bedürfniſſen und der drückenden Wirklichkeit. Er betrachtete die Umwälzungen und Volksbewegungen in Belgien, in Braunſchweig, in Heſſen, in Sachſen und andern deutſchen Ländern theils als den bloßen Nachhall der Pariſer Revolution, theils als das Werk demagogiſcher Aufwiegelungen, theils auch und hauptſächlich als eine Wirkung der Civiliſation, welche in allen jenen Ländern einen vorzüglichen Höhenpunkt erreicht hatte, und nun den göttlichen Rechten, dem legitimen und abſoluten Selbſtherrſcherthum den Untergang drohete. Er beſchloß deßhalb, mit ſeiner Heeresmacht und mit jener ſeiner Verbündeten die civiliſirten Staaten zu überziehen, in Frankreich, in Belgien und in den deutſchen Ländern den alten Zuſtand der Dinge herzuſtellen, die konſtitutionellen Monarchien in abſolute umzuwandeln, und auf dieſe Weiſe dem freien, politiſchen Aufſchwung der Völker Gränzen zu ſetzen. Die Preßfreiheit, dieſer Dorn im Auge aller unbeſchränkten Selbſtherrſcher ſollte, wie es trotz der ſo heilig beſchwornen Konſtitution in Polen

geschehen war, und wie es auch durch die Ordonnanzen Karls X. hatte geschehen sollen, in allen Staaten vernichtet; die Grundsätze des heiligen Bundes sollten in ihrer vollen Glorie überall hergestellt, und Franzosen und Belgier, Braunschweiger, Sachsen und Hessen sollten auf's Neue nach Veroneser Geigen und Karlsbader Maultrommeln tanzen lernen. Darum rüstete sich Kaiser Nikolaus zum Kriege, denn er wähnte, daß, wenn nur die konstitutionellen Verfassungen in unumschränkte Despotien verwandelt, die Freiheit der Rede und der Presse unterdrückt, und die Grundsätze des absolutesten Monarchismus mit Waffengewalt überall eingeführt würden, dann würden auch alle freisinnigen Ideen aus den Köpfen verbannt seyn; keine Revolutionen würden weiter statt finden; kein Volksaufstand dem Despotismus mehr drohen.

Ehe ich aber weiter gehe, sey es mir erlaubt, noch einige Worte über Preßfreiheit und über den heiligen Bund zu sagen, der unter den jetzigen politischen Verhältnissen schwerlich jemals wieder in's Leben treten wird. Ich bitte Diejenigen, für welche diese Gegenstände, die übrigens mit den polnischen Angelegenheiten in naher Beziehung stehen, kein Interesse haben, einige Blätter zu überschlagen.

Freilich hab' ich schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, in diesem Werke meine Ansichten über Preßfreiheit zu äußern; da aber jetzt an manchen Orten von Censur und Preßgesetzen mehr als jemals die Rede ist, so halte ich es nicht für überflüssig, meine Ideen hier etwas ausführlicher zu entwickeln.

Gott selbst gab den Menschen die Fähigkeit und den Trieb, ihre Gefühle, Begriffe und Gedanken gegen einander auszutauschen, und auf diese Weise sie zu immer höherer Vollkommenheit zu erheben. Wer folglich aus Herrschgier, Eigennutz, Selbstsucht oder einer andern Leidenschaft oder Laune den freien Geistesverkehr zu hemmen sucht, der verletzt die heiligsten Rechte der Menschheit, deren sittliche und geistige Veredlung das erhabene, von dem Schöpfer selbst bestimmte

Ziel unſers irdiſchen Daſeyns iſt, und bloß durch wechſelſeitige Mittheilung erreicht werden kann. Man denke ſich eine Familie oder eine Geſellſchaft von Menſchen, die gemeinſchaftlich mit einander eſſen, trinken und arbeiten, ohne daß jemals Einer von ihnen weder durch Reden, noch durch Blicke, noch durch Mienen einen Gedanken oder eine Empfindung andeuten ſollte; wie ſtumpfſinnig, wie dumm, wie gefühllos werden dieſe Menſchen am Ende werden! Keiner wird Theil nehmen an dem Schmerz oder der Freude des Andern, und ihre Denkkraft wird, ſelbſt bei den beſten Anlagen, ſich nicht weiter ausbilden, als zur Verrichtung ihrer Geſchäfte nöthig iſt. Man gehe nur in ein Arbeitshaus, wo den Züchtlingen alles Sprechen und aller Verkehr mit einander unterſagt iſt! Sie gleichen lebendigen Automaten; ihre Seelenkräfte erſterben; alle Empfänglichkeit für edlere und höhere Gefühle wird vernichtet, und wenn ſie einſt, mit zuſammen geſchrumpften Herzen, nach einer Reihe von Jahren das Arbeitshaus verlaſſen, dann ſind ſie in der Regel zwar zum Böſen unfähig, aber auch eben ſo unfähig zu allem Guten, mit Ausſchluß der groben mechaniſchen Arbeiten, die ſie in ihrem Zuchthauſe erlernt haben. Und gerade in ein ſolches Zuchthaus wollten Nikolaus und Konſtantin das Königreich Polen verwandeln; ſolche Automaten ſollten deſſen Bewohner werden, und zu dieſer Stufe ſittlicher und geiſtiger Erniedrigung wollte man alle civiliſirten Nationen herabwürdigen!

Betrachtet man dagegen eine andere, arbeitſame Geſellſchaft, deren Mitglieder während ihrer Geſchäfte und ihrer Erholungsſtunden ihre Gedanken, Empfindungen und Ideen gegenſeitig austauſchen, wie fröhlich, wie heiter, wie verſtändig und einſichtsvoll werden ſie auch die mühevollſten Arbeiten vollbringen; wie wird jeder Einzelne ſuchen, den Uebrigen ihre Laſt zu erleichtern, und wie innig wird ein Jeglicher unter ihnen an dem Schickſal der Andern, an ihrem Wohlſeyn und ihren Leiden Antheil nehmen! Wechſelſeitige geiſtige Mittheilung iſt das nothwendige Bedingniß der menſchlichen Ver-

vollkommnung und alles ächten Lebensgenusses; sie erhöhet unsere Freude und lindert unsern Schmerz; sie erweitert den Kreis unserer Kenntnisse, berichtigt unsere Begriffe und läutert und veredelt unsere Empfindungen! Ohne Freiheit des Geistesverkehrs ist es den Menschen unmöglich, das Ziel zu erreichen, das Gott ihnen bestimmt hat; sie müssen zur tiefsten Rohheit hinabsinken, und wenn ihrer auch noch so viele Millionen bei einander wohnen, doch eben so sehr verdummen, wie jene Unglücklichen, die, unter den Thieren des Waldes aufgewachsen, für alle geistige und sittliche Ausbildung unempfänglich wurden.

Hätten doch von jeher die Gewaltigen der Erde, und besonders auch jetzt der Kaiser Nikolaus bedacht, daß die Mehrheit der Stimmen immer auf der Seite der Völker ist; daß die Stimmen der Regierenden sich gegen jene der letztern nur verhalten, wie ein Tropfen zum Ocean, und daß es daher sehr weise und vernünftig wäre, gegen eine solche Mehrheit, für die überdieß Vernunft, Recht und Billigkeit stritten, keine gewaltsame Opposition zu wagen; hätten sie überlegt, daß die Menschen mit Bajonetten, Kanonen und Karabinern, mit Kerkern, Ketten und Henkerbeilen, mit Censuren, geheimen Polizeien und Inquisitionen wohl auf kurze Zeit in Furcht gesetzt und zu gegenseitigem Mißtrauen gegen einander veranlaßt werden können; daß aber alle diese Mittel nicht fähig sind, Grundsätze und Ideen zu vertilgen und auszurotten, sondern daß der Ruf der Nationen, sobald sie von ihrem augenblicklichen Schrecken sich erholt haben, leicht in zerstörenden, von flammenden Blitzen begleiteten Donner ausarten kann, der auch das festeste Gebäude, welches diplomatische Klugheit und pfäffische Arglist aufführten, in Schutt und Asche verwandelt; hätten sie endlich nie vergessen, daß die Weltgeschichte eine unerbittliche Richterin ist, die sich weder durch Bestechungen, noch durch Drohungen beschwichtigen läßt, und daß das Meiste von dem, was hienieden für heilig erklärt wird, nicht bloß von den Zeitgenossen verflucht und von

der Nachwelt in dem großen, mit Blut und Thränen geschriebenen Buche der Zeit gebrandmarkt, sondern auch von dem höchsten Richter dereinst mit einem ganz andern Namen wird bezeichnet werden. Hätten die Fürsten, sage ich, dieß immer ernstlich bedacht, so dann würde nie ein solcher Zustand allgemeiner Unzufriedenheit eingetreten seyn; dann würden wir und sie jetzt keiner so furchtbaren Zukunft entgegensehen, als die ist, der wir nun mit jedem Augenblicke näher rücken; dann würden alle die Ereignisse, wodurch Europa seit vierzig Jahren auf das Heftigste erschüttert wurde, nicht statt gefunden haben; die Kaiser Alexander und Nikolaus hätten dann keine polnische Konstitution so heilig beschworen und ihre Eide so treulos gebrochen; der nordische Despot hätte sich dann nicht erkühnt, Polen und Lithauen in ein großes Mord- und Leichengefilde und Europa in ein ungeheures Zuchthaus verwandeln zu wollen; die civilisirten Nationen würden dann so wenig von seinen wilden, barbarischen Räuberhorden, wie von der gräßlichen Seuche, der Brechruhr, bedrohet seyn! Welche Opfer wird nicht allein Polen, sondern auch die ganze Menschheit vielleicht der Herrschsucht, dem Ehrgeiz, der Ländergier dieses einzigen Selbstherrschers noch bringen müssen! Ist ein solcher Autokrat so ungeheure Opfer werth? Und welche Verdienste hat er und seine Dynastie um die Welt, um darauf Anspruch zu machen? Wo sind die Urkunden, durch welche der Himmel ihm das göttliche Recht übertragen hat, die Polen durch die schrecklichste Tyrannei auf den höchsten Grad der Verzweiflung zu bringen? Wo sind die Urkunden, wodurch die Vorsehung Karl X. und andere Despoten in Hinsicht ihrer Völker dergleichen Rechte verliehen hat? Man lege sie doch den Nationen vor Augen, und dann berufe man sich auf göttliche Rechte!

Es ist ein altes, aber sehr wahres Sprüchwort, die Wahrheit findet selten einen freundlichen Wirth, und in den Palästen muß sie in ihrem schlichten, einfachen Kleide um so weniger gute Aufnahme erwarten, da ihre Todfeindin,

die Lüge, in glänzendem, reizvollem Flittergewande dort leider nur zu oft die Stelle der Favorite einnimmt. Aber — sollte der Schriftsteller wohl strafbar seyn, der offen und ohne Hehl den Fürsten und Regierungen die Wahrheit sagt, und ihnen die Mittel andeutet, das Vertrauen und die Liebe der Völker sich zu erwerben und zu erhalten, und wenn sie es bereits verloren haben, es wieder zu gewinnen? Sollte der falschzüngige Ahitophel, mit dem Stern auf der Brust, der heimtückisch getreue Völker und rechtliche Männer als aufrührerische Rebellen, als Demagogen und Aufwiegler bei ihren Fürsten verleumdet, diese zu den kränkendsten, härtesten, unweisesten Maßregeln gegen ihre, sie einst so innig liebenden Unterthanen verleitet, und dadurch vielleicht gar den sich schnell entwickelnden Keim zu den furchtbarsten Erschütterungen und Staatsumwälzungen legt, nicht weit strafbarer seyn?

Das ganze Streben mehrerer Monarchen war darauf gerichtet, alle, sowohl geistige, als materielle Kräfte, die ihnen auf irgend eine Weise zu Gebot standen, zu vereinigen, um das Fortschreiten der Menschen zu höherer Ausbildung zu hemmen, und Alles zu entfernen und zu unterdrücken, was der unbeschränkten Willkühr im Mindesten nachtheilig seyn konnte. Die Einführung strenger Censuren und die Unterdrückung der Preßfreiheit schienen manchen Fürsten und Ministern die zweckmäßigsten Mittel, den „böse Zeitgeist," über welchen man auf Thronen und Kanzeln so laut jammerte, von der Erde zu verbannen. Die Unzufriedenheit der Völker war aber nicht durch Bücher und Zeitungen, sondern durch die bestehenden Verhältnisse bewirkt worden, und sie konnte nur dadurch gestillt werden, wenn man alle jene unheilbringenden, drückenden Einrichtungen hinwegräumte. Millionen Menschen, die außer ihrer Bibel, ihrem Katechismus und ihrem Gesangbuche nie ein gedrucktes Blättchen Papier in der Hand gehabt hatten, klagten eben so bitter, eben so herzergreifend, wie jene, die täglich die neuesten politischen Werke, Flugschriften und Zeitungen lasen; sie fühlten die Lasten, die man ihnen

auflegte, und das dringende Bedürfniß deſſen, was man ihnen widerrechtlich verweigerte; das war genug, um ihren Unwillen aufzureizen.

Gewiß war es manchen Regenten mit dem ſo oft und ſo laut ausgeſprochenen Vorſatze, die Völker glücklich zu machen, kein Ernſt, denn wie würden ſie ſich dann wohl der wichtigſten Mittel beraubt haben, wodurch ſie die Bedürfniſſe und Wünſche ihrer — Unterthanen kennen lernen konnten? Sie wollten keine ſtellvertretenden Verfaſſungen und keine freie Preſſe, ja ſie wollten nicht einmal ein freies Wort in ihren Staaten dulden; auf welchem Wege konnten ſie denn die allgemeine Noth und deren Urſachen kennen lernen? Von ihren Mätreſſen, Beichtvätern, Hofjuden, Kammerherren und andern Höflingen, mit denen ſie ſich umgeben hatten? Ja, wahrlich, die waren vortreffliche Fürſprecher der armen Völker, die von ihnen bis auf den letzten Blutstropfen ausgeſogen und mit dem ſchnödeſten Uebermuth behandelt wurden! Nun, wo ſollten denn die guten Regenten die Urſachen jener allgemeinen Unzufriedenheit ſuchen?

„In der Preßfreiheit! In den politiſchen Schriften und Zeitungen!“ riefen die Verfechter des unbeſchränkten Monarchenthums. „Die Freiheit der Preſſe, die Zügelloſigkeit der Schriftſteller, die allgemeine Leſewuth, das ſind die Urſachen der empöreriſchen Stimmung der Völker. Die Preßfreiheit muß vernichtet werden; die freie Rede der lauten Schreier muß aufhören; ſtrenge Cenſuren, wachſame, immer lauernde Polizeien und Inquiſitionen müſſen angeordnet und überall eingeführt werden; man muß Ruhe und Ordnung in der Welt ſtiften, damit ſich kein Wort, kein Laut ohne gnädigſte Erlaubniß der Obern vernehmen laſſe; denn die Gebäude der Legitimität, der Stabilität und des ſie ſtützenden Kirchenthums ſtehen ſo ſchwach, daß ſie durch Einen Hauch, durch das Rauſchen eines einzigen Zeitungsblattes bis in ihre Grundfeſten erſchüttert und eingeſtürzt werden können.“

Die guten Leute mochten in Rücksicht der letztern Behauptung Recht haben, im Uebrigen hatten sie aber sehr Unrecht! Nicht die Preßfreiheit, nicht die Bücher und Zeitungen waren die Quellen jener allgemeinen unzufriedenen Stimmung, sondern die drückenden Verhältnisse, die ungeheuern Lasten und Abgaben, die Mißbräuche, Anmaßungen und Vorrechte einzelner Kasten, die Mauthsysteme und Binnenzölle, wodurch man systematisch allen Handel, alle Gewerbe, allen Wohlstand erstickte, das Spionen-, Knuten- und Kantschusystem, welches man statt der zeitgemäßen, den Bedürfnissen der Menschheit entsprechenden Verfassungen einführen wollte und fast überall eingeführt hatte; das Konskriptionswesen; die großen und kostbaren Kriegsheere, die man, trotz des ewigen Friedens, von welchem der Selbstherrscher von Rußland träumte, und die man trotz des von ihm gestifteten heiligen Bundes sogar in manchen kleinen Staaten erhalten mußte, die nie in die Lage kommen können, Kriege zu führen; die unnützen Schaaren fauler, auf Kosten der Bauern und Bürger gemästeter und reichbesoldeter Beamten; die schwelgerischen Hofhaltungen, welche oft in einem Tage den Erwerb von hunderttausend fleißigen Staatsbürgern verschlangen, während diese mit den Ihrigen hungern und darben mußten; die großen Verheißungen, die man in den Tagen der Angst und Noth den Völkern gegeben und nachher nicht erfüllt hatte; das waren die Ursachen des Unwillens und der Erbitterung, die überall herrschten, und die man hätte heben und beseitigen sollen; dann würde jene Stimmung sich sehr bald geändert, der Jammer und die Klagen würden sich in Jubel und Frohlocken, die stillen Thränen würden sich in Thränen der Freude, des Danks und des Entzückens, die lauten und heimlichen Flüche und Verwünschungen in Segnungen verwandelt haben.

Schriftsteller und Zeitungsschreiber waren nicht die Anstifter der allgemeinen Unzufriedenheit, nicht die Aufwiegler der Völker; sie waren bloß die Stimmführer der letztern.

Ihre Bücher und Blätter waren nicht die Quellen, aus denen das Mißvergnügen entsprang, sondern bloße Darstellungen der Verhältnisse, wodurch es begründet ward, und der Mittel, durch welche es gehoben werden konnte. Man handelte also sehr unweise, daß man, auf Betrieb Alexanders, die Preßfreiheit nicht allein in Deutschland, sondern fast in ganz Europa zu unterdrücken suchte, denn hierdurch machte man es sich selbst unmöglich, jene Bedürfnisse und Hülfsmittel kennen zu lernen, und man steigerte den Unwillen noch höher, indem man den Unterthanen den letzten, einzigen, schlechten Trost entriß, ihre Klagen laut werden zu lassen.

Die Aufhebung der Preßfreiheit, antwortete man, die Unterdrückung aller freien Rede war aber unstreitig das beßte Mittel, jene unzufriedene Stimmung zu beschwören. Habt Ihr nicht gesehen, wie still, wie ruhig es ward, als überall die strengen Censuren eingeführt waren, und als wachsame Polizeien dafür sorgten, daß Niemand über politische Angelegenheiten ein freies Wort sprechen, ja nicht einmal durch eine Miene oder ein Achselzucken seine Meinungen äußern durfte? Seht Ihr nicht, wie wellenlos, wie spiegelglatt jetzt der brausende, lärmende Strom ist, da wir seinen tobenden Fluthen so starke Dämme entgegengestellt haben? Aber wird der Strom, der jetzt so spiegelglatt, so wellenlos, so ruhig ist, nicht sehr bald, wie in Polen und andern Ländern, die starken Dämme durchbrechen, und wird er dann nicht tausendmal heftiger wüthen und toben, und sogar diejenigen, die seinen Lauf gewaltsam zu hemmen suchen, verschlingen und verderben? Glaubt Ihr, daß die Völker zufrieden sind, wenn es ihnen durch die härtesten und gewaltthätigsten Maßregeln unmöglich gemacht wird, ihre Stimmen zu erheben? Wenn ein Arzt, statt die Ursachen der Krankheit zu erforschen und zu heben, seinen Kranken fesselt und ihm den Mund zuknebelt, daß er nicht jammern und seinen Schmerz Niemanden klagen kann, ist denn damit das Uebel beseitigt? Wird es nicht im Gegentheil dadurch vergrößert, indem der arme Lei-

dende in seinem Innern empört werden muß, weil man ihm auch den armseligen Trost nimmt, sein Wehegefühl durch Seufzer und Klagen aussprechen zu dürfen? Und was wird aus dem schwachen Arzt werden, wenn der starke Kranke seine Kräfte zusammenrafft, die Fesseln zerreißt und dann mit wilder Wuth über den unmenschlichen Sohn Aeskulaps herfällt? —

Die Aufhebung der Preßfreiheit und die übrigen Anordnungen, durch welche man allen geistigen Verkehr zu hemmen suchte, erregte bei Jedem den Verdacht, daß die Gewalthaber keine gerechte Sache haben, daß ihre Absichten nicht gut, nicht heilbringend für die Völker seyn müßten, und hierdurch wurde die Aufmerksamkeit der letztern auf das Aeußerste gespannt. Jeder Schritt der absolut monarchischen, nicht liberalen Regierungen ward beobachtet, und man wird doch wohl zugeben, daß unter den vielen Millionen sogenannter Unterthanen mehr hellsehende Menschen waren, als unter den Wenigen, die in den Kabinetten das Wort führten, und von Gottes Gnaden die Nationen beherrschen wollten?

Hätte man, um die böse Stimmung, über die man klagte, aus den Köpfen der Menschen zu verbannen, ihnen durch Vernunftgründe gezeigt, daß sie Unrecht hätten, das würde kräftiger gewirkt haben, als alle Bundestags- und Kongreßbeschlüsse, als alle Centralkommissionen und Inquisitionen, als alle Ordonnanzen und Preßgesetze; wir leben in einem Zeitalter, in welchem die Menschheit für nichts empfänglicher ist, als für Vernunftgründe!

Der Bannstrahl, den eine Regierung gegen ein Buch schleudert, befördert den Absatz hundertmal mehr, als die prahlerischsten Ankündigungen des Verlegers, denn Jedermann glaubt, daß das Buch gut seyn oder wichtige Dinge enthalten müsse, weil es sonst nicht verboten wäre. Das wußten bereits vor vierzig Jahren die Buchhändler in Paris. Wenn diese einen alten oder neuen Ladenhüter hatten, der den Krebsgang zu gehen drohte, dann wirkten sie selbst von

der Polizei einen Konfiskationsbefehl aus, wofür sie oft bedeutend zahlen mußten, und ließen dem letztern noch wohl gar die sehr empfehlende Klausel hinzufügen, daß das Werkchen öffentlich von dem Scharfrichter verbrannt werden sollte; da gab es dann neugierige Käufer in Menge, die sich nachher in ihren Erwartungen schmählich getäuscht fanden!

Freiheit der Presse ist eine der Hauptbedingungen, an welche das Glück aller gebildeten Völker geknüpft ist, und sie kann in einem wohleingerichteten Staat, sey er Republik oder Monarchie, nie der Regierung gefährlich werden. Sind die Staatsbürger von der Weisheit und der Gerechtigkeit ihrer Regierung und von der redlichen Absicht derselben, das Wohl des Ganzen zu befördern, überzeugt, so wird Niemand von Einflüsterungen zur Widersetzlichkeit sich hinreißen lassen. Kein Vernünftiger setzt seine Ruhe, seine Zufriedenheit, sein Vermögen, seinen Erwerb auf's Spiel, um in einem anarchischen Zustande auf den Trümmern der Mitbürger sein Glück zu suchen, und daher wird auch keinem Vernünftigen es jemals in den Sinn kommen, die Freiheit der Presse oder der Rede zu benutzen, um Andere zu Aufruhr und Empörung aufzureizen. Gesetzt aber, es fänden sich Menschen, die durch Schriften und Reden ihre Landsleute zu bethören und zum Umsturz einer guten Regierung zu verleiten suchten; wer wird ihnen sein Ohr leihen oder gar gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen? Warum, wird Jedermann fragen, warum sollen wir uns gegen einen Regenten empören, unter dem wir mit unsern Familien so ruhig, so zufrieden, so glücklich leben? Sind nicht Jedem seine Rechte, seine Freiheit, sein Eigenthum hinlänglich gesichert? Wird nicht für geistige, sittliche und bürgerliche Ausbildung von Seiten des Regenten alles Mögliche gethan? Und wenn auch hier und da Mängel und Unvollkommenheiten, wird denn eine andere Verfassung und Regierung ganz ohne Fehler seyn?

So wird in einem, einigermaßen wohleingerichteten Staat jeder Vernünftige sagen. Bedient sich indessen Jemand der

Preßfreiheit, um wirkliche oder vermeintliche Fehler der Verfassung oder Verwaltung zu rügen, so kann dieß, selbst wenn er irren sollte, der Regierung nie nachtheilig seyn. Sie erhält dadurch Gelegenheit, wenn sie den Gegenstand wichtig genug findet, die falschen Ansichten zu berichtigen und allen übeln Eindrücken vorzubeugen. Werden hingegen unrichtige Ideen im Stillen verbreitet; pflanzen sie sich bloß von Munde zu Munde fort, ohne daß die Regierung davon Kunde erhält, und im Stande ist, irgend etwas zu ihrer Rechtfertigung zu thun, so kann der Grund zur größten Erbitterung und Unzufriedenheit gelegt werden.

Selbst der scharfe Ton, in welchem Schriftsteller die Fehler und Unvollkommenheiten einer Verfassung oder Verwaltung rügen, können einer Regierung nie gefährlich werden. Die Völker sind, wie Kinder, rachgierig und schadenfroh. Hat Jemand, nach ihrer Meinung, ihnen Unrecht gethan, und er wird nur auf eine Weise dafür bestraft, dann beruhigen sie sich, sind mit ihrem Beleidiger ausgesöhnt, und denken ferner an keine Rache. Allein bleiben alle Unbilligkeiten und Fehler ganz ohne Rüge; sieht das Volk, daß es gar keinen Vertheidiger hat, der sich seiner annimmt, dann entstehen Unzufriedenheit und Mißvergnügen, daraus heimlicher Groll und Haß, die zuletzt in die heftigsten Ausbrüche übergehen.

In einem Staate, dessen Regierung wirklich die Absicht hat, das Volk zu beglücken, ist unbeschränkte Preßfreiheit durchaus nothwendig. Die Staatsbürger müssen mehr als ein Organ haben, um die Regierung mit ihren Wünschen und Bedürfnissen bekannt zu machen, denn wenn das Organ der Volksvertreter vielleicht durch Pflichtvergessenheit, durch geistige und politische Unfähigkeit, durch Bestechungen, Drohungen und auf andere Weise gelähmt ist, so muß man sich eines andern Werkzeuges bedienen können, um die Stimme der Staatsbürger laut werden zu lassen. Der einflußreiche, mächtige Bösewicht, der gewissenlose Beamte, der seine Gewalt mißbrauchende Minister, kurz Jeder, der weder einen

irdischen, noch künftigen Richter scheuet oder zu scheuen braucht, muß wissen, daß man ein Mittel hat, ihn der öffentlichen Verachtung zu bezeichnen, und die ihm günstigen Obern zu nöthigen, ihn wegen seiner Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen. Man sage nicht, daß man sich in Fällen der Art an den Regenten wenden könne; auch bei der angestrengtesten Thätigkeit, bei dem besten Willen und dem größten Scharfblick ist es dem Regenten eines, nur einigermaßen bedeutenden Landes unmöglich, die vielfachen Beschwerden, welche man ihm gerne vortragen möchte, und die Mittel kennen zu lernen, um ihnen abzuhelfen. Sehr häufig werden die Bittschriften und Vorstellungen, sowohl ganzer Gemeinden, als einzelner Personen, einem Kammerherrn, einem Adjudanten oder einen andern Hofbeamten übergeben, und gelangen dann auf ganz natürlichem Wege zur Kunde oder gar in die Hände dessen, gegen den sie gerichtet sind.

Die Nachtheile, welche aus der unbeschränkten Preßfreiheit entspringen können, kommen gegen den tausendfach größern Nutzen durchaus nicht in Betracht; denn gesetzt auch, es würde Jemand durch eine Druckschrift ungerechter Weise an seiner Ehre gekränkt, so kann er ja, wenn er will, auf gerichtlichem Wege Genugthuung verlangen; der Beleidiger muß, wenn er gelogen hat, ernstlich bestraft und das Urtheil in öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden. Unter diesen Bedingungen wird es so leicht Niemand wagen, sich unbefugte Angriffe gegen Andere zu erlauben.

Wollte man Alles verbieten, was durch Mißbrauch schädlich werden kann, so müßte man auch den Gastwirthen und Weinhändlern den Verkauf des Weins untersagen; denn gewiß hat der Mißbrauch desselben tausendmal mehr Unheil gestiftet, als jener der Presse. Müssen die Völker nicht glauben, manche unserer Regenten lieben die Finsterniß mehr, denn das Licht; sie scheuen die Preßfreiheit, wie die Nachteule den Tag, weil sie fürchten, daß ihre verborgenen Handlungen und Absichten entdeckt werden möchten. Durch alle

Beschränkungen des freien Geistesverkehrs wird man die Menschen nimmermehr in den Zustand thierischer Rohheit versetzen können, in welchem sie sich vor mehreren Jahrhunderten befanden. Eben so leicht würde es seyn, die Fluthen des Rheins in ihre Urquellen auf den Hochgebirgen Graubündtens zurückzutreiben. Wer in dem neunzehnten Jahrhundert gebildete und aufgeklärte Nationen regieren will, der muß seine Staatsweisheit nicht aus der Rumpel- und Rüstkammer des Mittelalters hervorsuchen. Die Menschen haben ungeheure Fortschritte gemacht; aber manche ihrer Regenten, die dem Stabilitätssystem sehr ergeben sind, scheinen noch dort zu stehen, wo ihre Ahnherren zu Rudolph von Habsburg Zeiten sich befanden.

Man spricht zwar, Ihr dürft schreiben, so viel Ihr wollt, nur nicht was der Religion, dem Staat und der Sittlichkeit nachtheilig ist. Bloß um dies zu verhindern, sind die Censurbehörden bestellt, die aus den klügsten, aufgeklärtesten, kenntnißreichsten und — rechtschaffensten Männern bestehen. Da stellt man die Censoren sehr hoch, wenn man ihnen alle diese Eigenschaften zuschreibt; und — was ist denn eigentlich der Religion, dem Staat, der Sittlichkeit nachtheilig? Unter tausend Censoren sind kaum zehn, die hierüber eine und dieselbe Ansicht haben. Den Schriften unserer meisten Rationalisten würde in Städten, die ich nicht nennen mag, das Imprimatur versagt werden, weil sie dem, was man dort Religion nennt, schädlich seyn könnten; in Berlin, Weimar, Stuttgart hingegen darf man Bücher der Art ohne Anstand drucken und verkaufen. Manche Romane und Gedichte, die nichts weniger als Beförderungsmittel der Sittlichkeit sind, dürfen in einigen Staaten Deutschlands öffentlich gedruckt und ausgeboten werden; dagegen aber verbietet man Schriften, die nichts gegen Religion, Sittlichkeit und bestehende Verfassungen enthalten, sondern bloß die Nichtswürdigkeiten eines Beamten oder Ministers rügen. Wie läßt sich das reimen?

An einigen Orten, wo mehrere Censoren sind, und Jeder derselben, unabhängig von seinen Amtsgenossen, nach seiner Ansicht handelt, streicht oft der Eine, was der Andere unbedenklich stehen läßt, dagegen verweigert Dieser wieder sein Imprimatur einer Schrift, die Jener passiren ließ. So hängen Verleger und Schriftsteller immer von der guten oder übeln Laune, von den geraden oder schiefen Ansichten, ja selbst von den gesunden oder krankhaften Verdauungswerkzeugen und dem Asthma der Herren Censoren ab.

Der Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819, welcher der Preßfreiheit in Deutschland den Todesstoß gab, hatte nicht den sittlichen, sondern bloß den politischen Inhalt der erscheinenden Bücher zum Gegenstande. Wenn die Völker nur recht gehorsam seyn wollen, dann verzeiht man ihnen Unsittlichkeit, Rohheit, Aberglauben und Unwissenheit sehr gerne, und sucht sie wohl gar mit gewaffneter Hand, wie in Neapel, in Piemont und Spanien noch etwas dummer und schlechter zu machen. Besonders war dem Kaiser Alexander daran gelegen, die Preßfreiheit nicht bloß in Deutschland, sondern in allen Ländern Europa's zu unterdrücken, weil er fürchtete, daß die Sonne der Aufklärung alle absoluten Throne in Brand stecken möchte. Es war ein seltsamer Wahn, daß man die sogenannte revolutionäre Stimmung der Deutschen gerade durch Vorenthaltung derjenigen Güter besiegen wollte, um deren Erlangung sie in den Jahren 1813 und 1814 gegen Napoleon so muthvoll gefochten hatten; gerade dadurch legte man den Grund zu allen heftigen Volksbewegungen, die gewiß nicht statt gefunden hätten, wenn die Regierenden den Regierten gütlich gewährt hätten, was diese in Gemäßheit ihrer Bedürfnisse und des Standpunktes ihrer Civilisation mit Recht fordern konnten.

Jene Auftritte in Deutschland hatten zwar die Folge, daß die Revolution in Polen gleichfalls beschleunigt wurde; übrigens standen sie gewiß weder mit dieser, noch mit der französischen Staatsumwälzung in der entferntesten Verbin-

dung. Hätte der Kaiser Nikolaus den Polen getreu die Zusicherungen erfüllt, die ihnen in der Verfassungsurkunde gegeben waren, und hätte er, statt die Preßfreiheit zu unterdrücken, auf die öffentliche Stimme geachtet, so würde nach und nach der Nationalhaß der Polen, der bloß in den von Rußland erlittenen Mißhandlungen seinen Grund hat, erstorben seyn, und nie würde eine Revolution statt gefunden haben. Die letztere war so wenig Nachahmung, als Wirkung der Begebenheiten in Paris, in Brüssel und in Deutschland, und wer die Verhältnisse Polens und den ungeheuern Druck, der auf dem unglücklichen Lande lastete, kennt, dem konnte dies Ereigniß durchaus nicht unerwartet kommen. Die Revolution selbst ward bereits vor zehn Jahren als unvermeidlich betrachtet, da der Kaiser Alexander durch die häufigen Verletzungen der Konstitution selbst jede Verpflichtung, welche die Polen gegen ihn haben konnten, völlig aufgelöst hatte, und die Erbitterung schon damals fast eben so hoch gestiegen war, wie zu Ende des Jahres 1830. Die Behauptung von russischer Seite, die Revolution sey nicht national, weil das Signal zum Ausbruche nur von Wenigen gegeben ward, sondern bloß das Werk junger Brauseköpfe, denen sich erst nachher mehrere Einwohner Warschau's angeschlossen hätten, diese Behauptung wird gewiß zur Genüge durch die allgemeine Begeisterung widerlegt, von welcher fast alle Polen beseelt sind.

Die Art, wie der Aufstand bewirkt wurde, ist in andern Schriften ausführlich genug dargestellt, und die Ursachen selbst sind in dem bekannten Manifest des Reichstages, welches bis jetzt weder von russischer, noch von anderer Seite widerlegt worden ist, hinlänglich entwickelt, so daß man sich völlig überzeugen kann, daß wenigstens die größte Mehrzahl der Nation eine Umwälzung des politischen Zustandes sehnlich wünschen mußte. Daß die Revolution übrigens erst lange nach den großen Ereignissen in Paris zum Ausbruche kam, war ganz natürlich. Die Polen mußten mit Recht besorgen, daß Oesterreich und

Preußen sich mit Rußland zur Unterdrückung eines Aufstandes verbinden würden. Die Ereignisse in Belgien und Deutschland, und das Verhalten jener beiden Mächte gab ihnen die Hoffnung des Gegentheils, und da ward nicht allein in Warschau, sondern auch in andern Städten und Gegenden Polens das Volk ermuthigt, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um sich dem fürchterlichen Druck zu entziehen. Die drohende Stellung, welche der Kaiser von Rußland gegen Frankreich und Belgien annahm, und die in einer so sturmbewegten Zeit gewiß sehr tollkühn war, brachte die Polen, welche gegen Frankreich und gegen die Sache der Freiheit kämpfen sollten, völlig zur Verzweiflung. Wie wenig der Kaiser Nikolaus auf die ihm hinreichend bekannte Stimmung der Polen achtete, zeigt jene sehr auffallende Absicht, daß er die polnischen Krieger gegen die Franzosen gebrauchen wollte! Wie konnte dieser Fürst sich vorstellen, daß die Polen, von denen eine beträchtliche Anzahl unter französischen Fahnen gedient hatte, eine Nation bekriegen würden, von welcher sie Beistand und Hülfe zur Wiedererlangung ihrer Selbstständigkeit erwarteten? Wahrscheinlich hoffte der Kaiser durch ein russisches Heer den Polen den letzten Schein von Selbstständigkeit zu entreißen, und durch Entfernung der polnischen Truppen der Nation jede Möglichkeit zu rauben, sich der despotischen Unterjochung zu widersetzen. Durch seine angebliche *) Aeusserung: „ich werde nicht mit Rebellen unterhandeln," ward den Polen völlig alle Hoffnung auf gütliche Aussöhnung genommen. Die vornehmsten Männer, Czartoryski, Radziwill, Ostrowski und Andere mußten schon in diesem Ausspruch ihr Todesurtheil erkennen, und daher Alles aufbieten, um alle Einwohner mit gleichem Enthusiasmus zu beseelen. Noch weniger als jene Aeusserung war die Proklamation des Marschalls Diebitsch geeignet, eine Nation zu besänftigen, die zum höch-

*) Ich sage angebliche Aeusserung, denn ob der Kaiser Nikolaus wirklich diese Worte gesprochen habe, scheint nicht ganz gewiß zu seyn.

sten Grade der Verzweiflung gebracht war, und nur die traurige Wahl vor sich sah, entweder auf langsame, schmähliche und martervolle Weise oder in einem ehrenvollen Kampfe unterzugehen. Daß die Polen, welche in frühern Zeiten so oft glorreiche Siege über die Russen errungen hatten, auch in dem gegenwärtigen Kampf gegen Rußland obsiegen werden, läßt sich bei der großen moralischen Kraft erwarten, die sie bereits entwickelt haben. Ja, selbst die politischen Ansichten, welche ihrer Revolution zum Grunde liegen, werden nach Rußland verpflanzt, und trotz aller Censuren unter den civilisirten Russen tausendfältige Früchte bringen; denn wird nicht Jedermann fragen: warum dieser mörderische Krieg, der uns fast noch mehr Ströme von Menschenblut kostet, als den Polen? Mit welchem Rechte konnte der Kaiser die, ihnen zugeschworene Verfassung brechen? Steht nicht Rußland, von der Schande des Meineides belastet, selbst wenn es obsiegen sollte, da, von der ganzen gebildeten Menschheit verachtet, gehaßt und verabscheut? Die Stimme der Völker hat ihren Bannstrahl gegen den Despotismus des Kaisers Nikolaus geschleudert. In den finstern Jahrhunderten des Aberglaubens setzten Päbste die Kaiser und Könige ein und ab; jetzt ist es der Wille der Nationen, der ihnen ihre Kronen gibt und nimmt. Wenn der Kaiser Nikolaus wirklich die Polen überwindet, so wird sein Sieg ihm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt keine Ehre, sondern nur Fluch und Schande bringen, und die Polen werden herrlich und mit glänzendem Ruhm untergehen, um ewig in der Geschichte zu leben! Auch selbst an materieller Macht kann der Selbstherrscher aller Reussen nichts durch einen solchen Sieg gewinnen, denn die polnischen Tapfern werden in dem grauenvollen Kriege enden, und er wird immer ein großes Kriegsheer bedürfen, um die Gräber der Helden zu bewachen, damit ihre Geister nicht wiederkehren, und den heiligen Kampf für Freiheit und Menschenrecht erneuern.

So spricht sich die Stimme der Nationen überall lauter, schärfer und heftiger gegen den Kaiser Nikolaus aus, als

einſt gegen den Kaiſer Napoleon. In dieſem ſah man immer den größten Mann, der ſeit tauſend Jahren gelebt hatte, und ſeinem Genie, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Tapferkeit und ſeinen außerordentlichen Feldherrntalenten den Thron verdankte. Die Bewunderung gebot Schweigen, wenn auch der Zorn ſich gern in Schmähungen ergoſſen hätte. Napoleon erwarb ſich nicht allein als Eroberer unſterblichen Ruhm, ſondern auch als Regent in vieler Rückſicht große Verdienſte um die Menſchheit. In dem Kaiſer Nikolaus erblickt man hingegen einen ſehr gewöhnlichen und bethörten, durch Leidenſchaft rachgierigen Fürſten, deſſen Daſeyn, wenn er in Napoleons Verhältniſſen und nicht im Purpur geboren wäre, ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachwelt das größte Geheimniß geblieben ſeyn würde. Um ſo mehr ward man durch die ſtelze, drohende Sprache, die er gegen die Staaten der Civiliſation und beſonders gegen Frankreich und Belgien annahm, ſo wie jetzt durch ſein Verfahren gegen Lithauen und Polen empört. Man begreift nicht, warum eine hochherzige, edle Nation von der Erde vertilgt und der ſchrankenloſen Willkühr und Herrſchſucht eines Solchen geopfert werden ſoll. Und dieſe allgemeine Stimme, die an den Ufern der Seine, des Rheins, der Themſe und der Elbe hallt, wird ſelbſt bis zu den Geſtaden der Newa hindurchdringen und in den Herzen aller menſchlich denkenden und fühlenden Ruſſen ihr Echo finden.

Ein Unglück war es für die Polen, daß man in Frankreich ein Syſtem von politiſcher Nicht-Einmiſchung zu Gunſten der Belgier aufſtellte, und daß die franzöſiſchen Miniſter ſo lange daran modelten, bis ſie ſelbſt ſich jeden Schein von Befugniß genommen hatten, für Polen irgend etwas Bedeutendes zu thun. Wo ganze Völker laut um Hülfe und Beiſtand gegen Tyrannei und Despotismus flehen, da ſollte man doch keiner Nation das Recht beſtreiten, ſich einzumiſchen. Hat jeder einzelne Menſch ſogar die Pflicht, die Fauſt eines Mörders, der einen Wehrloſen umbringen will, zurück zu halten;

wie sollten denn große Völker nicht dieselbe Verpflichtung haben, wenn Glück und Leben vieler Tausenden bedrohet wird? Jenes Prinzip der Nicht-Einmischung ward von den Monarchen bis zur Schlacht von Navarin in Hinsicht der Griechen befolgt, und durch die Unterjochung von Spanien, Neapel und Piemont faktisch wieder geläugnet. So müssen die unglücklichen Völker häufig die Opfer von den Staatsmarimen einiger Diplomaten werden, bloß weil man Grundsätze allgemein geltend machen will, die durchaus nicht auf alle Fälle Anwendung finden, und keinen andern Zweck haben, als der schrankenlosen Willkühr einiger Oelgötzen zur Stütze zu dienen.

Der Kaiser Nikolaus wollte mit polnischem Blute und polnischem Gelde den civilisirten Völkern Europa's die Fesseln wieder anschmieden, welche sie zerbrochen hatten. Darum wurden die Polen nicht allein mit ungeheuern Steuern belastet, sondern es wurden sogar die großen Nationalgüter verkauft, um die daraus gelösten Summen auf den Kreuzzug der Barbarei und Tyranei gegen die Civilisation zu verwenden. Die Befehle, daß das polnische Heer auf den Kriegsfuß gesetzt und daß russische Truppen in Polen einrücken sollten, beschleunigten den Ausbruch der Revolution am meisten; denn es waren nicht bloß mehrere angesehene Polen verhaftet, die ihre Unzufriedenheit hierüber geäußert hatten, und einen schrecklichen Richterspruch erwarteten, sondern man sprach auch davon, daß der Großscherge, der sich nicht mehr getraute, nach Warschau zu kommen, weil er stündlich einen Ausbruch befürchtete, und recht gut wußte, was er verdiente, gewilligt sey, die ganze Militärschule, welche sich gleichfalls gegen jenen Kreuzzug ausgesprochen hatte, umringen, und ein Kriegsgericht über sie halten zu lassen, dessen schauderschaftes Urtheil in vierundzwanzig Stunden erfolgen und sogleich an den jungen Leuten vollzogen werden sollte. Jedermann, der die grausame Gemüthsart des Tyrannen kannte, zweifelte nicht an der Ausführung dieses Vorsatzes. Nun war also, wie es in dem polnischen Manifest heißt, kein Augenblick zu verlieren. Es handelte sich um die

Armee, um den Schatz, um die Ehre der Nation, welche nicht fähig iſt, andern Völkern die Ketten zu bringen, die ſie ſelbſt verabſcheuet, nicht fähig, gegen die Freiheit und die alten Waffengenoſſen zu kämpfen. Dies Gefühl ſchlug in der Bruſt eines Jeden, vor Allem aber durchdrang es das Herz der Nation, den Feuerherd der Begeiſterung, die brave militäriſche und akademiſche Jugend nebſt einem großen Theil der Beſatzung und der muthigen Bürger. Sie beſchloſſen, das Zeichen der Erhebung zu geben. Wie würde auch wohl, wenn nicht eine faſt allgemeine Uebereinſtimmung der Gemüther geherrſcht hätte, die Revolution mit ſolcher Blitzesſchnelle über das ganze Land haben verbreiten können, ſo daß es dem Großfürſten Konſtantin nicht einmal möglich war, an eine Unterdrückung des Aufſtandes zu denken! Eine unzählige Menge von Bedrückungen mußten ſtatt gefunden haben, um dieſe allgemeine Erbitterung zu bewirken. Die einfache, ruhige Erzählung des Lieutenants Peter Wyſocki, welche ich hier auszugsweiſe mittheile, beſtätigt hinlänglich, daß nicht eine unbedeutende Anzahl von Meuterern die Nothwendigkeit einer Revolution erkannten, ſondern daß ſelbſt die beſonnenſten und einſichtsvollſten Männer dieſe Ueberzeugung theilten. „Die Gefahren umringen uns," ſagt Wyſocki *), „vielleicht ſterben wir in der Vertheidigung unſeres Vaterlandes. Daher übergebe ich, die flüchtigen Augenblicke benutzend, dem Gedächtniſſe unſerer Nachkommen, was nie in Vergeſſenheit kommen muß. Jedermann kennt das Schickſal, was jenen Polen zu Theil ward, die von der Unabhängigkeit unſeres Vaterlandes träumten, als der Aufſtand von 1825 in Petersburg nicht den Erfolg hatte, den man erwartete. Die Einkerkerung Soltyks **), Kryszianowski's, Albert Grzymala's, A. Plichta's ꝛc.,

*) Ich liefere dieſen Auszug nach der in dem Précis historique des Lords Brougham enthaltenen Erzählung, weil ich mich nicht erinnere, ſie in einer deutſchen Zeitung oder Flugſchrift geleſen zu haben.

**) Der Graf Soltyk war bereits 80 Jahre alt, als er wegen eines bloßen Verdachts eingekerkert ward.

die von dem hohen Nationalgerichtshof gerichtet wurden, die langwierigen Verfolgungen des Adolph Cichowski, und die Erinnerung der Verdienste, welche die Bürger Niemojowski sich erwarben, pflanzten in die Gemüther der jungen Fähndriche die Empfindungen der edelsten Vaterlandsliebe. Unsere Feinde, die das Unglück unserer Brüder verhöhnten, regten dadurch die Geister noch heftiger auf, und erfüllten sie mit Rache. Die damaligen Verhältnisse Europa's, der Charakter der Männer, aus denen das französische Ministerium bestand, die Uneinigkeiten, welche in Polen unter den Besserdenkenden walteten, verbunden mit häufigen Beispielen von Verrätherein, schienen zu jener Zeit unüberwindliche Hinderniſſe zu seyn. Dennoch entsank uns nicht der Muth. Endlich erklärte Rußland der Pforte den Krieg, und dies war den polnischen Vaterlandsfreunden ein tröstender Hoffnungsstrahl. Am 15. December 1828, als sich bei einer Zusammenkunft mehrere Zöglinge dieser Schule zufällig in meiner Wohnung befanden, fingen wir an, uns offener über die politische Lage von Europa und über die Nothwendigkeit zu besprechen, unsere Mitbürger von ihrem Joch zu befreien, und so auch über die Mittel, welche man ergreifen müßte, um Polen die, in der Verfassungsurkunde zugesicherten Rechte, welche der Kaiser und die Nation beschworen hatten, wieder zu verschaffen *). Am andern Tage theilte ich diese Unterredung mehreren andern Fähndrichen, deren Ansichten ich kannte, mit; es waren Kanull Mochnacki, Stanislaus Poninski und Seyer Cichowski, der Bruder Adolphs, der mehrere Jahre bei den Karmelitern im Gefängniſſe saß. Beim Anblick dieser Jugend sah ich voraus, daß sie einst das Schicksal unseres Vaterlandes entscheiden würde. Der Eid, den wir damals ablegten, war, so

*) Es war also damals noch gar nicht die Rede von förmlicher Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus als König von Polen. Erst durch die Drohungen des Letztern und des Feldmarschalls Diebitsch, so wie durch die Abscheulichkeiten, die man russischer Seits gegen Polen verübt, ward dieser Beschluß des Reichstages herbei geführt.

weit ich mich erinnere, in folgenden Worten abgefaßt: „Wir schwören vor Gott, vor unserm unterdrückten, seiner verfassungsmäßigen Freiheiten beraubten Vaterlande: 1) im Fall unserer Verhaftung nie irgend ein Mitglied der Gesellschaft zu verrathen, selbst wenn man die grausamsten Martern uns zufügen sollte; 2) alle unsere Kräfte zur Erreichung unseres Zwecks aufzubieten und im Nothfall selbst unser Leben dafür zu opfern; 3) bei der Aufnahme neuer Mitglieder auf das Vorsichtigste zu verfahren, jedes Mal vorher die Gesellschaft davon zu benachrichtigen, besonders keinen Trunkenbold, keinen Spieler und überhaupt Niemanden anzunehmen, dessen Betragen nicht ganz tadelfrei ist.“ Von diesem Augenblick gelobten wir unverzüglich, für die Sache wirksam zu seyn; allein es hielt schwer, Offiziere und andere Personen in die Gesellschaft einzuführen, weil die Neuaufgenommenen fürchteten, daß sie sich Gefahren aussetzen würden. Ich ward deßhalb von der Gesellschaft bevollmächtigt, für mich allein neue Mitglieder aufzunehmen, ohne meine Mitverschworenen davon zu benachrichtigen. Ausserdem ward mir gestattet, jedes Mitglied der ältern Gesellschaften einzuladen, diejenigen Individuen, die ich ihnen bezeichnen würde, anzunehmen. Hierauf begab ich mich zu dem Hauptmann Paszkiewicz bei den Gardegrenadieren. Ich stellte ihm die Lage von Europa vor, und offenbarte ihm, daß wir uns verschworen hätten, die Regierung Polens zu ändern. Der brave Offizier hörte mich mit allen Aeusserungen der lebhaftesten Freude an, und versprach mir, unsere Meinungen bei seinen Freunden und den Mitgliedern der frühern Gesellschaften zu unterstützen. Durch diesen glücklichen Erfolg meines ersten Schritts ward ich ermuthigt, unter den Offizieren des polnischen Heeres mehrere Anhänger zu werben, und wandte mich an das Sappeurbataillon. Ich rechnete auf den Patriotismus, wodurch es sich auszeichnet, und fand mich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht. Als ich den Unterlieutenant dieses Bataillons, Przedzelski, aufgenommen hatte, ersuchte ich ihn, mir die Bekanntschaft Nowosielski's, eines von

den Soldaten sehr hochgeachteten und bei seinen Mitbrüdern beliebten Offiziers, zu verschaffen. Damals benachrichtigte mich Kosziszki, Offizier bei einer Elitenkompagnie des ersten leichten Infanterieregiments, daß viele Offiziere desselben von der Nothwendigkeit einer Regierungsveränderung überzeugt wären. Die, in das Geheimniß aufgenommenen Offiziere der übrigen Regimenter versprachen mir, sich auf das Eifrigste zu bemühen, um unsere Ideen bei der Armee geltend zu machen, und forderten mich auf, Verbindungen mit den Einwohnern anzuknüpfen, um zu erforschen, ob sie uns in dem entscheidenden Augenblick unterstützen würden. Ich sandte den Fähndrich Paszkiewicz zu dem allgemein verehrten Mann, Julian Ursin Niemcewicz, der sich so hohe Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Der edle Greis lobte unsern Vorsatz, aber er fügte hinzu: „Es ist noch nicht Zeit, allein der günstige Augenblick wird erscheinen.“ Durch den Fähndrich Gorowski ward ich mit dessen Bruder Adam bekannt, der mir im Namen seiner Mitbürger einen glücklichen Erfolg verhieß. Auch in dem Hause des Landboten Zwierkowski überzeugte ich mich, daß die Einwohner bereit waren, mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich beauftragte Karsnizki, Gustav Malachowski, der in großer Achtung steht, von der Verschwörung im Heere Kunde zu geben, und ihn zu ersuchen, mit mehreren Landboten zu berathen, wann es Zeit seyn würde, die Waffen gegen unsere Bedrücker zu ergreifen. Ich und Nowosielski nahmen an dieser Berathschlagung Theil, allein es ward von den Bürgern entschieden, daß die Stunde des Aufstandes noch nicht bestimmt werden könne; man müsse bis dahin sich bemühen, die Truppen mit Muth zu beseelen, und unter ihnen die Gesinnungen der Vaterlandsliebe zu verbreiten. Bei dieser Zusammenkunft wähnten wir zwar, der Krieg mit der Türkei könnte für uns günstige Folgen haben, allein es ward beschlossen, bis zum Reichstage zu warten, der, wie es hieß, gegen Ausgang des Aprils gehalten werden sollte.“

„Das Gerücht von der Krönung des Kaisers und der Zusammenberufung des Reichstages erfüllte uns mit Hoffnung. Gegen den 10. Mai 1829 begannen wir unsere Anstrengungen mit erneutem Eifer. Die Landboten Frzeinski und Zwierkowski besuchten mich und erklärten, daß der so lange ersehnte Augenblick gekommen sey. „Wir wollen," sprachen sie, „mit unsern Bitten zum Throne nahen; wir wollen verlangen, daß die Sitzungen öffentlich gehalten, die Freiheit der Presse gewährleistet und die Untersuchungskommissionen unterdrückt werden; verweigert man uns dann die Erfüllung unserer Bitten, oder läßt die Landboten vielleicht gar verhaften, dann müssen Sie unsere Forderungen mit den Waffen unterstützen." Die Petition ward bei der Krönung übergeben, allein sie blieb ohne Wirkung. Wegen der augenblicklichen politischen Verhältnisse erlaubten uns jedoch die Landboten damals noch nicht, zu den Waffen zu greifen. Hierüber unzufrieden, fragten wir bei ihnen an, ob wir nicht die geeigneten Mittel anwenden sollten, um das große Werk auszuführen. Man antwortete uns: es sey noch nicht Zeit, da Rußland sehr bedeutende Vortheile gegen die Türken erfochten habe. Auch der Reichstag in jenem Jahre ließ uns wenig hoffen. Die Stockung in Europa und das französische Ministerium erkälteten die Gluth unserer Begeisterung. Als endlich die Pariser Juliusrevolution die Nationen Europa's mit Donnerstimme aufrief, da faßten wir aufs Neue die schönsten Hoffnungen. Unsere Ansichten waren unter der Armee, die bei Warschau im Lager stand, verbreitet, und ich überzeugte mich, daß fast alle Offiziere mit uns übereinstimmten. Man unterhielt sich beinahe von nichts Anderem, als von der französischen Revolution und ihren geringfügigsten Umständen. Wir lernten uns jetzt besser verstehen, und gingen daher mit größerm Eifer und mit weniger Behutsamkeit zu Werk, da wir dem günstigen Augenblick entgegen sahen, wo wir einen Chef erhalten würden, der das Kriegsheer anführen sollte. Indessen konnte der Verein, welcher die Revolution nach dem verabredeten Plane anfangen

und vollbringen sollte, in dem Lager selbst nicht gehörig organisirt werden, obgleich mehr als zweihundert Offiziere um das Geheimniß wußten. Erst als wir wieder nach Warschau zurück kamen, ergriffen wir Maßregeln, um zu unserm Ziel zu gelangen. Uebrigens zweifelten wir noch immer, daß die Nation unsere Unternehmungen unterstützen würde. Diese Ungewißheit ward endlich durch meinen Freund Boleslas Ostrowski beseitigt, indem er mir bewies, daß das Volk, trotz der langen Knechtschaft, nicht die Erinnerung seines alten Ruhms und seiner ehemaligen Ehre verloren habe. Wir fanden es daher nothwendig, immer Mehrere in unsere Verbindung aufzunehmen, und schnell in allen Regimentern ähnliche Gesellschaften, wie die unsrige, zu bilden. Zu dem Ende theilten wir uns in die verschiedenen Truppenabtheilungen, die in der Hauptstadt in Garnison lagen. Die Offiziere von den Elitenkompagnien und der Grenadiergarde wählten zu ihren Anführern Urbanski und Zaliwski. Zufällig erhielt ich damals eine polnische Flugschrift, aus welcher der Titel und die ersten Blätter ausgerissen waren. Sie gab die Mittel an, wodurch Polen zur Zeit seiner dritten Theilung hätte gerettet werden können. Diese Schrift machte großen Eindruck auf die Mitglieder unseres Vereins. Bereits früher hatten wir Kilinski's *) Denkwürdigkeiten, die uns als ein Unterpfand der Bruderliebe und des nämlichen Eifers für die gemeinschaftliche Sache von Posen zugeschickt waren, gelesen. Gegen Ausgang des Septembers und in den ersten Tagen des Oktobers fand man an den Straßenecken von Warschau Zettel angeschlagen, worin die Polen zu einer Revolution aufgefordert wurden. Auch waren Drohungen gegen den Großfürsten Konstantin und eine Anzeige angeheftet, daß von Neujahr sein Palast Belvedere zu vermiethen sey. Wir hatten indessen von Allem dem keine Kunde. Allenthalben

*) Der Schuhmacher Kilinski stellte sich 1794 an die Spitze der Warschauer Insurgenten, die den General Igelström aus dieser Stadt vertrieben.

verbreiteten sich Gerüchte, daß eine Revolution ausbrechen werde, und man nannte sogar die Tage, wann dieß geschehen sollte, nämlich den 10., 15. und 20. Oktober. Nun ward ich durch das Zureden vieler Offiziere veranlaßt, den 18. Oktober zum Ausbruch des Aufstandes zu bestimmen, und zwar unter der Bedingung, daß ich vorher mit Zaliwski und Urbanski Rücksprache halten wolle. Wir beschlossen bei dieser Unterredung, den Ausbruch noch zu verschieben, was aber Unzufriedenheit und Feindschaft gegen mich erregte. Die Gesellschaft theilte sich in Partheien, und J. B. Ostrowski, der sich vor den Polizeispionen fürchtete, hörte auf, uns zu unterstützen. Die Zwistigkeiten verbreiteten sich unter den verschiedenen Korps, die nun gleichfalls uneinig wurden. Dieser unangenehme Zustand dauerte, bis ich mich aufs Neue mit Xaver Bronikowski berathen konnte. Nun verdoppelte ich meine Bemühungen, um alle Offiziere zu vereinigen, und ich ward aufgefordert, mich zu erkundigen, wie die Landbotenkammer in Hinsicht unseres Vorhabens gesinnt seyn möchte. Zaliwski und ich wurden zugleich beauftragt, uns Kenntniß von der Stimmung der Einwohner zu verschaffen, und den Tag des Aufstandes zu bestimmen. Die Verhaftung mehrerer Leute, auf Befehl des Großfürsten Konstantin, und die Furcht, welche dadurch in der Hauptstadt verursacht ward, verzögerten die Ausführung unsers Plans. Urbanski ward ebenfalls verhaftet und ich wurde auf Befehl des Cäsarowitsch von Olendzki verhört. Außerdem wurden Vorsichtsmaßregeln der strengsten Art ergriffen; die Schule der Fähnriche ward doppelt bewacht, und der Großfürst verbot jeglichen Verkehr mit der Stadt. Makrot, ein Hauptagent der Polizei, lauerte allen Militärpersonen nach, die sich aus den Kasernen entfernten, und das Kommando der Fähnrichschule ward dem General Trembicki übertragen. In dieser Zeit voll Schrecken und Unruhe erklärte Xaver Bronikowski, daß er die Gesellschaft verlassen wolle. Am 21. November ging ich mit Zaliwski nach der Bibliothek des wissenschaftlichen Vereins,

unter dem Vorwande, die Kabinette zu besehen, eigentlich aber um Lelewel zu erwarten, und ihm von der Verschwörung im Heere Nachricht zu geben. Er erwiederte, die Nation hege dieselben Gesinnungen, und alle gute Polen dächten wie wir. „Das Schicksal," fügte er hinzu, „hat freilich schon mehrere Verschwörungen unter dem Militär verfolgt; allein ich zweifle nicht, daß es diesmal ihre Bemühungen krönen wird. 40,000 Mann, bewaffnet und von denselben Gesinnungen beseelt, werden die ganze Nation mit fortreißen." Auf Lelewel's Rath ward beschlossen, den folgenden Sonntag loszuschlagen; bei einer spätern Unterredung ward aber der Montag bestimmt. Als wir uns am 26. November von Lelewel getrennt hatten, verabredeten Urbański, Zaliwski und ich: 1) die Repräsentanten, nämlich die Offiziere aller, in Warschau befindlichen Regimenter sollten versammelt und 2) ihnen im Namen der Nation erklärt werden, daß sie unser Vorhaben gut heißen und unterstützen würde, und daß ihnen am Sonntag, am 28. November um sieben Uhr Abends der militärische Operationsplan würde vorgelesen werden. In Letzterm ward bestimmt: 1) die Verschworenen sollten sich der Person des Großfürsten bemächtigen; 2) die russische Kavallerie zwingen, die Waffen zu strecken; 3) das Zeughaus erstürmen, und 4) die unter den Befehlen der Generale Essakoff und Engelmann stehenden Regimenter der volhynischen und lithauischen, russischen Garde entwaffnen. Um sechs Uhr Abends des 29. Novembers ward das Signal zum Ausbruche des Aufstandes durch die Anzündung einer Brauerei gegeben, die in Solec bei den russischen Kasernen liegt. Das Feuer ward zwar gelöscht; allein die polnischen Truppen rückten aus ihren Kasernen, um sich auf die ihnen bestimmten Posten zu begeben. In demselben Moment zog eine, aus sechszehn Studierenden bestehende, von den Fähnrichen Zaleski und Kobylanki angeführte Abtheilung nach dem Palast Belvedere, um sich der Person des Cäsarewitsch zu bemächtigen. Vier Kompagnien leichter Infanterie und zwei Kompagnien

des sechsten Linienregiments waren beordert, den Fähnrichen zu Hülfe zu eilen, und die russische Reiterei am Eindringen in die Stadt zu hindern; allein sie konnten diesen Befehl nicht vollstrecken, da sie von dem (polnischen) General Ignaz Potocki auf ihrem Marsch zurückgehalten und in russische Gefangenschaft geführt wurden. Vier Stücke Geschütz, womit die Polen sich der Alleen, die nach dem Belvedere führen, und des Postens zwischen dem Dorfkaffeehause und der Radziwill'schen Kaserne bemächtigen wollten, wurden ihnen von dem reitenden polnischen Gardejägerregiment, welches dem Großfürsten am längsten ergeben blieb, genommen. Jetzt eilte ich, von dem biedern Lieutenant Sgelles, der uns Patronen aus dem Lager brachte, und von Joseph Drebowolski begleitet, nach der Kaserne der Fähnriche, die gerade mit ihren Lehrstunden beschäftigt waren. „Polen!" rief ich bei dem Eintritt in den Saal, „Polen, die Stunde der Rache hat geschlagen. Jetzt müssen wir siegen oder sterben. Folgt mir und eure Brust müsse ein Thermopylä gegen die Feinde unserer Freiheit seyn!" Die tapfern Jünglinge griffen zu den Waffen und folgten. Es waren unserer hundert und einige sechszig; wir nahmen unsern Weg nach der Kaserne der russischen Kavallerie, und da ich mich überzeugt hielt, daß die Kompagnien der Eliten sich uns anschließen würden, so befahl ich zu feuern, um die Russen in Allarm zu bringen, und jene Kompagnien von dem Anfange des Kampfs zu benachrichtigen. Nach diesem Signal drangen wir in die Kaserne der Ublanen; sogleich zogen sich diese zusammen und bildeten eine Kolonne von etwa 300 Mann. Wir feuerten, sie verließen ihre Reihen, zogen sich in Unordnung zurück, sammelten sich in einiger Entfernung von Neuem und rückten wieder vor, um uns anzugreifen. Wir empfingen sie mit einer neuen Ladung, und stürmten mit verdoppeltem Hurrah und mit dem Bajonett auf sie los, durchbrachen ihre Kolonne, die sich nach allen Seiten hin zerstreute, und uns den Wahlplatz, der mit ihren Todten bedeckt war, überließ. Nun erhielt ich die Nachricht, daß das Kürassier-

und das Husarenregiment im Anzuge wären, um uns zu umringen und uns den Weg nach der Stadt zu versperren. Die polnischen Truppen, die uns unterstützen sollten, kamen nicht, und wir waren deßhalb genöthigt, uns zurück zu ziehen, da die Patronen anfingen, uns zu mangeln. Das Ulanenregiment, welches wir zuerst angegriffen und zerstreut hatten, ließ uns über die Sobiecki-Brücke zurückgehen, wo die, vom Belvedere kommende Abtheilung zu uns stieß. Weil ich voraussetzte, daß die Eliten auf den Befehl harrten, sich mit uns zu vereinigen, so sandte ich Kamill Mochnacki zu ihnen; allein er kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß er nirgend Hülfsmannschaft gefunden hätte; daß sich aber die Kürassiere in Schlachtordnung stellten und uns überall die Wege nach der Stadt abschnitten. Ich ging einige Schritte voraus, bemerkte bald eine Reihe von Kürassieren und befahl, sie sogleich anzugreifen. Die tapfern Jünglinge drangen augenblicklich muthvoll vor, und zwangen den Feind, sich nach dem Belvedere zurück zu ziehen. Jetzt nahmen wir unsern Weg neben dem Dorfstaffelhause vorbei. Als wir auf dem Platz zwischen diesem Hause und der Radziwillkaserne kamen, trafen wir wieder Kürassiere an, die uns gleichfalls verfolgten, und ausserdem sahen wir eine Menge Husaren aus den Alleen gegen uns anrücken. Nun wußte ich keine andere Rettung, als uns auf das Schnellste links gegen die Radziwillkaserne zu wenden; es gelang uns noch, dahin zu kommen, und dem Feinde, welcher, wie es schien, uns belagern wollte, von dort aus viele Leute zu tödten. Gleich nachher verließen die Fähnriche, von glühendem Muth beseelt, die Kaserne, stürzten sich auf die Russen und zwangen sie zum Rückzuge. Jetzt kehrten wir nach der Stadt, wohin der Weg geöffnet war, zurück. Bei der Alexanderkirche begegneten wir dem General Stanislaus Potocki; die Fähnriche hielten ihn an, und baten ihn fast knieend, sich der Sache der Nation anzuschließen. Ich vereinigte meine Bitten mit denen dieser tapfern jungen Männer. „General,“ sprach ich zu ihm, „im Namen des Vaterlandes, bei den

Fesseln Igelstroms, in denen Sie so lange seufzten, beschwöre ich Sie, sich an unsere Spitze zu stellen. Glauben Sie doch nicht, daß es bloß die Fähnrichschule ist, die sich erhoben hat; alle Truppen sind für uns, und besetzen die ihnen bezeichneten Posten. Allein alle unsere Bitten waren fruchtlos, und ich gebot daher, ihn frei zu lassen. Einige Stunden später starb er von einer andern Hand. Sein starrsinniger Widerstand und sein geringes Vertrauen zu der Tugend und Standhaftigkeit des polnischen Soldaten führten ihn in's Grab *)." So weit Wysocki.

Dieser Bericht und die bereits früher angeführten Stellen aus dem Manifeste der Reichskammer, welche sämmtlich das Gepräge der Wahrheit tragen, zeigen zur Genüge, wie ungegründet und verleumderisch die Vorwürfe sind, wodurch man die polnische Revolution als bloße Anstiftung junger, schlechter und unbesonnener Menschen herabzuwürdigen, die Konstitutionsverletzungen des Kaisers und die himmelschreienden Gewaltthätigkeiten seiner Stellvertreter und Beamten zu beschönigen, und besonders den Polen die Schuld aufzubürden sucht, daß sie, statt auf gütlichem Wege ihre Beschwerden dem Monarchen vorzutragen, zu einer „verbrecherischen Empörung," wie man es nennt, ihre Zuflucht nahmen. Da der Kaiser Nikolaus die Petitionen der Landboten, wodurch sie die von ihm beschworenen verfassungsmäßigen Rechte zurück verlangten, nicht achtete; da alle Preßfreiheit auf die empörendste Weise gehemmt war, und da selbst Privatleute, die mit ihren Bitten und Beschwerden sich an den Thron wandten, als Majestätsverbrecher geächtet, eingekerkert

*) Potocki verband sich bald mit den Vaterlandsfreunden, bald mit den Russen, und forderte dann die Ersteren zur Ruhe und Unterwürfigkeit auf. Endlich verließen ihn Volk und Truppen, die aus Furcht vor Verrath so kostbare Augenblicke nicht verlieren wollten. Darauf ward er zwischen den Straßen Wierzbowa und Senatorska von einer Kugel getroffen und in ein Privathaus getragen, wo er am folgenden Tage, von vielen bedauert, starb. Man sehe die große Woche der Polen S. 51.

und in die Steppen Siberiens verbannt wurden; ja da selbst der stille Seufzer über die Ungerechtigkeiten des Cäsarewitsch und der russischen Behörden von einer Menge geheimer Spione belauert und als Hochverrath angegeben und bestraft ward, so blieb dieser hartbedrückten Nation kein anderes Mittel übrig, als der unrechtmäßigen Gewalt eine rechtmäßige entgegenzusetzen, und sich von der fremden, ihr aufgedrungenen Herrschaft zu befreien. Daß manche Polen nicht gleich der Insurrektion beitraten, wie Stanislaus Porocki und Andere, war gewiß mehr Folge der Unentschlossenheit und der Furcht, sich, im Fall des Mißlingens, den größten Gefahren auszusetzen, als Mangel an Uebereinstimmung der Mehrzahl des Volks selbst; denn schon die Schnelligkeit, womit fast alle Polen den Großfürsten nachher verließen, zeigt, daß sie die Gesinnungen ihrer für Freiheit und Vaterland kämpfenden Landsleute theilten. Der Kampf begann um 7 Uhr Abends, und um 8 Uhr war schon von dem Militär und dem Volke das Arsenal eingenommen, wo man Waffen für 60,000 Mann fand, die sogleich unter die Anwesenden, unter Männer und Weiber, denn auch Viele der letztern kämpften mit, vertheilt und von ihnen gegen die Russen gebraucht wurden. Das sind Thatsachen, die unwiderlegbar für die außerordentliche Uebereinstimmung der Gemüther zeugen. Wenn man Wysocki, Garowski, Lelewel und ihren Gefährten auch gerne das Verdienst zugesteht, das Signal zu dem Ausbruche des Aufstandes gegeben zu haben, so waren sie doch keineswegs die Urheber der Revolution, der diese war ein, aus den Verhältnissen und der allgemeinen Stimmung unvermeidlich entspringendes Ereigniß, das durch sie bloß beschleunigt, aber nicht bewirkt ward.

Der Kaiser Alexander hatte zwar die Verfassung gegeben, allein dadurch erlangten er und seine Nachfolger nicht die Befugniß, sie wieder zu nehmen, und da ihm von der Nation nur unter der Bedingung, der treuen Erfüllung dieser von ihm und seinem Bruder Nikolaus beschworenen

Konſtitution und der Wiener Kongreßakte gehuldigt war, ſo ward jede Unterthanenpflicht der Polen durch die Verletzung und Nichterfüllung jener beiden Urkunden vollkommen aufgelöst. Nicht die Willkühr eines Regenten, ſondern der Stand der Civiliſation und die Bedürfniſſe und Wünſche eines Volks müſſen die Verfaſſung beſtimmen, nach welcher es regiert werden ſoll, und gewiß hat die polniſche Nation ſich zu einem ſolchen Höhenpunkte der Civiliſation erhoben, daß ſie mit gutem Fuge auf eine Regierung und Verwaltung Anſpruch machen konnte, wie in der von Alexander gegebenen Charte verheißen waren. Durch die Vernichtung der letztern ward die Nation auf eine wahrhaft tyranniſche Weiſe in ihrem ſittlichen und geiſtigen Fortſchreiten gehemmt; jeder Lebensgenuß ward ihr verkümmert und auch allem bürgerlichem Erwerbe und Wohlſtande drohete vollkommener Untergang. Die Polen waren es daher nicht allein ſich ſelbſt, ſondern ſogar ihren Nachkommen ſchuldig, Alles zu wagen, um den Beſitz der ihnen ſo willkührlich entriſſenen Rechte wieder zu erringen.

Der Freiheitskampf am 29. November gewährte zu große Vortheile, als daß er nicht die moraliſche Kraft der Polen ungemein hätte erhöhen, und jene der Ruſſen — wofern anders bei einer deſpotiſch regierten Nation von ſittlicher Kraft die Rede ſeyn kann! — um Vieles hätte vermindern müſſen. Jener Kampf hatte die ganze Nacht gedauert, und zwar manchem tapfern Polen, aber auch vielen verhaßten Ruſſen und Anhängern Rußlands Blut und Leben gekoſtet. Der Vicepolizeipräſident Lubowicki, den die nach dem Belvedere vorgedrungenen Fähnriche im Vorzimmer des Großfürſten antrafen, ward mit dreizehn Bajonetſtichen zu Boden geſtoßen. Er entkam aber, ſchrecklich entſtellt, durch Hülfe ſeines Bruders nach Breslau, wo er gleichfalls das Handwerk eines geheimen Polizeiſpions gegen durchreiſende Polen und andere Fremde treiben ſoll. Sein Bruder, Direktor der Warſchauer Bank, gerieth darüber in eine Unterſuchung, die noch bis jetzt (im Junius 1831) fortdauert. Der Cäſarewitſch, in deſſen

Zimmer man, nach Lubowicki's Verwundung, eindrang, um sich seiner zu bemächtigen, nicht aber um ihn zu ermorden, hatte sich, von seinem Kammerdiener geweckt, in einen Schlafrock geworfen, und, wie es heißt, unter dem Dache seines Palastes verkrochen. Nachher begab er sich nach der Lazienkikaserne, und sandte von dort aus vier polnische Regimenter in die Stadt, die sich aber mit den Insurgenten vereinigten. Bereits am 22. November hatte er eine große Liste der Verschwornen in Händen, er wagte es aber nicht, sie selbst verhaften und bestrafen zu lassen, sondern übergab die Liste dem Staatsrath. Der General Ignaz Blumer, der beschuldigt ward, achtzehn ungerechte Todesurtheile gefällt zu haben, wurde durch eben so viele Kugeln zu Boden gestreckt, als er hinter dem Zeughause die volhynischen Truppen gegen die Polen führte; sein Leichnam ward den folgenden Tag aufgehängt. Die Generale Fensh, ein Engländer von Geburt, und Gendre, ein Franzose, der aus Petersburg verwiesen war, beide verhaßt wegen ihres Antheils an der geheimen Polizei, büßten gleichfalls mit ihrem Leben für ihre Missethaten. Der letztere, ein Liebling des Großfürsten, ward auf dem Schloßhofe gefunden, von zwei Kugeln in den Unterleib getroffen und sank ohne einen Schrei zu Boden. Mehrere polnische Offiziere von höherem Range, die wegen ihrer blinden Ergebenheit gegen den Großfürsten bei Soldaten und Bürgern nicht beliebt waren, hatten sich, als sie den Donner des Geschützes vernommen, nach den Kampfplätzen begeben, um ihre Untergebenen durch Drohungen und Vorstellungen von der Theilnahme an dem Aufstande zurückzubringen. Der Kriegsminister, General Hauke und der Oberst Meciszewski fanden in der krakauer Straße, beim Palast des Vicekönigs, ihren Tod; der General Semiontkowski ward im sächsischen Hofe, als er dort mit Befehlen des Cäsarewitsch ankam, schwer verwundet, und starb noch in derselben Nacht. Der Oberst Saß, Oberintendant der Polizei des Großfürsten, und sein Lakai blieben nahe am Börsenplatz.

Der früher erwähnte General Trembicki, Kommandant der Militärschule, der auf Befehl des Cäsarewitsch die Zöglinge mit strengem Militärdienst und vielen Musterungen marterte, um durch körperliche Beschwerden jeden Aufschwung des Geistes zu hemmen und jede Kraft der Seele zu brechen, welches er mit russisch-knechtischem Schergensinn that, ward zwar aufgefordert, sich der Sache der Nation anzuschließen; da er sich aber dessen weigerte, so streckte eine Flintenkugel ihn zu Boden. Der polnische General Nowicki, der mit dem russischen General Lowicki wegen Aehnlichkeit des Namens und der Gestalt verwechselt ward, hatte das Unglück, von seinen Landsleuten gleichfalls erschossen zu werden. Der General Diakoff, ein Russe, ward verwundet; der polnische General Bontemps und die russischen Essakoff, Lange, Richter, Krywcow oder Kriffkoff, Engelmann, die Obersten Fakischyn und Ignatew und einige andere Offiziere wurden gefangen und in Verhaft gebracht. Dagegen wurden alle polnischen Staatsgefangenen, die im Karmeliter-, im Martinskloster und in andern Gefängnissen saßen, befreit. Daß das polnische reitende Jägerregiment, welches die vier Kanonen, deren Wysocki erwähnt, wegnahm, sich nicht sogleich der Sache der Nation anschloß, kam bloß daher, weil es von den Generalen Krasinski und Kurnatowski auf das Strengste bewacht ward und von dem Ausbruche der Revolution nichts erfuhr. Als es seine Kaserne verlassen hatte, besetzte es die krakauer Vorstadt und bildete die Avantgarde Konstantins. Beinahe anderthalb Tage lang kämpfte dieses Regiment gegen das Volk und gegen ein Bataillon Sappeurs; es war jedoch mehr bemüht, die Einwohner zu entwaffnen, als ihnen Verlust an Todten oder Verwundeten zuzufügen *).

Die Erbitterung der Polen gegen die Russen und vorzüg-

*) Man sehe die große Woche in Polen, und Polens Schicksale ꝛc.

lich gegen Konstantin, Nowosiltzoff u. s. w. äußerte sich oft auf die auffallendste Weise und stieg immer höher, je stärker und heftiger der Druck ward, womit sie die unglückliche Nation belasteten. An dem General Chlopicki fand man vor Uebernahme der Diktatur nichts weiter zu tadeln, als daß er manchmal mit russischen Offizieren Karten spielte, denn dies schien allen ächten Polen ein unauslöschlicher Schandfleck! Zur Zeit seiner Diktatur entdeckte man freilich noch mehr Tadelnswerthes an ihm, wovon in der Folge die Rede seyn wird. Als die Gräfin Gradzynska, jetzige Fürstin Lowicz und Gemahlin des Großfürsten, sich mit demselben vermählte, herrschte die größte Entrüstung über diese Heirath; die vornehmsten Damen, deren Verhältnisse es irgend erlaubten, zogen sich von ihrem Umgange zurück, und besonders war man unwillig darüber, daß die schönen Güter, die nachmals zum Fürstenthum Lowicz erhoben wurden, dem verhaßten Cäsarewitsch zu Theil wurden. Man hätte lieber gesehen, daß er so bescheiden gewesen wäre, wie manche seiner Generale und Obersten, die, weil keine edle Polin Neigung hatte, einem tief verachteten Russen ihre Hand zu reichen, sich mit ehrlichen polnischen Freudenmädchen vermählten.

Als die Gemahlin des jetzt entlassenen Generalgouverneurs von Warschau, Generals Grafen Kruckowiecki vor einigen Jahren von einem Sohne entbunden ward, benachrichtigte ihn der Großfürst Konstantin, daß er Pathenstelle bei demselben vertreten wollte. Sogleich rief Kruckowiecki, in Gegenwart des Boten, zwei gemeine polnische Soldaten herein, ließ das Kind auf der Stelle taufen und die Soldaten mußten Taufzeugen seyn. Darauf trug er dem Boten auf, Seiner kaiserlichen Hoheit zu sagen, daß sein Junge schon getauft sey. So scheuete man sich nicht, gegen den Cäsarewitsch selbst den Haß und die Verachtung zu äußern, die man gegen Alles, was russisch war, empfand. Gewiß wäre Kruckowiecki auch nicht mehr als guter Pole betrachtet

worden, wenn irgend ein Russe, und wäre er noch so hoch gestanden, sein Herr Gevatter gewesen wäre.

Bei dem Ausbruche des Aufstandes in Warschau, von dem man in den Provinzen in den ersten Tagen gar keine Nachricht hatte, sandte Konstantin eine Depesche ab, um mehrere Regimenter, die in der Wojewodschaft Plock standen, nach Warschau zu berufen. Der Postmeister, dem diese Depesche zugefertigt war, wagte es jedoch, sie sogar auf Gefahr seines Kopfes unterzuschlagen.

Die polnischen Beamten, die nicht gerade Kreaturen des Großfürsten und der Russen waren, und als solche die allgemeine Verachtung und den Haß der Nation theilten, hielten sich durchaus nicht zum Gehorsam und zur Treue gegen die, von Rußland eingesetzte, Regierung verpflichtet. Die Amtsgeheimnisse galten ihnen gar nichts. Wenn wichtige Depeschen oder geheime Befehle an die höchsten Staatsbeamten einliefen, so war nach wenigen Stunden das ganze Geheimniß Gegenstand des Stadtgesprächs, und man unterhielt sich so laut und so öffentlich davon, daß die russischen Behörden die Verletzung des Amtsgeheimnisses nothwendig erfahren mußten. Man betrachtete die Russen als Feinde, die unrechtmäßiger Weise das Land besetzt hielten, und sich durch Eidbruch und Treulosigkeit jeglicher Art auf eine so niedrige Stufe gestellt hatten, daß sie weder Treue, noch Achtung oder Schonung verdienten. Soll man die Polen deßhalb tadeln? Ich glaube es nicht! Sie hatten in der That durch den russischen Despotismus zu viel gelitten, als daß sie nicht jede Gelegenheit hätten benutzen sollen, um ihren Bedrückern ihren Haß und ihren Unwillen zu zeigen, und sie dadurch vielleicht zu veranlassen, entweder ihre Gewaltthätigkeiten zu mäßigen, oder sie überhaupt ihrer Fesseln zu entlassen.

Wie kühn man die, von den russischen Despoten ergriffenen Maßregeln, wodurch aller Vaterlands- und Freiheitssinn ertödtet werden sollte, umgieng, und wie sogar diejenigen Beamten, die unter der strengsten Aufsicht standen, das

Volk aufzuregen suchten, ergiebt sich auch daraus, daß die polnische Staatszeitung, welche unter Nowosiltzoffs Censur gedruckt ward, in Exemplaren von ganz anderm Inhalte in die Provinzen kam, als sie in Warschau erschien. Man arbeitete nemlich die freisinnigsten Aufsätze hinein, ließ sie umdrucken und schickte sie fort. Wie groß würde fast in jedem andern Lande, wo weniger Uebereinstimmung geherrscht hätte, die Gefahr des Verraths gewesen seyn? Allein in Polen trieb man dieß Geschäft sehr lange, denn kein Pole verrieth es, und bloß durch Zufall ward es bekannt. Der deßhalb angeordneten Untersuchung ward jedoch durch den Ausbruch der Revolution plötzlich ein Ende gemacht *)!

Diese Thatsachen bestätigen die Unwahrheit mancher russischen und andern Berichte, wornach die Revolution bloß von einer geringen Anzahl junger und unzufriedener Menschen ausgegangen und die Mehrheit der Nation höchst unzufrieden damit seyn soll. Man spricht in einigen Zeitungen immer von den zahlreichen Flüchtlingen, die Warschau und Polen überhaupt verlassen, um in den Nachbarstaaten eine Zuflucht zu suchen. Und doch erläßt man in dem Großherzogthum Posen und in den österreichischen Provinzen die strengsten Strafverordnungen gegen die Menge der Auswanderer, die zu Tausenden ihr ganzes Vermögen zurücklassen, um ihren, von den russischen Mörder- und Räuberfäusten bedroheten Brüdern und Landsleuten in Polen zu Hülfe zu eilen! Und verbreiten sich die Aufstände in Volhynien, in Lithauen, Podolien nicht immer weiter? Sind die Kriegsheere und Skorpionen des „großherzigen Vaters Nikolaus," der

*) Man sehe Geschichte des polnischen Volks und seines Feldzuges im Jahre 1831. Nach öffentlichen und Privatmittheilungen, von Dr. R. O. Spazier. Erstes Heft. Anspach 1831. Verlag von J. M. Dollfuß. Eine sehr geist- und gehaltvolle Schrift, deren baldige Fortsetzung um so mehr zu wünschen ist, da der Verfasser nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus eigenem längern Aufenthalt in Polen die Verhältnisse dieses Landes kennt.

aus lauter väterlicher Milde seine „Kinder" lebendig verbrennen und auf alle mögliche Weise morden und martern läßt, wohl im Stande, den Insurrektionen Einhalt zu thun?

Hätte jener großherzige Vater und sein heldenmüthiger Feldherr Diebitsch-Sabalkanski überlegt, was ihnen aus der frühern Geschichte Polens und Rußlands nicht unbekannt seyn konnte, daß die Vaterlandsliebe der Polen kein Balkan ist, und daß die polnische Nation nicht aus entnervten Türken besteht, dann würden sie wahrscheinlich eine mildere Sprache geführt und andere Maßregeln ergriffen haben! Was würde der moskowitische Selbstherrscher, wenn er wirklich überwinden sollte, mit einer Nation beginnen, die von einem so hohen, seiner absoluten Willkühr durchaus widerstrebenden Freiheitssinn beseelt, und von einem solchen glühenden und gerechten Zorn gegen Alles, was Russe heißt, entflammt ist? Will er einen Greuelscherzen mit einem Heer von 260,000 Mann Russen und 400 Kanonen hinschicken, um sie bewachen zu lassen? Dann wäre zu fürchten, daß die Cholera Morbus des Liberalismus die civilisirtern russischen Truppen ergreifen und sich in den Ostseeprovinzen überall verbreiten möchte. Daß dieß aber einen gänzlichen Umsturz oder wenigstens eine Zerstückelung des Riesenreichs zur Folge haben würde, läßt sich sehr gut voraussehen, denn ein so kolossales Reich kann nur von einer absolut monarchischen Regierung zusammengehalten werden!

Im Jahr 1825 war durch eine kaiserliche Ukase ein Administrationsrath als höchste Behörde angeordnet, der aus einem Präsidenten, dem Grafen Sobolewski, dem Finanzminister Fürsten Lubecki, den Grafen Grabowski und Fedro, den Generalen Rautenstrauch und Kosecki und einigen Andern bestand. Mehrere dieser Männer waren jedoch bei dem Volke nichts weniger als beliebt, da sie sich als blinde Werkzeuge despotischer Willkühr hatten gebrauchen lassen, und es mußten deßhalb am 30. November auf Verlangen desselben mehrere neue Mitglieder gewählt und zuge-

zogen werden, welche das Vertrauen und die Achtung des Publikums besaßen. Diese waren die Fürsten Adam Czartoryski und Michael Radziwill, der General Graf Pac, Julian Ursin Niemcewicz (berühmt als Dichter und als tapferer Kriegsgefährte Washingtons und Kosciusko's), Kochanowski und der General Chlopicki. Durch seinen Adjudanten, den Grafen Zamoyski, ließ der Großfürst am 30. November diesem Administrationsrath die Anzeige machen, daß er sich mit seinem Heere zurückziehen würde, um den Gemüthern der Polen Zeit zur Aussöhnung zu geben. Hierauf erließ der Administrationsrath „im Namen des Kaisers und Königs" eine Proklamation, worin er sein Bedauern über die zerstörte Ordnung der Dinge und zugleich den Wunsch äußerte, daß die Urheber des Aufstandes von ihrem Vorsatze abstehen und zur Ruhe zurückkehren möchten. Auch wurde die Mäßigung des Großfürsten gerühmt, den treugebliebenen Polen alle Theilnahme an der Revolution verboten, und das Publikum auf die schlimmen Folgen, welche aus derselben entspringen könnten, aufmerksam gemacht.

Diese Proklamation konnte auf so sturmbewegte Gemüther keinen, der Sache Rußlands vortheilhaften Eindruck machen, und bereits am 1. December verlangten die Vaterlandsfreunde, daß die ihnen verdächtigen, der Revolution abgeneigten Mitglieder ausscheiden sollten. Die Grafen Sobolewski, Grabowski und Fedro, der Fürst Lubecki und die Generale Kosecki und Rautenstrauch mußten daher austreten und wurden durch den Kastellan Leon Dembowski, den Grafen Ostrowski und durch Joachim Lelewel, der vorher Professor in Wilna gewesen, wegen seiner vaterländischen Gesinnungen sehr beliebt und geachtet und einer der Haupturheber des Aufstandes war, ersetzt.

Schon am 1. December um Mitternacht hatte sich der neue Administrationsrath gebildet.

Der Kampf dauerte übrigens am 30. November mit

Erbitterung fort. 30,000 Mann ſtanden, nach einigen Angaben, unterm Gewehr, während man am Nachmittage eine Nationalgarde organiſirte, zu deren Befehlshaber der Graf Peter Lubienski ernannt ward. Zum Polizeipräſidenten ward zugleich Wengrzecki beſtellt. Das polniſche Regiment der Gardejäger behauptete ſich bis 9 Uhr auf dem großen ſächſiſchen Platz; da ward es von dem Volke, unter Anführung eines Fähnrichs, von Neuem angegriffen, und da Gardeartillerie und Infanterie über die Weichſel den Bürgern zu Hülfe kamen, ſo mußten ſich die Gardejäger endlich aus der Stadt zurückziehen. Faſt alle Kaufmannsläden und Gewölbe waren geſchloſſen *); alle Hauptſtraßen mit ſchwerem Geſchütz beſetzt, und ſogar Weiber durchliefen ſchreiend und wüthend, mit den Waffen in der Hand, die Straßen. Nach einigen Berichten ſollen in dieſen Kämpfen ſechstauſend Menſchen geblieben ſeyn; doch iſt die Zahl der Getödteten nicht genau anzugeben.

Am 1. December ward der General Chlopicki von dem Adminiſtrationsrath zum Generaliſſimus ernannt, wobei er ſich ausdrücklich vorbehielt, den Oberbefehl im Namen des Kaiſers zu führen. Auch der neue Adminiſtrationsrath war noch immer als eine ruſſiſche Behörde zu betrachten, und erließ ſeine erſte Proklamation wirklich „im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs Nikolaus I.“ Man hatte alſo, wenn nur den Beſchwerden ruſſiſcher Seits gütlich abgeholfen ward, noch gar nicht den Entſchluß gefaßt, ſich von Rußland ganz loszureißen.

Der Großfürſt Konſtantin hatte am 30. November den in Warſchau abgeſchnittenen Truppen befohlen, ſich aus der Stadt herauszuziehen, und trug auf einen Waffenſtill-

*) Manche Kaufläden waren jedoch geöffnet, und die Beſitzer ließen unentgeldlich Lebensmittel unter die Soldaten und das Volk vertheilen. Auch viele vornehme Frauen ließen die Truppen und Studierenden die ganze Woche ſpeiſen.

stand an, der mit der Bedingung einer achtundvierzigstündigen Aufkündigung abgeschlossen ward. Auch versicherte Konstantin in einer Bekanntmachung, die in Warschau angeschlagen ward, daß er nicht die Absicht gehabt habe, die Stadt anzugreifen und die lithauische Armee in das Königreich einrücken zu lassen. Am 2. December stand er noch hinter den Barrieren von Warschau. Er hatte drei russische Reiterregimenter, ein polnisches Gardejägerregiment zu Pferd unter Vinzenz Krasinski's und Kurnatowski's Befehlen, einen Theil der polnischen Fußgarde und zwei Kompagnien des Fußjägerregiments bei sich. Als er alle Hoffnung für seine Sache endlich aufgeben mußte, zeigte er dem Administrationsrath an, er wünsche, daß derselbe eine Deputation zu ihm senden möchte, mit welcher er über die Wünsche der Nation sich besprechen und einen Vergleich abschließen könnte. Der Fürst Adam Czartoryski, Lubecki, Lelewel und Boleſta wurden hierzu von der exekutiven Gewalt beauftragt, und verlangten im Namen der Nation: völlige Aufrechthaltung und Erfüllung der Verfassungsurkunde von Seiten des Kaisers, und die Vereinigung der früher von Rußland erworbenen polnischen Provinzen mit dem Königreich. Zugleich ward angefragt: ob das lithauische Heer Befehl erhalten habe, in das Land einzurücken. Der Großfürst gab zum Theil ausweichende Antworten, versprach, sich bei seinem Bruder für die Polen zu verwenden und trug auf Auswechselung der Gefangenen an. Am 3. December verlegte er sein Hauptquartier nach dem Kaninchengehäge, und an demselben Tage fand nicht allein der Aufstand in Kalisch statt, sondern man erhielt auch in Warschau die Nachricht, daß der General Szembeck mit allen, bei dem Großfürsten befindlichen polnischen Truppen nach der Hauptstadt zurückkommen würde. Man hatte nemlich unter diesen Truppen die Nachricht verbreitet, daß die Revolution bloß von plünderungssüchtigem Pöbel angestiftet worden sey, und daß die unterworfene Stadt sich der Gnade der Armee zu ergeben und

zu kapituliren wünsche. Die russischen Generale Dannenberg und Gerstenzweig ermahnten auch die polnischen Soldaten häufig zur Treue, und bedroheten sie mit harten Strafen, wenn sie nicht recht gehorsam seyn würden. Die ersten Proklamationen waren freilich unter ihnen verbreitet, aber sie fanden wenig Glauben und wurden nur kalt aufgenommen, da sie im Namen des Kaisers Nikolaus erlassen waren, und daher die Truppen nicht für die Sache der Nation begeistern konnten. Als jedoch der Oberst Kicki an den General Szembeck gesandt war, um diesen von der wahren Lage der Dinge zu unterrichten, und als Szembeck dem Großfürsten erklärte, daß er ihn verlassen und zu seiner Nation zurückkehren würde, da überzeugten sich die polnischen Krieger, daß die Sachen ganz anders ständen, als man ihnen trügerischer Weise vorgespiegelt hatte, und daß die Revolution wirklich von dem Volke ausgegangen sey. Die Offiziere zeigten daher ihren Befehlshabern Kurnatowski und Zymirski an: sie verlangten, vom Großfürsten ihres Eides entlassen zu werden. Konstantin erwiederte: er könne ihnen ihren Eid nicht zurückgeben, allein er wolle nur so lange in der Nähe von Warschau bleiben, als das polnische Heer ihm nicht den Gehorsam aufkündigen würde. Diese Antwort war das Zeichen zum Abfall; und schon nach drei Tagen zogen alle bei dem Cäsarewitsch gebliebenen Truppen in Warschau ein.

Mehrere polnische Offiziere, und unter ihnen auch der General Roznicki und sein Adjudant Laszewski blieben bei dem Cäsarewitsch zurück, dessen russische Truppen sich in dem Zustande höchster Entsittlichung befanden. Es fehlte ihnen mehrere Tage an Obdach, an Lebensmitteln und an gehöriger Bekleidung, um sich gegen die Kälte zu schützen. Wo sie hinkamen, da raubten, plünderten und mordeten sie, oft mehr aus Rache, als aus wirklichem Bedürfniß. Das schöne, dem General Wonzowicz gehörige Städtchen Motrolow ward besonders ein Opfer der Rohheit dieser Barbaren, deren

wilder Anführer sogar über den hohen Grad von Demoralisation, der unter ihnen herrschte, erschrack, und sich selbst nicht in ihrer Mitte mehr sicher glaubte, als die Polen ihn verließen. Um sich wenigstens gegen den Zorn der letztern zu decken, richtete er das nachstehende Schreiben an den Verwaltungsrath:

„Ich erlaube den polnischen Truppen, die mir bis zum letzten Augenblick treu blieben, zu den Ihrigen heimzukehren. Ich trete mit den kaiserlichen Truppen meinen Marsch an, um mich von der Hauptstadt zu entfernen, und erwarte von der Rechtlichkeit der Polen, daß die ersteren auf ihrem Zuge nach dem Kaiserthume nicht beunruhigt werden. Zugleich empfehle ich alle öffentlichen Gebäude und die Personen dem Schutze der polnischen Nation und stelle sie unter die Sicherheit der unverbrüchlichsten Treue. Warschau, den 3. December 1830."

Wie war es möglich, daß dieser Despot, der so oft alle Treue auf die unredlichste Weise gegen die Polen gebrochen, und sowohl ihr Eigenthum, wie ihre persönliche Sicherheit mit der nichtswürdigsten Grausamkeit verletzt hatte, auf ihre Ergebenheit und Rechtschaffenheit so zuversichtlich bauen konnte? Nicht um die Sicherheit der in Warschau zurückgebliebenen Russen, sondern nur um einen freien, ungehinderten Rückzug war es ihm zu thun, und man handelte in der That sehr unvorsichtig, daß man seinen Wünschen entsprach! Die jungen Fähnriche, welche sich seiner Person bemächtigen wollten, zeigten weit mehr Besonnenheit und Vorsicht, als der damalige Administrationsrath, der aus Konstantins und des Kaisers Nikolaus Handlungsweise sehr gut voraussehen konnte, was man zu erwarten hatte, wenn man den ersteren ruhig, wie den Marder vom Taubenhause, dahinziehen ließ. Hätte man ihn zurückbehalten, so würde die Gefahr, die ihm drohete, wahrscheinlich seinen Bruder abgeschreckt haben, gegen Polen etwas zu unternehmen. Indessen mochte der Administrationsrath vielleicht in dem Wahn

ſtehen, daß Konſtantin, welchem es, nach ſeinem Briefe, noch möglich war, auf fremde Treue und Biederkeit zu rechnen, wenigſtens ſo viel Ehrgefühl beſitzen würde, nicht in ein Land, wo man ſeiner ſo großmüthig geſchont hatte, als Feind mit denſelben Truppen zurückkehren, die nur dem Hochſinn der Polen ihr Leben verdankten. Hierin täuſchte man ſich jedoch, wie die Erfahrung gezeigt hat, gar ſehr. Wenn die Franzoſen auch ſo edel handelten, Karl X. mit ſeiner Familie frei aus dem Lande hinausgehen zu laſſen, ſo gebot die Klugheit den Polen keineswegs, jenem Beiſpiele in Hinſicht des Cäſarewitſch zu folgen. Karl X. war ein ohnmächtiger Feind, der, wenn er in Frankreich blieb und wieder Anhang gewann, dem Staat gefährlicher werden konnte, als wenn er in England oder Schottland hauste; Konſtantin hingegen war, wenn er nach Petersburg kam, ein ſehr mächtiger Feind, und hatte durch alle ſeine Handlungen hinlänglich beurkundet, wozu er fähig war. Das Schwerdt, das über ſeinem Haupte möglicher Weiſe hätte blitzen können, würde zweimalhunderttauſend ruſſiſche Schwerdter in der Scheide gehalten haben.

Am 3. Mai langten der General Szembeck und der damalige Oberſt, jetzige Generaliſſimus Skrzynecki, mit ihren Truppen in Warſchau an. Sie waren die Erſten, welche der Aufforderung der neuen Regierung zur Rückkehr folgten. Am Nachmittage gegen 1 Uhr kamen auch die übrigen, die mit dem Großfürſten gezogen waren, zurück. Allen wurde ihr Betragen gerne verziehen; man ſchrieb es ihrer Lage und der Unbekanntſchaft mit den Urſachen der Revolution zu, daß ſie ſich nicht gleich der Sache der Freiheit angeſchloſſen hatten, da man keineswegs daran zweifelte, daß ſie die Geſinnungen der Mehrzahl der Nation theilten.

Aus einem ganz andern Geſichtspunkte wurden jedoch die Generale Vincent Kraſinski und Kurnatowski betrachtet. Beide hätten bald für den allgemeinen Unwillen, den ihr Benehmen ihnen zugezogen, mit dem Leben büßen müſſen. Kraſinski, der an der Spitze jenes Gardegrena-

dierregiments ritt, das so lange gegen die Bürger gefochten hatte, ward von tausend Säbeln bedroht, die nur mit Mühe von Einigen der milder Gesinnten zurückgehalten wurden. Alle Einwohner versammelten sich auf dem Börsenplatz, vor dem Palast des Finanzministers, wo der Verwaltungsrath gerade seine Sitzung hielt. Das Volk drängte sich zu Krasinski, und gebot ihm, vom Pferde zu steigen. Hätte ihn nicht der, von der ganzen Nation so hoch verehrte General Szembeck mit seinem eigenen Leibe bedeckt und zugleich versprochen, daß jeder Schuldige von einer gesetzmäßigen Behörde nach Verdienst bestraft werden sollte, so wäre Krasinski von der wüthenden Menge in Stücke zerhauen worden. Er warf sich auf seine Knie, flehte um sein Leben, und gelobte dem Volke, sich zu bessern. Aber gerade, als man ihn in den Palast des Finanzministers führen wollte, kamen die Studenten mit ihrer Fahne, die gleichfalls in den Palast gebracht werden sollte, und nun stieg die Wuth aufs Höchste; es war beinahe unmöglich, ihn einzuführen. Da langte auch das Gardejägerregiment an, und der General Kurnatowski ritt, zu Jedermanns Erstaunen, ebenfalls ganz stolz voraus an der Spitze. Es war bekannt, daß die Offiziere dieses Regiments sich größtentheils durch ihre ächt vaterländischen Gesinnungen auszeichneten, und in ihren Mienen las man den Schmerz, den sie darüber empfanden, daß sie erst jetzt sich der Nationalsache anschließen konnten. Ueberdieß erregte der Anblick der höchsten Ermüdung, den Menschen und Pferde gewährten, Bedauern und Mitleid; allein Kurnatowski, welcher der Einzige war, der befohlen hatte, auf das Volk zu feuern, ward vom Pferde gerissen, gestoßen, geschimpft und mit Säbelhieben bedroht. Weil man indessen seinem Schicksalsgenossen Krasinski bereits das Leben geschenkt hatte, so ließ man ihn gleichfalls in den Palast des Ministers bringen. Als jedoch die Thüren hinter ihm geschlossen wurden, da erhob die Menge ein furchtbares Geschrei, und verlangte, die Landesverräther sollten gehängt werden. Hierauf kamen

zwei Studierende, der Eine mit der militäriſchen, der Andere mit der akademiſchen Fahne auf den Balkon des Palaſtes, und in ihre Mitte trat der Chef der Ehrenlegion *), Profeſſor Schyrma, der die Zuſicherung ertheilte, daß die Generale Kurnatowski und Kraſinski den Eid der Treue ſchwören ſollten. Sie erſchienen auch Beide, hoben die Finger empor und ſchwuren, indem ſie den, ihnen von Schyrma vorgeſagten Eid nachſprachen, dem polniſchen Militär und der Univerſität treu zu bleiben, und das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Nachher wollten ſie ſich wegen ihrer Handlungen rechtfertigen, und beriefen ſich auf ihre Verdienſte zur Zeit des Herzogthums Warſchau, welches man ruhig anhörte. Als ſie aber auch ihr Betragen zur Zeit des jetzigen Königreichs Polen zu entſchuldigen begannen, da wurden ſie mit tobendem Lärm unterbrochen und konnten ihre Reden nicht endigen. „Wir wiſſen, was Ihr gethan habt!“ ertönte es von allen Seiten, und Kraſinski ward an das milde Urtheil des Reichstagsgericht erinnert, wodurch die, wegen Hochverrath angeſchuldigten Polen freigeſprochen wurden, und welches zu unterſchreiben er ſich geweigert hatte. Dem General Kurnatowski aber machte man das ſtrenge Urtheil über den Major Lukaſinski und ſeinen Befehl, auf das Volk zu feuern, zum Vorwurf. Als ſie fort waren, kam Chlopicki, der mit lautem Jubel empfangen ward, worauf er die Anweſenden bat, ruhig zu ſeyn und nach Hauſe zu gehen, weil der Verwaltungsrath ſonſt ſeine wichtigen Arbeiten nicht fortſetzen könnte. Jetzt verließen mit dem lauten

*) Die Warſchauer Ehrenlegion ward in den Revolutionstagen aus den Studierenden zur Aufrechthaltung der Ordnung gebildet. Ihre Anzahl betrug ungefähr tauſend Mann. Um ihren Handlungen Einheit und Uebereinſtimmung zu geben, wählten ſie den Profeſſor der Philoſophie Schyrma zu ihrem Chef. Sie theilten ſich in Kompagnien, und erwarben ſich durch Eintracht, Rechtlichkeit und ächt vaterländiſche Geſinnungen die Achtung des Militärs und die Liebe und Dankbarkeit der Bürger.

Ausruf: „Laßt uns nach Hause gehen!“ viele Tausend Menschen den Börsenplatz, der in einer Viertelstunde von der großen Volksmenge geräumt war.

Die Generale Krasinski und Kurnatowski reichten nachher ihre Entlassungen ein, welche natürlich sehr bereitwillig angenommen wurden.

Der Verwaltungsrath hatte bis zum 4. December noch immer das Ansehen einer russischen, nicht aus dem Willen des Volks, sondern aus dem Willen des Kaisers hervorgegangenen Behörde; daher war es ihm unmöglich, das Vertrauen der Nation zu besitzen, die mit Ausnahme weniger Schlechten und Dummen, der Mehrzahl nach mit dem höchsten Enthusiasmus einer Revolution huldigte, gegen welche Nikolaus seine despotischen Bannstrahlen schleuderte. Deßhalb mußte eine neue höchste Behörde gebildet werden, die volksmäßiger, den bestehenden Verhältnissen angemessener und kraftvoller war, um für das Wohl des Ganzen zu wirken. Schon der, an die Russentyrannei erinnernde Titel eines Verwaltungsraths verletzte das polnische Herz, und darum legte der bisherige Administrationsrath die höchste Gewalt am 4. December in die Hände einer provisorischen Regierung nieder, die aus vaterländisch gesinnten, von dem Volke geliebten und geachteten Männer, nämlich aus dem Fürsten Adam Czartoryski, den Grafen Ludwig Paz und Ladislav Ostrowski, Kochanowski, Dembrowski, Niemcewicz und Lelewel bestand. Diese provisorische Regierung schrieb sogleich einen allgemeinen Reichstag auf den 18. December 1830 aus; erließ eine Verordnung, wodurch sie die Offiziere und Gemeinen der polnischen Armee zur Eintracht, Ordnung und Subordination, so wie zum strengsten Gehorsam gegen den Generalissimus ermahnte. In einer andern, am gleichen Tage erlassenen Verordnung wurden die Einwohner Warschau's aufgefordert, zu ihren Geschäften zurück zu kehren; Alle, die nicht zur Nationalgarde gehörten, sollten die, aus dem Zeughause genommenen Waffen zurück liefern; die Kirchen sollten wieder zum

gewöhnlichen Gottesdienste eingerichtet werden u. s. w. Nach einer Verordnung des Municipalraths sollten die Drucker periodischer Schriften keine Aufsätze in dieselben aufnehmen, die nicht mit der Unterschrift des Verfassers versehen wären, oder dessen Namen sie erforderlichen Falls nicht anzugeben wüßten.

Ausser diesen Verfügungen erließ die provisorische Regierung unterm 4. December folgendes Schreiben an den österreichischen Generalkonsul, Freiherrn von Dechsner, in Warschau:

„Die provisorische Regierung beeilt sich, zu erklären, daß es ihr fester Entschluß ist, die Gränzen sämmtlicher Staaten Sr. k. k. apostolischen Majestät gewissenhaft zu respektiren, und ersucht Sie, Herr Baron, gegenwärtige Erklärung an Ihren Hof gelangen zu lassen. Warschau den 4. Dec. 1830.

Fürst Adam Czartoryski."

Eine gleichlautende Zuschrift ward auch dem preußischen Generalkonsul Schmidt zugestellt; allein nach vielen Handlungen von Seiten Oestreichs sowohl, wie von Seiten Preußens scheint weder die apostolische, noch die evangelische Majestät sehr neutrale Gesinnungen in Hinsicht Polens zu hegen! Doch darüber in der Folge Mehreres.

Nun trat aber urplötzlich ein Mann auf den Schauplatz, der den Polen vielleicht in wenigen Wochen mehr Schaden zugefügt hat, als der Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski ihnen jemals zufügen wird, denn wäre er nicht gekommen, hätte die arglose polnische Nation ihm nicht ein so gränzenloses Vertrauen geschenkt, dessen er in politischer, bürgerlicher und militärischer Hinsicht durchaus unwürdig war, so würde Diebitsch wahrscheinlich nie über die polnische Gränze vorgedrungen seyn; die unglücklichen Lithauer, Volhynier und Podolier hätten dann längst ihre Freiheit erkämpft, und sich mit Polen vereinigt, und dieses stände dann als ein kraftvoller, mächtiger Staat wieder in der Reihe der übrigen europäischen Staaten, und brauchte nicht so blutige, verzweiflungsvolle Schlachten zu liefern und sein Land von den raub- und mord-

gierigen Horden des nordischen Despoten verwüsten zu lassen. Es ist der vormalige Generalissimus und Diktator Chlopicki, den ich meine. Ehe ich mich über seine politische und militärische Handlungsweise verbreite, muß ich dasjenige, was mir aus Zeitungen und andern Schriften in biographischer Rücksicht bekannt ist, hier in der Kürze zusammen stellen, ohne jedoch an dem Lobenswerthen etwas zu mindern, oder zu dem Tadelnswürdigen etwas hinzuzufügen, so weit solches bloße Thatsachen betrifft.

Nach einer polnischen Zeitung, aus welcher mehrere deutsche Blätter und andere Schriften ihre Schilderung des Generals Joseph Chlopicki gleichfalls entlehnt haben, ist derselbe ungefähr sechszig Jahr alt, aber stark und kräftig und erscheint jünger. Obgleich von Adel, ist er doch nicht von hoher Geburt. Als Soldat von Jugend auf, machte er die Kriege seines Vaterlandes in den neunziger Jahren mit, und schloß sich nachher den polnischen Legionen an, die Dombrowski in Italien gebildet hatte. Schon als Bataillonschef hatte er den Ruf eines ausgezeichneten Offiziers. In dem polnischen Feldzuge von 1807 befehligte er das erste Regiment von der Weichsel und das Jahr darauf war er Anführer der vier Regimenter von der Weichsel in Spanien. Bei der Belagerung von Saragossa zeichnete er sich ruhmvoll aus. Als Brigadegeneral stand er bis zum Jahr 1812 unter dem Befehl des Marschalls Suchet, der ihm in seinen Denkwürdigkeiten mehrere Seiten widmet, und unter Anderm sagt, er habe dem polnischen General am liebsten entferntere Expeditionen aufgetragen, worüber er nicht selbst die Aufsicht habe führen können. Als die polnische Division 1812 nach Rußland berufen ward, fühlte der Marschall lebhaft seinen Verlust. Chlopicki ward bei Smolensk schwer verwundet. Später war er Divisionsgeneral, als Kaiser Alexander ihn zur Armee des jetzigen Königreichs Polen berief. Der Herzog von Wellington soll ihm bei dem Kaiser große Lobreden gehalten und ihn als einen seiner furchtbarsten Feinde auf der Halbinsel bezeichnet haben. Er

verließ wegen einer erlittenen Beleidigung bald wieder den polnischen Kriegsdienst, und lebte nachher zurückgezogen.

Dieß waren in der That keine so glänzenden Verzüge, um ihn an die Spitze nicht bloß der Kriegsmacht, sondern gar auch der politischen Angelegenheiten zu stellen. Wenn es überdies sogar gegründet ist, was Herr Doktor Spazier vor der ganzen Welt behauptet: „daß nämlich zwei Fräulein Töchter des Herrn Erdiktators in Wilna die Rolle von Freudenmädchen spielen *),“ so wäre wohl hinlänglich bewiesen, daß Chlopicki nicht zum Diktator in Polen taugte, und wenn auch alle Polen und selbst der großherzige Nikolaus ihn dazu tauglich gefunden hätten; denn ein Familienvater, der nicht einmal so viele Gewalt über seine Töchter hat, um sie von solchem Wandel zurück zu halten, der ist gewiß nicht fähig, in einem großen, so stürmisch bewegten Lande Diktator zu seyn. Diese Unfähigkeit hat Chlopicki auch durch sein ganzes Verfahren dargethan. Allein so sehr man übrigens mit Herrn Spazier in dessen politische Ansichten übereinstimmen muß, so sehr hatte ich mich doch nach Allem, was mir über die polnischen Angelegenheiten bekannt geworden ist, überzeugt, daß dem General Chlopicki weder die Generalissimuswürde, noch die Diktatur aufgezwungen wurde. Zu der erstern ward er von dem Administrationsrath ernannt, und da man zu seinen militärischen Talenten und seiner Tapferkeit ein allgemeines Vertrauen hegte, weil er wirklich unter Napoleons Fahnen ruhmvoll gefochten hatte, so ward hiemit auch ein allgemeiner Wunsch erfüllt. Daß er sich während der Revolutionstage verborgen hielt, geschah nicht aus Feigheit, sondern aus Pfiffigkeit. Er wollte den Ausgang sehen, um nachher seine Maßregeln zu nehmen, denn da er gar die Gesinnungen der Nation nicht kannte, so

*) Man sehe die schon früher angeführte, sehr lesenswerthe und vortrefflich geschriebene „Geschichte des polnischen Volks und seines Feldzugs im Jahr 1831. von Doktor A. O. Spazier. Erstes Heft. Ansbach 1832. S. 50.“

wollte er sich aus Behutsamkeit nicht voreilig ihrer Sache anschließen, um es ja nicht mit dem Kaiser Nikolaus zu verderben. Er wollte sich aber auch nicht geradezu für den letztern erklären, um nicht Volk und Heer gegen sich aufzubringen. Der Erfolg sollte seine Handlungsweise bestimmen. Erst später, als er versichert war, daß die Revolution von der ganzen Nation gut geheißen wurde, trat er hervor, und übernahm den Oberbefehl über die Armee, den der Graf Pac einstweilen, während seiner Abwesenheit gehabt hatte, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, „ihn im Namen des Kaisers und Königs Nikolaus I. führen zu dürfen.“ Der schlaue Mann wollte durchaus sehen, auf wessen Seite die Wage sank oder stieg, und darnach wollte er sich bestimmen. Dieß zeigt sein ganzes zweideutiges Betragen, und selbst der Kaiser Nikolaus fühlte dieß sehr gut, denn Chlopicki handelte gegen ihn und gegen die polnische Nation gleich verschlagen und zweideutig. Daß er den Großfürsten Konstantin mit seinen sechs bis siebentausend Mann gänzlich demoralisirten Russen ruhig fortgehen ließ, statt sich seiner, was doch bei der ungeheuern Ueberlegenheit der Polen so leicht gewesen wäre, zu bemächtigen und ihn mit seinen Truppen als Geißel zurück zu behalten, das war eine der größten Nichtswürdigkeiten, die Chlopicki gegen sein Vaterland beging, und wofür die Geschichte ihn dereinst brandmarken wird; denn gerade jener Großfürst und jene Russen kehrten nachher als erbitterte, mordsüchtige Feinde zurück, um die polnische Nation für die scheinbare Großmuth oder vielmehr für die, von ihrem Generalissimus und Diktator an ihr begangene Verrätherei zerfleischen zu helfen.“

Chlopicki hatte unter Napoleons Fahnen gedient, dessen ungeheures Schicksal schwebte ihm vor Augen; ihn wollte er nachahmen und seine Rolle in Polen aufführen, so wenig Genie er auch dazu besaß. Darum strebte er nach gränzenloser, diktatorischer Macht, und suchte zugleich auf möglichst unmerkliche Weise das Band zu lösen, wodurch Polen noch etwa an Rußland geknüpft seyn, oder wodurch ihm die Er-

langung der Diktatur unmöglich gemacht werden konnte. Der Verwaltungsrath ſtand noch als höchſte Behörde da und war ruſſiſchen Urſprungs; ſo lange noch eine höchſte, wenn gleich nur ſcheinbar ruſſiſche Behörde vorhanden war, konnte er ſie nicht vernichten und ſich die Diktatur, die ihrem Weſen nach keinen Oberherrn über ſich duldet, nicht anmaßen, ohne den Kaiſer aller Reuſſen zu beleidigen, der es ſich noch immer herausnahm, an den Verwaltungsrath in Warſchau als an eine, von ihm abhängige Behörde Ukaſen und Befehle zu erlaſſen, denen freilich keine Folge gegeben ward. Der Verwaltungsrath mußte alſo aufhören und eine andere, ganz polniſche Behörde an deſſen Stelle geſetzt werden, welcher Chlopicki dann, ohne den mindeſten Schein einer Verletzung der autokratiſchen Rechte, die höchſte Gewalt entreißen konnte.

Aus dieſen Gründen mußte der Verwaltungsrath ſich ſelbſt in eine proviſoriſche, von Rußland nicht anerkannte Regierung umbilden, und dann konnte der ſchlaue General den Schlag vollführen, ohne den Zorn des großen Donnerers an der Newa zu reizen; dann erſchien er nicht als Uſurpator einer, von dem Kaiſer an Andere übertragenen, ſondern als Vernichter einer, von Rebellen, nach ruſſiſchen Begriffen, widerrechtlich angemaßten Gewalt, und da er ſich ferner auf einer Seite gegen den Kaiſer Nikolaus das Anſehen gab, die Diktatur zu Gunſten deſſelben fortführen zu wollen, auf der andern Seite aber die Nation in den Wahn verſetzte, daß durch die Aufhebung des Verwaltungsraths, durch Einführung einer proviſoriſchen Regierung und endlich durch die Diktatur alle verhaßten Bande zwiſchen Polen und Rußland aufgelöst wären, ſo behielt er das Vertrauen beider ſtreitenden Theile, konnte ruhig dem Gang der Dinge zuſehen, oder ihn durch ſeine unbeſchränkte diktatoriſche Gewalt leiten, und vermittelſt derſelben endlich einen Ausſchlag geben, der ſeinem Intereſſe entſprach.

Bemerkenswerth, ganz dieſen Entwürfen Chlopicki's

gemäß und die Wirklichkeit derselben bestätigend ist es, daß es heißen mußte: „der Administrationsrath habe aus Mangel an Vertrauen bei der Nation die höchste Gewalt in die Hände einer provisorischen Regierung" niedergelegt. Dieß war ein leeres, von Chlopicki veranstaltetes Gaukelspiel, denn der Administrationsrath legte, da die provisorische Regierung ganz aus seinem Personal gebildet ward, gar keine Gewalt nieder; er behielt sie vielmehr in seinen eigenen Händen, und mußte sich bloß einen andern, der Nation oder dem Diktator gefälligern Namen geben, damit der nach unbeschränkter Herrschaft strebende Generalissimus, ohne den Kaiser Nikolaus zu erzürnen, die Gewalt an sich reißen könnte! Die Mitglieder des Verwaltungsraths Czartoryski, Ostrowski, Lelewel, Niemcewicz und ihre Kollegen standen gewiß in gutem Glauben; sie vertrauten der Redlichkeit Chlopicki's und ließen sich leicht durch die übrigens ganz richtige Vorstellung irre leiten, daß dem Volke der Name des, unter russischer Autorität oder doch unter des Kaisers Namen eingesetzten Verwaltungsraths verhaßt sey, und daß sie unter dem Titel einer provisorischen Regierung mehr Ansehen und Vertrauen gewinnen würden.

Lelewel, Xaver Bronikowski, Mochnacki, Plichta und einige andere freigesinnte Männer hatten einen patriotischen Klubb gebildet, der die Regierung durch eine Deputation ersuchen ließ, 1) daß sie dem Generalissimus Chlopicki befehlen möchte, sogleich den Feind zu vertreiben und zu entwaffnen; 2) daß die Bewohner der Provinz bevollmächtigt würden, den Aufstand im ganzen Lande zu verbreiten; 3) daß die Minister und ihre Stellvertreter bis auf weitere Verfügung die Aufsicht über die Nationalgarden übernehmen sollten; 4) daß die Frauen der russischen Militärs und Staatsbeamten, da sie mit ihren Männern in Briefwechsel ständen, unter Aufsicht gestellt werden sollten; 5) daß der Generalpostdirektor entlassen und durch einen andern ersetzt werden solle; 6) daß man mit dem Großfürsten Konstantin in keine

Unterhandlungen treten, sondern ihn als Geißel für die Sicherheit der Nation behalten und unmittelbar mit dem Kaiser unterhandeln sollte; 7) daß die Befehlshaber der polnischen Truppen, die der Sache der Nation noch nicht beigetreten wären, für Vaterlandsverräther erklärt werden, und daß der von dem General Chlopicki zu diesem Zweck an sie abgesandte Parlementair ihnen nur drei Stunden Bedenkzeit geben sollte; 8) daß man diesen Wünschen sogleich entsprechen und daß die Regierung einige Mitglieder des patriotischen Vereins in ihre Sitzungen aufnehmen möchte.

Diesen Gesuchen ward zwar von Seiten der Regierung entsprochen, allein desto weniger Beifall schienen sie bei dem Generalissimus gefunden zu haben. Besonders war ihm der patriotische Verein, der sein Betragen laut tadelte und dadurch auch die Stimmung des Volks gegen ihn aufregte, äußerst verhaßt. Indessen behielt er noch immer die Stimme der Mehrzahl für sich, da er sehr schlau sich das Ansehen zu geben wußte, daß es sein Wunsch sey, durch gütliche Unterhandlung die Erhaltung des Friedens zu vermitteln.

Kaum hatte sich am 4. December der Verwaltungsrath in eine provisorische Regierung umgestaltet, als Chlopicki, ermuthigt durch die arglose Anhänglichkeit des Kriegsheers und eines großen Theils der Bürger schon am 5. December nach gehaltener Heerschau sich in den Sitzungssaal begab, eigenmächtig die Regierung für aufgelöst erklärte, und sich den Titel und die unumschränkte Gewalt eines Diktators anmaßte, wobei er versprach, die Diktatur in die Hände des, auf den 18. December zusammen berufenen Reichstages niederzulegen. Am 5. December erließ er folgende ziemlich verworrene Proklamation: „Da die verwickelte Lage, in welcher wir uns jetzt befinden, die größte Kraftanstrengung und Schnelligkeit in allen Dingen fordert, da Alles, was die Operationen hemmen kann, der öffentlichen Sache Verderben droht, aber nicht aus Ehrgeiz und Herrschgier — denn diese Leidenschaften sind mir fremd, sondern bloß mit Berücksichtigung der Verhältnisse und

dem Beispiele der Römer folgend, die in dem Augenblick der Gefahr die höchste Gewalt einem Diktator anvertraueten, erkläre ich Euch, Polen, und Euch tapfern polnischen Kriegern, daß ich die Funktionen eines Diktators auf wenige Tage, nämlich so lange übernehme, bis die Kammern versammelt seyn werden. Sobald der Reichstag versammelt ist, will ich meine Gewalt in seine Hände niederlegen. Glaubt mir, Landsleute, daß ich mein Ansehen nur zu Eurem Besten verwenden werde. Es lebe das Vaterland! Warschau den 5. December 1830. Der Diktator Chlopicki."

Eine ähnliche Sprache führte Napoleon gleichfalls, als er das Direktorium stürzte und sich selbst zum ersten Konsul der Franzosen ernannte, und wahrscheinlich würde Chlopicki ganz so wie Jener gehandelt haben, wenn die Verhältnisse ihn mehr begünstigt hätten. Für das Wohl seines Vaterlandes that er übrigens sehr wenig! Er ließ nicht allein den Cäsarewitsch ganz ruhig sich nach Rußland zurückziehen, sondern er machte auch gar keinen ernsten Versuch, das lithauische Heer, welches aus 40,000 bis 45,000 Mann bestand, für die Revolution zu gewinnen. Die Behauptung, daß zwischen der polnischen und der lithauischen Armee immer Haß und Eifersucht geherrscht haben sollen, weil die Polen in ihrem Eifer für ihre Nationalität den lithauischen Offizieren wegen ihrer russischen Uniformen mit beleidigender Verachtung begegnet wären *), ist durch die gegenwärtige Insurrektion der Lithauer, die sich im ganzen Lande verbreitet hat, zur Genüge widerlegt. Der Widerwille der Polen gegen die russische Uniform kann schwerlich das Gefühl der lithauischen Offiziere, welche sie trugen, so tief verwundet haben, daß sie ihrer Brudernation dadurch hätten entfremdet und mit ihren moskowitischen Bedrückern ausgesöhnt werden können. Auch keinen Versuch machte er, um Lithauen, Podolien und Volhynien für die polnische Sache zu gewinnen. Er hatte

*) Man sehe Spaziers vorhin angeführte Schrift, S. 59.

den Geiſt ſeines Volks und die Urſachen der Revolution entweder nicht gehörig erkannt, oder er wollte ſie nicht erkennen, um ſich bei dem Kaiſer Nikolaus in Gunſt zu erhalten.

Hätte er als Freund ſeines Vaterlandes handeln wollen, ſo hätte er ſich an der Militärgewalt genügen laſſen und Alles aufgeboten, den Aufſtand in den früher von Polen abgeriſſenen, und dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Provinzen zu verbreiten. Statt deſſen wollte er eine große politiſche Rolle ſpielen, und einen Platz in der Geſchichte einnehmen, für den er ungeachtet ſeiner Schlauheit zu klein war. Er ſtellte ſich an die Spitze aller politiſchen Angelegenheiten, reizte durch ganz unrichtige Darſtellungen der Verhältniſſe den Kaiſer mehr zum Kriege auf, als daß er ihn hätte beſänftigen ſollen, und gab damit die Veranlaſſung zu dem mörderiſchen Kampfe, in welchem vielleicht ein edles Heldenvolk erliegen und auch der Sieger ſelbſt ſeinen Untergang finden kann.

Die Uebertragung des unbeſchränkten Oberbefehls über die militäriſche Macht war zuverläſſig ein großes Verſehen des polniſchen Verwaltungsraths, welches ſehr blutige Früchte getragen hat, denn wahrſcheinlich würden die Schlachten bei Grochow, bei Vawr, bei Oſtrolenka nicht geſchlagen und viel Ströme Bluts erſpart worden ſeyn, wenn der Großfürſt Konſtantin in Polen bis zu gütlicher Hinlegung des Streits hätte bleiben müſſen; wenn die lithauiſche und die polniſche Armee gleich miteinander vereinigt worden wären, und wenn man ſchon im December den Aufſtand in den übrigen polniſch-ruſſiſchen Provinzen durch zweckmäßige Mittel verbreitet hätte. Daß die Lithauer, die Volhynier und Podolier damals eben ſo bereit geweſen ſeyn würden, ſich gegen das ruſſiſche Joch zu erheben, wie jetzt, da ihr Land von großen Heeren ihrer Bedrücker überſchwemmt iſt, das unterliegt keinem Zweifel, denn damals wagten ſie weit weniger bei einem Aufſtand, als im gegenwärtigen Augenblick, wo das Racheſchwert der Ruſſen immer über ihrem Haupte blitzt. Chłopicki verſchuldete ſich gegen ſein Vaterland aber nicht allein dadurch,

daß er sich der höchsten politischen Gewalt in einem so kritischen Augenblick anmaßte, sondern daß er auch die wichtigsten Maßregeln versäumte, die er als Oberfeldherr für die Sicherheit und das Beßte der Nation hätte ergreifen sollen. Die Bemühungen des patriotischen Vereins, dem Muth des Volks einen höhern Aufschwung zu geben, wurden von ihm verunglimpft und selbst die Regierung ward von ihm nicht verschont. „Die neuerlich in der Hauptstadt des Königreichs vorgefallenen Ereignisse heischten ausserordentliche Maßregeln;" sagt er in einer Proklamation, die er am 6. December erließ. „Die Bedürfnisse des Landes waren dringend, der Administrationsrath war ihnen, trotz der, in seine Mitte berufenen Mitglieder nicht gewachsen; die später in dem Rathe selbst geschaffene Vollziehungskommissien konnte so wenig als die, auf seinen Trümmern erhobene provisorische Regierung dem Nationalwunsche genügen, einem Wunsche, den die Macht der Dinge eingab. Es war in diesen verschiedenen Versuchen der Verwaltung weder Einheit, noch Uebereinstimmung, man erblickte darin Niemand, der mit fester Hand die Zügel des Staats haltend, einer mit dem Tode ringenden Behörde Leben und Bewegung verleihen, Niemand, von dem, wie von einer Quelle alle geeigneten Maßregeln ausgehen konnten, um so viele Wunden zu heilen, so viele Leiden zu mildern, und alle Anforderungen des Augenblicks zu befriedigen. Selbst die unaufhörlichen Arbeiten und die ganze Vaterlandsliebe der Regierungsmitglieder war wirkungslos; so mächtig waren die Hindernisse, die ihnen die Erschlaffung der verschiedenen Gewalten und der Mangel eines Mittelpunkts darboten, um den sich alle Gemüther hätten reihen können. Die Schwierigkeiten wurden noch verwickelter durch innere Zwiste." So suchte der Anmaßer seine Diktatur als eine Nothwendigkeit, und sich als den einzigen Mann in ganz Polen darzustellen, der mit Kraft und Weisheit die Zügel der Regierung zu führen verstand! Sein ganzes Betragen zeigte klar genug, daß er nicht die ernstliche Absicht hatte, das ergriffene Staatsruder fahren zu

lassen, denn obgleich er seine Gewalt am 18. December nach Eröffnung des Reichstages wirklich niederlegte, so wußte er es doch durch seine Anhänger zu bewirken, daß er sogleich aufs Neue zum unumschränkten Diktator ernannt ward, ja der Landbote Morawski schlug sogar am 20. December vor, dem Diktator die königliche Gewalt zu übertragen.

Dieß war es eigentlich, wornach der nach schrankenloser Herrschaft lüsterne Diktator strebte, denn daß er dem Kaiser Nikolaus eben so wenig ergeben war, wie seinem Vaterlande, leuchtet aus seinem zweideutigen Verfahren hervor.

Noch an demselben Tage, am 20. December, als die Reichsversammlung ihn wieder zum Diktator erwählt hatte, schrieb er dem Kaiser: „Der Reichstag ist trotz des Talents und der Popularität seiner Mitglieder zu zügellos in seinen Entscheidungen, zu schwach in seinen Verordnungen, um mitten im Sturm die Ruhe wieder herzustellen. Von dieser Wahrheit um so mehr überzeugt, da mir die Erfahrung der verflossenen Schreckenstage noch vor Augen schwebte, beschloß ich, die vollziehende Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung zu übernehmen, damit sie nicht eine Beute der Aufwiegler und Unruhestifter werden möchte. „So reizte Chłopicki den Unwillen des Selbstherrschers gegen die Mitglieder des Reichstages durch heimtückische Darstellungen gerade in dem Augenblick noch höher auf, als man ihm durch Uebertragung der unbeschränkten Diktatur den größten Beweis des arglosesten Vertrauens gegeben hatte. Daß er hier mehr aus bösem Willen, als aus Geistesschwäche fehlte, ist gewiß, und ich glaube, daß man seinem Verstande sehr Unrecht thut, wenn man ihn einen Schwachkopf nennt *). Seine Abge-

*) Wie Herr Spazier an mehreren Orten seines, übrigens mit verdientem Lobe angeführten Buches: Ein Mann, der mit so klarer Besonnenheit handelt, wie Chłopicki, leidet in der That nicht an Geistesschwäche. Wenn sein Benehmen auch für ihn nicht die gewünschten Erfolge hatte, so ist doch gewiß nicht zu verkennen, daß er nach einem tief durchdachten Plan verfuhr.

ordneten, die er nach Petersburg sandte, Lubecki und Jezierski trugen, wie ich schon früher bemerkte, gleichfalls das Ihrige bei, um den Kaiser Nikolaus in der Ansicht zu bestätigen, daß die Revolution das Werk einzelner Aufwiegler sey, und auf diese Weise ward der letztere noch immer mehr in seinem Entschlusse bestärkt, den Aufstand, den er nicht für national hielt, durch Waffengewalt zu unterdrücken, statt daß er durch Bewilligung der konstitutionsmäßig zugesicherten Freiheiten dem schrecklichen Kriege hätte vorbeugen und seiner Dynastie die Krone hätte erhalten können.

Die Behauptung, daß Chlopicki die Absicht gehabt habe, durch gütliche Vermittelung eine Aussöhnung zu bewirken, ist durchaus grundlos. Um den heroischen Aufschwung der Polen zu lähmen, verhinderte er vorsätzlich die Bekanntmachung des, am 20. December von den Reichskammern entworfenen Manifestes gegen Rußland und suchte die Klubbs und vaterländischen Vereine zu unterdrücken, weil er fürchtete, sie möchten ihm in seiner Diktatorwürde nachtheilig werden. „Man bildete Klubbs," heißt es in der Proklamation vom 6. December, „Jeder, statt sein Ansuchen vorzulegen, theilte seine Befehle mit, und in dieser Verwirrung von Bestrebungen, auf die widersprechenden Leidenschaften ihren Einfluß übten, dachte man an Alles, nur nicht an Beendigung des Uebels, das dem Vaterlande mit gänzlichem Verderben drohte. Ein solcher Zustand der Dinge erfüllte die wahren Patrioten mit gerechter Besorgniß, und unsere vor dem Feinde so unerschrockenen Krieger begannen die Schrecken der Anarchie zu fürchten." Und dennoch waren jene Klubbs und ihre Freunde gerade diejenigen, die den Enthusiasmus der Nation für Freiheit und Vaterland zu erhöhen, den Aufstand immer weiter zu verbreiten und den Generalissimus zu bewegen suchten, mit dem Heere dem Feinde entgegen zu rücken. Wie konnte man von Chlopicki für die gemeinschaftliche Sache Heil erwarten, da er ausdrücklich erklärt hatte, nur im Namen des Kaisers und Königs den Oberbefehl führen zu wollen? Wie konnte

man glauben, daß er es redlich mit seinem Vaterlande meinte, da er ohne Hehl äusserte, er würde dem Großfürsten auf jede Weise behülflich seyn, um sich mit seinen verwilderten Horden nach Rußland zurückziehen zu können? Wäre das Volk nicht von einer so hohen Begeisterung ergriffen gewesen, und wäre diese nicht von den Patrioten auf ihrem Höhenpunkt erhalten worden, so hätten durch Chlopicki's Zögern, durch die Drohungen des Kaisers und seines Feldmarschalls, durch die ungeheuern Rüstungen von Seiten Rußlands viele Polen entmuthigt werden müssen, und leicht hätte es dann seyn können, daß sie sich in einem Zustande dumpfer Verzweiflung dem russischen Selbstherrscher wieder unterworfen hätten. Entweder dieß oder sogar die höchste Gewalt für immer an sich zu reißen, war der Plan Chlopicki's, denn im erstern Fall hatte er wenigstens große Belohnungen von dem Autokraten zu erwarten, der ihm dafür dankte, daß er die Diktatur übernommen hatte. Vor den Schrecken der Anarchie können nur zaghafte Gemüther, aber keine polnischen Krieger gezittert haben, denn das Volk war ja durchaus ruhig.

Eben so unrichtige Ansichten, wie der General Chlopicki, hatte unstreitig der russische Kaiser von der Revolution in Polen. „Ein abscheulicher Verrath," sagte er in dem an die Russen erlassenen Manifest vom 12. (24.) December, „hat das mit Rußland vereinigte Königreich Polen erschüttert. Uebelgesinnte Menschen, die durch die Wohlthaten des unvergeßlichen Kaisers Alexanders, des hochherzigen Wiederherstellers ihres Vaterlandes, nicht entwaffnet wurden, und unter dem Schutze der ihnen bewilligten Gesetze sich der Früchte seiner Vorsorge erfreuten, schmiedeten ingeheim Ränke, um die von ihm eingeführte Ordnung umzustürzen, und bezeichneten am letzten 17. (29.) November den Anfang ihrer Thaten durch Rebellion, Blutvergießen und verbrecherische Versuche auf das Leben Unsers geliebtesten Bruders, des Cäsarewitsch und Großfürsten Konstantin Pawlowitsch." Der Kaiser war also wahrscheinlich von seinem Bruder selbst sehr falsch berichtet, denn

nicht auf das Leben des Großfürsten, sondern bloß auf seine Gefangennehmung hatten die Insurgenten es abgesehen, und wäre ihnen diese gelungen, so wären den Polen und den Russen, ja vielleicht ganz Europa viel Blut und viele Thränen erspart worden. „Mit uns ist Gott, der Beschützer des Rechtes und das mächtige Rußland kann mit einem entscheidenden Schlage diejenigen zur Ruhe zwingen, die es wagen, seinen Frieden zu stören.“ Wahrlich, es sind viele Schläge ausgetheilt, aber die meisten haben die Russen empfangen. Wie man übrigens bei einer so ungerechten Sache sich auf Gott als Beschützer des Rechts berufen kann, ist unbegreiflich; der Erfolg hat bis jetzt gezeigt, daß Gott kein Beschützer des Meineids und der Treulosigkeit ist; auch scheint der stolze Autokrat mehr auf seine numerische und materielle Uebermacht, als auf moralische Kräfte und auf den Schutz des höchsten Wesens gerechnet zu haben. Schon der Ausgang des Kampfes der Griechen gegen die Türken, der siebenjährige Krieg Preußens gegen mehrere Hauptmächte des europäischen Festlandes, die häufigen Kriege der Schweizer gegen Oesterreich, gegen Burgund und Frankreich sollten Jeden überzeugen, daß der Sieg nicht von der Mannszahl, sondern von der sittlichen Kraft der Menschen und von dem Willen dessen abhängt, der bestimmt, wie lange und wie weit sie wohnen sollen. Daß der Kaiser Nikolaus, der, gleich seinem Bruder Alexander, den Polen so häufig seine Eide gebrochen hatte, ihnen Eidbruch und Treulosigkeit vorwerfen konnte, läßt sich bloß dadurch erklären, daß er, als Monarch, sich über alle Verpflichtungen gegen Andere erhoben glaubte. Hätte er wirklich die Größe und Heiligkeit seines Berufs in ihrem ganzen Umfange erwogen, so würde er, statt Alles in Polen auf den antikonstitutionellen Fuß herstellen zu wollen, der Nation die ihr zugesicherten verfassungsmäßigen Rechte ohne Schwertstreich eingeräumt haben und ganz Europa brauchte dann in diesem Augenblick nicht zu fürchten, durch Schwert und tödtliche Seuchen entvölkert zu werden.

Uebrigens war der Enthusiasmus, welcher die Russen beseelt haben soll, um die Polen wieder zu unterjochen, gewiß nicht so groß, als russische und deutsche Blätter ihn schilderten. Der ungebildete Russe kann nur durch berauschende Getränke und durch die Aussicht auf Beute, aber nicht durch kaiserliche Manifeste zum Kampf entflammt werden, und die civilisirten Unterthanen des russischen Reiches wünschen wahrscheinlich eben so sehr, wie die Polen, von der Herrschaft der unbeschränkten Willkühr befreit zu seyn.

Durch diese, besonders in den russischen Ostsee-Provinzen unter den höhern Klassen verbreitete Stimmung ward die Macht, welche Rußland gegen Polen aufbieten konnte, ungemein geschwächt, denn es mußte, um dort Ruhe zu erhalten, eine große Menge der besten Truppen, die es gegen Polen hätte gebrauchen können, zurück lassen. Ausserdem bedurfte es zur Bewachung seiner weiten Gränzen gegen Persien und gegen die Türkei beträchtliche Heere, und von den fünfzig Millionen Russen sind mit Ausnahme der polnischen, lithauischen und deutschen Provinzen kaum acht Millionen im Stande, gute und regelmäßige Truppen zu liefern. Erwägt man dieß, so schrumpft der ungeheure Koloß wirklich zusammen, und Chlopicki hätte unter diesen Umständen, wenn er es anders redlich mit seinem Vaterlande meinte, keinen Augenblick auf unnütze Unterhandlungen verwenden sollen, die nach der ausdrücklichen Erklärung des Kaisers, daß er mit keinen Rebellen sich vergleichen wolle, doch fruchtlos bleiben mußten. Nichts konnte ihn aber berechtigen, sich unter dem Vorwande, Einheit und Energie in die Regierung zu bringen, der höchsten, unbeschränkten diktatorischen Gewalt anzumaßen, da ja Männer am Staatsruder standen, wie Czartoryski, Niemcewicz, Radziwill, die ihn an politischer Einsicht und Fähigkeit gewiß sehr weit übertrafen, und er durch jene Usurpation, selbst wenn er keine verrätherischen Absichten hegte, die Nation in die größte Gefahr setzte.

Dem aufs Neue zum Diktator ernannten General Chlo-

picki ward von den Reichstagskammern eine, aus dem Senatspräsidenten, aus fünf Senatoren und fünf Landboten gebildete Reichsdeputation an die Seite gegeben, die zwar die Befugniß haben sollte, an seine Stelle einen andern Generalissimus wählen und folglich ihn entlassen zu können; allein diese Behörde würde doch bei der unumschränkten Macht, die man ihm in seiner Eigenschaft als Oberfeldherr übertragen hätte, nie Kraft genug gehabt haben, der Ausführung seiner herrschsüchtigen Absichten mit Nachdruck entgegen zu wirken, wenn er sich nicht durch unvorsichtige Handlungen selbst um seine Popularität und um das Vertrauen des Volkes und der Truppen gebracht hätte. Nachdem er die Diktatur wieder übernommen hatte, setzte er an die Stelle der provisorischen Regierung, welche bis dahin noch die innere Verwaltung geführt hatte, einen Nationalrath ein, der aus den beiden Fürsten Czartoryski und Radziwill, aus dem Kastellan Dembowski, dem Reichstagsmarschall, Grafen Ostrowski und dem Landboten Barzykowski bestand. Ausser diesen ward noch ein Generalsekretär ernannt, und dem Nationalrath die Versorgung des öffentlichen Schatzes mit den nöthigen Geldern zur Erhaltung des Kriegsheers, die Vollziehung der Verordnungen des Diktators in Betreff der Vermehrung und Ausrüstung der Truppen, die Sicherstellung der Armee und des Volks in Betreff der Lebensmittel, die Oberaufsicht über die Polizei und die Rechtspflege, die Verbreitung des Nationalgeistes und die Sorge für die Unverfälschtheit der öffentlichen Meinung übertragen. Lelewel ward zum Minister des Unterrichts, Bonaventura Niemojowski zum Justizminister, Isidor Krasinski zum Kriegsminister, Graf Thomas Lubjenski zum Minister des Innern und der Polizei, Jelski zum Finanzminister, Graf Plater zum Staatssekretär und Vincenz Niemojowski zum Vicepräsidenten der Rechnungskammer ernannt.

Indessen fing man an, immer mehr und mehr die Entbehrlichkeit und selbst das Gefahrdrohende einer unumschränkten

Diktatur einzuſchen, und gegen Chlopicki's Plane Verdacht zu ſchöpfen. „Die eiſerne Hand, mit welcher der Diktator ausgerüſtet iſt," hieß es in der polniſchen Staatszeitung, „lag nicht in den Wünſchen der Nation. Alle Regierungsbefehle werden von Seiten des Volks mit der größten Bereitwilligkeit vollzogen. Es frägt ſich bloß, ob dieſe Befehle, Plane und Verfügungen von Seiten der Behörde mit demſelben Eifer, mit derſelben Schnelligkeit und zugleich genügend, dauerhaft und mit Sachkenntniß gewählt und zur Vollziehung gebracht werden? Zu Ernennung der Civil- und Militärbehörden bedurfte es keiner unumſchränkten Diktatur. Die Gewalt des konſtitutionellen Königs war dazu hinreichend." Man hatte alſo den richtigen Standpunkt aufgefaßt, von welchem aus man die Verhältniſſe betrachten mußte, denn in der That war es auffallend, daß man dem General Chlopicki, der ſich weder durch glänzende Verdienſte, noch durch beſonders hervorſtechende Tugenden oder andere ihn empfehlende Eigenſchaften ausgezeichnet und für die Sache der Nation gar nichts gethan hatte, plötzlich eine Macht einräumte, die man im Begriff ſtand, dem Kaiſer im blutigſten Kampfe zu verweigern. Oeffentliche Bemerkungen der gedachten Art mußten natürlich ſtark auf die Gemüther des Volkes wirken, und auch Chlopicki fühlte ſehr gut, daß er, ohne ſich dem allgemeinen Unwillen auszuſetzen, nicht weiter auf dem betretenen Pfade fortſchreiten konnte.

Die Stellung, welche er annahm, mußte dem Kaiſer Nikolaus ebenfalls zeigen, daß es nicht die ernſtliche Abſicht des Diktators war, das Königreich wieder der ruſſiſchen Herrſchaft zu unterwerfen, denn wenn Chlopicki gleich noch immer die Diktatur dem Schein nach für Rußland verwaltete, ſo zeigten doch die häufigen Veränderungen, welche er mit der Regierungsbehörde vornahm, daß er das kaiſerliche Anſehen eben ſo wenig wie die, von ihm bald ein-, bald abgeſetzten Regierungen achtete, und daß er nur einen günſtigen

Zeitpunkt erwartete, um seine geheimen Plane auf Kosten des einen oder des andern, oder auch beider streitenden Theile auszuführen.

Um indessen nicht ungerecht zu seyn, muß man zugestehen, daß Chlopicki mehrere sehr zweckmäßige, militärische Verordnungen erließ. Bereits am 7. December ward die Organisation einer stehenden und einer beweglichen Nationalgarde befohlen und Jedermann zeigte sich zu den größten Opfern bereit. Zu bedauern war es nur, daß diese Stimmung nicht schon damals besser und thätiger benutzt ward. Auch die sogenannte freie Stadt Krakau schloß sich der allgemeinen Bewegung an, und vereinigte sich wieder mit dem alten Mutterstaat Polen, ein Beweis, daß die Art von Freiheit, womit sie von Oesterreich, Rußland und Preußen beschenkt war, den Einwohnern nicht zusagte. Das bereits angeführte, am 20. December von den beiden Reichskammern votirte und von einer dazu erwählten Kommission ausgearbeitete Manifest war freilich von der, zur Obhut der Diktatur bestellten Reichstagsdeputation mit einer Mehrheit von 14 gegen 1 Stimme genehmigt worden, und enthielt eine ziemlich ausführliche, durch Thatsachen belegte Darstellung aller Mißhandlungen, die Polen von Rußland hat erdulden müssen; allein Chlopicki versagte demselben seine Unterschrift unter dem Vorwande, daß er selbst eine Deklaration erlassen wolle, sobald der Fürst Lubecki und der Graf Jezierski von Petersburg zurückkehren und er wissen würde, wie sie ihre Aufträge ausgeführt hätten. Wahrscheinlich wollte er eben so wenig, wie seine Abgeordneten, daß der Kaiser Nikolaus die reine Wahrheit erfahren sollte; denn man glaubte vielleicht, der mächtige Selbstherrscher würde weniger zürnen, wenn man ihn in dem Wahn ließe, daß nur eine geringe Anzahl von Menschen mit seinem und seines Bruders absoluten Despotismus unzufrieden gewesen wären und sich empört hätten. Der Reichstag erklärte jedoch am 20. December die Revolution förmlich für national und sandte den hierüber abgefaßten Beschluß durch den Oberstlieutenant Wy-

leschinski nach Petersburg, um dem Monarchen über den wahren Stand der Dinge die Augen zu öffnen.

Um Lithauen und Volhynien gegen den polnischen Freiheitssinn zu sichern, sandte Kaiser Nikolaus schon zu Anfang des Decembers den berüchtigten Nowosilzoff *) nach Wilna, wo er in Beisein des Generals Korsakow und des kaiserlichen Adjudanten von Chrapowicki strenge Untersuchung gegen die dortigen Studierenden anstellte. Er überzeugte sich, laut seines Berichts, „von den unwandelbaren Gesinnungen der dortigen Jugend gegen die russische Regierung.“ Daß diese unwandelbaren Gesinnungen nicht sehr gut waren, ergab sich aus den Umständen, daß laut der Berliner und der allgemeinen Zeitung die Studenten und Schüler in Wilna sämmtlich unter scharfe Polizeiaufsicht gestellt, daß ihnen alle Zusammenkünfte und selbst der Umgang mit den Bürgern verboten und daß die Zahl der amtlichen Aufseher noch mit vier Pedellen vermehrt wurde; 247 dieser unglücklichen Jünglinge wurden sogar ihren Eltern und Verwandten entrissen und ins Innere von Rußland verbannt. Außerdem suchte die Polizei in Wilna (am 18. und 19. December 1830) sowohl bei den Bürgern, als bei den Schülern alle Waffen auf und nahm sie in Beschlag **).

*) Der russische Senator Nowosilzoff ist einer der verrautesten Rathgeber des Großfürsten Konstantin, aber seiner hellen Einsichten und seiner großen Kenntnisse ungeachtet, ein sehr bösartiger Mann. Als im Jahr 1826 das Reichsgericht über die einer Verschwörung angeschuldigten Polen ein Urtheil fällen sollte, suchte er durch Verheißungen und Bestechungen mehrere Senatoren zu bewegen, ein Todesurtheil über die Unglücklichen zu fällen. Das gelang ihm jedoch nicht, und nun wandte er wieder dieselben Mittel an, um einige von den Senatoren zu veranlassen, für völlige Freisprechung zu stimmen, um nachher den Kaiser Nikolaus zu überreden, daß dieß aus Unwillen gegen ihn geschehen sey, und ihn dadurch zur Kassation des Urtheils zu verleiten. Die Intrigue ward aber entdeckt, und Nowosilzoff bekam — einen Verweis! Das war Alles. Man sehe das Ausland 1831. Nr. 161.

**) Polens Schicksale ꝛc. Pabels Skizzen ꝛc. Allgemeine Zeitung 1831. Nr. 31.

Wo ein solches Uebermaß von Tyrannei herrscht, da kann man schwerlich auf eine gute Stimmung der Einwohner gegen ihre Bedrücker rechnen, und der größten Wahrscheinlichkeit nach würden schon damals die Lithauer sich der polnischen Insurrektion angeschlossen haben, wenn Chlopicki, was zu jener Zeit weit leichter, als später möglich war, mit einer Heeresmacht in Lithauen eingedrungen wäre. Alle vaterländisch gesinnten Polen sahen voll Sehnsucht einer solchen Unternehmung ihres absoluten Diktators und Generalissimus entgegen; allein sie hatten ihm zu große Macht übertragen und ihm sogar die Unverantwortlichkeit wegen seines Thuns und Lassens verheißen, und daher that er nichts von Wichtigkeit für sie. „Wir haben," hieß es in einer, unterm 28. December an die Franzosen gerichteten Aufforderung, „wir haben nichts versäumt, um uns den ersten Sieg zu sichern, und uns dadurch das Mittel zu verschaffen, unsere Brüder in Lithauen, in Volhynien, Podolien und den übrigen, in der Gewalt unserer Usurpatoren befindlichen Provinzen zu befreien. Wir werden in Kurzem unsere Reihen sich durch diejenigen verstärken sehen, die wir dem Joch entreißen wollen. Rußland muß die polnischen Provinzen und ihre Bevölkerung von 14 Millionen verlieren. Um aber den Augenblick ihrer Befreiung zu beschleunigen, bedürfen wir eures Beistandes, tapfere Franzosen. Unterstützt uns mit eurem Golde, eurem Kredit, eurer Verwendung, euren Truppen. Die preußischen Heere hatten schon ihre Waffen gegen euch geladen, sie harrten nur noch auf Verstärkungen aus Rußland. Wir sind es, die die Russen aufgehalten haben. Eure Sache ist es nun, die Preußen zurück zu halten, die jetzt, wo sie keine Verstärkungen mehr von Rußland erwarten können, geneigt seyn möchten, ihre Waffen gegen uns zu kehren, und uns in den Rücken zu nehmen, während wir mit dem drohenden Feinde kämpfen müssen; alsdann würden sie, nachdem sie uns bezwungen hätten, miteinander gegen euch vorrücken, um jenen revolutionären Funken zu ersticken, der von euch ausgegangen ist, um ganz Europa

zu entzünden." So sprachen die Polen, allein der Himmel hatte es anders beschlossen. Der übermüthige Herrscher aus Mitternacht, der so stolz drohete, sie mit einem Schlage zu vernichten, sollte in den Ebenen an der Weichsel von einer zerstückelten, wenig zahlreichen Nation gedemüthigt und seine Macht für immer gebrochen werden. Diebitsch sollte Warschau in der Nähe erblicken, aber nicht hinein kommen; mit Spott und Schande bedeckt, sollte er in seine Gruft fahren. Dieß ist eine große, schaudererregende Lehre für die Könige und für die Völker! Die erstern lernen jetzt, daß sie nicht immer auf ihre Legitimität trotzend ungestraft die heiligsten Rechte der Menschen zertreten und ihre Eide verletzen dürfen; und die andern sehen, daß ein tapferes, edles, heldenmüthiges Volk, das für Freiheit, Ehre und Vaterland kämpft und Gott vertraut, die größten Sklavenheere besiegen kann!

Durch die Täuschung der großen Erwartungen, die man Anfangs von Chlopicki gehegt hatte, und durch das Wenige, was er leistete, mußten die Gemüther sehr wider ihn gestimmt werden, zumal da man täglich die Stunden der Gefahr näher rücken sah. Die ihn am mildesten beurtheilten, ohne seine Freunde zu seyn, beschuldigten ihn allzu großer Behutsamkeit; Andere klagten ihn fast laut eines Einverständnisses mit dem russischen Hofe an. Man war unzufrieden über die fortwährenden Unterhandlungen, die nach des Kaisers Worten: „je ne transigerai jamais avec les rebelles," zu keinem Zweck führen konnten, da der Reichstag ja die Revolution für Nationalsache erklärt hatte, und folglich alle Polen, nach den Begriffen des drohenden Selbstherrschers, Rebellen oder Empörer waren.

Die Aufforderungen, in Lithauen und Volhynien einzurücken und dem näher kommenden Feinde entgegen zu gehen, wurden mit jedem Tage lauter und heftiger; allein der zögernde Diktator wollte erst die Depeschen erwarten, die seine Abgeordneten von Petersburg zurück bringen sollten, um dann seine Maßregeln zu nehmen. Endlich am 7. Januar langte der

Oberstlieutenant Wyleczynski mit Depeschen an Sobolewski, den ehemaligen Präsidenten des Administrationsraths an, und brachte zugleich die Nachricht von der baldigen Rückkehr des Grafen Jezierski mit. Jetzt berief Chlopicki einen Reichstag auf den 17. Januar zusammen und nahm zugleich eine Anleihe von der Bank auf, um aus unbrauchbaren Kirchenglocken 100 Stücke Geschütz gießen zu lassen. In der That muß man erstaunen; daß Chlopicki hierauf erst verfiel, als die Russen bereits an der polnischen Gränze standen, und über den Bug gehen wollten. Vergebens lag man dem Diktator mit den dringendsten Vorstellungen und Bitten ob, durch einen kühnen Zug die russisch-polnischen Provinzen zu insurgiren; allein er schien von einer höhern, Jedermann räthselhaften Politik geleitet, und versicherte, daß er gewisse Hoffnung zu einer gütlichen Ausgleichung habe, und daher die Sache der Polen nicht durch Schritte verschlimmern wolle, wodurch der Unwille des Kaisers noch mehr gereizt werden könnte. Auf solche Weise gab Chlopicki das Land einem Alles verheerenden Feinde Preis, um für seine Person sich die Gunst des Monarchen zu erhalten. Auf dringendes Zureden ließ er endlich die Armee gegen die lithauische Gränze vorrücken, und zugleich eine, aus mehreren Regimentern gebildete Kolonne das Land durchziehen, um die Einwohner aufzureizen. Die letztere zeigte sich in Brzesc dem lithauischen Korps unter dem General Rosen, welches bei ihrem Anblick laut seine Freude äusserte; allein Rosen zog sich mit den Lithauern schnell zurück, und ließ die Offiziere, welche meistens Polen waren, sogleich durch andere ersetzen. Ein Beweis, daß es sehr leicht gewesen seyn würde, die Lithauer zum Abfall zu bringen, und daß der General Chlopicki durch seine feine und schlaue Politik der polnischen Sache ungemein schadete.

Wäre diese Nation weniger muthvoll, weniger von einem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen gewesen, so hätte das zaghafte, bedenkliche und höchst zweideutige Betragen des Diktators alle moralische Kraft ertödten können;

allein die großen Erinnerungen einer schönen und kriegerischen Vergangenheit, die auch selbst den weniger gebildeten Klassen vorschwebte, und besonders der Rückblick auf die Revolutionstage vom 29. und 30. November erfüllte die Polen mit freudiger Hoffnung. Man hat zwar in einigen deutschen Zeitungen zu verbreiten gesucht, daß der gemeine Mann von banger Furcht vor den Schrecknissen des Krieges befallen gewesen sey, allein die laute Fröhlichkeit, die sich auf den Straßen und in allen öffentlichen Häusern äußerte, bewies deutlich das Gegentheil. Das Volkslied: Noch ist Polen nicht verloren (Jeszeze Polska nie zniegata) mußte auf den Theatern gesungen werden, und wenn in einem andern Liede die Stelle: „Für einen Gefallenen stehen hundert andere wieder auf," vorkam, dann erhob sich das ganze Parterre mit dem Ausruf: „Nein, hunderttausend *)!"

Desto stärker nahm mit jedem Tage das Mißtrauen gegen Chlopicki zu. Selbst der Umstand, daß er endlich das erwähnte, lange zurückbehaltene Manifest der Reichskammern zwar öffentlich erscheinen, aber ohne Namensunterschrift und Datum drucken ließ, konnte kein neues Vertrauen zu ihm einflößen. Die angebliche Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung, welche der Diktator denen, die daran glauben wollten, vorspiegelte, um sich wegen seiner Unthätigkeit zu entschuldigen, machte auf die Mehrheit des Volks keinen Eindruck, denn diese wünschte den Krieg, weil sie eine Naturerscheinung, ein Nordlicht, für ein Vorzeichen der Wiedergeburt Polens hielt. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Oberstlieutenant Wyleczynski von dem Kaiser in Petersburg ziemlich ungünstig aufgenommen worden, und sehr ernstlich von ihm gewarnt sey, die Polen möglichst dahin zu bewegen, sich unbedingt zu unterwerfen, in welchem einzigen Falle sie Begnadigung erhalten würden. Man sah hieraus, daß die höhere Politik des Diktators nicht so hoch war, wie er bei An-

*) M. s. Spazier a. a. O. S. 12.

maßung der obersten unbeschränkten Staatsgewalt sich mochte vorgestellt haben, und das allgemeine Mißtrauen verwandelte sich bald in laute Unzufriedenheit.

Nichts tröstlicher als Wyleczinski's Berichte lauteten die Briefschaften und übrigen Nachrichten, welche der Graf Jezierski aus Petersburg am 13. Januar 1831 zurückbrachte. Jedermann erkannte, daß durch das Zögern des Diktators sehr günstige Zeitpunkte verloren gegangen waren, und das vermehrte natürlich die Erbitterung gegen ihn, der trotz seiner politischen Unfähigkeit sich des Staatsruders gewaltsamer Weise bemächtigt und andere einsichtsvollere Männer davon verdrängt hatte.

Als Chlopicki sich überzeugte, daß der Krieg zwischen Polen und Rußland unvermeidlich seyn, und daß er als Generalissimus die Truppen gegen Rußland ins Feld würde führen müssen, da fand er es nicht länger gerathen, Diktator zu bleiben, sondern ließ die, zur Obhut über die Diktatur bestellte Reichstagsdeputation auf den 16. Januar früh Morgens zu sich einladen, und erklärte derselben: daß er sich nicht entschließen könne, das Heer in den Krieg zu führen, daß er es vielmehr nöthig fände, Unterhandlungen anzuknüpfen. Zugleich zeigte er den Deputirten ein Schreiben des Kaisers, worin dieser ihm für die bisherige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten dankte, und ihn aufforderte, auf die, dem Verwaltungsrath ertheilten Befehle einzugehen. Auch legte er einen Brief ähnlichen Inhalts von dem ehemaligen polnischen Finanzminister, Fürsten Lubecki vor, den er bekanntlich als Abgeordneten nach Petersburg gesandt hatte. Endlich erklärte er noch, daß er die Diktatur nicht fortführen könnte.

Die Reichstagsdeputation stattete bei Eröffnung der beiden Reichtagskammern über diese Verhandlungen mit Chlopicki den nachstehenden Bericht ab, den ich, weil er in manchen Zeitungen nicht geliefert ist, hier mittheile, um durch einige ihm folgende Bemerkungen mein Urtheil über den Charakter des Generals Chlopicki zu rechtfertigen.

„Die Reichstagsdeputation, getreu der Pflicht, welche die beiden Reichstagskammern ihr auferlegt haben, ſuchte von dem Augenblick an, wo ſie die Wahl traf, bis zu dieſer Stunde mit unwandelbarer Gewiſſenhaftigkeit dem Vertrauen zu entſprechen, das ihr durch den Reichstag am 20. December bezeugt wurde, und obgleich ihre Macht nur beſchränkt war, ſo hat ſie doch nichts verſäumt, um zur Aufrechthaltung der Republik mitzuwirken. Als ſie vernahm, daß die von der proviſoriſchen Regierung nach St. Petersburg geſandten Mitglieder mit Depeſchen von dem Kaiſer von Rußland an den Diktator zurück wären, verlangte ſie die Mittheilung dieſer Staatsſchriften, von denen man ihr das folgende Schreiben des Miniſters, Grafen Grabowski zuſtellte: „General! Ich habe den Befehl erhalten, Sie, mein Herr, zu benachrichtigen, daß Se. kaiſerliche Majeſtät Ihren Bericht vom 10ten d. M. erhalten und daraus mit Wohlgefallen den Ausdruck der Gefühle erſehen haben, von welchen Sie für Höchſtdeſſen Perſon beſeelt ſind. Er wird denſelben völligen Glauben beimeſſen, inſofern Sie, Herr General, Ihm unwiderlegbare Beweiſe davon geben; wenn Sie ſich nach Seinen hohen, in der Aufforderung am 17. December an die polniſche Nation geäußerten Abſichten ſo ſtreng richten, als es nur immer die Möglichkeit erlaubt. Empfangen Sie die Verſicherung der hohen Achtung, mit welcher ich die Ehre habe zu ſeyn, Herr General, Ihr unterthänigſter und gehorſamſter Diener.

(Unterz.) Graf Grabowski."

Da ſolche Ausdrücke die Deputation auf die Vermuthung von Handlungen leiteten, die denſelben vorausgegangen ſeyn müßten, und die es ihr unmöglich machten, ferneres Vertrauen in den Diktator zu ſetzen, ſo trug dieſelbe, um theils von ſich ſelbſt jede Rechenſchaft abzuwälzen, theils um die verehrte Perſon des Diktators von allen Vorwürfen, die ihm gemacht werden könnten, zu befreien, vor Allem Sorge, dieſe ganze Angelegenheit ins Reine zu bringen und der öffentlichen Meinung anheim zu geben. Der Diktator kam den Wünſchen

der Deputation zuvor, und ertheilte derselben am 16ten d. M. eine Audienz, in welche er sich auf Briefe, die er aus Petersburg erhalten hatte, berief, und erklärte, daß er unter den gegenwärtigen Umständen die, von der Nation ihm anvertraute Macht nicht länger behalten könne. Die Beweise von Wohlwollen, die der Kaiser ihm in demselben gegeben, würden auf jeden Fall das Zutrauen der Nation zu ihm sehr vermindern, und wenn er die geringfügigen Mittel erwöge, die der Nation zu einem Kampfe mit einer so großen Macht zu Gebote ständen, so könnte er nicht rathen, die Empörung bis aufs Aeusserste zu treiben, sondern er müsse nur wünschen, daß man durch Unterhandlungen, unter Vermittelung des preußischen Hofes, das drohende Unglück abwenden möge. In dem Fall, daß der Krieg einen schlimmen Ausgang nähme, würde ihn Jedermann einen Verräther nennen, obgleich dieß doch nur eine Folge der von ihm vorhergesehenen Unmöglichkeit seyn würde, dem nordischen Riesen Widerstand zu leisten. Einige Mitglieder der Deputation machten hierauf die Bemerkung, daß die Kräfte Rußlands, sie möchten so groß seyn, wie sie wollten, der Nation und dem Diktator ja schon längst bekannt wären; daß er, als er die unumschränkte Gewalt für sich verlangt habe, doch unmöglich habe voraussetzen können, jene Kräfte würden sich verringern; die Lage der Dinge sey also noch immer die nämliche, wie vorher; er könne und dürfe folglich das ihm von der Nation geschenkte Vertrauen nicht verrathen, weil er dadurch sowohl sich selbst, als der guten Sache, zu deren Vertheidigung er berufen worden, schaden dürfe, nachdem die Nation seine Wahl einmal als das einzige Mittel zur Rettung der Republik angesehen habe. Dieser Vorstellungen ungeachtet bestand der Diktator darauf, sich von dem, ihm anvertrauten Posten loszusagen, und erwiederte in der äußersten Wuth: wenn überspannte Köpfe auch ihr Gewissen und die dem Monarchen geleisteten Eide für nichts hielten, so sähe doch er die Sache anders an; er habe die ihm anvertraute Macht immer nur dazu ange-

wandt, die Nation von den Gräueln der Anarchie zu befreien. Als die Deputation den Diktator verlaſſen hatte, beſchloß ſie, an ihn eine Aufforderung zu erlaſſen, mittelſt welcher ſie eine ſchriftliche Erklärung von ihm verlangte: ob und unter welchen Bedingungen er die ihm anvertraute Macht behalten wolle? Die Antwort, welche ſie erhielt, war folgende:

„Der Diktator an die Deputation: Indem ich die Aufforderung der Deputation beantworte, bin ich es mir ſelbſt ſchuldig, dieſelbe Anſicht zu wiederholen, die ich ſchon geſtern ausſprach, und deren Grund die Ueberzeugung iſt, die ich habe, daß unſere Kräfte und innern Mittel nicht hinreichen, im Kampfe mit einem ſo mächtigen Monarchen einen günſtigen Erfolg zu erlangen; ſondern daß ein ſolcher Kampf die Nation nur einem noch größern Unglück ausſetzen müßte. Ich will es nicht auf mich nehmen, das Land einem ſolchen Schickſale Preis zu geben, und kann nur dann die mir anvertraute Gewalt behalten, wenn mir die unbeſchränkte Macht eingeräumt wird, alle zweckmäßigen Mittel zur Rettung der Nation anzuwenden. Chłopicki."

Die Deputation erklärte darauf in ihrer Zuſchrift vom 17ten dem Diktator Folgendes: „In Bezug auf die Antwort des Diktators vom 17ten hat die Deputation die Ehre zu erwidern, daß ſie nicht die Macht beſitzt, dem Diktator eine andere Gewalt zu ertheilen, als die bisherige vom 20. December 1830 ihm anvertraute. Die mindeſte Veränderung in dieſer Hinſicht iſt Sache des Reichstags, und die Deputation bittet demnach den Diktator, den Reichstag auf den 19. Januar zu berufen."

Auf dieſes Schreiben der Deputation erwiderte Chłopicki: „Der Diktator an den Fürſten Czartoryski, Präſidenten des Senats, und an den Grafen Ostrowski, Marſchall der Landbotenkammer. Da der Tag gekommen iſt, welcher in dem Univerſale vom 7ten dieſes Monats zur Verſammlung der Senatoren, Landboten und Abgeordneten beſtimmt war, und da ich der Meinung bin, daß neben den

Stellvertretern der Nation in den beiden Kammern keine andere Gewalt existiren kann, noch soll, so lege ich Kraft des zweiten Artikels des Reichstagsbeschlusses vom 20. December, in die Hände des Fürsten Czartorynski u. s. w. und des Grafen Ostrowski u. s. w. die Diktatorwürde nieder, um dem Reichstage völlige Freiheit zu lassen, sich über die Mittel zur Erhaltung der Existenz und der Rechte Polens zu berathen, und einen Administrationsrath und neuen Befehlshaber zu wählen. Chlopicki."

Nach dieser Erklärung des Diktators hielt die Deputation sich zu weitern Beschlüssen berechtigt, und ernannte daher provisorisch den General Weissenhof zum Oberbefehlshaber, und zu Stellvertretern desselben, während seiner Abwesenheit, die Generale Klicki und Szembeck. Der Administrationsrath erhielt den Auftrag, mit den bisherigen Ministern das Land zu verwalten. General Klicki übernahm noch an demselben Tage das Bureau des Diktators nebst allen Aktenstücken, und die Reichstagsdeputation beschloß, die beiden Kammern zu berufen und ihnen das Schicksal der Nation anheim zu stellen. Die versammelten Volksvertreter denen nach jenem Bericht bloß die Wahl übrig blieb, den General Chlopicki, den man noch vor kurzer Zeit als den künftigen Retter des Vaterlandes betrachtete, für einen Verräther desselben oder für einen verächtlichen Feigen zu halten, ließen durch den Bericht der Reichstagsdeputation ihren Muth nicht wankend machen; alle andern Berathschlagungen wurden ausgesetzt, und unter dem vielstimmigen Ausruf: Woiska! Woiska! (Einen Feldherrn! Einen Feldherrn!) schritt man sofort zur Wahl eines neuen Heerführers, die auf den Fürsten Michael Radziwill fiel, und durch folgende Bekanntmachung des Administrationsraths den Truppen bekannt gemacht wurde: „Soldaten! Der General Chlopicki, welchem die Nation in beispiellosem Vertrauen die höchste Gewalt übertragen hat, schlägt das schöne Recht aus, an der Spitze der Tapfern zu stehen. Wir wollen hier die

Gründe nicht unterſuchen, welche den General veranlaßten, ſich in einem ſo ernſten und für Polen entſcheidenden Augenblick dem Dienſte des Vaterlandes zu entziehen. Die Nachwelt wird dieſe Gründe richten; aber Euch, Ihr tapfern Vertheidiger der Freiheit und des Rechts, Euch, in deren Händen die Zukunft dieſes unglücklichen Landes liegt, werden keine Gefahren zurückhalten, keine Schwierigkeiten entmuthigen. Die Waffen, die ihr mit ſo viel Aufopferung ergriffen habt, werden nicht eher ruhen, als bis ſie mit Ruhm ruhen können. Unſer Schickſal, unſere Hoffnungen ſind dem Allmächtigen anheim geſtellt; allein die Ehre der Nation, dieſes einzige Vermächtniß unſerer Vorfahren, ſind wir ſchuldig, ohne Tadel unſern Nachkommen zu überliefern. Die verſammelten Stellvertreter des wiedergebornen Volks haben den Oberbefehl über die vaterländiſchen Schaaren dem General Radziwill anvertraut. Dieſer Mann ohne Tadel, ein ächter Pole und ein braver Soldat wird Euch auf dem Wege der Ehre und der Pflicht vorangehen. Der Wechſel des Führers wird die heilige Gluth der Vaterlandsliebe in Euren Herzen nicht unterdrücken. In feſter Ordnung, mit unerſchütterlicher Soldatentreue und mit jenem Enthuſiasmus, der immer die Herzen der Polen erfüllte, werdet Ihr gehen und den Feinden beweiſen, daß wir würdig ſind, ein Vaterland zu haben. Es lebe Polen! Es leben ſeine tapfern Vertheidiger. Czartoryski."

Der hohe Enthuſiasmus, von welchem alle Bewohner der Hauptſtadt, Hohe und Niedere, ergriffen waren, bewies deutlich, daß Chlopicki's plötzliche und unerwartete Abdankung auf die Gemüther keinen nachtheiligen Eindruck gemacht hatte. Die Erbitterung gegen ihn ſtieg aber hierdurch noch höher. Polens Schickſal hängt nicht von einem Manne ab, rief man überall. Ein Landbote machte den Antrag, daß der General Chlopicki unter genaue Aufſicht geſtellt werden ſollte, damit er dem Vaterlande nicht noch größern Schaden zufügen möchte, und viele Stimmen verlangten, daß er als Vaterlandsverräther angeklagt und gerichtet werden ſollte.

Der Verrath eines einzelnen Bürgers, hieß es im polnischen Kurier, kann dort nicht wirken, wo die Herzen Aller nur von Einem Gedanken durchdrungen und von Einem Willen beseelt sind. Wir werfen noch einige Blicke auf Chlopicki's Betragen, um zu prüfen, in wie weit diese schmählichen Vorwürfe ihn treffen konnten.

Als er das Amt eines Generalissimus übernahm, konnte er schon sehr gut wissen, daß die ganze Nation sich für die Sache der Freiheit und gegen den nordischen Despotismus erklärte, und da ihm der hochmüthige, stolze und hartnäckige Sinn des russischen Despoten bekannt war, so mußte er auch voraussehen, daß schwerlich ein friedlicher Vergleich zu vermitteln seyn würde, und daß er höchst wahrscheinlich in den Fall kommen könnte, der übernommenen Verpflichtung gemäß das polnische Heer gegen die Russen führen zu müssen. Um aber nicht bei dem Kaiser in Ungnade zu fallen, beförderte er den Rückzug Konstantins, und raubte damit der Nation, die ihn zu ihrem Schirmer gewählt hatte, jedes Mittel, sich auf einem friedlichen Wege gegen die Mörder- und Räuberschaaren des nordischen Selbstherrschers zu schützen. Sehr richtig bemerkten ihm die Deputirten, daß er bereits bei Uebernahme der Generalissimuswürde gewußt habe, wie große Streitkräfte dem Kaiser von Rußland gegen Polen zu Gebote standen, und wie viel Polen ihm entgegensetzen konnte. Hatte er also nicht den Vorsatz, im Nothfall die polnischen Streitkräfte zu jenem Zweck zu benutzen, zu welchem sie ihm anvertraut waren, so mußte er die Oberfeldherrnwürde nicht annehmen, denn dadurch hintergieng er offenbar die ganze Nation auf eine schändliche Weise, und brachte sie an den Rand des Abgrunds. Als diplomatischer und politischer Vermittler war er den Polen überflüssig; hierzu gab es unstreitig weit fähigere, einsichtsvollere und geachtetere Leute, als er war, z. B. Czartoryski, Ostrowski, Kniaziewicz, Lelewel, der muthvolle Niemojowski, Morawski, welcher der Einzige war, der sich der Errichtung einer Diktatur

widersetzt hatte, und viele andere, in Geschäften der Art sehr gewandte und erfahrene Männer. Daß er bloß die Generalissimuswürde angenommen habe, um der Anarchie vorzubeugen, war leerer Verwand; er kam ja erst nach den Revolutionstagen wieder zum Vorschein, als Alles völlig ruhig war; freilich hatte man ihn zum Generalissimus erwählt, allein der Graf Pac mußte seine Stelle versehen, bis er das Amt antrat.

Die unbeschränkte Diktatur maßte er sich ganz eigenmächtiger Weise bloß deßhalb an, um seine Entwürfe desto ungehinderter ausführen und für sein besonderes Interesse sorgen zu können. Dem Kaiser Nikolaus bewies er die größte Ehrfurcht und Ergebenheit, und zwar aus gutem Grunde, denn wenn die Revolution sich nicht weiter verbreitete, als über das Königreich Polen, und die Polen auch von auswärtigen Mächten keine Unterstützung erhielten, so ließ sich mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Rußland leicht im Stande seyn würde, den Aufstand zu unterdrücken, und welche große Belohnung durfte nicht Chlopicki von Rußland erwarten, wenn er, bloß vermögt seiner unbeschränkten diktatorischen Gewalt, die Nation, ohne sie weiter um ihre Zustimmung zu fragen, dem russischen Scepter unterwarf? Die schönen Töchter in Wilna konnten dann fürstlich ausgestattet, und an russische Obersten, Generale und —fürsten vermählt werden, und kein deutscher Schriftsteller durfte ihnen weiter etwas Uebels nachreden.

Mit der Nation durfte der schlaue Diktator es aber eben so wenig verderben; denn wie leicht war es möglich, daß die Revolution sich über alle polnischen und selbst über die civilisirten russischen Provinzen ausbreitete, und daß dann der nordische Koloß, wie es schon jetzt das Ansehen hat, zu einem elenden Zwerge zusammenschrumpfte; wie leicht konnte es ferner nicht seyn, daß Polen von auswärtigen Mächten Beistand und Hülfe erhielt; und welch' eine Rolle konnte dann der Herr Diktator spielen, wenn er, wenigstens

dem Scheine nach, der Sache der Nation treu geblieben war? Er konnte den Thron der Jagellonen besteigen, und seine Prinzessinnen noch mit Kaiser- und Königssöhnen vermählen! Wo Fortuna so glänzende Wechselfälle zeigt, da muß man in der That sehr klug und vorsichtig zu Werke gehen!

Und das that Chlopicki! Er erließ zwar eine Menge von Verordnungen und Proklamationen, die zum Theil recht gut klangen, aber die Kriegsrüstungen, so weit sie von ihm selbst abhingen, wurden mit heilloser Lauigkeit betrieben. Erst als die Russen die Gränze überschreiten wollten, erst da fand er, um doch wenigstens den Schein von Redlichkeit vor der Nation zu behaupten, es gut, zu befehlen, daß man zweihundert Kanonen aus Gleckengut gießen solle. Weil er jedoch zu seinem Verdruß wahrnahm, daß er das Vertrauen des Volks und des Kriegsheers verlorkn hatte, so mußten jene glänzenden Wechselfälle, die er durch das Prisma seines Ehrgeizes und seiner Selbstsucht erblickt hatte, immer tiefer in einen dunkeln Hintergrund zurücktreten. Nikolaus pochte voll Zorn, wie einst Xerres, auf sein großes Heer, ohne zu ahnen, daß es seinen Schaaren an der Weichsel und am Bug noch schlimmer ergehen würde, wie jenen des asiatischen Despoten in Griechenland, und forderte daher von den Polen unbedingte Unterwerfung und Rückkehr unter seinen eisernen Scepter. Die Polen hingegen waren einmüthig in dem Vorsatz, lieber mit Ruhm und Ehre zu sterben, als mit Schande und Schmach unter der Knute des Moskowiters zu leben. Chlopicki hatte vorsätzlich, um die Gunst des Czars nicht zu verlieren, die Maßregeln, welche zur Rettung der Nation, oder auch nur zur Verzögerung ihres Untergangs hätten dienen können, theils ganz versäumt, theils nur halb ergriffen; allein dennoch war ein langer, blutiger und verzweiflungsvoller Kampf voraus zu sehen, und in diesem Fall durfte er von Seiten des Czars, der durch einen solchen Kampf in der Ausführung seiner despotischen Entwürfe gegen Frankreich, Belgien und die konstitutionellen Staaten mächtig gehindert wurde, keine große Beleh

nung erwarten; denn um diese zu erndten, mußte er eine plötzliche Unterwerfung der Polen bewirken. Hiezu war jedoch seine Diktatur durch die, am 30. December 1830 bestellte Reichstagsdeputation allzu sehr beschränkt. Diese Behörde, welche die Aufsicht über die Ausübung der diktatorischen Gewalt führte, bestand aus fünf Senatoren und zehn Landboten.

Die Mitglieder von Seiten der Senatoren waren: Czartoryski, Radziwill, Pac, Wodzynski, Gliszynski, Kochanowski; und von Seiten der Landboten: Ostrowski, Ledochowski, Franz Soltyk, Morowski, Swirski, Barzykowski, Stanislaus Jezierski von Masovien, (der aber nicht mit Johann Jezierski, den Chlopicki nach Petersburg sandte, zu verwechseln ist), Wenzyk und Wiszniewski; alle Männer von ausgezeichneter Einsicht, glühender Vaterlandsliebe und rechtlichem Charakter. Solche Wächter konnten dem nach unumschränkter Gewalt gierenden Diktator nicht angenehm seyn; denn unter ihrer Obhut durfte er kein Meisterstück versuchen, wie eine gänzliche Unterwerfung der polnischen Nation unter den eisernen Scepter des russischen Czars, wodurch er auf den Trümmern seines Vaterlandes sein Glück hätte gründen können. Das Verlangen der Reichstagsdeputation, ihr die, von seinen Abgeordneten aus Petersburg mitgebrachten Aktenstücke mitzutheilen, versetzte ihn in die größte Wuth. Er, der unumschränkte Diktator, wollte nicht immer bewacht seyn; er wollte freie Hände behalten, um die Polen ohne Mühe in die rachgierigen Klauen des nordischen Adlers zu liefern, und diesem dadurch zugleich den Weg in die Länder der Civilisation zu bahnen, wo dann das göttliche, absolute Kantschusystem eingeführt werden sollte. Um jenes bewirken zu können, verlangte er die „unumschränkteste", diktatorische Gewalt. Da die Reichstagsdeputation theils nicht befugt war, ihm dieselbe zu ertheilen, theils auch nach seinen Aeusserungen voraussah, zu welchem Frevel er sie benutzen würde, so ertheilte sie ihm die

schon vorhin angeführte Antwort: daß sie dazu nicht ermächtigt, sondern daß dieß Sache des Reichstages sey.

Chlopicki hatte zwar, wie Leute der Art gewöhnlich thun, seinem Betragen einen religiösen Anstrich geben wollen, und äusserte im Zorn: „wenn eraltirte Köpfe auch ihr Gewissen und ihre, dem Monarchen geschworenen Eide für nichts achteten, so sähe er doch die Sache anders an!“ Mit dieser elenden Heuchlei wollte er bloß seine Weigerung, das polnische Heer gegen den Feind zu führen, entschuldigen, und vielleicht die Deputirten selbst in ihren Entschlüssen wankend machen. Kaum hatte er aber die Diktatur niedergelegt, kaum bemerkte er bei kälterem Nachdenken, daß man sie ihm nicht aufs Neue antragen, sondern ihn mit allgemeiner, wohlverdienter Verachtung, ja vielleicht gar noch auf andere Weise bestrafen würde, als er, um die Gemüther wieder auszusöhnen, sich um eine Anstellung bei dem aktiven Heere bewarb. Die Eide, welche er dem Kaiser Nikolaus geschworen hatte, waren also nun ganz in Vergessenheit gerathen!

Mag man Chlopicki's Handlungsweise betrachten, von welcher Seite man will, so wird man einen hohen Grad von sittlicher Schlechtigkeit wahrnehmen, und dieser ist, wie man weiß, der erhabenen russischen Dynastie immer sehr willkommen, da Menschen solchen Gelichters zu Allem sich hergeben und gebrauchen lassen. Wechseln sie auch wie ein Chamäleon in einer Stunde zehnmal ihre Farbe, und wie ein Proteus in jedem Augenblick ihre Gestalt, so fehlt es der listigen Politik an der Newa, die sich auf ähnliche Kunststücke versteht, nicht an Mitteln, durch sie zu ihrem Zweck zu gelangen; das farbewechselnde Chamäleon wird vergoldet, und der unbändige Proteus mit Ordensbändern gefesselt, und dann ist Alles in Richtigkeit.

Chlopicki hat, wahrscheinlich zur Sühne seiner großen Schuld, nach öffentlichen Blättern, bei Grochow zum Siege der Polen über die Russen viel beigetragen, und soll selbst ei-

nige Tropfen Blut dabei verloren haben; allein damit ſind die Blutſtröme nicht abgewaſchen, die dort und in andern Schlachten gefloſſen ſind; die Thränen der Eltern, der Gattinnen, Bräute und Kinder jener hochherzigen Helden, welche dort blieben, ſind nicht damit getrocknet; die Tapfern, die von dem Geſchütz, dem Schwert und den ſchrecklichen Seuchen hingerafft wurden, welche die verwünſchte Herrſchgier des nordiſchen Würgengels vielleicht noch über ganz Europa verbreiten wird, ſind damit nicht aus ihren Gräbern gerufen! Hätte aber nicht Chlopicki, wenn er, ſtatt den Diplomaten und Politiker zu ſpielen, und um die Gunſt eines mitternächtlichen, abſoluten Selbſtherrſchers zu buhlen, ſeine Pflichten als Oberfeldherr gehörig erfüllt hätte, den größten Theil dieſes Unglücks von ſeinem Vaterlande und von der ganzen Menſchheit abwenden können? War es nicht heilige Pflicht für ihn, jenen Großſchergen, der ſich mit ſo vielen Flüchen, Thränen und Seufzern belaſtet, und allenthalben, wo er erſchienen war, mit Schande und Verachtung ſich gebrandmarkt hatte, mit ſeinen Unterſchergen und Unterbütteln gefangen zu nehmen, und ihn als Geißel für die Sicherheit der, von ihm auf das Schmählichſte gemißhandelten Nation zu behalten? War es nicht eben ſo heilige Pflicht, die ſo grauſam bedrückten Lithauer, Volhynier und Podolier, ſo wie alle Bewohner der polniſch-ruſſiſchen Landestheile zu den Waffen zu rufen, um gemeinſchaftlich mit ihren polniſchen Brüdern für die heiligſten und unveräuſſerlichſten Rechte der Menſchheit zu kämpfen? Würde nicht dieſer furchtbare Kampf weit leichter und ſchneller beendigt worden ſeyn, als jetzt, wo jene Länder mit Ruſſen und Koſacken überſchwemmt, und ihre Soldaten und Jünglinge theils ins Innere von Rußland geſchleppt, theils unter wilde, barbariſche Räuberſchaaren geſteckt ſind, und durch die gewaltſamſten Mittel gezwungen werden, gegen ihr eigenes Vaterland, gegen ihre Väter, gegen ihre Brüder, ihre Freunde zu ſtreiten?

Daß der General Chlopicki wegen ſeiner ſträflichen

Unterlassungen und Handlungen nicht bestraft worden ist, verdankt er wohl mehr dem Drange der vielen Geschäfte, als seiner, von Manchen behaupteten Schuldlosigkeit. Die Stimme vieler seiner edelsten, einsichtsvollsten und gerecht denkenden Mitbürger hat schon längst ein strenges Urtheil über ihn gefällt, und die Nachwelt wird es höchst wahrscheinlich bestätigen.

Der Nemesis kann auch der Mächtigste, der im Purpur geboren ward, nicht entfliehen; selbst der große Türkenbändiger Diebitsch-Sabalkanski, der, wie sein rachsüchtiger und herrschgieriger Czar träumte, alle polnischen Helden mit „Einem Schlage" vernichten sollte, selbst der ist von ihr ereilt worden. Seine Lorbeeren sind von den Blutströmen jener russischen Mörderschaaren hinweggeschwemmt, deren Leichname jetzt die freie Luft verpesten, die sie nicht werth waren, zu athmen.

Auch der stolze, hochmüthige Koloß, dessen Haupt mit seiner Donnerstimme die ganze Welt erschüttern wollte, wird bald als ein elendes Gerippe in sich selbst zusammenstürzen. Die Völker sind mündig geworden, sie wollen keine Tyrannen mehr haben. Seit wenigen Monaten ist ein König, ein Herzog und ein Kaiser auf die Wanderung gegangen, obgleich der letztere es vielleicht am wenigsten verdiente, denn er hielt treu und ehrlich seinem Volke die Verfassung, die er beschworen hatte. Ein anderer Kaiser, der dieß nicht that, sondern treulos seine Eide brach, ist eines Königsthrons verlustig erklärt und wird ihn nie wieder besteigen. Möge er sich hüten, daß unter dem Kaiserthron nicht ein Vulkan zum Ausbruch kömmt, den seine Höflinge und Schmeichler vielleicht mit einer Blumendecke verhüllen. Man hat gemeint, wenn man nur recht strenge Censuren, geheime Polizeien, Ketten und Kerker, Knuten und Kantschu hätte, dann könnte der Vulkan nie zum Ausbruch kommen; allein das sind furchtbare, höchst gefährliche Mittel; man muß die Flamme nicht mit Oel löschen, und den Schlund des feuerspeienden Berges nicht mit Pech, Schwefel und Phosphor verstopfen wollen. All jener Brennstoff wird in Lava und in glühende Asche verwandelt und ausgespieen werden.

Das Einzige und das Rathſamſte, was die Fürſten für die Sicherheit ihrer Throne thun ſollten, wäre, daß ſie ihren Völkern gewähren, was dieſe nach ihren Bedürfniſſen und nach dem Stande ihrer Geſittung fordern können; denn wenn ſie ihnen dieß nicht freiwillig zugeſtehen, ſo werden die Völker am Ende mit Gewalt mehr nehmen, als ſie Anfangs in Güte begehrt haben. Iſt es nicht thöricht, etwas zu verweigern, was man nach Recht und Billigkeit ſchuldig iſt, und nachher vielleicht das Hundertfache, ja wohl gar ſeine ganze Habe hingeben zu müſſen? Dreißig bis fünfzig Familien ſollten ſich in unſern Zeiten doch nicht erkühnen, viele Millionen gebildeter, und mit gleichen Rechten begabter Menſchen als eblose Waare, als ihr Erbgut behandeln zu wollen. Die Völker gönnen den Königen und Fürſten gerne die Ehre und das Vergnügen, Fürſten und Könige zu ſeyn und auf hohen, mit rothem oder anderm Sammt überzogenen Verwunderungsſtühlen zu ſitzen und zu gähnen; nur müſſen die allerdurchlauchtigſten und durchlauchtigſten Herrgötter dagegen nicht von den Völkern verlangen, daß ſie aufhören, Menſchen zu ſeyn, oder wohl gar, daß ſie Thiere werden ſollen, um ſich, gleich Schafen und Gänſen, einpferchen, ſcheeren, ſchinden, rupfen und abſchlachten zu laſſen, wie der Kaiſer Nikolaus und der Großfürſt Konſtantin die Polen zu Schafen und Gänſen herabwürdigen, und ſie gleich dieſen nach ihrem Belieben einpferchen, ſcheeren, ſchinden, rupfen und ſchlachten wollten. Die civiliſirten Nationen befinden ſich auf einem Höhenpunkt ſittlicher und geiſtlicher Ausbildung, von dem es unmöglich iſt, ſie herunter zu ſtürzen. Sie haben ihre Würde und ihre Rechte als Menſchen fühlen und kennen gelernt, und auch den Unwerth Mancher von denen, die über ſie gebieten und herrſchen wollen. Kaiſer, Könige und Fürſten müſſen nicht ſo viel von der Dankbarkeit faſeln und ſchwatzen, welche die Völker ihnen ſchuldig ſeyn ſollen. Dieſe ſind ihnen durchaus nichts ſchuldig; aber faſt Alles, was Jene haben und ſind, verdanken ſie den Völkern, die freilich ſehr gut einſehen, daß ſie Manche von

denen, die auf den Verwunderungsstühlen sitzen, entbehren könnten, aber gutmüthig genug sind, sie zu mästen und sitzen zu lassen, wenn sie sich ruhig verhalten und sich dem Standpunkte der jetzigen Civilisation gemäß betragen.

Die läppischen Grillen von göttlichen, den Königen und Fürsten angestammten Herrscherrechten, von Legitimität, von Stabilität und dergleichen Possen, die unter allen legitimen und legitim seyn wollenden Hirnschädeln zirpen und spucken, und nirgend mehr und widerlicher gezirpt und gespuckt haben, als in der Czarenstadt an der Newa, haben unsägliches Unglück über den Erdball verbreitet.

Manche von Jenen, die auf den Verwunderungsstühlen sitzen, behaupten: wir sind von Gottes Gnaden, und unsere Herrscherrechte, die wir und unsere Vorfahren glorreichen Andenkens, durch Mord und Brand, durch List und Trug, durch Aqua Toffana und Succeſſionspulver auf so ruhmwürdige Weise erworben haben, sind heilige, unantastbare göttliche, vom Himmel stammende Rechte!

Wie, fragen die Völker, Ihr wollt von Gottes Gnaden da seyn? Sind denn wir von des Teufels Gnaden da? Wo habt Ihr die Urkunden, daß Eure Herrscherrechte, die Ihr und Eure Vorfahren glorreichen Andenkens durch Mord und Brand, durch List und Trug, durch Aqua Toffana und Succeſſionspulver so ruhmvoll erworben haben, von dem Himmel sanktionirt und für unantastbare, göttliche Rechte anerkannt sind, vermöge deren Euch die Befugniß zusteht, alle übrigen Menschen als Spielwerke Eurer Leidenschaften, Eurer Launen, Eurer Willkühr zu behandeln, ihnen, die eben so gut, wie Ihr, zum Genuß des Lebens berufen sind, jeden Lebensgenuß durch Eure Herrschgier, Eure Prachtliebe, Euren Hochmuth, Eure Thorheiten zu verbittern, zu verkümmern und zu rauben? Womit beweist Ihr, daß Ihr ein Recht habt, die Menschheit, die nicht zum Stillstehen, sondern zu immerwährendem Fortschreiten, zu immer höherer, sittlicher und geistiger Entwickelung von dem großen Baumei-

ster der Welt bestimmt ist, in diesem Fortschreiten und in dieser Entwickelung durch Eure Censuren, Eure Ordonnanzen, Eure Preßgesetze, Eure geheimen und öffentlichen Polizeien, Eure politischen und kirchlichen Inquisitionen, kurz durch alle jene unwürdigen Hemmschuhe, wodurch Ihr den Sonnenwagen der Aufklärung in seinem Laufe aufhalten wollt, zu hindern, und sie wieder in jene schwarze Finsterniß längst entwichener Jahrhunderte zurück zu stürzen, aus welcher sie durch so viele Ströme von Blut und Thränen sich heraus gearbeitet hat? Womit beweist Ihr dieses angebliche Recht?

Mit der Akte des heiligen Bundes, erwiedert man, denn da stehet geschrieben im zweiten Artikel: „die drei verbündeten Monarchen sehen sich nur als Abgeordnete der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oesterreich, Preußen und Rußland *)."

Wenn Ihr keine bessern Urkunden habt, als die Akte des heiligen Bundes, antworten die Nationen, so steht es um Eure Sache sehr schlecht, denn jener Bund war bloß ein Bund der Fürsten gegen die Völker. Möge er nie wieder ins Leben

*) Daß ein, in religiöser Hinsicht so aufgeklärter Fürst, wie der König von Preußen die in einem höchst mystischen, süßlich frömmelnden Ton abgefaßte Urkunde des heiligen Bundes, die man ohne Ekel nicht lesen kann, unterzeichnete, geschah vermuthlich bloß aus verdünlicher Freundschaft für den Kaiser Alexander, und daß späterhin viele andere Fürsten diesem sogenannten heiligen Bunde beitraten, war höchst wahrscheinlich natürliche Folge der Rücksicht, die sie aus politischen Gründen gegen die drei Hauptheilnehmer beobachten wollten. Vielleicht versprachen sich manche Regenten von diesem heiligen Bündnisse weit wichtigere, heilbringendere und glänzendere Resultate für das Schicksal Europa's, als es gehabt hat, denn leider ist nichts Gutes, aber viel Schlimmes daraus entsprungen. Auch der Sultan Mahmud soll damals, nach englischen Blättern, eingeladen worden seyn, dem heiligen Bunde beizutreten; er soll es aber hochmüthig und spöttisch abgeschlagen haben. Wie klug hätte er gethan, wenn er die Einladung angenommen hätte; dann wäre der selige Diebitsch-Sabalkanski nicht über den Balkan gegangen, und hätte dort keine Lorbeeren gepflückt, die er jetzt auf eine so tragische Weise in Polen verloren hat.

treten, denn wir könnten ihm leicht einen andern entgegensetzen, der manchen Verwunderungsstuhl über den Haufen stürzen würde. So gut übrigens wie Ihr von Gottes Gnaden seyd, so gut sind wir gleichfalls von Gottes Gnaden; denn wir stammen, wie gesagt, auch nicht vom Teufel her! Unsere Rechte als Menschen sind die wahren göttlichen, unveräusserlichen und unantastbaren Rechte! Gott hat uns so gut, wie unsere Regenten zum Lebensglück erschaffen, und der Zweck unseres Daseyns hienieden besteht keineswegs darin, uns von Fürsten, Ministern und andern irdischen Ober- und Untergöttern als leblosen Stoff, als Schlacht- und Lastvieh gebrauchen zu lassen. Wir sind zum Genuß der Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens eben so wohl berufen, wie sie, denn sonst hätte das höchste Wesen uns keine Empfänglichkeit dafür verliehen. Sie haben aber keineswegs das Recht, die Früchte unseres Fleißes und unserer Anstrengungen mit ihren Günstlingen, Mätressen und Hofschranzen zu verschwelgen, und das, was wir mit saurer Mühe erwerben müssen, durch unnützen Prunk, durch kostbare und lästige Kriegsheere und Hofhaltungen, durch glänzende Feste und rauschende Lustbarkeiten zu verschleudern. Sie, die oft in einem Tage mit eitlen Thorheiten und Possen mehr verschwenden, als zehntausend arbeitsame Familien in einer Woche erwerben können, sind nicht befugt, die Ströme zu sperren, die Gott darum frei durch die Länder wegen läßt, damit Menschen mit Menschen verkehren und Handel treiben sollen; sie sind nicht berechtigt, die Länder durch eine Menge von Mauthen und Binnenzöllen zu belasten, durch welche alle Gewerbe vernichtet, Verarmung und Nahrlosigkeit, Verbrechen und Laster herbeigeführt werden, und die bloß den Zweck haben, den irdischen Herrgöttern und Oelgötzen die Mittel zu verschaffen, auf den Ruinen der Völker in Saus und Braus jubeln und schwelgen zu können. Bürgerlicher Wohlstand ist eine Hauptbedingung alles irdischen Lebensglücks und aller geistigen und sittlichen Veredlung; also muß auch jedem Staatseinwohner die Möglichkeit gesichert

seyn, sich bei gehöriger Verwendung seiner Kräfte einen gewissen Grad von Wohlstand zu verschaffen, denn nur hiedurch kann die Bestimmung des Menschen, welche in der Ausbildung seiner moralischen und intellectuellen Anlagen besteht, erreicht werden. Eine Regierung aber, die durch ihre Anordnungen und Einrichtungen, durch Mauthen, Zölle und Abgaben den Unterthanen alle Möglichkeit raubt, zu bürgerlichem Wohlstande zu gelangen, oder die gar ganze Klassen von Staatseinwohnern davon ausschließt, wie dieß namentlich in Rußland wegen der, dort herrschenden Leibeigenschaft der Fall ist, bezeichnet sich selbst mit dem Stempel der Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, und sollte ja nicht darnach trachten, ihre heillose Herrschaft noch weiter auszudehnen, und noch mehrere Völker elend und unglücklich zu machen. Der Regent eines solchen Landes sollte sich lieber einen Abgeordneten des Teufels, als einen Abgeordneten Gottes nennen, und seine angeblichen Herrscherrechte nicht vom Himmel, sondern aus der Hölle herleiten.

Der höhere Zweck unseres irdischen Daseyns ist geistige und sittliche Vervollkommnung. Dieß wird deutlich genug durch die, von keinen irdischen Schranken begränzte Perfectibilität oder Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen bewiesen, denn der erhabene Baumeister der Welten hat keinem seiner Geschöpfe Anlagen gegeben, die nicht entwickelt werden sollen. Wer also den Menschen die Mittel zu dieser Entwickelung entreißt oder schmälert; wer sich ihrem geistigen Fortschreiten mit List oder Gewalt widersetzt; wer ihnen das Lebensglück, das ihnen die Vorsehung bestimmt hat, stört und vernichtet; ja wer gar, wie Kaiser Nikolaus, die Absicht zeigt, die ganze Civilisation *) von der Erde verbannen zu wollen, um nur

*) Civilisation wird in zwei Bedeutungen genommen: 1) die sittliche geistige, religiöse und politische Vervollkommnung sowohl des ganzen Menschengeschlechts, als auch einzelner Völker und einzelner Menschen; 2) nennt man Civilisation den Inbegriff derjenigen Völker, welche einen solchen Höhenpunkt geistiger, sittlicher, religiöser und politischer Vollkommenheit erreicht haben, daß die Mehrzahl ihrer In-

seinen despotischen Verwunderungsstuhl mit dem Blut und den Thränen vieler Millionen recht fest zu leimen; der macht sich des größten Verbrechens gegen Gott und die Menschheit schuldig, denn er verletzt die heiligsten, unveräusserlichsten Rechte der letztern, greift mit frevelnder Hand in die Plane der Vorsehung, und macht es den Menschen unmöglich, die Stufe der Veredlung zu erreichen, welche sie nach den Absichten des höchsten Wesens auf dieser Welt erlangen sollen.

Fast alles Blut, was seit einer langen Reihe von Jahren in Europa vergossen worden, ist für jene verrückten Hirngespinste, für jene albernen Hypotheſen einiger Herrscher und Diplomaten geflossen; für Narrheiten, die weder in der Vernunft, noch in der Geschichte, noch in einer wirklichen oder vermeintlichen Offenbarung Gottes ihren Grund und bloß den Zweck haben, der unbeschränkten, despotischen Willkühr zu dienen!

Manchen Gewalthabern und Diplomaten, die niemals zum logisch richtigen Denken, sondern bloß an Herrschen und Gebieten, an Prunk, Schwelgerei und rauschende Vergnügungen, an Müßiggang und politische Ränkeschmiedereien gewöhnt sind, ist jeder Trugschluß, jede Albernheit willkommen, wodurch sie wähnen, ihre Nichtswürdigkeiten und ihr Streben nach schrankenloser Willkühr rechtfertigen zu können. Daher bringen sie denn auch so häufig diejenigen, deren Schicksal sie leiten sollen oder wollen, in Elend und Verderben! Sie volo, sic jubeo,

---

dividuen sich, als vernünftige Wesen, frei und ohne den Rechten Anderer zu schaden, in ihren Handlungen bestimmen können. Hiernach gehören also Deutschland, Frankreich, England, Schweden und Norwegen, die Schweiz, Holland, die Niederlande, Dänemark, Polen und Griechenland zu der europäischen Civilisation. Rußland, Spanien, Portugal, die Türkei hingegen sind uncivilisirt; denn obgleich Rußland mehrere Provinzen hat, in denen die Mehrzahl der Einwohner zu jenem Höhenpunkt der Civilisation gelangt ist, z. B. Liefland, Kurland, Esthland, so muß man es im Ganzen genommen, doch zu der Nichtcivilisation oder, was dem gleich ist, zu der Barbarei rechnen. Das ist die Frucht des Despotismus der russischen Czare!

stat pro ratione voluntas! So will ich's, so befehle ich's, statt aller Vernunftgründe gelte mein Wille; car tel est notre plaisir! Das ist die erhabene Maxime ihres Handelns; das furchtbare, Alles in Verwirrung stürzende Gesetz, welches sie der Menschheit aufbürden wollen!

Die erste französische Revolution, welche den Mittelpunkt von Europa so heftig erschütterte, daß alle Welttheile davon bewegt wurden, hatte eine Menge schlechter, veralterter Einrichtungen und thörichter Vorurtheile, die schon lange der Gegenstand des Abscheues und Spottes aller Aufgeklärtern und Vernünftigen waren, hinweggeräumt, und dafür ein ganz neues Ideenreich entwickelt und ins Leben gerufen, das mit den Ansichten von Legitimität und angeerbten, ausschließlichen Vorzügen gewisser Kasten und Familien im strengsten Widerspruche stand. Aber gegen dieses große Ideenreich verschworen sich fast alle Machthaber Europa's und alle diejenigen, welche ihre angemaßten Vorrechte dadurch gefährdet glaubten. Es entstand ein furchtbarer Kampf, denn sie zogen mit zahllosen Schaaren gegen das ihnen so verderbliche Reich der Ideen zu Felde, und kämpften dagegen, wie Don Quixote gegen die Windmühlenflügel, allein sie kehrten auch gleich diesem mit jämmerlich zerschlagenen Rippen heim, und viele von ihnen bezeichneten mit ihren Leichen den blutigen Wahlplatz. Ja, was noch schlimmer war, gerade jene Grundsätze, die man mit gewaffneter Faust von dem Erdboden hatte ausrotten wollen, hatten sich wie eine geheime Krankheit Vielen von denen mitgetheilt, durch deren Schwert man sie zu vertilgen hoffte, und nun verbreiteten sich die neuen Ansichten, welche der schrankenlosen Willkühr so große Gefahr dreheten, fast über den ganzen Erdkreis, denn überall, wo nur noch ein Fünkchen gesunden Menschenverstandes war, fanden sie einen empfänglichen und ergiebigen Boden und trugen tausendfältige Früchte. Wo kann es auch wohl etwas Lächerlicheres geben, als jene unvernünftigen Lehren von Legitimität, Stabilität, angestammten göttlichen Herrscherrechten, welche die Apostel des Ultraroyalismus

verkünden? Wenn Trajan ein vortrefflicher Kaiser war, folgte denn daraus, daß seine Nachkommen nach fünfzig oder gar nach fünfhundert Jahren ebenfalls so vortreffliche Regenten seyn würden, und daß also der Himmel ihrem Hause das göttliche Recht ertheilt habe, bis zu seinem Erlöschen über die Römer zu herrschen? Wie kann wohl ein Volk seinem Fürsten die unbedingte Versicherung geben, daß der Thron für immer auf seine Familie forterben soll? Kann es die Zukunft beherrschen? Und gesetzt, es gieht seinem Oberhaupte eine solche unbedingte Versicherung, sind die Nachkommen denn verbunden, zu erfüllen, was ihre Vorfahren in dieser Hinsicht versprochen haben? Wie kann ich wissen: ob der Sohn des edelsten, besten Fürsten nicht das abscheulichste, verworfenste, nichtswürdigste Ungeheuer, nicht ein zweiter Nero, Caligula, Don Michel oder Großscherge seyn wird? Und wie kann ich, vernünftiger Weise, die Zukunft folgender Generationen, und selbst meiner Kinder und Enkel, von der Willkühr eines solchen Unholds abhängig machen? Wo hat man jemals gehört, daß Verdienste, Tugenden und Fähigkeiten immer von dem Vater auf den Sohn vererbt werden, wie Brabanter Thaler oder österreichische Kopfstücke, oder wie Pergamente und Adelsdiplome? Wer muß also nicht einsehen, daß jenes Evangelium von königlicher und fürstlicher Legitimität, die als ein außerordentliches Gnadengeschenk des Himmels gewissen Familien zu Theil geworden seyn soll, und vermöge welcher die letztern das Recht haben wollen, Millionen Menschen als ihr Eigenthum, als Last- und Schlachtvieh zu beherrschen, zu verkaufen, zu vertauschen, zu veräußern, zu schinden und zu martern; wer, sage ich, muß nicht einsehen, daß jenes Evangelium von der Legitimität und von angestammten göttlichen Herrscherrechten die nichtswürdigste und albernste Tollheit ist, die jemals in dem großen Narrenhause Welt ausgeheckt wurde?

Staaten und Völker sind keine Gegenstände des Erbrechts; Gesellschaften vernünftiger, moralischer, mit Rechten

begabter Wesen lassen sich nicht, wie Häuser voll lebloser Möbeln, oder wie Ställe voll Rosse und Maulthiere vererben oder als Heirathsgut mitgeben. Die Legitimität der Regierenden wird keineswegs durch ihre Geburt und durch den Rang ihrer Vorfahren begründet, sondern einzig und allein durch den Willen der Völker. Der Wille der letztern ist die einzige Quelle der Gewalt ihrer Regenten. Alles was der Monarch als Monarch ist, das ist er durch das Volk; Alles, was er in dieser Eigenschaft hat, das verdankt er dem Volke, das sich von ihm regieren läßt; allein das letztere ist nicht sein Eigenthum; es ist kein Gnadengeschenk, das Gott ihm gemacht hat, und worüber er schalten und walten darf, wie ihm beliebt. Hat wirklich eine Nation ihrem Fürsten die Erblichkeit des Thrones zugesichert, so sind das bloße Ansprüche, die nur so lange dauern und dauern können, als die Nation es will; denn die Individuen, aus denen die letztere besteht, verändern sich täglich, indem täglich Menschen sterben und Menschen geboren werden, und die aufs Neue Hinzukommenden gar keine Verpflichtung haben, sich den Verfügungen der Abgeschiedenen zu unterwerfen. Wenn Kunz sich dem Teufel verschrieben hat, so ist Hans, der nach ihm sein Haus bezieht, nicht verbunden, dasselbe zu thun. Auch erlangt die Familie eines Regenten, dem ein Volk Erblichkeit der Regierung zugestanden hat, wie gesagt, bloße Ansprüche, keine Rechte; erst durch die Huldigung werden die Ansprüche in Rechte verwandelt, und das Volk ist befugt, die letztern aufzuheben und zu widerrufen, sobald der Regent nicht fähig oder nicht geneigt ist, die Bedingungen, unter denen ihm jene Rechte übertragen wurden, und die Pflichten, die mit seinem Amte verbunden sind, zu erfüllen. Die Regierungsgewalt wird dem Fürsten nicht zu seinem Besten, sondern zum Besten des Volks eingeräumt; will oder kann er sie nicht dazu verwenden, so fallen mit dem Zweck auch

die Mittel hinweg. Ein Einzelner kann nicht verlangen, daß Hunderttausende unglücklich und elend seyn sollen, weil sein wahnsinniger Hochmuth, sein Ehrgeiz, seine schrankenlose Herrschgier, seine Narrheit und seine albernen Grillen es begehren. Wenn ich meinem Schneider Tuch gebe, um mir einen Rock zu machen, und er mir ihn nicht machen will oder kann, so nehme ich mein Tuch zurück und wir sind geschiedene Leute.

Noch neuerdings haben die europäischen Monarchen den Grundsatz, daß alle Regierungsrechte von dem Willen der Völker ausgehen, durch die unleugbarsten und unzweideutigsten Thatsachen, nemlich durch die Anerkennung des Königs der Franzosen, Ludwig Philipp, für richtig erklärt, und hätten sie es nicht gethan, so würde man ihnen, statt Eines Gesandten, fünfmalhunderttausend zugesandt haben, die durch ihre vereinigten Bitten und ihre donnernden Noten ihre Herzen schon zur Nachgiebigkeit gestimmt haben würden. Auch hat man in jenem Fall mit Frankreich gesehen, daß das sogenannte Legitimitätssystem eine gehaltlose Posse ist, die weder in der Theorie, noch in der Anwendung den mindesten Werth hat. Es ist nur zu bedauern, daß unsere Diplomaten mit so elenden Chimären große aufgeklärte Nationen, unter denen es viele denkende Menschen giebt, bethören wollen, und daß manche Regenten von ihnen sich wirklich damit haben äffen und zu einem Abgrunde des Verderbens hinreißen lassen, der gar leicht sie sammt ihren Thronen verschlingen kann. Sie glauben, weil sie um Jahrhunderte zurück stehen, weil an ihnen die Ereignisse der Zeit eben so spurlos vorüber gehen, wie die Stürme an den Pyramiden Egyptens, daß die Völker gleichfalls nicht vorgerückt sind. Ihr politischen Schamanen und Gaukler, die Völker werden Euch schon zeigen, daß sie Eure Trügereien durchblicken. Erinnert Euch an Paris, an Polignac und seine Genossen! Es ist sehr klug, wenn man das Un-

glück Anderer zu Herzen nimmt, um sich vor eigenem Schaden zu hüten!

Da also der Wille der Nationen die einzige wahre Grundlage und die Quelle aller Regierungsrechte ist, so kann von einem göttlichen, dem Himmel entstammendem Rechte gar die Rede nicht seyn. Der Fürst ist in keinem bessern Sinne von Gottes Gnaden Fürst, als sein Kammerdiener von Gottes Gnaden Kammerdiener ist. So gut wie der Erstere die Befugniß hat, seinen Kammerdiener des Dienstes zu entlassen, wenn er seine Verpflichtungen nicht gehörig erfüllt; eben so gut ist das Volk berechtigt, ein Gleiches in Hinsicht des Fürsten zu thun, sobald dieser die ihm zugestandene Gewalt nicht zweckmäßig und nicht zum Besten des Volks verwendet. So wenig der Kammerdiener, den der Fürst seines Dienstes entläßt, sagen kann: durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin; Gott, der Lenker aller Schicksale, ist so gnädig gewesen, mir den Kammerdienerposten zuzuwenden, und was Gott mir gegeben hat, darf kein Fürst und kein Mensch mir entreißen; eben so wenig hat auch der Fürst die Befugniß, eine solche Sprache zu führen, wenn die Staatsgesellschaft, die ihn mit der Regentenwürde bekleidete, dieselbe zurücknimmt, weil er seinen Verpflichtungen nicht entspricht. Es giebt gar keine andern angebornen und von Gott herstammenden Rechte, als diejenigen, welche allen Menschen angeboren werden, und die sind bei dem Sohn des Königs und bei dem des Bettlers völlig gleich. Das höchste Wesen ertheilt keine Privilegien, keine Vorrechte und keine Handelsmonopole, wie der Kaiser Nikolaus. Wenn der Königssohn größere Vorzüge in der Gesellschaft genießt, als der Bürger- und Bauernsohn, so verdankt er dieselben dem Staat, nicht aber einem seiner Familie von Gott unmittelbar ertheilten ausschließlichen Vorrechte.

Stammten die Rechte der Könige und Fürsten in Hinsicht der Völker, über die sie regieren, wirklich von Gott her, wie dürfte denn Einer von ihnen es wagen, den Andern zu

bekriegen, und ihm ganze Provinzen, ja wohl gar die Krone selbst zu entreißen, auf die der letztere ein vom Himmel ihm ertheiltes Recht hatte? Hieße dieß nicht Krieg gegen Gott selbst führen.

Alle civilisirten Völker wissen aus Vernunft und Erfahrung, daß die Regierungsrechte nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs sind; daß der Wille der Nationen die einzige Quelle der Gewalt und des Ansehens ihrer Regenten ist, und daß die erstern das Recht haben, ohne Berücksichtigung der Geburt und der Abstammung, legitime Dynastien zu gründen, einen Bauer Piast auf den Thron zu erheben, und einem Karl X., sobald er sich der Krone unwürdig macht, die Krone zu nehmen. Darum sollte man doch ja nicht mit der Behauptung des göttlichen Ursprungs der fürstlichen Gewalt die unbeschränkte Herrscherwillkühr rechtfertigen wollen, denn die Regierungsrechte sind immer nur Bedingungsweise übertragen, und können immer nur so lange dauern, als die Regierenden den Bedingungen entsprechen und als die Regierten es wollen.

Das unumschränkt monarchische Prinzip, so wie man es versteinert unter den Schädeln gewisser Monarchen und Diplomaten fand, die Spinngewebe der Legitimität und Stabilität, die heilige Bundesakte und endlich der empfindsame Traum vom ewigen Frieden, das sind die hesperischen Aepfel, die mehr Ströme von Menschenblut gekostet haben und noch kosten werden, als alle Kriege Napoleons. Ferdinand der Vielgeliebte von Spanien und Mahmud II. der Gütige sollten legitime Monarchen, und jeder ihrer Unterthanen, der sich nicht von ihnen ohne Widerrede wollte morden und martern lassen, sollte, nach der Lehre des großen Evangelisten der Legitimität, des Fürsten von — ein Rebell seyn! Ja, wenn Beelzebub selbst ein ganzes Volk in seinen Klauen hielte und seine Abstammung von einem sogenannten legitimen Fürsten beweisen könnte, so würde man — nach jenem mitternächtlichen System — ihn als rechtmäßigen Souverän des

unglücklichen Volkes anerkennen, und es höchſt ſtrafbar und wider Gottes Ordnung finden, wenn es ſich gegen ihn auflehnen und ihn ſeiner Regierung entſetzen wollte, denn nur die legitimen Monarchen ſollen das Recht haben, einander ihre Throne und Länder zu rauben.

Die Maxime der Stabilität oder des fortdauernden Stehenbleibens auf dem gegenwärtigen Standpunkte war gewiß der unheilbringendſte Grundſatz, der von unſern ultramonarchiſchen Politikern gerade in einer ſo ſtürmiſchen Zeit, wie die gegenwärtige, aufgeſtellt wurde. Das Beſtreben ſterblicher Menſchen, die ferne Zukunft nach ihrer Laune, nach ihren Intereſſen und Wünſchen beſtimmen und feſtſetzen zu wollen, iſt thöricht. Alle ihre Einrichtungen und Anordnungen, die darauf abzwecken, ſind nur Beweiſe von Kurzſichtigkeit, von Schwäche und Selbſtſucht. Es iſt ein merkwürdiges Zeichen unſerer Zeit, daß in der gedrängten Reihe wichtiger Begebenheiten, die wir erleben, faſt immer das nächſtfolgende Ereigniß größer und unerwarteter iſt, als das vorhergehende. Die Menſchheit iſt nicht zum Stillſtehen, ſondern zum Fortſchreiten beſtimmt. Wie konnte man auf den thörichten Einfall gerathen, den Zuſtand einer, durch ſchreckliche Kämpfe aufgeregten Menſchheit als Norm und immerwährenden Typus für alle künftigen Zeiten feſtſtellen zu wollen? Wie war es möglich, daß ſolcher Unſinn die ganze europäiſche Politik durchdringen und durchſäuern konnte?

Die Vervollkommnungsfähigkeit des menſchlichen Geſchlechts muß bis ins Unendliche gehen, wenn es anders wahr iſt, daß wir göttlichen Geſchlechts ſind, wie Paulus ſagt. Würden die Menſchen auch noch einmal ſo alt, wie Methuſalem, und könnten ſie in geiſtiger Rückſicht eben ſo ſchnell ſich entwickeln und ausbilden, wie jetzt, ſo würde am Ziel ihres Lebens, der Grad von Vollkommenheit, den ſie erlangt hätten, kaum ſo viel betragen, wie ein Tropfen gegen den Ocean. Wie laſſen ſich alſo Gränzlinien beſtimmen, welche die Menſch-

heit nicht überschreiten soll? Wie läßt sich voraussehen, ob die politischen Einrichtungen von heute mit den Begebenheiten bestehen können, die morgen sich zutragen werden, und wie thöricht ist es also, ein politisches, kirchliches und religiöses Stabilitätssystem für ewige Zeiten einführen zu wollen?

Jene heillosen Hirngespinnste von angeborner Legitimität, von Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes, in so weit er der, nach unumschränkter Herrschaft strebenden Willkühr zusagt, und von monarchischem Prinzip, das man durchaus in ganz Europa einführen wollte, haben unsägliches Unglück gebracht. In Spanien, Portugal und Italien wurden dadurch die Fackeln des Mordes, des Raubes und der rachgierigsten, tyrannischsten Verfolgungssucht entzündet. Die südeuropäischen Nationen, welche sich aus der schmählichen Sklaverei und der schwarzen Finsterniß des Pfaffentruges erheben wollten, mußten wieder in Fesseln geschlagen werden, und die unglücklichen Griechen, denen die ganze gebildete Menschheit den größten Theil ihrer Civilisation verdankt, wurden von dem christlichen Kongreß zu Verona als Rebellen und strafwürdige Empörer verdammt, weil sie nicht, aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Rechte ihrer barbarischen Bedrücker, gutwillig ihre Häupter unter das Henkerbeil beugen wollten. Die Griechen setzten, wie jetzt die Polen, voll Heldenmuth und Verzweiflung ihren Kampf für die heiligsten Rechte der Menschheit fort. Ihre Oliven-, ihre Orangen- und Citronenwälder, ihre Weinberge wurden von Ibrahims Schaaren verheert; ihre Fluren wurden von ihm mit ihrem Blute benetzt; ihre Frauen und Kinder wurden in die schmählichste Sklaverei geschleppt, und ihnen blieb, außer ihren Aschenhaufen und Leichenhügeln fast nichts als ihr schöner, azurner, mit goldenen Sternen besäeter Himmel, ihre fruchtbare, verwüstete Erde und Meeresküsten, die zahlreiche Landungsplätze und Häfen für Schifffahrt und Handlung darbieten, die auch für andere Nationen sehr ergiebige Quellen des Wohlstandes hätten werden können, wenn man nicht die

Griechen in dem verzweiflungsvollen Kampf mit ihren Unterdrückern ohne Hülfe und Beistand fast hätte untergehen lassen. Nicht das Jammergeschrei der Mütter, die ihre Kinder von barbarischen Henkern morden und umbringen sahen; nicht das Flehen und die Thränen so vieler schuldlosen Opfer, die theils unter dem Schwerd ihrer Würger fielen, theils zu Tausenden aus den Armen der Ihrigen, in die schändlichste Knechtschaft gerissen wurden, rührte die eherne Brust der christlichen Großherren und Großvezire. Erst als sie sahen, daß das hochsinnige Volk seinen Nacken nicht wieder unter türkisches Sklavenjoch beugen, sondern einen Freistaat gründen wollte, da zitterten sie, denn sie fürchteten, daß durch die republikanischen Formen die liberalen Ideen in Europa aufgefrischt werden möchten, und daher suchten sie mit gewaffneter Hand einen Frieden zwischen den Griechen und Türken zu vermitteln, und den erstern einen unumschränkten Fürsten aufzudringen, der weder für sie gefochten, noch sonst irgend ein Verdienst um sie hatte.

Wenn die Großmächte Europa's wirklich von den Grundsätzen der Menschenliebe und Gerechtigkeit, zu denen sie sich, dem Scheine nach in der Akte der heiligen Allianz bekannten, wollten leiten lassen, warum gaben sie dann zu, daß die Hälfte jener Nation, welcher Europa seine Gesittung verdankt, unter dem Henkerbeil starb; warum ließen sie erst allen Wohlstand von rohen Barbaren vernichten, und das ganze Land in eine Einöde von Aschenhaufen verwandeln, da sie schon weit früher, ohne einen Kanonenschuß bei Navarin, durch einige ernste Worte den Frieden und die Emancipation der Griechen vom türkischen Sklavenjoch hätten bewirken können? Wahrlich, diese anmaßlichen Obervormünder der Menschheit sorgen sehr übel für ihre Pupillen! Nicht um das Beste ihrer Mündel, sondern bloß um die Befriedigung ihrer absoluten Herrschsucht und um die Aufrechthaltung der albernen Hirngespinnste von Legitimität und Stabilität war es ihnen zu thun!

Allgemeine Volksideen sind Gottesstimmen, wodurch die Vorsehung die Nationen ihrem erhabenen Ziele sittlicher und geistiger Veredlung entgegen führt. Sie werden immer, wenn auch manchmal erst nach Jahrhunderten, verwirklicht, denn sie sterben nicht mit einem einzelnen Menschen oder mit einer Familie aus, sondern sie vererben sich in der ganzen Nation, von einem Geschlecht auf das andere und gewinnen durch ihr zunehmendes Alter an Würde, Ansehen und Heiligkeit. Eine solche Idee lebte jugendlichkraftvoll und schön unter den Griechen und begeisterte sie in ihrem heiligen Kampfe für Freiheit und Recht! Eine solche Idee beseelte uns Deutsche, um das fremde Joch abzuschütteln, das die erbärmliche Politik unserer Diplomaten uns hatte aufbürden wollen. Eine solche Idee war es, welche die Polen mit so bewundernswürdigem Heldenmuth entflammte. Die Grundsätze von unveräußerlichen Rechten der Menschen haben sich unter allen civilisirten Völkern verbreitet und können durch keine physische Gewalt ausgerottet werden. Uebrigens glaube man doch ja nicht, daß sie den monarchischen Regierungsformen gefährlich sind; bloß mit dem Despotismus und der absoluten Willkühr stehen sie im Widerspruch. Wenn die Personen der Könige heilig geachtet werden sollen, so muß auch ihnen ihr Wort heilig seyn; so müssen sie ihre Schwüre nicht brechen, ihre feierlichen Zusagen nicht unerfüllt lassen, denn sonst sind sie eben so gut Meineidige, wie der gemeine Betrüger, der vor ihren Gerichten wegen seiner Untreue und seines Eidbruchs zum Pranger und Schandpfahl verurtheilt wird, und die Völker haben dann nicht allein das Recht, sondern wegen ihrer Nachkommen sogar die Pflicht, die treulosen Despoten des Thrones zu entsetzen.

Der Wahn so mancher Gewalthaber, durch Unterdrückung der Preßfreiheit, die Völker wieder auf den niedern Standpunkt zurück zu führen, auf welchem sie sich im Mittelalter befanden, ist höchst thöricht. Wenn man auch alle medicinischen Bücher verbrennt, so wird man damit keineswegs die

Krankheiten vertilgen, von denen sie handeln, und wenn man alle politischen Schriften vernichtet, so werden die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit auf keine Weise gehoben. Die Krankheiten entspringen nicht aus den Büchern, in denen sie beschrieben werden, und die politischen Schriften, in denen die Gründe der unzufriedenen Stimmung, die in manchen Ländern herrscht, entwickelt und dargestellt werden, sind nicht die Ursachen dieser Stimmung selbst. Man thut aber gut, wenn man die medicinischen und politischen Bücher benutzt, um sowohl die Uebel, als die Heilmittel derselben kennen zu lernen.

Hätte der Kaiser von Rußland dieß gleichfalls gethan und nicht durch den verfassungswidrigen Preßzwang die Stimme der polnischen Nation zum Schweigen bringen wollen, ohne ihren Bedürfnissen auf eine pflichtmäßige Weise abzuhelfen; hätte er sich des griechischen Freiheitskampfes erinnert, in welchem gleichfalls nur ein kleines Volk gegen eine große Uebermacht für seine Rechte stritt, so würde Polen nicht der Schauplatz eines so fürchterlichen Krieges geworden seyn, ganz Europa müßte jetzt nicht fürchten, von verheerenden Seuchen entvölkert zu werden, und er selbst würde keine Krone verloren haben, die einem würdigern Haupte zur Zierde gereicht hätte.

Die drohenden Proklamationen, welche Nikolaus und Dizbitsch erließen, und die gar keine Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung übrig ließen, hatten eine ganz andere Wirkung als der, auf seine große Macht vertrauende Selbstherrscher erwartete. Bereits am 25. Januar machte der Graf Roman Soltyk auf dem Reichstage den Antrag, den Thron für erledigt zu erklären und die Dynastie Holstein-Romanoff für immer davon auszuschließen. Der Reichstagsmarschall, Graf Wladislaus Ostrowski und der Kastellan und Senator Ostrowski traten dem Antrage bei, alle weiteren Diskussionen wurden für unnöthig erachtet, und beide Kammern beschlossen einmüthig, da die

polnische Nation sich ihrer Unterthanenpflichten gegen den Kaiser Nikolaus für entbunden und für berechtigt erkläre, über die polnische Nation anderweitig zu verfügen. Diese von Julian Niemcewicz abgefaßte und von allen Senatoren und Reichstagsabgeordneten unterzeichnete Akte ward sogleich als Antwort des Reichstags auf die Proklamation des Generals Diebitsch an die Polen mit folgenden Worten bekannt gemacht: „Warschau, geschehen in der Sitzung des Reichstagskammern den 25. Januar 1831: Die heiligsten und feierlichsten Verträge sind nur so lange verpflichtend, als sie von beiden Theilen gehalten werden. Unsere, von zwei Monarchen eidlich verbürgten Rechte sind so häufig verletzt worden, daß die polnische Nation sich ihrer Pflichten gegen ihren bisherigen Beherrscher entbunden fühlt. Die von dem Kaiser Nikolaus selbst vor Kurzem ausgesprochenen Worte, daß er den ersten Schuß von unserer Seite als das Signal zur Vernichtung Polens ansehen werde, rauben uns jede Hoffnung, daß das, uns so häufig zugefügte Unrecht wird abgestellt werden, und es bleibt uns kein anderer Ausweg übrig, als edle Verzweiflung. Daher erklärt die, auf dem Reichstage versammelte polnische Nation: daß sie ein unabhängiges Volk ist; daß sie das Recht hat, demjenigen die Krone von Polen zu ertheilen, den sie derselben für würdig halten wird, und von dem sie mit Zuversicht wird erwarten können, daß er ihr die ihr geschworene Treue und die ihr zugeschworenen Rechte unverletzt halten wird."

So ward plötzlich die eben so unnatürliche, als unpolitische Verbindung zwischen Rußland und Polen, welche der Wiener Kongreß ohne die mindeste Berücksichtigung des wahren Wohls der beiden Nationen geknüpft hatte, wieder zerrissen! Daß die Mitglieder des Reichstages, auch ohne ausdrücklichen Auftrag ihrer Kommittenten, sich zu diesem Schritt befugt halten konnten, unterliegt keinem Zweifel, da der Wille des ganzen Volks sich durch die unzweideutigen That-

sachen für die Thronentsetzung ausgesprochen hatte. Jene Maßregel war nothwendig, um dem Muth der Nation bei der drohenden Gefahr einen kräftigern Aufschwung zu geben und den übeln Eindruck, den der Rücktritt des Diktators auf manche Gemüther hätte machen können, zu hemmen. Indessen muß man bekennen, daß die Reichsversammlung auch in dieser Hinsicht mit vieler Mäßigung verfuhr, denn erst als gar keine Aussicht eines friedlichen Vergleichs mehr da war, ward der Kaiser Nikolaus des Thrones verlustig erklärt.

Am 26. Januar begannen bereits die Verhandlungen über die Wahl einer Landesregierung und in der Sitzung der vereinigten Kammern vom 30. Januar, die bis spät in die Nacht dauerte, ward der Fürst Adam Czartoryski zum Präsidenten, Vinzenz Niemojowski, Theodor Morawski, der sich der Errichtung einer Diktatur widersetzt hatte, Stanislaus Barzykowski und Joachim Lelewel zu Mitgliedern jener höchsten Landesbehörde, der man den Namen Nationalregierung ertheilte, gewählt. Alle diese Männer boten durch ihren Charakter, durch ihre Einsichten und Talente die sicherste Bürgschaft für das Beste der Nationalsache dar, denn ihr politisches und bürgerliches Leben ist ohne Tadel und sie verdienen in hohem Grade das Vertrauen, welches die Nation zu ihnen hegt. Czartoryski, der in Petersburg mit den Kaisern Alexander und Nikolaus erzogen worden, und persönlicher Freund des erstern war, ist einer der gewandtesten Diplomaten und einer der edelsten Männer in Polen. Vinzenz Niemojowski und Morawski zeichneten sich selbst unter der despotischen Herrschaft Konstantins durch die Kühnheit aus, mit welcher sie sich jedem Eingriff in die Verfassung widersetzten. Lelewel, der unter der russischen Regierung Professor in Wilna war, wurde dort seines Amts wegen seiner freimüthigen Schriften und Vorträge entsetzt. Er gehört zu den polnischen Gelehrten, auf welche die Nation mit Recht

stolz seyn darf. Barzikowski wird gleichfalls wegen seiner Einsichten und wegen seiner glühenden Vaterlandsliebe geschätzt. In einem so entscheidenden Augenblick war aber auch eine kraftvolle und entschlossene Regierung nöthig, um alle Mittel zur Rettung der Nation in Bewegung zu setzen.

Daß die Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus gerade in dem Moment statt fand, als ein ungeheures, russisches Heer an der polnischen Grenze stand, ist unstreitig eine der wichtig- und folgenreichsten Thatsachen in der Geschichte unserer Zeit. Durch sie wurden alle absoluten Königsthrone fast noch heftiger erschüttert, als durch die französische Staatsumwälzung, denn ganz Europa mußte über den Muth erstaunen, mit welchem ein nicht zahlreiches Volk dem gewaltigsten Herrscher zu trotzen wagte, einem Herrscher, der, wie es schien, und wie er selbst drohte, Polen mit Einem Schlage vernichten konnte. Dieses starke, feste Vertrauen zu Gott und zu sich selbst, welches die Polen beseelte, die stolze Ruhe, womit sie lieber gänzlichen Untergang als eine schmähliche Knechtschaft wollten, die Besonnenheit, die sie unter den größten Gefahren zeigten, Alles dieß sichert ihnen eben so sehr, als der glänzende Heldenmuth, den sie in ihren Schlachten bewiesen haben, die Bewunderung und die Theilnahme ihrer Zeitgenossen, und die ruhmvollste Unsterblichkeit bei der Nachwelt. Die Riesenmacht Rußlands, die noch vor wenigen Jahren ganz Europa in Furcht und Schrecken setzte, ist für immer von Polen gebrochen, denn nie wird jenes Reich sich wieder zu dem Höhepunkt von Stärke und Einfluß erheben können, auf welchem es sich unter Alexanders Regierung befand. Die Kriegssteuern, welche Persien und die Pforte an Rußland haben bezahlen müssen, können den ungeheuern Verlust nimmermehr ersetzen, den der russische Czar, an Waffen, an Geld und Menschen in diesem schrecklichen Kampfe bereits erlitten hat und noch ferner erleiden wird. Die Bewohner der civilisirten Provinzen von Rußland werden gleichfalls ihrem Kaiser nicht danken, wenn so wenige von ihren Söh-

nen und Brüdern, die nach Polen auf die Schlachtbank geschickt worden, zu ihnen zurückkehren, und wenn sie vernehmen, daß von dem großen Kriegsheer die meisten in blutigen Schlachten und durch Hunger und tödtliche Seuchen dahin gerafft sind. Es läßt sich wohl voraussehen, daß hiedurch der Keim zu allgemeiner Unzufriedenheit gelegt werden wird, denn wird nicht mancher Vernünftige fragen: warum haben wir diese ungeheuren Opfer bringen müssen? Was nützt es uns, ob unser Czar, dessen Reich ja ohnehin größer ist, als irgend ein anderes Kaiserthum der Welt, König von Polen ist oder nicht? Hat er nicht ohne Polen Menschen genug, die er, wenn er will, beglücken kann? Haben wir nicht fruchtbare Wüsten in Menge, die man in blühende Provinzen verwandeln und mit den Kriegern bevölkern könnte, die er, bloß um seiner unersättlichen Herrschsucht zu fröhnen, bald in Persien, bald in der Türkei, bald in Polen abschlachten und umkommen läßt?

Selbst ihres eigenen Vortheils wegen müssen alle Nationen Europa's wünschen, daß die polnische Nation von dem despotischen Sklavenjoch befreit werden und einen eigenen unabhängigen Staat gründen möge. Polen ist sehr reich an vielen Naturerzeugnissen, welche in andern Ländern theils ganz fehlen, theils nur in unzureichendem Maße vorhanden sind. Wenn Polen wieder russische Provinz werden und aufs Neue von russischen Mauthen und Zöllen umgürtet und den Bewohnern die Möglichkeit entzogen wird, die Naturerzeugnisse abzusetzen, dann sind alle diese Schätze sowohl für die Polen, als für andere Nationen verloren. Getreide, Holz, Pferde und anderes Vieh sind im Ueberfluß vorhanden, und Polen kann damit, wenn es sich zu einigem Wohlstande erhebt, und seine Häfen in Kurland wieder bekömmt, andere Länder reichlich versehen. Schon aus diesem Grunde sollten England, Schweden, Frankreich und Deutschland der polnischen Nation kräftig die Hand bieten, um ihre Freiheit wieder zu erlangen. Selbst Preußen und Oesterreich würden

wenig verlieren, wenn das erstere das Großherzogthum Posen und das andere die Königreiche Gallizien und Lodomerien an Polen zurückgäbe, damit es eine starke Vormauer gegen Rußland bilden könnte. Ueberdieß hängen die Einwohner jener österreichischpolnischen und preußischpolnischen Provinzen noch immer an ihrer Nationalität mit eben dem glühenden Enthusiasmus, wie alle übrigen Polen. Die starken Kriegsheere und Besatzungen, die Oesterreich und Preußen in den genannten Ländern halten müssen, kosten fast eben so viel, als die Einkünfte betragen, und zur Zeit eines Kriegs können diese beiden Mächte nie mit Sicherheit auf ihre polnischen Unterthanen rechnen. Der Pole will Pole bleiben und weder Oesterreicher noch Preuße werden. Die Erinnerungen der Vorzeit lassen sich nicht ausrotten, sie pflanzen sich von Munde zu Munde fort, und wenn auch die österreichische und die preußische Regierung durch manche vortreffliche Einrichtungen sie für den Verlust ihrer Selbstständigkeit zu entschädigen suchen, so werden sie dadurch, wie die Erfahrung gelehrt hat, nie ihre Absicht erreichen.

Eine solche vollständige Wiederherstellung der polnischen Nation wird indessen schwerlich erreicht werden. Die Monarchen geben nie gerne zurück, was sie einmal besitzen, und wenn sie es gleich auf die ungerechteste Weise erworben haben. Die Zerstückelung Polens, diese Gräuelthat ohne Gleichen, ist furchtbar an Rußland gerächt worden! Möge es auch immerhin seyn, daß der Kaiser Nikolaus noch ein eben so starkes Kriegsheer, wie das vernichtete, nach Polen sendet; möge er auch den geschicktesten seiner Feldherren an die Spitze stellen, so wird er doch Polen nimmermehr unterwerfen können! Die moralische Kraft dieser Nation ist auf den höchsten Gipfel gesteigert und jene der Russen ist eben so tief gesunken. In dieser starkbewegten Zeit muß man die kriegerische Macht einer Nation nicht nach den Zahlen ihrer Bewohner, sondern nach dem Standpunkte ihrer Civilisation und nach den Gegenständen berechnen, für welche sie kämp-

pfen soll. Die Polen streiten für die köstlichsten und heiligsten Güter des Menschen; die Russen hingegen für eine despotische Herrschaft, die jedem Aufgeklärtern unter ihnen eben so verhaßt ist, als den Polen selbst; wie wird es da zu bezweifeln seyn, daß der Sieg auf Seiten der letztern bleibt?

Aber gesetzt auch, die Polen würden durch Feuer und Schwert und durch die furchtbare Krankheit, welche Nikolaus ihnen mit seinen verpesteten Kriegsheeren gesandt hat, aufgerieben; was kann er hiedurch weiter erlangen, als ein verödetes Land voll hülfloser Greise, Wittwen und Waisen, die seinen Namen verwünschen und durch deren Unterjochung er weder an Macht, noch an Ehre gewinnt.

Die Behauptung, daß die polnische Revolution die Frucht einer thörichten Empörungssucht und fremder Aufwiegelung sey, wird hinlänglich durch die Thatsachen widerlegt. Haben die Völker die unbestreitbare Befugniß, unter gewissen, von ihnen festgesetzten Bedingungen Königskronen zu übertragen, so haben sie auch die Befugniß, dieselben zurück zu nehmen, wenn der Fürst seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt. Jedem Staat liegt eine Art von Vertrag zum Grunde, der sowohl von den Regierenden, als von den Regierten in gleichem Grade erfüllt werden muß. Die Nichterfüllung von Seiten des einen Theils überhebt den andern seiner Verbindlichkeiten, und es kömmt nicht darauf an, ob der Vertrag oder die Verfassung von dem Regierenden gegeben oder ob sie, wie in Würtemberg, ihren Ursprung einer förmlichen Unterhandlung zwischen dem Regenten und dem Volke verdankt. Sollte bloß das Letztere zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, der Regierende hingegen zu nichts verpflichtet seyn, so wäre der Staat eine Löwengesellschaft (Societas leonina), die in der größten Unbilligkeit ihren Grund hätte, und folglich gerechterweise die Regierten zu nichts verpflichten könnte.

Wenn der Fürst seinen verfassungsmäßigen Verbindlichkeiten nicht genügt und das Volk sein Recht geltend macht, so hören auch ipso jure die Ansprüche seiner Dynastie auf

den Thron auf, denn die Regierungsrechte können nur durch den Tod des Regenten oder durch förmliche Entsagung mit Zustimmung der Regierten an den präsumtiven Nachfolger übertragen werden. Der russische Kaiser hatte durch die Verletzungen der Konstitution seine Rechte verscherzt, und befand sich also nicht mehr in dem Fall, dieselben seiner Familie zu hinterlassen. Der Reichstag überschritt folglich seine Befugnisse auf keine Weise, als er die ganze Dynastie des Thrones verlustig erklärte, und auch in politischer Rücksicht würde es wenig gefrommt haben, wenn man wirklich den Prinzen des Kaisers Nikolaus ein Recht auf den Thron hätte zugestehen wollen, denn hiedurch wäre der erbitterte Selbstherrscher auf keine Weise versöhnt worden; der Krieg hätte eben so wie jetzt, seinen Fortgang behalten, und Polen würde mit keiner größern Schonung von Rußland behandelt worden seyn.

Die Kaiser und Könige behaupten, das Vorrecht zu haben, ihre Eide zu brechen; allein die Bürger sollen nicht allein ihre Eide, sondern auch ihr einfaches Wort halten, wenn sie nicht für Betrüger und Schelme gelten und mit Hohn und Verachtung oder gar auf noch strengere Weise bestraft werden wollen.

Diese Grundsätze wurden bereits auf mehreren Fürstenkongressen öffentlich ausgesprochen und befolgt. Besonders und zuerst war dieß auf dem berühmten Kongresse zu Laibach im Jahre 1821 der Fall, wo man den, von dem Könige von Neapel auf die Verfassung feierlich geleisteten Eid, für aufgehoben und nichtig erklärte, und dennoch in der Schlußakte vom 12. Mai 1821 die piemontesischen Insurgenten verdammte, weil sie ihre „dem Könige von Sardinien geschworenen Eide gebrochen hatten.“ In derselben Schlußakte ward auch bestimmt: „daß die in der Gesetzgebung und Verwaltung nützlichen und nöthigen Aenderungen nur aus der freien Willkühr und aus dem überlegten, aufgeklärten Ent-

schlusse hervorgehen sollen, die Gott für die Gewalt verantwortlich gemacht hat." Ihr armen, bejammernswerthen Völker, wie unglücklich werden manche unter Euch seyn, wenn Ihr keine andere Gewährleistung Eures Glücks habt, als die Gewissenhaftigkeit, die Weisheit und Aufklärung Eurer Gewalthaber? Da kann vielen unter Euch kein anderes Mittel bleiben, als ihnen die Gewalt und die Verantwortlichkeit gegen Gott abzunehmen und selbst für Euer eigenes Bestes zu sorgen. Gewiß konnte die despotische, nach unbeschränkter Herrschaft strebende Willkühr auf keine empörendere Weise sich aussprechen, als in jenen wenigen Zeilen! Wie kann ein Fürst, den man von Jugend auf mit einer Ringmauer von Höflingen und Schmeichlern, oder durch Pfaffengeschwätz, Alfanzereien und geheime Sünden verdummt, entnervt und verderbt hat, wissen, welche Veränderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung seiner Staaten zum Besten des Ganzen und des Einzelnen nützlich und nöthig sind? Wie kann ein Fürst, der den größten Theil seines Volks mit kaltem, schnödem Hochmuth, ohne das mindeste Gefühl von Theilnahme und Wohlwollen betrachtet, dem unaufhörlich ein Heer bebänderter und besternter Schmarotzer ins Ohr schreiet, daß das Bürgerpack und der Pöbel, wie man die gewerbtreibenden und die arbeitenden Klassen so häufig nennt, sein Eigenthum und bloß zum Spiel seiner Leidenschaften und Launen gemacht sind; wie kann, frage ich, ein solcher Fürst jemals auf den ernsten, vernünftigen Entschluß verfallen, etwas zum Besten dieses, von ihm so tief verachteten Volkes zu thun? Wie kann ein Regent, der die meisten Tage seines Lebens mit Lustbarkeiten und Vergnügungen, mit Jagd oder Truppenmusterungen, mit Fischefangen und Vogelstellen, wie einst Ferdinand IV. von Neapel, jemals einen Augenblick Zeit gewinnen, um über sich selbst, über seine große Bestimmung, über seine Verantwortlichkeit, über die Bedürfnisse seiner Unterthanen und deren Abhülfe nachzudenken? Wie soll er das Unglück des Volkes erfahren

und dessen jammernde Stimme vernehmen, wenn keiner, der nicht stifts- und turnierfähig ist, sich seinem Dunstkreise nähern darf; wenn die Nation keine stellvertretende Verfassung, keine Freiheit der Presse und der Rede, und auch sonst kein einziges Mittel hat, um dem legitimen und bloß gegen Gott verantwortlichen Herrn ihre Beschwerden und die Bedrückungen und Mißhandlungen seiner Beamten vorzutragen, unter denen sie erliegen muß? Gewiß, die Völker sind nicht mehr so einfältig, Aussprüche, wie jene des Laibacher Kongresses für Wahrheit zu halten; aber manche Fürsten lassen durch Vorstellungen der Art desto williger sich leiten, und werden dann Geisseln und Peiniger der Menschheit.

Die Befolgung ähnlicher für Regenten und Völker gleich verderblichen Grundsätze, welche wohl von einem heiligen Bunde sanktionirt, aber von keinem heiligen Geiste eingegeben sind, hat schon mehreren Königen nicht allein ihre Kronen, sondern sogar ihre Köpfe gekostet. Kaiser Nikolaus hätte gleichfalls nie den polnischen Thron verloren, wenn er, statt dem Absolutismus zu huldigen, der Nation treu und redlich seine Zusicherungen erfüllt hätte; denn ungeachtet ihres glühenden Wunsches, ihre Selbstständigkeit unter einer eigenen, unabhängigen und vaterländischen Regierung wieder zu erlangen, würden die Polen sich nach und nach an die russische Dynastie gewöhnt haben; eine rechtliche, ihrer Verfassung gemäße Verwaltung hätte ihnen das, von Rußland früher erduldete, Unrecht in Vergessenheit gebracht und sie würden im Laufe der Zeit selbst mit der, von ihnen bitter gehaßten und tief verachteten Nation ausgesöhnt worden seyn. Jetzt hingegen ist ein ewiger Feuerbrand zwischen die beiden Nationen geschleudert, den keine Ströme von Menschenblut werden verlöschen können, und der vielleicht noch über ganz Europa Elend und Jammer verbreiten kann.

Daß der Kaiser Nikolaus in seinem Verfahren mehr fremden Rathschlägen und besonders den Eingebungen des Feldmarschalls Diebitsch-Sabalkanski, als seinen eige-

nen Einsichten folgte, ist nicht zu bezweifeln; dieß kann aber nicht die schwere Schuld von ihm abwälzen; denn ein Selbstherrscher, der über viele Nationen regieren will, sollte wenigstens die Fähigkeit haben, sich selbst zu beherrschen. Diebitsch war, wie man behauptet, im höchsten Grade übermüthig, und sein jugendlicher, unbesonnener Kaiser, der in ihm einen unüberwindlichen Helden zu sehen wähnte, stimmte in den hochfahrenden Ton ein, wodurch die Polen zur Verzweiflung gebracht wurden. Als der polnische Oberst Wylezynski in Petersburg war, ward er nach einer kurzen Audienz bei dem Kaiser, auch den Generalen Diebitsch und Benkendorf vorgestellt, die beide in alle Geheimnisse des Kabinets eingeweiht waren. Diebitsch redete ihn nach seiner prahlerischen Weise mit den Worten an: „Ihr Herren Polen müßt gestehen, daß Ihr einen sehr üblen Zeitpunkt zu Eurer Revolution gewählt habt. Euer Aufstand findet gerade in dem Augenblick statt, wo die ganze bewaffnete Macht des russischen Reichs in voller Bewegung nach euren Grenzen ist, um die französischen und belgischen Rebellen zu züchtigen. Ihr werdet nicht leugnen, daß, nach aller menschlichen Berechnung, Euer Loos nicht zweifelhaft seyn kann." „Polen," erwiederte Wylezynski, „fühlt sich stark genug, um der russischen Macht so lange zu widerstehen, bis ganz Europa zum Kampf erwacht und aufgestanden seyn wird." — „Gut," versetzte Diebitsch, „wir wollten nach dem Rheine ziehen! Jetzt wird der Kampf am Rhein oder an der Oder geführt werden, allein vorher werden wir Euch vernichten; das überlegt wohl! Der Kaiser wird Alles verzeihen; aber sein Wort ist unwiderruflich; er wird es Allen, zum Trotz, und wenn auch die ganze Welt gegen ihn aufstehen würde, ausführen, so wie er auch gewiß sein, dem Könige Karl X. gegebenes Wort erfüllen wird."

Auf ähnliche Weise äußerte sich der Kaiser gegen den Grafen Jezierski. „Glauben Sie nicht," sprach er zu diesem, „daß der Aufstand der Polen mich an der Ausführung

meiner Entwürfe hindern wird. Ich werde zuerst die Polen überwinden, und dann einen Zug nach Frankreich machen, um auch die Franzosen und Belgier zu züchtigen."

Welch ein Glück war es also für alle Länder der Civilisation, daß Polen sich gerade in dem Augenblick erhob, als Nikolaus mit seinen barbarischen und verpesteten Heeren Deutschland, Belgien und Frankreich überziehen wollte! Wenn der Muth der Nationen auch die konstitutionellen Verfassungen geschirmt und der Willkühr des nordischen Despoten Widerstand geleistet hätte, so würden die mächtigen Verbündeten des Kaisers Nikolaus, Oesterreich und Preussen, sich höchstwahrscheinlich ihm angeschlossen haben, und dann würde vielleicht das ganze Festland von Europa der Schauplatz eines schreckenvollen Krieges und einer Alles verheerenden Seuche geworden seyn. Das Todesurtheil war über die liberalen Verfassungen gesprochen; die gebildeten Völker sollten wieder in Knechtschaft und Barbarei gestürzt werden, damit die Throne des Absolutismus recht fest stehen möchten; aber Polen ward zum dritten Mal, was es schon zwei Mal gewesen war, auf Gefahr seines eigenen Daseyns, der Retter der civilisirten Nationen; dieß wird von Allen gefühlt und erkannt und daher ist es sehr natürlich, daß die Blicke Aller mit noch größerer Theilnahme und Bewunderung auf Polen gerichtet sind, als einst auf Griechenland, auf Frankreich und Belgien.

Die Vertheidiger des absoluten Despotismus verschreien diese Stimmung der Völker als ein schlimmes Zeichen der Zeit, als einen Beweis revolutionärer Gesinnungen, allein nimmermehr wird man die zivilisirten Nationen bereden, daß sie zu willenlosen Werkzeugen einer unbeschränkten Willkühr bestimmt sind. Alle jene Chimären von Legitimität, Stabilität und göttlichem Ursprung der königlichen Gewalt, womit man die Menschen so lange hat äffen und gängeln können, sind eitel Täuscherei und Trug, und bloß erfunden, um dem Absolutismus einen Schein von Heiligkeit zu geben. Force n'est pas droit, (Gewalt ist kein Recht,) sagt Rousseau,

denn wenn sie wirklich ein göttliches, oder ein den Fürsten unmittelbar vom Himmel verliehenes Recht wäre, so hätten einige große Monarchen in den Jahren 1813 und 1814 sehr unrecht gehandelt, die Einwohner Frankreichs, Westphalens und anderer Länder gegen ihre von jenen Monarchen selbst anerkannten Gewalthaber aufzuwiegeln; denn hiedurch gaben die Fürsten sehr schlimme Lehren und Beispiele, die man jetzt in Frankreich, in Belgien, Hessen, Braunschweig und Polen befolgt hat.

Die Entsetzung des Kaisers vom russischen Thron war unstreitig eine der kühnsten Handlungen des Reichstages, der trotz des ungeheuren Kriegsheeres, das so nahe bei Warschau stand, dem Kaiser muthvoll die Stirne bot, und die Ausschließung des Hauses Romanow für einen Nationalbeschluß erklärte. Hätte Diebitsch am 25. Februar seinen Einzug in Warschau gehalten, so möchten manche Mitglieder des Reichstages mit ihren Köpfen für ihren muthigen Schritt haben büßen müssen. Gewiß würde dieß das Schicksal des Grafen Roman Soltyk, Landboten von Sandomir, gewesen seyn, der zuerst den Antrag gemacht hatte. Dieser Mann war schon 1825 auf Ansuchen Rußlands in Leipzig verhaftet, nach Petersburg ausgeliefert und dort lange in Verhaft gehalten worden. Jetzt konnte übrigens Nikolaus sich überzeugen, daß die, ihm von Jezierski und Lubecki gegebenen Versicherungen, wornach die Revolution nur das Werk einer geringen Anzahl von Menschen gewesen seyn sollte, durchaus ungegründet waren. Doch hievon war Nikolaus gewiß selbst überzeugt, denn wie würde er sonst eine Armee von 260,000 Mann mit 400 Kanonen nach Warschau gesandt haben, um einige Hundert Aufrührer zu züchtigen? Warum sollte er so ungeheure Mittel zur Erreichung eines höchst unbedeutenden Zwecks aufbieten? Er wußte jedoch sehr gut, wie oft und wie treulos er und seine Brüder die, der polnischen Nation geschworenen Eide gebrochen und verletzt hatten; er sah ein, daß er weder Anhänglichkeit, noch Treue, weder

Achtung, noch Liebe von Seiten der Polen verdiente, und da nahm er sogleich zu den gewaltthätigsten Mitteln seine Zuflucht, um sie desto schneller seiner Gewalt zu unterwerfen.

Wäre der Kaiser Nikolaus, statt zu diesem Letztern zu schreiten, nach erhaltener Nachricht von dem Aufstande der Polen, augenblicklich mit einer, wenig zahlreichen Begleitung nach Warschau geeilt, um sich nach den Ursachen und nach den Umständen der Revolution persönlich zu erkundigen, so würde das Vertrauen, welches er der Nation bewiesen hätte, auch ihm wahrscheinlich wieder Vertrauen gewonnen haben, denn der Stolz der Polen wäre hiedurch geschmeichelt und ihr Zorn wäre besänftiget worden. Allein hiezu besaß der Selbstherrscher zu wenig Muth oder zu viel Hochmuth. Er wollte nicht in der Gestalt eines Versöhnung anbietenden Regenten, sondern als Gebietender und Verzeihender erscheinen. Mit Kanonen und Bajonetten sollten die unglücklichen Polen wieder dem russischen Kantschusystem unterworfen, und dem russischen Reiche völlig einverleibt werden.

Die ganz unerwartete Nachricht von seiner Thronentsetzung hatte dem Kaiser eine Gallenkolik zugezogen, und voll Zorn ertheilte er nun seinem Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski den Befehl, sogleich in Polen einzurücken. Diebitsch gelobte, am 25. Februar, also an dem Monatstage, an welchem jener Beschluß gefaßt worden, seinen Einzug in Warschau zu halten. Der Uebermüthige! Er ahnete nicht, daß er in Polen einen schmählichen Tod und das Grab seines Ruhmes finden würde!

Von der vielfach verschlungenen Kette wichtiger Begebenheiten der neuesten Zeit sieht man beständig nur den Anfang, und jedes folgende Glied scheint fast immer größer und wichtiger, als das vorhergehende; der Anfang und das Ende sind in den täuschenden, undurchsichtigen Schleier der Zukunft gehüllt. Wer vermag ihn zu lüften? Wer vermag mit Erfolg zu gebieten: bis hieher sollst du kommen und nicht weiter? Es stehen jetzt nicht mehr, wie ehemals, wil-

len- und geistlose Massen einander gegenüber, die bloß nach den Regeln der Taktik sich fortbewegen. Die ereignißvollen Jahre von 1813 und 1814 haben in den meisten Ländern die Krieger zu Bürgern, und die Bürger zu Kriegern gemacht. Man kann nicht mehr, wie ehemals, die Stärke eines Staats nach dem Flächeninhalte seiner Provinzen, nach seinen Bevölkerungslisten, nach seinen äußern Verhältnissen, nach der Größe seiner Kriegsheere beurtheilen. Es kommen hier ganz andere Dinge in Anschlag. Außer den physischen und numerischen, sind auch die sittlichen und geistigen Kräfte der Nationen in Wirksamkeit getreten, und diese kann kein Staatsmann, so klug und gewandt, und kein Feldherr, so kriegserfahren und tapfer er seyn mag, nach dem äußern Ansehen und dem scheinbaren augenblicklichen Standpunkte berechnen. Die Polen haben ihre Kräfte kennen gelernt, sie für die heiligsten und theuersten Güter des Menschen eingesetzt und man hat gesehen, daß sie dieselben zu gebrauchen wissen. Allen Verbannungen und Strafen, allen Kerkern und Ketten, allen Censuren und Polizeien zum Trotz schrieb eine göttliche Hand an die Wand: Mene, das ist, dein Königreich ist von dir genommen! und was in Polen geschehen ist, das kann auch in Rußland geschehen! Die Sonne der Freiheit und Aufklärung steigt immer höher an dem Horizont der Menschheit hinauf; und Ihr werdet es ihr nimmermehr wehren können, daß sie mit ihren Strahlen den Erdball beleuchtet, und wenn Ihr auch alle Eure verdunkelnden Sonnenschirme ihr entgegenhaltet und mit beiden Händen die Augen bedeckt. Wem sie einmal aufgegangen ist, dem geht sie nicht wieder unter!

Rußland suchte seit länger als hundert Jahren sein ungeheures Gebiet in Europa zu erweitern; allein nun wird es hoffentlich in demselben Polen, das so oft von den Russen gemißhandelt wurde, ein unübersteigliches Bollwerk finden. Die Gewißheit, mit welcher Diebitsch seinen Einzug in Warschau vorhersagte, das gänzliche Fehlschlagen aller seiner

Erwartungen, sein Tod, die mörderische Seuche, von welcher täglich große Schaaren russischer Krieger dahin gerafft werden, der Mangel an Lebensbedürfnissen für Menschen und Pferde; Alles dieß entmuthigt die russischen Söldner, und was werden die Folgen seyn, wenn das durch Hunger, Krankheit und Mühseligkeiten entstellte, um viele Tausende verminderte Heer in sein Vaterland zurück kehrt? Man wird erkennen, daß die Sache des Despotismus weder eine gerechte, noch eine heilige war, und der Herrschsucht und dem Ehrgeize desjenigen fluchen, der seiner Leidenschaft so blutige, große und vergebliche Opfer brachte.

Die Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus war der Hauptwendepunkt der neuesten Begebenheiten, und deßhalb schließe ich damit. Ich hatte nicht die Absicht, in diesen wenigen Bogen eine vollständige Geschichte Polens seit der letzten Theilung dieses Landes zu liefern, sondern ich wollte bloß durch einige Thatsachen, an welche ich meine Bemerkungen knüpfte, zeigen, wie Rußland, trotz seiner kolossalen, unüberschbaren Größe fortwährend bemüht war, sich noch weiter auszudehnen, und die Civilisation sowohl in Polen, als in Europa überhaupt zu unterdrücken. Wir Deutschen haben Gränzfestungen gegen Frankreich, aber keine gegen Rußland, obgleich wir von einem civilisirten und konstitutionellen Staat weit weniger zu befürchten haben, als von einem nichtcivilisirten und despotischen, dessen Oberhaupt schon aus dem Grunde die Auflösung aller liberalen Verfassungen wünschen muß, weil sie dem absoluten Despotismus gefährlich scheinen. Auch hat Nikolaus durch sein Verfahren gegen Polen und durch seine Entwürfe in Hinsicht Frankreichs und Belgiens deutlich gezeigt, was die Staaten der Civilisation von ihm hätten erwarten müssen, wenn nicht die Polen ihm so muthvoll den Fehdehandschuh zugeworfen hätten. Das System des Selbstherrschers an der Newa bleibt, wie das hierarchische des Knechts der Knechte Gottes an der Tiber, immer dasselbe; jener strebt nach unumschränkter

weltlicher, dieser nach schrankenloser kirchlicher Gewalt, und und um ihren Zweck zu erlangen, müssen Beide Alles aufbieten, jedes freie Fortschreiten des menschlichen Geistes zu hemmen, und alle höhere Civilisation zu vernichten.

Ueber die Stimmung der Völker in Beziehung auf Polen.

So wichtig auch die Begebenheiten sind, die seit der Juliusrevolution in Paris mit Blitzesschnelle in Europa sich drängen, so hat doch das Schicksal keiner Nation eine lebhaftere, innigere Theilnahme erregt, als jenes der Polen. Alle Blicke, selbst die Blicke derjenigen Völker, die in ihrem Innern täglich neue und starke Erschütterungen erleben, oder entgegensehen, sind voll hoher Bewunderung, voll Dankbarkeit und Liebe auf Polen gerichtet, das sich, wie ein schützender Cherub, mit flammendem Schwerdt vor die Thore der Civilisation stellte, um der unersättlichen Herrschgier eines ländersüchtigen Despoten, der mit seinen barbarischen Kriegsheeren alle freisinnigen Verfassungen und Anstalten bedrohte, den Eingang zu wehren. Auch Frankreich und England, denen wir die Entwickelung der großen und herrlichen Ideenmasse verdanken, welche die Grundlage des Gottesreiches der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit und Aufklärung werden soll, diese großen und stolzen Nationen, schauen voll Verwunderung auf den schrecklichen Kampf zwischen dem mitternächtlichen Ungeheuer und der kleinen, hochherzigen, edlen Heldenschaar, dessen Ausgang das Loos der gebildeten Menschheit entscheiden wird. Die Revolutionen und Freiheitskämpfe der Griechen, der Belgier, der Hessen, der Braunschweiger, ja selbst die große folgenreiche Umwälzung in Frankreich, wodurch dem Despotismus ein so tödtlicher Stoß versetzt ward, treten in den Hintergrund der Erinnerung zurück. Brasilien, Portugal, Spanien, Italien werden fast über

Polen vergessen, und dieses nimmt in dem jetzigen Augenblick fast ausschließlich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Völker in Anspruch!

Es scheint, daß unsere Zeitgenossen durch ihre Bewunderung und ihre Theilnahme die polnische Nation für die kalte, herz- und geistlose Gleichgültigkeit entschädigen wollen, die unsere Vorfahren und auch wir zum Theil bei den Gräueln und Gewaltthätigkeiten bewiesen, welche die Raubgier von drei herrschsüchtigen Nachbarstaaten gegen Polen verübte. Denn in der That, kalt, gleichgültig und herzlos sah ganz Europa zu, wie diese Nation von jener drei Mächten räuberischer und treuloser Weise zerrissen und zerstückelt ward, man fand Alles ganz recht und gut, was „die großen Potentaten" gegen die Polen beschlossen und ausführten; man nannte die Helden, die sich edel und muthvoll der dreimaligen Theilung ihres Vaterlandes widersetzten, wohl gar gottlose Empörer, und würdigte nicht einmal die Wittwen und Waisen der Tapfern, die in dem ungleichen Kampfe erlagen, eines mitleidigen, theilnehmenden Blicks! Alles politische Gerechtigkeitsgefühl war durch die Ehrfurcht, mit welcher man in den meisten Ländern dem Despotismus der Gewaltigen huldigte, aus den Gemüthern verdrängt; der leiseste Tadel, den man gegen sie aussprach, ward als ein Majestätsverbrechen oder als gefährlicher Jacobinismus bezeichnet. Jeder dachte nur an sich und die Seinigen, und die Herzen der meisten sogenannten rechtlichen Leute waren von schnöder Selbstsucht verödet und gegen alle höhern Gefühle verhärtet!

So stand es bis zum Jahre 1789, wo die französische Revolution, wie ein elektrischer Schlag, die Menschheit aus dem gleichgültigen Stumpfsinn weckte, in den sie versunken war. Nun begannen freilich Manche, die Rechte der großen Potentaten etwas genauer zu prüfen; man fand, daß die erste Theilung von Polen nach den Begriffen der Sittenlehre ein schändlicher, himmelschreiender Raub war; allein die An-

ſicht, daß Politik und Moral nichts mit einander zu thun haben, und daß die Zerſtückelung des unglücklichen Landes zur Erhaltung des Gleichgewichts nothwendig geweſen ſey, die Furcht vor den großen Potentaten, wie man ſie fortwährend nannte, hielt die Meiſten zurück, ihre Meinungen über die Unrechtmäßigkeit jener Maßregel laut werden zu laſſen. Viele betrachteten ſogar noch immer die Könige und Fürſten als Abgeordnete Gottes, über deren Handlungen man ſich keinen Tadel erlauben dürfte.

Zur Zeit der zweiten und dritten Theilung war die Aufmerkſamkeit der meiſten Menſchen faſt ausſchließlich auf Frankreich gerichtet; manche Gemüther waren überdieß durch die Gräuelthaten, welche von den Schreckensmännern in Paris verübt wurden, empört und da Rußland, Oeſterreich und Preuſſen die polniſche Nation und Verfaſſung öffentlich und laut derſelben terroriſtiſchen Grundſätze anklagten, die Robespierre, Carrier, Marat und Andere in Paris befolgten, ſo ward die Theilnahme der Völker an dem Unglück Polens theils vermindert, theils ganz erſtickt.

Nach und nach ſah man unterdeſſen ein, daß die blutigen Auftritte, welche die franzöſiſche Revolution begleiteten, nicht das Ergebniß der freiſinnigen Ideen, ſondern einzig und allein die Frucht des unerträglichen Despotismus war, der ſo viele Jahrhunderte auf Frankreich gelaſtet hatte, und daß man nie von Freiheit und von Menſchenrechten würde geſprochen haben, wenn nicht vorher alle Freiheit und alle Menſchenrechte mit Füßen getreten wären.

Daß die Polen in dem gegenwärtigen Augenblick ſo auſſerordentliche Bewunderung und Theilnahme bei allen gebildeten Völkern erregen, iſt natürlich. Sie kämpfen nicht allein für ſich ſelbſt, ſondern für alle civiliſirten Nationen, und man weiß ſehr gut, was man von dem nordiſchen Despoten zu erwarten hätte, wenn ſie erliegen würden. Polen hat nie einer Ungerechtigkeit gegen die übrigen Völker Europa's ſich ſchuldig gemacht; während dieſe ſich in allen Künſten und

Wissenschaften des Friedens ruhig fortbildeten, und zu Glück, Wohlstand und Ansehen gelangten, schirmte und rettete es sie zwei Mal mit dem Blut und Leben seiner Heldensöhne von dem eisernen Joch der orientalischen Barbarei und des nordischen Despotismus. Jedermann weiß aber auch, welche tyrannische, empörende Behandlung Polen beinahe seit einem Jahrhunderte von den Russen zu erdulden hatte, und welches schreckliche Loos dieser edlen, hochsinnigen Nation fallen würde, wenn sie sich dem Scepter des mitternächtlichen Selbstherrschers unterwerfen müßten! Und wessen Herz sollte nicht mit Staunen und Achtung erfüllt werden durch jene glänzenden Siege, welche ein nicht sehr zahlreiches, zum Theil nur mit Piken und Sensen bewaffnetes Heer heldenmüthiger polnischer Krieger gegen eine ungeheure Uebermacht errang, die mehr als vierhundert Feuerschlünde bei sich führte, um Alles zu vernichten und zu verderben?

Die Sache der Polen ist eine heilige Sache; Gott selbst und die Stimmen aller Völker, diese Gottesstimmen haben sich für sie erklärt, und flehen Heil, Segen, Selbstständigkeit und Freiheit für sie vom Himmel herab. Nur manche Fürsten schauen voll Ingrimm und Unwillen dem schrecklichen Kampfe zu; nicht voll Unwillen und Ingrimm gegen den nordischen Bedrücker und Völkerdränger, sondern gegen die edle, hochherzige Nation, die so tapfer für die theuersten und kostbarsten Rechte der Menschheit streitet, denn gerne möchten sie diese wieder in die eisernen Fesseln der schrankenlosen Willkühr schmieden; gerne, wie Nikolaus, Konstantin, Ferdinand VII., Don Michel, Karl X. und ihre Genossen, die Civilisation von dem Erdboden verbannen, und die heiligen Bündnisse erneuern, um alles geistige und sittliche Fortschreiten, alle höhere Entwickelung für immer zu hindern und zu vernichten! Allein der Wunsch wird nimmermehr erreicht werden. Die Völker haben gleichfalls heilige Bündnisse geschlossen; sie betrachten sich alle wechselseitig als Zweige einer und derselben Familie; sie bie-

ten alle einander traulich die Hand und wenn auch eine oder die andere Nation wirklich Krieg wünscht und verlangt, so geschieht dieß blos, um ihren Brüdern gegen Despotismus und Pfaffenthum zu Hülfe zu ziehen, nicht aber um die absoluten Throne selbstsüchtiger Herrscher zu befestigen und andern nach Freiheit ringenden Völkern das Joch herrschgieriger Tyrannen aufzubürden.

Wahrlich, die Polen sind der Theilnahme, der Bewunderung und der Dankbarkeit werth, die ihnen die ganze Civilisation darbringen muß. Sie haben mit ihrem Blut und ihren Leichen dem Despoten aus Mitternacht unübersteigliche Schranken gesetzt, und die gebildeten Völker Europa's zum dritten Mal vor den Ketten der Barbarei und der schrankenlosen Willkühr bewahrt! Möge ihnen hiefür der Beistand und die Hülfe werden, auf die sie mit so vielem Rechte Anspruch machen dürfen! Möge besonders Frankreich bedenken, daß die Polen viel von ihrem edelsten und reinsten Blut in Italien, in Deutschland, in Egypten, auf Sankt Domingo, in Rußland und in Polen selbst für Frankreichs Sache versprützt haben; mögen Frankreich und alle civilisirten und konstitutionellen Staaten beherzigen, daß ihre Verfassungen schon von den Barbaren des Nordens umgestürzt, ihre blühenden Fluren mit Leichen, ihre Städte und Dörfer mit Aschenhaufen bedeckt wären, ja, daß ganz Europa vielleicht jetzt durch eine grauenvolle Seuche in eine große Wüste verwandelt würde, wenn nicht die Polen sich mit dem ritterlichsten Heldenmuth den Heeren jener Barbaren entgegen gestellt hätten! Möge endlich auch Oesterreich sich erinnern, daß Polen es war, welches den Kaiserthron und die ganze Christenheit von dem Feuer und dem Schwerdt der Moslemim rettete, und daß, ohne die Hülfe der tapfern polnischen Schaaren, die Hofburg zu Wien vielleicht jetzt der Sitz eines rohen Pascha's von drei Roßschweifen seyn würde!

Die Polen und die Italiener.

Die Feinde der Freiheit, die Vertheidiger des absoluten Monarchenthums schreiben fast immer alle Volksbewegungen unserer Zeit entweder den Aufwiegeleien fremder Emissäre und geheimer Gesellschaften, oder den Verhetzungen und Schriften einzelner Demagogen und liberaler Schriftsteller zu, oder sie erklären sie geradezu für eine Nachwirkung oder wohl gar für eine Nachahmung der französischen Revolution in den Tagen des Julius 1830. So sollen die Ereignisse in Belgien, in Kassel, in Braunschweig, in Dresden, in Hanover, in Polen alle von fremden und einheimischen Aufwieglern, von geheimen auf den Umsturz der Throne abzweckenden Verbindungen, von Schriftstellern und Zeitungsschreibern bewirkt seyn. Immer sieht man Gespenster, oder giebt vor, sie zu sehen, nie will man zugeben, daß fast allenthalben Brennstoff in Menge aufgehäuft ist, der bei dem, von den Völkern so tief gefühlten Bedürfnisse sehr leicht in Flammen geräth; denn man will den gefährlichen Brennstoff, Pulver, Werg, Schwefel und Phosphor gerne behalten, und klagt daher andere, ganz unschuldige Menschen als diejenigen an, welche die Feuersbrünste bewirken. Durch diesen Kunstgriff hofft man nicht blos die Schuld jener Volksbewegungen von sich selbst und von den schlechten Verfassungen und Einrichtungen abzuwälzen, die man so gerne aufrecht erhalten will, sondern man erlangt auch einen guten Vorwand, um die Freiheit der Presse durch strenge Censuren und Bücherverbote, und die Freiheit der Rede durch geheime Polizeien zu unterdrücken, und mittelst derselben die sogenannte gesellschaftliche Ordnung und Ruhe, das heißt, den Zustand einer dumpfen Verzweiflung und Stille herbei zu führen, den man auf den Kongressen so oft als das Glück der Völker und der Menschheit gerühmt hat.

Daß die polnische Revolution die ganz natürliche und unvermeidliche Frucht eines unleidlichen, bis auf das Aeuß-

ſerſte getriebenen Despotismus war, welcher mit der geiſtigen und ſittlichen Ausbildung der Nation und mit ihren Bedürfniſſen im ſtrengſten Widerſpruche ſtand, iſt deutlich genug durch eine Menge unwiderſprechlicher Thatſachen dargethan worden. Wäre der Aufſtand in Polen nicht wirklich national geweſen, ſo hätte er ſich nicht mit einer ſolchen Blitzesſchnelle verbreitet, das Volk würde keinen ſo glühenden Enthuſiasmus gezeigt haben; der Reichstag ſelbſt hätte die Revolution nicht für national erklärt, und den Kaiſer nicht des Thrones in demſelben Augenblicke entſetzt, als Diebitſch mit einer ungeheuren Armee an der Gränze von Polen ſtand, und als man die Möglichkeit erwarten durfte, daß er nach Warſchau kommen, und alle Mitglieder der Reichsverſammlung in Ketten und Banden nach Petersburg ſchicken würde, um dort auf das Härteſte für ihre Kühnheit zu büßen. Die kleine Anzahl junger Leute, welche das erſte Zeichen zum Ausbruche des Aufſtandes gaben, waren nicht die Urheber deſſelben; denn die Revolution würde auch ohne ſie erfolgt ſeyn; ſie war das Reſultat des allgemeinen Volkswillens; hätten ſie nicht jenes Signal gegeben, ſo hätten es Andere gethan, und die Wirkung würde im Weſentlichen die nämliche geweſen ſeyn. Auch war die polniſche Revolution keine Wirkung der franzöſiſchen; denn die ganze Nation, mit Ausnahme einiger Wenigen, war ſchon lange vor dem Julius 1830 zum Umſturz der tyranniſchen Despotenherrſchaft entſchloſſen; nur einen günſtigen Augenblick wollte man zur Ausführung dieſes Verhabens erwarten.

Die Italiener werden jetzt häufig mit den Polen auf eine, ihnen ſehr nachtheilige Weiſe verglichen, und es iſt wahr, daß ſie keinen großen Heldenmuth bewieſen haben; indeſſen glaube ich doch, daß ſie in mancher Rückſicht Entſchuldigung verdienen, und daß man ihre wiederholten Aufſtände nicht als leere Gaukelſpiele einiger geheimen Geſellſchaften, fremder Emiſſäre und einheimiſcher Aufwiegler, ſondern gleichfalls, wie in Polen als die Ergebniſſe der von

allen Bessern tiefgefühlten und erkannten Nothwendigkeit einer Verbesserung des sittlichen, bürgerlichen und politischen Zustandes ist. Werfen wir einige Blicke auf das Land,

wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein lauer West vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht.

Dieses Land, wo ein heiliger Vater, der Statthalter des großen, gekreuzigten Heilandes, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, in prachtvollem Palaste auf Gold und Purpur thront und mit vollen Händen seinen Segen spendet, während die Meisten derer, die ihn empfangen, vor Hunger sterben, ist, bei allen Schätzen der Natur und der Kunst, vielleicht eines der ungesegnetsten in Europa. Der schönste, mildeste Himmel, üppige Fruchtbarkeit, ein dem Handel günstiges Meer, vortreffliche Häfen, schiffbare, fischreiche Flüsse bieten alle Vortheile dar, wodurch Italien, wenn es einen einzigen, unabhängigen Staat mit einer freisinnigen Verfassung bildete, das blühendste und reichste Land in Europa seyn und eine der ehrenvollsten Stellen in der Staatengesellschaft unsers Welttheils einnehmen könnte. Aber ach, Tyrannei und Pfaffenthum, Aberglauben, Verfinsterungs- und Verfolgungssucht, Ungerechtigkeiten und Gräuel jeglicher Art; Mord, Meineid, Verrath, sittliche Verworfenheit und Armuth haben das zerstückelte Eden Europa's in eine irdische Hölle verwandelt, und als mehrere Völkerschaften Italiens vor einer kurzen Reihe von Jahren sich aus diesem Zustande des Elends und der Verachtung erheben wollten; als ihre Könige ihnen Verfassungen zugestanden und auf das Heiligste beschworen hatten, wodurch die ersten und heiligsten Menschenrechte ihnen zugesichert worden; da geboten die obersten, anmaßlichen Beschützer der Gerechtigkeit, der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe, die Stifter des heiligen Bundes: „die Eide, welche ihr den Völkern geschworen habt, sind aufgehoben und vernichtet; ihr sollt ih-

nen keine von den Freiheiten und Rechten gewähren, die ihr ihnen zugesichert habe; die Systeme der Stabilität und des unumschränkten Monarchenthums müssen aufrecht erhalten, Möncherei, Pfaffenthum, Aberglauben, Elend und Lazaronismus müssen verewiget werden. So wollte es Alexander, denn er fürchtete, der laue West aus dem schönen Citronenlande möchte die freien, konstitutionellen Ideen nach den eisigen Gestaden der Wolga, der Düna, der Newa hinwehen, und seinen absoluten Herrscherthron erschüttern. Ich wiederhole es: Italien war und ist eines der ungesegnetsten Länder der Welt, trotz aller seiner Kardinäle, Bischöfe, Pfaffen und Mönche, und aller seiner Natur- und Kunstschätze!

Wir kehren zuerst nach Rom, dieser Stadt großer Erinnerungen an eine herrliche, ruhmvolle Vergangenheit zurück. Hier sollen übrigens keine Gemälde und Bildsäulen bewundert, keine Alterthümer ausgegraben, keine volle Kirchen und keine leeren Paläste angestarrt, keine Heilige vergöttert und keine Helden des alten Roms besungen werden. Wir mögen nichts von den Trillern jener entmannten Männer hören, die durch ihre Silbertöne die Herzen der Römer entzücken und ihr eigenes Daseyn verfluchen. Nur wenige Minuten wollen wir bei der Stadt verweilen, die einst über die mächtigsten Reiche in Europa, Asien und Afrika herrschte, und Könige und Königinnen gefesselt im Triumph aufführte.

Roms weltliche Herrschaft ist untergegangen; der fromme, geistliche Herr, der im Vatikan wohnt und aus lauter christlicher Demuth sich Knecht der Knechte Gottes nennt, trachtet aber noch immer, listig wie eine auf ihre Beute lauernde Tiegerkatze, darnach, Kaiser und Könige zu seinen Sklaven und Republiken zu seinen Fußschemeln zu machen. Indessen wird dieß erhabene Ziel schwerlich erreicht werden, denn nach zehn Jahren wird man wahrscheinlich nichts mehr von unumschränkten Königen wissen, und in zwanzig Jahren keine allein seligmachende Kirche mehr kennen. Daß das kleine weltliche Fürstenthum des christlichen Dalai-Lama sich nicht

lange wird halten können, dafür bürgt nicht allein die schlechte Pfaffenregierung, sondern noch weit sicherer jene, allen Italienern angestammte, eigenthümliche Idee, ein gemeinsames Vaterland, unter dem Namen Italien herzustellen: unter einem Namen, der an so viel Großes, Herrliches und Schönes aus der Vorzeit erinnert. Daß diese Idee, die in alle Elemente des Volkslebens verwebt ist, trotz aller österreichischen Kanonen und Bajonette, über kurz oder lang verwirklicht werde, daran ist nicht zu zweifeln. Je heftiger der Druck ist, der auf den Italienern lastet, desto früher wird die Verzweiflung sie dazu treiben, ihre volksthümliche Idee auszuführen, und dann werden alle große und kleine Zwingherrnthümer, alle Bischofssitze, Abteien und Klöster ein Ende nehmen mit Schrecken. Der heilige Stuhl wird eben so leicht von der brausenden Volkswuth hinweggerissen werden, wie die übrigen Throne Italiens; es bedarf hiezu keiner Carbonari, keiner Illuminaten, keiner geheimen Gesellschaften, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, sondern nur eines recht heftigen Drucks, und dafür werden die großen und kleinen Gewalthaber in Italien so gut zu sorgen wissen, wie der Kaiser Nikolaus und der Großfürst Konstantin in Polen. Und wer sollte zum Besten der Menschheit nicht wünschen, daß eine solche Umwälzung recht bald in Italien statt finden möchte? Nirgends giebt es ein, von der Natur so reich ausgestattetes Land, das seit einer so langen Reihe von Jahrhunderten einen, die Regierung mehr entehrenden Anblick darböte, als der Kirchenstaat. Die empörendsten Gräuel und Laster, vor deren Namen jeder Rechtliche mit Schauder, mit Ekel und Abscheu zurückbebt, werden unter dem Hirtenstabe des Statthalters Christi fast ungestraft und öffentlich verübt, denn um wenige Lire kann man nicht bloß für diese, sondern auch für jene Welt Vergebung der größten Verbrechen, die man bereits begangen hat, und noch künftig begehen will, erhalten. Rom, das in den Zeiten des, so oft geschmäheten Heidenthums die zweite Wiege der Wissenschaften, der Künste, der Civilisation, das

Vaterland so vieler großer, edler und vortrefflicher Menschen war, was ist es jetzt, als ein glänzender Kloak, in welchem roher, unwissender, durch Despotismus und pfäffische Verfinsterungssucht hinabgestürzter Pöbel sein Wesen treibt? Was sind jene Kunstwerke, worauf die Römer in unsern Tagen so stolz sind, anders, als prachtvolle Tempel, Bildsäulen und Denkmale, die der verderblichste Aberglaube und die unwürdigste Knechtschaft ihren Göttern errichteten, oder als zerfallene Trümmer längst entflohener, wahrer Größe und Hoheit, die jeden Römer mit Scham und Wehgefühl über den verderbten Zustand seines einst so herrlichen Volkes erfüllen müssen? Gold- und ehrgeizige, herrschsüchtige und blutgierige Pfaffen, faule Mönche und Nonnen, prunkende und verschwenderische Patrizier und Heere von Banditen, Räubern und Bettlern bilden jetzt die Mehrzahl der Bevölkerung des Kirchenstaats; und der kleinere Theil, der vielleicht gerne durch nützliche Thätigkeit sein Daseyn fristen möchte, wird durch pfäffisches und aristokratisches Zwingherrnthum, durch schlechte Verwaltung des Staats, durch unerschwingliche und partheiisch vertheilte Abgaben und Lasten, durch die Unsicherheit, oder vielmehr durch die gänzliche Nichtanerkennung der menschlichen Rechte, kurz durch alle, sowohl geistliche, als weltliche Einrichtungen entmuthigt; denn warum soll der Mensch arbeiten, wenn er nicht hoffen darf, die Früchte seines Fleißes zu erndten? So verödet das himmlische, reizende Land, über welches die Natur ihr reichstes Füllhorn ausgeschüttet hat, und das ein irdisches Paradies seyn würde, wenn nicht der Statthalter Gottes dort den Scepter führte! Ein milder, azurner Himmel lächelt so freundlich auf das Gebiet des heiligen Vaters, auf Banditen und Pfaffen, auf Diebe und Mönche, auf Buhlerinnen und Nonnen, auf Kardinäle und Bettler, kurz, auf Gerechte und Ungerechte herab und ladet sie ein, den schönen fruchtbaren Boden zu bauen und die Häfen des Meeres zu Schifffahrt und Handlung zu benutzen; allein vergebens! Man betet, man sündigt, man beichtet,

man bettelt, man stiehlt, man mordet und raubt lieber, als daß man die Schätze benutzen sollte, die man ohne zu sündigen, zu morden und zu rauben, mit so geringer Mühe erlangen könnte.

Wahrlich, selbst die Schreckensregierungen eines Nero und Robespierre können nicht zerstörender auf den Wohlstand, die Sittlichkeit und die geistige Ausbildung einer Nation wirken, als eine solche Zwingherrschaft pfäffischer Blutigel, die das arme Volk wie eine Heerde Schafe betrachten, welche ihnen übergeben sind, um sie unter dem Deckmantel eines Gemebes von Hirngespinnsten, das sie — lächerlicher Weise — Religion nennen, zu verdummen, zu martern, zu scheeren und auszusaugen! Um diese erhabenen Zwecke zu erreichen, sind die heiligen Unholde eifrigst bemüht, jeden Fortschritt des menschlichen Geistes zu hemmen, die Vernunft durch eine Menge finsterer Glaubenslehren und alberner, kirchlicher Possen zu verdüstern und gefangen zu nehmen, und allen freien, geistigen Verkehr mit andern Völkern zu hindern, weil sie immer vor Angst zittern, daß die Gebäude ihres Aberglaubens durch irgend einen Schimmer von Licht in helle Flammen gerathen möchten. Der leiseste Zweifel an der Göttlichkeit ihrer Alfanzereien und Mährchen wird mit unerbittlicher Härte bestraft, und soll, laut ihrer Versicherung, auch noch in jener Welt durch ein ewiges, niemals verlöschendes, feuriges Schwefelbad gebüßt werden.

Freimaurerei, Carbonarismus, Aufruhr, Ketzerei und Verbreitung schädlicher Bücher und Schriften, unter deren Zahl nach Leo XII. Verordnung, die bis jetzt nicht wieder aufgehoben ist, auch die Bibel gehört, sind eigentlich die einzigen Verbrechen, die im Kirchenstaat und den meisten übrigen Ländern Italiens bestraft werden. Banditen, Räuber, Mörder, Diebe, Giftmischer, Meineidige, Sodomiter, falsche Zeugen und dergleichen kleinere Verbrecher dürfen sich über keine zu große Strenge beschweren, und können, wenn sie nur sonst fromme Christen sind, daß heißt, wenn sie nur

nichts gegen die Fürsten unternehmen, fleißig zur Beichte, zur Messe und Kirche gehen und alle heiligen Narrenpossen andächtig mitmachen, ungestört ihr Wesen treiben.

Dieß ist der sittliche, bürgerliche und geistige Zustand von Rom, und Rom ist der Typus fast aller übrigen italienischen Staaten, Florenz etwa ausgenommen. In diesem Zustande sucht man von fremder Seite die Italiener zu erhalten, denn jedesmal, wenn sie nur einen Versuch machen, sich daraus zu erheben, werden sie mit Kanonen und Bajonetten wieder in die alte Knechtschaft ihrer geistlichen und weltlichen Tyrannen zurück gestürzt und müssen auf den Galeeren und Blutgerüsten selbst für den bloßen Versuch und für den Gedanken büßen, sich aus ihren Fesseln befreien zu wollen.

Die Italiener, sagt man, sind zu tief gesunken; sie können sich weder in sittlicher, noch geistiger, noch politischer Rücksicht erheben!

Diese Behauptung ist gewiß sehr unrichtig! Die Vorsehung läßt kein Volk so tief sinken, daß es, wenn es alle seine physischen und moralischen Kräfte anstrengt, sich nicht wieder sollte erheben können; und wo noch der Wunsch ist, es zu thun, ja, wo selbst noch so häufige Versuche zu diesem Zweck gemacht werden, da fehlen auch die Kräfte nicht. Daß die bisherigen Aufstände der Italiener immer einen unglücklichen Ausgang hatten, war theils die Folge der physischen Uebermacht, gegen die sie zu kämpfen hatten, theils auch wohl der Mangel an Einheit und an guten Anführern. Viele Tausende von ihnen, die unter Napoleons Heeren fochten, haben bewiesen, daß es ihnen nicht an Tapferkeit, und zum Theil sogar nicht an höheren militärischen Talenten fehlt. Wohin wird man aber diese Nation bringen, wenn man fortwährend ihr jegliche Möglichkeit entzieht, sich wieder aus dem Stande der tiefsten Erniedrigung empor zu arbeiten? Wird man nicht ganz Italien in eine sittliche Verpestungsanstalt für Europa verwandeln? Warum will man

denn eine Nation, der die ganze civilisirte Welt so viel Großes, Schönes und Gutes verdankt, durchaus der unbeschränkten, despotischen Willkühr und einem verfinsterungssüchtigen, herrschgierigen Pfaffenthum aufopfern? Warum sollen die heiligsten Rechte der Menschen und Völker wegen der läppischen Feudalansprüche einiger kleiner Tyrannen mit Füßen getreten werden?

O, gewiß! Italien wird sich zur Ehre der Menschheit, aus dem schmachvollen Zustande losreissen, in den weltliche und geistliche Zwingherren es gestürzt haben! Es ist das Grab der Hohenstaufen geworden, und kann auch das Grab der Lothringer werden. Eine Nation, die so viele Regenten und so viele Regierungsformen gewechselt hat, wie die meisten Völkerstämme Italiens, kann sich nicht an die, ihr aufgedrungenen Dynastieen anschließen, die ihr fast alle, dem Ursprunge nach, ganz fremd und zum Theil verhaßt sind! Das Bild eines unabhängigen, freien, nicht zerstückelten Italiens, das allen Italienern vor Augen schwebt, wird durch keine Blutgerüste, durch keine Kerker und Ketten vertilgt werden. Es ist an große Namen, an große Erinnerungen geknüpft. Weder die eisernen Scepter der Könige und Fürsten, noch die Gewalt eines, alle edleren Gefühle, alles Aufstreben des menschlichen Geistes, alle Sittlichkeit und alles Lebensglück erstickenden Pfaffenthums haben jenes Bild verlöschen können. Es zeigt sich ihnen noch immer in eben so reizenden Farben, wie zu den Zeiten der schwäbischen Friederiche und in den Tagen Petrarca's. Ja, der Glanz dieser Farben ist durch Alles, was sie viele Jahrhunderte lang von den großen und kleinen Menschendrängern, die ihr schönes Land zerrissen und unter sich theilten, und von dem zahllosen Heer geistlicher Skorpionen, Basilisken und Blindschleichen erduldet haben und noch erdulden müssen, weit mehr erhöhet und ihre Gemüther sind viel empfänglicher dafür geworden. Selbst Napoleons unumschränkter Despotismus gab den Ideen von einem durch Freiheit, Unabhängigkeit,

Aufklärung und Wohlstand beglückten Italien neuen zauberischen Reiz, und in den großen Feldzügen, an denen sie unter seiner Anführung Theil nahmen, ward auch der kriegerische Geist, der sie ehemals beseelte, wieder geweckt. Welches Aufschwunges sie fähig sind, das beweist ihre ganze Geschichte, das beweisen die Werke ihrer Künstler und Dichter. Warum sollten sie im ernsten Kampfe für ihre Freiheit, für ihre Selbstständigkeit und für die heiligsten Rechte des Menschen nicht dasselbe und noch weit mehr thun und aufopfern, als sie gezwungen und mit Widerwillen so oft für die empörendste Zwingherrschaft, für Pfaffenthum und Aberglauben gethan und geopfert haben? Warum sollten sie nicht lieber, wenn sich irgend die Gelegenheit ihnen darbietet, auf's Neue einen muthigen und ehrenvollen Kampf beginnen, um die köstlichsten Güter zu erringen, die dem Leben allein Werth und Würde geben, als daß sie länger unter den schändenden, ihren Nacken zerfleischenden Jochen rachgieriger und herrschsüchtiger Despoten bluten und schmachten, und, ohne zu murren, ihre Häupter den Henkerbeilen hinstrecken sollen!

Man sage nicht: die Italiener sind nicht reif zur Freiheit! Sie sind nicht mehr, was die Mailänder zu den Zeiten der schwäbischen Friederiche waren! Die Neapolitaner, die Römer und Andere stehen der Mehrheit nach zu tief, um für freie Verfassungen empfänglich zu seyn; sie sind an ihre Ketten zu lange gewöhnt! Jedes Volk ist reif zur Freiheit, wenn es fühlt, daß es das Joch der Knechtschaft, welches man ihm auflegt, nicht länger ertragen kann. Sobald es seine Fesseln zerrissen hat, wird es sich schnell zur Civilisation und Sittlichkeit erheben, und sich der Freiheit eben so fähig, als würdig zeigen. Ueberdieß sind die Italiener durch die ephemeren cisalpinischen, parthenopäischen, römischen, ligurischen Republiken, die während der französischen Revolutionszeit errichtet wurden, mit den republikanischen Formen und den demokratischen Grundsätzen bekannt geworden. Der Saame, der damals an manchen Orten vielleicht einen steinigten und

unfruchtbaren Boden fand, hat sich gesund und frisch erhalten; durch den nachfolgenden Despotismus ist der Boden noch mehr bearbeitet, noch lockerer und urbarer gemacht worden; der Saame wird aufgehen und tausendfältige Früchte bringen, denn die Vögel unter dem Himmel, die Pfaffen, die Mönche, die Jesuiten werden ihn nicht ganz und gar auffressen; der böse Feind, der Despotismus wird mit seinem Unkraut von geheimen und öffentlichen Polizeien und Polizeispionen, von Inquisitions-Gerichten, Bücher-Censuren, Blutgerüsten, Kanonen, Bajonetten, Rossen und Reisigen ihn nicht ersticken und zerstampfen können. Der Augenblick mag nicht ferne mehr seyn, wo es zur großen Vesper läuten wird, und durch den tyrannischen, allen Geistesverkehr hemmenden, allen Wohlstand, allen Handel, alle Gewerbe, alle Sittlichkeit, alles Vertrauen und alles Lebensglück ertödtenden Druck wird man ihn beschleunigen!

Daß die Italiener übrigens eines solchen Aufschwunges nicht fähig sind, wie die Polen, ist gewiß, denn dazu gehört ein außerordentlich hoher Grad ächter Religiosität und Sittlichkeit, ein ungemein starkes Vertrauen zu Gott und zu sich selbst. Die Italiener aber sind im Ganzen genommen eine sehr entsittlichte Nation. Was der Pole in einem edlen Enthusiasmus, mit Besonnenheit und vollem Bewußtseyn einer gerechten Sache vollbringt, dazu ist der Italiener nur fähig in einem Zustande von rasender Wuth, von glühender Rachgier und von Verzweiflung. Der Pole kämpft bloß mit den Waffen, und bietet dem gegenüber stehenden Feinde in offener Feldschlacht Stirn und Brust dar; der Italiener lauert im Hinterhalt und versteckt sich im Gebüsch oder in einer Felsenkluft, wenn er sein Gewehr abgefeuert hat; ihm ist jedes Mittel gleich, wodurch er sich seines Gegners entledigen kann, selbst Gift und Dolch sind ihm willkommen. Der Pole will nicht allein siegen, sondern auch seines Siegesruhms genießen; der Italiener verachtet den kriegerischen Ruhm und läßt sich an dem Gefühl befriedigter Rache, an der Freude, von seinem Gegner befreit zu seyn, und an seiner Beute ge-

nügen; der Pole kämpft edel und großmüthig, wie der Löwe; der Italiener heimtückisch, arglistig und grausam, wie der Tieger; er ist also im Kriege, trotz seines Mangels an Heldenmuth, weit fürchterlicher, als der Pole. Wirft man einen Blick auf die vieljährigen Kriege der Welfen und Gibellinen in Italien, und der lombardischen Städte gegen die deutschen Kaiser; ferner auf die Mord- und Raubzüge der italienischen Fürsten und Häuptlinge gegen einander, und endlich nur in neuern Zeiten auf die Kämpfe der Kalabresen gegen die Franzosen, so wird man finden, daß der Italiener vor keinem Verbrechen, vor keiner Schandthat zurückbebt, wodurch er sich von seinem Feinde befreien kann.

Diese Schilderung des italienischen Charakters ist keineswegs schmeichelhaft; allein die Sittlichkeit der Nationen sowohl, wie der einzelnen Menschen wird durch ihre Verhältnisse bestimmt. Sobald es den Italienern gelingt, die Fesseln des geistlichen und weltlichen Zwingherrnthums abzuschütteln; sobald die Throne ihrer Tyrannen gestürzt, die Unzahl ihrer Pfaffen verjagt, ihre Klöster von dem mönchischen Ungeziefer gereiniget sind; so werden auch sie sich wieder in geistiger und sittlicher Rücksicht erheben, und als ein kraftvolles, edles, heldenmüthiges, aufgeklärtes und arbeitsames Volk eine ehrenvolle Stelle unter den civilisirten Nationen einnehmen. Daß sie alle Anlagen haben, das zu seyn, das beweist ihre Geschichte, und darum sollte man sich hüten, sie wie dieß so häufig selbst in öffentlichen Blättern geschieht, mit dem Stempel einer gänzlichen Verworfenheit zu bezeichnen; hiedurch werden die Edlern und Bessern unter ihnen, die, wie Menotti und viele Andere, mit Freuden bereit sind, Gut, Blut und Leben zu wagen, um ihr schönes Vaterland von den Banden der geistlichen und weltlichen Knechtschaft zu befreien, entmuthigt; man sollte sie vielmehr anfeuern, dem herrlichen, glänzenden Beispiele der Polen zu folgen, ihre Ketten zu zerbrechen, und die Stücke ihren Bedrückern in's Antlitz zu schleudern. Uebrigens war aber nicht die Feigheit der Italiener allein schuld an dem

unglücklichen Ausgange ihres letzten Kampfes, sondern die Täuschung, wodurch sie von dem französischen Gesandten St. Anlaire und von dem Grafen St. Priest zum Besten des Despotismus hintergangen wurden. Hätte Frankreich ihnen auch nur, statt der Hand, die sie wünschten, einen Finger geboten, so würde jetzt vielleicht schon ein freies, selbstständiges Italien da stehen, und dann wäre die europäische Civilisation für immer gegen alle Anfälle der Barbarei und des Absolutismus geschützt. Die biedern, hochherzigen Ungarn würden auf der einen Seite den Polen, auf der andern Seite den Italienern und den Griechen die Hand bieten, und weder ein Mahmud, noch ein Nikolaus, noch ein — würden im Stande seyn, dem Fortschreiten und der sittlichen und geistigen Entwicklung der Menschheit Schranken zu setzen.

Unbeschränktes Herrscherthum und Pfaffenwesen haben lange genug die Welt bedrückt! Es ist Zeit, daß es besser werde! Es ist hoch an der Zeit! Es ist Hochmitternacht! Die Stunde zur Arbeit ist da!

Ein finsterer Geist gieng durch unser Haus! Es war aber nicht der Zeitgeist, den ich meine, nicht der Geist, der die Menschheit so ernst und milde zu einer höhern Veredlung und zu muthvoller Vertheidigung ihrer heiligen und unveräußerlichen Rechte anmahnt und drängt! Nein, sondern der böse Geist des Zwingherrn- und Pfaffenthums war es, der durch schrankenlose Willkühr, durch Aberglauben und Unglauben, durch Kongegrationen, durch kirchliche und politische Inquisitionen und Konkordate, durch Unterdrückung aller geistigen Mittheilung, durch Jesuiten, Mönche, Missionäre und Polizeispione, durch schändliche, den Handel, den Wohlstand, das Vertrauen, die Sittlichkeit untergrabende Mauthen, Zölle und Abgaben, durch Vernichtung, Verzögerung und gänzliche Verweigerung freier, zeitgemäßer, eidlich verheißener und beschworner Verfassungen, die Völker, die ihren Regenten so ungeheure Opfer gebracht hatten, in diamantene Fesseln schlagen

und die grauenvolle Finsterniß des Mittelalters zurückzaubern wollte.

Mehrere große und kleine Volksstämme erhoben sich gegen den bösen höllischen Geist, der sie mit den Ketten und Banden des unbeschränktesten Despotismus, mit dem blutiger Knutensystem, mit ewiger Knechtschaft und Schande bedrohte! Frankreich, das von der Vorsehung berufen ist, durch seine Macht die Aufklärung, die Freiheit und die Rechte der Menschen zu schützen, führte den Reihen; der Kanonendonner an der Seine erschütterte die Prunkpaläste des nordischen Despoten an der Ostsee und am Eismeere, und auch andere Herrscherthrone wankten. Voll Zorn wollte der stolze Selbstherrscher Frankreich und Alles vernichten, was in dessen Reihen sich befand; allein da vertraten ihm Polens wenig zahlreiche, aber heldenmüthige Schaaren den Weg; seine ungeheuren Kriegsheere wurden geschlagen, und was Geschütze und Schwerdter nicht fraßen, das wird jetzt durch Hunger und tödtliche Seuchen dahingerafft; der böse Geist war verbannt; es war der Geist des scheinheiligen Bundes, der fünfzehn Jahre lang ganz Europa in Furcht und Schrecken, in Jammer und Elend versetzt hatte. So haben die Polen ein ewig denkwürdiges Beispiel gegeben und der Himmel hat es bestätigt, daß ein kleines Volk, das auf Gott und auf seine eigene Kraft vertrauet und für die Rechte der Menschheit streitet, selbst vor der größten Uebermacht nicht zu erschrecken und zu zagen braucht!

Darum sollten auch jetzt alle Völker, bei denen jener unheilige Geist noch haust, ihn voll Muth und Kraft aus ihren Gauen verscheuchen, damit er zurückkehren möge in die Hölle, und mit denselben Ketten der Finsterniß gefesselt werde die er den Nationen aufbürden wollte! Darum sollten alle gebildeten Völker sich traulich die Hand bieten, und einen wahrhaft heiligen Bund mit einander schließen, daß sie von nun an nie die unbeschränkte Herrscherwillkühr und das verfinsternde Pfaffenthum wieder bei sich und bei Andern dul-

den, sondern jeden Thron zertrümmern wollen, dessen Inhaber es wagen sollte, sich gegen die heiligsten Rechte der Menschheit zu empören oder zu verschwören.

Welch' ein teuflischer Grundsatz ist es, daß viele Millionen verdammt seyn sollen, von einigen Wenigen, die weder Menschenliebe, noch Gewissen, weder Tugend, noch Verstand, weder Kenntnisse, noch Aufklärung besitzen, in Geduld zu erwarten, was dieselben zu ihrem Glück oder Unglück thun oder beschließen werden, ohne daß jene Millionen die Erlaubniß haben sollen, auch nur ein Wort einzureden? Ferne sey es, zu behaupten, daß alle unumschränkte, nicht konstitutionelle Fürsten weder den Willen, noch die Fähigkeit besitzen können, ihre Völker zu beglücken! Es hat manche edle, vortreffliche, absolute Herrscher gegeben, und giebt deren gewiß auch noch in unsern Tagen. Ich nenne bloß Friedrich den Großen, Joseph II. und Leopold II. von Oesterreich, und schweige von den Lebenden, um nicht in den Verdacht der Schmeichelei zu kommen. Aber gegen einen Einzigen, wie Jene waren, giebt es hundert Andere, die ganz das Gegentheil sind. Und können nicht selbst die beßten und weisesten Regenten durch Krankheit oder auf andere Weise so tief versinken, daß sie statt Beglücker ihrer Völker zu seyn, die ärgsten Tyrannen und Bedrücker derselben werden? Wäre das aber auch nicht, wer bürgt dafür, daß alle ihrer Nachkommen ihnen gleichen? Welche Thronfolger haben oft nicht die vortrefflichsten Fürsten gehabt, man erinnere sich an Titus, den die Römer den Stolz und die Freude des Menschengeschlechts nannten; an den weisen Kaiser Antonin, dem wenige Kaiser gleichen, obgleich er kein Christ war, vom heiligen Nikolaus nie eine Sylbe vernommen hatte, und nicht so viele Messen hörte, wie Andere. Wie kann man also von großen Nationen verlangen, daß sie ihr und ihrer Nachkommen Schicksal in die Hände einzelner Menschen legen, und von deren Willkühr durchaus abhängig machen sollen?

Man hat jetzt, so wie auch im Jahr 1821, in

Italien den herrlichen Zustand hergestellt, den man mit dem schönen Namen: gesellschaftliche Ordnung und Ruhe bezeichnete, das heißt, man hat die Kerker angefüllt, die Preßfreiheit und alle freie geistige Mittheilung vernichtet. Pfaffen und Jesuiten, Mönche und Nonnen sind in ihre Pfründen, in ihre Klöster und Gerechtsame wieder eingesetzt, um das Reich des Aberglaubens und des absoluten Monarchenthums zu befestigen; Oesterreich hat das Uebergewicht in Italien erlangt und seine Kriegsheere stehen immer bereit, neue Revolutionen zu unterdrücken; allein die Italiener sind ein lebhaftes, reitzbares, leicht bewegliches Volk. Nur die Zerstückelung in viele Fürstenthümer und Herrschaften machte es möglich, sie seit einer langen Reihe von Jahrhunderten unter dem sklavischen geistlichen und weltlichen Joch zu erhalten; aber jene allgemeine, nationale Idee, ein selbstständiges, unabhängiges Italien zu bilden, der furchtbare Druck, der ihnen jeden Lebensgenuß verkümmert, und die Beispiele anderer Völker werden den Wunsch, die schändlichen Fesseln des Despotismus und Pfaffenthums abzuschütteln, immer lebendig bei ihnen erhalten, und endlich wird unter den vielen Versuchen, die sie zu diesem Ende wagen, doch Einer gelingen! Oder wähnt Ihr, daß Gott einen so schönen Himmel, eine so schöne Erde bloß für despotische und hierarchische Vampyre, für Fürsten, Pfaffen und Mönche, für Banditen und Räuber geschaffen; daß er das geistreiche, jeder höhern Veredlung und Ausbildung fähige Volk nur zum Spielwerk der Tyrannei und zu ewiger Knechtschaft, Verworfenheit und Unsittlichkeit verdammt habe? Gewiß nicht! Die Brennstoffe, die am Fuße des Aetna und des Vesuv, an den Ufern der Tiber, des Po und des Adige aufgehäuft sind, sind freilich schon mehrere Male entzündet und mit großer Mühe gelöscht worden; es wird sich aber gewiß ein Funke finden, der sie auf's Neue in Brand setzt, und wehe dann Euch, ihr strengen Machthaber und Verfechter der absoluten Herrschergewalt, wenn die Lavaströme italienischer Rachgier Eure Throne und Euch selbst ergreifen!

Ihr glaubt, wenn Ihr die Völker nur in Dummheit und Unwissenheit, in Armuth und Finsterniß erhaltet, dann seyd Ihr gesichert! Guter Gott! Jahrhunderte sind nöthig, um ein geistvolles Volk stufenweise durch List und Gewalt, durch Aberglauben und tyrannischen Druck zu verdummen und herabzuwürdigen, aber ein einziger Lichtstrahl reicht hin, die Gebäude der Finsterniß in Flammen zu setzen, und den Nationen den Weg zu zeigen, den sie einschlagen müssen, um den Räubern ihrer heiligsten Güter und Rechte ihre Beute wieder abzujagen!

Alexander und der heilige Bund in Beziehung auf Polen und Deutschland, und auf Europa überhaupt.

Wer den eigentlichen Zweck des heiligen Bundes kannte, der konnte leicht ermessen, daß es dem Stifter desselben kein Ernst war, den Polen die ihnen eidlich beschworne Verfassung zu halten, denn seine Absicht gieng dahin, das unumschränkte monarchische Prinzip in der ganzen Welt geltend zu machen, alle Rechte und Freiheiten der Völker zu unterdrücken, alles geistige Fortschreiten der Menschheit nach Möglichkeit zu hemmen und die politischen Verhältnisse in einen solchen dauernden Zustand zu versetzen, welcher der absoluten Herrscherwillkühr am günstigsten seyn würde. Wenn gleich in der Urkunde des heiligen Bundes diese Absichten nicht klar ausgesprochen sind, so werden sie doch durch die nachher erfolgten Thatsachen deutlich genug erwiesen. Sonderbar genug ist es übrigens, daß der Bruder und Nachfolger des Urhebers einer der Ersten von denen war, die erfahren müssen, daß Gott sich in seinen Plan zur Entwickelung und Veredlung des Menschengeschlechts nicht eingreifen und sich von dem Selbstherrscher aller Reussen keine Schranken vorschreiben läßt.

Da Manchem meiner Leser die Urkunde des heiligen Bundes vielleicht nicht bekannt oder nicht erinnerlich ist, so setze ich sie in getreuer Dollmetschung, denn die Urschrift ist französisch, hierher:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit!

Ihre Majestäten, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preussen und der Kaiser von Rußland haben zufolge der großen Ereignisse, die den Lauf der drei letzten Jahre bezeichnen und zufolge der Wohlthaten, welche die göttliche Vorsehung gnädig über die Staaten verbreitete, deren Regierungen ihr Vertrauen und ihre Hoffnung bloß auf sie gesetzt hatten, die innige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit erlangt, den von den Mächten in ihren gegenseitigen Verhältnissen zu nehmenden Gang auf die heiligen Wahrheiten zu gründen, welche die heilige Religion des Gott-Erlösers uns lehrt.

Sie erklären daher feierlich, daß die gegenwärtige Akte nur den Zweck hat, vor den Augen der ganzen Welt Ihren unerschütterlichen Entschluß anzukünden, sowohl in der Verwaltung Ihrer respektiven Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung allein die Vorschriften dieser heiligen Religion zur Regel zu nehmen; Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die nicht allein im Privatleben anwendbar sind, sondern im Gegentheil unmittelbar auf die Entschließungen der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, so wie sie auch das einzige Mittel sind, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Mängeln abzuhelfen. Demnach sind Ihre Majestäten in folgenden Punkten übereingekommen:

1) Nach den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen gebieten, sich als Brüder zu lieben, werden Sie durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt bleiben, und Sich als Landsleute betrachtend, werden Sie Sich bei allen Veranlassungen und an allen Orten Hülfe und Beistand leisten, werden Sich zu Ihren Unterthanen und

Ihren Kriegsheeren als Familienväter betrachten, und daher dieselben in dem nämlichen brüderlichen Geiste leiten, von welchem sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu beschützen.

2) Dem gemäß wird das einzige Macht habende Prinzip sowohl unter den erwähnten Regierungen, als unter ihren Unterthanen seyn, sich einander, und sich alle nur als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Monarchen sehen Sich Selbst nur als Abgeordnete der Vorsehung an (!!!), um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nemlich Oesterreich, Preussen und Rußland. Also bekennen Sie auch, daß die christliche Religion, von welcher Sie und ihre Völker Theile ausmachen, in Wirklichkeit keinen andern Oberherrn haben, als denjenigen, dem allein die Macht eigenthümlich angehört, weil in Ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden, das heißt: Gott, unsern göttlichen Heiland Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.

Ihre Majestäten empfehlen demnach mit der zärtlichsten Sorgfalt Ihren Völkern als das einzige Mittel, dieses Friedens zu genießen, der aus gutem Gewissen entspringt und allein dauerhaft ist, sich mit jedem Tage mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu befestigen, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat (!!!).

3) Alle Mächte, welche die geheiligten Grundsätze feierlich bekennen wollen, die in dieser Urkunde ausgesprochen sind, und welche es anerkennen wollen, von welcher Wichtigkeit es für das Glück der, nur zu lange beunruhigten, Nationen ist, daß diese Wahrheiten von jetzt an auf die menschlichen Schicksale den ganzen Einfluß üben, der ihnen angehört, werden mit eben so viel Eifer, als Zuneigung in dieß heilige Bündniß aufgenommen werden.

Dreifach verfaßt und unterzeichnet zu Paris im Jahre der Gnaden 1815 den ⅔. September.

Franz.
Friederich Wilhelm.
Alexander."

Wer sich von dem salbungsvollen, frömmelnden Ton und von den schönen Verheissungen, die hier ausgesprochen zu seyn scheinen, täuschen ließ, der mußte natürlich wähnen, das Reich Gottes, das Reich des ewigen Friedens, der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe, um dessen baldige Erscheinung wir Christen im Unser Vater beten, sey bereits zu uns gekommen auf Erden! Ja, es gab sogar Thoren und Schwärmer in Menge, welche glaubten, die drei großen Monarchen, die nach dem imzweiten Artikel ihrer Urkunde nichts weiter seyn wollten, als Abgeordnete Gottes, nemlich Apostel, Engel, Boten, Deputirte des Himmels, wären die leibhaften Stellvertreter der heiligen Dreieinigkeit. Seine apostolische Majestät, der Kaiser von Oesterreich sollte nemlich Stellvertreter Gottes des Vaters, Seine evangelische Majestät, der König von Preussen, Stellvertreter Gottes des Sohnes, und Seine schismatische Majestät, der Selbstherrscher aller Reussen, der Erfinder und Stifter des heiligen Bundes sollte der Abgeordnete des heiligen Geistes seyn. So gieng wenigstens das Gerede in der Schweiz und in einigen Gegenden von Frankreich. Nur befremdete es Manchen, daß diese himmlischen Boten, die nach ihrer eigenen Versicherung nichts weiter seyn wollten, als Abgeordnete der Vorsehung, oder, was denn gleich ist, nichts weiter als Abgeordnete Gottes, trotz ihrer friedlichen Gesinnungen ungeheuer Kriegsheere auf den Beinen hatten, und da man ihre göttlichen Beglaubigungsschreiben nicht kannte, so fieng man hin und wieder an, die göttliche Botschaft und die damit verbundenen göttlichen Rechte zu bezweifeln. Wir lassen uns übrigens darauf nicht weiter ein, indem wir schon wissen, was wir davon glauben und nicht glauben sollen, und

erlauben uns nur einige Bemerkungen über den Inhalt der Urkunde selbst.

Die Majestäten erklären feierlich Ihren unerschütterlichen Entschluß: „sowohl in der Verwaltung Ihrer respektiven Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung allein die Vorschriften dieser heiligen (christlichen) Religion zur Regel zu nehmen," und zwar, wie der Nachsatz sagt: „solche Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die nicht allein im Privatleben anwendbar sind, sondern im Gegentheil unmittelbar auf die Entschließungen der Fürsten einwirken, und alle ihre Schritte leiten müssen."

Wir gestehen aufrichtig, daß uns keine einzige Vorschrift des göttlichen Erlösers bekannt ist, die im Privatleben anwendbar seyn sollte, und nicht auch nach dem Willen unseres erhabenen Erlösers, auf die Entschließungen der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte bestimmen müßte. Alle Lehren Jesu, die für das Privatleben verbindende Kraft haben, sind gleichfalls für die Fürsten verpflichtend. Jesus hat uns Christen keine sittliche Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens hinterlassen, die bloß den Bürger angehen, aber für den Fürsten gar keine Verbindlichkeit haben sollten. Von einem Gegentheil oder Gegensatz zwischen den Geboten der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die dem Privatmann, und denen, die dem Fürsten vorgeschrieben seyn sollen, kann folglich vernünftiger Weise keine Rede seyn, und daher erscheint uns jene Klausel der heiligen Bundesakte sehr albern und läppisch. Wenn in der Bibel geschrieben steht: die Mörder, die Räuber, die Meineidigen sollen nicht das Reich Gottes ererben; so ist dieß eben so gut für den Fürsten, wie für den Bürger und den Bauern geschrieben. Wenn der Kaiser einem ganzen Volke feierliche Eide schwört, und sie nachher bricht und für aufgehoben und nichtig erklärt, so ist er eben sowohl ein Meineidiger, als der Bauer, der seinem Nachbar ein eidliches Versprechen ertheilt, und es nach-

her nicht erfüllt, oder als ein Anderer, der vor Gericht einen falschen Eid ablegt. Wenn man ihn auch nicht, wie den Privatmann, der sich einer solchen Abscheulichkeit schuldig macht, einen Schurken nennen darf, so wird er doch wegen seiner Meineide und wegen des Misbrauchs des Namens Gottes dereinst eben so gut und vielleicht noch strenger zur Rechenschaft gezogen werden, als jeder eidbrüchige Privatmann. Wenn ein Fürst seine Nachbaren mitten im Frieden räuberisch überfällt, sie mit aufgepflanzten Kanonen und Bajonetten zwingt, wie dieß zu Grodno der Fall war, ihm ihre beßten Provinzen abzutreten, so ist er für seinen Raub dem höchsten Richter eben so verantwortlich, wie Schinderhannes oder irgend ein anderer Privatmann, der in das Haus seines Mitbürgers einbricht, demselben eine Pistole auf die Brust setzt und seine Kostbarkeiten abnimmt. Wenn Fürsten mitten im Frieden einen andern Staat zerreißen und unter sich theilen und die Bürger, die sich dem schändlichen Raube widersetzen, als Empörer niederschießen lassen, dann handeln sie nichts besser, als eine Bande von Raubmördern, die ein friedliches Haus überfallen, es einnehmen, Alles was da ist, unter sich theilen, und die Eigenthümer und Hausgenossen ermorden, die ihnen Widerstand leisten wollen. Im neuen Testament steht nirgend geschrieben, daß es einem Fürsten erlaubt sey, Verfassungseide zu schwören und sie zu brechen; daß ein Fürst das Recht habe, Eide, die andere Fürsten geschworen haben, für nichtig zu erklären, und die Letztern zu veranlassen, eidbrüchig gegen ihre Völker zu werden, wie dieß auf dem Laibacher Kongreß von Seiten Alexanders in Hinsicht des Königs von Neapel geschah; es ist keine Vorschrift der christlichen Religion, seine Nachbaren mitten im Frieden zu überfallen, ihnen ihre Länder zu nehmen, und die Staatsbürger, die ihr Vaterland vertheidigen wollen, als Empörer niedersäbeln zu lassen. Dagegen ist es aber eine ausdrückliche Vorschrift der christlichen Religion, daß Derjenige, er mag Fürst oder Bettler seyn, welcher geraubt oder gestohlen hat, dem

Bestohlenen oder Beraubten, gleichviel ob es ein einzelner Privatmann oder eine ganze Nation ist, das geraubte Gut wieder zurückgeben soll, und hiernach hätte, zufolge der heiligen Bundesakte die polnische Nation mit Recht von Alexander erwarten dürfen, daß er die feierlich beschworne Verfassung gehalten, und daß er auch die, räuberischer Weise den Polen entrissenen Provinzen der Nation zurückgeben würde. Er hat aber treulos und schändlich seine Eide gebrochen und jene Provinzen nicht zurückgegeben; man sieht hieraus, welch' ein hoher Ernst es ihm mit seinem, in der Bundes-Urkunde ausgesprochenen unerschütterlichen Entschluß war.

In wie weit er gegen andere Regierungen die „Vorschriften der heiligen Religion" zur Regel seiner Handlungen, genommen habe, wollen wir in der Folge zeigen.

Laut des ersten Artikels wollten die drei Monarchen, „nach den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen gebieten, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt bleiben."

In diese traute Brüderschaft sind aber die Völker keineswegs eingeschlossen, am wenigsten die armen unglücklichen Griechen, die Franzosen, die Spanier, die nach Alexanders Willen wieder das blutigste Sklavenjoch auf sich nehmen, und den rachgierigsten Tyrannen als ihren unumschränkten Herrn anerkennen mußten, die Neapolitaner, die Polen, die Belgier, die Hessen; sondern bloß die allerhöchsten Unterzeichneten. Diese versprechen sich wechselseitig, als Landsleute anerkennend, „einander bei allen Veranlassungen und an allen Orten Hülfe und Beistand zu leisten."

Bei allen Veranlassungen! Also auch in den ungerechtesten Kriegen und Streitigkeiten, die einer der Verbündeten hatte, sollten und wollten seine Mitverbündeten ihm helfen, und beistehen! Wahrlich, eine furchtbare Verbrüderung! Eine Landsmannschaft, die der ganzen übrigen Menschheit, sowohl Fürsten als Völkern weit gefährlicher erscheinen mußte, als alle geheime Ordensverbindungen, Kongregationen, Brüder-

Burschen- und Landsmannschaften, die auf Universitäten und an andern Orten jemals gestiftet waren, zumal da diesem sogenannten heiligen Bunde nicht allein der allgewaltige Hebel der Religion, sondern auch — wenn die Stimmung der Völker und der Kriegsheere es zuließ — eine große, physische Uebermacht zu Gebote stand. Das wechselseitige, vor Gott und der ganzen Welt angekündete Versprechen, sich bei allen Veranlassungen und an allen Orten Beistand und Hülfe zu leisten, zeigte nicht allein, daß Jeder, der es wagen würde, Einem oder dem Andern der drei heiligen Bundesgenossen zuwider zu seyn, es mit allen Dreien zu thun haben sollte, sondern daß sie auch dann gemeinschaftlich verfahren wollten, wenn Einem von ihnen es einfiele, aus bloßem Interesse oder einer andern Ursache gegen Nichtverbündete, die mit ihnen in freundschaftlichem Vernehmen standen, Angriffsweise zu verfahren. Das Einzige, was hier noch einige Beruhigung gewähren konnte, war erstens der persönliche Charakter des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, denn von dem herrschgierigen, charakterlosen, und nur auf Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens denkenden Alexander, der zwar nicht den Verstand seiner Großmutter, aber alle ihre Entwürfe geerbt hatte, durfte man nichts Gutes erwarten; zweitens die allgemeine Stimmung der Völker und Kriegsheere. Allein in Hinsicht der Erstern wußte man aus Erfahrung, daß die beßten und vortrefflichsten Fürsten, wie dieß auch bei der ersten polnischen Theilung mit Friedrich dem Großen und Joseph dem Zweiten, und bei den letzten polnischen Theilungen mit dem jetzigen Kaiser Franz I. der Fall war, sich oft durch unrichtige Ansichten, durch boshafte Rathgeber und durch eigene, fast allen gebornen, unumschränkten Monarchen angestammte Herrschsucht zu den empörendsten und ungerechtesten Handlungen hinreißen lassen. In Betreff des Andern, nämlich der fast allgemeinen Stimmung der Völker, bedachte man, daß der Soldat fast immer bereit ist, auf Gefahr seines Lebens und seiner Arme und Beine, kriegerische Lorbeeren zu

pflücken, zumal wenn er hoffen darf, daß ihm silberne und goldene Früchte, reiche Beute, Ehrenzeichen, Orden, Beförderung im Dienst und dergleichen hesperische Aepfel, wornach das Auge jedes Kriegers liebäugelt, entsprießen werden.

Durch diese Betrachtungen geleitet, traten fast alle Fürsten und Regierungen, welche dazu eingeladen wurden, dem Bündnisse bei, größtentheils mehr deßhalb, um nicht den Zorn der hochreligiösen, doppelten und einfachen Adler gegen sich aufzuregen, und von ihnen, wie einst Polens weißer Adler und der Ritter von Lithauen zerfleischt und zerrissen zu werden, als um ihres erhabenen Schutzes gegen Andere zu genießen. Bloß der heilige Vater und der König von Großbritannien schleßen sich davon aus; Jener, weil er mit dem evangelischen Könige von Preussen und mit dem schismatischen und unheiligen Stifter des heiligen Bundes, wie auch mit andern Ketzern keine Brüderschaft zu machen wünschte, der britische König aber, weil die Nation nicht einwilligen wollte; indessen gab er doch die Versicherung, daß er die Grundsätze des heiligen Bundes theile.

Der heilige Bund ist zwar faktisch und dem Wesen nach untergegangen, allein die Grundsätze, auf denen er beruhte, dauern leider, zum Jammer der Menschheit fort. Indessen wird kein kluger Diplomat im jetzigen Augenblick es wagen, sich auf die seltsame, abentheuerliche Urkunde und auf alle die nachfolgenden Akten zu berufen, welche diesem politisch-religiösen Bündnisse und dem unumschränkten Monarchenthum ewige Dauer geben, das absolut-monarchische Prinzip auf dem ganzen Erdboden als einzige und ausschließliche Regierungsform verbreiten, und dem menschlichen Geist für immer die drückendsten Fesseln anlegen sollte. Ein Glück ist es für die Polen, daß der heilige Bund und sein Stifter den Weg alles Fleisches gegangen sind; denn bestände der erstere noch jetzt, so hätten Oesterreich und Preussen längst über Polen, über Frankreich, über Braunschweig, über Hessen, ja, fast über alle konstitutionellen und civilisirten Staaten herfallen müssen,

um die Verfassungen umzustürzen, die abgesetzten Könige wieder mit schrankenloser Herrschermacht auf ihre Throne zu heben und überall das legitime und absolute Monarchenthum einzuführen! Freilich würden in einem solchen Fall sich alle gebildete Nationen dem heiligen Unwesen widersetzt und gewiß auch den Sieg errungen haben, aber wie viele Blut- und Thränenströme hätte dieser Sieg nicht gekostet!

Doch wir kehren zu der Urkunde des heiligen Bundes zurück!

Nach dem ersten Artikel wollen die drei hohen Unterzeichner *) der Bundesakte Sich zu Ihren Unterthanen und ihren Kriegsheeren als Familienväter betrachten, und daher dieselben in dem nämlichen brüderlichen Geiste leiten, von welchem Sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu beschützen.

Wir fragen hier nur: war es väterlich von dem Kaiser Alexander und nach dessen Tode von dem Kaiser Nikolaus gehandelt, daß sie den Polen alle die ihnen heilig zugeschworenen Rechte und Freiheiten meineidiger Weise entrissen; daß sie viele hundert Menschen in Gefängnisse einkerkerten, sie ihren ordentlichen Richtern entzogen, und durch partheiische Militärgerichte ohne allen rechtmäßigen Grund theils zum Tode, theils zur Gefangenschaft, theils zur ewigen Verbannung nach Siberien verurtheilten? — Doch man blicke zurück auf alle die bereits früher erzählten Ungerechtigkeiten und Gräuel, die diese Väter in Polen theils selbst verübt haben, theils durch ihre Großschergen und Unterschergen verüben ließen, und man wird vor ihren väterlichen Gesinnungen zurückschaudern! Man weiß es ja sehr gut, wie Alexander seine Kriegsheere

*) Ich sage hier Unterzeichner, denn der Antheil, den heiligen Bund gestiftet zu haben, gehört dem Kaiser Alexander allein; die beiden andern Monarchen haben an der Stiftung oder Erfindung desselben eigentlich keinen thätigen Antheil genommen. Ein altes Weib, die Frau von Krüdener, war Urheberin der unheiligen Geist, welcher dem Kaiser Alexander zuerst die Idee des heiligen Bundes eingab.

und überhaupt sein Ansehen auch in Griechenland, in Portugal, in Spanien, in Italien zum Schutze der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit verwandte; und man wird sehen, daß er eben so, wie Catharina II. die Religion bloß zum Deckmantel seiner politischen Listen und Ränke gebrauchte, daß es bei seinen, durch so viele Thatsachen und Aeußerungen erklärten Grundsätzen niemals sein Ernst war, der polnischen Nation seine Eide zu halten, und daß er nicht die Lobrede verdient, die der Fürst Czartoryski ihm am 30. Januar 1851 vor den vereinigten Reichstagskammern hielt.

Seltsam genug war es, daß sein Bruder, der Czar Nikolaus, von der so unwürdig von Alexander getäuschten und betrogenen und so hart bedrängten polnischen Nation auf dem Reichstage von 1830 nichts Klügeres und Besseres verlangen konnte, als eine Geldsumme zu einem Ehrendenkmal Alexanders I. Schon dieses Begehren allein, unter solchen Verhältnissen mußte das Gemüth jedes vernünftigen Polen gegen den Selbstherrscher Nikolaus empören und erbittern.

Im zweiten Artikel erklären die drei verbündeten Monarchen sich selbst nur für Abgeordnete der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oesterreich, Preussen und Rußland. Dieß ist in der That sehr bescheiden, indem es die Monarchen nicht viel höher erhebt, als Moses und Jesus, die gleichfalls Abgeordnete Gottes waren; aber dieser Ausspruch ist nicht umsonst in die Urkunde des heiligen Bundes eingerückt, denn hiedurch will man das göttliche, dem Himmel entstammende Herrscherrecht der Fürsten beweisen; wenn jedoch das alte lateinische Sprüchwort: dicta et scripta pro dicente et scribente non probant *), seinen Grund hat, so haben sie durch jene Behauptung für den göttlichen Ursprung ihrer Regierungsrechte gar nichts bewiesen.

*) Eigene Aussprüche und Schriften beweisen für den Redenden und Schreibenden nichts.

Wenn die Fürsten den Völkern mit der „zärtlichsten" Sorgfalt empfehlen, sich mit jedem Tage mehr in den Grundsätzen und der Ausübung der Pflichten zu befestigen, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat; so werden die Völker, aus schuldiger Dankbarkeit, ihnen empfehlen und wünschen, daß sie das Nämliche thun mögen! Hätten namentlich der Kaiser Alexander und der Kaiser Nikolaus dieß gethan, so würden sie ihre, den Polen geschwornen Eide nicht so gewissenlos gebrochen haben, und in Polen würde dann nie eine so furchtbare Revolution ausgebrochen seyn, wie diejenige ist, wodurch Europa jetzt auf das Heftigste erschüttert wird. Polen würde dann jetzt nicht der Schauplatz der blutigsten Schlachten und der grausenvollsten tödtlichsten Seuchen seyn. Es würden dann jetzt nicht Hunderttausende auf die Schlachtbank geschleppt, um für die unersättliche Herrschgier eines einzigen ehrgeizigen, selbstsüchtigen Despoten zu bluten. Viele tausend verlassene Wittwen und Waisen würden dann nicht auf den Schlachtfeldern jammernd und händeringend bei den verstümmelten Leichnamen ihrer Gatten und Väter weinen, und dem Tyrannen fluchen, der all' dieß Elend über ihr Vaterland gebracht hat. Die Geschichte würde dann nicht dereinst den Namen des Kaisers Nikolaus mit Schande und mit Blut und Thränen brandmarken; die Nachwelt würde nicht mit Entsetzen und Abscheu vor seinem Andenken zurückschaudern. Polen wäre dann jetzt ein blühendes Land voll fröhlicher und glücklicher Menschen; man würde den Kaiser Nikolaus als einen Beglücker der Menschheit begrüßen, und ihm die Straßen mit Blumen bestreuen, statt daß man ihm jetzt die Thore versperrt und ihn mit Bajonetten und Kanonen zurückweist. Kaiser Nikolaus würde dann ruhig hinüberschlummern können in das Land des ewigen Friedens; die Flüche und Seufzer, die ihm künftig auf seinem Sterbelager widerhallen und ihn schrecken werden, würden dann sein Hinscheiden nicht erschweren; und statt des ernsten Spruchs aus dem Munde des Todtenrichters würde er dann eine Krone empfan-

gen, die strahlender, herrlicher und dauernder seyn würde, als alle Kaiser- und Königskronen der Erde.

Talleyrand hat scherzend den heiligen Bund eine politische Idylle genannt. Gebe Gott zum Heil der armen, unglücklichen, von ihren großen Parforcejägern hart genug beängstigten Völker, daß weder an den Eisgestaden der Newa, noch an irgend einem andern Orte künftig ähnliche Idyllen gedichtet werden. Der fromme und allerdurchlauchtigste Idyllendichter Alexander hätte in der That klüger und edler gehandelt, wenn er für das Beste seiner eigenen, in der größten Rohheit und im drückendsten Elende lebenden Völker gesorgt hätte, statt sich um das Wohl der übrigen europäischen Nationen, die ihn nie zu ihrem Obervormunde verlangt hatten, zu bekümmern. Er gehört jetzt dem Gebiet der Geschichte an, und Jeder hat nun in seiner Hinsicht das Recht, was einst die Egypter im Betreff ihrer Könige hatten, nämlich über seinen Charakter und seine Handlungen zu urtheilen. Weit davon entfernt, im Ernst das Glück der Menschheit fördern zu wollen, suchte er nur Befriedigung seiner Eitelkeit, seiner Herrschgier, seines Ehrgeizes und seiner Ruhmsucht. Der Weihrauch, den nicht allein deutsche Höflinge, deutsche Versemacher und Skribler, sondern segar deutsche Regenten ihm mit vollen Händen darbrachten, hatte den autokratischen Schwachkopf benebelt. Er wollte in den Augen der Nachwelt als ein Weltbeglücker, als ein Abgeordneter des Himmels, wie er selbst sehr prahlerisch in seiner frömmelnden und scheinheiligen Bundesakte sich nannte, als ein zweiter Heiland glänzen. Darum waren ihm die weiten Steppenlande seines ungeheuren Reichs viel zu enge. Vor der ganzen Welt wollte er in dem Strahlenglanze seiner Selbstherrlichkeit erscheinen, denn nicht unter den Jakuten und Tschuktschen, nicht unter den Baschkiren, Kalmücken und Korjäken, durch deren Civilisation er sich wahren Ruhm hätte erwerben können, sondern unter den gebildetsten Nationen, unter den Deutschen, den Franzosen, den Engländern waren Geschichtschrei-

der und Dichter zu finden, die Ihn, den Großen, den Erhabenen, den Hehren bei der Nachwelt auf eine würdige Art verherrlichen konnten, und wirklich bezahlte er die schlechtesten Schreibereien, die sein Lob verkündeten, mit mehr als kaiserlicher Freigebigkeit *). In Frankreich und Deutschland suchte er durch seine feinen, gewandten Artigkeiten, worin er ein Meister war, und durch seine klingenden Gunstbezeugungen ausgezeichnetere Schriftsteller für sich zu gewinnen. Indessen ist bis jetzt keine Alexandriade erschienen, die nur einen einzigen Vers aus der Henriade werth wäre. Freilich kann man Thorheiten solcher Art belächeln, wenn sie aber so verderbliche Folgen haben, wie hier, dann muß man sie rügen, zur Warnung für Andere! Alexander suchte nicht allein Schriftsteller zu gewinnen, die sein Lob ausposaunen sollten, er suchte auch jeden Schriftsteller zum Schweigen zu bringen, der nur im Mindesten eine, seinem Ruhm nachtheilige Aeußerung hatte wagen können, selbst wenn dieselbe durchaus keine revolutionäre Tendenz haben möchte; und dieß war gleichfalls ein Grund des abscheulichen Preßzwanges der auf des nordischen Selbstherrschers Gebot sich fast über ganz Europa verbreitete.

Theils aus Herrschsucht, theils um unsterblichen Ruhm zu erwerben, gab sich Alexander das Ansehen, alle Nationen beglücken zu wollen, obgleich er von ihren Wünschen und ihren Bedürfnissen nicht die mindeste Ahnung hatte, und selbst dann, wenn sie zu seiner Kunde gelangten, sie für eine revolutionäre, mit der gesellschaftlichen Ordnung und Ruhe strei-

*) Einem Berliner Schriftsteller, den ich hier nicht nennen will, da mancher meiner Leser ihn schon errathen wird, ließ er für eine elende panegyrische Schartete, die seine Lebensbeschreibung enthalten sollte, eine goldene, mit Brillanten besetzte und mit Dukaten angefüllte Dose zustellen und auch der Verleger erhielt ein sehr beträchtliches Geldgeschenk. Dennoch versicherte mich der Letztere einige Jahre später, daß er keinen Vortheil gehabt habe, indem er von der großen, mehrere tausend Exemplare starken Auflage des schlechten Machwerks kaum zehn Exemplare habe absetzen können.

kende Stimmung erklärte. Die Religiosität, welche er überall zur Schau trug, war trügerischer Schein; weder seine eigenen, noch fremde Eide waren ihm heilig, das beweist sein Verfahren gegen Neapel, gegen Piemont, gegen Spanien, gegen Polen. Die Eide, welche andere Könige ihren Völkern freiwillig geschworen hatten, erklärte er für unverbindlich und nichtig; und seine eigenen, den Polen feierlich beschwornen Zusicherungen brach er eben so vorsätzlich und treulos. Sogar sein Betragen gegen seine edle, vortreffliche Gemahlin, die aus Kummer und Gram über die schlechte Behandlung, die sie von ihm erdulden mußte, nach langem, schmerzhaften Leiden, bald nach seinem Tode ins Grab gieng, bewies, daß dem Stifter des heiligen Bundes Tugend und Frömmigkeit durchaus fremd waren *).

Schon früher habe ich, wo ich nicht irre, erwähnt, daß Alexander gegen Frau v. Stael, die ihm ihr Mißfallen über die Sklaverei der russischen Bauern bezeugte, das Fortbestehen der Leibeigenschaft damit entschuldigte: er könne in dieser Hinsicht nichts thun, weil es ungerecht seyn würde, dem Adel seine wohlerworbenen Rechte zu nehmen! Wahrlich der russische Czar, der anmaßend und hochmüthig genug war, allen gebildeten Nationen, die ihn gar nichts angiengen, Gesetze vorschreiben zu wollen, hatte auch nicht die entfernteste Idee von menschlicher Bestimmung und menschlicher Würde. Wie ist es möglich, zu behaupten, daß die schändlichsten Anmaßungen, wodurch der, von Gott bestimmte Hauptzweck unsers irdischen Daseyns, sittliche und geistige Vervollkommnung durchaus unmöglich gemacht wird, wohlerworbene Rechte seyn sollen? Alexander war, gleich seinem Bruder Nikolaus, an seine thörichten, despotischen Grillen und Leidenschaften, eben so fest gewachsen, wie die Schildkröte an ihre Schale; er konnte sie nicht abwerfen, ohne das Leben selbst aufzugeben. Gewissenlos konnte er tausendmal den Eid

*) M. s. St. Petersbourg et la Russie par Mai. Par. 1830. 3 Vol.

brechen, womit er den Polen ihre wohlerworbenen, verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten beschworen hatte; allein er war zu gewissenhaft, die Anmaßungen einer bevorzugten Kaste aufzuheben, welche die heiligsten und unantastbarsten Menschenrechte verletzten! Wer muß nicht erstaunen über die christlichen Gesinnungen des Kaisers Alexander und über seine ächt väterliche Liebe zu seinen Unterthanen!

Ich habe vorhin behauptet, das Streben Alexanders und des von ihm gestifteten heiligen Bundes sey auf Unterdrückung aller freisinnigen Verfassungen und aller Rechte der Völker, auf allgemeine Einführung des unumschränkten monarchischen Prinzips und auf Hemmung aller freien geistigen und sittlichen Entwicklung gerichtet gewesen.

Dieß läßt sich durch Aktenstücke und durch Thatsachen beweisen.

Alexander war bekanntlich nicht allein der Stifter des heiligen Bundes, sondern auch der Haupturheber und Leiter aller der Fürsten- und Ministerkongresse, die seit dem Frieden von Wien so viel Unglück in Europa verbreiteten und den Grund zu allen den politischen Erschütterungen legten, die wir jetzt erleben. In den angstvollen Tagen, wo man noch vor Napoleons Rachesschwert zitterte, hatte man den Völkern große Verheißungen gegeben, um sie anzufeuern, sich gegen den korsischen Tyrannen, wie man ihn nannte, zu waffnen, um ihn zu besiegen, und die wankenden Throne stützen, und die gestürzten wieder aufrichten zu helfen. Man hatte ihnen freie volksvertretende, ihren Bedürfnissen und den Zeit-Umständen angemessene Verfassungen, Freiheit der Presse und der Rede, Freiheit des Handels, Gleichheit aller Staatsbürger vor den Richterstühlen, Aufhebung des, alles Familienglück, allen Wohlstand, alle Sittlichkeit vernichtenden Konskriptionswesens, Erleichterung der Abgaben und Lasten, und manche andere Güter und Rechte zugesichert, auf die sie ohnehin die gerechtesten Ansprüche hatten. Die Völker brachten die größten und kostbarsten Opfer dar, theils aus Liebe für die ihnen an-

gestammten Dynastien, theils auch um der herrlichen Lockspeisen theilhaft zu werden, die man ihnen mit so trügerischen und schmeichelhaften Worten vorhielt. Die herrlichsten, edelsten Männer und Jünlinge verließen freiwillig ihre Gattinnen und Kinder, ihre Eltern und Bräute, und röthteten mit ihrem Blut und bedeckten mit ihren Leichen die Erde. Kaum war aber der große Kampf vollbracht, als man auf dem berühmten Wiener Seelenmarkt — o der schändlichen Politik! — anfieng, mit Menschen wie mit alten Kleidern zu schachern. So viele Seelen bekömmt Der! Und so viele Der! riefen die diplomatischen Trödler, und was der Eine an Seelen zu wenig bekam, das mußte ihm der Andere baar in Geld, oder in guten, von dem großen Monarchen Rothschild ausgefertigten Staatspapieren zugeben. So gieng es mit den Seelen! Wahrlich, wenn man die diplomatischen Seelentrödler so schreien und lärmen hörte, so hätte man glauben mögen, daß lauter Teufel zusammen wären, die sich um Menschenseelen, wie die Juden, um falsche Groschen zankten!

Man theilte die Länder, wie Pflanzungen, voll Sklaven, oder wie Schafhürden voll Schafe; das Unvereinbarliche wurde verbunden, das Unzertrennliche mit Federstrichen zerrissen; nicht die Sitten, die Gebräuche, die Abstammung, nicht die Bedürfnisse, die Wünsche, die Neigungen und Abneigungen der Völker, sondern die Landkarte mußte entscheiden, und despotische Willkühr, Selbstsucht und Herrschgier steckten die Gränzen ab. Alte Völker, stolz auf die Erinnerungen einer großen, herrlichen Vorzeit, hochverdient um die Menschheit, theils durch die Strahlen der Aufklärung und des Lichts, die sie über den ganzen Erdkreis ausgeströmt, theils durch den hochsinnigen Heldenmuth, womit sie Christenthum, Civilisation und Freiheit gegen den barbarischen Despotismus des Orients und des Nordens geschirmt hatten, sahen ihre Vaterländer getheilt und zerstückelt und unter Scepter dahingegeben, die ihnen fremd und verhaßt wären! So trug denn Alexander, der Weltbeglücker, der Obervormund der europäischen Menschheit, der erhabene

Stifter des heiligen Bundes einen Theil vom Herzogthum Warschau, das nach Napoleons Absichten, der Kern einer künftig wiederauferstehenden Republik werden sollte, unter dem Namen eines Königreichs Polen als Beute davon. Andere bekamen Anderes! Das war schon die Erfüllung von Alexanders Verheißungen: es sey ein heiliger Krieg, bloß für die Selbstständigkeit und Freiheit der Fürsten und Völker, und nicht darauf abgesehen, Länder zu erobern.

Von allen den großen Verheißungen aber, die man den Nationen gegeben hatte, wurde gar nichts erfüllt. Sie hatten keine Sprecher für sich auf der großen Menschen- und Quadratmeilenmesse, denn selbst die meisten ihrer freisinnigsten Wortführer, die sich in Schriften vernehmen ließen, taumelten noch immer von ihrem Rausche über den Triumpheinzug, den die „erhabenen Verbündeten" an der Spitze ihrer Heere in Frankreichs Hauptstadt gehalten hatten; noch immer setzten sie ihre gehässigen Schmähungen gegen die Franzosen fort, die es nun durchaus entgelten sollten, daß Deutschland unter das „tyrannische Joch des korsischen Usurpators" gerathen war, welches doch offenbar bloß der Unfähigkeit, der Unbesonnenheit, der Schlechtigkeit ihrer Regenten, Minister und Feldherren zur Last fiel. Noch immer konnten jene liberal seyn wollenden Schriftsteller nicht genug jubeln und frohlocken über den Sieg, den man über den „räuberischen Despoten" errungen hatte; sie bedachten und wußten nicht, daß Ein Despot zwar besiegt sey, daß aber der Despotismus noch lebte, und daß der Eine viele Nachfolger hatte!

Der Seelenschacher dauerte fort, als der Markt schon beendigt war, und es ward Einem recht bang und schwül ums Herz, wenn man las: dieses oder jenes Herzogthum mit hundert oder zweimalhunderttausend Seelen sey gegen zwei Fürstenthümer mit hunderttausend Seelen, unter der Bedingung einer Zugabe von fünfmalhunderttausend Gulden vertauscht werden. Wahrlich, man hätte denken mögen, daß Seine Durchlaucht, der berüchtigte Seelenjude von Hessenkassel, vom

Tode erwacht sey, und wieder Seelen an die Engländer oder gar an den Teufel verschacherte.

Die Fürsten einiger Länder hielten freilich ehrlich und treu, was sie den Völkerschaften verheissen hatten. Sie gestanden den Letztern freisinnige Verfassungen, Preßfreiheit, Handelsfreiheit, kurz alles Mögliche zu, was man sich wünschen konnte. Sie schränkten ihre Hofhaltungen und ihren Militärbestand ein, oder schafften den Letztern auch ganz ab, wie der vortreffliche Großherzog Karl August von Weimar, dem man gerne ein Kaiserthum oder Königreich gewünscht hätte.

Auch Kaiser Alexander gab, wie wir wissen, dem neuen Königreiche Polen eine freisinnige Verfassung; allein der Meineidige hielt nichts von Allem, was er so heilig beschworen hatte, denn ihm war nichts weiter heilig, als sein heiliger Bund und sein angebliches, von Gott ihm ertheiltes Selbstherrscherrecht.

Alexander dachte: Ich will zum Scheine meinem Versprechen genügen und den Polen eine stellvertretende Verfassung geben. Hiedurch werde ich nicht bloß ihre Gemüther an mich fesseln, sondern auch die Herzen derer mir zuwenden, die in den österreichischpolnischen und preußischpolnischen Provinzen sind, und dann soll es mir bei Gelegenheit sehr leicht werden, auch jene Landestheile mit meinem Polen zu vereinigen. Der Name seines Vaterlandes ist jedem Polen ein lockender Zauberklang, ein wahres Sirenenlied; wenn er nur sagen darf: ich bin ein Pole, wenn er nur eine Verfassungsurkunde und einen Reichstag hat, dann ist er schon zufrieden. Ob das, was in der Verfassungs-Urkunde geschrieben steht und ihm beschworen ist, gehalten wird, und ob sein Reichstag sprechen darf oder nicht, das ist ihm gleichgültig. Ei nun, ich gebe und beschwöre den Polen, des Spaßes wegen, eine Verfassung, lege ihrem Reichstage ewiges Stillschweigen auf, oder mache meine polnischen Kammerherren und Beamten, die von mir abhängen, zu Senatoren und Landboten, damit sie

reden, aber bloß so reden, wie ich will; dann bin ich eben so unumschränkter Selbstherrscher in Polen, wie in Rußland. Die konstitutionellen Formen sind mir freilich ein Aerger, allein ich kann sie ja zertrümmern, so bald ich ihrer zu meinen Zwecken nicht weiter bedarf.

So dachte Alexander, oder er handelte doch ganz auf die Weise, als ob er so dachte! Allein er hatte sich mächtig geirrt. Die Nation war mündig geworden, und wollte sich nicht durch leeres Gaukelspiel und Blendwerk von ihm täuschen lassen. Unter den Senatoren und Landboten waren viele Männer voll glühender Vaterlandsliebe, voll Muth und Geist, die sich so leicht kein ewiges Stillschweigen auflegen ließen, und die, als sie endlich schweigen mußten, Ansehen und Einfluß genug hatten, im Stillen kräftig gegen ihn zu wirken. Wir haben schon früher gesehen, wie er sich bereits seit dem Jahre 1815 in Polen als Feind aller freisinnigen Verfassungen bewies, obgleich er immer das Wort Konstitution auf der Zunge hatte; wie er schon 1815 eine geheime Polizei einführte; wie er späterhin die Freiheit der Presse und die Oeffentlichkeit der Reichstagssitzungen aufhob und wie er überhaupt mit raschen Schritten seinem Ziel zueilte, alle Freiheit, alle Menschenrechte zu unterdrücken und einen ächt orientalischen schrankenlosen Despotismus einzuführen. Die anscheinend liberalen Gesinnungen, die er hin und wieder, besonders in Deutschland und Frankreich äusserte, waren, wie seine Religiosität, die er in seiner heiligen Bundesurkunde zur Schau trug, bloß erheuchelt; er war von ganzem Herzen Despot, und das war kein Wunder, bei der Schule, in welcher er aufgewachsen war. Er täuschte Manchen durch sein einnehmendes Aeusseres und durch seine eleganten Formen; allein es war nichts Wahres an ihm, Alles eitel Trug.

Theils aus Haß gegen die freisinnigen Verfassungen und gegen die Preßfreiheit, welche seinem unbeschränkten Despotismus gefährlich werden konnten, theils aus Herrschsucht und Ehrgeiz, um sich die Obervormundschaft über ganz Europa

zu verschaffen, bestanden er und seine Anhänger auf allen Kongressen darauf, daß unter den Völkern eine revolutionäre, auf den Umsturz aller Monarchien gerichtete Stimmung herrsche; daß man ihnen daher die verheissenen zeitgemäßen Verfassungen und die Preßfreiheit nicht gewähren könne, weil durch Beides die Gährung noch mehr aufgeregt würde; daß man die bereits eingeführten Verfassungen entweder und wo möglich aufheben oder doch beschränken müsse, um die Throne zu sichern; so mußten sich gerade diejenigen Völker verlästern lassen, welche gerade für die Throne die größten und kostbarsten Opfer gebracht, und die erfolgreichsten Anstrengungen, mit Gefahr ihrer gänzlichen Vernichtung gewagt hatten!

In Gemäßheit dieser Behauptungen ward in einigen Ländern die Erfüllung der, so feierlich ertheilten Verfassungen theils gänzlich verweigert, theils bis auf andere Zeiten hinausgeschoben; in andern Staaten, wo die Fürsten wirklich schon den Völkern zeitgemäße Verfassungen und Preßfreiheit zugestanden hatten, mußten dieselben auf Alexanders Verlangen, entweder ganz aufgehoben, oder auf das Aeußerste beschränkt werden. Ueberall hatte der argwöhnische Despot seine Spione, die ihm über die Stimmung der Nationen Bericht erstatten mußten, und Kotzebue, ein geborner Deutscher, der sich bloß zu diesem Zweck in dem Mittelpunkt seines Vaterlandes einnistete, büßte für den Verrath desselben mit dem Tode.

Durch alle jene Ungerechtigkeiten, die man gegen die Deutschen gerade zu einer Zeit begieng, wo man ihnen die größte Dankbarkeit hätte beweisen sollen, wurden sie erbittert, allein ihr Zorn traf besonders den Kaiser Alexander, den man für den Urheber und Hauptanstifter der Umtriebe der Fürsten gegen die Rechte der Völker hielt, und gewiß würden die Deutschen mit dem herzlichen Antheil, den sie an Polen nehmen, nicht zugleich so laut ihren glühenden Haß gegen Rußland und gegen Alles, was Russisch ist, äussern, wenn nicht der Kaiser Alexander sich auf eine so unwürdige Weise in ihre innern Angelegenheiten eingemischt hätte.

Dieser allgemein so laut sich aussprechende Unwille der Deutschen gegen Rußland, der durch das unmenschliche Verfahren gegen die Polen, die Lithauer und die übrigen Insurgenten bei sehr vielen Deutschen auf den höchsten Grad gesteigert ist, läßt mit Sicherheit voraussehen, daß, wenn auch wirklich der Selbstherrscher des Nordens obsiegen und seine Waffen, wie er gedrohet hat, gegen Frankreich, Belgien, Braunschweig, Hessen und die konstitutionellen Staaten Deutschlands kehren sollte, alle deutschen Völkerschaften, ihre Fürsten mögen wollen oder nicht, sich erheben, und daß von fünfmalhunderttausend Mann Russen keine fünf bis an den Rhein kommen werden.

Was wollen die Völker, frägt man, wenn die Regenten und die Kabinette nicht wollen? In jenem Fall werden nicht die Regenten und die Kabinette, sondern die Kanonen und die Bajonette entscheiden! Man wird dem Willen der Völker und der Kriegsheere schon nachgeben müssen!

Die Völker sind nicht allein mündig geworden, sondern die Fürsten haben sie auch wehrhaft gemacht. So viel Blutströme die beiden letzten Kriege gegen Frankreich den Nationen auch kosteten, so hatten sie doch unendliche Vortheile für sie. Sie lernten ihre Kräfte kennen und gebrauchen. Die ungeheuren Massen, die man einander gegenüber stellte, und wozu man fast alle junge Mannschaft zog, wurden in den Waffen geübt und durch das überall herrschende Militärsystem dauert diese Uebung bei der heranreifenden Jugend fort. Die meisten Edelleute, Bürger und Bauern in fast ganz Deutschland sind Soldaten gewesen oder sind es auch noch. Sie werden folglich die Waffen eben so gut zur Vertheidigung ihrer Rechte und der Rechte der Menschheit überhaupt zu führen wissen, wie ihre Väter sie für monarchische Willkühr führten. Durch die ungeheure Vergrößerung der stehenden Heere, welche die unumschränkten Monarchen für die Sicherheit ihrer Throne so unentbehrlich finden, haben sie selbst dem Absolutismus eine Grube gegraben. Die Staaten sind von

einer Menge Menschen bewohnt, die Kanonen, Säbel und Musketen eben so gut zu gebrauchen verstehen, und für Weib und Kind, für Freiheit, Ehre und Eigenthum, so wie für die heiligsten Rechte der Völker gewiß muthvoller streiten würden, wie die Söldner des nordischen Despoten für dessen unersättliche Rach- und Herrschgier. In einem Lande, wo fast jeder Bürger und Bauer Krieger ist oder war; wo Jeder sich immer bereit hält, die wenigen Rechte und Freiheiten, die man ihm gelassen hat, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, und das, was man ihm auf das Feierlichste verheissen und bis dahin verweigert hat, auf gleiche Weise, wie dieß bereits in Braunschweig und Hessen geschehen ist, zu fordern, in einem solchen Lande steht das unumschränkte Monarchenthum am Abgrunde; da kann es die Stunde seines Unterganges nur dadurch verzögern, daß es freundlich dem Liberalismus die Hand reicht; zumal in einer so tiefbewegten Zeit, wie die jetzige, wo überall ein, dem Despotismus widersprechendes, politisches Ideenreich waltet, das auf Vernunft und Geschichte sich gründet und durch beide gerechtfertigt wird.

Unter diesen Umständen läßt sich also mit sehr großer Sicherheit voraussehen, daß der moskowitische Czar, wenn er wirklich in Polen obsiegen sollte und seine Heere gegen Frankreich, Belgien und die vorhin genannten deutschen Staaten durch Deutschland senden wollte, einen weit furchtbarern Kampf zu bestehen haben würde, als in Polen, einen Kampf, der sehr leicht mit dem Umsturz und der gänzlichen Vernichtung seines und anderer absoluten Throne endigen könnte. Krieger und Nichtkrieger würden sich dem Durchgange der Russen widersetzen, und wenn ihre Fürsten mit dem Selbstherrscher auch im höchsten Grade einverstanden wären. Die deutschen Kriegsheere voll Bewunderung für den Heldenmuth der Polen, voll der innigsten Theilnahme an ihrem Schicksale, voll Haß gegen Rußland, dessen Selbstherrscher Alexander es war, der die Erfüllung aller der großen und schönen

Verheissungen vereitelte, wofür sie Blut und Leben eingesetzt und die kostbarsten Opfer gebracht hatten, würden sich schnell mit den Völkern vereinigen; denn glaubt ja nicht, daß ächte deutsche Krieger sich noch in einem solchen Zustande von Rohheit befinden, daß sie auf ihre Väter, ihre Brüder, ihre Mitbürger schießen sollten; das thut nur verworfener, sklavischer Abschaum. Der deutsche Soldat weiß recht gut, daß er kein Sohn, kein Bruder, kein Verwandter der absoluten Monarchen ist; daß nicht die Fürsten, sondern daß die Völker es sind, von deren schwerem Erwerbe er besoldet wird; er weiß ferner, daß er nicht Soldat ist, um das Vaterland und das Volk zu verderben, sondern um Beide gegen Angriffe auswärtiger Feinde zu schützen; daß freisinnige und konstitutionelle Verfassungen für ihn eben so beglückend sind, wie für den Bürger und für den Bauern, zu dessen Gewerben er nach vollendeter Dienstzeit, gleichfalls zurückkehrt; daß daß das Sklavenjoch des Despotismus ihn eben so hart drücken würde, als seine Mitbürger, die nicht Soldaten sind, und endlich, daß von den nordischen Barbaren weder Heil, noch Glück zu erwarten steht! Man frage tausend deutsche Krieger: Gegen wen möchtet Ihr am Liebsten marschiren? Gegen Frankreich oder gegen Rußland? So wird Alles einstimmig rufen: Gegen Rußland, den Polen zu Hülfe! Kaum Einer wird sagen: Gegen Frankreich! Und erkundigt man sich bei seinen Kameraden nach ihm, so werden alle bezeugen: daß er entweder ein Dummkopf oder ein Schurke ist.

Außer den vorhin erwähnten wohlthätigen Folgen brachte der Krieg von 1815 den deutschen Völkerschaften wenig Heil, denn bloß auf die Bekämpfung Napoleons und die Wiederherstellung jener schlechten, verworfenen Bourbons, die keinen Tropfen Menschenblut werth sind, war es abgesehen. Handel und Gewerbe waren zu Grunde gerichtet oder schmachteten unter dem Druck unerschwinglicher Abgaben und schmählicher Beschränkungen. Die Reichsstädte, die Bewahrerinnen

altdeutscher Rechtlichkeit, die Pflegemütter des Wohlstandes, der Handlung und der Künste hatten schon längst im Lüneviller Frieden ihre Unabhängigkeit verloren, und waren größtentheils unter den Flügeln der Adler, der Greifen und ähnlicher Vögel zu Armuth und Nahrungslosigkeit hinabgesunken. Nur vier von ihnen hatten nach Napoleons Sturz das Glück, als selbstständige Staaten wieder auftreten zu dürfen. Allein die goldenen Zeiten, wo diese Städte eine so glänzende Rolle spielten, waren vorüber. Mauth- und Zollsysteme lähmten in noch höherem Grade, als im Mittelalter die Raub- und Diebssysteme der alten Ritter und Wegelagerer, welche die Kaufleute und Reisenden plünderten und brandschatzten, allen merkantilischen Verkehr. Auf den Landstraßen und Märkten fehlte es nicht an Soldaten, an Zolldienern, an Landjägern; aber desto mehr an Frachtwagen, an Kaufleuten und Reisenden. Drei Dutzend Monarchen und einige darüber hatten sich in Deutschland getheilt, und auch die kleinsten unter ihnen, deren Gebiete kaum den zehnten Theil so groß waren, wie die Zaunkönigreiche der Heviter und Hethiter, hatten ihre besondern Handelssperren, ihre stehenden Heere, ihren kostbaren Hofstaat, um die erschöpfte Nation auf das Aeußerste zu bringen. Die Franzosen mußten große Kriegssteuern bezahlen, und die deutschen Bürger und Bauern, welche die meisten Kriegsschäden erlitten und ihre Söhne für Freiheit und Vaterland (lieber Gott!) in den Tod geschickt hatten, bekamen nichts davon! Die kostbare deutsche Bundestagsversammlung schrieb viel Protokolle und hielt lange Hundstagsferien; allein so wenig die hessischen Domänenkäufer, als späterhin die braunschweigischen Staatsbürger, konnten etwas mehr, als bloße Mandate erlangen, denen diejenigen, an die sie gerichtet waren, den Gehorsam versagten. Desto eifriger und schneller verfuhr man, wenn Bücher- und Zeitungsverbote zu erlassen oder eine Demagogenjagd anzustellen war!!!

Die deutschen Fürsten hatten ihren Völkern stellvertretende

Verfassungen gelobt und einige hielten wirklich Wort. Besonders edel bewies sich in dieser Hinsicht der verstorbene Großherzog von Sachsen-Weimar, der seinem Lande eine vortreffliche Konstitution gab, in welcher Freiheit der Presse als Staatsgrundgesetz aufgestellt war. Allein was half das? Sand spielte die Rolle des Bären in der Fabel, der eine Mücke auf der Wange seines Herrn tödten wollte, und ihn selbst erschlug. Kotzebue's Ermordung war der herrliche Vorwand, die Preßfreiheit, die bereits in mehreren Verfassungsurkunden den Völkern zugesichert war, durch einen Bundestagsbeschluß, der am 20. September 1819 erlassen wurde, aufzuheben, weil die Abgeordneten der Vorsehung die ganze deutsche Nation und besonders fast alle Jünglinge einer revolutionären Stimmung beschuldigten, und vorgaben, eine allgemeine, weitverzweigte Verschwörung entdeckt zu haben. So wurden die, den Deutschen auf das Feierlichste gelobten und eidlich beschwornen Rechte plötzlich auf Alexanders Antrieb von derselben Behörde vernichtet, die über die Aufrechthaltung dieser Rechte wachen sollte.

In Folge jener Beschuldigungen ward bekanntlich eine große Demagogenhetze à la Konstantin oder Nikolaus angestellt, allein, wie bei den meisten Parforcejagden, gieng auch hier manches Stück Wild durch die Lappen, und manches ließ man wieder laufen, weil man es auf keinem Scheiterhaufen braten konnte, da es nicht zu den Verschwornen gehörte, und folglich ungenießbar war.

Ausser Sachsen-Weimar gaben noch mehrere Regierungen, namentlich Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt u. s. w. in verschiedenen Zwischenräumen von Zeit, den Worten nach zum Theil sehr gute Verfassungen, die aber auf Andringen der Abgeordneten der Vorsehung auf das Aeusserste beschränkt wurden, und nie ihrem ganzen Umfange nach in Wirksamkeit treten durften, damit ja die benachbarten absoluten Monarchien und der Czarenthron in Petersburg keinen

Schiffbruch leiden möchten. Ja, in einigen Ländern, wo man Konstitutionen gab, scheinen dieselben noch in diesem Augenblick bloße Formen von Gesetzmäßigkeit zu seyn, unter denen man das Unrecht zu verstecken sucht, denn bei der Menge der Beamten und anderer, von dem Regenten abhängiger Personen, die als Volksvertreter zugelassen werden müssen, kann es nur Selten dem letztern fehlschlagen, seine Absichten, und wären sie noch so ungerecht, zu erreichen.

In einigen kleinen Ländern hat man erst neuerdings den Staatsbürgern sogenannte stellvertretende Verfassungen gegeben, die aber wahre Gaukelspiele sind, bei denen kein Vernünftiger weiß, was er von dem Verstande derer, von denen sie ausgiengen, denken soll. Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der es, wenn auch nicht an Weisheit, Reichthum und Macht, doch in Hinsicht der Menge seiner Kebsweiber mit dem Könige Salomo aufnehmen kann, ertheilte seinem Völkchen huldreichst eine Verfassungsurkunde, wornach die Volksvertreter männlichen Geschlechts seyn, in Hinsicht der, von dem Regenten aufzulegenden Steuern und Abgaben kein Verweigerungsrecht, sondern bloß eine Verbindlichkeit zur Bewilligung derselben haben, und in die Gesetzgebung nichts einreden sollten. Ein anderer Duodezmonarch, der Fürst von Lichtenstein, machte den Ständen seines Zaunkönigreichs es zur Pflicht, sich „auf ihren Landtägen still, friedlich, ruhig und anständig zu betragen.“

In mehreren größern deutschen Staaten, wie in den Königreichen Sachsen und Hanover, in Churhessen, Mecklenburg, Sachsen-Altenburg, Holstein u. s. w. behielt man nach dem Wiener Kongreß die alten aristokratisch-ständischen Feudalverfassungen, die fast noch schlechter, als gar keine sind, bei, oder stellte sie, wo sie etwa abgeschafft waren, wieder her, und damit glaubte man den Bedürfnissen der Völker und den ihnen ertheilten Zusagen in Betreff der stellvertretenden Verfassungen vollkommen Genüge zu leisten.

Von dem, was die beiden größten Staaten Deutschlands, Oesterreich und Preussen, in dieser Hinsicht nach dem Wiener Kongreß gethan haben, sagen wir nichts; die Verhältnisse sind bekannt.

In dem 13. Artikel der Wiener Bundesakte vom 20. Mai 1815, war den Deutschen zugesichert worden, daß in allen Ländern stellvertretende Verfassungen eingeführt werden sollten. Wahrscheinlich hätte man dergleichen nicht verheissen, wenn man nicht gerade in jenem Augenblick die Hülfe der Völker gegen den „korsischen Tyrannen", wie die unsrigen ihn sehr scharf unterscheidend nannten, der von Elba glücklich in Frankreich angelangt und in Paris eingetroffen war, zur zweiten Wiederherstellung der nach Genf entlaufenen Bourbons bedurft hätte. Man mußte also neue Versprechen und Zusicherungen ertheilen, um die Völker zu neuen Opfern und Anstrengungen aufzureizen. Man erkannte und fühlte überall die Unentbehrlichkeit solcher Verfassungen, wodurch jedem seine Rechte gegen despotische Willkühr, gegen aristokratische Bedrückungen und gegen die Plackereien und Ungerechtigkeiten der Beamten gesichert, und Wohlstand und Glück befördert würden. Man sah ein, daß ohne solche, dem Höhenpunkte der Civilisation und den Bedürfnissen der Zeit angemessene Einrichtungen die Elemente des Volkslebens nie sich gehörig entwickeln können, und laut forderten die Völker, daß man jetzt in den Zeiten des Friedens halten sollte, was man in den Zeiten des Krieges und in den Augenblicken der Angst und Noth versprochen hatte.

Solche Sprache dünkte den Abgeordneten der Vorsehung, und ihren Unterabgeordneten höchst empörerisch und die Throne bedrohend. Sie jammerten und tobten auf ihren Kongressen gegen den Geist des Bösen, gegen den Geist der Zeit, und ein evangelischer Bischof versuchte sogar mit einer ungeheuren Menge von Sprachschnitzern ihn zu verbannen. Durch die elendesten Wortklaubereien wollte man den Deutschen die Erfüllung der schönen Verheissungen strei-

tig machen, denn Alexander und der heilige Bund wollten den Völkern durchaus keine freisinnigen Konstitutionen und Rechte zugestehen, wodurch das Monarchenthum nur im Mindesten beschränkt werden konnte.

Es ist wahr, daß die Nation sich in einer sehr gespannten Stimmung befand! Sie war aus einer heftig bewegten Zeit, aus einem verzweiflungsvollen Kampfe herausgetreten, und harrte voll Sehnsucht aller der Herrlichkeiten, die da kommen sollten und nicht kommen wollten, obgleich man sie ihr auf das Heiligste gelobt hatte, und sie ihr im höchsten Grade unentbehrlich waren. Alte und Junge waren auf das Lebhafteste von ihren vaterländischen Gefühlen ergriffen, und es war ganz natürlich, daß die künftige politische Gestaltung Deutschlands der liebste Gegenstand der Unterhaltung aller Leute war, die Vermögen, Gesundheit und Leben für das Glück, die Freiheit und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes gewagt hatten, und an dessen Wohl und Wehe den innigsten Antheil nahmen. Eben so natürlich war es, daß die Wünsche in Hinsicht der Zukunft sehr verschieden seyn mußten, und daß besonders phantasiereiche Jünglinge aus den gebildetern Ständen mancherlei jugendliche Plane für die Bildung der deutschen Verfassungen besprachen. Einige wünschten einen Kaiser mit allen großen und kleinen geistlichen und weltlichen Potentaten und freien Städten des heiligen römischen Reiches. Andere hätten gerne eine einzige und untheilbare Republik, noch Andere, und vielleicht die Mehrzahl, eine oder mehrere konstitutionelle Monarchien aus Deutschland sich bilden sehen, und Viele hätten mit Vergnügen ein einziges, unbeschränktes Königreich aus dem geliebten Germanien gemacht. Manche wünschten dagegen einen Bund von lauter demokratischen Freistaaten, wie Nordamerika; Manche wiederum lauter aristokratische Republiken, wie die musterhaften Aristokratien Venedig und Genua gewesen sind, und wie Bern, Luzern, Basel und Freiburg waren oder vielleicht — noch sind. Einige sehnten sich nach dem romantischen Mittelalter voll

Fehden, Ritterburgen, Klöster, Pfaffen und Mönche; und Andere hätten mit Freuden auf alle Annehmlichkeiten der Civilisation und selbst auf Minne und Minnelieder verzichtet, um in die Zeiten Hermanns zurück zu kehren, und rohe Wurzeln und Eicheln zu essen. So waren, nach Maßgabe der Bildung und Erziehung, der physischen und geistigen Bedürfnisse, des Charakters und der größern oder geringern Lebhaftigkeit der Phantasie, die Traumgebilde der jungen Leute sehr verschieden; es herrschte nichts Uebereinstimmendes, nichts, was auch nur einen gewöhnlichen Dorfschulzen, der keine feige Memme ist, die mindeste Furcht hätte einflößen können, und daher hätte man nicht nöthig gehabt, sich ihretwegen so große Sorge zu machen, so viele von ihnen einkerkern zu lassen, und Manchem sein ganzes künftiges Fortkommen zu vernichten. Aber als Sand den russischen Spion Kotzebue, den Verräther seines Vaterlandes, erstochen und einen schwarzen altdeutschen Rock angehabt hatte, da sollten plötzlich alle Jünglinge, die schwarze, altdeutsche Röcke trugen, Meuchelmörder seyn, und der elende Ludolf Beckedorf klagte die ganze deutsche Jugend als des Meuchelmordes und des Hochverraths schuldig, an, und empfieng für seine Schandschrift eine goldene Denkmünze.

Ernster und bedenklicher war die Stimmung der Leute von reiferm Alter. Sie hatten ganz den Druck der Zeiten gefühlt und fühlten ihn jetzt mehr, als jemals! Sie hatten über den Werth der Güter, die man ihnen in den Zeiten der Noth so feierlich versprochen hatte, nachgedacht, und erkannten auf das Lebhafteste, daß ohne dieselben an kein Glück, an keinen Wohlstand, an keine Sicherheit der Rechte, an keine geistige und sittliche Veredlung zu denken sey; daß von Jahr zu Jahr Nahrungslosigkeit, Armuth und Entsittlichung höher [illegible] würden: daß man, wenn der Zustand so fortdauerte, in kurzer Zeit wieder in Jammer und Elend, in Knechtschaft und Schande versinken müßte; daß man durch alle Leichen, durch alle Ströme von Blut, womit Deutsch-

lands und Frankreichs Fluren bedeckt worden, nichts für das Heil der Menschheit und für die Freiheit der Völker, Alles nur für die Fürsten und ihre Minister errungen hatte, und daß Zwingherrn- und Pfaffenthum giftiger und wüthender, als jemals, ihre Basiliskenhäupter emporhoben.

Mehrere Fürsten Deutschlands, aber nicht Alle, denn Manche hielten als biedere, edle Regenten und als Männer von Ehre und Redlichkeit ihr Wort, hatten einen vortrefflichen Tausch gemacht oder waren doch gewilligt, ihn zu machen. Statt der freien, volksvertretenden Verfassungen hatte man entweder veraltete aristokratische Ständeversammlungen beibehalten oder eingeführt, durch welche bloß bevorzügte Kasten und Familien vertreten, die Mehrheit des Volks aber zertreten wurde, indem jene sogenannten Stände bloß für das Beste ihrer Kasten und ihrer Angehörigen sprachen, und alle öffentlichen Lasten auf die nicht bevorzugten Volksklassen wälzten; oder man hatte Provinzialversammlungen zugestanden, die nichts weiter zu thun hatten, als die drückenden Steuern und Abgaben zu repartiren, die man den armen Bürgern und Bauern auferlegte. In manchen Ländern führte man sogar nicht einmal einen Schatten von stellvertretender Verfassung ein, und das war wenigstens ehrlicher und besser, als manches andere Gaukelspiel, womit man die getäuschten Landeseinwohner zu foppen und äffen suchte, und wodurch die öffentlichen Abgaben und Kosten nur vermehrt wurden. Statt der Freiheit der Presse und der Rede ordnete man, wo sie nicht schon vorhanden waren, strenge Censuren, geheime Polizeien und politische Inquisitionen an. Auch an Gesetzen, besonders an Steuer-, Stempel-, Abgaben-, so wie an polizeilichen und andern Strafverordnungen und an Zoll- und Mauthtarifen ließ man es keineswegs fehlen; nur die Gerechtigkeit blieb, ungeachtet der reichbesoldeten Pfleger und Priester, die sie hatte, hin und wieder etwas selten, und wo man sie wirklich noch fand, da mußte man oft zehnmal mehr dafür zahlen, als sie werth war. Eben so wenig mangelte

es an den meisten Orten an großen Gehalten für Hof- und Staatsbeamte und Staatsdiener, und an starken Pensionen für sie, wenn sie alt, krank, unfähig oder — faul wurden; allein die armen Bürger und Bauern mußten die großen Gehalte und Pensionen zahlen, und ihnen gab Niemand einen Kreuzer, wenn sie alt, krank, und unfähig wurden, oder sich ein wenig auf die faule Seite legen wollten. „Gerne," sprachen sie, „gerne geben wir das Geld her, wovon Gerichts- und andere Beamte besoldet werden. Die Männer sind unentbehrlich und müssen anständig und sorgenfrei leben, damit sie mit Freudigkeit ihre Geschäfte verrichten können, und nicht in die Versuchung kommen, sich bestechen zu lassen oder schändliche Unterschleife zu machen. Sie müssen so viel haben, daß sie ohne Kummer wegen des künftigen Schicksals ihrer Gattinnen und Kinder, dem Tode entgegen sehen können, und für die Wittwen und Waisen derer, die dem Staat ihre Zeit, ihre Gesundheit und ihre Kräfte geopfert haben, muß nicht allein nothdürftig, sondern reichlich gesorgt werden; das erfordert die Würde sowohl des Fürsten, als des Staats. Aber man sollte die Menge der Bedienungen vereinfachen! Wozu dàs zahllose Heer von Kalligraphen, die bloß mit den Fingern, und nichts mit dem Kopfe arbeiten können? Man schaffe zwei Drittheile von dem hochmüthigen Federvieh ab, und lasse die Herren, die denken und diktiren, auch etwas schreiben. Sollten sie sich wirklich die Finger ein wenig mit Tinte beschmutzen, so giebt es ja Seife genug, um sie wieder zu waschen.

Statt des freien Handelsverkehrs gab es Mauthen und Zölle, und dazu ein Heer von Zoll- und Mauthbeamten, von Gränzjägern, Spionen und Aufpassern, die oft mehr oder eben so viel kosteten, als die Mauthen und Zölle eintrugen. Sehr wahr sagte daher (im Jahre 1819) der provisorische Vorstand des Handelsvereins Schnell in Nürnberg in einer Vorstellung an den deutschen Bundestag: „Während sogar

die Türken dem Handelsverkehr in den Marken ihres Landes freien Spielraum geben, steht der Deutsche dem Deutschen in seiner Heimath feindlich gegenüber. Unsere Straßen sind durch Zoll-Schlagbäume versperrt, unsere Flüsse durch Stapelrechte, durch See- und Wasserzölle unfahrbar gemacht. Der Ruin der Einzelnen ist nothwendig auch der Ruin der Regierungen, und aus dieser trüben Quelle muß unfehlbar der Bankerott aller deutschen Finanzen hervorgehen. Vereinigter Wille und vereinigte Kräfte der deutschen Fürsten können allein die furchtbare Katastrophe abwehren."

Allein was konnten dergleichen Vorstellungen bei dem Bundestage fruchten? Er sahe freilich das Uebel wohl ein, allein wie sollte er demselben abhelfen? Konnte er doch den hessischen Domänenkäufern mit allen seinen Mandaten gegen den einzigen Kurfürsten, und den Braunschweigern gegen den Herzog Karl nicht zu ihrem Rechte verhelfen; wie sollte er denn gegen alle Fürsten Deutschlands durchgreifen, von denen ein Jeder in seinem Lande, und wenn es kaum eine geviertе Meile groß war, sein besonderes Mauthsystem und seine Binnenzölle hatte, und sich für Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr seine Abgaben bezahlen ließ. Der Bundestag hatte wohl die Kraft, auf Verlangen des heiligen Bundes, dessen Organ er war, die Preßfreiheit zu vernichten, einen allgemeinen Preßzwang einzuführen, Bannstrahlen gegen Professoren und Studenten zu schleudern, und ein allgemeines politisches Inquisitionstribunal anzuordnen, allein es fehlte ihm immer die Kraft und die Unabhängigkeit, selbst bei dem besten Willen wesentlich zum Wohl des Ganzen beizutragen, und die Rechte jedes Einzelnen zu schirmen. Hätte man ihm diese verleihen wollen, so hätte man ein beträchtliches Kriegsheer zu seiner Verfügung stellen müssen, um auf seinen unmittelbaren Befehl seine Verfügungen zu vollziehen; jedes Bundesmitglied, und selbst das mächtigste, hätte sich verpflichten müssen, sich dieser Vollziehung auf keine Weise zu widersetzen, und die Mitglieder der Bundestagsversamm-

lung hätten durchaus unabhängig von den Regenten seyn müssen. Vor allem aber hätte auch die Nation bei dem Bundestage ihre, von ihr selbst gewählten Stellvertreter haben müssen, ohne deren Genehmigung kein Bundestagsbeschluß hätte Gültigkeit und Gesetzeskraft erlangen können, und die selbst an der Gesetzgebung einen thätigen Antheil hätten nehmen müssen. Nur auf solche Weise organisirt, würde eine Bundestagsversammlung heilsam und nützlich sowohl für die Nation, wie für ihre Regenten geworden seyn. Jetzt haben die Letztern bloß ihre, von ihnen abhängenden Gesandten am Bundestage, die Nation aber muß sich Alles geduldig gefallen lassen, was diese zu ihrem Wohl oder zu ihrem — Weh beschließen, und dieses ist bei Weitem das Meiste.

Doch — der deutsche Bund ist eine Kugel von Quecksilber, die sammt ihrem Bundestage in tausend Theile auseinander fliegt, sobald man sie von aussen nur mit einem Finger berühret. Dieß läßt sich leider, schon jetzt aus allen Umständen vorhersehen! Mochte auch die alte, viel und oft mit Unrecht bespöttelte Reichsverfassung so viele Gebrechen haben, wie sie wollte, sie hatte doch einen Knoten — einen Kaiser, wollt' ich sagen — durch den sie zusammen gehalten wurde.

Das Prädikat der Heiligkeit, welches das kaiserlich-königliche Triumvirat sich beigelegt hatte, und die süßliche, frömmelnde, mystische Sprache, in welcher die Bundesurkunde abgefaßt war, konnte jetzt keinen Besonnenen täuschen, der nur einen Blick auf die Geschichte warf, und dem das fortwährende Streben Rußlands, sich gegen den Westen und Süden von Europa hin zu vergrößern, bekannt war. Daß die beiden andern Mächte sich sogleich dem russischen Monarchen angeschlossen hatten, war bei ihren persönlichen Verhältnissen sehr natürlich; sie handelten hier nach demselben System, nach welchem sie früher bei der Theilung Polens verfuhren; da sie dem Kaiser Alexander unmöglich die Ehre überlas-

sen konnten, der einzige Obervormund des europäischen Festlandes zu seyn. Die übrigen Mächte, welche späterhin dem Bunde beitraten, erscheinen, mit Ausschluß von Frankreich, dessen ultraroyalistische Gesandten fast immer zu Allem ihre Zustimmung gaben, als bloße Untergottheiten, die weder Sitz noch Stimme im Rath der Obergötter hatten. Der Prinz-Regent, nachmalige König Georg IV., konnte zwar, wegen der Verfassung des britischen Reichs die Bundesurkunde nicht unterzeichnen, indessen schloß er sich doch gewissermaßen als Ehrenmitglied an, und führte durch seine Gesandten auf den Kongressen eine sehr entscheidende, oft gebieterische Stimme, die nicht immer dem Besten der Völker zuträglich und um so auffallender war, da sie von dem Oberhaupte eines freien und konstitutionellen Staats herrührte.

Rußland, Oesterreich und Preußen, welche Polen gevierrheilt und Sachsen zerrissen hatten, versicherten in der Urkunde, daß der Zweck ihres heiligen Bündnisses sey: „Religion, Frieden und Gerechtigkeit" zu beschützen. Hiedurch sprach man deutlich aus und zeigte es auch später durch Handlungen, daß man eine oberste Gerichtspflege in Hinsicht der übrigen Regenten und Völker ausüben wollte, und wir werden in der Folge sehen, auf welche Weise und nach welchen Grundsätzen diese oberste Gerichtsbarkeit besorgt ward. Indessen fragte man doch mit Recht: wer diesem kaiserlich-königlichen Triumvirat jene oberste Vormundschaft und Gerichtsbarkeit übertragen habe? Ob dasselbe sich als Erben Napoleons betrachte? Ob nicht die Unabhängigkeit der andern Regierungen und Staaten feierlich anerkannt worden sey? Wenn man gleich dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preussen einen hohen Grad von Gerechtigkeitsliebe zutraute, so erwartete man desto weniger von der Gerechtigkeit des Kaisers von Rußland, denn allgemein war es bekannt, und in öffentlichen Blättern nicht allein, sondern bei den schwedischen Gerichten zur Sprache

und Untersuchung gekommen, daß er durch seine Gesandten die schwedischen Generale in Finnland, noch vor Ausbruch des Krieges hatte bestechen lassen, um sich dieser Provinz desto leichter zu bemächtigen. Was ließ sich von dem Gerechtigkeitssinn eines Fürsten erwarten, der sich solche Handlungen erlaubte?

Es ist fast unbegreiflich, wie es möglich war, daß das Triumvirat des heiligen Bundes sich das Oberrichteramt über alle andern europäischen Fürsten und Völker anmaßen konnte, und daß die übrigen Mächte so ruhig zu dieser Anmaßung schwiegen; denn bloß von Seiten Würtembergs ward in einer, zuerst durch den Constitutionel und nachher auch in andern Zeitungen bekannt gemachten Note jenem Verfahren der Großmächte ein Widerspruch entgegen gesetzt. Aus welchem Grunde konnten die drei Großmächte sich zu Oberrichtern von ganz Europa aufwerfen, da sie weder Oberherren der übrigen Regenten und Staaten, noch von den letztern durch Verträge oder Vollmachten mit dem oberrichterlichen Amte bekleidet waren? Daß sie einen höhern Grad von Weisheit, Einsicht und Kenntniß sollten besessen haben, als die minder-mächtigen Fürsten und Regierungen, ist nicht glaublich, und ihr Verfahren war daher eben so widerrechtlich, als beleidigend für alle anderen Regenten und Völker Europa's. Da sie offenbar hier die Gewalt als obersten Rechtsgrundsatz feststellten, so ließ von ihrer Gerechtigkeit sich kein großes Heil erwarten.

Der Kaiser Alexander benutzte alle möglichen Mittel, um die deutschen Völker bei ihren Regenten zu verdächtigen, theils um dadurch die Einführung freisinniger, zeitgemäßer Verfassungen und die Bewilligung der ihnen zugesicherten Preßfreiheit zu verhüten, welches Beides nach seiner Vorstellung dem unbeschränkten Czarenthum an der Newa gefährlich werden konnte; theils um ein noch größeres Ansehen und noch mehr Einfluß in Deutschland zu erlangen. Er befolgte hier durchaus das politische System, wornach die Kaiserin Ka-

tharina II. in Polen verfuhr; denn waren Deutschlands Fürsten und Völker gegen einander verfeindet, so hatte er gewonnenes Spiel. Er konnte dann seine Herrschaft immer mehr gegen Deutschland hin ausdehnen; die preussisch-polnischen und österreichisch-polnischen Provinzen mit seinem Königreich Polen wieder vereinigen, den König von Preussen durch Abtretungen von Seiten Oesterreichs entschädigen lassen, und dadurch auch Oesterreich so sehr schwächen, daß dieses seinen weitern Vergrößerungsentwürfen keine Schranken zu setzen vermochte. Hätte man Polen als Mittelmacht und Vormauer gegen Rußland, in dem Umfange hergestellt, den es in den besten Zeiten der Jagellonen einnahm, dann hätte Rußland auf die Ausführung solcher Entwürfe verzichten müssen; Polen hätte aber auch dann weder dem russischen Scepter unterworfen, noch einem Zweige der russischen Dynastie zu Theil werden müssen.

Um die Deutschen bei ihren Fürsten auf eine recht schlaue Art in den Verdacht einer äußerst revolutionären, alle Throne bedrohenden Stimmung zu bringen, ließ der Kaiser Alexander durch den Wallachen Stourdza auf dem Aachner Kongreß 1818 eine sogenannte Denkschrift über den Zustand Deutschlands (Mémoire sur l'Etat de Allemagne) aufsetzen, das er selbst noch vor dem, ganz insgeheim besorgten Abdruck nach seinem Sinn modelte und ausbesserte. Dieses unsinnige Machwerk, ein buntes Gewebe von unwahren Behauptungen über die böse, revolutionäre Stimmung der Deutschen, von verleumderischen Anklagen und paradoxen, schiefen Ansichten, war mit vielen Bibelsprüchen reichlich durchspickt, und ganz in dem frömmelnden, mystischen Ton der Urkunde des heiligen Bundes abgefaßt, so daß man sehr gut wahrnehmen konnte, daß der erhabene Stifter des letztern das Kindlein aus der Taufe gehoben hatte. Es fand natürlich bei den drei großen Monarchen, und besonders bei Alexander, auf dessen Befehl und für dessen Interesse es fabricirt war, den ausgezeichnetsten Beifall. Uebrigens gab

man sich vermuthlich bloß den Schein, von Stourdza'e lügenhaften Angaben überzeugt zu seyn, um einen desto glaubwürdigern Vorwand zu haben, den Deutschen die ihnen verheissenen stellvertretenden Verfassungen und die ihnen zugesicherte Preßfreiheit vorzuenthalten, oder wo sie etwa vorhanden waren, sie auf das Aeusserste zu beschränken, und wo möglich ganz zu unterdrücken. Dieß war nämlich die allgemeine Ansicht, die man in Deutschland und Frankreich hegte, und laut und öffentlich aussprach. Irrte man hierin, hielten sich die Monarchen wirklich überzeugt, daß Stourdza's Schreiberei Grund hatte, so war dieß leider, entweder Beweis eines sehr kurzen Gedächtnisses, vermöge dessen sie sich gar der ungeheuren Opfer, die ihnen die Deutschen gebracht hatten, nicht mehr erinnerten, oder sie zeigten dadurch, daß sie nicht im Stande waren, solche Opfer gehörig zu würdigen, und daß sie für eine der schönsten menschlichen Tugenden, für Dankbarkeit, gar keinen Sinn hatten. Uebrigens konnte die deutsche Nation aus diesem unbedeutend scheinenden Umstande wohl abnehmen, wie geringe Ansprüche sie an die, so glänzend geträumte Zukunft machen durfte, und es bestätigte sich auch hier, daß die Menschen nicht in der Wirklichkeit, sondern bloß in eitlen Hoffnungen und in leeren Trugbildern der Phantasie ihren köstlichsten Genuß finden sollen.

Das unwürdige Betragen des Kaisers Alexander, der eine ganze Nation vorsätzlich auf das Schändlichste verleumden ließ und ihr dadurch ihre theuersten und angenehmsten Hoffnungen vereitelte, ihre heiligsten, mit ihrem Blut erworbenen Rechte raubte, bloß um seine selbstsüchtigen, herrschsüchtigen Plane zu erreichen, dieß Betragen, sage ich, mußte jeden Rechtlichen, und wenn er auch kein Deutscher war, gegen den heiligen Abgeordneten der Vorsehung empören. Indessen war es noch zweifelhaft, ob er wirklich Antheil an dieser Nichtswürdigkeit genommen hatte oder nicht, und man glaubte gerne das Bessere, da das

Gegentheil noch einigem Zweifel unterworfen war; allein das Letztere ward sehr bald durch das ungetreue Werkzeug, dessen der kaiserliche Moskowit sich bedient hatte, bestätigt.

Stourdza ward im Jahr 1819, bei seiner Durchreise durch Jena, wegen des erwähnten Pasquills auf die deutsche Nation, von zwei Studenten zum Zweikampf herausgefordert, weil er die Ehre und Rechtlichkeit der Deutschen auf so schändliche Weise angegriffen und der ganzen Nation dadurch vielleicht auf die schrecklichste Weise geschadet hatte. Herr von Stourdza, der keinen Beruf fand, sein kostbares Leben in Gefahr zu setzen, weigerte sich jedoch, sich zu stellen, und gab eine schriftliche Erklärung des Inhalts von sich: „daß er seine Schrift auf den Befehl „hoher Häupter geschrieben habe, und „sich aus diesem Grunde auf keine Vertheidi„gung derselben einlassen werde." Die Studenten erklärten dagegen, daß sie sich nicht bewegen fänden, von einer Denk-, Schreib- und Verleumdungsmaschine hoher Häupter Genugthuung zu fordern, und damit war die Sache abgemacht.

Wie schlecht lohnte Alexander den Deutschen für den Beistand, den sie, in dem nur allzu sehr getäuschten Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ihrer Gewalthaber gegen Frankreich iom leisteten? Denn wahrlich, hätten die Deutschen sich damals durch jene trügerischen Verheissungen nicht bethören lassen; hätten sie ahnen können, daß durch Napoleons Sturz für sie nichts gewonnen, aber Manches verloren werden könne; dann würden sie für den treulosen, meineidigen Moskowiter keinen Tropfen deutsches oder französisches Blut vergossen, sich treu, wie die Polen, zum zweitenmal den französischen Heeren angeschlossen, und den Despotenthron an der Newa zertrümmert haben.

Muß man aber nicht erstaunen, daß Deutschlands größte Monarchen sich von einem unwissenden, geistlosen Menschen, der die Stimmung der Deutschen und ihre Bedürfnisse durch-

aus nicht kannte und zu würdigen wußte, über den Geist dieser Nation und deren Bestrebungen Bericht erstatten ließen? Hatten nicht die Deutschen ihren Fürsten durch die hochherzigsten, edelmüthigsten Aufopferungen ihre Treue und Anhänglichkeit hinlänglich bewiesen? Hatten nicht viele tausend studierende Jünglinge freiwillig die Waffen ergriffen, sich, weil ihre allerdurchlauchtigsten und durchlauchtigsten Gebieter kein Geld hatten, und in ihrer Herzensangst sogar zu den Nothpfennigen der Wittwen, zu den Sparbüchsen der armen Kinder ihre Zuflucht nehmen mußten, hatten, sage ich, nicht viele Tausend jener heldenmüthigen Jünglinge freiwillig und auf eigene Kosten sich bewaffnet und ausgerüstet, und Blut und Leben für Fürsten und Vaterland gelassen? Hatten nicht manche der ausgezeichnetsten akademischen Lehrer und andere Gelehrte sich aus den Armen ihrer Gattinnen und Kinder gerissen und muthvoll in den Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes und der vaterländischen Throne gekämpft? Wo ist jemals eine Nation gewesen, die mit so glühendem Enthusiasmus, mit so klarer Besonnenheit, mit so edler Hingebung für ihre Regenten gefochten hätte, als die deutsche, und wo ist jemals eine gewesen, der es schlechter gelohnt worden wäre, als ihr? Mußte es nicht die ganze, große, heldenmüthige Nation mit Unwillen erfüllen, daß sie auf das elende Gewäsch eines elenden Wallachen, auf die heimtückischen Anschwärzungen eines russischen, aus Deutschland wegen Pasquillenmacherei verlaufenen Spions und auf Anstiften eines herrschgierigen, ränkevollen, eidbrüchigen Moskowiters sich als ein empörerisches Volk von denjenigen Fürsten mußte behandeln lassen, die so große Ursache zur Dankbarkeit gegen sie hatten? Ich sage zur Dankbarkeit, denn hätten die Völker nicht mit dem Blut und Leben von Hunderttausenden der Ihrigen wieder erkämpft und errungen, was einige Regenten und Kabinette durch ihre erbärmliche Politik und durch alte, invalide, stumpfsinnige, halbkindische Feldherren und deren Mätressen an Frankreich verloren und ver-

schleudert hatten; so würden manche Throne in Deutschland gestürzt und mit Napoleoniden besetzt worden seyn, und Napoleon hätte nie den Felsen von St. Helena erblickt.

Einen noch bessern Vorwand zur Verweigerung der, den Völkern verheissenen Verfassungen und zur Einführung des strengsten Preßzwanges, als die Schmähschrift von Stourdza, gab der, von dem unglücklichen Sand an dem russischen Spion von Kotzebue verübte Mord. Für diese That eines einzelnen schwärmerischen Jünglings sollte eine ganze Nation von dreißig Millionen, ja ganz Europa gestraft werden.

Man erlaube mir, daß ich mit den Worten eines geistreichen französischen Schriftstellers, des berühmten Bignon, fortfahre.

„Deutsche Bevollmächtigte versammelten sich auf Oesterreichs und Preussens Ruf in Karlsbad. Ihre Zusammenkunft schien freilich bloß Deutschland zu betreffen, allein man wünschte offenbar, daß der Gegenstoß davon in ganz Europa gefühlt werden möchte. Auf dem Kongresse fehlten zwei große Mächte, obgleich man, strenge genommen, behaupten kann, daß England durch den hannöverschen Minister vertreten wurde. England und Rußland *) erschienen also nicht, aber man handelte für sie und vielleicht besser, als sie selbst hätten handeln können. — —"

„Mochten aber auch die Höfe von Petersburg und London über die Verhandlungen zu Karlsbad damals denken, wie sie wollten, so ist doch gewiß, daß sie das Ergebniß gebilliget haben. Uebrigens besteht dieses Resultat aus Maßregeln, die selbst der kühnste Despotismus Anstand finden würde, so plötzlich in einem Lande auszuführen. Wer sollte sie nun in Deutschland durchsetzen? Die Bundesversammlung in Frank-

*) Hier scheint Bignon zu irren: da man sich das Ansehen gab, daß die Berathungen bloß deutsche Angelegenheiten betreffen würden, so konnte man England und Rußland wohl nicht zu diesem Kongresse einladen; indessen wußten Rußland und England das Ergebniß desselben zuverlässig voraus.

furt! Sie, die nicht im Stande war, sich bei dem Kurfürsten von Hessen Achtung für ihre Beschlüsse zu verschaffen; sie, die bei der größten Hungersnoth es nicht bewirken konnte, daß die Getreidesperre aufgehoben wurde; sie, die, nach dem Grundsatze ihrer, gewiß sehr fehlerhaften Organisation, sich nicht in die innere Verwaltung der, von ihr als selbstständig anerkannten Bundesstaaten mischen darf; sie, nur ein Schatten einer Macht, die Mißgeburt einer bloß dem Namen nach bestehenden Autorität; eben diese Bundesversammlung, die nichts ist, und für sich nichts vermag, wird plötzlich in ein Amphyktionengericht verwandelt, mit dem Rechte der höhern Gesetzgebung für alle Völker Deutschlands, und mit der Befugniß, willkührlich alle alten und neuen Staatsverfassungen, die sich sämmtlich nach dem Belieben jener Versammlung gestalten sollten."

„Die zu Frankfurt verbündeten Beschlüsse des Kongresses hoben in der That die Preßfreiheit auf, die in den konstitutionellen Staaten Deutschlands anerkannt und fast in allen übrigen geduldet war. Sie vernichtete die Vorrechte der alten Hochschulen, auf welche Deutschland Ursache hatte, stolz zu seyn; sie borgte von Spanien jene Inquisitionen, die durch die Wuth, mit welcher sie im Namen der Religion verfuhren, so berüchtigt geworden sind. Einige Monate früher wären Anträge der Art, wenn man sie wirklich in Frankfurt hätte machen wollen, mit einem Lächeln voll Verachtung und Mitleid angehört worden. Aber es ist nicht mehr die Bundesversammlung, welche die Bühne einnimmt; es sind nicht mehr die Gesandten der Bundesfürsten, welche, voll Aengstlichkeit, zweifelhafte und behutsame Urtheile wagen; sondern es ist eine despotische, durch Zauberei herbeigerufene Priesterschaft, ein Kalchas, der auf dem Dreifuße die Orakel und Bannflüche ausspricht, welche der Rath der Könige ihm eingiebt. Oesterreich und Preussen sind es, die eigentlich sprechen; hinter dem, von ih-

nen gewählten Wortführer sieht man deutlich ihr Geschütz und ihre Bataillone."

„Ward jemals die Unabhängigkeit souverainer Fürsten verletzt, so geschah es gewiß durch die berüchtigten Beschlüsse von Karlsbad, denen man dadurch eine gesetzliche Form geben wollte, daß man sie den verbündeten Staaten durch die Bundesversammlung zustellen ließ. Was sollten schwache Staaten thun, da Widerstand unmöglich war? Sie mußten sich unterwerfen, oder sich doch wenigstens gegen die Gewalt den Schein der Unterwerfung geben. Die meisten von ihnen entschlossen sich dazu*). In mehreren dieser Staaten, denen jene Demüthigung höchst empfindlich war, ergriff die Hofaristokratie, die kein Vaterland hat, oder nur in fremden Aristokratien ihre Mitbürger aufsucht, mit großem Eifer die Gelegenheit, die Presse, die Todtfeindin aller Unterdrückung und aller Mißbräuche, zu fesseln. Auf Rußlands Schutz vertrauend, leisteten Württemberg und das Großherzogthum Sachsen-Weimar einigen Widerstand. Würtemberg behauptete seine Unabhängigkeit, allein Sachsen-Weimar war nicht so glücklich."

Auch hier irrt Bignon! Es ist wahr, daß der König Wilhelm von Würtemberg und der Großherzog Karl August von Weimar, welche Beide auf das Innigste von dem Wunsche beseelt waren, die Vollstreckung der berüchtigten strengen Bundestags- oder richtiger heiligen Bundesbeschlüsse nach Möglichkeit in ihren Staaten zu mildern suchten; allein daß sie dabei auf den Schutz Rußlands vertrauten, war sicherlich nicht der Fall. Sie kannten die despotischen Ansichten des Kaisers von Rußland zu gut, um auch nur im Entferntesten darauf zu rechnen, daß er sie gegen

*) Darin irrt Bignon; nicht bloß die meisten, sondern alle; obgleich die vernünftigern, welche den Geist und die Bedürfnisse der Zeit erkannten, mit Widerwillen sich dazu entschlossen, zumal, da sie fühlten, wie viele Dankbarkeit sie den Völkern schuldig waren.

die Ausführung seiner eigenen Entwürfe unterstützen würde. Was sie in dieser Hinsicht wagten und thaten, das thaten sie im Gefühl des Rechts und aus Sorge für das Wohl ihrer Völker, da sie wußten und als geistvolle und vernünftige Fürsten einsahen, daß jene Beschlüsse eben so sehr dem Standpunkte der Civilisation, als ihren landesherrlichen Rechten entgegen waren. Auf eine Unterstützung von Seiten Rußlands durften sie dabei gar nicht rechnen. Verwandtschaftliche Verhältnisse kommen bei den Großen der Erde in solchen Angelegenheiten nicht in Betracht. Hätten übrigens alle deutschen Fürsten so gedacht, wie Württemberg und Sachsen-Weimar, so würden sie sicherlich den Bundestag in die Schranken seiner Befugnisse zurückgewiesen und seinen Beschlüssen, die offenbar eine Anmaßung und unbefugte Einmischung in die landesherrliche und gesetzgebende Gewalt der deutschen Staaten enthielten, in ihren Landen keine Gesetzeskraft zugestanden haben. Allein sie sahen eben so gut, wie Herr Bignon, das Geschütz und die Bataillone, die hinter dem Wortführer Kalchas standen.

„Als der Großherzog (von Sachsen-Weimar), fährt Bignon fort, seinen Unterthanen eine Verfassung zugestanden hatte, in welcher auch die Preßfreiheit enthalten war, zeigte er dem Bundestage die neue Organisation seines Landes an, und stellte sie unter die Gewährleistung desselben. Diese Gewährleistung ward einstimmig, und zwar lange vor dem Kongreß zu Karlsbad, von der Bundesversammlung zugesichert, und die Preßfreiheit fand wirklich in Weimar statt. Zeitschriften, unter der Leitung verdienstvoller Männer, sprachen in diesem Theile Deutschlands nützliche Rathschläge und muthvolle Wahrheiten aus, allein ihre Aeußerungen wurden nach und nach unterdrückt. Die auswärtige Diplomatik erklärte ihnen den Krieg, und gegen die Verfasser und ihre Schriften brach die Feindschaft einer Macht aus, welcher die Macht des Großherzogs als Werkzeug gedient hatte!“ So weit Bignon.

Mit rüstiger Eile schleuderte die Bundesversammlung zu Frankfurt, auf Veranlassung des Karlsbader Kongresses, oder richtiger auf Veranlassung des heiligen Bundes, heftige Bannbullen gegen die Universitäten und gegen die in der Wiener Kongreßakte ausdrücklich zugesicherte Preßfreiheit, welche mit einem Schlage in ganz Deutschland aufgehoben und vernichtet ward. Der Bundestag trat hier nicht allein ganz aus den Schranken seiner Befugniß hinaus, sondern er handelte seiner Bestimmung gerade zuwider. Er war eingesetzt, um die der Nation zugesicherten Rechte, so wie die Verfassungen, welche die Fürsten ihren Staaten geben würden, zu schirmen, und er vernichtete sie; er hob sogar die Grundgesetze von Verfassungen auf, die er selbst garantirt hatte. In rechtlicher Hinsicht konnten also jene Beschlüsse gar keine gesetzliche Kraft haben, und nirgend die Verbindlichkeit, ihnen Folge zu geben, bewirken. Aber die Gewalt des heiligen Bundes ersetzte ihnen an Kraft, was ihnen an Rechtmäßigkeit fehlte; und so erlangten die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819, die eigentlich von Anfang an null und nichtig waren, in allen deutschen Staaten ein gesetzliches Ansehen. Die Deutschen sahen also, daß nicht die Gerechtigkeit, sondern die Gewalt den Scepter führen sollte, und daß der deutsche Bundestag, den sie als die beschirmende Behörde ihrer Freiheiten und ihrer Verfassungen betrachtet hatten, in fremden Händen das Werkzeug zu deren Vernichtung war.

Man staunte allgemein über die ausserordentliche Schnelligkeit, mit welcher die erlauchte Versammlung in diesen Angelegenheiten verfuhr, und über die Kälte und Gleichgültigkeit, die sie dagegen in Hinsicht anderer Gegenstände bezeigte, wie zum Beispiel in Betreff einer von Arnoldi in Gotha übergebenen, von mehr als fünftausend Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern aus Sachsen und Hessen unterzeichneten Bittschrift um schnelle Herstellung des freien Handels und des innern Verkehrs; ferner in Rücksicht eines ähn-

lichen Antrages vom 4. April deſſelben Jahres, worin die auf der Frankfurter Oſtermeſſe verſammelten Kaufleute ſich über die Unzahl der, allen innern Handel zerſtörenden Zollſyſteme beſchwerten; ferner in Betreff der vorhin angeführten Vorſtellung des proviſoriſchen Handlungsvorſtandes Schnell in Nürnberg über den gleichen Gegenſtand, ſo wie in der Sache der weſtphäliſchen Domänenkäufer u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Es war höchſt auffallend, daß der Bundestag, der bei ſo vielen Gegenſtänden, die man von ihm verhandelt und von ihm geſchlichtet ſehen wollte, behauptete: er ſey noch nicht mit den Gränzen ſeiner Kompetenz und ſeiner Befugniſſe bekannt, und könne daher in den, ihm vorgelegten Sachen nichts entſcheiden, urplötzlich und mit einem Male ſich in den Stand geſetzt ſah, in ſo bedeutenden Angelegenheiten, wie die Preßfreiheit, die Univerſitäten und die Verfaſſungen waren, Beſchlüſſe zu erlaſſen, durch welche nicht bloß in die landesherrliche und geſetzgebende Gewalt der mindermächtigen Staaten gebieteriſch und ſtörend eingegriffen, ſondern ſogar die bereits eingeführten und von der Bundesverſammlung ſelbſt garantirten Verfaſſungen in ihren weſentlichen Punkten aufgehoben und für nichtig erklärt wurden. Es war unverkennbar, daß die hohe Verſammlung hier nicht aus eigener Bewegung, ſondern, wie Bignon richtig bemerkt, als Organ und Werkzeug des heiligen Bundes handelte, denn, wie hätte ſonſt ſie, die wenige Monate vorher in weit minder wichtigen Dingen ſich für ſo kraftlos und ihre Zuſtändigkeit für ſo unbeſtimmt und beſchränkt hielt, plötzlich zu einem ſolchen Gefühl von Kraft und Stärke gelangen können, vermöge deſſen ſie eine Gewalt ausübte, gegen welche alle Souverainetätsrechte der deutſchen mindermächtigen Regierungen wie ein leeres Schattenbild verſchwinden mußten? Wie war ſie doch ſo ohnmächtig in den erwähnten Handels- und Zollangelegenheiten, von deren ſchneller Regulirung das Wohl eines gro-

ßen Theils der Nation abhieng, zu Gunsten der letztern zweckmäßige Verfügungen zu treffen, und wie war sie dagegen so kraftvoll, rüstig und rasch, Beschlüsse zu erlassen, wodurch die, der ganzen Nation zugesicherten Verfassungen und Freiheiten, deren Schutz sie verheißen und über deren Sicherheit sie wachen sollte, mit Einem Schlage zerstört wurden?

Die Bundestagsbeschlüsse vom 20. September 1819 standen mit der Wiener Bundesakte im schreiendsten Widerspruch, denn nach der letztern sollten die Bundesstaaten *souverain, unabhängig* und *unverletzbar* seyn. Was ward aber aus dieser Souverainetät, dieser Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit durch die Vollstreckung jener Bundestagsbeschlüsse? Wie kann man die Souverainetät und Unabhängigkeit eines Staats stärker angreifen, wie ihn tiefer herabwürdigen und verletzen, als wenn man ihm in seinem Innern Gesetze vorschreibt, die seiner Verfassung geradezu widerstreiten und die Grundgesetze aufheben und vernichten?

Die Dauer der Wirksamkeit des Beschlusses vom 20. September 1819, wodurch die *geistige Maulsperre* oder der Preßzwang eingeführt wurde, war auf fünf Jahre bestimmt. Es sind jetzt (im Julius 1831) beinahe zwölf Jahre, und noch immer behauptet jene, gegen die Rechte der Völker und der Menschen erlassene Verordnung ihre gesetzliche Kraft. Wahrscheinlich sind die Jahre des erlauchten Bundestages nach prophetischem Maßstabe zu berechnen, wornach tausend Jahre vor Gott nicht mehr als *Ein Tag* sind.

Durch den, die Universitäten betreffenden Beschluß wurden nicht bloß die Studirenden, sondern sogar die Professoren der strengen Aufsicht eines besonders dazu angeordneten Spähers unterworfen, und es ward unter vielem Andern darin angeordnet: **daß die Universitäts- und öffentlichen Lehrer, welche Ansichten vortrugen, wodurch die bestehenden Staats-Einrichtungen untergraben werden könnten, von den Hochschulen und andern Lehranstalten entfernt werden sollten.**" Durch

diese Anordnung wurden offenbar die Lehrer der Theologie, der Rechts- und Staatswissenschaften, der Geschichte, der Philosophie u. s. w. in die unbehaglichste Lage versetzt, denn wie leicht ist es möglich, in dem Vortrage einer dieser Wissenschaften, trotz aller Behutsamkeit und Vorsicht, einen Satz auszusprechen, dem man aus Mißverstand oder gar durch vorsätzlich schiefe Deutung das Ansehen eines staatsgefährlichen Grundsatzes geben kann. Wie ängstlich mußten und müssen daher die akademischen und andern Lehrer ihre Worte auf die Goldwage legen, um nicht etwa wegen eines einzigen Ausdrucks in die größte Verlegenheit zu gerathen und ihre Anstellung zu verlieren? Welcher Gefahr sind sie besonders dann ausgesetzt, wenn ihr argwöhnischer, engherziger, stets spionirender Aufpasser einen Widerwillen gegen sie hegt, oder wohl gar die Absicht hat, sie zu verdrängen, um einen seiner Nepoten oder Günstlinge an ihre Stelle zu schieben? Wie herabwürdigend war es endlich für alle deutsche Professoren, als Aufwiegler unter hohe Polizeiaufsicht gestellt zu werden? Sollte man nicht von Männern, deren Glück mit dem Staat besteht und fällt, ohnehin erwarten können, daß sie nichts lehren werden, wodurch der Staat untergraben werden kann? Aber die unbeschränkte Herrscherwillkühr wollte durchaus alles geistige Leben ertödten, und das gerade zu einer Zeit, wo noch alle Gemüther auf das Aeußerste bewegt waren, wo man für geistige und bürgerliche Freiheit die größten Opfer dargebracht hatte, und wo man nach den feierlichsten Zusicherungen diese Freiheit als Ersatz für jene Opfer und als Belohnung der außerordentlichen Anstrengungen mit Sicherheit erwartete. Alles aber bewies jetzt, daß es bloß auf Begründung eines unbeschränkten Monarchenthums abgesehen war; daß man den Völkern noch drückendere Ketten anlegen wollte, als die waren, welche sie so eben abgeschüttelt hatten, und daß man wohl an die Vergrößerung fürstlicher Macht und Herrlichkeit, aber keineswegs an die Beglückung der Völker dachte. Daß diese Bestrebungen nicht eigentlich aus dem Willen der deutschen

Fürsten hervorgiengen, glaubte man mit Gewißheit annehmen zu können, da man den Biedersinn vieler derselben zu würdigen wußte, und man erkannte in Alexander von Rußland, in dem Stifter des heiligen Bundes, dem Abgeordneten der Vorsehung, dem immer und ewig umherreisenden Kongreßhalter, den Haupturheber von all' dem Uebel, das man den Völkern bereitete.

Gerade an jenem Tage, als jene heillosen Beschlüsse in Betreff des Preßzwanges, und des, in Mainz zu errichtenden, politischen Inquisitionstribunals gefaßt wurden, hielt der österreichische Präsidialgesandte, Freiherr Buol-Schauenstein*) eine Rede, worin er seine Kollegen zur Prüfung des eigentlichen, im dreizehnten Artikel der Bundesakte enthaltenen Sinnes aufforderte. Es war höchst auffallend, daß der Bundestag, nachdem er bereits drei Jahre Sitzungen und sehr viele Hundstagsferien gehalten hatte, erst am 20. September darauf verfiel, diesen höchstwichtigen Gegenstand zu erörtern und ins Reine zu bringen! Mehrere Fürsten und alle Völker Deutschlands hatten den Sinn jenes Artikels sehr klar und richtig begriffen und eingesehen, daß wenn darin von stellvertretenden Verfassungen die Rede war, keine feudale Antiquitäten aus der Rumpelkammer des Mittelalters, sondern natürlich solche Verfassungen gemeint seyn müßten, die dem Geiste der Zeit, der Civilisation und den Bedürfnissen der Völker, die ihren Regenten so große Opfer gebracht hatten, und der Billigkeit angemessen waren; und dem gemäß waren in Sachsen-Weimar, in Baiern, Baden, Würtemberg, u. s. w. Verfassungen eingeführt, die diesen Bedingungen zum Theil mehr,

*) Er war ein Bruder Seiner hochfürstlichen Gnaden, des Herrn Fürstbischofs und Ketzerriechers von Chur und St. Gallen. So wie Dieser in der Schweiz auf das Kräftigste für Pfaffen-, Jesuiten- und Mönchthum, und für das Reich der Finsterniß überhaupt zu wirken suchte, so war der Herr Bundestagsgesandte in Deutschland einer der wärmsten Anhänger des russischen Knutensystems und ein eifriger Verfechter der unbeschränkten monarchischen Willkühr und des Aristokratismus. Par nobile fratrum!!!

zum Theil weniger entsprachen. Die Verfechter des Ultramonarchismus und des Aristokratismus wollten jedoch dem Bürger- und Bauernstande nichts gewähren, und um sich von jeder Verbindlichkeit, die der dreizehnte Artikel der Bundesakte auferlegte, loszumachen, nahmen sie ihre Zuflucht zu der französischen Uebersetzung, in welcher der Ausdruck „landständische Verfassungen" unrichtig durch assemblées d'état, landständische Verfassungen verdollmetscht war. Der Kongreß hatte sich aber des Ausdrucks landständische Verfassungen bedient, so war es in der That höchst seltsam, daß man aus der unrichtigen, französischen Uebersetzung, die ja in Deutschland gar nicht zur Richtschnur dienen konnte, durch sophistische Wortklauberei eine Deutung herauszudrechseln suchte, zufolge welcher in der Bundesurkunde bloß feudale Versammlungen gemeint seyn sollten, an denen nur Edelleute, Prälaten und höchstens einige Abgeordnete, in der Eigenschaft als Nullen- und Jahrüder begünstigter Städte Antheil nehmen könnten. Wo von landständischen Verfassungen und Versammlungen die Rede ist, da können dieselben, nach Recht und Billigkeit nicht auf einzelne Kasten und Familien, nicht auf einige hundert Köpfe beschränkt werden; da müssen alle Stände, das heißt alle Volksklassen eines Landes, mithin auch der Bürger- und Bauernstand verhältnißmäßig Theil an den Versammlungen und den Rechten nehmen, welche die Verfassung zusichert; denn ist es nicht himmelschreiend, wenn gerade die beiden wichtigsten Stände, welche die größten Lasten zu tragen haben, der Zahl nach allen übrigen Staatseinwohnern hundertmal überlegen sind, und falls es zum Treffen kommt, die Letztern mit Gut und Blut beschützen müssen; ist es, sage ich, nicht himmelschreiend und unverständig, wenn man in einem Staat, wo man von ständischen Verfassungen und Versammlungen sprechen will, gerade diesen beiden wichtigsten Ständen das Recht streitig machen will, den landständischen Versammlungen beizuwohnen und sich durch Abgeordnete, die sie aus ihrer Mitte gewählt haben,

vertreten zu lassen? Ist es nicht höchst ungerecht und unvernünftig, die Vortheile, welche die Staatsverfassung gewährt, bloß einigen bevorzugten Familien, Kasten und Körperschaften, und gerade solchen, die oft sogar von allen oder doch von den wichtigsten Staatslasten befreit sind, zuzuwenden, und dagegen die hundertmal größere Anzahl der Staatsbürger, welche alle jene Lasten tragen müssen, von den Rechten und Vortheilen, welche der Staat gewährt, auszuschließen?

Fast in allen Ländern, wo in alten Zeiten landständische Verfassungen waren und landständische Versammlungen gehalten wurden, in Ungarn, in Böhmen, in Polen, in Frankreich, in Spanien, in Portugal und auch in Deutschland nahm ursprünglich das ganze Volk an den Berathungen über die öffentlichen Angelegenheiten, ja selbst an den Königswahlen Theil; in Polen ward sogar ein Bauer, Piast, zum König von Polen gewählt, und seine Nachkommenschaft regierte beinahe fünfhundert Jahre lang über Polen, und noch länger in Schlesien *). Erst nach und nach wurden in den meisten Ländern der Bürger- und der Bauernstand von den bevorrechteten Kasten, dem Adel und der Geistlichkeit, verdrängt und ausgeschlossen, und nun maßten sich diese ausschließlich die landständischen Gerechtsame an; sie gaben sich das Ansehen, daß sie das ganze Volk vertreten wollten, und sie vertraten nur sich und ihre Familien und Standesgenossen; das Volk zertraten sie.

---

*) Wären die Belgier jetzt so klug, wie damals die Polen waren, so müßten sie nicht mit ihrer Königskrone hausiren gehen! Aber wozu gebrauchen sie denn einen König? Kann etwa gar kein Volk ohne König bestehen? Hat man in der Schweiz, hat man in Amerika Könige? Ich meine, die Völker waren eher da, als die Könige, und

le premier roi fut un brigand heureux;

folglich muß doch eine Zeit gewesen seyn, wo es noch keine Könige gab; warum sucht man denn so ängstlich nach ihnen umher, als ob ein Volk gar nicht ohne König bestehen könnte?

Dahin wollte man es in Deutschland wieder bringen, und deßhalb behauptete man, daß in der Wiener Bundesakte nur solche landständische Verfassungen gemeint wären, wodurch die bevorzugten Kasten, Adel und Geistlichkeit, vertretende Rechte erlangten. Zum Scheine wollte man indessen noch hier und da ein paar Abgeordnete von begünstigten Städten zulassen, die aber sowohl dem Thron, als dem Adel und der Geistlichkeit ergeben seyn, und das Wörtchen Ja immer auf der Zunge haben sollten.

Vor der Stiftung des sogenannten heiligen Bundes äußerte Preussen ganz andere, den Völkern weit günstigere Ansichten. Nach dem ersten Entwurf zu einer Bundesverfassung, der bereits im September 1814 erschien, und der zur Grundlage der Berathungen zwischen Metternich und Hardenberg diente, sollten alle Stände Theil an der Gesetzgebung und an der Bewilligung der Landesabgaben nehmen, und nicht bloß ein Recht zur Vertretung bei dem Landesherrn, sondern auch bei dem Bunde oder der Bundesversammlung haben. Auch in einem andern, von Preussen im Mai 1815 übergebenen Entwurf ward bestimmt verlangt, „daß die stellvertretenden Verfassungen auf solche Weise organisirt werden sollten, daß alle Volksklassen an der Vertretung thätigen Theil nehmen sollten.“ Es ist gewiß, daß der König von Preussen bis zu jenem Zeitpunkt sich noch durchaus von keinen ultramonarchischen und antiliberalen Ansichten hatte einnehmen lassen, sondern daß er es sehr redlich und gut mit der deutschen Nation meinte, und sie hatte in seinen rechtlichen und biedern Charakter ihr ganzes Vertrauen gesetzt. Aber da wehte der kalte, eisige Sturm von der Newa, das heillose Ding, die heilige Bundesakte über das baltische Meer, und alle die schönen Blüthen waren verdorrt, alle Hoffnungen verschwunden! Jenen plötzlichen Wechsel der Gesinnungen des Königs, sein Mißtrauen gegen die Völker, die ihm so große Beweise

von Anhänglichkeit, Liebe und Achtung gegeben hatten, so wie die verweigerte Erfüllung der so feierlich ertheilten Verheissungen, Alles dieß schrieb man — und gewiß nicht mit Unrecht — den Einwirkungen des Kaisers Alexander zu, und dieß erzeugte natürlich in den Herzen aller Deutschen, welche die Verhältnisse beurtheilen konnten, einen bittern Unwillen gegen Rußland.

Der Kaiser Alexander hatte dem, von ihm gestifteten Bunde zwar selbst das Prädikat der Heiligkeit beigelegt und durch die mystische, salbungsvolle Sprache, die in der Stiftungsurkunde herrschte, den äußern Schein einer hochreligiösen Gesinnung zur Schau getragen; allein man erkannte nur zu gut das Wesen und den Zweck des heiligen Bundes an seinen Früchten, und die Lüge ist immer um so widerlicher, je ehrwürdiger die Gegenstände sind, mit denen sie sich zu verhüllen sucht. Alexanders ganzes Betragen und überhaupt alle Bestrebungen des heiligen Bundes zeigten, daß es nicht auf den Schutz der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit, sondern bloß auf Befestigung einer unbeschränkten, monarchischen Willkühr, auf Hemmung aller geistigen und sittlichen Ausbildung und Veredlung der Menschheit, auf Unterdrückung der heiligsten und unantastbarsten Rechte der Völker abgesehen war. Schon der, in jener erbärmlichen Bundesakte geäusserte Vorsatz, die Religion beschützen zu wollen, war ein Beweis, daß der Kaiser Alexander gar keine richtige Idee von Religion hatte. Die wahre Religion wohnt in den Herzen; sie ist der leuchtende, freundliche Stern, der uns durch das finstre Thal der Nächte in unser Heimathland führt, und keines meineidigen moskowitischen Selbstherrschers zum Schirmvogt bedarf. Eine Religion, die, um sich aufrecht zu erhalten, mit weltlichem Arm beschützt werden muß, ist des Schutzes nicht werth, ist keine wahre Religion; man lasse sie fallen, wenn sie nicht länger sich halten kann. Jeder Denkende und Unbefangene, der mit Ernst und Unbefangenheit die heilige Bundesakte prüfte, fand

darin ein elendes Machwerk des heuchlerischsten Truges, der sich blos schöner Worte bediente, um schlechte Sachen und Absichten zu verschleiern.

Jene widerlichfrömmelnde Sprache der heiligen Bundesakte war ganz darauf berechnet, die Gemüther, welche damals noch, besonders in Deutschland, von den großen Ereignissen einer hoch und tief bewegten Zeit ergriffen waren, auf immer für einen unbedingten Gehorsam gegen ihre weltlichen unumschränkten Herrscher, die sich für Abgeordnete Gottes ausgaben, und für den blinden Glauben an die Worte ihrer geistlichen Leiter zu gewinnen. Alexander, der Leichtfertige und Eitle, hüllte sich in einen Heiligenschein und drückte dem Bündnisse selbst das nachgemachte Siegel der Heiligkeit auf, um sich und seinen Verbündeten einer, an Anbetung gränzenden Ehrfurcht und des hingebendsten, gränzenlosesten Vertrauens zu sichern. Durch einen giftigen, narkotischen Dunst wollte man die Geister berauben, um sie desto leichter und fester an den Triumphwagen der monarchischen Willkühr zu fesseln. Die Deutschen, welche einen eigenthümlichen Hang zur Grübelei und zum Mysticismus haben, und sich zum Theil in einer überspannt religiösen und politischen Stimmung befanden, ließen am Leichtesten durch eitle Worte sich täuschen; auch unter andern Nationen war dieß mehr oder weniger der Fall; dieß wußte man, und suchte jene Stimmung der Völker zu nützen; allein nur zu bald erblickten sie den Basilisken des Despotismus unter den Blumen und vernahmen sein Zischen.

Durch die Beschlüsse der Frankfurter Bundesversammlung vom 20. September 1819 hatte der heilige Bund seine Absichten und Zwecke hinlänglich beurkundet, aber dadurch keineswegs zu seinem Vortheil auf die Gemüther der, nach liberalen, der Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechenden Verfassungen, nach Freiheit der Rede und Freiheit der Presse sich sehnenden Völker gewirkt. In Mainz versammelte sich im November 1819 die, von dem Bundestage, gleichfalls

auf Begehren der heiligen Allianz angeordnete äußerst kostbare und hochberühmte Centralkommission wegen demagogischer Umtriebe, die den bittersten Unwillen in ganz Deutschland erregte, der sich so unverhohlen aussprach, daß die Einwohner von Mainz und die Fremden, welche dorthin kamen, in den Gasthöfen sogar sich weigerten, mit den Herren Kommissarien, die übrigens größtentheils sehr achtbare Männer waren, denen man nichts weiter vorwerfen konnte, als daß sie jenes Geschäft übernommen hatten, an Einem Tische zu essen und zu trinken. Die Geschichte dieser merkwürdigen Inquisitionsanstalt und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen lassen sich in sehr wenig Worten zusammen fassen: parturiunt montes et nascitur ridiculus mus. Indessen waren doch viele Menschen, die man für verdächtig hielt, Jahre lang in Kerkern umher geschleppt; Andere hatten sich ins Ausland geflüchtet, und Manche der Verhafteten mußten ihre unbedachtsamen Aeußerungen, auf die man in keinem, nur einigermaßen liberal seyn wollenden, absolut monarchischen Staat früherhin im Mindesten geachtet haben würde, mit vieljähriger Festungsstrafe büßen. Diese politischen Untersuchungen griffen zerstörend in das häusliche und bürgerliche Glück der Familien, und verbannten Heiterkeit und Freude, Offenheit und Vertrauen aus allen gesellschaftlichen Kreisen. Verworfene Abenteurer, die in einer Stunde zehnmal Gestalt und Farbe zu wechseln im Stande waren, wie Proteus und das Chamäleon; charakterlose Menschen, die aus wüthenden Jakobinern und Demagogen sich, wenn irgend ein Hoffnungsstrahl eines zu erlangenden kleinen Gewinns ihnen schimmerte, plötzlich in die eifrigsten Absolutisten verwandelten, erspähten leicht die Gesinnungen argloser, offenherziger und wirklich freigesinnter Leute; erdichteten geheime Verbindungen, die niemals statt gefunden hatten, und gaben nachher Diejenigen, von denen sie mit Wohlthaten und mit Beweisen von Freundschaft überhäuft waren, bei den gerichtlichen Untersuchungen als Mitglieder jener, von

ihnen ausgeheckten, revolutionären Verbindungen und als Verschwörer gegen alle Königsthrone an. Ja, diese Elenden, deren Namen man nicht zu nennen braucht, da sie ja zum Theil bekannt genug sind, waren sogar schamlos genug, in ihren Denkwürdigkeiten und Selbstbiographien ihre Verrätherein und verächtlichen Umtriebe öffentlich zu enthüllen. Da aber ihre Werke, so wie ihr ganzes Thun und Treiben, sehr kunstreiche Gewebe von Wahrheit und Dichtung, und bloße Erzeugnisse einer thörigten Eitelkeit sind, die sich mit einer anmaßlichen Wichtigkeit brüstet, und man die Grundfäden jener Gewebe nie deutlich erkennen kann; so wird es ihnen nicht schwer, bei dem großen, nicht prüfenden Publikum Glauben und Eingang zu finden, denn, wenn das Letztere nur sieht, daß einige Thatsachen, die sie berichten, gegründet sind, so hält es gleich alle ihre Mährchen für wahr!

Aehnliche Jammerspiele, wie jene Untersuchungen und Verfolgungen in Deutschland, gab Alexander in Polen, und Nikolaus und Konstantin führten 1826 und in den folgenden Jahren in Rußland und in Polen sogar große blutige Staatsaktionen auf, die ihnen jetzt sehr herbe Früchte getragen haben und ihnen in Zukunft noch mehrere tragen werden, wenn sie nicht zur Vernunft und Menschlichkeit zurückkehren und ihre schwere Schuld auf eine glänzende, die unbeschränkte Willkühr für immer vernichtende Weise zu versöhnen suchen. Die Deutschen müssen übrigens bekennen, daß, wenn man in Deutschland sich auch bei den, auf bloßen Verdacht unternommenen Verhaftungen und Einkerkerungen angeblicher Demagogen vieler Ungerechtigkeiten schuldig machte, doch nie solche Gräuel und Gewaltthaten statt fanden, wie von den russischen Tyrannen in Polen verübt wurden.

Statt die üble Stimmung, über die man in jener kritischen Zeit so heftig tobte, durch Milde zu besänftigen, that man an manchen Orten alles Mögliche, um sie auf den

höchsten Gipfel zu steigern. In Preussen ward ein neues Zoll- und Verbrauchssystem eingeführt, wodurch die Lasten der Einwohner mehr erschwert, als erleichtert, und Handel und Gewerbe der benachbarten und einiger, von preußischem Gebiet eingeschlossener Staaten fast gänzlich vernichtet wurden. Eben so drückend waren andere Auflagen und Abgaben, und obgleich man hier keinesweges dem edelmüthigen, wohlwollenden Monarchen die Schuld geben konnte, so sprach man sich, wenn gleich nicht immer in Schriften, doch in mündlicher Rede desto heftiger gegen die Minister aus, und wünschte um so schulicher allgemeine, volksvertretende Verfassungen und Versammlungen, um auf diesem Wege Abhülfe für die so tief gefühlten Beschwerden zu finden. Auch in anderer Rücksicht wären solche allgemeine Versammlungen höchst vortheilhaft gewesen, da die Einwohner der durch Religion, Sprache, Sitten, Gebräuche und oft einander widersprechende Interessen höchst verschiedenen Provinzen dann nach und nach einander mehr genähert worden wären, und der aus so heterogenen Theilen bestehende Staat dadurch mehr Einheit und Festigkeit erlangt hätte. Allein dieß sollte nicht seyn. Vielleicht hatte man die alte Herrscherregel vor Augen: divide et imperabis (trenne, dann wirst du herrschen!) Dieser machiavellistische Grundsatz ist freilich sehr gut gegen auswärtige Feinde, nur nicht gegen die Bürger des Staats selbst, denn eine Regierung kann durch nichts mehr an Kraft gewinnen, als durch Eintracht und festes Zusammenhalten ihrer Unterthanen. So lange die Preußen bloße feudale und aristokratische, provinzielle Ständeversammlungen haben; so lange sie keine, den Bedürfnissen der Zeit angemessene, allgemeine, stellvertretende Nationalversammlung bekommen; so lange werden sie auch immer nur einen schwachen Staat bilden können, der, ungeachtet seiner grossen Kriegsheere, bei dem Mangel aller innern Festigkeit und Konsistenz, durch äußere Angriffe und Zerfallen im Innern leicht zerstückelt werden kann. Die unglückliche, geographische

Lage Preuſſens, welches ſich von Tilſit und Memel bis zu den franzöſiſchen Gränzen hinzieht, wodurch ein ſehr großes Kriegsheer ſowohl zur Deckung gegen die Nachbarſtaaten, als zur Beſetzung der Feſtungen im Innern ſelbſt nöthig wird, trägt viel zum Druck bei, da hiedurch die Koſten und Laſten des Militärs weit größer werden, als wenn der Staat eine mehr abgerundete Lage hätte. Auſſerdem erfordert das preuſſiſche Mauthſyſtem einen auſſerordentlichen Aufwand, der faſt den ganzen Ertrag deſſelben hinweg nimmt und überdieß den Handel und Wohlſtand der Einwohner zerſtört; denn welch' eine ungeheure Menge von Gränzjägern, von Zoll- und Mauthbeamten wird nicht erfordert, um die langen, in vielen Krümmungen ſich hinwindenden Gränzen zu bewachen? Bereits im Jahr 1820 ward nach öffentlichen Nachrichten ihre Anzahl auf mehr, als 90,000 berechnet, und alle dieſe Mauth- und Zollbeamten und Mauth- und Zolldiener leben, und leben zum Theil ſehr locker auf die Koſten nicht allein der Kaufleute, ſondern überhaupt auf Koſten aller Staatseinwohner. Möchten unſere Finanzmänner doch endlich einmal einſehen, daß die großen Zoll- und Mauthabgaben unendlich mehr Schaden, als Nutzen bringen. Sie vernichten die Sittlichkeit, indem ſie zu Schmuggeleien, Angebereien, Betrügereien und Nichtswürdigkeiten jeglicher Art Anlaß geben. Sie zerſtören den Handel, weil die Kaufleute keine Abnehmer mehr für ihre Waaren finden können, die man von dem Schmuggler zu weit wohlfeilerm Preiſe kauft oder ſich auch ſelbſt auf geradem oder krummem Wege verſchafft. Sie vernichten endlich den Wohlſtand der übrigen Einwohner, erſtens dadurch, daß dieſe entweder vielen Bedürfniſſen ganz entſagen, oder mehr darauf verwenden müſſen, als ihre Einnahme und ihr Vermögen erlaubt; zweitens auch dadurch, daß ſie allen Verkehr hemmen, und vielen Volksklaſſen, zum Beiſpiel Fuhr- und Schiffleuten, Gaſtwirthen, Schmieden, Stell- und Rademachern u. ſ. w. den größten Theil ihres Erwerbs rauben. Auſſerdem koſtet die Bewachung der Mauth-

linien bei großen Zollabgaben so viel, daß der Gewinn fast mit den Kosten aufgeht. Bei niedrigen, der Billigkeit gemäßen Zöllen wird Niemand ans Schmuggeln denken, jeder wird lieber den geringen Zoll bezahlen, als daß er große Umwege machen sollte, um sich mit Gefahr und Kosten eine kleine Ausgabe zu ersparen. Mit Anspach, Baireuth und Ostfriesland hat die Politik dem Könige von Preussen drei der schönsten Edelsteine aus seiner Krone geraubt. Anspach und Baireuth waren mit der innigsten Anhänglichkeit und Liebe der königlichen Dynastie ergeben und wünschten 1813 laut, wieder mit Preussen vereinigt zu werden. Mit Ostfriesland verlor Preussen alle unmittelbaren Verbindungen mit der Nordsee, die ihm nicht allein im Frieden für den Handel, sondern auch im Kriege vom größten Nutzen seyn können. Was gewann Preussen dadurch an den Rheinprovinzen? Unterthanen, die nichts mehr wünschten, als mit Frankreich vereinigt zu bleiben, weil Frankreich ihnen einen größern und bessern Markt zum Absatz ihrer Natur- und Kunsterzeugnisse darbot; weil sie ferner an die französischen Institutionen gewöhnt waren, und endlich, weil sie einen Widerwillen gegen die preußische Herrschaft hatten. Das Letztere war bei Sachsen gleichfalls der Fall, und ist es auch bei dem Großherzogthum Posen, dessen Bewohner eben so sehr, wie ihre andern polnischen Landsleute die Wiederherstellung und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes wünschen.

Wenn übrigens manche Fürsten sehr despotisch handelten, so muß man dieß weniger ihrem Willen, als ihren Rathgebern zuschreiben. Sie wollten gewiß sehr oft das Beßte der Völker und glaubten es wirklich gerade dann am meisten zu fördern, wenn sie dieselben in einen gränzenlosen Abgrund von Elend stürzten, dessen Daseyn aber durch die Blumenhülle, womit ihre schlechten Rathgeber den Schlund bedeckten, ihren Blicken entzogen war. Unter den ersten und ausgezeichnetsten Staatsmännern Deutschlands befanden sich leider, mehr denn zu viele, die von denselben absolut-monar-

chiſchen Grundſätzen ausgiengen, von denen der Kaiſ.r Alexander beſeelt war, und deren zeitwidrigen Beſtrebungen man hauptſächlich die Gefahren verdankt, von denen jetzt ganz Europa bedrohet wird.

Schon früher iſt des Umlaufſchreibens erwähnt worden, welches die Großmächte oder vielmehr deren Miniſter auf dem Kongreſſe von Laibach unterm 12. Mai 1821 erließen. Beſonders bitter beklagte man ſich in dieſem Schreiben und in den Erläuterungsdepeſchen von demſelben Tage über das Streben der Völker nach ſtellvertretenden Verfaſſungen, die man doch ſelbſt ſo heilig verſprochen hatte, und wollte darin durchaus „die Wirkungen einer ungeheuren, weit verbreiteten Verſchwörung wahrnehmen, die bereits ſeit langer Zeit gegen die beſtehenden Gewalten und gegen alle Rechte (das heißt, gegen alle Anmaßung) angezettelt worden, welche (Rechte) durch die geſellſchaftliche Ordnung geheiliget wären, unter deren Schutz die Völker Europa's ſo viele Jahrhunderte lang Glück und Ruhe genoſſen hatten.“

Wahrlich, wenn man Dinge der Art lieſt, ſo muß man glauben, daß Diejenigen, die ſie diktirten, um milde zu ſprechen, keinen Funken von Beſonnenheit und nicht die mindeſte Kenntniß der Geſchichte und des Zuſtandes der Völker hatten. Wo war denn das, viele Jahrhunderte lang dauernde Glück der Nationen Europa's? War es etwa ein Glück für ſie, daß ſie viele Jahrhunderte hindurch von einer zahlloſen Menge weltlicher Bedrücker, Tyrannen und Blutſauger auf das Jämmerlichſte zerriſſen, gemartert, gemordet, und daß alle Fluren unſers und der übrigen Welttheile, mit ihrem Blute benetzt, mit ihren Leichen bedeckt wurden? War es ein Glück für ſie, daß Kaiſer, Könige, Fürſten und Edelleute, daß Päbſte, Biſchöfe, Pfaffen und Mönche ſie Jahrhunderte lang in den drückendſten Ketten des ſchrankenloſeſten Zwingherrnthums und des finſterſten Aberglaubens gefeſſelt

hielten und zum Theil noch halten? War es ein Ruhm für die Völker, von diesen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen bis zur äussersten Stufe der Rohheit und der Entsittlichung erniedrigt und fast noch unter die Last- und Schlachtthiere herabgewürdigt zu werden? Bei Gott, wenn man das Glück und Ruhm heißt, so haben sich die meisten Gewalthaber Europa's seit etwa zwei Jahrtausenden unsterbliche Verdienste um die Nationen erworben, und Mahmud II., Nikolaus I., Don Michel, Konstantin, der Cesarewitsch, und Ferdinand VII. waren und sind auf gutem Wege, diese Verdienste durch noch glänzendere der gleichen Art zu überstrahlen. Aber die Nationen sind anderer Meinung geworden! Sie sind nicht mehr gesonnen, sich von weltlichen Tyrannen martern, schinden und morden, und von geistlichen Blutigeln aussaugen, scheeren und betrügen zu lassen. Alle Nationen betrachten sich jetzt als Brüder; als Kinder Einer und derselben Familie; wenn sie ihre Feinde sehen wollen, dann blicken sie bloß nach den unumschränkten monarchischen Thronen hin, dort erkennen sie dieselben, und sie werden sich zuverläßig an ihnen zu rächen wissen.

Das war aber doch ein herrliches Glück, ein glänzender Ruhm, eine wahrhaft göttliche, gesellschaftliche Ruhe und Ordnung, deren die Nationen Europa's so viele Jahrhunderte lang sich erfreuet hatten, und welche die hocherleuchteten Diplomaten des heiligen Bundes ihnen, nach dem weisen Stabilitätssystem, für alle folgende Jahrtausende zu erhalten und zu sichern strebten! Es war eine gesellschaftliche Ordnung, in welcher sich auf einer Seite Löwen, Tieger, Wölfe und Hyänen, auf der andern Schafe und Lämmer befanden, und wo Könige, Fürsten, Edelleute und Pfaffen sehr natürlich die Rollen der erstern, Bürger und Bauern ganz geduldig die Rollen der letztern spielten.

Doch laßt uns einige Thatsachen anführen, um zu zeigen, zu welchen Fehltritten die Diplomaten des heiligen Bundes und selbst einige der erhabenen Mitglieder desselben, sich verleiten ließen, indem sie das Legitimitäts- und Stabilitätssystem und das unbeschränkte monarchische Prinzip überall geltend machen wollten.

Ein königlicher Greis, der mit dem einen Fuß auf dem Throne, mit dem andern im Sarge stand, und den der Eid gereuete, womit er freiwillig die, seinem Volke zugestandene Verfassungsurkunde beschworen hatte, erschien zu Anfange des Jahres 1821 als Verkläger seiner Unterthanen auf dem Kongresse zu Laibach und begehrte, daß man ihn von seinem Eide entbinden, die Verfassung seines Königreichs für nichtig erklären, und ihm mit gewaffneter Hand beistehen möchte, um sein unglückliches Volk wieder in die Fesseln des weltlichen und geistlichen Zwingherrnjochs einzuschmieden, damit es in dem glorreichen Zustande der Entmenschung, der Sklaverei und des Lazaronismus verbleiben möchte. Da sprachen, — guter Gott, die Nachwelt wird einst, wenn sie in der Geschichte es liest, sich entsetzen und schaudern! — da sprachen die Primaten *) und Diplomaten des heiligen Bundes: Vater, dein Wille geschehe! Die Konstitution und der, von dem Könige geschworene Eid wurden hierauf für nichtig erklärt und große, österreichische Kriegsheere nach Italien gesandt, um die arme, von ihrem treulosen, unwürdigen Monarchen betrogene Nation aufs Neue in Ketten und Banden zu schlagen. Nicht allein die Völker, sondern selbst Könige und Fürsten, die zwar zu den Mindermächtigen, allein nicht zu den Minderweisen und Minderguten gehörten, betrachteten mit Zorn und Abscheu ein Verfahren,

*) Der König von Preussen befand sich nicht auf dem Kongreß zu Laibach, aber seine Gesandten, der Fürst von Hardenberg und der Exzultra, Graf von Bernstorf, die vielleicht ein etwas elastischeres Gewißen hatten, als ihr erhabener Gebieter.

das nothwendig das Vertrauen zwischen Regenten und Regierten auf das Fürchterlichste erschüttern mußte, denn Wortbrüchigkeit und Meineid waren dadurch von oben herab für recht erklärt. Man hatte den Völkern ein schreckliches Beispiel zur Nachahmung aufgestellt. „Wenn, sagten sie, wenn die Könige befugt sind, willkührlich ihre Eide zu brechen, was verpflichtet uns dann, die unsrigen zu halten? Und da sie jenes Recht sich anmaßen, wer bürgt uns dafür, daß sie ihre Verheissungen, selbst, wenn sie noch so heilig beschworen sind, jemals erfüllen werden? Haben sie nicht in den Tagen der Gefahr, wo alle ihre Throne unter ihnen wankten, so Vieles versprochen, und gar nichts gehalten? Haben sie nicht sogar mindermächtige Fürsten gezwungen, das, was diese ihren Unterthanen bereits zugestanden hatten, wieder zurück zu nehmen? Wer kann ihren Worten, wer ihren Eiden noch trauen? An Neapels Schicksal sieht man, daß nicht, wie sie vorgeben, das Heil der Menschheit, sondern unbeschränkter Despotismus, der nur unter dem finstern Schatten des Aberglaubens, des Pfaffenthums, der Entmenschung, der Rohheit gedeihen kann, das einzige Ziel ihres Strebens ist. Sie glauben, weil wir so viel für sie gelitten und erduldet haben; so sollen wir auch Alles von ihnen dulden und leiden; aber sie irren! So sprachen die Völker!

Der Kaiser Alexander und Nikolaus sind also nicht die einzigen meineidigen Könige der neuesten Zeit; aber Alexander war schon lange vor dem Kongreß zu Laibach eidbrüchig gegen die Polen gewesen; desto leichter ward es ihm, dem Meineide des Königs Ferdinand von Neapel die Weihe der Gerechtigkeit zu geben!

Der Letztere hatte übrigens, was sein Betragen in einem noch dunklern Lichte zeigt, nicht allein die Verfassungsurkunde beschworen, sondern er suchte sich auch heuchlerisch, während er in geheimen Verhandlungen mit dem Kongreß zu Laibach stand und die Aufhebung der Verfassung forderte,

den Schein der höchsten Zufriedenheit mit derselben zu geben. Als er im Winter 1820 mit seiner Buhlerin, der sogenannten Herzogin von Floridia, welcher er späterhin ungeheure Schätze vermachte, nach Laibach reiste, versicherte er das Parlament zu Neapel: er würde fleißig beten, daß Gott die Herzen der Monarchen leiten, und sie der Konstitution ihre Zustimmung geben möchten; und als er nachher seinen Zweck, die Aufhebung und Nichtigkeitserklärung der Verfassung und die militärische Hülfe von Oesterreich ausgewirkt hatte, da schrieb er Briefe an seinen Sohn, worin er nichts mehr bedauerte, als daß seine Bemühungen mißlungen wären, die Monarchen zur Anerkennung der Konstitution zu bewegen. Der Elende! So mißbrauchte er noch am Grabe stehend, die Religion zum Deckmantel, um seinen nichtswürdigen Verrath und seine schändlichen Betrügereien zu verhüllen.

Wie man in Hinsicht der unglücklichen Griechen handelte, ist bekannt und schon früher erwähnt worden, daß der Abgeordnete Gottes, der Beschützer der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit, der Stifter des scheinheiligen Bundes, Kaiser Alexander selbst es war, der sie zuerst zum Aufstande gegen die Türken, mit dem Versprechen, ihnen Beistand zu leisten, aufreizen ließ und der sie nachher als strafwürdige Empörer verdammte und sie auf die unmenschlichste Weise ihren tyrannischen Henkern Preis gab.

Eben so unwürdig betrug er sich gegen Spanien! In einem am 8. (20.) Julius 1812 zu Weliki-Luki zwischen Alexander und der spanischen Gesandtschaft abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse erkannte der erstere feierlich die Konstitution an, welche die Cortes eingeführt und bestätigt hatten. Kaum war Ferdinand VII. aus der französischen Gefangenschaft zu Valencay entlassen, und in Spanien angelangt, als er bereits am 4. Mai 1814 durch eine Proklamation die Cortes auflöste, die von ihnen gegebene, den Bedürfnissen der Nation sehr angemessene Verfassung aufhob, um als unum-

schränkter König herrschen zu können, und Alle, die sich diesen Verfügungen widersetzen würden, zum Tode verdammte. Wer hätte nicht erwartet, daß Ferdinand voll Freude, seine schimpfliche Gefangenschaft gegen ein schönes Königreich zu vertauschen, und voll Liebe und Dankbarkeit gegen ein Volk, das so tapfer und mit so großer Selbstaufopferung zu seinem Besten gestritten hatte, ohne Anstand eine Verfassung genehmigen würde, durch welche das königliche Ansehen und das Wohl der Nation in gleichem Grade verbürgt ward? Aber das Herz eines solchen Verworfenen weiß von keinen edleren Gefühlen! Seine tyrannische, unvernünftige Regierung hatte endlich die Folge, daß am Neujahrstage 1820. in dem Lager der Truppen bei Cadix, ein Aufstand ausbrach, an dessen Spitze sich Riego und Quiroga befanden. Quiroga erließ eine sehr ernste Adresse an den König, worin es hieß: „Bei der Stufe von Aufklärung, auf welcher Europa sich gegenwärtig befindet, ist es fürder unmöglich, die Völker als ein unumschränktes Eigenthum der Könige zu behandeln. Die Völker gehören nicht den Königen, die Könige gehören den Völkern an. Dieser Grundsatz ist, gleich andern unbestreitbaren Wahrheiten zum Axiom geworden. Wenn die Regierungen entgegengesetzte Ansichten heucheln, dann ist es nicht die Sprache der Unwissenheit und des Irrthums, sondern des Betrugs und der Verstellung. Der Wille und die Absichten des Heeres gehen dahin, daß eine solche Sprache sich künftig nicht weiter vernehmen lasse. Diesen Wunsch theilt die ganze Nation, aber die Gewohnheit der Sklaverei und die Eingebungen der Furcht haben ihren Unwillen gezügelt. Sie wird jedoch den Damm durchbrechen, den die Gewalt ihr entgegenstellte, sobald sie erfährt, daß die Tapfern des Kriegsheers ihn bereits gebrochen haben."

Die Nachricht von diesem Aufstande durchflog mit Blitzesschnelle das ganze Königreich; Ferdinands Truppen giengen ein Regiment und ein Bataillon nach dem andern zu dem konstitutionellen von Quiroga, Riego und Mina ange-

führten Heere über, und die meisten Provinzen ließen aufs Neue die Verfassungsurkunde der Cortes als Grundgesetz ihres Vaterlandes ausrufen. Ferdinand VII. überzeugte sich von der Unmöglichkeit eines längern Widerstandes und unterschrieb, am 7. März Abends zehn Uhr jene Akte, die er gleich nachher vor der provisorischen Junta feierlich beschwor. Am 10. März erließ er eine Bekanntmachung, worin er sagte: „Ich habe nur Wünsche gehört und als ein guter Vater habe ich das bewilligt, was meine Kinder ihrem Glück am zuträglichsten halten. Ich habe die Konstitution, die Ihr verlangt habt, beschworen, und ich werde ihre festeste Stütze seyn. Mein einziges Verlangen geht dahin, um meinen Thron alle wahren Spanier einig, friedlich und glücklich zu sehen. Verlasset euch auf Euern König!"

Verlasset Euch nicht auf Fürsten! Gewiß würde der eidbrüchige Nikolaus jetzt dieselbe Sprache führen, wenn die Polen im Begriff ständen, in Petersburg einzurücken. Despoten sind in der Regel nur so lange trotzig und hochfahrend, als keine Gefahr ihnen drohet; aber wenn diese sich zeigt, dann entsinkt ihnen gleich aller Muth; und sie werden noch geschmeidiger, nachgiebiger und demüthiger, als das höfische Gewürm, das vor ihnen im Staube kriecht. Es giebt nur Einen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, sagte Napoleon.

Nun geschah Manches, was dem unglücklichen Spanien eine schönere Zukunft zu verheißen schien. Die Inquisition ward, als verfassungswidrig aufgehoben, ihre Mördergruben wurden geöffnet, und eine Menge von Menschen, von denen Manche bereits seit Ferdinands Thronbesteigung in diesen Höhlen des Jammers geschmachtet hatten, wurden der Freiheit und ihren Familien zurückgegeben.

Der neue Staatsrath, den Ferdinand VII. um sich versammelte, bestand aus freisinnigen Männern, die das Vertrauen der Nation besaßen und verdienten, und vorher größ-

tentheils von ihm wegen ihrer vernünftigen Grundsätze waren verfolgt worden. Dagegen entließ er seine Günstlinge, die ihn zu seinem und seines Volkes Verderben so oft irre geleitet hatten. Auch ward die Preßfreiheit von der provisorischen Junta hergestellt, und manche andere gute Einrichtung getroffen. Das ganze Volk war von einem neuen geistigen Leben beseelt; es schien um Jahrhunderte vorgeschritten, sich um Jahrhunderte weiter veredelt zu haben. Freilich kämpfte noch ein zahlreiches Heer für die unbeschränkte Herrschergewalt, welcher Ferdinand durch die beschworne Verfassung eidlich entsagt hatte; allein dennoch giengen die Wahlen zu den Cortes rasch vor sich, und selbst eine kleine Anzahl aufgeklärter Prälaten und Pfarrer bemühte sich, den Widerwillen und die Vorurtheile zu zerstreuen, welche ihre fanatischen Amtsgenossen dem rohen Haufen gegen die Konstitution eingeflößt hatten.

Alles hätte sich wahrscheinlich sehr gut gestaltet; Alles wäre geordnet und sehr viel Menschenblut gespart worden, hätten nicht die heillosen Grundsätze von Legitimität und Stabilität, welches die erhabenen Abgeordneten der Vorsehung, die Beschützer der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit an der Newa, der Spree und der Donau in ihrer ursprünglichen Reinheit überall aufrecht zu halten wünschten, sie veranlaßt, sich in die Angelegenheiten Spaniens einzumischen.

Als Ferdinand die Verfassungsurkunde angenommen und beschworen hatte, ließen ihm nicht bloß die vereinigten Staaten von Nordamerika, sondern auch die Höfe von London, Paris, Haag, München, Dresden, Stockholm, die schweizerische Eidgenossenschaft und sogar der heilige Vater im Vatikan durch ihre Gesandten und Geschäftsträger ihre Glückwünsche abstatten. Allein Alexander von Rußland, dem jedes freie Aufathmen eines Volks höchst gefährlich dünkte, schleuderte von Petersburg seinen Bannstrahl gegen die konstitutionellen Einrichtungen, die man ohne Ihn, den Obervormund der Menschheit, um Erlaubniß zu bitten, an den Gestaden des

Ebro und bei den Säulen des Herkules einzuführen gewagt hatte. Der Selbstherrscher aller Reussen hatte immer eine Todesangst, daß seine Baschkiren, Korjäken und Kalmucken von den freisinnigen Grundsätzen der Franzosen, der Deutschen, der Engländer und anderer Völker angesteckt werden möchten. Er zitterte noch mehr vor dem Liberalismus, als alle Nationen Europa's vor der tödtlichen Seuche, womit die abscheuliche, schändliche Barbarei seines Bruders Nikolaus die ganze Menschheit bedrohet *).

Man hat den Kaiser Alexander fast in den Himmel erhoben, weil er einigen tausend Bauern auf seinen Krongütern die Freiheit geschenkt hatte; allein das geschah keineswegs, um jenen Unglücklichen die Bürde ihres traurigen Daseyns zu erleichtern, sondern aus bloßer Eitelkeit und Prunksucht, um dafür von schmarotzenden Schriftstellern gepriesen zu werden. Und was war es denn auch für eine Freiheit, die er ihnen gab? Eine solche, die in jedem gebildeten Lande, zum Beispiel in Frankreich, in Baden, in Baiern, in Würtemberg, in Nassau, in Sachsen-Weimar u. s. w. für Sklaverei gelten würde. Ueberdieß verschenkte Alexander gar oft tausend und mehrere Bauern an Edelleute, die er belohnen wollte, und die dann mit den armen Leibeigenen, welche ihnen so wohlfeilen Kaufs zu Theil geworden waren, noch weit ärger hausten, als der Teufel mit den Seelen der Verdammten. Ist es nicht schon ein empörender, schaudererregender Gedanke, Menschen zu verschenken, als ob es Silberrubeln wären? Gewiß, der Beschützer der Religion und Gerechtigkeit, der fromme Abgeordnete der Vorsehung besaß auch keinen Funken von Gefühl für menschliche Rechte

*) Als man vor dem Einmarsche der Russen in Polen dem Kaiser Nikolaus die Bemerkung machte, daß viele russische Regimenter mit der Cholera behaftet wären, soll er erwiedert haben: das ist gut, desto mehr Polen werden sterben! — So weit gieng alles die Raubgier und Verblendung dieses Despoten, daß er in seiner tollen Wuth gegen die Polen ganz und gar auf die übrige Menschheit keine Rücksicht weiter nahm!

und menschliche Würde, Alles war berechnet bei ihm auf Befestigung einer schrankenlosen Herrschergewalt, auf Verbreitung des absoluten monarchischen Prinzips, auf Hemmung des sittlichen und geistigen Fortschreitens der Menschheit, auf Verbannung aller Freiheit, auf Vernichtung der Rechte aller Völker. Obgleich wir leider, sehr gut einsehen, daß Alexanders Nachfolger noch weit schlimmer ist, so glauben wir doch, daß die Katastrophe von Taganrog ein sehr großes Glück für die Menschheit war.

In allen Maßregeln des Kaisers Nikolaus gegen die Polen, die Lithauer, die Volhynier, so wie in seinem ganzen Betragen seit seiner Thronbesteigung erkennt man einen Despoten, vor dem man mit Schauder zurücktritt. Wissentlich und vorsätzlich läßt er das Gift einer mörderischen, verpestenden Seuche über ganz Europa verbreiten. Alles was er jetzt (im Junius) von den Polen erlangen will, wollten sie ihm schon gleich nach den Tagen ihrer Revolution zugestehen, wenn er sich verpflichten würde, die Verfassung treu und ehrlich zu halten, und die früher von Polen abgerissenen Provinzen mit dem Königreiche Polen, wie er nach der Wiener Kongreßakte verpflichtet war, zu vereinigen. Allein das beliebte, der unersättlichen, schrankenlosen Herrschgier des selbstsüchtigen Autokraten nicht; er wollte durchaus den Eid nicht erfüllen, den er freiwillig und feierlich geschworen hatte; mit Einem Schlage wollte er die Polen vernichten, um auf ihren blutigen Leichnamen seinen unumschränkten Herrscherthron aufzurichten. Ein furchtbarer Krieg mußte begonnen werden; ein Krieg, gräßlicher, als einer von allen, die seit zweihundert Jahren geführt wurden, denn die Waffen und die tödtliche Krankheit, welche Nikolaus durch seine Heere, aus den entferntesten Winkeln seines Reichs und aus Asien nach Polen und den angränzenden Ländern verpflanzte, und die von dort aus vielleicht noch ganz Europa mit Elend und Jammer erfüllen, fraßen bereits in wenigen Monaten hunderttausende, die als Opfer des tollen Wahnsinns eines Despoten starben, der durch sein ganzes Ver-

fahren hinlänglich zeigt, daß er der Krone durchaus unwürdig war, deren man ihn mit so großem Rechte verlustig erklärt hat. Jeder Vernünftige erblickt in ihm einen unbesonnenen Wütherich und selbst seine beiden mächtigsten Verbündeten, so sehr sie auch dem unumschränkten monarchischen System huldigen, können es nicht wagen, ihm gegen die heldenmüthigen Polen die mindeste kriegerische Hülfe zu leisten, da ihre Völker sich laut und offen gegen ihn erklärt haben; denn welcher rechtliche Preusse, welcher biedere Oesterreicher würde auch nur Einen Schritt thun oder gar einen Tropfen Blut aufs Spiel setzen wollen, um jene edle, tapfere Nation wieder unter das schändliche, moskowitische Sklavenjoch zu beugen, und einem Tyrannen zur Wiedererlangung eines Thrones behülflich zu seyn, den er durch Meineid, Treulosigkeit und Ungerechtigkeiten jeglicher Art auf das ehrloseste verscherzt hat? Gewiß, kein ehrlicher Preusse, kein braver Oesterreicher würde das thun, wofern er nicht mit Bajonetten und Kanonen, die hinter ihm ständen, vorwärts getrieben würde, und dann würde er sicherlich seine Waffen den Polen überreichen, oder in ihre für Freiheit und Menschenrecht kämpfenden Reihen treten! Auch die hochherzige, freimüthige und offene Erklärung der Ungarn, dieser edeln vortrefflichen Nation, die ihren Monarchen aufforderte, den Polen Hülfe und Beistand zukommen zu lassen, und ihn an die großen Verpflichtungen erinnerte, welche das Kaiserhaus und die ganze Civilisation gegen die Polen hat, muß jeden absoluten Herrscher und jeden, in dem hirnlosen Spinnengewebe von Legitimität, Stabilität und unbeschränktem monarchischem Prinzip befangenen Minister überzeugen, daß es jetzt wahrlich nicht an der Zeit ist, den Selbstherrscher Nikolaus gegen Polen unterstützen zu wollen.

Lebte Alexander noch, und führte der diesen Vernichtungskrieg gegen Polen, so würden die Verhältnisse für die Polen weit nachtheiliger gewesen seyn. Durch eine salbungsvolle Frömmelei und den erborgten Schein einer, Alles umfas-

senden Menschenliebe, worunter er sein Streben nach Herrschaft über den ganzen Erdkreis zu verbergen suchte, hatte er eine Art von Glorie um sein Haupt gezogen, die aber späterhin den Blicken jedes Besonnenen als trügerischer Phosphorschimmer sich zeigte. Viele Menschen waren übrigens in den Jahren 1813 bis 1815 nahe daran, ihn für einen Gott oder wenigstens für einen Messias zu halten. Hätten seine geistigen Kräfte seinem Willen entsprochen, und wäre die Menschheit nur um einige Jahrhunderte weiter zurück gewesen, so würde es ihm leicht gelungen seyn, sich als den allgemeinen, weltlichen Statthalter der heiligen Dreifaltigkeit auf dem ganzen Erdenrund geltend zu machen, wenigstens bei denen, die auf den Thronen saßen, und bei denen, die ganz unten im Staube krochen. Der Wille war da, allein der Geist war schwach, und daher konnte sein Diplom und Kreditiv, der kalte Winter von 1812, wodurch seine Anbeter ihn so gern als den begünstigtsten und ersten Abgeordneten Gottes auf Erden, als den vornehmsten aller irdischen Herrgötter legitimiren wollten, ihm wenig nützen. Aufgeklärte, und mit dem Himmelstrich von Moskau bekannte Menschen wußten, daß ein so kalter Winter, wie der von 1812 in jenen Gegenden nichts Ungewöhnliches ist; sie hielten sich überzeugt, daß ein eben so kalter Winter eingetreten seyn würde, wenn auch kein einziger Franzose nach Moskau marschirt wäre, und daß es wohl in dem Plan der Vorsehung gelegen habe, der Herrschaft Napoleons ein Ziel zu setzen, aber daß es keineswegs ihr Wille gewesen sey, den Kaiser Alexander für seinen Erben zu erklären, und als ihren Abgeordneten und Stellvertreter bei der Menschheit zu beglaubigen. Jeder Vernünftige sah, daß jene Glorie von Heiligkeit, womit er sein erhabenes Haupt umgab, bloßer Phosphor war, und man schauderte mehr bei dem Gedanken, Europa unter der Gewalt wilder, ungebildeter Russen, Kalmücken, Baschkiren und Kosacken gerathen und alle Civilisation, alles höhere Aufstreben des menschlichen Geistes gehemmt und vernichtet zu sehen,

als bei der Vorstellung, daß die Franzosen unter der Anführung eines aufgeklärten, geist- und kraftvollen Oberhaupts in diesem Welttheil erlangen möchten. Man hatte Franzosen und Russen kennen gelernt, und wußte sie Beide zu würdigen, denn man hatte erfahren, daß Russen und Kosacken als Freunde weit schlimmer sind, als die Franzosen, wenn sie als Feinde kommen.

Indessen möchten die gegenwärtigen Verhältnisse der Polen, wenn Alexander gelebt hätte, doch weit ungünstiger gewesen seyn, als jetzt. Nikolaus wollte durch sein Donnerwort die ganze Civilisation erschrecken, und regte dadurch den Zorn der Nationen so sehr gegen sich auf, daß sie laut und offen ihren Unwillen gegen ihn aussprachen, ihn als den Gegenstand ihrer Verachtung und ihres Abscheues allgemein bezeichneten, und damit den Herrschern jede Aussicht benahmen, ihm gegen die Polen Beistand zu leisten. Alexander würde wahrscheinlich durch seine gleisnerische Gewandtheit die Völker geäfft und die Herrscher, auf die heilige Bundesurkunde sich berufend, zum Beistande aufgefordert und beredet haben, und ehe noch die Gottesstimme der Nationen sich so laut hätte vernehmen lassen können und dürfen, wären schon ihre Heere in Polen eingerückt, und hätten der unglücklichen Nation weit drückendere Fesseln angelegt, als sie jemals getragen hatte. Es wäre den Polen dann noch weit schlimmer ergangen, als den Spaniern, zu denen ich jetzt wieder zurückkehre.

Dem treulosen Tyrannen Ferdinand VII. war Alexanders drohender Widerspruch gegen die Herstellung der Verfassung von 1812 und gegen die neuen Einrichtungen in Spanien überaus willkommen, und obgleich er, wie vorhin schon bemerkt wurde, die Konstitution feierlich beschworen und freiwillig erklärt hatte, daß er die feste Stütze derselben seyn wollte, so ließ er doch durch einen geheimen Abgeordneten Alvarez von Toledo den moskowitischen Selbstherrscher noch mehr aufreitzen, sich in die spanischen Angelegenheiten einzumischen und der Einführung der freisinnigen

Konstitution der Cortes seine Zustimmung zu verweigern. So suchte der meineidige Despot im tiefsten Süden von Europa bei dem im tiefsten Norden Hülfe, um die Rechte der Menschheit und der Völker zu vernichten, und sie ward ihm sehr gerne gewährt, denn Ferdinand VII. war ja Mitglied des heiligen Bundes, und wäre er auch dieß nicht gewesen, so würde ihm doch Alexander, dem alle konstitutionelle und freisinnige Verfassungen im höchsten Grade verhaßt waren, mit Freuden Beistand geleistet haben. Sie waren ja Brüder und Einer des Andern vollkommen würdig. Das arglistige Betragen des eidbrüchigen Ferdinand ward von den Cortes entdeckt, und er sah sich genöthigt, seinen eigenen Botschafter Alvarez für einen Betrüger zu erklären.

Wahrlich, die Cortes handelten hier äußerst großmüthig und edel, daß sie den gekrönten eidbrüchigen Hochverräther nicht, wie er es verdient hätte, durch gänzliche Entthronung für seine Schandthat büßen; aber sehr unvorsichtig gegen ihre Nation, da sie die Krone noch ferner auf einem so unwürdigen Haupte ließen, und hiedurch ganz Spanien dem gränzenlosen Elende Preis gaben, worunter es jetzt seufzen und erliegen muß. Jene Strafe der Thronentsetzung wäre übrigens sehr milde und in Spanien nicht die erste der Art gewesen. Der König Don Juan II. von Arragonien ward 1462 in Catalonien und Heinrich IV. bald nachher 1465 in Castilien, beide wegen ihrer schlechten Regierung abgesetzt.

Im Namen der Großmächte Europas und des von ihm gestifteten heiligen Bundes drohete Alexander, daß der „Schandfleck," womit Spanien gebrandmarkt worden, nemlich die Konstitution der Cortes, die doch der Selbstherrscher aller Reussen selbst anerkannt hatte*), vertilgt,

*) In dem zu Welikie-Luki am 8. (20.) Juli 1812 zwischen dem Autokraten Alexander und der spanischen Regentschaft geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß heißt es §. 5: „Seine Majestät, der Kaiser aller Reussen erkennen die General- und außerordentlichen Cortes, die sich gegenwärtig in Spanien

daß die Verbrecher, die Mitglieder der gleichfalls von ihm anerkannten Cortes bestraft, und daß das böse Beispiel für Europa vernichtet werden sollte.

Aus dieser schaudererregenden Sprache konnte man deutlich das Gemüth und die Absichten des Selbstherrschers am Eismeere, der ein Beschützer der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit, und ein Abgeordneter der Vorsehung seyn, und nach den Vorschriften der Religion des Gott-Erlösers handeln wollte, erkennen. Nicht das Wohl der Menschheit, wie er heuchlerisch vorgab, sondern allgemeine Befestigung der schrankenlosesten Herrschergewalt war das Ziel seines Strebens. Viele Millionen Menschen sollten sich von weltlichen und geistlichen Henkern und Vampyren mißhandeln, morden, schinden und aussaugen lassen; sie sollten auf ihre heiligsten und unveräußerlichsten Rechte verzichten, an deren freie Ausübung der Zweck ihres Daseyns von Gott selbst geknüpft war; sie sollten aller höhern, geistigen und

---

vereinigt haben, an, und so auch die Konstitution, die sie eingeführt und bestätigt haben." Die Konstitution, welche 1820 ausgerufen wurde, war nun die nämliche, die 1812 von den Cortes eingeführt ward, und die Letztern bestanden zum Theil noch aus denselben Mitgliedern, aus denen die Cortes von 1812 zusammengesetzt waren. Gesetzt aber auch, das Letztere wäre nicht der Fall gewesen, die Cortes von 1820 wären aus lauter neuen Mitgliedern gebildet worden, so hieng das Anerkenntniß, welches Alexander ihren Vorgängern ertheilt hatte, ja auf sie über, denn von den Cortes (dem Reichstage), nicht von den einzelnen Mitgliedern war die Rede. Es bedurfte also keiner weitern Anerkennung von Seiten Rußlands, indem diejenige, welche in dem Bündnisse von Weliki-Luki enthalten war, sich nicht auf die damaligen Personen, sondern auf die Verfassung und auf die, damit verbundene gesetzgebende Behörde, Cortes genannt, bezog. Auch der König von Preussen hatte die Cortes und die von ihnen sanktionirte und von dem Volke beschworne Verfassung in dem zwischen Preussen und Spanien am 20. Januar 1811 zu Basel abgeschlossenen Vertrage feierlich anerkannt, nachdem dieß bereits von Seiten Schwedens in einem, mit Spanien zu Stockholm geschlossenen Vertrage geschehen war; allein dieß Alles half nachmals nichts, der heilige Bund wollte Vernichtung der spanischen Verfassung, und er erreichte zum Unglück und zur Schande der Menschheit seinen Zweck.

sittlichen Vervollkommnung entsagen, und sich dem eisernen Joch eines unwürdigen, verabscheungswerthen Ungeheuers, des ärgsten Schandflecks der menschlichen Gesellschaft unterwerfen, damit die wahnwitzigen Träumereien von unbeschränktem monarchischem und autokratischem Prinzip ja keinen Schaden leiden möchten. Das wollten Alexander und seine Glaubensgenossen. Wahrlich, difficile est, satyram non scribere! Es ist nicht allein schwer, es ist ganz unmöglich, nicht zürnen zu müssen.

Alexander hielt Wort, denn die Despoten sind immer bereit, ihre Drohungen gegen die Völker zu vollziehen, aber nie geneigt, ihre Verheissungen zu erfüllen, und wenn sie gleich mit tausend Eiden beschworen, und mit dem Blut von vielen Millionen besiegelt sind.

Als die Cortes ein, auf dem Kongreß zu Verona verabredetes Ultimatum, worin eine gänzliche Umänderung, ja man mochte sagen, eine gänzliche Vernichtung ihrer Konstitution verlangt ward, nicht annehmen wollten; da forderten die Gesandten von Rußland, von Oesterreich und von Preussen ihre Päße, und der Krieg war so gut, wie erklärt.

Schon vorher war von Alexanders Seite nichts gespart worden, um die Flamme des verderblichsten Bürgerkrieges in dem unglücklichen Lande zu entzünden, und dieß gelang um so leichter, da Alle, die mit der konstitutionellen Regierung unzufrieden waren, oder vielleicht bloß hofften, in einem anarchischen Zustande der Dinge durch fremde Trümmer sich bereichern zu können, vertrauensvoll auf Beistand des heiligen Bundes und auf Hülfe aus Norden und Osten rechnen durften. Pfaffen und Mönche schnoben vor Wuth und suchten Jeden, der ihnen nur ein Ohr leihen wollte, gegen die Cortes zu verhetzen, die eine große Menge von Klöstern und Jesuitenkollegien, vierhundert sieben und siebenzig an der Zahl, aufgehoben hatten, und noch überdieß darauf bestanden, daß die ungeheuren Einkünfte der Geistlichen vermindert werden, und daß die

Letztern an den öffentlichen Abgaben und Laſten gleichfalls Theil nehmen ſollten. Eine eigene Glaubensarmee ward daher von den Feinden der Cortes errichtet, zu deren Bildung und Erhaltung beſonders franzöſiſche Pfaffen und Ultra's große Summen hergaben. Ferdinand VII. ſtand, aller ſeiner Eide ungeachtet, fortwährend mit den innern und äußern Feinden der Nation in heimlichem, verrätheriſchem Verkehr, und Spanien war der jammervolle Schauplatz, auf welchem zur Ehre der Legitimität und des heiligen Bundes die ſchrecklichſten, grauſenvollſten Trauerſpiele aufgeführt wurden, die bis zu dieſem Augenblick immer erneuert werden.

Unglückliches Volk, wer wird einſt den Muth haben, alle die Gräuel zu ſchildern, die ſeit Ferdinands des Meineidigen Wiederherſtellung und auf Anſtiften Alexanders des Meineidigen, deine Städte und Dörfer verödet, deine ſchönen Fluren und Thäler mit Blut und Leichen bedeckt, deine Orangen- und Olivenhaine mit dem Jammergeſchrei der unglücklichen Opfer des Despotismus erfüllt haben! Wie wird die Nachwelt ſchaudern bei dem tiefen Schatten eines ſolchen Gemäldes, das alle menſchlichen Seelen erſchüttern muß! Wie wird ſie erſtaunen und empört werden gegen die Urheber und Beförderer dieſer Gräuel, die, weit entfernt, Abgeordnete Gottes zu ſeyn, Religion, Gerechtigkeit und Frieden zu beſchützen, und das Beſte der Menſchheit zu ſuchen, nur bemüht waren, auf ihren blutigen Trümmern der unbeſchränkteſten Herrſcherwillkühr und dem verfolgeriſchen und verfinſterungsſüchtigen Pfaffenthum glänzende Tempel und Altäre zu bauen.

Durch Ferdinands argliſtige und verrätheriſche Einverſtändniſſe mit den auswärtigen und einheimiſchen Feinden ſahen ſich die Cortes gezwungen, ihn unter ſorgſamer Obhut zu halten, denn dieß waren ſie eben ſo ſehr der Nation als ihrer eigenen Selbſterhaltung ſchuldig. Trotz des allgemeinen Unwillens der Franzoſen und des ſtrengen Widerſpruchs ihrer beſſern Volksvertreter, gelang es doch dem Kaiſer Alexander

und seinen Helfern und Helfershelfern, Frankreich, das so viel Blut für die Freiheit und die Rechte der Menschen vergossen hatte, zum Vollstrecker des Todesurtheils der Freiheit Spaniens zu erniedrigen. Die freisinnigen und vaterländischgesinnten Abgeordneten der Deputirtenkammer wurden von dem Natterngezücht der Ultraroyalisten überstimmt, und ein Feldzug nach Spanien ward beschlossen, um wie Alexander und der heilige Bund es wollten, das Reich der tyrannischen Willkühr und des Pfaffen- und Mönchthums wieder herzustellen, und der unglücklichen Nation die blutigen, kaum abgeschüttelten Ketten auf's Neue anzulegen. Freilich fehlte es in Frankreich an Geld zu solchem Feldzuge, allein durch eine Rentenverschleuderung an den Juden Rothschild, den Großseckelmeister aller legitimen Tyrannen und Völkerdränger schaffte das nichtswürdige Ministerium Villele die nöthigen Summen herbei, und nun ward der Herzog von Angouleme, der Ritter, der nicht reiten kann, von seinem Oheim, dem erbärmlichen Ludwig XVIII. zum Oberfeldherrn ernannt. Ihm wurden noch einige ausgezeichnete Generale, unter denen sich auch Marmont und Bourmont befanden, beigegeben und Ehrenhalber sogar untergeordnet, um die Lorbeeren zu pflücken, womit man seinen hohlen Schädel umkränzen wollte.

Unstreitig war dieser Krieg, nächst dem jetzigen Kriege der Russen gegen Polen, einer der schändlichsten, die jemals geführt wurden; das fühlte die ganze hochgebildete und edelmüthige Nation, die ihr Geld und ihr Blut dazu hergeben mußte, und daher sprachen sich Unwille und Zorn auch sehr laut und allgemein in Frankreich aus. Franzosen und Deutsche lieben freilich den Ruhm sehr leidenschaftlich, allein sie mögen ihn nur auf eine ehrenvolle, nicht auf eine unwürdige Weise erwerben; sie sind keine feile, verächtliche Schweizer, die obgleich sie selbst frei seyn wollen, für ein Stück Brod oder für ein Trinkgeld sich an fremde Menschenquäler und Tyrannen zu Schergen und Henkern anderer Nationen verkaufen.

Mit einem Heer von 94,000 Mann rückte der Held

Angouleme im März 1823 in Spanien ein, nachdem er, wie dieß bei den meisten legitimen Fürsten Gebrauch ist, vorher eine scheinheilige, mit Lug und Trug angefüllte Proklamation vorausgesandt hatte. Nun loderte die Fackel des Bürgerkrieges zwischen Konstitutionellen und Königlichgesinnten oder Absolutisten in hellen Flammen empor; Alles gerieth in einen Zustand der Anarchie und Verwirrung; dieß und die Umtriebe der Pfaffen, die jetzt dieselben Franzosen in den Himmel erhoben, gegen die sie zehn Jahre vorher das Kreuz gepredigt hatten, so wie die unzulänglichen Vertheidigungsanstalten der Konstitutionellen, bahnten dem großen Heerführer Angouleme überall den Weg. Er siegte, ohne Schlachten zu liefern, und befreite am 23. September seinen geliebten Vetter, Ferdinand VII., von der Aufsicht der Cortes, unter welcher er sich zuletzt in Cadix befand. Das hieß einer wilden, auf's Aeußerste gereizten Hyäne den Maulkorb abreißen und sie aus ihrem Käfich entlassen. Der Wütherich tobte nun ärger, als jemals; Jeder, der ihm verhaßt oder verdächtig war, ward eingekerkert und in wenigen Tagen gemordet, oder, wenn er sehr glücklich war, des Seinigen beraubt und aus dem Reiche verbannt; die meisten der wohlhabendsten und bessern Einwohner von Madrid und vielen andern Städten entflohen, um dem Henkerbeil des Tyrannen zu entrinnen; alle Straßen waren mit Räubern und Mördern, alle Winkel mit Spionen und Verräthern angefüllt; Ackerbau, Gewerbe und Handel erstarben jetzt völlig, aber Jesuiten und Mönche lebten wieder auf, die eingezogenen Klöster wurden hergestellt und auch den Priestern gab der fromme, eidbrüchige Ferdinand ihre Zehnten und alle, ihnen entzogenen Einkünfte zurück, um sich mit dem Himmel wegen des unschuldigen Bluts zu versöhnen, das er in Strömen vergießen ließ.

Niemand besaß aber zu jener Zeit so viel Ansehen und Einfluß, keiner der übrigen Diplomaten ward mit so hoher Achtung und mit so großem Vertrauen von Ferdinand

behandelt, keiner von ihnen mischte sich so eifrig in alle innern Angelegenheiten und Verhältnisse, als der russische Gesandte, Graf Pozzo di Borgo! -Ferdinand der Meineidige fühlte, wie viel er dem Selbstherrscher aller Reussen verdankte. Alexanders glühender Eifer für die heilige Sache der Legitimität hatte es bewirkt, daß Frankreich seiner zerrütteten Finanzen ungeachtet, so schnell und bereitwillig sich zu diesem Kriege entschloß, durch den Spanien in endlosen Jammer versetzt wurde.

Als der Held Angouleme den so eben erwähnten glücklichen Zustand der Dinge, die gesellschaftliche Ordnung und Ruhe, wie Alexander und seine Bundesgenossen es nannten, in Spanien hergestellt hatte, da reiste er mit Lorbeeren und mit vielen Millionen Flüchen bedeckt, hin, wo er hergekommen war, und warf sich sehr theatralisch seinem würdigen Oheim Ludwig XVIII. zu Füßen. Der König aber hob ihn auf, drückte ihn an seine Brust und sprach: „Mein Sohn, ich bin mit Dir zufrieden!" Auch der heilige Vater in Rom war mit ihm zufrieden, und sandte ihm einen geweiheten Degen, der jedoch in den letzten Tagen des Julius 1830 in Frankreich kein Glück gemacht hat. Die Segenswünsche der Spanier sind übrigens nicht unerfüllt geblieben! Die rächende Nemesis ereilt die Buben im Purpur so gut, wie die Buben im Bauernkittel.

Auf solche Weise suchten Alexander und der heilige Bund in ganz Europa Religion, Frieden und Gerechtigkeit zu beschirmen! Auf solche Weise war man bemüht, die gesellschaftliche Ordnung und Ruhe zu erhalten und herzustellen! So befolgte Alexander „die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, welche der Gott-Erlöser, Jesus Christus, gelehrt hat, und die ihm, laut der Urkunde des heiligen Bundes, zur Richtschnur seiner politischen Handlungen dienen sollten!

O Völker, wie lange werdet Ihr Euch noch durch ähn-

liche Trügereien bethören lassen? Wie lange werdet Ihr noch für die Launen und die Herrschgier ehrsüchtiger Despoten die Waffen wider einander erheben, um Euch gegenseitig Ketten und Banden anzulegen? — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Das Verfahren gegen Spanien konnte übrigens gar nicht auffallen, denn gerade, wie man hier handelte, hatte man schon früher gegen Neapel und Piemont gehandelt; indessen begriff man doch nicht, wie es möglich war, daß die erhabenen Abgeordneten der Vorsehung in ihrer Bundesurkunde so öffentlich Grundsätze zur Schau trugen, mit denen ihr Benehmen im lautesten Widerspruche stand.

Gewiß mußte jeder Vernünftige, der wirklichen Antheil an dem Wohl und dem Wehe der Menschheit nahm, sich über Staatsveränderungen freuen, wie die in den genannten drei Ländern, wodurch so viele Millionen Menschen durch den fürchterlichen Druck weltlicher und geistlicher Zwingherrschaft befreiet, und aus dem Zustande der Thierheit, der Entsittlichung und des tiefsten Elends herausgerissen wurden. Wer hätte wohl ahnen mögen, daß jener heilige Bund, der im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit versicherte; „daß er die heiligen Wahrheiten, welche die heilige *) Religion des Gotterlösers lehrt, zur Richtschnur seiner Handlungen wählen wolle; daß er (der heilige Bund nämlich) erkläre, seine Bundesakte habe nur den Zweck, vor den Augen der ganzen Welt anzukünden: daß seine Mitglieder sowohl in der Verwaltung ihrer respektiven Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung allein die Vorschriften jener heiligen Religion zur Regel nehmen wollen; Vorschriften der Gerech-

*) Bei einem heiligen Bundesstifter durfte es gar nicht befremden, wenn er das Wort heilig immer auf den Lippen trug! Das, womit man umgeht, kehrt Einem an: ist ein altes Sprichwort.

tigkeit, der Liebe und des Friedens, die unmittelbar auf die Entschließungen der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, weil sie das einzige Mittel sind, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Mängeln abzuhelfen; daß endlich alle Menschen als Brüder sich lieben sollen;" wer, frage ich, wer hätte wohl ahnen sollen, daß dieser heilige Bund *), der eine so salbungsvolle, fromme, heilige Sprache führte, sich jenen Staatsveränderungen widersetzen und seinen Bannstrahl gegen sie schleudern würde? Was verstand der heilige Bund unter Gerechtigkeit? War es vielleicht nach seinen Begriffen der Gerechtigkeit und der christlichen Liebe gemäß, daß gewisse Regentenfamilien und einzelne, durch Anmaßung und Mißbrauch bevorzugte und bevorrechtete Kasten ein großes Volk in den tiefsten Aberglauben, in die drückendste Knechtschaft, in das herzzerreißendste Elend, mit eisernen Fesseln in einen Zustand stürzten, und es mit eisernen Fesseln in thierischer Rohheit zu erhalten suchten? War es jener Gerechtigkeit und christlichen Bruderliebe entsprechend, viele Millionen Menschen von allem höhern und edlern Lebensgenuß auszuschließen, ja, ihnen sogar die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu entziehen, damit ein schändliches Heer weltlicher und geistlicher Vampyre und Blutigel im größten Ueberfluß schwelgen und sich mästen konnte? War das ein Beweis der christlichen Bruderliebe des heiligen Bundes, „die alle Menschen umfassen sollte," daß er mit gewaffneter Hand jene unglücklichen, auf das Empörendste herabgewürdigten Nationen, die sich blos nach dem Genuß der unveräußerlichsten, zum menschlichen Dasein und Wirken unentbehrlichsten Rechte und Freiheiten sehnte, wieder in ihre eisernen Ketten und Banden

*) Wenn hier von einem heiligen Bunde die Rede ist, so bezieht sich dieß immer nur auf die ursprünglichen Stifter, denn die später hin dem Bündniß beigetretenen wirklichen und Ehrenmitglieder hatten — England und Frankreich ausgenommen — keine Stimme.

ſchmiedete? War den Stiftern des heiligen Bundes und ihren gut unterrichteten, klugen Miniſtern der entſetzlich jammervolle Zuſtand von phyſiſchem, geiſtigem und ſittlichem Elend, der auf den beiden Halbinſeln herrſchte, ſo ganz unbekannt, daß auch kein Fünkchen menſchlicher Theilnahme ſie hätte rühren ſollen? Gab es nicht Schilderungen der unglückſeligen, das Gemüth jedes gefühlvollen und vernünftigen Menſchen empörenden Lage dieſer unglücklichen Nationen in Menge, und ſollten die Hoffeſte, die Heerſchauen, die Luſt- und Jagdpartieen, die Badereiſen, die ganz überflüſſigen, bloß auf Völkerbedrückung und Menſchenquälerei abzweckenden Kongreſſe keine Stunde übrig gelaſſen haben, um einige jener Schilderungen zu durchblättern, und die Verhältniſſe jener Völker kennen zu lernen, ehe man über ihr Schickſal entſcheiden wollte? Wahrlich, man weiß nicht, was man von jener, in ſo ſalbungsvollen Worten vorgetragenen und ſelbſtgerühmten chriſtlichen Religioſität, Gerechtigkeit und Bruderliebe denken ſoll! Zuverläſſig, es war nicht das Glück der Menſchheit, obgleich man es immer zum Vorwande nahm, ſondern einzig und allein die höchſtmöglichſte Ausdehnung und Befeſtigung unumſchränkter Herrſchergewalt, was man beabſichtigte; jede Handlung, die darauf abzweckte, hieß ein Werk chriſtlicher Gerechtigkeit und Bruderliebe! Dieß muß man wiſſen, um ſich durch die Benennungen nicht täuſchen zu laſſen!

Daß dieß wirklich der Fall war, daß nämlich chriſtliche Gerechtigkeit und Bruderliebe im diplomatiſchen Sinn ganz etwas Anderes ſind, als nach dem einfachen, geſunden Menſchenverſtande, und daß die Beſtrebungen des heiligen Bundes nicht auf Beförderung des Glücks der Menſchheit, ſondern auf das vorhin angedeutete Ziel gerichtet waren, das zeigen nicht blos Thatſachen, ſondern auch manche von den Kongreſſen erlaſſene Erklärungen und andere Aktenſtücke.

Wir wollen Einiges davon anführen, und es mit un-

ſern Bemerkungen begleiten. In der, beſonders in Beziehung auf die piemonteſiſchen Angelegenheiten erlaſſenen Schlußdeklaration vom 12. Mai 1821 hieß es:

„Europa kennt die Gründe, welche die verbündeten Monarchen zu dem Entſchluß bewogen haben, die Komplotte zu erſticken, und den Unruhen ein Ende zu machen, wodurch das Beſtehen eines allgemeinen Friedens bedrohet wurde, deſſen Herſtellung ſo viele Anſtrengungen, ſo viele Opfer gekoſtet hatte.“

Ja wohl, hatte die Herſtellung des Friedens in Europa, der durch die erbärmliche Politik und die faſt allgemeine ſchlechte Verwaltung mancher Herren Miniſter und Diplomaten, welche als Steuermänner an den Rudern ſaßen, auf das Heilloſeſte verſchleudert war, ſehr viele Opfer und Anſtrengungen gekoſtet; und alle dieſe Anſtrengungen und Opfer fielen Niemanden anders, als blos den Völkern zur Laſt. Die goldenen Aepfel vom Baum des Lebens aber, die man ihnen als Belohnung und Erſatz für ihre Opfer und Anſtrengungen ſo feierlich und heilig verheißen hatte, blieben leider, aus, und dafür gab man ihnen den Tod in Töpfen, die bittern, giftigen, unheilbringenden Koloquinten der unumſchränkten Herrſchergewalt, des hochmüthigen, anmaßenden und raubgierigen Ariſtokratismus und des verfinſterungsſüchtigen, verfolgeriſchen, geizigen, nach Reichthum, Einfluß und Anſehen immer und ewig lüſternen Pfaffenthums. Man gab ihnen Steuer- und Abgabverordnungen und ſtrenge polizeiliche Strafgeſetze ſtatt freiſinniger Verfaſſungen; Zolltarife und Mauthbeamte, Binnen-, Fluß- und Seezölle, Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchgangszölle, Acciſen, u. ſ. w. u. ſ. w. ſtatt der Freiheit des Handels. Konſkriptionsgeſetze, die das häusliche und bürgerliche Glück ſtörten und vernichteten, ſtatt des ewigen Friedens, der aus der heiligen Bundesakte ſo freundlich herausſtrahlt, wie ein Kometenſchweif oder wie ein flackerndes Nordlicht. Statt der Freiheit der Rede gab man den Staatsbürgern

geheime Polizeien, die jedes ihrer Worte belauschten, ihre Dienstboten durch Geldgeschenke und ihre Kinder durch Näschereien verführten, um ihre Herren und Eltern zu verrathen; durch Späher und verworfene Schurken ließ man jeden ihrer Blicke, jede ihrer Mienen belauschen und auf jeden ihrer Tritte ihnen nachschleichen. Die Freiheit der geistigen Mittheilung durch Schrift, Druck und Bild ward den Völkern durch strenge Censuren, durch Bücher- und Zeitungskonfiskationen, durch unvernünftige und verworrene Preßgesetze, Verordnungen und Bundestagsbeschlüsse ersetzt. Die großherzigen Landesväter machten es mit ihren Kindern, wie die bösen Väter im Evangelium, die ihren Kindern Steine statt Brod, und Schlangen statt Fische darbieten.

„In dem Augenblicke, heißt es in der Laibacher Schlußdeklaration weiter, da ihr (nämlich der Monarchen) edelmüthiger Entschluß in dem Königreiche Neapel in Erfüllung ging, brach in Piemont ein Aufstand aus, der, wo möglich, einen noch gehässigern Charakter trug."

Was für ein edelmüthiger Entschluß, frägt man, war es, der in dem Königreiche Neapel in Erfüllung ging? Sieben bis acht Millionen Menschen wurden auf's Neue in die schändlichsten, die Herrscher noch mehr, als die Beherrschten entehrenden Sklavenketten geschmiedet; schrankenlose Herrschergewalt, Pfaffen- und Mönchthum wurden mit allen ihren Gräueln wieder hergestellt; die Hälfte der Nation ward für immer zum Lazaronismus verdammt; jedes Streben nach höherer, geistiger und sittlicher Vervollkommnung ward durch die gewaltsamsten Maßregeln gehemmt und eine zahllose Menge der besten, ausgezeichnetsten und aufgeklärtesten Menschen ward theils verbannt, theils auf die Galeeren und Blutgerüste geschleppt! Ach, Edelmuth ohne Gleichen! Da sieht man, daß die Minister und Diplomaten der Abgeordneten Gottes mit ganz andern Zungen redeten, als wir gemeinen sterblichen Menschen, denn wenn sie sich auch unserer Wörter bedienen, so verbinden sie doch mit

jedem derselben immer den ganz entgegen gesetzten Begriff. Was bei ihnen Religion heißt, das nennen andere Menschen Meineid, Wortbrüchigkeit und Untreue; was sie Gerechtigkeit nennen, das heißt bei uns Tyrannei; was sie für gesellschaftliche Ordnung und Frieden halten, das dünkt Andern ein Zustand der schändlichsten Knechtschaft zu seyn; was sie mit dem Wort Edelmuth bezeichnen, das gilt bei uns für Menschen- und Völkerquälerei!

„Weder die Bande, die seit vielen Jahrhunderten das regierende Haus von Savoyen mit seinem Volke vereinigten, noch die Wohlthaten einer aufgeklärten Staatsverwaltung unter einem weisen Fürsten und unter väterlichen Gesetzen konnten diese Verruchten zurückhalten, ihre Absichten auszuführen."

Man weiß in der That nicht, ob man über dergleichen Behauptungen lachen oder zürnen soll; ob die Diplomaten hier ironisch sprachen, und sich über den König Viktor Emanuel und dessen verrückte Staatsverwaltung lustig machten, oder ob sie vorsätzlich die Vernunft und Wahrheit verhöhnen wollten? Welche Wohlthaten hat jene bigotte, tyrannische Dynastie ihren Unterthanen jemals erzeigt? In keinem Staat von Italien ward das Aussaugungs- und Verfinsterungssystem schamloser und mit größerer Frechheit getrieben, als in den sardinischen Ländern. Als Viktor Emanuel 1814 wieder in den Besitz von Piemont und Savoyen gesetzt ward, schaffte er alle guten Einrichtungen ab, die unter der französischen Regierung eingeführt waren. Bereits im Jahr 1818 waren die Jesuitenkollegien gegründet, denen die Leitung des Unterrichts überlassen und ein Jahrgehalt von 16000 Franken ausgesetzt war. Durch ein Gesetz ward den Unterthanen, die nicht tausend Lire im Vermögen hatten, untersagt, ihre Kinder das Lesen lernen zu lassen. Die zweckmäßigen höhern Lehranstalten wurden fast gänzlich aufgelöst, indem man die ausgezeichnetsten Lehrer

entließ und ihre Stellen theils erledigt blieben, theils mit unfähigen Menschen besetzt wurden. Kein fremdes Buch durfte eingeführt werden, und sogar allen Durchreisenden wurden ihre Bücher und Druckschriften weggenommen und den Jesuiten überliefert. Von Preßfreiheit konnte gar die Rede nicht seyn, und jede andere Art geistiger Mittheilung ward durch das allgemeine gegenseitige Mißtrauen gehemmt, welches durch eine argliſtige, überall lauernde Polizei verbreitet wurde. Die Auflagen und Abgaben, die schon unter der französischen Herrschaft drückend genug waren, wurden durch viele neue und stärkere vermehrt, und dadurch aller Wohlstand vernichtet. Hiezu kam noch eine Menge von Privilegien und Monopolien, die man an Kauf- und Pachtlustige verschacherte, und damit die letzten Reste des Handels, der Gewerbe und des Kunstfleißes zerstörte.

Was also die Abgeordneten Gottes in Beziehung auf die Dynastie Savoyen und deren Staatsverwaltung Wohlthaten nennen, das war die schmählichste Tyrannei, ihre angeblich aufgeklärte Staatsverwaltung hatte keinen andern Zweck, als das Volk auszusaugen, zu verdummen und zu verfinstern. Wer die Weisheit des bigotten, einfältigen und despotischen Königs Viktor Emanuel und seine väterlichen Gesetze rühmen konnte, von dessen eigener Weisheit durfte man in der That nicht viel Kluges und Gutes erwarten.

In ihren Cirkulardepeschen erklärten die Monarchen oder vielmehr ihre Minister ferner: „daß sie den Aufruhr, er möge Namen und Form haben, welche er wolle, immer mit dem Siegel der Mißbilligung bezeichnen würden, daß sie, so oft er erschiene, und sie ihn erreichen könnten, sein Werk zurückweisen, verdammen und bekämpfen wollten, und daß sie weit davon entfernt wären, ihn jemals zu sanktioniren.“

Von diesen strengen Grundsätzen hat sie aber die Revolution in Paris zurück gebracht, denn obgleich der Kaiser

Nikolaus die Absicht hatte, Karl X. und den Despotismus in Frankreich herzustellen, und auch dem Könige von Holland Belgien unterjochen zu helfen, so hat Polen diese heillosen Entwürfe vereitelt, und selbst der bloße Versuch, sie zu verwirklichen, könnte ihm, bei der unzufriedenen Stimmung, die in den civilisirtern Provinzen des russischen Reiches herrscht, leicht seine Kaiserkrone kosten.

In dem Umlaufsschreiben, welches unterm 14. December 1822 von dem Kongreß zu Verona in Beziehung auf Spanien erlassen wurde, hieß es unter Anderm:

„Es wäre überflüssig, Ihre (nämlich der Monarchen) rechtlichen und wohlwollenden Gesinnungen gegen unwürdige Verleumdungen zu vertheidigen, welche jeder Tag durch offenkundige Thatsachen widerlegt."

Gerne wollen wir zugeben, daß die Monarchen von Oesterreich und Preußen wirklich wohlwollende Gesinnungen gegen die Menschheit hegten, denn, obgleich die Thatsachen oft das Gegentheil vermuthen ließen, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß Vieles von dem, was geschah, nicht ihnen, sondern ihren Rathgebern und dem Einflusse des Kaisers Alexander zuzuschreiben war, nach dem sie leider, sich allzu sehr in ihren Entschlüssen bestimmen ließen. Wo hat aber Alexander jemals rechtliche und wohlwollende Gesinnungen gegen die Völker gezeigt. Hat er nicht selbst vorsätzlich den Eid gebrochen, den er den Polen geschworen hatte? Nöthigte und verreizte er nicht die andern Fürsten, in Hinsicht der Verheißungen, die sie ihren Unterthanen so feierlich gegeben hatten, dasselbe zu thun? Wie konnte also der Kongreß zu Verona sich auf Thatsachen berufen, welche rechtliche und wohlwollende Gesinnungen beweisen sollten, da das Verfahren gegen Neapel, gegen Piemont, gegen Griechenland, gegen Spanien, so laut und offenkundig gegen ihn zeugte?

„Ganz Europa, fahren die Diplomaten in dem Umlaufsschreiben fort, ganz Europa muß endlich anerkennen, daß das von den Monarchen befolgte System im vollkommensten

Einklange ſowohl mit der Unabhängigkeit und Stärke der Regierungen, als mit dem wohlverſtandenen Intereſſe der Völker ſteht.“

Die neueſten Ereigniſſe haben das Gegentheil beurkundet. Keine Regierung kann unabhängig und ſtark ſeyn, wenn ſie nicht die Stimmung des Volkes für ſich hat; denn von dem Letztern geht alle phyſiſche und ſittliche Kraft aus, wodurch eine Regierung Unabhängigkeit und Stärke im Innern und nach Außen erlangen kann. Wie will aber der Regent die Stimmung des Volkes für ſich gewinnen, wenn das Letztere durch eine Menge von Einrichtungen, Verhältniſſen und — Mängel bedrängt wird, deren Hinwegräumung allein von dem Willen des Regierenden abhängt, auf deren Beibehaltung er aber mit der größten Hartnäckigkeit beſteht? Wie ſoll ein Volk Liebe für ſeine Regierung haben, wenn ſie, wie dieß in Polen und in andern Ländern der Fall war, Alles thut, um es zu Boden zu drücken, und gar nichts, um ihm aufzuhelfen und ſeinen Wohlſtand zu befördern? Die Regierenden haben nicht allein Rechte, ſondern auch Pflichten; die Regierten haben nicht bloß Pflichten, ſondern auch Rechte, die eben ſo göttlichen und vielleicht göttlichern Urſprungs ſind, als jene ihrer Regenten. Die Bundesurkunde von der Newa war ein ſchlechtes Kreditiv für diejenigen, welche ſich bei den Völkern damit als Abgeordnete und Stellvertreter der Vorſehung beglaubigen wollten. Die Jahrhunderte ſind nicht mehr, wo man die Fürſten noch für Götterſöhne hielt; man ſieht nicht auf das Alter ihrer Dynaſtien, ſondern auf ihren perſönlichen, ſittlichen und geiſtigen Werth oder Unwerth. Der Sohn des Kaiſers und der Sohn des Bettlers werden auf gleiche Weiſe erzeugt, empfangen und geboren, und ſie haben als Menſchen gleiche Rechte; der Eine iſt nichts mehr und nichts weniger, als der Andere. Der Königsſohn wird nichts beſſer und nichts klüger dadurch, daß ſeine Mutter eine Prinzeſſin iſt, und ſich in der Zeit ihrer Schwangerſchaft mit Leckerbiſſen und köſtli-

chen Getränken nährt, während die arme Bäuerin sich mit schwarzem Brod und mit Wasser begnügen muß.

Wir leben in einer großen, verhängnißvollen und tiefbewegten Zeit. Die Begebenheiten drängen sich mit Blitzesschnelle nach einander, und jeder Monat, ja fast jede Woche wird durch irgend ein denkwürdiges Ereigniß ausgezeichnet, wie man in der Geschichte mancher Jahrhunderte nur wenige von gleicher Wichtigkeit findet. Manche Begebenheit, die zu einer andern Zeit großes Aufsehen und der Gegenstand aller politischen Gespräche und Schriften gewesen seyn würde, geht jetzt spurlos und fast unbeachtet vorüber. Es ist ein Zustand von Gährung und Unruhe, der von Tage zu Tage immer tobender, immer heftiger zu werden scheint. Woher kömmt diese furchtbare Bewegung, die mit ihren brausenden Wogen allem Bestehenden den Untergang droht? Darf ich es sagen, Ihr allerdurchlauchtigsten und unüberwindlichsten Weltregierer? Dieses schreckliche Fluthen und Wogen, diese furchtbare Bewegung, dieser Zustand allgemeiner Gährung, diese unruhige Stimmung der Völker, und wie Ihr es noch weiter nennen wollt, ist das ganze natürliche Ergebniß des Widerspruchs zwischen den bestehenden Verhältnissen und den unentbehrlichsten Bedürfnissen der Menschheit; es ist die nothwendige Folge des Mangels an Einklang zwischen der Politik der Regierenden und der Civilisation der Regierten; die Erstere ist zu weit zurückgeblieben und die Letztere zu weit vorausgeeilt. Die sittliche und geistige Ausbildung der Menschheit vernichten, oder auch nur auf einem bestimmten Standpunkt festhalten zu wollen, bis die Politik, die zu lange unter den Alterthümern der Jahrhunderte, die nicht mehr sind, verweilte, Meilenstiefel angelegt hat, um sie einzuholen, das ist unmöglich, denn die geistigen und physischen Kräfte vieler Millionen hochgebildeter und einsichtsvoller Menschen würden sich den physischen und geistigen Kräften einiger hundert Familien entgegenstellen und die letztern wohl gar in einen Abgrund gänzlicher Vernichtung hinabschleudern. Es bleibt daher nur Ein Rath:

die Politik muß der Civilisation die Hand zur Versöhnung darbieten und sich von der wahren Gerechtigkeit leiten lassen. Erst dann, wenn sie mit der Moral, mit der Civilisation und der Gerechtigkeit ausgesöhnt ist, und mit diesen von einem und demselben Standpunkte ausgeht und weder vorwitzig und albern vorausspringen, noch faul und träge zurückbleiben will; erst dann, sage ich, wird jene allgemeine Gährung und Unruhe jenes drohende Brausen und Toben aufhören und die als so übel verschriene Stimmung wird sich, wenn gleich nicht in lautes Beifallklatschen, denn die Zeiten des irdischen Götzendienstes sind vorbei! — doch in stille Zufriedenheit auflösen. Ist es, frage ich noch einmal, ist es nicht vernünftiger und besser, den Völkern dasjenige freiwillig zu geben, was man ohne unklug, unbesonnen und ungerecht zu seyn, ihnen keineswegs verweigern kann; als sich in wenigen Monaten mit Gewalt das Doppelte und wohl gar das Zehnfache von Dem entreißen zu lassen, was jetzt ihre kühnsten Wünsche kaum begehren? Behält man bei einem Zugeständnisse, wozu man ungezwungen und freiwillig sich entschließt, nicht weit mehr Ehre, Achtung und Ansehen, als wenn man sich mit Gewalt abnöthigen läßt, was man nach allen Regeln der Klugheit und nach Recht und Billigkeit auf keine Weise verweigern kann? Werden die Völker nicht weit erkenntlicher seyn, für das Wenige, was man ihnen, wenn auch nur scheinbar aus gutem Willen gewährt, als für das Viele, das man ihnen rechtlich zu geben schuldig war, aber sich mit Gewalt entreißen läßt? Sollte man nicht endlich einsehen, daß die elenden Hirngespinnste einiger Diplomaten von einem göttlichen Ursprunge einer Herrschergewalt und die Grundsätze von Legitimität und Stabilität eitle, leicht zerreißbare

Spinnegewebe sind, und daß jene Leute ebenso wenig das Beste der Fürsten, als jenes der Völker, sondern bloß ihr eigenes Wohlergehen vor Augen haben? Sollte man nicht begreifen, daß jene Diplomaten und Minister bloß den gefahrvollen drohenden Zustand herbeiführen und zu erhalten streben, theils um sich bei ihren Gebietern desto wichtiger zu machen; theils weil sie wissen, daß sie in einer andern, der Menschheit günstigern Lage der Dinge sich nicht so frei und ungehindert werden bewegen und ihrem Eigennutz, ihrer Selbstsucht, ihrer Herrschgier kein so reiches Erndtefeld würden darbieten können? Sollten jene Männer sich durch das Schicksal eines Strafford, eines Polignac, Peyronnet und Konsorten nicht schrecken lassen? —

„Sie (die Monarchen) kennen keine Feinde, als die, welche sie gegen die rechtmäßige Gewalt der Einen (nämlich der Monarchen) und gegen die Guthmüthigkeit der Andern (der Völker) verschwören."

Die Völker kennen keine andere Feinde, als diejenigen, welche sich gegen die heiligsten Rechte der Menschheit verschwören, und diese Feinde muß man auf den Thronen und in den Kabinetten suchen. Wie kann man Nationen, die sich bloß erheben, um jene unveräußerlichen und unverjährbaren Rechte zu vertheidigen und zurückzufordern, wie die Franzosen, die Belgier, die Braunschweiger, die Hessen und die heldenmüthigen Polen, wie kann man diese Völker als Verschwörer gegen die rechtmäßige Gewalt der Monarchen betrachten? Wie kann man Nationen, die sich, wie die Italiener, aus dem Zustande der Thierheit, der tiefsten, sittlichen Verworfenheit und des rohesten Stumpfsinns, in welchen sie durch weltliche und geistliche Despoten gestürzt worden sind, herauszureißen suchen, um eine ehrenvolle und würdige Stelle in dem Kreise anderer Völker einzunehmen, wohl vernünftiger Weise mit dem Namen Empörer bezeichnen? Uebte Ferdinand VII. eine rechtmäßige Gewalt, als er die Spanier, die mit der größten Aufopferung und Hingebung für die Herstellung seines Thrones

gekämpft hatten, wieder unter das unerträglichste Sklavenjoch beugte, alle Anstalten und Einrichtungen, die einer höhern Vervollkommnung günstig waren, vernichtete, und die schrankenlose Herrschaft der weltlichen Tyrannei und des verfinsterungssüchtigsten, unduldsamsten Pfaffenthums herstellte? War es eine rechtmäßige Gewalt, deren sich Ferdinand von Neapel, und Alexander und Nikolaus von Rußland durch die schmählichste Verletzung ihrer feierlichsten Eide bemächtigten? Ist das eine rechtmäßige Gewalt, die Millionen Menschen als Thiere, als leblose Waare behandelt, und ihnen die Erreichung des erhabenen Ziels sittlicher und geistiger Vervollkommnung, welches Gott allen Menschen bestimmt hat, durchaus unmöglich macht? O, Ihr Völker, wenn das rechtmäßige Gewalt ist, so erhebt Euch doch sämmtlich, und vernichtet alle sogenannten rechtmäßigen Gewalten! Mit freundlichem, segnendem Auge wird Gott dann von seinem schönen, blauen Himmel auf Euch herabsehen, und Ihr werdet das verderblichste, schädlichste Unkraut von der Erde vertilgen. Man gesteht Euch in jener Bannbulle zu, daß Ihr sehr gutmüthig seyd! Wie konnte man auch anders? Hatte man nicht schon lange genug Eure Geduld, Eure Nachsicht gemißbraucht?

„Die Wünsche der Monarchen," heißt es weiter, „sind einzig und allein auf den Frieden gerichtet; dieser Friede, obgleich ganz befestigt zwischen den Mächten, kann die Fülle seiner Wohlthaten, nicht über die Gesellschaft verbreiten, so lange die Gährung, die noch in mehr als einem Lande die Gemüther bewegt, durch die treulosen Ueberredungsmittel und die sträflichen Versuche einer Faktion, die auf nichts als Revolution und Umsturz sinnt, genährt wird; so lange die Häupter und Werkzeuge dieser Faktion, sey es, daß sie mit offener Stirne gegen die bestehenden Verfassungen zu Felde ziehen; sey es, daß sie über feindseligen Entwürfen brüten, Komplotte vorbereiten, oder die öffentliche Meinung vergiften, nicht aufhören werden, die Völker mit niederschlagenden und lügenhaften

Darstellungen der Gegenwart und mit erdichteten Besorgnissen über die Zukunft zu quälen."

Wenn es den Monarchen so ernstlich um Frieden zu thun war; wenn der sogenannte heilige Bund, den sie geschlossen hatten, und dem mit Ausnahme des Pabstes und Englands alle christlichen Souveraine beigetreten waren, wirklich die Aufrechthaltung eines allgemeinen Friedens bezweckte, wozu denn die ungeheuren stehenden Heere, durch deren Erhaltung die Völker in einem Friedensjahre mehr gedrückt werden, als vor einem Jahrhundert durch fünf- und zehnjährige Kriege? War der Friede zwischen den Königen und Fürsten so vollkommen befestigt, so konnten die Kriegsheere offenbar keinen andern Zweck haben, als die Unterdrückung der Völker.

„Die Gährung, welche (damals) in mehr als einem Lande die Gemüther bewegte," und jetzt sie in fast allen Ländern auf das Heftigste bewegt, war keineswegs das Ergebniß „treuloser Ueberredungsmittel und sträflicher Versuche einer Faktion, die auf nichts als Revolution und Umsturz sann," wie es in jenem Umlaufschreiben heißt, sondern sie war die ganz natürliche Folge der unentbehrlichen, aber nicht befriedigten Bedürfnisse der Völker, der nicht erfüllten feierlichen Zusicherungen der Fürsten und der unerträglichen Lasten, welche die Letztern den Nationen, die ihnen so große Opfer gebracht hatten, auflegten. Statt der goldenen Aepfel und Birnen, um welche die Landeskinder so demüthig flehten, und welche die Landesväter ihnen so heilig zugeschworen hatten, gaben dieselben ihnen schlechte Steine; statt der gebratenen Forellen giftige Schlangen und Nattern, statt der Eier und des Brodes den Tod in Töpfen, garstige, Bauchgrimmen erregende Koloquinten, das waren in der That keine Mittel, den hochverehrten Landesvätern das Vertrauen und die Liebe der Landeskinder zu gewinnen. Faktionen unter den Hofleuten können wohl einen Regenten erdrosseln und einen Regierungswechsel bewirken, wie das Schicksal fast aller russischer Selbstherrscher und Selbstherrscherinnen seit Peter I. Zeiten bis zu Alexan-

ders unglücklichem Tode gezeigt hat; allein Faktionen unter dem Volke können nie den Umsturz eines Thrones und einer vernünftigen, den allgemeinen Bedürfnissen entsprechenden Verfassung bewirken, wofern nicht der Regent den Faktionen selbst die Mittel zu diesem Zweck verschafft, das heißt, wofern er nicht auf eine solche Weise regiert, daß er das ganze Volk gegen sich aufreizt, um ihren Bedrücker vom Throne zu stürzen. Ein guter Regent hat jedoch nichts von empörerischen Verbindungen zu fürchten, denn unter einer vernünftigen und milden Regierung werden so leicht keine Verschwörungen entstehen, und gesetzt auch, es wäre der Fall, so wird der Bauer seinen Pflug nicht verlassen, um einer selbstsüchtigen, ehrgeizigen Faktion zum Umsturz der Regierung und Verfassung behülflich zu seyn, unter deren Schutz und Leitung er und die Seinigen sich glücklich fühlen. Die Kaufleute, die Gelehrten, die Künstler, die Handwerker werden eben so wenig ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihr Leben auf das Spiel setzen, um eine Staatsumwälzung zu bewirken, die ihnen und ihren Familien nichts als Schaden und bloß einer kleinen Parthei unruhiger, ehr- oder goldgieriger Wagehälse Nutzen bringen kann. Wo also eine Faktion dem Thron gefährlich seyn soll, da muß sie vom Volke begünstigt werden, und wo dieß geschehen soll, da muß die Regierung selbst die Gemüther von sich abgewandt und die Menge von Brennstoff aufgehäuft haben, die von der Faktion entzündet wird, und sich auch ohne den Zutritt derselben etwas später entzündet haben würde, um dann desto heftiger und furchtbarer in zerstörende Flammen auszubrechen.

Auch durch geheime Orden und Verbindungen kann in einem vernünftig eingerichteten und gut regierten Staat nichts vergiftet werden. Der Heerd, auf welchem die öffentliche Meinung zubereitet wird, ist zu groß und wird von zu vielen Wächtern umringt, als daß ein politischer Giftmischer Schaden anrichten sollte. Die Stimmung der Völker wird nicht durch einzelne Menschen und Gesellschaften geleitet, sondern sie ist das ganz natürliche Resultat der Verhältnisse und der

Bedürfnisse, der Wünsche und Hoffnungen, der Erwartungen und Sorgen der Völker selbst. Was den Interessen der Letztern nicht entspricht, das wird nie Gegenstand ihrer Sehnsucht und was ihren Wünschen gemäß ist, kann eben so wenig jemals der Gegenstand ihres Hasses werden. Man lasse tausend monarchische Faktionen ihnen mit den glühendsten, lebhaftesten Farben die Wohlthaten schildern, welche ungleiche und unverhältnißmäßige Vertheilung der Abgaben, Handelsmonopole, Mauthen, Zölle, Steuern, Frohndienste, Preßzwang, geheime Polizeien, politische Inquisitionen, Ungleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz und vor den Richtern u. s. w. u. s. w. u. s. w. der Menschheit gewähren, sie werden den Rednern höhnisch und zürnend in's Gesicht lachen und fragen: Seyd Ihr Tollhäusler, daß Ihr uns Dinge als Wohlthaten und göttliche Segnungen rühmt, die Jeder von uns verflucht und verabscheut? Wollt Ihr sogar noch unsers Unglücks spotten?

Außer der Bannbulle gegen die Spanier erließ der Kongreß von Verona eine andere gegen die Griechen, die zu merkwürdig ist, als daß wir sie ganz übergehen könnten.

„Nachdem," so heißt es, „nachdem sich der Geist des Aufruhrs in Spanien und Italien offenbart hatte, kam er auch im Orient zum Ausbruche. Diese gleichzeitigen Bewegungen beweisen zur Genüge, daß sie aus der nämlichen Quelle fließen, weil die Unglücksfälle, welche die Menschen an so vielen Orten heimsuchten, und die von den nämlichen Formen und den nämlichen Reden begleitet wurden, obgleich in der That der Beweggrund verschieden war, deutlich zeigen, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung hatten."

„Da die Menschen, welche Urheber dieser (nämlich der griechischen) Umtriebe waren, durch dieses Mittel hofften, in die Versammlung der Souveraine leicht Uneinigkeit zu bringen, und die Streitkräfte abzuleiten, deren Beistand gegenwärtig in andern Theilen von Europa nöthig werden kann, so ist

ihre Hoffnung vereitelt, weil die Souveraine darauf bedacht sind, das Prinzip und die Quelle der Aufstände zu vernichten, an welchen Orten und unter welchen Gestalten sie auch ausbrechen mögen. Die Souveraine haben sich, nach vorgenommener Untersuchung beeilt, dieselben einstimmig zu verurtheilen."

Welche unsinnige Behauptung, daß die griechische Revolution das Werk einer revolutionären, außerhalb Griechenland befindlichen Parthei sey, um in die Versammlung der Souveraine zu Verona Uneinigkeit zu bringen, und die Streitkräfte, die sie zur Bedrückung und Unterjochung der Nationen und zur Befestigung des unumschränkten monarchischen Prinzips bestimmt hatten, nach andern Punkten hin zu leiten. Waren denn die Gräuelthaten der türkischen Würger nicht empörend genug, um die Griechen zu dem verzweiflungsvollen Kampf gegen ihre Henker zu beseelen? Bedurfte es da noch wohl einer Aufreitzung von Seiten einer auswärtigen revolutionären Faktion? Daß die Griechen häufig gegen die Türken aufgewiegelt wurden, hat übrigens seine Richtigkeit; aber von wem giengen diese Aufwieglungen anders aus, als von dem Petersburger Kabinet, welches seines Interesse wegen die unglücklichen Griechen unaufhörlich aufreitzte, die Herrschaft der Türken abzuschütteln, wozu Rußland immer Beistand versprach, aber höchst selten und dann nur kaum den tausendsten Theil seiner glänzenden Verheissungen erfüllte. In dem türkischrussischen Kriege hetzte der fromme friedliche Kaiser Alexander durch seine Agenten die Griechen zum Aufstande gegen die Türken auf, und ließ ihnen nahe Hülfe zusichern; allein die Hülfe blieb aus, und nun mußte das schändlich betrogene und gemißbrauchte Volk für das Vertrauen, welches es in die Rechtlichkeit und Menschenliebe des nordischen Autokraten gesetzt hatte, unter dem Henkerbeile seiner Tyrannen auf das Schaudervollste büßen. Auch dem Fürsten Alexander Ypsilanti hatte Alexander, der Schmied des heiligen Bündnisses, 1821 den kräftigsten Beistand gegen die Pforte

versprochen; weil er jedoch hier ebenfalls nicht sein Wort hielt, so schlug das Unternehmen fehl und Ypsilanti ward auf eine österreichische Festung gebracht und auf das Strengste bewacht, damit er von den demagogischen Umtrieben Seiner Majestät, des Kaisers aller Reussen nichts ausplaudern möchte.

Alexander handelte in dieser Hinsicht gerade wie seine Vorfahren. Schon Peter I. wiegelte während seines Krieges gegen die Türken im Jahr 1710 *) die Hospodare der Moldau und der Wallachei und die Montenegriner und Morcoten gegen die Pforte auf. Die Kaiserin Elisabeth unterhielt gleichfalls immer geheime Einverständnisse mit den Griechen gegen die Pforte; Katharina II. stiftete sogar für die Griechen, die sie zum Aufstande gegen die Türken verreitzte, einen Orden, und ließ unter diejenigen, welche die Empörung leiten sollten, goldene Denkmünzen mit ihrem Bildnisse austheilen. Hiedurch und durch kostbare Geschenke an griechische Kirchen und Geistliche ward eine große Menge leichtgläubiger Griechen für Rußlands Plane gewonnen, und Katharina sandte ihnen wirklich unter Theodor und Alexis Orloff eine unbedeutende Hülfe. Allein nach der Schlacht von Tschesme, in welcher die türkische Flotte von den Russen verbrannt wurde, schloß Katharina 1774 zu Kainardgi einen vortheilhaften Frieden für sich, und gab die armen Griechen der Wuth und Erbitterung der Türken Preis, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

Wie konnte bei so allgemein bekannten Thatsachen der Kongreß zu Verona und besonders Alexander der ganzen Welt aufheften wollen, daß der griechische Aufstand das Werk einer geheimen, unter den Völkern Europa's bestehenden Verschwörung sey? Wie konnte der trügerische Autokrat Alexander, das, was er zu jenem Aufstande selbst beigetragen

*) Dieser Krieg endete bekanntlich durch den Frieden am Pruth, der mit den Diamanten der Kaiserin Katharina I., Peters Gemahlin und Nachfolgerin, erkauft ward.

hatte, auf Andere abwälzen, und die Griechen wegen eines Aufstandes verurtheilen, wozu sie theils durch ihn selbst, theils durch die furchtbaren Bedrückungen ihrer barbarischen Würger aufgereizt waren? Muß nicht durch ein so unwahres Verfahren, durch so lügenhafte Anschuldigungen das Gemüth jedes Rechtlichen empört werden? Wie konnte der Kaiser Alexander wohl wähnen, daß die Völker das, was 1809 und 1821 geschehen und in vielen hundert Zeitungen und andern Schriften zu lesen war, schon 1822 würden vergessen haben?

„Indem die Monarchen, heißt es weiter, der Stimme des Gewissens und ihren heiligen Pflichten Gehör geben, vertheidigen sie die Rechte der Menschheit, und beschäftigen sich der Beschützung derjenigen, die nichts als unschuldige Schlachtopfer so tadelnswürdiger Unternehmungen sind."

Muß man nicht erstaunen, daß diese Diplomaten in demselben Augenblicke, wo sie eine ganze Nation den wildesten und grausamsten Henkern Preis gaben, es wagten, vor Gott und der ganzen Welt von der Stimme eines Gewissens und von heiligen Pflichten zu reden. Was mochten sie wohl unter Gewissen sich denken? Wie konnten sie behaupten, daß sie die Rechte der Menschheit vertheidigten; sie, die alle Rechte der Menschheit in Neapel, in Piemont, in Spanien mit eisernem Fuß zertraten, und die jammernden, um Hülfe, Beistand und Fürsprache flehenden Griechen dem Mordbeil ihrer Tyrannen überlieferten? Sie berufen sich in ihrer heiligen Bundesurkunde auf die Lehre des Gotterlösers (Dieu-Sauveur); vielleicht hatten sie nie das 25. Kapitel des Matthäus gelesen; sonst möchten sie gegen jene unglückliche Nation anders gehandelt haben. Welcher rechtliche, gewissenhafte Mann würde, wenn er einen Andern von Mörd a umringt und mit dem schrecklichsten Tode bedrohet sähe, und es irgend in seiner Macht stände, ihm nicht zu Hülfe eilen? Bei den Griechen war aber nicht nur von Einem Menschen, es war von vielen Hunderttausenden die Rede, die auf das

Grauſamſte hingewürgt wurden, allein die kalten, gefühlloſen Salamanderherzen der Diplomaten zu Verona wurden nicht von ihrem Elende gerührt.

Die angeführten Thatſachen und Mittheilungen aus den Kongreßakten werden genügen, um die Handlungsweiſe und die Grundſätze des heiligen Bundes kennen zu lernen, und man wird zugeſtehen müſſen, daß ſie mit den Vorſchriften der Gerechtigkeit und der Bruderliebe, die Jeſus aufgeſtellt hat, nicht im beßten Einklange ſtehen. Niemand wird ſich alſo darüber betrüben, daß der heilige Bund aufgehört hat; allein jene Grundſätze dauern leider, fort. Das Streben nach ſchrankenloſer Herrſchergewalt iſt durch die großen Ereigniſſe, welche ganz Europa ſeit den letzten Tagen des Julius 1830 erſchütterten, keineswegs geſchwächt; im Gegentheil ſcheint es, daß der Despotismus noch in ſeinem Todeskampf die letzten Kräfte zuſammen raffen will, um alle Rechte, alle Freiheiten der Nationen zu vernichten; doch das wird ihm nimmer gelingen.

Wie unglücklich würde jetzt Deutſchland, wie unglücklich ganz Europa ſeyn, wenn nicht die Polen, deren Heldenſinn mit ewigem Glanz in der Weltgeſchichte ſtrahlen wird, ihre zerbrochenen Feſſeln ſo muthvoll dem nordiſchen Tyrannen ins Antlitz geſchleudert hätten! Polen kämpft für ſeine Rechte, für ſeine Freiheit, für ſein Vaterland! Allein es kämpft nicht blaß für ſich, ſondern für alle Länder der Civiliſation! Einzig ſtehen ſie da, die edlen Heldenſchaaren, und wir andern Völker thun nichts weiter, und dürfen nichts weiter thun, als daß wir zuſchauen, ſie anſtaunen und ſie bewundern. Kaum dürfen wir ihnen einige Aerzte und etwas Charpie und Leinwand ſenden, um die Wunden zu verbinden, die eine tyranniſche Mörderfauſt ihnen in dem heiligen Kampfe für die Freiheit und die Rechte der Menſchheit ſchlägt. Ja, es iſt wahrlich ein großer, ein heiliger Kampf, und gewiß wird ſein Ausgang ruhmvoller und heilbringender ſeyn, als jener unſelige Krieg von 1813 und 1814, wo die Deutſchen,

in dem Wahn, die theuersten und unveräußerlichsten Rechte wieder zu erringen, blos das Joch eines Fremden abschütteln, um sich von Einheimischen ein fünfmal schwereres aufbürden zu lassen.

Wäre jetzt Polen nicht der Schauplatz des gräßlichen, blutigen Krieges, dann würden unsere blühenden Städte, unsere friedlichen Dörfer von den barbarischen Schaaren des moskowitischen Selbstherrschers geplündert, gebrandschatzt und in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt, unsere Fluren, unsere Weinberge, unsere Gärten würden von ihnen verwüstet und verheert; wehrlose Frauen, Kinder und Greise auf das Schändlichste gemißhandelt und ermordet werden. Unsere Männer und Jünglinge müßten dann, wie jetzt die Polen, auf den Schlachtfeldern entweder in ehrenvollem Kampfe für Freiheit und Menschenrecht verbluten, oder sie würden wohl gar gezwungen, in den Reihen selbstsüchtiger Völkerdränger für die Befestigung einer schrankenlosen, despotischen Herrschergewalt zu streiten. Tödtliche Seuchen, noch furchtbarer als der Krieg selbst, Seuchen, die der unmenschliche Despot von den Gränzen Asiens durch seine Mörder- und Räuberhorden nach Polen schleppen ließ, würden dann ganz Europa entvölkern und selbst in andern Welttheilen Elend und Jammer verbreiten. Es ist wahr, Polen wird nicht untergehen! Gott lebt noch und blickt segnend auf die hochherzigen Helden herab, die voll Muth und voll Vertrauen zu ihm den fürchterlichen Kampf gegen die ungeheure Uebermacht des mitternächtlichen Selbstherrschers begannen. Er hat seinen Todesengel gesandt, der mit seinem Schwerdt die Reihen ihrer Feinde lichtet. Zürnend stehen sie da, die andern Despoten, und knirschen voll Ingrimm und Wuth, daß Polens Helden immer siegreich mit neuen und frischen Lorbeeren ihre Stirne umkränzen; daß alle Nationen laut voll Bewunderung und Entzücken über die Siege der Tapfern jubeln und ihrer glänzenden Thaten sich freuen! Gerne möchten die absoluten Herren auch jetzt den Nationen

Schweigen gebieten und mit ihren Kriegsheeren „die gesellschaftliche Ordnung und Ruhe", wie sie es nannten, wieder herstellen. Aber die Zeiten der Kongresse sind nicht mehr, sie sind vorüber gegangen. Polen ist der Eckstein, an dem der Despotismus sein wahnsinniges Haupt zertrümmern wird. Der weiße Adler wird nimmermehr von der finstern Nachteule aus Norden besiegt werden; stolz und hehr, wie ein Phönix, wird er schöner und kräftiger als jemals aus seiner Asche sich emporheben, und über jeden andern Adler, der sich erkühnt hat, ihm auch nur eine Feder auszurupfen, den Sieg davon tragen. Er wird alle seine Kinder unter seine Flügel versammeln, und dann wird Polen stark und mächtig im Norden und Osten, so wie Frankreich im Süden und Westen die Civilisation, die Freiheit und die Rechte der Völker gegen die Barbarei und den Despotismus in Schutz nehmen.

Ich wiederhole es nochmal, Polen kämpft nicht blos für sich selbst; es kämpft für die Rechte und die Freiheit aller civilisirten Nationen, um sie von dem Tyrannenjoch zu retten, womit der Despotismus sie bedrohet. Darum ist es auch heilige Pflicht eines Jeden, Alles zu thun, um den edlen, heldenmüthigen Streitern seine Theilnahme und seine Dankbarkeit zu bezeugen, und nach seinen Kräften ihnen beizustehen! Wer würde nicht mit Freuden ein schnell vorübergehendes Vergnügen sich versagen, um zur Unterstützung dieser herrlichen, hartbedrängten Nation etwas beizutragen und dadurch sich das süße, dauernde Bewußtseyn zu erwerben, eine der ersten Pflichten der Menschlichkeit und Dankbarkeit erfüllt zu haben?

Mögen auch die Despoten und ihre Anhänger und Schergen toben und zürnen und Ränke schmieden, so viele sie wollen! Polen ist noch nicht verloren; es wird nicht untergehen. Es lebe Frankreich und Belgien! Es lebe Polen! Es lebe die Freiheit! Gott helfe Euch!

Cl-7-D 1721 ~.

Die Geissel.

Von

Hartwig Hundt-Radowsky.

Gott zerschmettere den Kopf der Fürsten,
die uns feind sind!

Sirach.

Erstes Heft.

Straßburg,
gedruckt bei G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nr. 3.
1832.

من ١٤٢١ هـ

Der heilige Bund

in

seiner wahren Gestalt

und

der undeutsche Bundestag;

Von

Hartwig Hundt-Radowsky.

Gott zerschmettere den Kopf der Fürsten, die uns feind sind!

Strach.

Straßburg,
gedruckt bei G. L. Schuler.
1832.

Der heilige Bund in seiner wahren Gestalt.

Der Giftbaum, den Franz von Oesterreich, Friedrich Wilhelm von Preußen und Alexander von Rußland am 26/14 September 1815, unter dem Namen des heiligen Bundes an den Ufern der Seine pflanzten und der bald nachher seine Zweige über ganz Europa verbreitete, ist wahrlich kein Baum des Lebens, sondern ein Baum des Verderbens; denn in einer kurzen Reihe von Jahren trug er eine solche Menge tödtlicher Kolokynthen, daß Beelzebub, Satan und Adramelech, wenn sie auf unsern Erdball zurückkehren und sich zum Untergange der Menschheit verschwören wollten, schwerlich mehr Jammer und Elend anrichten könnten, als jene vorgeblichen Stellvertreter und Abgeordneten der Vorsehung, welche mit so gleißnerischen, salbungsvollen Worten sich den Völkern als die legitimen Beschützer der Religion, der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens ankündeten.

Trotz des trügerischen Heiligenscheins, den die Urheber dieses saubern Bündnisses ihrer Stiftung zu geben suchten, gieng doch die ursprüngliche Idee derselben, wie alles Schändliche und Schlechte, aus einer äußerst schmutzigen Quelle hervor; sie gehörte nemlich einem alten, verächtlichen Weibe, der berüchtigten Buhl- und Beichtschwester von Krüdener, welche als ein falscher, unreiner Geist, sie dem Czar Alexander und seinen beiden Verbündeten einhauchte. Die drei Machthaber waren sogleich bereit, die Hirngeburt ihrer Seherin ins Leben zu rufen; denn sie hofften, daß die Völker, die sich damals in einer hochreligiösen Stimmung befanden,

durch den zauberischen Schein einer frömmelnden Heiligkeit bethört, leicht an den Triumphwagen einer schrankenlosen Herrschergewalt sich würden fesseln lassen. Der sogenannte heilige Bund ist gewiß das unwürdigste unter allen Gaukelspielen, wodurch jemals Nationen von ihren Regenten geäfft und betrogen wurden. Die Deutschen, welche ungeachtet ihrer Aufklärung und Besonnenheit einen starken Hang zur Grübelei und zum Mysticismus besitzen, ließen am Meisten diese Ausgeburt der Hölle sich täuschen und blenden; denn sie glaubten in der Entstehung derselben das Morgenroth eines goldenen Zeitalters und eines ewigen Friedens zu sehen; ja, Manche bildeten sogar sich ein, daß die drei Autokraten wirklich das wären, wofür sie in ihrer albernen, gleißnerischen Bundesurkunde sich ausgaben: leibhafte Vertreter der heiligen Dreifaltigkeit; nemlich Franz sollte Gott der Vater, Alexander Gott der Sohn und Friedrich Wilhelm der heilige Geist sein. Hätte man nur Einen Blick auf die Persönlichkeit dieser drei Herren geworfen; hätte man ihren sittlichen und geistigen Werth gehörig ins Auge gefaßt, so würde man leicht erkannt haben, daß die heilige Dreieinigkeit keine solche Stellvertreter und Vicegötter gewählt haben könne, oder daß sie, wenn es wirklich der Fall war, einen erstaunlichen, mit der höchsten Weisheit im größten Widerspruch stehenden Mißgriff gethan haben müsse.

Andere Menschen betrachteten das ganze Bündniß als ein mystisch-religiöses Possenspiel, das weder auf das Wohl, noch auf das Wehe der Menschheit Einfluß haben könne; man rieth den drei heiligen Personen Blutigel an die Stirne setzen zu lassen; man lachte und spottete über die Betstunden und Andachtsübungen der Frau von Krüdener und ihrer großen und kleinen Apostel und Jünger; allein Niemand dachte daran, daß die alte Hexe von Endor und die Prophetin Hulda selbst Könige bethören konnten. Der Fürst Talleyrand nannte den heiligen Bund eine politische Idylle; diese Idylle hat aber so viel Blut und Thränen gekostet, daß man sie lieber ein Trauer- und Jammerspiel nennen möchte.

Ernstere Männer sahen die heilige Allianz aus einem ganz andern Gesichtspunkte an. Sie durchblickten sehr gut die narkotisch-duftende Blumenhülle von glatten, heuchlerischen Worten, hinter welcher die Nattern eines schrankenlosen Zwingherrnthums zischten. Sie wußten aus der Geschichte, daß der Despotismus immer gerne die Sprache der Religion und der Frömmigkeit redet, um desto leichter die unbefangenen Völker betrügen und täuschen zu können; und daher knirschte auch jeder rechtliche Mann voll Zorn und Unmuth, daß man gerade in dem Augenblick, wo die Nationen so eben zum zweiten Mal die blutigsten und größten Opfer gebracht hatten, um die Kronen und Häupter ihrer Regenten vor dem Rachschwerdt eines siegreichen Eroberers zu schirmen, aufs Neue darauf sann, sie unter das empörendste Sklavenjoch zu beugen! Man sah ein, daß das sogenannte heilige Bündniß nichts mehr und nichts weniger war, als eine Verschwörungsurkunde der Könige gegen die Rechte und Freiheiten der Völker und fast alle Ereignisse der folgenden Jahre haben bis zu dieser Stunde bewiesen, daß man hierin nicht irrte.

Ich sagte vorhin, die ursprüngliche Idee des heiligen Bundes sey von der Frau von Krüdener ausgegangen; dieß ist eine Thatsache, die sogar von den eifrigsten Anhängern des Absolutismus anerkannt wird, und die betrügerische Schwärmerin gestand dies (1818) selbst ein in ihrer Unterredung mit dem Professor Krug in Leipzig; allein sie gab jener Idee noch einen weit höhern Ursprung. „Der heilige Bund," sprach sie nemlich zu Krug, „ist ein unmittelbares Werk Gottes. Dieser hat mich zu seinem Rüstzeuge auserkoren; durch ihn hab' ich das große Werk vollbracht. Die Mission des heiligen Bundes," fuhr sie fort, „ist an alle Menschen gerichtet. Sie sollen dadurch lernen, daß Jesus Christus allein der Herr ist, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden. Sie sollen dadurch gerettet werden von dem Verderben, in das sie versinken, damit die Strafgerichte Gottes, deren Zeichen schon da sind, sie nicht ergreifen." Ferner sagte sie: „Gott habe den Gedanken des heiligen Bundes durch sie zuerst in dem gro-

ßen (!)*) und frommen (!!!) Kaiser Alexander geweckt. Alexander habe ihr nachher ein darauf bezügliches Brouillon gebracht, welches sie durchgesehen habe und hieraus sey die Urkunde entstanden." Also eine alte Buhlerin und Betschwester, die sich für eine Prophetin und für ein Werkzeug des höchsten Wesens ausgab, und ein, durch seine Gewissensbisse bis zum Wahnsinn gefolterter Vatermörder, welcher wähnte, der Stellvertreter Gottes auf Erden zu seyn, waren die Urheber jenes sauern Aktenstücks, mit dessen Inhalt unsere Könige und Fürsten den göttlichen Ursprung ihrer Regentenrechte beweisen wollen! „Es habe," fuhr Frau von Krüdener weiter gegen den Professor Krug fort, „es habe einen harten Kampf gekostet, um die Sache zu Stande zu bringen, weil man ihre hohe Bedeutung nicht ganz begriffen. Besonders habe es schwer gehalten, sie vor den ungeweihten Händen der Diplomatiker (die bösen Menschen!) und der Hofleute zu bewahren, die alles würden verdorben haben. Der Eine von den zuerst Verbündeten habe durchaus nicht ohne Zuziehung seines Ministers unterzeichnen wollen; der Andere sey bereitwilliger gewesen, habe aber wenig aus der Sache gemacht." **)

Der Herr der Heerschaaren, dem so viele Tausend Cherubim, Seraphim und andere Engel zu Gebote stehen und der ehemals sogar mündlich mit seinen irdischen Stellvertretern redete und sprach, bedient sich jetzt, wie man sieht, sehr jämmerlicher Werkzeuge, um seinen Untergöttern, den Großmächten Europa's, seinen Willen zu offenbaren; denn statt eines heiligen Engels, sendet er ihnen eine alte, verlogene, schwatzhafte Buhlerin und Betschwester zu, die ihnen ihre heiligen Bundesurkunden aufsetzen muß, und nachher sogleich dem ersten, besten Professor in Leipzig Alles haarklein wieder erzählt, was zwischen ihr und dem lieben Gott und dem frommen und großen Alexander und dem weisen Kaiser Franz und dem tapfern Könige von

*) Wahrscheinlich war hier bloß von physischer Größe die Rede.

**) M. s. Oppositionsblatt, Beilage Nro. 9. 1818; und vergleiche hiemit Lebens Memoiren und die Memoires du comte Alexandre de Tilly. Paris, 1828. pag. 277 et 278.

Preußen verhandelt und vorgefallen ist! Wahrlich, es ist zum Erbarmen!

Aber jetzt gehen wir zu der heuchlerischen Verschwörungsurkunde selbst über, auf welche der scheinheilige Bund jener Könige gegründet ward. Ich theile dies, in geschichtlicher und moralischer Rücksicht höchst merkwürdige Aktenstück, welches vielleicht manchen meiner Leser nicht bekannt oder erinnerlich ist, vollständig mit, um es nachher etwas näher zu beleuchten und mit den spätern Handlungen der Bundesstifter zu vergleichen:

„Im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit! Ihre Majestäten, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland haben zufolge der großen Ereignisse, die den Lauf der drei letzten Jahre bezeichnen und vorzüglich der Wohlthaten, welche die göttliche Vorsehung gnädig über die Staaten verbreitete, deren Regierungen ihr Vertrauen und ihre Hoffnung bloß auf sie gesetzt hatten, die innige Ueberzeugung von der Nothwendigkeit erlangt, den, von den Mächten in ihren gegenseitigen Verhältnissen zu nehmenden Gang auf die heiligen Wahrheiten zu gründen, welche die heilige Religion des Gott-Erlösers uns lehrt.

„Sie erklären daher feierlich, daß die gegenwärtige Akte nur den Zweck hat, vor den Augen der Welt Ihren Entschluß anzukünden, sowohl in der Verwaltung Ihrer betreffenden (respektiven) Staaten, als in den politischen Verhältnissen mit jeder andern Regierung allein die Vorschriften dieser heiligen Religion zur Regel zu nehmen; Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die nicht allein im Privatleben anwendbar sind, sondern unmittelbar auf die Entscheidung der Fürsten einwirken und ihre Schritte leiten müssen; so wie sie auch das einzige Mittel sind, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Mängeln abzuhelfen. Demnach sind Ihre Majestäten in folgenden Punkten übereingekommen:

„1.) Nach den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen gebieten, einander als Brüder zu lieben, werden Sie (die Majestäten nemlich) durch die Bande einer wahren

und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt bleiben, und Sich als Landsleute betrachtend, werden Sie Sich bei allen Veranlassungen und an allen Orten Hülfe und Beistand leisten; Sie werden Sich in dem Verhältnisse zu ihren Unterthanen und ihren Kriegsheeren als Familienväter betrachten, und daher dieselben in dem nämlichen brüderlichen Geiste lieben, von welchem Sie beseelt sind, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu beschützen.

„2.) Dem gemäß wird das einzige Machthabende Prinzip sowohl unter den erwähnten Regierungen als unter Ihren Unterthanen seyn, sich einander Dienste zu leisten, sich durch ein unerschütterliches Wohlwollen diejenige wechselseitige Zuneignung zu beweisen, von welcher sie beseelt seyn müssen, und sich Alle nur als Mitglieder Einer und derselben christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Monarchen sehen Sich Selbst nur als Abgeordnete (Stellvertreter, délégués) der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nemlich Oesterreich, Preußen und Rußland. Also bekennen Sie auch, daß die christliche Nation, von welcher Sie und Ihre Völker Theile ausmachen, in Wirklichkeit keinen andern Oberherrn hat, als Denjenigen, dem allein die Macht eigenthümlich anzehört, weil in Ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden, das heißt: Gott, unsern göttlichen Heiland Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.

„Ihre Majestäten empfehlen demnach mit der zärtlichsten Sorgfalt Ihren Völkern als das einzige Mittel, dieses Friedens zu genießen, der aus gutem Gewissen entspringt, und allein dauerhaft ist, sich mit jedem Tage mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu befestigen, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat.

„3.) Alle Mächte, welche die geheiligten Grundsätze feierlich bekennen wollen, die in dieser Urkunde ausgesprochen sind, und welche anerkennen wollen, von welcher Wichtigkeit es für das Glück der, nur zu lange beunruhigten Nationen ist, daß diese Wahrheiten von jetzt an auf die menschlichen Schicksale den ganzen Einfluß üben, der ihnen ange-

hört, werden mit eben so viel Eifer, als Zuneigung in dies heilige Bündniß aufgenommen werden.

„Dreifach verfaßt und unterzeichnet zu Paris, im Jahre der Gnaden 1815, den 26/14 September.

Franz.
Friedrich Wilhelm.
Alexander."

Dem Original gleichlautend.

Unterzeichnet: Alexander.

St. Petersburg, am Tage der Geburt unſers Erlöſers, den 25ſten Dezember 1815.

In der Urſprache, das heißt im Franzöſiſchen, lautet die Akte des heiligen Bundes, wie folgt:

Au nom de la très-sainte et indivisible Trinité.

Leurs Majestés, l'Empereur d'Autriche, le Roi de Prusse et l'Empereur de Russie, par suite des grands événemens, qui ont signalé en Europe le cours des trois dernières années, et principalement des bienfaits, qu'il a plû à la Divine Providence de répandre sur les États, dont les Gouvernemens ont placé leur confiance et leur espoir en Elle seule, ayant acquis la conviction intime qu'il est nécessaire d'asseoir la marche à adopter par les Puissances dans leurs rapports mutuels sur les vérités sublimes, que nous enseigne l'éternelle Religion du Dieu sauveur.

Déclarant solennellement, que le présent acte n'a pour objet, que de manifester à la face de l'Univers Leur détermination inébranlable, de ne prendre pour règle de Leur conduite, soit dans l'administration de Leurs États respectifs, soit dans Leurs relations politiques avec tout autre Gouvernement, que les préceptes de cette Religion sainte, préceptes de justice, de charité et de paix, qui loin d'être uniquement applicables à la vie privée, doivent au

contraire influer directement sur les résolutions des Princes et guider toutes Leurs démarches, comme étant le seul moyen de consolider les institutions humaines, et de remédier à leurs imperfections.

En conséquence Leurs Majestés sont convenues des Articles suivans :

ARTICLE PREMIER.

Conformément aux paroles des Saintes Écritures, qui ordonnent à tous les hommes de se regarder comme frères, les trois Monarques contractans demeureront unis par les liens d'une fraternité véritable et indissoluble, et se considérant comme compatriotes, Ils se prêteront en toute occasion et en tout lieu assistance, aide et secours; se regardant envers Leurs sujets et armées comme pères de famille, Ils les dirigeront dans le même esprit de fraternité, dont Ils sont animés pour protéger la religion, la paix et la justice.

ARTICLE II.

En conséquence le seul principe en vigueur, soit entre lesdits Gouvernemens, soit entre Leurs sujets sera celui de se rendre réciproquement service, de se témoigner par une bienveillance inaltérable l'affection mutuelle, dont ils doivent être animés, de ne se considérer tous que comme membres d'une même nation chrétienne, les trois Princes ne s'envisageant eux-mêmes que comme délégués par la Providence, pour gouverner trois branches d'une même famille, savoir : l'Autriche, la Prusse et la Russie, confessant ainsi que la nation chrétienne, dont Eux et Leurs peuples font partie, n'a réellement d'autre Souverain que celui, à qui seul appartient en propriété la puissance, parce qu'en Lui seul se trouvent tous les trésors de l'amour, de la science et de la sagesse infinie, c'est-à-dire, Dieu, notre divin Sauveur Jésus-Christ, le Verbe du Très-Haut, la parole de vie. Leurs Majestés recommandent en

conséquence avec la plus tendre sollicitude à Leurs peuples, comme unique moyen de jouir de cette paix qui naît de la bonne conscience et qui seule est durable, de se fortifier chaque jour davantage dans les principes et l'exercice des devoirs que le divin Sauveur a enseigné aux hommes.

ARTICLE III.

Toutes les Puissances qui voudront solennellement avouer les principes sacrés, qui ont dicté le présent acte, et reconnaîtront combien il est important au bonheur des nations trop longtems agitées, que ces vérités exercent désormais sur les destinées humaines toute l'influence qui leur appartient, seront reçues avec autant d'empressement que d'affection dans cette Sainte-Alliance.

Fait triple et signé à Paris, l'an de grâce 1815, le 26/14 Septembre.

(L. S.) François.
(L. S.) Frédéric Guillaume.
(L. S.) Alexandre.

Conforme à l'original.

Signé: Alexandre.

A Saint-Pétersbourg, le jour de la naissance de notre Sauveur, le 25 Décembre 1815.

Diese Urkunde hat in der That, auf den ersten, flüchtigen Anblick eine so fromme, schuldlose Miene, daß man weit entfernt ist, irgend etwas Arges zu ahnen. Prüft man aber den Inhalt genauer, so findet man in dem süßlichen, heuchlerischen Geschwätz nichts weiter, als ein heimtückisches, arglistiges, herrschsüchtiges, blos auf die schmählichste Unterjochung der Völker gerichtetes Streben, welches um so widerlicher und abstoßender ist, da es sich des Heiligsten der Menschheit, der Religion selbst bedient, um seine wahren Absichten zu verhüllen.

Die scheinheiligen Bundesstifter sind, nach ihrer Versicherung, von der Nothwendigkeit überzeugt, sich in ihren

gegenseitigen Verhältnissen nach den Wahrheiten zu richten, welche der Erlöser gelehrt hat. In wie ferne sie dieser, in einem geschraubten, fast unverständlichen Gallimathias ausgesprochenen Ueberzeugung wirklich gefolgt sind, werden wir weiterhin sehen.

Sie erklären feierlich, daß die gegenwärtige Urkunde bloß den Zweck habe, vor den Augen der ganzen Welt ihren festen Entschluß anzukünden; in der Verwaltung und in den politischen Verhältnissen gegen jede andere Regierung die Vorschriften der Religion Jesu zu ihrer Richtschnur zu nehmen; „Vorschriften," setzen sie auf ihre Weise erläuternd hinzu, „Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die nicht allein im Privatleben anwendbar sind, sondern im Gegentheil (??!) unmittelbar auf die Entschließungen der Fürsten einwirken und alle ihre Schritte leiten müssen, so wie sie auch das einzige Mittel sind, die menschlichen Einrichtungen zu befestigen und ihren Mängeln abzuhelfen." Welch' ein Unsinn! Sollte man hiernach nicht glauben, daß die Lehren, welche Jesus für das Privatleben gegeben, für die Fürsten gar keine Verbindlichkeit haben, und daß im Gegentheil die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die er ihnen gab, in schnurgeradem Widerspruche mit denjenigen Lehren stehen, die er uns andern armen Sündern ertheilte? Die Gebote des Heilandes: Du sollst Gott über alle Dinge lieben und deinen Nächsten, als dich selbst; du sollst nicht ehebrechen, nicht stehlen und rauben, nicht tödten, nicht wortbrüchig und meineidig seyn, nicht falsches Zeugniß reden; ihr sollt euch nicht lassen Meister oder gar Majestäten und königliche Hoheiten nennen, denn Einer ist euer Meister: Christus; ihr aber seyd alle Brüder; wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden; diese Gebote und Lehren, sage ich, sind eben so verpflichtend für die Fürsten, wie für die Bettler. Ja, selbst im alten Testament findet man gar viel, was auf unsere Zeiten vortrefflich paßt und von unsern jetzigen Monarchen wohl beherziget zu werden verdiente. „Deine Fürsten," spricht Jesaias, deine Fürsten sind Abtrünnige

und Diebsgesellen; sie nehmen alle gerne Geschenke (Steuern) und trachten nach Abgaben; dem Waisen verschaffen sie kein Recht und der Wittwen Sache kömmt nicht vor sie." Darum spricht der Herr Zebaoth, der Mächtige in Israel: „O wehe, ich werde mich trösten durch meine Feinde, und mich rächen durch meine Feinde; und muß meine Hand wider dich kehren, und deinen Schaum aufs lauterste fegen und all dein Zinn hinwegthun; und dir wieder Richter geben, wie zuvor waren, und Rathsherren, wie im Anfang. Alsdann wirst du eine Stadt heissen. Zion muß durch Recht erlöset werden, und ihre Gefangenen durch Gerechtigkeit!"*)

Die drei allerdurchlauchtigsten Großherren geloben ferner, einander als Brüder zu lieben und durch die Bande einer wahren und unauflöslichen Brüderschaft vereinigt zu bleiben. Daß in diese trauliche Brüderschaft weder ihre sogenannten Unterthanen, noch die unglücklichen Griechen, Spanier, Portugiesen, Neapolitaner, Piemonteser, Polen, u. s. w., mit eingeschloßen wurden, das war ganz natürlich, da sie ja nicht ebenbürtig und größtentheils nicht einmal hof- und turnierfähig waren. Wenn aber die legitimen Vicegötter Burschen- und Brüderschaften stiften wollen, um die heiligsten, unverjährbaren Rechte der Nationen mit Füßen zu zertreten; warum sollen die letztern denn nicht befugt seyn, sich gleichfalls zu verbrüdern, um jene Rechte zu beschirmen, oder sie, wenn sie ihnen geraubt sind, wieder zu erringen?

„Da Sie Sich als Landsleute betrachten, werden Sie Sich bei allen Veranlassungen und an allen Orten Hülfe und Beistand leisten." Da haben wir eine recht studentenmäßige monarchische Landmannschaft, deren Mitglieder ganz in dem Sinne der ehemaligen Landsmannschaften auf den deutschen Hochschulen verfahren wollen; denn bei allen Veranlassungen, gerechten und ungerechten, und an allen Orten, sowohl in ihren eigenen, als in fremden Ländern, sowohl

*) Jesaias, 1. B. 23 u. f.

gegen ihre als gegen fremde Völker, wollten sie sich wechselseitig Beistand und Hülfe leisten! Wahrlich, diese Landsmannschaft mußte den übrigen Staaten Europa's Millionenmale furchtbarer erscheinen, als alle Burschen- und Landsmannschaften, die sich iemals auf deutschen und andern Universitäten gebildet haben! Drei der mächtigsten Monarchen, die sich auf das Festeste mit einander verbündet und verbrüdert hatten, stellten sich ihnen drohend gegenüber; wer so unglücklich war, Einem von Ihnen zu misfallen oder gar zu beleidigen, der sollte, und wenn seine Sache gleich noch so gerecht war, es mit allen Dreien zu thun haben. Ihre Verpflichtungen zu wechselseitigem Beistande waren an gar keine Bedingungen gebunden, und w[illegible] auf irgend eine Weltgegend, noch auf irgend einen Zeitraum beschränkt. Bei allen Veranlassungen, an allen Orten und gegen Jedermann sollte Einer den Andern mit gezogenem Schwert zur Seite stehen. Sie hatten sich ferner in ihrer Bundesurkunde für Beschützer der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit erklärt, und hiedurch deutlich genug ausgesprochen, daß sie eine Gerichtsbarkeit in Hinsicht der übrigen Staaten ausüben wollten. Mit Recht fragte man: wer dem kaiserlich-königlichen Kleeblatt eine solche Supremacie übertragen habe? Ob es sich vielleicht für Erben Napoleons halten und etwa glauben möge, ein so unendliches Maß von Weisheit, Erkenntniß und Gerechtigkeit zu besitzen, daß es vorzugsweise von der Vorsehung auserkohren sey, nach seinen Einsichten, seinem Gutbefinden und seinem Stabilitäts- und Legitimitätssystem das Schicksal aller übrigen Nationen auf Jahrtausende zum Voraus zu bestimmen und zu ordnen? Ob wohl der traurige Zustand der Völker, die unter den eisernen Scepteren dieser drei Selbstherrscher schmachteten, ein solches Uebermaß von Weisheit, Einsicht und Fähigkeit bei ihnen vermuthen lasse? Ob nicht die Unabhängigkeit der andern Regierungen und Staaten feierlich anerkannt worden, und auf eben so guten Gründen beruhe, wie jene des heiligen Kleeblatts?

Der heuchlerische Vorwand, der Bund habe den Zweck die Religion zu beschützen, und alle die gottseligen,

honigsüßen Floskeln und Redensarten, woraus die Bundesurkunde zusammengewebt ist, konnten keinem Vernünftigen das mindeste Vertrauen einflößen, und nicht die Besorgnisse entfernen, welche sich überall gegen die wahren Absichten der drei großen Despoten erhoben, denn schon oft genug hatte das Zwingherrnthum unter eben solchen Verwänden eine eben so gleißnerische Sprache geführt und den Namen der Religion zum Deckmantel seiner schändlichen Zwecke gemißbraucht.

Aber, fragte man weiter, welches sind denn eigentlich die Grundsätze der Gerechtigkeit, des Friedens und der christlichen Liebe, von denen in der Bundesakte die Rede ist? Sind es etwa dieselben, wornach Sachsen zerrissen, und Polen, dessen blutige Trümmer die Adler von Rußland, Oesterreich und Preußen noch jetzt in ihren mörderischen Klauen halten, mehrere Male mitten im Frieden gevierttheilt wurde? Wahrlich, dann müssen alle mindermächtige Völker vor der Gerechtigkeit und christlichen Liebe jener Monarchen voll Abscheu zurückbeben und mit Schrecken einem ähnlichen Schicksal entgegensehen! Wenn sie heilige Bündnisse stiften, wenn sie von Religion, von Gerechtigkeit und christlicher Liebe sprechen wollen; dann sollten sie doch zuvor den mit Blut und Thränen benetzten Raub zurückgeben, der ihre und ihrer Vorfahren Namen mit unauslöschlicher Schande in der Geschichte gebrandmarkt hat.

Hinsichtlich ihrer „Unterthanen*)" und ihrer Kriegsheere wollten die drei Stifter des, von allen gebildeten Nationen verfluchten, heiligen Bundes sich als Familienväter betrachten! Wahrlich, herrliche Familienväter! So liebevoll und zärtlich, wie die Wölfe in den Schafställen und die Marder in den Taubenhäusern! Möchten die Fürsten doch einmal einsehen, daß von einem väterlichen und kindlichen Verhältnisse zwischen ihnen und den

*) Dann wird einmal dies barbarische, der menschlichen Würde hohn sprechende Wort, womit man fast noch allgemein die Staatsbürger in Beziehung auf die Regierenden bezeichnet, aus den Wörterbüchern verbannt werden.

Völkern gar nicht die Rede seyn kann; aber hievon an einem andern Orte!

Die Unterthanen der Selbstherrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland sollen sich einander, nach jener Bundesurkunde alle als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation betrachten! Sollte man nicht wirklich glauben, der Verfasser der heiligen Bundesakte sey aus einem Tollhause entsprungen? Mehr als zwei Drittheile der Einwohner Rußlands bekennen sich ja zu keiner einzigen christlichen Sekte, sondern sind Muselmänner, Juden, Heiden, Anhänger des Dalai-Lama, u. s. w. Auch Oesterreich und Preußen haben eine sehr beträchtliche Anzahl von Juden und andern Nichtchristen! Wie konnte man nun allen diesen, keiner einzigen christlichen Religionspartei angehörigen Menschen wohl zumuthen, sich sämmtlich als Christen und als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation anzusehen? Und wie konnte man von den Christen verlangen, die Muselmänner, die Juden, die Anhänger des Lama, die Heiden, u. s. w., als ihre Glaubensgenossen anzuerkennen? Was sollte man hiernach von dem Verstande, den Einsichten und der Weisheit der Urheber und ersten Unterzeichner der heiligen Bundesakte erwarten? Was sollte die Menschheit, deren oberste Leiter und Richter sie seyn, und deren Schicksale sie bestimmen und ordnen wollten, Ersprießliches und Heilbringendes von ihnen hoffen? Wo ist jemals eine diplomatische Urkunde abgefaßt worden, die in so hohem Grade von der arglistigsten, scheinheiligsten Heuchelei, von der hochmüthigsten Anmaßung, von der schrankenlosesten Herrschgier und zugleich von einer so vollendeten Albernheit und Geisteszerrüttung gezeugt hätte, als die Akte des sogenannten heiligen Bundes? Die ersten Unterzeichner äussern zwar sehr fromm und demüthig: sie sähen sich nur als Abgeordnete der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nemlich Oesterreich, Preußen und Rußland; aber wirft man einen Blick auf diese, mit jedem Tage immer mehr und mehr verdorrenden und sich entblätternden Zweige, so möchte man an dem göttlichen Beruf der angeblichen Stellvertreter

und Abgeordneten der Vorsehung sehr zweifeln, und ihnen mit Hesekiel zurufen: Wehe den Hirten Israel, die sich selbst weiden. Sollen nicht die Hirten die Heerde weiden? Aber ihr fresset das Fette und kleidet euch mit der Wolle, und schlachtet das Gemästete; aber die Schafe wollet ihr nicht weiden! Der Schwachen wartet ihr nicht, die Kranken heilet ihr nicht, und das Verbundete verbindet ihr nicht; sondern streng und hart herrschet ihr über sie. Siehe, ich will an die Hirten, und will meine Heerde von ihren Händen fodern und will's mit ihnen ein Ende machen, daß sie nicht mehr sollen Hirten seyn und sollen sich nicht mehr weiden. Ich will meine Schafe erretten aus ihrem Maul, daß sie sie forthin nicht mehr fressen sollen.*)

Man weiß nicht ob man lachen oder zürnen soll, wenn man liest, wie die drei frömmelnden, scheinheiligen Selbstherrscher im zweiten Artikel ihrer Bundesurkunde den Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt empfehlen, sich mit jedem Tage mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu befestigen, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat, indem dies das einzige Mittel sey, des Friedens zu genießen, der aus einem guten Gewissen entspringt. Guter Gott! Die Völker hätten in der That weit mehr Recht, ihren Gewalthabern dieses Mittel zu empfehlen, auf welches aber die letztern leider eben so wenig achten, wie auf die großen Lehren, welche die Geschichte ihnen gegeben hat. Sie scheinen gar nicht die fürchterlichen Schreckbilder bemerkt zu haben, die seit den vierzig Jahren, wo ein König und eine Königin das Blutgerüst bestiegen, den Despoten zur Warnung aufgestellt wurden; denn sie wollen nichts Gutes lernen und nichts Schlimmes ablegen. Immer träumen sie sich noch in die finstern Jahrhunderte zurück, wo der Aberglaube den Volkern vor den Oehlgötzen des Zwingherrnthums die Kniee beugte; allein diese Zeiten sind vorüber. Die Nationen sind vorgerückt, aber ihre Fürsten stehen sehr weit im Hintergrunde.

*) Hesekiel, 34.

Kaiser und Könige wollen von einem guten Gewissen und von den Mitteln reden, dasselbe zu erlangen! Sie sprechen von einem Gut, das sie nicht kennen; von einem Gut, das höchst selten in den Palästen der Regierenden, aber fast überall in den Häusern und in den Hütten der Regierten gefunden wird!

Ist es nicht Schaudererregend den Namen des höchsten und heiligsten Wesens auf eine so heuchlerische Weise in einer Bundesurkunde entweihet zu sehen, die, wie alle darauf sich gründenden und daraus entsprungenen Handlungen und Thatsachen beweisen, keinen andern Zweck hatte, als den religiösen Aufschwung der Völker zu benutzen, um sie durch scheinheilige Worte zu täuschen und ihnen die schändlichsten Ketten anzulegen?

Die meisten Könige und Fürsten möchten gerne Alles mit dem Fluchsiegel der Knechtschaft stempeln! Sie tragen weder Redlichkeit, noch Treue, weder Wohlwollen, noch Menschenliebe, sondern nur stolze, unersättliche Herrschgier, Hochmuth, Ehrgeiz und gränzenlose Vergrößerungssucht in der, für alle edlern menschlichen Gefühle kalten, verödeten Brust. Ihre väterliche Zärtlichkeit, von welcher sie eben so oft aus Feuerschlünden und Musketen, als in pomphaften Manifesten, Kongreßakten und Bundesurkunden zu den Nationen reden, ist lauter Lug und Trug; sie gleicht der Zärtlichkeit der Löwen, der Tieger, der Wölfe, der Hyänen gegen wehrlose Kinder und Lämmer! Ihr böses Bewußtseyn ist der Alp, der sie fortwährend drückt und quält, der ihnen ihre köstlichen Gastmahle vergiftet, alle ihre Träume beunruhigt und selbst bei ihren glänzendsten Festen und unter ihren rauschendsten Lustbarkeiten sie, wie ein grauenvolles Gespenst, verfolgt und ängstigt. Immer und überall, im Schlafen und im Wachen, am sonnenhellen Tage und in der Finsterniß der Nacht, wähnen sie das Rachefchwerdt der tiefgekränkten, zürnenden Völker über ihren Häuptern zu sehen; denn sie wissen und fühlen sehr gut, was sie verdient haben!

Es ist kein Wunder, daß die meisten Regenten Europa's so schnell und willig dem neugestifteten Bunde beitraten; sie

waren freilich weit entfernt, an die hochgepriesene Heiligkeit desselben zu glauben, aber theils ließen sie sich durch die Furcht vor dem Unwillen und Zorn dieser heiligen, auf das Innigste verbrüderten Burschen- und Landsmannschaft, theils auch durch ihre eigene Herrschgier und Selbstsucht hinreissen, die mit freundlich drohender Miene geschehene Einladung zum Beitritte anzunehmen, denn sie konnten aus dem Inhalte der Urkunde deutlich genug erkennen, daß alle die frommen Redensarten, womit dies herrliche Machwerk geschmückt war, nur dazu dienen sollte, um das Gift der Knechtschaft zu verstecken, welches man den Völkern darbieten wollte. Europa's Fürsten waren nicht so albern, wie der englische Prediger Robert Hindmarsh in Manchester, der in dem zweiten Artikel der Bundesurkunde die Lehre seiner Sekte, der Schwedenborgianer oder der Kirche vom neuen Jerusalem, zu finden wähnte *). Sie sahen wohl ein, daß die allerdurchlauchtesten Stifter nicht an das neue Jerusalem in der Offenbarung Johannis dachten; sondern, daß bloß Befestigung und Verbreitung einer unbeschränkten Willkührherrschaft und gänzliche Vernichtung aller Rechte und Freiheiten der Völker, welche sie für Kinder erklärten, und als unmündige, willenlose Kinder behandeln wollten, ihr Wunsch sey; und gerade dies ist und war ja von jeher auch der Wunsch fast aller Kaiser, Könige und Fürsten, vom großen Selbstherrscher an der Newa an, bis zu dem kleinsten Zaunkönige, der ein Kriegsheer von drei Viertel Mann auf den Beinen und am Frankfurter Bundestage kaum den sechs und dreißigsten Theil einer Stimme hat. Alle streben nach unbeschränkter Gewalt, als nach dem höchsten Gut, das mit keinen Opfern, mit keinen Blutströmen zu theuer von ihnen erkauft werden kann; Alle pochen auf ihre Legitimität und wollen von der Vorsehung abgeordnet seyn, um die arme, leidende Menschheit zu scheeren, zu schinden, zu martern und auszusaugen, denn wahrlich, wenn ihre Regierungsrechte auch, wie sie behaupten, einen göttlichen Ursprung

*) M. s. Remarks on the Holy Alliance by Robert Hindmarsh. Manchester, 1816. 12.

hätten, so müßte man doch zugeben, daß sie dieselben gar oft recht teuflisch misbrauchen.

Der Dalai Lama im Vatikan wollte, trotz dem Stempel der Heiligkeit, welchen das nicht allzu heilige Kleeblatt dem neugestifteten Bunde aufgedrückt hatte, demselben nicht beitreten. Wahrscheinlich fand der demüthige Knecht der Knechte Gottes es unter seiner Würde, mit den Ketzern Friedrich Wilhelm und Alexander Brüderschaft zu machen, oder er fürchtete vielleicht, daß sein Erbfeind, der Großtürke sich gleichfalls dem saubern Bündnisse anschließen und daß er dann leicht mit demselben auf einem der künftigen Kongresse in Händel gerathen möchte. Die Aufnahme in diese gottselige Brüder- und Landsmannschaft hätte übrigens dem Sultan Mahmud keineswegs verweigert werden können; denn sollten Alexanders muhamedanische Tartaren und Heiden, und Franzens und Friedrich Wilhelms Juden und Zigeuner als Mitglieder einer christlichen Nation betrachtet werden, so konnte man ja den Großsultan Mahmud, der auch ein christlicher Muselmann war, aus religiösen Gründen von dem Bunde nicht ausschließen, zumal da er gegen seine Unterthanen und Rajah's eben so väterlich gesinnt war, wie die drei Bundesstifter gegen die ihrigen.

Der damalige Prinz-Regent und nachherige König Georg IV. von Großbrittanien, wäre vielleicht sehr gerne dem sogenannten, heiligen Bunde förmlich beigetreten, denn er bekannte sich in politischer Rücksicht ganz zu den Grundsätzen seiner geliebten Herren Brüder und Vettern; allein er wußte, daß die staatskluzen Britten das trügerische, despotische Spinnengewebe, worin man die Völker fangen, und sie aller ihrer Rechte berauben wollte, durchblicken würden; er erinnerte sich des Schicksals der Stuarts, von denen gleichfalls Einer für sein unwürdiges Streben nach unbeschränkter Königsgewalt auf dem Blutgerüst den gerechten Lohn empfieng, und er wollte sein hohes Haupt keiner solchen Gefahr aussetzen. Deshalb schrieb er den drei großen Verschwörern folgenden, gleichlautenden Brief:

Carltonhouse, den 6ten Oktober 1815.

„Mein lieber Herr Bruder und Vetter!

Ich habe die Ehre gehabt, Ew. (Kaiserlichen) Majestät Schreiben nebst der Abschrift des, von Ew. Majestät und Ihren hohen Verbündeten am 26sten September zu Paris unterzeichneten, Vertrags zu empfangen. Da die Formen der britischen Verfassung, die ich im Namen und aus Auftrag des Königs, meines Vaters, zu erhalten berufen bin, mich hindern dem Vertrage in der Form beizutreten, in welcher er mir vorgelegt worden: so ergreife Ich dieses Mittel, den hohen Souverains, die denselben unterzeichnet haben, meine gänzliche Zustimmung zu den Grundsätzen anzuzeigen, welche sie ausgesprochen und zu der Erklärung, die sie gethan haben, die göttlichen Vorschriften der christlichen Religion zur unabänderlichen Regel Ihres Verfahrens in allen Ihren gesellschaftlichen und politischen Verbindungen zu nehmen und die Verbrüderung zu befestigen, welche immer zwischen allen christlichen Volkerschaften statt finden sollte. Es wird stets mein ernstes Bestreben seyn, mein Betragen in der Lage, in welche die göttliche Vorsehung mich zu setzen würdigte, nach diesen heiligen Grundsätzen einzurichten, und mit meinen hohen Verbündeten zu allen Maßregeln mitzuwirken, welche geeignet sind, zum Frieden und zur Wohlfahrt der Menschheit beizutragen. Ich bin mit den unveränderlichsten Gefühlen von Freundschaft und Zuneigung,

Mein Herr Bruder und Vetter,
Ew. (Kaiserlichen) Majestät Bruder und Vetter,
Georg, Prinz-Regent.

Ich gebe dies Schreiben vollständig, um zu zeigen, daß schon damals Georg der Vierte den wahren Zweck des sogenannten heiligen Bündnisses sehr klar erkannte; daß er in seinen Grundsätzen vollkommen mit den drei Bundesstiftern übereinstimmte; daß er sich eben so scheinheilig, wie diese der Religion und des trügerischen Vorwandes „zum Frieden und zum Glück der Menschheit" zu wirken bediente, und daß bloß die Verfassung von Großbritannien ihn zurückhielt, der großen Verschwörung gegen die Freiheit der Nationen, durch förmliche Unterschrift der Urkunde beizutreten.

Obgleich also die äussern diplomatischen Formen des Beitritts von Seiten Georg IV. aus den angeführten Gründen nicht beobachtet werden konnten; so schloß er sich doch als Ehrenmitglied dem sogenannten heiligen Bunde an, führte durch seine Gesandten auf den Kongressen eine sehr

entscheidende, oft sogar gebieterische Sprache und handelte ganz in dem Geiste der drei Bundesstifter und zwar auf eine solche Weise, daß die Völker eben so furchtbar von dem konstitutionellen Großbritannien, wie von den unumschränkten Monarchien leiden mußten.

An den Früchten, sagt Jesus, sollt ihr sie erkennen, und darum laßt uns sehen, wie die großmächtigsten Mitglieder der heiligen Brüder- und Landsmannschaft die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, „welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hat, befolgt und welchen Einfluß auf die Schicksale der Menschheit sie ihnen verschafft haben!“ Wir wollen untersuchen, wie sie die Vorschriften der christlichen Religion sowohl in der Verwaltung ihrer eigenen Staaten, als in ihren politischen Verhältnissen gegen andere Regierungen zur Norm genommen haben und noch nehmen; denn es ist einmal Zeit, daß man dem Zwingherrnthume die schändliche Heuchlerlarve entreißt, womit es immer und ewig die Völker zu täuschen und zu bethören sucht.

Es fehlte in der That sehr wenig daran, so wäre 1818 unser deutsches Vaterland durch die falsche, argliſtige Politik, durch die Herrschgier und Vergrößerungssucht eines der Stifter jenes, von so vielen Millionen verfluchten, heiligen Bundes, in einen Schauplatz des blutigsten Krieges verwandelt worden.

Baiern hatte nemlich, durch österreichische Diplomatenkniffe verleitet, sich, in einem Vertrage vom 3ten Juni 1814, anheischig gemacht, Tyrol, Salzburg und das Inn- und Hausruckviertel, mit Ausnahme einiger Aemter und Distrikte an Oesterreich abzutreten, wogegen sich Oesterreich verpflichtete, den vollständigsten Ersatz für diese Länder zu geben. Vorläufig wurden auch wirklich Tyrol und Vorarlberg von Oesterreich, und Würzburg und Aschaffenburg von Baiern in Besitz genommen. Baiern verlor bei diesem Tausche über 200 geviert Meilen an Flächenraum und ungefähr 50 bis 60000 Einwohner.

Als Napoleon von Elba zurückkehrte, und die großen Seelenverkäufer auf dem Wiener Kongreß nicht allein wegen

ihrer Kronen, sondern selbst wegen ihrer Köpfe in Angst geriethen, erneuerten sie ihr Bündniß gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, und um Baiern bei guter Laune zu erhalten, entsagte Oesterreich nicht bloß seinen Ansprüchen auf einen Theil der, im Jahr 1814 bedungenen Abtretungen, sondern es sicherte auch in einem, am 23sten April 1815 geschlossenen Vertrage, den Rußland, Preußen und Großbritannien vermittelten und garantirten, dem Könige von Baiern sehr bedeutende Landschaften und Städte vom Kurfürstenthum Hessen, vom Königreiche Würtemberg und vom Großherzogthum Baden zu, ohne daß die Völker und Regierungen im Mindesten deshalb gefragt wurden. Giebt es nun wohl eine empörendere Schändlichkeit, als so, mitten im Frieden, über das Schicksal anderer, mindermächtiger Staaten zu verfügen? Müssen da nicht die Völker in jedem Augenblick für den, ihnen zugesicherten Rechtszustand in Furcht und Sorge leben? Denn, wer heute noch einem konstitutionellen Staate angehört, und alle Rechte und Freiheiten genießt, die derselbe seinen Bürgern und Einwohnern darbietet, der kann ja morgen schon durch einen Federzug der großmächtigsten Seelenverkäufer und ihrer Minister einem despotischen Oesterreich oder Preußen unterworfen werden, und dann ist sein Grundeigenthum, das heute vielleicht den Werth von 100000 Gulden hat, morgen mit 20000 Gulden über die Hälfte zu theuer bezahlt. Jeder Vernünftige muß folglich einsehen, daß nichts Unwürdigeres gedacht werden kann, als diese schändliche Menschen- und Länderschacherei, die um so empörender ist, wenn sie von Despoten verübt wird, die gar über die Völker und Länder, welche sie unter sich theilen, nicht das mindeste Recht haben! Die Tyrannenknechte sagen freilich: wenn die Regenten der Länder in die Abtretung und Theilung derselben willigen, dann müssen auch die Unterthanen damit zufrieden seyn. Aber mit nichten! Wenn die sogenannten Unterthanen einem Regenten huldigen, so geschieht dies immer nur unter der stillschweigenden und sehr vernünftigen Voraussetzung, daß er sie nicht als leblose Waare oder als eine Heerde Thiere betrachten, daß er nicht nach Willkühr über sie schalten und

walten und sie nicht an den ersten, besten Meistbietenden verkaufen soll. Verträge aber, wodurch Fürsten Länder und Städte an Andere abtreten, sind für die Völker, woferne diese nicht ihre freie Einwilligung gegeben haben, durchaus unverbindlich; denn die Erklärung eines Gewalthabers, daß er nicht länger Regent eines Landes seyn will, hebt alle Verbindlichkeiten der Staatsbürger gegen ihn auf, und giebt ihm kein Recht von ihnen zu verlangen, daß sie sich einem andern Regenten, an welchen er sie vertauscht, verkauft oder verschenkt hat, unterwerfen sollen. Doch ich kehre zurück!

Baiern ließ sich also durch die, in jenem Vertrage gegebenen Zusicherungen gewinnen, und stellte 1815 gegen Napoleon 60000 Mann ins Feld, denn der König Maximilian Joseph hoffte mit größter Zuversicht, die fremden Bärenfelle zu erhaschen, welche Oesterreich ihm im Namen der heiligen und untheilbaren Dreifaltigkeit durch den Vertrag vom 23sten April 1815 verheissen und Preußen, Rußland und England ihm gewährleistet hatten, zumal da er die größten Anstrengungen gemacht und da auch sein Kriegsheer sich eben so tapfer, wie 1814 für die Sache der verbündeten Monarchen geschlagen hatte. Allein der ehrliche Baiernkönig sah sich bald mächtig getäuscht; denn kaum war der Friede mit Frankreich geschlossen, so erklärte der österreichische Minister in den Protokollen, welche im November 1815 von den Ministern der vier Hauptmächten in Paris gehalten wurden: „Er habe die bestimmtesten Befehle Sr. Majestät des Kaisers, kein geeignetes Mittel unbenutzt zu lassen, um die Wiederabtretung jener Provinzen zu erlangen; er müsse darauf bestehen, daß die Punkte der Unterhandlung zwischen Oesterreich und Baiern vom Anfange an in den bestimmtesten und klarsten Ausdrücken festgesetzt würden. Indem Sr. Majestät der Kaiser die Möglichkeit einer Weigerung von Seiten Baierns in die, von den ersten Mächten Europa's unterstützten Ausgleichungen einzugehen, nicht zugeben könnten, würden Sie mit Ver-

gnügen die aufrichtige Mitwirkung und Verwendung ihrer erhabenen Verbündeten annehmen, um zu dem einzigen Resultat zu gelangen, welches Sr. Majestät befriedigen und den unangenehmen Verwickelungen zuvorkommen könne, die ein, Ihren Absichten widersprechender Ausgang unfehlbar herbeiführen würde."

Diese Erklärung von Seiten Oesterreichs fand, wohl zu merken, kaum zwei Monate nach dem Abschluß der heiligen Bundesakte statt. Man sieht hieraus, daß die in dieser Urkunde ausgesprochenen Grundsätze von Gerechtigkeit, Frieden und christlicher Liebe, welche die heiligen drei Könige zur Norm ihres Betragens nehmen wollten, sehr bald äußerst giftige Früchte trugen. Baiern war durch falsche Vorspiegelungen von Oesterreich schändlich getäuscht worden. Es hatte mit ungeheurer Kraftanstrengung gegen Frankreich die ihm verheissenen Vortheile verdienen wollen; aber sobald als das Ungewitter, womit Oesterreich, Preußen und Rußland aufs Neue von Napoleon bedrohet wurden, vorüber war, und als Baiern mit Zuversicht hoffte, den ihm zugesicherten Lohn zu empfangen, da suchte Oesterreich, arglistig und falsch, sich seinen Verbindlichkeiten zu entziehen, und vergalt dem betrogenen Baiern mit dem schnödesten Undank alle die großen Opfer, die es gebracht hatte. Es ist allerdings wahr, daß Baiern sehr unrecht handelte, da es sich von Oesterreich auf Kosten Anderer wollte bezahlen lassen; aber eben so wahr ist es auch, daß Oesterreich noch weit schlechter und verwerflicher handelte, als es versprach, Baiern für seine Mitwirkung und seine Anstrengungen mit fremdem Gut zu entschädigen, und als es, nach überstandener Gefahr, treulos seine Verpflichtungen brach.

Rußland, Preußen und England verpflichteten sich zufolge jener Erklärung und Aufforderung des österreichischen Ministers, alle ihre Mittel, also selbst militärische Gewalt, anzuwenden, um Baiern zur Wiederabtretung des Hausrück- und Innviertels, des Großherzogthums Salzburgs, u. s. w., gegen die, von Oesterreich vorgeschlagenen

Entschädigungen zu bewegen, die aber bei weitem geringer waren, als das, was Oesterreich am 25sten April 1815 versprochen hatte. So sehr auch Baiern sich sträubte, die ihm zugesicherten Vortheile sich von Oesterreich und dessen großen Verbündeten schmälern zu lassen; so mußte es doch, nach langen Unterhandlungen, sich am Ende mit dem begnügen, was die vier Großmächte des heiligen Bundes, nämlich England mit eingeschloßen, zu bewilligen beliebten, und worüber am 14ten April 1816 ein Vertrag zu Stande kam, zufolge dessen Baiern unter Anderm, nach Erlöschung der geraden männlichen Linie des damals regierenden Großherzogs von Baden, die zu Baden gehörigen Theile der Pfalz bekommen sollte.

Der Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden, dem diese geheimen Verhandlungen bekannt wurden, erklärte am 4ten Oktober 1816 sowohl die altbadenschen Stammlande, als die durch neuere Verträge damit vereinigten Provinzen für ein unzertrennliches Ganzes, welches nach seinem Tode mit voller Souveraineität seinem Vaterbruder, dem Prinzen Ludwig, und nach dessen Absterben den, in einer Ehe zur linken Hand erzeugten Söhnen seines Großvaters, nämlich den Grafen von Hochberg, welche er zu Markgrafen von Baden erhob, zufallen sollte. Als der Großherzog nachher (1818) hoffnungslos krank war, protestirte sein Schwager, der König Maximilian Joseph von Baiern gegen das Thronfolgerecht der Grafen von Hochberg und drang auf die Abtrettung der, ihm von Oesterreich als Entschädigung zugesicherten badenschen Landestheile. Der Brief, welchen der, auf dem Todbette liegende Großherzog seinem königlichen Schwager in dieser Hinsicht schrieb, ist zu wichtig und merkwürdig, als daß wir ihn nicht hier vollständig mittheilen sollten.

„Sire,

„Nur sehr ungerne entschließe ich mich, Ew. Majestät von einer Angelegenheit zu unterhalten, die Ihren persönlichen Gesinnungen eben so zuwider seyn muß, als den meinigen. Allein der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht, endlich ein Stillschweigen zu brechen, welches ich aus Zartgefühl vielleicht zu lange beobachtet habe.

„Seit drei Jahren bin ich bedrohet, mir einen Theil meiner Staaten entrissen zu sehen, und während mein Land die größten Anstrengungen macht, um mich in Stand zu setzen, auf eine nachdrückliche und ehrenvolle Art den letzten Kampf für die Unabhängigkeit von Deutschland zu bestehen, suchen meine Verbündeten mir meine schönsten Provinzen zu entreissen, und verfügen über meine Thronfolge.

„Ich glaube bei den verschiedenen, stattgefundenen Unterhandlungen der ganzen Welt das Unzureichende der Beweggründe bewiesen zu haben, womit man diese Verletzung meiner heiligsten Rechte beschönigen mochte, und die öffentliche Meinung hat bereits in meiner Sache entschieden, ehe man noch selbst den ganzen Umfang der Ungerechtigkeit kannte, deren Opfer ich seyn soll.

„Wenn es meinem Herzen kränkend ist, zu sehen, wie Mächte, die im Angesicht der ganzen Welt erklärt haben, daß sie bloß die Waffen ergriffen, um die Herrschaft der Willkühr zu zerstören und in Europa ein politisches System einzuführen, welches auf den Grundsätzen der Moral beruht, sich von den falschen Vorstellungen, die man ihnen macht, doch dergestalt hinreissen lassen, daß man ihre Schulden mit Provinzen bezahlen will, die mir zugehören, und deren Erhaltung ich durch das Blut meiner Unterthanen erkauft habe; welch' ein schmerzliches Gefühl muß es nicht in mir erregen, wenn ich meine nächsten Anverwandten an der Spitze derjenigen sehe, die mich zu unterdrücken suchen, und die nicht zufrieden, das mir zu Rauhende anzunehmen, noch auf die Ausführung von Maßregeln dringen, zu denen sie nie ihre Zustimmung hätten geben müssen.

„Ich verliere mich in Nachdenken, wenn ich die stets erneuerten beleidigenden Schritte des Kabinets Ew. Majestät mit den Bezeugungen von Ergebenheit, die Sie mir fortdauernd ertheilen, in Verbindung zu setzen suche. Es ist mir durchaus unmöglich, bei einer so ernsthaften Anzeigenheit die Regierung von deren Chef zu trennen, dergestalt, daß ich in dem Einen meinen Verwandten und Freund finde, während sich die Andere als meine erbittertste Feindin zeigt.

„Ich bin Ihnen, Sire, endlich mein Glaubensbekenntniß schuldig. Es ist Zeit, daß die Sache auf eine oder die andere Art beendigt werde, und ich muß Ew. Majestät erklären, daß, da ich glaube, die eingegangenen Verpflichtungen sowohl durch die Anstrengungen, die mein Land für die gemeinschaftliche Sache gemacht hat, so wie durch die letzten ausgleichenden Vorschläge, die mein Gesandter zu Frankfurt übergeben, mehr als erfüllt zu haben, ich unwiderruflich entschlossen bin, mich auf nichts weiter einzulassen.

„Ich verblende mich nicht über die Lage, worin ich mich befinde. Nichts wundert mich; ich bin auf Alles gefaßt; allein ich erkläre Ihnen

Sire, daß wenn man die Absicht hätte, mir mit Gewalt dasjenige zu entreißen, was man in der Güte nie erhalten wird, ich zu meinem Beistande an die öffentliche Meinung appellire, und schwerlich werden Ew. Majestät einen mächtigern Alliirten finden.

„Dem Könige habe ich nur genug gesagt. Die Empfindungen meines Herzens erfodern, daß ich noch ein Wort an meinen Schwager und Freund beifüge. Ich beschwöre Sie daher, Sire, bei den Banden des Bluts, die uns vereinigen, lassen Sie eine Unterhandlung aufhören, die nur schon zu lange die Augen Europa's auf sich zieht, und die durch Annahme des Grundsatzes, worauf sie beruht, eben so gefährliche Folgen für Ew. Majestät, wie für mich haben würde.

„Ich bin, u. s. w.

Carlsruhe, den 12ten März 1808. Carl."

Der König von Baiern beantwortete diese Zuschrift, worüber er sein Erstaunen und seine Empfindlichkeit äusserte, mit anscheinender Freundschaft und erklärte, daß er sich zum Gesetz gemacht habe „in der Stille die Requlierung der Interessen abzuwarten, von welcher der Abschluß der Akte abhänge, wodurch die Schicksale von Europa bestimmt werden würden." Das hieß nichts mehr, und nichts weniger gesagt, als daß er sich den Anordnungen des heiligen Triumvirats und Großbritanniens, mit denen er schon völlig einverstanden war, unterwerfen wollte.

Der Brief des Großherzogs ist gewiß eine äusserst merkwürdige und wichtige Urkunde in geschichtlicher Rücksicht; denn es sprach hier kein revolutionärer Schriftsteller, sondern ein Souverain, der seinem Tode stündlich entgegensah, äusserte darin seinen gerechten Unwillen über die schändlichen Bestrebungen jenes Bundes, der, um seinen höllischen Ursprung zu verstecken, frech genug war, sich vor den Augen der ganzen gebildeten Menschheit mit dem Stempel der Heiligkeit zu schmücken, und der voll von arger Heuchelei und trügerischer Bosheit es wagte, den Nationen vorlügen zu wollen, daß er den unerschütterlichen Entschluß gefaßt habe, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, welche der Heiland gelehrt habe, und denen der heilige Bund durch alle seine Handlungen auf das Frevelhafteste Hohn sprach, zur Richtschnur seines Betragens zu nehmen.

Der Großherzog von Baden berief ſich auf die öffentliche Meinung, die bereits in ſeiner Sache entſchieden habe, und ſagte: daß er an dieſe öffentliche Meinung appelliren und daß der König von Baiern ſchwerlich einen mächtigern Verbündeten finden werde. Er erkannte alſo die öffentliche Meinung, das heißt, die Stimme der Nationen, als die unbeſtechliche Richterin der Könige feierlich auf ſeinem Sterbebette an, und ſtellte ſich dadurch hoch über ſeine Mitbrüder von Gottes Gnaden, die alles ächte Gefühl für Ehre und Schande verleugnend, der öffentlichen Meinung mit Kanonen, Bajonetten und Schwertern Stillſchweigen gebieten und, wie ihre Handlungen zeigen, ſelbſt von einem ewigen Richter nichts wiſſen wollen.

Die öffentliche Meinung erklärte ſich zwar für den Großherzog von Baden, allein die Stifter des heiligen Bundes entſchieden auf ihrem Kongreſſe zu Aachen, daß Baden mit zwei Millionen Gulden und mit dem Tauberkreiſe Oeſterreichs Schulden an Baiern bezahlen ſollte. Auf dieſe Weiſe handelten die Monarchen, welche auf das Feierlichſte angekündet hatten, in ihren politiſchen Verhältniſſen gegen andere Regierungen die Vorſchriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, welche der Heiland gelehrt hat, zur Richtſchnur ihrer Handlungen zu nehmen!

Aber noch weit empörender war das Verfahren des heiligen Triumvirats gegen Spanien, Neapel, Piemont und beſonders gegen das unglückliche Griechenland.

In einem zu Welikie-Luki am 8ten (20ſten) Julius 1812 mit der damaligen ſpaniſchen Regentſchaft abgeſchloſſenen Schutz- und Trutzbündniſſe hatte der Kaiſer Alexander die Cortes und die von ihnen eingeführte Konſtitution förmlich anerkannt und daſſelbe war auch am 20ſten Januar 1814 von dem Könige von Preußen in einem zu Baſel mit Spanien abgeſchloſſenen Vertrage geſchehen. Die ſpaniſche Verfaſſungsurkunde ſelbſt enthielt manche vortreffliche Beſtimmungen, die jedoch dem nach unbeſchränkter Herrſchergewalt lüſternen Ferdinand dem Siebenten nicht gefielen, denn obgleich er das Recht haben ſollte, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, ſo ſollte er doch den Cortes oder Reichs-

ſtänden hernach eine, mit Aktenſtücken belegte Rechenſchaft ablegen. Offenſiv-Bündniſſe und Subſidien- und Handelsverträge ſollten vor ihrem Abſchluß von den Cortes genehmigt werden. Der König ſollte keinen Gebietstheil ohne Einwilligung der Volksvertreter veräuſſern, vertauſchen oder abtreten dürfen, und von ihnen ſollte es abhängen, jährlich auf den Vorſchlag des Monarchen die nöthigen Anordnungen und Verfügungen für die Land- und Seemacht zu treffen. Ferner ſollten die Cortes befugt ſeyn, die Miniſter zur Verantwortung zu ziehen und dem Volke ſollten, ohne Einwilligung ſeiner Stellvertreter, keine Auflagen aufgebürdet werden. Auch ward allen Spaniern die Freiheit zugeſichert, ihre politiſchen Anſichten, ohne Cenſur drucken zu laſſen und bekannt zu machen, mit Vorbehalt der, in den Geſetzen angeordneten Beſchränkungen und Verantwortlichkeiten.

Unter dem Schutz einer ſolchen Verfaſſung durfte Spanien, das ſeiner Dynaſtie ſo auſſerordentliche Beweiſe von Treue und Anhänglichkeit gegeben hatte, einer beſſern Zukunft entgegenſehen und dem Könige blieb gleichfalls noch immer Macht genug, um, wenn er wollte, das Glück ſeines Volkes zu befördern. Dies war aber keineswegs Ferdinands Abſicht. Er wollte eben ſo unumſchränkt herrſchen, wie Karl V. und deſſen Sohn Philipp II., die einſt auf Spaniens Thron die ganze Menſchheit in Staunen und Schrecken ſetzten. Kaum war er von Napoleon aus ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen und wieder in Spanien angekommen, als er am 4ten Mai 1814, auf den Rath des engliſchen Geſandten Henry Wellesley, eines Bruders des Herzogs von Wellington, eine Proklamation erließ, wodurch er die Cortes auflöſte, die von ihnen gegebene Verfaſſung für nichtig erklärte und Alle, die ſich dieſen Verfügungen widerſetzen würden, zur Todesſtrafe verurtheilte. Wer hätte nicht erwartet, daß Ferdinand voll Freude, ſeine ſchimpfliche Gefangenſchaft gegen ein ſchönes Königreich zu vertauſchen, und voll Liebe und Dankbarkeit gegen ein Volk, das ſo tapfer und mit ſo großer Selbſtaufopferung für ihn geſtritten hatte, ohne Anſtand eine Verfaſſung annehmen würde,

durch welche das königliche Ansehen und das Glück der Nation in gleichem Grade verbürgt wurden? Und nun sah man plötzlich alle Hoffnungen getäuscht und die großen Anstrengungen, die man gemacht hatte, mit dem schnödesten Undank vergolten.

Da Ferdinands Finanzen zu sehr zerrüttet waren, als daß er, ohne fremde Hülfe jene, seinem Volk so verderbliche Maßregel hätte ausführen können, so machte das englische Ministerium ihm eine sehr bedeutende Anleihe, die ihm am Tage vor der Erlassung jener schauderhaften Proklamation ausgezahlt wurde. Nun hatte er die Mittel in Händen, um eine Menge schlechter Menschen zu bestechen, Spione zu besolden, den Pöbel für sich zu gewinnen, und durch denselben Furcht, Schrecken und Mord zu verbreiten; nun sann er auf nichts weiter als durch Betrug, Verrath, Gewalt und Blutvergießen die Zwingherrschaft zu befestigen, wornach er sich in seiner Gefangenschaft zu Valencay so lange gesehnt hatte. Am 14ten Mai hielt er seinen Einzug in Madrid, begleitet von dem britischen Gesandten und von 4000 Mann spanischer Kavallerie, die von dem englischen General Whitingham befehligt wurden, und für englisches Geld gekleidet und bewaffnet waren. Englisches Gold bahnte diesem schändlichen Triumphzuge den Weg; englisches Gold belohnte die Stimmen von mehr als hunderttausend Sklaven, die mit dem Blut der unglücklichen Liberalen und Konstitutionellen besprützt, Ferdinand dem Vielgeliebten, wie sie ihn nannten, ihre knechtischen Huldigungen darbrachten. Die Straßen, welche einige Tage zuvor mit Leichen bedeckt waren, wurden ihm zu Ehren mit Blumen bestreut, und mehrere Hundert Männer und Weiber, die man dazu erkauft hatte, zogen den Wagen des hämisch lächelnden Tyrannen nach seinem Palaste.*)

*) Ein englischer Reisender, der diesem Einzuge Ferdinands beiwohnte, sagt von ihm: um seine Lippen schwebte ein vorübergehendes Lächeln, allein es war nicht das Lächeln sanfter Heiterkeit oder eines innern guten Bewußtseyns, nicht das Lächeln herzlicher Theilnahme an dem Wohlergehen Anderer, sondern das hämische Grinsen der Schadenfreude der befriedigten Rachgier und einer arglistigen, heimtückischen Bosheit.

Rußland und Preußen hatten zwar in den, mit der spanischen Regentschaft geschlossenen Verträgen die Cortes und die Verfassung Spaniens feierlich anerkannt, allein ihr späteres Betragen hat deutlich bewiesen, daß sie, so wie auch Oesterreich, Ferdinands Verfahren nicht allein vollkommen gut hießen, sondern ihn sogar dazu anreizten.

Sechs Jahre lang duldete die unglückliche Nation, welche für ihren Tyrannen so außerordentliche Opfer gebracht hatte, unter dem blutigen Joch, das er ihr auflegte. Da schien plötzlich am 1sten Januar 1820 die Stunde ihrer Befreiung zu schlagen. Die Revolution der, auf der Insel Leon stehenden Truppen brach aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle über das ganze Königreich und das Volk schien von einem neuen, geistigen Leben beseelt. Ferdinand mußte der Zwingherrschaft entsagen und die Verfassung der Cortes, welche er im Mai 1814 für nichtig erklärt hatte, feierlich beschwören. Ein beträchtliches Heer, das von Pfaffen, Mönchen und Edelleuten irre geleitet ward, kämpfte zwar noch für die unbeschränkte Herrschergewalt, allein die Wahlen zu den Cortes schritten allenthalben rasch vorwärts, und selbst manche aufgeklärte Prälaten und Pfarrer waren eifrigst bemüht, die Vorurtheile zu vertilgen, welche ihre fanatischen Amtsgenossen gegen die Konstitution erregt hatten. Alles hätte sich wahrscheinlich sehr gut gestaltet; Alles wäre geordnet und viel Menschenblut gespart worden, hätten nicht die heillosen Grundsätze von Legitimität und Stabilität und die ängstliche Besorgniß für das unumschränkt monarchische Prinzip, welches die Stifter des heiligen Bundes überall aufrecht erhalten und geltend machen wollten, sie veranlaßt, sich in die Angelegenheiten Spaniens einzumischen. Alexander von Rußland, der erbitterte Feind der Freiheit und der Menschenrechte, donnerte von Petersburg aus seinen Bannstrahl gegen die konstitutionellen Einrichtungen, die man ohne Ihn um Erlaubniß zu bitten, an den Gestaden des Ebro eingeführt hatte, und drohete im Namen des, von ihm gestifteten heiligen Bundes: **daß der Schandfleck, womit Spanien von den Cortes gebrandmarkt worden, (nemlich die Konstitution) vertilgt, die Verbrecher,**

die Cortes, bestraft und das böse Beispiel für Europa vernichtet werden sollte.

In diesem Ton konnte der nordische Selbstherrscher den Cortes und der Verfassung, die er im Jahr 1812 feierlich anerkannt hatte, den Untergang drohen. Nicht der Jammer, nicht das Elend, welches Ferdinand über sein Land verbreitete, sondern die Konstitution, wodurch elf Millionen Menschen ihre heiligsten und unveräusserlichsten Rechte zurückgegeben waren, sollte also nach dem Urtheil des moskowitischen Despoten ein Schandfleck seyn, der mit Feuer und Schwert ausgelöscht werden mußte!

Alexander und seine Verbündeten ließen ihre Drohungen nicht unerfüllt. Als die Cortes ein, auf dem Kongreß zu Verona geschmiedetes Ultimatum, worin eine gänzliche Veränderung ihrer Konstitution verlangt wurde, nicht annehmen wollten, da foderten die Gesandten von Rußland, Oesterreich, Frankreich und Preußen in Madrid sogleich ihre Päße und nun war der Krieg gegen Spanien so gut, wie erklärt.

England stimmte jedoch den Beschlüssen des Kongresses zu Verona nicht bei. Der Marquis von Londonderry und Canning behaupteten öffentlich, daß die Oberaufsicht, welche der heilige Bund sich über die Einrichtungen anderer Staaten anmaße, durchaus mit den Rechten der letztern im Widerspruch stehe, und daß der Bund nicht befugt sey, sich in die Angelegenheiten Spaniens zu mischen. Indessen geschah von Seiten Englands nicht das Mindeste, um die wirkliche Einmischung zu hindern.

Schon vorher hatte man von Seiten der Verbündeten nichts gespart, um die Flamme des verderblichsten Bürgerkrieges in dem unglücklichen Lande zu entzünden, welches um so leichter war, da Alle, die mit der konstitutionellen Regierung unzufrieden waren, oder vielleicht hofften, in einem anarchischen Zustande der Dinge sich durch fremde Trümmer zu bereichern, auf Beistand und Hülfe von Seiten des heiligen Bundes rechnen durften. Pfaffen und Mönche schnoben vor Wuth, und suchten Jeden, der ihnen nur ein Ohr leihen wollte, gegen die Cortes zu verhetzen, die vierhundert sieben und siebenzig Klöster eingezogen hatten und überdies

darauf bestanden, daß die ungeheuren Einkünfte der Geistlichen vermindert werden und daß sie zu den öffentlichen Abgaben und Lasten gleichfalls beitragen sollten. Des auf die Verfassung geleisteten Eides ungeachtet, stand Ferdinand fortwährend mit den äussern und innern Feinden der Nation in heimlichem, verrätherischem Verkehr, und Spanien war der jammervolle Schauplatz, auf welchem zur Ehre der Legitimität und der heiligen Allianz, die schrecklichsten Trauerspiele aufgeführt wurden, die bis zu diesem Augenblick fast täglich erneuert werden.

Durch Ferdinands arglistige Einverständnisse mit den auswärtigen und einheimischen Feinden der Verfassung sahen sich die Cortes gezwungen, ihn unter sorgsamer Aufsicht zu halten, denn dies waren sie eben so sehr der Nation, als sich selbst schuldig. Auf Verlangen Rußlands, Oesterreichs und Preußens ließ Frankreich deshalb unter dem Vorwande, dem, von den Cortes in widerrechtlicher Gefangenschaft gehaltenen Könige zu seiner Freiheit zu verhelfen, 94000 Mann, zu deren Oberfeldherrn der große Held Angouleme ernannt wurde, in Spanien einrücken, um dort die Verfassung zu zertrümmern, und die schrankenlose Willkührherrschaft des blutgierigen Tyrannen wieder herzustellen. Dieser Krieg war gewiß einer der unwürdigsten, die jemals geführt worden sind; das fühlte die Nation, deren Krieger einst mit so hoher Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte gefochten hatten, und jetzt als Schergen gebraucht wurden, um einem Nachbarvolke die Ketten der Knechtschaft zu bringen.

Bei der Unzulänglichkeit der Vertheidigungsanstalten, welche die Konstitutionellen getroffen hatten, gelang es dem Helden Angouleme sehr bald, seinen Auftrag auszuführen. Er siegte ohne Schlachten zu liefern, und schon am 23sten Sept. 1823 war Ferdinand der Meineidige von der Aufsicht befreiet, unter welcher er sich bei den Cortes in Cadix befunden hatte. Das hieß einer wilden, auf das Aeusserste gereizten Hyäne den Maulkorb abreissen und sie aus ihrem Käfig entlassen; denn der Wütherich tobte nun ärger, als jemals. Jeder, der ihm verdächtig war, ward eingekerkert und in wenigen Tagen gemordet, oder, im glücklichsten Fall, des

Seinigen beraubt und aus dem Reiche verbannt. Die meisten der wohlhabendsten und bessern Einwohner suchten durch die Flucht dem Henkerbeil zu entrinnen; alle Straßen waren mit Räubern und Mördern, alle Winkel mit Spionen und Verräthern angefüllt. Ackerbau, Gewerbe und Handel erstarben völlig, aber Jesuiten und Mönche lebten wieder auf, die eingezogenen Klöster wurden hergestellt und auch den Priestern gab Ferdinand ihre Zehnten und alle ihnen entzogenen Einkünfte zurück, um sich mit dem Himmel wegen des unschuldigen Bluts zu versöhnen, das er in Strömen vergießen ließ.

Wahrlich, wenn man einen Blick auf Spanien wirft, so weiß man nicht, ob man mehr von Mitleid mit der unglücklichen heldenmüthigen Nation, oder von Abscheu gegen die Tyrannen ergriffen wird, die sie in diesen grauenvollen Zustand des Elends und Jammers gestürzt haben, und dennoch in allen ihren Manifesten und Proklamationen mit ihrer Sorge für das Heil der Völker prunken und prahlen. Spanien, das so muthig und edel sich aus den Ketten der Knechtschaft loszuwinden suchte, ist durch die großen scheinheiligen Bundesgenossen vielleicht für immer in die Nacht des Aberglaubens und des sittlichen Verderbens zurückgeschleudert, denn durch die Gräuel der geistlichen und weltlichen Tyrannei wird jeder freie Aufschwung gehemmt, jede Hoffnung einer bessern Zukunft erstickt werden. Es ist freilich wahr, daß viele Spanier von den kostbaren Gütern, welche die Aufgeklärtern unter ihren Anführern zum Ziel ihres Strebens gewählt hatten und als die Palme des Sieges betrachteten, sehr wenig begriffen. Sie hatten von 1808 bis 1814 gegen die Franzosen zum Theil aus bloßer Raubsucht oder aus gemeinem Eigennutz für englische Guineen, zum Theil auch aus blindem Fanatismus für mönchischen Aberglauben und für ihren tyrannischen Oehlgötzen Ferdinand gekämpft. Die Worte: Vaterland, unveräusserliche Menschenrechte, zeitgemäße, den Bedürfnissen angemessene Verfassung, freie Geistesmittheilung durch Rede und Schrift, Gleichheit der Rechte vor dem Gesetz, waren ihnen leere Klänge ohne Sinn und Bedeutung, und wo sie auch hin und wieder von Man-

chem halb und halb verstanden wurden, da wurden sie von dem Natterngezücht gleißnerischer Pfaffen und Derwische als Ketzereien mit Fluch und Bannstrahl belegt.

Wäre übrigens den Spaniern die kaum errungene Freiheit nicht so plötzlich und arglistig wieder entrissen worden, so würden sie sich derselben sehr bald fähig und würdig gezeigt haben. Denn jedes Volk ist reif zur Freiheit, wenn es Muth und Kraft genug hat, das Joch der Knechtschaft, das man ihm aufbürdet, zu zerbrechen und von sich zu werfen.

Die Neapolitaner, welche gleichfalls viele Jahrhunderte lang von ihren Königen, ihren Edelleuten und Pfaffen auf das Schrecklichste gedrückt waren, hatten sich schon lange nach Erleichterung ihrer schmählichen Fesseln gesehnt, und wirklich hatten einige Silberblicke von Hoffnung zur Zeit der parthenopeischen Republik und unter den Regierungen Joseph Napoleons und Joachim Murat's ihnen geleuchtet; allein sie waren eben so bald wieder verschwunden, und in Neapel und Sizilien, den schönen, herrlichen Ländern, die man mit Recht die Lustgärten von Europa nennt, herrschten, neben dem finstersten Aberglauben, gränzenloses Elend und Verarmung, Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit. Endlich faßten hochherzige Männer den heldenmüthigen Entschluß, ihr Vaterland aus dem unglücklichen und empörenden Zustande zu befreien, und in der Nacht vom ersten auf den zweiten Julius 1820 ward zu Nola von zwei Offizieren Salvati und Terelli, an der Spitze eines kleinen bewaffneten Haufens mit dem Ausrufe: es lebe die Verfassung! das erste Zeichen zur allgemeinen Erhebung des Volkes gegeben. Schnell verbreitete sich die Kunde hievon bis nach Neapel. Die meisten Truppen giengen Schaarenweise zu den Insurgenten über, das Volk bewaffnete sich gleichfalls, um Hülfe zu leisten; die Kerker wurden geöffnet, alle wegen politischer und religiöser Meinungen Verhaftete wurden in Freiheit gesetzt, und die armen, nackten Lazaroni tanzten auf den Straßen und Marktplätzen jubelnd umher, während reich gekleidete geistliche und weltliche Tyrannen zitterten, beteten und sich bekreuzten. Der König Ferdinand IV. hatte schon im Jahre 1815 seinem Volke eine zeitge-

mäße Verfassung verheissen, aber nie weiter daran gedacht, sein Wort zu erfüllen. Jetzt riethen ihm seine Höflinge, mit seiner Familie nach Triest zu reisen, um ein österreichisches Kriegsheer zu holen. Der Kronprinz misbilligte jedoch den unklugen Rath, und bat seinen Vater sich nicht zu entfernen. Ferdinand IV. übertrug hierauf am 7ten Julius ihm die volle Ausübung der königlichen Gewalt und ernannte ihn zum Generalstatthalter des Königreichs. In dieser Eigenschaft proklamirte Franz die, von den spanischen Cortes entworfene Verfassungsurkunde, welche von ihm und seinem Vater beschworen wurde, und den Vertretern der Nation ward das Recht vorbehalten, die ihnen darin nöthig scheinenden Abänderungen zu machen.

Gewiß mußte Jeder, der wirklichen Antheil an dem Wohl und Wehe der Menschheit nahm, über eine Staatsveränderung erfreut seyn, wodurch beinahe sieben Millionen Menschen ohne Blutvergießen von dem fürchterlichsten Druck geistlicher und weltlicher Zwingherrschaft befreiet und aus dem entehrendsten Zustande der Thierheit, der Entsittlichung und des Elendes herausgerissen wurden. Nur jener heilige Bund, der im Namen der hochheiligen und untheilbaren Dreieinigkeit versicherte, „daß er die Vorschriften der Religion des Gott-Erlösers zur Richtschnur seiner Handlungen wählen wolle," gerieth in den heftigsten Zorn über die Revolution in Neapel, und sprach seinen Bannfluch darüber aus. Im Spätjahr 1820 hielten die drei Bundesstifter mit ihren Ministern einen Kongreß zu Troppau, dem auch die Gesandten von Frankreich und England, aber keine Abgeordnete der übrigen Mächte beiwohnten. Von diesem Kongreß ward beschloßen, keine Verfassung in Europa zu dulden, die nicht dem angenommenen europäischen Staatensystem entspräche und Ferdinand IV. ward eingeladen, nach Laibach zu kommen, wo das Schicksal seines Reiches entschieden werden sollte.

Zufolge der Konstitution mußte der König die Zustimmung des Parlaments haben, wenn er sich aus dem Reiche entfernen wollte. Er sandte deshalb am 7ten, 8ten und 10ten Dezember drei Botschaften oder Zuschriften an das Parla-

ment, worin er daſſelbe um die Einwilligung zu ſeiner Reiſe erſuchte, und auf das Feierlichſte verſicherte, daß er aus keinem andern Grunde nach Laibach reiſen wolle, als um durch ſeine Verwendung die dort verſammelten Monarchen zu bewegen, die angenommene und beſchworne Konſtitution aufrecht zu erhalten.

Ferdinand IV. hatte ſich in ſeinem Leben zu vieler Treuloſigkeiten ſchuldig gemacht, als daß man glauben konnte, es ſey ihm mit dieſer Zuſicherung wirklicher Ernſt; indeſſen ertheilte doch das Parlament ſeine Zuſtimmung und Ferdinands Miniſter, der Herzog von Gallo, folgte ihm, um ihn auf dem Kongreß mit ſeinem Rath zu unterſtützen. Zu Görz erhielt Gallo aber ſchon von Ferdinand den wiederholten Befehl, dort zu bleiben, und als der König ihm auf ſein mehrmaliges Geſuch die Erlaubniß ertheilte, nach Laibach kommen zu dürfen, ward er ſowohl von ſeinem Monarchen als von Metternich mit der beleidigenden Antwort abgefertigt: daß man bereits über Alles einverſtanden ſey; daß es ihm (dem Herzog von Gallo) nicht gezieme, jetzt noch Bemerkungen zu machen, und daß Ferdinand ſeiner nicht weiter bedürfe. Er möchte daher eilen, daß er zu Hauſe käme.

Schwerlich haben jemals Monarchen Allem, was den Menſchen ehrwürdig und heilig ſeyn muß, frevelhafter Hohn geſprochen, als die drei Stifter des heiligen Bundes auf dem Kongreſſe zu Laibach. Die von Ferdinand und ſeinem Sohne beſchworene Verfaſſung wurde von ihnen aufgehoben und die darauf geleiſteten Eide für unverbindlich erklärt. Allein deſſen ungeachtet war man ſchamlos genug in einer Schlußakte vom 12ten Mai 1821 die piemonteſiſchen Inſurgenten zu verdammen, weil ſie, wie man behauptete, ihre Eide gebrochen hätten! Wahrlich, wenn die Könige ſelbſt den Völkern ſo arge Beiſpiele von Meineid und Treuloſigkeit geben, und ſich dennoch mit dem Stempel der Heiligkeit ſchmücken, dann wird Wahrheit und Redlichkeit ſehr bald von der Erde verſchwunden ſeyn! Auſſer dem Angeführten ward mit Ferdinand IV. verabredet, daß 50 bis 80000 Mann Oeſterreicher das Königreich Neapel drei Jahre

lang, bis zur völligen Herstellung der Ruhe besetzen sollten, und hierauf kehre er, von einem fremden Kriegsheer gefolgt, in seine Hauptstadt zurück.

Die Monarchen erklärten in dem vorhin erwähnten Kreisschreiben vom 12ten Mai 1821: „daß die, in der Verwaltung und Gesetzgebung der Staaten nützlichen und nothwendigen Veränderungen nur aus dem freien Willen und dem überlegten und aufgeklärten Entschluß Derer entspringen müßten, welche Gott für die Gewalt verantwortlich gemacht habe.“ Wir wollen hier keineswegs fragen, aus welchem Codex des Staatsrechts die erhabenen Stifter des heiligen Bundes diesen verrückten Grundsatz entlehnt haben? Und eben so wenig fragen wir: ob man Freiheit des Willens, Ueberlegung und Aufklärung bei Fürsten erwarten dürfe, die, wie dies leider bei gar Vielen unter ihnen der Fall ist, sich ganz und gar der Leitung ihrer Höflinge, ihrer Mätressen, ihrer Pfaffen und ihrer Leidenschaften überlassen und durchaus nicht fähig sind, über einen ernsten und wichtigen Gegenstand vernünftig nachzudenken. Ferdinand IV.*) verstand zum Beispiel keine andere Sprache, als das gemeine Kauderwälsch der rohesten Lazaroni in Neapel. Nie nahm er ein Buch in die Hand; seine Beschäftigungen bestanden ausschließlich in der Jagd und im Fischen, im Messehören und Beten, im Essen und Trinken. Als seine Braut, die Erzherzogin Josephine, an den Blattern gestorben war, hielt es sehr schwer, ihn zu bewegen, sich wenigstens an dem Tage, an welchem die Nachricht von ihrem Tode eintraf, der Jagd und der Fischerei zu enthalten. Man suchte ihn daher so gut, wie möglich, auf andere Weise zu beschäftigen; als er am Billard kein Vergnügen mehr fand, fiengen seine Hofleute an Burzelbäume zu schießen, und als er auch dessen müde war, thaten sie ihm den Vorschlag, das Leichenbegängniß seiner so eben verstorbenen Braut aufzuführen. Dieser Vorschlag erhielt Bei-

*) Diese Nachrichten sind größtentheils genommen aus den Mémoires d'un Emigré. Paris 1829 et 1830; aus Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts; aus Wilh. von Lüdemann's Neapel, wie es ist; Dresden 1827; aus dem politischen Journal und mehreren deutschen und französischen Zeitschriften und Reisebeschreibungen.

fall, und das schändliche Possenspiel ergötzte den leidtragenden Bräutigam so sehr, daß er sich immer todt lachen wollte. Ein junger Edelmann, der, um die Blatternarben zu bezeichnen, mit Chokoladeflecken beschmiert war, mußte bei dieser Feierlichkeit die todte Erzherzogin vorstellen. Späterhin vermählte sich Ferdinand mit der Erzherzogin Karoline, der Schwester Josephinens; er zeigte aber weder Abneigung, noch Liebe gegen sie und stand am Morgen sehr zeitig auf, weil das Wetter ihn zur Jagd einlud. Mehrere Hofleute, denen seine Gleichgültigkeit gegen die junge sechszehnjährige Gemahlin auffiel, fragten ihn: ob sie ihm nicht gefallen habe? Dorme com' un amazzata et suda com' un porco! Sie schläft, wie eine Todte und schwitzt, wie eine Sau! war die Antwort.

Am Vorabend seiner letzten Revolution schmachtete das vereinigte Königreich beider Sizilien unter dem Druck eines despotischen, üppigen, schwelgerischen und sorglosen Hofes und ward überdies noch auf das Schändlichste von mehr als dreihundert und sechszig Herzogen und Fürsten, von achthundert Marquis, Grafen und Freiherren und von einem zahllosen Heer hoher und niederer Kloster- und Weltgeistlichen ausgesogen, die oft in Monaten mehr verschleuderten, als die Millionen der Gewerbetreibenden in Jahrzehenden zur Fristung ihres Lebens bedurften. Das war der glückliche Zustand, den Ferdinand bei seiner Zurückkunft von Sizilien seinen Völkern verhiess hatte! Das war die herrliche, gesellschaftliche Ordnung und Ruhe, die das heilige Kleeblatt nach dem Ausbruche der Revolution von 1820 so eifrig bemüht war, mit Kanonen und Bajonetten wieder herzustellen, welches leider, nur allzu glücklich gelang.

Als Ferdinand IV. starb, befand sich das unglückliche Land in dem jammervollsten Zustande. Die Geldnoth hatte den höchsten Gipfel erreicht; an manchen Orten war gar kein Silbergeld mehr anzutreffen und der Handel ward beinahe bloß durch Tausch getrieben. Wer ein neues Hausgeräth oder Kleidungsstück anschaffen wollte, der mußte gewöhnlich mit Korn bezahlen. Das letztere war immer so wohlfeil, daß der Anbau großer Ländereien mehr Schaden

als Nutzen brachte, der Ackerbau gerieth daher in Verfall und viele Länder blieben ganz unangebauet liegen.

Dieses Nothstandes ungeachtet vermachte Ferdinand auf seinem Sterbebette seiner Mätresse, der Herzogin von Floridia, die ohnehin schon ungeheure Reichthümer besaß den prachtvollen Palast Floridina mit den dazu gehörigen Gärten und Gütern, den großen Palast Coscia in Neapel, eine Grafschaft in Sizilien, die jährlich dreißigtausend Dukaten eintrug, alle Edelsteine seiner verstorbenen Gemahlin Karoline, sechsmalhunderttausend Dukaten in englischen Fonds und eine, in das große Buch eingetragene jährliche Pension von dreißigtausend Dukaten. Nur ein Jahr genoß die überreiche Buhlerin diese, von dem unglücklichen Volk erpreßten Schätze, denn schon 1826 gieng auch sie ins Grab.

Welch' ein teuflischer Grundsatz ist es also, daß viele Millionen vernünftiger und gebildeter Menschen verdammt seyn sollen, von Fürsten, wie Ferdinand IV., die weder Ehrgefühl, noch Gewissen, weder Tugend, noch Verstand, weder Kenntnisse, noch Aufklärung besitzen, in Geduld zu erwarten, was dieselben zu ihrem Glück oder Unglück thun und beschließen werden. Oesterreich hat freilich das Uebergewicht in Italien erlangt und steht jeden Augenblick bereit, mit seinen Kriegsheeren neue Revolutionen zu unterdrücken; allein die Italiener sind ein reizbares, leicht bewegliches Volk; die allgemeine nationale Idee, ein unabhängiges, selbstständiges und freies Italien zu bilden, der fürchterliche Druck des weltlichen und geistigen Despotismus, der auf ihnen lastet, und die Beispiele anderer Völker werden auch sie mit Muth und Kraft erfüllen, die eisernen Ketten der Knechtschaft zu zerbrechen. Die Ereignisse in Neapel und Piemont, in der Lombardei und im Kirchenstaat haben hinlänglich gezeigt, daß der Brennstoff, der in Italien überall aufgehäuft ist, sehr leicht sich entzündet, und wehe dann den Gewalthabern, wenn die Lavaströme italienischer Rachgier ihre morschen Throne und vielleicht sie selbst ergreifen!

Die Einwohner von Piemont und Savoyen waren eine beträchtliche Reihe von Jahren mit Frankreich vereinigt gewesen, liberaler, dem jetzigen Standpunkte der Civilisation

und der geistigen Entwickelung angemessenere Einrichtungen waren bei ihnen ins Leben getreten, und hiedurch, so wie durch den fortwährenden Umgang mit den Franzosen hatte sich eine Menge freier und aufgeklärter Ideen ausgebildet. Als Angehörige des französischen Kaiserreichs hatten Viele von ihnen in den glänzenden Feldzügen gegen Oesterreich, Preußen und Rußland unter Napoleons Fahnen mitgekämpft und schätzten es sich daher zur Ehre, Franzosen zu heissen und an dem Ruhm der großen Nation Theil zu nehmen. Auch in Hinsicht des Handels und der Gewerbe war ihre Verbindung mit Frankreich ihnen vortheilhaft und es kam gewiß sehr Wenigen in den Sinn, die Herstellung ihres ursprünglichen, ruhmlosen Vaterlandes unter sardinischem Scepter zu wünschen. Dennoch ward ihnen im Mai 1814 das Glück beschieden, ihren König Viktor Emanuel, der, längst von Allen vergessen, unter den Sarden sein Zwingherrnwesen getrieben hatte, in seinen ehemaligen festländischen Staaten hergestellt zu sehen. Kein Fürst hat wohl den Haß gegen Napoleon und die Franzosen bis zu einem so hohen Grade von Lächerlichkeit und Wahnsinn getrieben, wie Viktor Emanuel. Er verbot die Kuhpockenimpfung, weil sie unter der vorigen Regierung gesetzlich eingeführt war, und beschloß, Niemanden in einem öffentlichen Amte anzustellen, der mit Kuhpocken geimpft worden. Auch fuhr er nie über eine Brücke, weil Napoleon sie hatte bauen lassen, und ließ aus demselben Grunde die herrlichen Kunststraßen verfallen, die unter der französischen Herrschaft angelegt waren. In Piemont und Savoyen sorgte Viktor Emanuel mit unermüdeter Thätigkeit dafür, eine gesellschaftliche Ordnung und Ruhe zu begründen, die dem Sinn des heiligen Bundes vollkommen gemäß war. Alle bürgerliche Offiziere wurden entlassen und ihre Stellen mit Adlichen besetzt; der Adel wurde durch eine königliche Verordnung von allen seinen Verpflichtungen gegen seine Pächter und Bauern freigesprochen; die Pachtkontrakte wurden aufgehoben und die unglücklichen Pächter der Willkühr der adlichen Gutsbesitzer überlassen. Um jedes menschliche Gefühl noch tiefer zu verletzen, gebot der Tyrann durch ein Dekret vom 27sten Ja-

nuar 1815, daß alle Franzoſen, die ſeit 1792 in den ſardiniſchen Staaten ſich aufhielten, mit möglichſter Eile vertrieben werden ſollten. Dieſe abſcheuliche Verordnung ward auf das Strengſte befolgt und an fünftauſend Menſchen, jedes Alters, Geſchlechts und Standes, die zum Theil viele Jahre lang ruhig im Piemonteſiſchen gewohnt hatten und durch Familien- und andere Verbindungen an dies Land gefeſſelt waren, mußten ſich aus den Armen ihrer Verwandten und Freunde reiſſen, um ſich nach Frankreich oder andern Staaten zu begeben, wo es ihnen an Erwerb und an Unterſtützung fehlte. Freilich ſuchten der franzöſiſche Botſchafter und die Geſandten der übrigen Mächte den Despoten zur Zurücknahme ſeines empörenden Befehls zu bewegen, der nicht allein dem Völkerrecht, ſondern auch dem Pariſer Frieden *) ausdrücklich widerſprach; allein Viktor Emanuel und ſeine Miniſter beharrten hartnäckig auf der ſofortigen Ausführung ihres Befehls und nur einer geringen Anzahl von Perſonen ward wegen Krankheit und einiger andern Urſachen eine etwas längere Friſt geſtattet. Ja, der verrückte, königliche Schurke gieng in ſeinem Haß gegen die Franzoſen ſo weit, daß er ſelbſt viele Urtheile und Erkenntniſſe, die von den franzöſiſchen Civilgerichten gefällt waren, kaſſierte, dadurch in ſeinem dummen Unverſtande das Glück ganzer Familien unwiederbringlich zerſtörte, die heilloſeſte Verwirrung anrichtete und die Sicherheit aller Rechte vernichtete. Eben ſo erbittert, wie Viktor Emanuel gegen Alles, was Franzoſe war oder von Franzoſen herſtammte, zeigte ſich ſein Hofgärtner in Turin, der eine Menge koſtbarer Pflanzen, welche unter der franzöſiſchen Regierung in dem botaniſchen Garten aufgezogen waren, als jakobiniſches Unkraut ausreiſſen und vertilgen ließ. Die Juden erklärte der ſardiniſche Salomo aller Rechte verluſtig, die ihnen von der franzöſiſchen Regierung zugeſtanden worden und gebot ihnen durch eine Verordnung vom 1ſten März 1816 ihre liegenden Güter binnen fünf Jahren zu verkaufen und zum Unterſchiede von den Chriſten ein ſchimpfliches Zeichen zu tra-

*) M. ſ. Artikel 16 des Pariſer Friedenſchluſſes vom 30ſten Mai 1814.

gen, wodurch sie dem Gespött des Pöbels Preis gegeben wurden. Selbst die Verwendung des Pabstes, den sie um seine Fürsprache gebeten hatten, blieb fruchtlos, denn der fromme Viktor Emanuel konnte es den Nachkommen Abrahams nicht verzeihen, daß ihre Vorfahren vor achtzehnhundert Jahren einen Mann gekreuzigt hatten, dessen liebevolle Lehre er durch seine Handlungen verlästerte. Als geschworner Feind aller Aufklärung verbot er den Buchhändlern bei schwerer Strafe, welche sogar in mehreren Fällen bis zu lebenslänglicher Kettenstrafe gesteigert ward, ohne höchste Erlaubniß ausländische Bücher und Zeitungen in das Königreich einzuführen. Selbst allen Durchreisenden wurden die Druckschriften, die sie bei sich hatten, weggenommen und den Jesuiten übergeben. Von Preßfreiheit konnte natürlich gar nicht die Rede seyn und jede andere Art geistiger Mittheilung ward durch das allgemeine Mistrauen und durch eine aralistige, überall lauernde, heimtückische Polizei gehemmt. Die guten Lehranstalten zu Turin und Genua wurden fast ganz aufgelöst, indem man die ausgezeichnetsten Lehrer entließ und ihre Stellen mit unfähigen Menschen besetzte. Dagegen wurden mit großen Kosten Jesuitenkollegien und Noviziate gegründet, und Loyola's Jüngern wurde die Leitung der vorzüglichsten Erziehungsanstalten übergeben. Selbst ein, aus Mönchen bestehendes Inquisitionsgericht ward angeordnet und ausserdem befahl der erhabene und weise Gesetzgeber sehr ernstlich, die Sonn- und Festtage durch Beten, Kirchengehen und Faulenzen gehörig zu heiligen und bloß den Barbieren und Haarkünstlern ward an diesen Tagen erlaubt, ihr Gewerbe zu betreiben. Auch wurden alle alte Festtage, als solche, wieder in ihre Rechte eingesetzt, damit man ja nicht zu wenig Zeit auf Ausschweifungen und Müßiggang und nicht zu viel auf Arbeit verwenden möchte.

Der Adel und die Geistlichkeit hatten durch Viktor Emanuel alle ihre Vorrechte wieder erlangt und suchten ihnen die größte Ausdehnung zu geben. Um aber diese bevorzügten Stände noch besser wegen der Vergangenheit zu entschädigen, und sie noch enger an den Thron zu fesseln, ward eine Menge fiskalischer Anordnungen getroffen, wodurch das un-

glückliche, schwer belastete Volk vollends zu Boden gedrückt ward. Man hatte alles Gute und Wohlthätige der französischen Regierung verbannt, allein Alles, was einträglich für den Hof und seine Umgebungen war, mußte bleiben; besonders wurden die sämmtlichen Auflagen und Abgaben beibehalten und durch viele neue, weit härtere vermehrt. Hiezu gesellten sich noch eine Menge Privilegien und Monopole, die man an Kauf- oder Pachtlustige verschacherte, wodurch die letzten Reste des Handels, der Gewerbe und des Kunstfleißes völlig gelähmt und vernichtet wurden. Eine bigotte, tyrannische Dynastie, die durch ihre erlebten Unglücksfälle und Abentheuer im höchsten Grade ängstlich, mistrauisch und argwöhnisch geworden war; ein Heer reichbesoldeter Hofleute, die zwar noch Alle nach der letzten Mode des siebenzehnten Jahrhunderts sich kleideten, deren kostbare Erhaltung aber mit dem Ertrage des tiefverschuldeten Staats in gar keinem Verhältnisse stand; eine verfolgungssüchtige, geldgierige und ehrgeizige Geistlichkeit, die bloß darauf sann, das Volk durch den gräßlichsten Aberglauben zu verfinstern, um ihre Einkünfte und ihr Ansehen zu vergrößern; eine ungeheure Anzahl sogenannter Herzoge, Fürsten, Marquis, Grafen, Barone, die voll tollen Hochmuths Bürger und Bauern mishandelten, betrogen und zu Grunde richteten; eine Menge überflüßiger, bestechlicher und unfähiger Beamten; eine Armee, die zum Kriegführen zu klein, und für den Friedensstand ganz unnütz und viel zu groß und zu kostspielig war; das waren die Hauptsegnungen, welche die unglücklichen Piemonteser und Savoyarden ihrem Könige Viktor Emanuel verdankten.

Genua war im Jahr 1814 von dem Wiener Kongreß, der gleich allen spätern Kongressen nicht das Heil der Völker, sondern bloß die Befriedigung despotischer Herrschgier und Selbstsucht zum Zweck hatte, dem elenden Viktor Emanuel zugetheilt, obgleich Lord Bentink im Namen der britischen Regierung den Genuesern wenige Tage vorher feierlich die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit zugesichert hatte, und die republikanische Verfassung auch wirklich schon eingeführt worden war. Die Fürsten und ihre Minister wollten

jedoch alle republikaniſche Formen aus Europa verbannen, denn mit dieſen Formen glaubten ſie die ganze freiſinnige Ideenmaſſe, die ſich ſeit der franzöſiſchen, oder eigentlich bereits ſeit der amerikaniſchen Revolution in Europa entwickelt hatte, gleichfalls vertilgen zu können. Die Genueſer fühlten ſich durch ihre Vereinigung mit Sardinien um ſo tiefer gekränkt, da ihr Vaterland unter den europäiſchen Staaten einen welthiſtoriſchen Rang eingenommen hatte, und jetzt die untergeordnete Provinz einer ruhm- und ehrloſen Dynaſtie werden mußte, von welcher es immer feindſelig behandelt worden, und welche überdies zu ohnmächtig war, Genua's Seehandel gegen fremde Angriffe zu beſchirmen. Dies berührte den Nationalſtolz der Genueſer eben ſo ſchmerzhaft, als ihre übrigen Intereſſen; denn mußte Genua auch wirklich, wenn es Frankreich einverleibt blieb, ſeiner Nationalität für immer entſagen und mit ſtiller Wehmuth auf den glänzenden Ruhm ſeiner Vorfahren zurückblicken, ſo ward ihm doch für das Opfer der politiſchen Selbſtſtändigkeit wieder ein kräftiger Schutz ſeines Handels und ſeiner Schiffahrt; es behielt als franzöſiſche Provinz eine Menge vortrefflicher, zeitgemäßer Einrichtungen und Anſtalten und einen großen offenen Markt für ſeine Erzeugniſſe, und überdies war es unſtreitig weit ehrenvoller, ein Departement eines großen Reiches zu bilden und einer mit Ruhm bedeckten Nation anzugehören, als ſich in der Eigenſchaft einer Provinzialſtadt unter den Scepter eines italieniſchen Dynaſtengeſchlechts zu ſchmiegen, das blos durch ſeine kriechende, ſchlangenmäßige, falſche und zweideutige Politik auf fremde Koſten ſich erhoben hatte, indem es ſeine mächtigern Nachbaren betrog und die mindermächtigern unterdrückte. Wer möchte nicht lieber von einem Löwen zerriſſen und verſchlungen, als von einer heimtückiſchen Katze erwürgt werden?

Es war unmöglich, daß in einem Staat Zufriedenheit und Ruhe herrſchen konnte, wo das Glück der gewerbetreibenden Klaſſen durch tyranniſches Zwingherrn-, Pfaffen- und Junkerthum auf das Schmählichſte zerſtört, ſo viele Hoffnungen vernichtet, ſo manche höchſtwichtige Intereſſen nicht allein einzelner Familien, ſondern auch ganzer bedeu-

tender Völkerschaften verletzt waren, und wo bei diesem Allem sich gar keine Aussicht auf irgend eine Verbesserung, sondern immer nur auf Verschlimmerung des vorhandenen Zustandes darbot. Das phlegmatischste, geduldigste, seinem Regentenhause auf das Treueste ergebene Volk würde unter solchen Verhältnissen, wo es mit jedem Augenblick dem schrecklichen Abgrunde des Verderbens, den man ihm geöffnet hätte, näher geschleppt wäre, aufrührisch geworden seyn und die Waffen ergriffen haben; wie viel mehr mußte dieser Fall bei so lebhaften, reizbaren, mit einer glühenden Phantasie begabten Völkerschaften eintreten, wie die Piemonteser, die Savoyarden und die Genueser? Die beiden erstern hatten dem zurückgekehrten Fürstenhause nichts zu danken, als die empörenden Erinnerungen an ehemaligen, schmerzhaften, unleidlichen Druck, der, so wie Viktor Emanuel den Fuß ans Land setzte, aufs Neue begann, und mit jedem Jahre, mit jedem Tage höher stieg. Die geistlichen und adlichen Blutigel waren mit dem großen Vampyr gleichfalls heimgekehrt, und Alles, was sie sagten und thaten, bewies deutlich, daß sie den Pfunden, wodurch die arbeitenden Klassen bis zum Uebermaße belästigt waren, noch einige Zentner hinzufügen wollten. Die Genueser, welche seit Jahrhunderten von dem Hause Savoyen gekränkt und beleidigt worden, konnten es noch weniger verschmerzen, daß ein Zusammenlauf herrschgieriger und ehrgeiziger Fürsten und Minister, die ihnen ganz fremd waren, sich das Recht angemaßt hatten, sie, als eine Heerde von Rindern oder Schafen, an einen kleinen verächtlichen Despoten zu verschenken, dessen Ansprüche auf souveraine Fürstenwürde weit weniger begründet waren, als Genua's längst erworbenes Recht, einen selbstständigen, unabhängigen und freien Staat zu bilden.

Trotz aller dieser eben so gerechten, als wichtigen Gründe, welche die, dem eisernen Scepter Viktor Emanuels unterworfenen Völkerschaften hatten, ihr blutiges Joch von dem wunden Nacken zu schütteln, erließen die drei Stifter des scheinheiligen Bundes auf ihrem Kongresse zu Laibach eine Deklaration, worin es hieß:

„Europa kennt die Gründe, welche die verbündeten Mo-

narchen bewogen haben, die Komplotte zu ersticken und den Unruhen ein Ende zu machen, wodurch das Bestehen eines allgemeinen Friedens bedrohet ward, dessen Herstellung so viele Anstrengungen, so viele Opfer gekostet hatte. In dem Augenblicke, da ihr edelmüthiger (!) Entschluß in dem Königreiche Neapel in Erfüllung gieng, brach in Piemont ein Aufstand aus, der, wo möglich, einen noch gehässigern Charakter trug. So wenig die Bande, die seit vielen Jahrhunderten das regierende Haus von Savoyen mit seinem Volke vereinigten, als die Wohlthaten einer aufgeklärten Staatsverwaltung unter einem weisen Fürsten und unter väterlichen Gesetzen, noch der Anblick der Uebel, denen das Vaterland Preis gegeben wurde, konnten diese Verruchten zurückhalten, ihre Absichten auszuführen."

Wie ist es möglich, der Wahrheit, der gesunden Vernunft und allen menschlichen Gefühlen auf eine frechere und unverschämtere Weise Hohn zu sprechen, als in diesen wenigen Zeilen! Nicht vergebens hab' ich meinen Lesern eine so ausführliche Schilderung der Regierung und der Handlungsweise des Königs Viktor Emanuel von Sardinien, und des Zustandes der piemontesischen Staaten entworfen; sondern ich wollte mit einem recht einleuchtenden Beispiele zeigen, wie die Stifter des heiligen Bundes und ihre Minister durch die schändliche Entstellung der Thatsachen und der wirklichen Verhältnisse auf ihren Kongressen die Völker verlästerten und die verächtlichsten Tyrannen und Dummköpfe als Muster der Weisheit, der Gerechtigkeit und Güte, und als Wohlthäter des Menschengeschlechts lobpriesen! Jener Viktor Emanuel wird ein weiser Fürst, seine tollhäuslerische Staatsverwaltung wird aufgeklärt, seine mit Blut geschriebenen, unklugen Verordnungen werden väterliche Gesetze genannt!!! Hieraus sah man, was von der Weisheit, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, den väterlichen Gesinnungen der Stifter des heiligen Bundes zu erwarten war. Sie handelten übrigens in dieser Hinsicht ganz folgerichtig; denn wenn sie ihrer unwürdigen, auf die Vernichtung aller Völkerfreiheit und aller Menschenrechte abzweckenden Verschwörung den Namen eines heiligen Bun-

des gaben, so mußten sie natürlich auch Alles, was Ferdinand IV. und Viktor Emanuel thaten, für recht, für gut, gerecht und weise halten.

Die Herstellung des allgemeinen Friedens hatte, wie die Monarchen des heiligen Bundes bemerken, viele Anstrengungen und viele Opfer gekostet. Wodurch war aber der allgemeine Friede gestört worden? — Wodurch anders, als durch ihre eigene arglistige, nichtswürdige Politik, durch ihre erbärmlichen Regierungen, durch ihre schrankenlose Herrschgier und Vergrößerungssucht, durch die unerträglichen Auflagen und Abgaben, womit sie die Nationen belasteten und zur Verzweiflung brachten, durch die muthwillige und schändliche Verletzung der heiligsten und unverjährbarsten Menschenrechte; das Alles war es, wodurch der allgemeine Friede in Europa vernichtet ward; denn alle Revolutionen, die unsern Welttheil beinahe seit fünfzig Jahren so heftig erschütterten, hatten ihren Grund nicht in einer bösen, aufrührerischen, neuerungssüchtigen Stimmung der Völker, sondern in dem Despotismus, der Selbstsucht und der Schlechtigkeit ihrer Regenten. Man würde nie von Freiheit und nie von den Rechten der Menschen gesprochen haben, wenn man sie nicht überall so frevelhaft verletzt und mit Füßen getreten hätte.

Wer mußte aber jene Opfer darbringen, wer jene Anstrengungen wagen, wodurch der allgemeine Friede hergestellt wurde, der durch die Nichtswürdigkeit der Gewalthaber und ihrer Rathgeber von der Erde verbannt worden war? Wer anders als die Völker? Und dennoch versicherten die Stifter des heiligen Bundes bei allen Gelegenheiten, daß sie es gewesen, die uns, wie einst Moses die Israeliten, aus der Gewaltherrschaft des Pharao Napoleon befreiet hätten; allein gleich jenem Moses führten sie leider bis jetzt die armen Völker in so öden, trübseligen Wüsten herum, daß sie mit inniger Sehnsucht nach den Fleischtöpfen und den schönen Zwiebeln zurückblicken, deren sie sich unter Pharao-Napoleons Protektorat erfreueten.

Daß die „menschenfreundlichen, gerechtigkeitliebenden“ Stifter des heiligen Bundes, die Abgeordneten der Vorse-

hung, jenen Entschluß, zufolge dessen sie mit österreichischen Kanonen, Bajonetten und Henkerbeilen die unglücklichen Neapolitaner in die eisernen Fesseln ihrer weltlichen und geistlichen Tyrannen zurückgetrieben hatten, auch gegen die Einwohner von Piemont ausführten, konnte freilich Niemanden befremden, der aus der Handlungsweise dieser drei großen Despoten ihre wahren Absichten richtig erkannt hatte. Daß sie aber kühn genug waren, ihr Verfahren vor den Augen der ganzen Menschheit für „edelmuthig" zu erklären, das mußte mit Recht den Zorn und Unwillen aller gebildeten Nationen erregen!

Besonders beklagten sich jene Monarchen mit großer Bitterkeit in ihrem Cirkular und den Erläuterungsdepeschen vom 12ten Mai 1821 sehr heftig über das Streben der Völker nach stellvertretenden Verfassungen, worin sie nichts anders wahrnehmen wollten, als „die Wirkungen einer ungeheuren, weit verbreiteten Verschwörung, die bereits seit langer Zeit gegen die bestehenden Gewalten und gegen alle Rechte angezettelt sey, welche durch die gesellschaftliche Ordnung geheiliget wären, unter deren Schutz die Völker Europa's so viele Jahrhunderte Glück und Ruhm genossen hätten."

Den meisten Königen und Ministern geht es in der That, wie den alten Jungfern, den alten Perückenmachern und den alten Tanzmeistern. Sie rühmen immer die alte Welt und verlästern die junge; sie können gar nicht begreifen, wie die Menschheit so tief in Irreligiösität und Unsittlichkeit hat versinken können, daß sie von Puder und Pomade, von hohen Toupees und Perücken, von Reifröcken, von Menuets und Menuets à la reine, von Adelsdiplomen, von erblichen Würden, von göttlichen Regentenrechten und von unbedingtem Gehorsam gegen ihre allerdurchlauchtigsten Vampyre und Blutigel gar nichts mehr wissen will. Sie glauben nicht, daß dies lange so bestehen kann, und möchten gerne der Zeit die Flügel lähmen, allein sie eilt unaufhaltsam vor ihnen dahin, und blickt spottend auf die Ohnmächtigen zurück, die ihr nicht folgen können.

Aber, fragen wir, worin bestand denn der Ruhm und das Glück, deren Europa's Völker, nach den Versicherungen

der scheinheiligen Bündler und ihrer Glaubensbrüder so viele Jahrhunderte hindurch sollen genossen haben? Vielleicht in dem sklavischen Joch, welches Fürsten, Pfaffen und Ritter den Bürgern und Bauern aufbürdeten, um sie desto besser mit Skorpionen zu geisseln? Vielleicht in den Fehden und Räubereien des Mittelalters, oder in den Prunkgeräuten des Zwingherrnthums und des Aberglaubens, welche die Völker unter der blutigen Geissel ihrer weltlichen und geistlichen Bedrücker erbauen mußten? Oder in den vieljährigen Kriegen, in denen sie zur Schande der Menschheit einander zerfleischten, um der Willkühr, der Herrschgier, der Rachsucht und den niedrigen Leidenschaften ihrer Tyrannen und Treiber zu fröhnen? Oder in den unerschwinglichen Civillisten, den Steuern und Abgaben, welche sie sich und den Ihrigen abdarben und abhungern müssen, damit die Herren von Gottes und des Teufels Gnaden mit ihren Ministern, Schmarotzern und Höflingen in Saus und Braus, bei wilden Lustgelagen und glänzenden Hoffesten, auf Badereisen und Kongressen recht kaiserlich, königlich und fürstlich prassen und schwelgen können? Oder bestand der Ruhm und das Glück der europäischen Völker etwa in den Religionsverfolgungen, den Inquisitionen, den Autos-da-Fe, den Hexenprozessen, den Büchercensuren und Bücherverboten, den geheimen Polizeien und Spionen, den Illuminaten-, Jakobiner- und Demagogenhetzen, den Centralkommissionen, den Zöllen und Mauthen, wodurch aller Handel, aller Wohlstand und alle Gewerbe erdrückt werden? Wahrlich, wenn dies die Gegenstände sind, wodurch Glück und Ruhm der Völker begründet werden können, dann haben die Fürsten Europa's, seit vielen Jahrhunderten schon sich die glänzendsten Verdienste um die Nationen erworben!

Damit die europäischen Völker ferner dieses Glücks und dieses Ruhms genießen möchten, hatten die Abgeordneten der Vorsehung, die Stifter des heiligen Bundes, den eben so edelmüthigen, als ruhmwürdigen Entschluß gefaßt, die gesellschaftliche Ordnung, unter welcher Europa so viele hundert Jahre lang glücklich gewesen war, nach einem vollkommenen Stabilitätssystem aufrecht zu erhalten.

Sie dachten aber nicht daran, daß der dermalige Zustand der Dinge ein ganz anderer war, als der vor zehn oder gar vor hundert Jahren, und daß alle menschlichen Verhältnisse einem steten Wechsel, einer unaufhörlichen Veränderung unterworfen sind. Sie traueten sich, als Abgeordneten Gottes, die Macht zu, mittelst ihrer Kriegsheere, ihrer geheimen und öffentlichen Polizeien, ihrer Inquisitionen und Centralkommissionen, ihrer Bücher- und Zeitungscensuren eine gesellschaftliche Ordnung einführen und für alle folgenden Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmen zu können, welche den Interessen ihrer glorreichen legitimen Nachkommen bis ins tausendmal tausendste Glied, so wie den Grundsätzen und Zwecken der heiligen Bundesurkunde vollkommen gemäß seyn würde. Es gieng jedoch, den drei erhabenen Bundesstiftern mit ihren beglückenden Entwürfen, wie dem Propheten Jonas mit seinem Kürbis. „Jonas freuete sich nemlich sehr über den Kürbis; aber Gott der Herr verschaffte einen Wurm des Morgens, da die Morgenröthe anbrach, der stach den Kürbis, daß er verdorrte. Als aber die Sonne aufgegangen war, stach sie den Jonas auf den Kopf, daß er matt ward. Da wünschte er seiner Seele den Tod, und sprach: „ich wollte lieber todt seyn, denn leben!*)“

Durch die großen Weltbegebenheiten, welche Schlag auf Schlag einander folgten, bekam nemlich jenes monarchisch-diplomatische Spinnengewebe manchen bedeutenden Riß, und man fieng allgemein an, die göttliche Sendung der drei großen Abgeordneten der Vorsehung aus mancherlei ziemlich triftigen Gründen zu bezweifeln, so eifrig sie sich auch auf ihre legitime Geburt und auf ihre, von Frau von Krüdener ihnen eingegebene Bundesakte beriefen. Ja, manche Menschen glaubten sogar, die ganze heilige Urkunde sey die natürliche Wirkung eines ähnlichen Sonnenstichs, wie jener, welcher den Jonas zur Verzweiflung brachte.

Es schien fast, daß die Vorsehung Alles that und geschehen ließ, um ihre hohen Abgeordneten in Verlegenheit zu sezen. Nach dem, von ihnen angenommenen Legitimitätssystem, welches Metternich und Konsorten ausgeheckt hat-

*) Jonas, 4. B. 6 — 8.

ten, sollte der Großsultan Mahmud II. legittimer Oberherr der Griechen seyn, weil seine Vorfahren in der Eigenschaft gebotner Fürsten Griechenland erobert hatten, und weil nach dem vorhin erwähnten Stabilitätssystem und der Urkunde des heiligen Bundes alle legittime Fürsten in dem Besitzstande und in den Rechten gegen ihre Völker erhalten werden sollten, worin sie sich zur Zeit des Pariser Friedens vom Jahr 1815 befanden. Jener Besitzstand nemlich sollte als Typus für alle folgenden Zeiten und Geschlechter angenommen werden, und die drei Großmächte und Stifter des heiligen Bundes stimmten in dieser Hinsicht so unerschütterlich fest überein, daß sie die Erlösung des Menschengeschlechts aus Satans Krallen nach dem Pariser Frieden von 1815 gewiß nicht würden zugegeben haben, weil der Besitzstand und die wohlerworbenen Rechte ihres Herrn Bruders und Vetters, des gleichfalls legittimen Fürsten der Finsterniß dadurch verletzt worden wären.

Zu Laibach war ein neuer Kongreß verabredet worden, der 1822 zu Verona in Italien gehalten werden sollte. Es fanden sich demnach im Oktober 1822 die sechs Großmächte Europa's, Oesterreich, Preußen, Rußland, Frankreich, England und Rothschild, theils persönlich, theils durch Abgesandte zu Verona ein, um sich freundschaftlich mit einander über das Heil der Menschheit zu berathen. Der Löwe vom Stamme Juda, der Held aus Israel, der Angelstern konnte freilich keine Kriegsheere ins Feld stellen; allein er besaß beschnittene und unbeschnittene Dukaten und Staatspapiere in Menge, und daher war er seinen Herren Brüdern und Vettern, den andern Großmächten, die zwar Länder und arme ausgesogene Unterthanen, aber kein Geld hatten, überaus willkommen.

„Die Monarchen hatten sich auf dem Kongreß zu Laibach gegenseitig versprochen, daß der Aufstand Griechenlands, zu welchen Maßregeln er sie auch in der Folge zwingen würde, sie nie entzweien sollte.*)“

Die Griechen sandten jedoch, voll innigen Vertrauens auf den, von den Stiftern des sogenannten heiligen Bundes

*) Berliner Staatszeitung vom 17ten Okt. 1821.

öffentlich ausgesprochenen Entschluß, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, welche Jesus gelehrt hat, zur Norm ihrer politischen Handlungen zu wählen, eine Botschaft an den Kongreß und flehten um Beistand und Hülfe gegen ihre wilden, barbarischen Würger, unter deren Mörderschwerdt sie verbluteten. Aber kalt, gefühllos und grausam sprachen die anmaßlichen Stellvertreter der Vorsehung zu den griechischen Boten: Ihr und die Eurigen seyd strafbare Empörer! Kehrt in Eure Heimath zurück. Unterwerft Euch und Eure Landsleute gehorsam und ohne zu murren oder zu seufzen, den Henkerbeilen Eures rechtmäßigen Oberherrn, des Großsultans und seiner Schergen! Laßt Eure Frauen und Töchter von ihnen schänden und morden, Eure Söhne als Sklaven verkaufen, dem Christenthum entsagen und verstümmelt in die Harems der Muselmänner geschleppt werden. Laßt Eure Priester und Eure Greise erwürgen; das sind die Vorschriften des göttlichen Erlösers, die wir zur Richtschnur unsers politischen Betragens erwählt haben! Von uns dürft Ihr keine Hülfe gegen Euren legitimen Gebieter erwarten! In Europa und in allen Welttheilen hallte diese fürchterliche Antwort wieder, die alle gebildete Völker mit Zorn, mit Verachtung und Abscheu gegen die ruchlosen Kronenträger erfüllte, und das Blut vieler Tausend gemordeten Griechen schrie zum Himmel empor und flehte um Fluch und Rache über die Häupter der scheinheiligen Tyrannen und ihrer Rathgeber, die mit ihren Lippen den Gott der Gerechtigkeit und der Liebe bekannten und durch ihre Handlungen frech ihn verhöhnten. Auf solche Weise ward das unglückliche Hellas, an welches so große geist- und herzerhebende Erinnerungen sich knüpfen, und welchem die ganze gebildete Menschheit die Grundlage ihrer Gesittung verdankt, von den Stiftern des heiligen Bundes der Rachzier der rohesten Barbaren geopfert.

Erst, als sie sahen, daß die heldenmüthige Nation sich lieber unter ihren flammenden Trümmern begraben lassen, als ihren grausamen Henkern sich ergeben würde; erst, als sie anfiengen zu fürchten, daß an dem großen Kampfe der Griechen die Gemüther aller Nationen, wie an einem gemein-

schaftlichen Heerd, für Freiheit und Menschenrecht sich erhitzen, und dann die morschen, wurmstichigen Throne ihrer verächtlichen Despoten zertrümmern möchten; erst, als sie anfiengen zu besorgen, die Hellenen möchten einen Freistaat gründen, der dem monarchischen Prinzip in Europa den gänzlichen Untergang bringen könnte; erst da beschlossen sie einen Frieden zwischen ihrem Mitbruder, dem Großsultan und dem verheerten, mit Aschenhaufen und Leichen bedeckten Hellas zu vermitteln und auf den Gräbern der Helden, die sie so grausam, so ehrlos und schändlich ihren Mördern Preis gegeben hatten, einen Königsthron für einen ihrer geliebten Vettern und Freunde zu gründen. Eine einzige Seeschlacht vermochte jetzt den unbiegsamen Großtürken zum Nachgeben, und Griechenland wurde dem Despotenknecht Capo d'Istrias überliefert, um es für den künftigen König, über den man noch nicht einig war, aufzubewahren. So mußte denn auch hier ein Volk, das mit seinem eigenen Blute und mit den unsäglichsten Anstrengungen seine Unabhängigkeit erkämpft hatte, von dem heiligen Bunde, dem es weder Gehorsam, noch Verbindlichkeit schuldig war, sich vorschreiben lassen, wie und von wem es in Zukunft regiert werden sollte!

Durch die französische Juliusrevolution und die rasch darauf folgenden Ereignisse in Belgien, in Deutschland und Polen erlitt das System des heiligen Bundes zwar manchen furchtbaren Stoß; aber die Grundsätze und Bestrebungen der drei unumschränkten Großmächte, von denen diese unheilbringende Stiftung ausgieng, und ihrer Verbündeten und Anhänger dauern fort. Das jammervolle, schaudererregende Schicksal Polens, zu dessen Verderben Preußen und Oesterreich dem Despoten im Norden so treulich geholfen haben; das tyrannische Verfahren der weltlichen und geistlichen Blutigel Italiens; die Mord- und Raubscenen in der Vendee und im südlichen Frankreich; der unglückselige Zustand von Spanien und Portugal; die allgemeine Vernichtung alles Wohlstandes, alles Handels und aller Gewerbe; die gewaltsame Unterdrückung der Preßfreiheit und jeder Art von freier geistiger Mittheilung; die Verzweiflung, der

Stumpfsinn und das sittliche Verderben, in welches die Völker, eines nach dem andern, durch die ungeheuren Lasten, die man ihnen aufbürdet und durch die tödtliche Verletzung ihrer heiligsten und unverjährbaren Rechte gestürzt werden; das Alles sind Früchte, welche der große Giftbaum, heiliger Bund genannt, der Menschheit getragen hat; das Alles sind wichtige Thatsachen, die uns zeigen, was wir von der großen Verschwörung der Könige gegen die Völker zu erwarten haben. Es ist hoch an der Zeit, daß die Nationen alle alten Zwiste vergessen, welche die arglistige Politik ihrer Herrscher zwischen ihnen anfachte, um sie desto leichter aussaugen, morden und martern zu können; denn wahrlich, wenn die Völker ihre Feinde sehen wollen, dann brauchen sie nicht voll heimlichen Grolls und Hasses sich wechselseitig drohende Blicke zuzuwerfen; dann dürfen sie nur nach oben, nach den Thronen der unbeschränkten Gewalthaber, nach den Kabinetten und nach den Sakristeien und Zellen der Bischöfe, Pfaffen und Mönche hinschauen, dort werden sie ihre Feinde schon finden!

Der undeutsche Bundestag.

Schon an andern Orten hab' ich von der erlauchten deutschen Bundesversammlung gesprochen *); allein sie steht in zu genauer Verbindung mit dem hochgepriesenen heiligen Bunde, als daß ihr nicht hier gleichfalls ein Plätzchen gebühren sollte. Hoffentlich werden die Bannstrahlen, welche diese weise und erhabene Versammlung wegen meiner Geissel und meiner übrigen Schriften gegen mich schleudern wird, in den Fluthen des Rheines verlöschen, und überdies muß ja ein Mann, der Muth und Kraft genug hat und sich berufen fühlt, Kaisern und Königen die Wahrheit zu sagen, sich vor ihren Knechten und Schergen nicht scheuen.

In meiner Schrift: Ueber die Gewaltstreiche der Regierungen, hab' ich bemerkt, daß der sogenannte Bundestag oder die erlauchte Bundesversammlung zu Frankfurt am Main, fast zur Hälfte aus einem Aggregat alter, serviler, diplomatischer Schulfüchse und hochadlicher Ultra besteht, die von ihren „respektiven" Höfen vielleicht bloß zu Bundestagsgesandten ernannt wurden, weil man sie in ihrer Heimath zu nichts Klügerm gebrauchen konnte. Dieses Urtheil stimmt vollkommen mit der Schilderung überein, die ein sehr geistvoller Mann, der selbst Gesandter am Bundestage gewesen war, von der Mehrzahl seiner ehemaligen Kollegen in meiner Gegenwart machte; und daß es der Wahrheit gemäß sei, müssen Thatsachen beweisen.

Die Bestimmung der Bundesversammlung ist: 1) diejenigen Gesetze und Verordnungen, welche für alle Staaten des deutschen Bundes verpflichtend seyn sollten, zu berathen und zu erlassen; 2) in Streitigkeiten der Regenten mit

*) M. s. meine Schrift: Ueber die Gewaltstreiche der Regierungen in konstitutionellen Staaten, u. s. w. Straßburg, 1832, Seite 29 u. f.; imgleichen mein Werk: Polen und seine Revolution. Stuttgart, 1831 und meinen Schweizerspiegel. Stuttgart, 1831.

einander eine Vermittelung zu versuchen, und wenn diese fehlschlägt, den Streit durch eine Austrägalinstanz entscheiden zu lassen; 3) soll der Bundestag auch die Zwistigkeiten zwischen den Regierenden und Regierten ausgleichen, und für die Aufrechthaltung der Ordnung des Ganzen sorgen.

Der Bundesversammlung ist also eine gesetzgebende, und gewissermaßen auch eine richterliche und vollstreckende Gewalt übertragen; drei Gewaltzweige, die schon an und für sich nicht einmal von einer und derselben Behörde zugleich ausgeübt werden können.

Die Gesandten am Bundestage sind sämmtlich allerunterthänigste Knechte und Diener der großen und kleinen Herren von Gottes Gnaden, von denen sie nach Belieben und Gutbefinden bestellt und abberufen werden. Sie erlassen also, um ihre Sineküren recht lange zu behalten, solche Gesetze und Verordnungen, wie das Interesse ihrer Geber fodert, welches leider, fast immer dem Interesse der deutschen Völkerschaften geradezu entgegengesetzt ist; sie schlichten und gleichen die Streitigkeiten zwischen den Regierenden und Regierten auf eine solche Weise aus, wie die Instruktionen, welche sie von den Erstern in tiefster Unterthänigkeit einholen, ihnen vorschreiben; sie sind bloße Organe der monarchischen Willkühr, und sklavische Werkzeuge zur Unterdrückung des Volks.

Das letztere hat gar keinen Vertreter und Sprecher bei dem undeutschen Bundestage; drei und dreißig Millionen Menschen sind also dem Eigenwillen, den Launen und den Leidenschaften von etwa vier und dreißig herrschsüchtigen Familien dahin gegeben, welche als Gesammtheit durch das ihnen zu Gebot stehende Organ des Bundestags alle Rechte der Völker und der einzelnen Staatsbürger, die ihren Absichten zuwider sind, mit einem Schlage vernichten können.

Die Politik der meisten Mitglieder dieser erhabenen Versammlung gehört in die Zeit der Allongeperücken, und bei Manchen noch in weit frühere Jahrhunderte. Starr und steif, wie die alten, flattern Ritterburgen ihrer Vorfahren, stehen sie da, und können gar nicht begreifen, wie sich

Alles um sie her so gewaltig verändert hat. Alle die herrlichen Einrichtungen der Vorzeit, die Leibeigenschaft, der Erbadel, das Lehnwesen, die Klöster, die Gottesurtheile, die Torturen und Inquisitionen, die Zauber- und Hexenprozesse, die Zehnten, das süße Recht der ersten Nacht, und so viele andere Herrlichkeiten, die manches fromme, fürstliche, hochadliche und priesterliche Gemüth mit inniger Sehnsucht zurückwünscht, sind von den Stürmen der Zeit entweder ganz hinweggewehet oder auch so morsch und baufällig geworden, daß man ihrem Sturze mit jeder Stunde entgegen sieht. Religion, Tugend und Sittlichkeit sind ganz aus Deutschland entwichen; die schöne gesellschaftliche Ordnung, unter deren Schirm unser Vaterland vor fünfzig und mehreren Jahren so berühmt und glücklich war, ist aufgelöst. Die Bauern wollen nicht mehr mit Eichelmast zufrieden seyn, und würden lieber ihre Frauen und Töchter erwürgen, als sie ihren gnädigen Herren in die Arme werfen. Stolze Bürger, Gelehrte und Künstler sehen hochmüthig auf den Edelmann herab, der mehr als sechszehn Ahnen zählt, und sprechen von Freiheit, von Gleichheit vor dem Gesetz und den Richterstühlen, von Abschaffung wohlerworbener, erblicher Vorrechte, von Verminderung der Civilisten und öffentlichen Abgaben, von Aufhebung des Zoll- und Mauthwesens, von freier Geistesmittheilung durch Rede und Schrift, von geistiger und sittlicher Ausbildung und Veredlung, von Abschaffung der stehenden Heere, von allgemein einzuführenden Nationalgarden, und schimpfen, lachen und spotten sogar laut über den allerdurchlauchtigsten heiligen Bund und über die erlauchte deutsche Bundesversammlung zu Frankfurt am Main; aber niemand will von göttlichen Regierungsrechten der Monarchen und Fürsten, von unbedingtem Gehorsam gegen sie und ihre Beamten, und von blindem Glauben an die Worte der ehrwürdigen Geistlichkeit das Mindeste mehr hören.

Die Herren aus der Zeit der Allongeperücken und der frühern Jahrhunderte, haben mit ausserordentlichem Scharfblicke wahrgenommen, und es wird auch durch die Akten

der sämmtlichen Kongresse, vom Pillnitzer Kongreß an bis auf den zu Verona, zur Genüge bestätigt, daß alle jene schrecklichen Uebel, die der Menschheit, das heißt, den nach unbeschränkter Herrschergewalt lüsternen Fürsten und deren Ministern, Höflingen, Mätressen und Spechelleckern, einen völligen Untergang drohen, ihren Ursprung in der Preßfreiheit und in der dadurch unter allen Ständen und Volksklassen bewirkten Aufklärung haben. Die meisten Mitglieder der erlauchten deutschen Bundesversammlung, oder des undeutschen Bundestages sind daher eifrigst bemühet, die Preßfreiheit und überhaupt alles, was man freie, geistige Mittheilung nennt, sei es durch Rede, oder durch Schrift, oder durch Bild oder durch Mienen- und Gebehrdensprache in ganz Deutschland nach Möglichkeit zu unterdrücken, um den heiligen Pflichten gegen Gott, gegen die Menschheit, gegen ihr deutsches Vaterland und gegen ihr überaus zartes Gewissen zu entsprechen. Seiner kaiserlichen Majestät, der Kaiser Nickel von Rußland, so wie dessen allerdurchlauchtigste Verbündete, die erhabenen Monarchen von Oesterreich und von Preussen sind bereit, diese edelmüthigen Bestrebungen des erlauchten undeutschen Bundestages mit ihren Kriegsheeren auf das Nachdrücklichste zu unterstützen, und nicht allein in Deutschlands Gauen, sondern auch mit Gottes Hülfe, in Frankreich, in Belgien und den übrigen Ländern Europa's, ein höchst mildes, legitimes Kantschu- und Knutensystem einzuführen, und einen Zustand gesellschaftlicher Ordnung und Ruhe herzustellen, der vollkommen demjenigen gleicht, in welchem sich Polen jetzt so unaussprechlich glücklich fühlt, nemlich der schauerlichen Stille in einem großen ungeheuren Todtengewölbe.

Also die Freiheit der geistigen Mittheilung soll es seyn, von welcher man die größten Gefahren für die Throne und die Menschheit befürchtet! Aber fragen wir einmal ernstlich: waren es Bücher und Zeitungen oder war es die gesunde Vernunft des Volks, welche schon vor Jahrtausenden die Freiheit von Rom und Athen gründete? Hat in den italienischen Republiken des Mittelalters, in Holland und in

der Schweiz die Philosophie oder die Tyrannei die Völker aufgereizt, der Freiheit Altäre zu bauen? Dann wird die Geschichte uns antworten: weder im alten, noch im neuen Griechenland, weder in Rom, noch in Mailand und Florenz waren die Völker von Schriftstellern aufgehetzt, den Freiheitsbaum aufzupflanzen. Tell hatte keine aufrührerische Zeitungen gelesen, als er den Schergen des österreichischen Despoten vom Pferde schoß; und Arnold von Winkelried war eben so wenig von revolutionären Flugschriften und Büchern begeistert, als er mit seinem Heldentode der Freiheit eine Gasse bahnte. Die Härte, die Grausamkeit und die Schlechtigkeit der Regierenden, die tyrannischen Verletzungen der menschlichen Rechte und der menschlichen Würde, und das tiefe, lebhafte Gefühl des Bedürfnisses eines bessern Zustandes; das sind die mächtigen Triebfedern, wodurch die Menschen angeregt werden, die Ketten ihrer Bedrücker zu zerbrechen. Nicht einem leeren Hirngespinnste, nicht einem sogenannten bösen Geiste der Zeit, sondern dem schändlichen Despotismus der Regierenden und Gewalthaber sind alle Revolutionen zuzuschreiben, welche von den Völkern ausgegangen sind.

Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich mich noch etwas bei der Preßfreiheit und bei den Mitteln verweile, welche der heilige Bund und sein Organ, der undeutsche Bundestag angewandt haben, und fortwährend anwenden, sie zu vernichten. So lange man keine vollkommene Preßfreiheit hat, und wir haben in Deutschland ja nicht einmal einen Schatten derselben, so lange kann auch ihre Unentbehrlichkeit nie zu oft, nie zu dringend und zu vielseitig dargestellt werden. Sie ist und bleibt eine durchaus nothwendige Grundlage und eine der sichersten Stützen aller übrigen Freiheiten. Sehr schön und treffend sagt in dieser Hinsicht der schwedische Dichter Tegner: das Recht sich mitzutheilen, ist das Athmen der Freiheit; wer es beschränkt, reißt dem Staat die Zunge aus dem Munde und verräth, daß er, gleich den Tyrannen des Morgenlandes, nur von stummen Sklaven bedient seyn will.

Die Fürsten und der undeutsche Bundestag scheinen zu

glauben, daß die Druckerpressen bloß dazu erfunden sind, um heilige Bundesurkunden und Bundestagsbeschlüsse, Steuerverordnungen, Zoll- und Mauthtarife, strenge Polizei- und Strafgesetze, Reisepässe, schlüpfrige Romane, Gedichte und Schauspiele, frömmelnde Gebet- und Erbauungsbücher und dergleichen Herrlichkeiten zu drucken. Sie wähnen, daß unsere Zeitungen nichts weiter enthalten müssen, als Nachrichten von den Kongreß-, den Bade- und Lustreisen, den Feuerwerken, Festtagelagen, Geburts-, Hochzeit- und Sterbetagen unserer höchsten und hohen Häupter und anderer vornehmen Personen, besonders der undeutschen Herrn Bundestagsgesandten, so wie von deren langen und vielen Hundstags- und andern Ferien und ihren häufigen Konferenzen mit dem Herrn Fürsten von Metternich auf dem Johannisberg; Bekanntmachungen von verliehenen Ordensbändern, Ehrenzeichen, Adelsdiplomen und Titeln; Nachrichten von den gesegneten Leibesumständen, in denen diese oder jene durchlauchtigste Landesmutter eines sehr ungesegneten Ländchens sich befindet, oder von der guten Hoffnung einer hochfürstlichen Buhlerin, während das Volk, dessen sauern Erwerb sie verpraßt und verschwelgt, voll Verzweiflung mit den Zähnen knirscht; endlich, glänzende Schilderungen des Flors von Staaten, deren Einwohner in Jammer und Elend verschmachten oder über den Ozean flüchten, um unter einem freien Himmel und auf einer freien Erde die Früchte ihres Fleißes zu genießen, die ihnen in ihrem Vaterlande von Fürsten, Ministern, Hofschranzen, Hofjuden, Pfaffen, Buhldirnen, faulen, übermüthigen, unnützen Beamten und anderm schurkischen und schlechten Gesindel verkümmert und geraubt werden. Die großen Gewalthaber und ihre nichtswürdigen knechtischen Organe bilden sich ein, mit ihren Kanonen, mit ihren Musketen, mit ihren Säbeln, mit ihren Bajonetten der lauten Stimme der Nationen den Mund stopfen und ein allgewaltiges Ideenreich mit den Waffen aus den Köpfen verbannen zu können! Die Thoren! Sie wollen die hochauflodernde Flamme mit Oehl löschen und den glühenden Vulkan, der sie zu verschlingen droht, mit Pech und Schwefel zukleistern! Ich habe es schon

mehrere Male gesagt und ich möchte es von allen Dächern predigen: man kann ein zürnendes Volk, dessen Unwille sich auf Recht, auf Vernunft und auf die tiefgefühlte Nothwendigkeit der Verbesserung seines Zustandes gründet, wohl auf kurze Zeit in Schrecken und Staunen versetzen, aber der Ausbruch wird desto furchtbarer, desto zerstörender seyn, wenn das Staunen und der Schrecken vorüber sind. Es giebt Augenblicke, wo eine Regierung die unzufriedene Stimmung eines Volkes durch unbedeutende Zugeständisse beschwören kann; allein wehe ihr, wenn sie diese Augenblicke unbenutzt verschwinden läßt.

Die Fürsten, und besonders die deutschen Fürsten, sollten bedenken, daß sie selbst den Völkern das Schwert in die Hand gegeben haben, als sie in den Jahren 1813 bis 1815 die ganze Masse des Volkes unter die Waffen riefen, und noch fortwährend alle Männer und Jünglinge als Landwehren und Landstürmer in kriegerischer Uebung erhalten. Jetzt ist fast jeder Bauer und jeder Bürger Soldat und weiß mit Kanonen und Mörsern, mit Musketen und Säbeln eben so gut und oft besser umzugehen, als vor fünfzig Jahren die geübtesten Linientruppen. Unsere regelmäßigen Krieger selbst sind hervorgegangen aus den Reihen der Bürger und Landleute, und werden nach abgelaufener Dienstzeit wieder dahin zurückkehren. Sie sind nicht so dumm, die Rechte der Völker, zu deren Schutz sie berufen sind und besoldet werden, und an deren Genuß sie künftig selbst Theil nehmen wollen, aus blindem Gehorsam gegen herrschsüchtige, ehrgeizige Despoten zu vernichten. Deutschlands Krieger sind nicht so schurkisch und schlecht, ihre Väter, ihre Brüder, ihre Verwandten, ihre Mütter, ihre Schwestern, ihre Bräute zu morden, um auf ihren Leichen einem schrankenlosen, tyrannischen Zwingherrnthume Tempel und Altäre zu errichten. Das thun keine brave, deutsche Soldaten! Dazu sind sie zu edel, zu vernünftig und aufgeklärt! Ehe sie ihre Waffen gegen ihre Familien, ihre Freunde und Landsleute richten sollten, werden sie dieselben tausendmal lieber gegen ihre ehrlosen, schurkischen Bedrücker gebrauchen.

Wahrlich, die Großen und Gewaltigen stürzen sich selbst

in einen Abgrund des Verderbens! Immer wollen sie nur das trügerische und lügenhafte Gelispel und Geflüster ihrer Minister, ihrer Höflinge und Schmeichler, und den Zaubergesang ihrer Buhldirnen, ihrer Opernsänger und Opernsängerinnen, nie die ernste, warnende Stimme ihrer Völker vernehmen; denn immer klingt diese ihren zarten Ohren zu rauh und zu hart, und Jeder, der sie ihnen durch Rede oder durch Schrift verkündet, erscheint ihnen als ein Jakobiner, als ein Aufrührer und Thronenstürmer, der geächtet und verbannt oder wohl gar von der Erde vertilgt werden muß. Schriftsteller aber, die von der Hofluft umfächelt werden, haben selten Neigung und Muth, den Fürsten die Wahrheit zu sagen, und wenn sie es wirklich einmal thun, dann ist sie so überzuckert, daß ihre heilsamen Kräfte gar keine Wirkung haben!

Die Monarchen rühmen sich immer, der großen Wohlthaten, die sie den Völkern bewiesen haben wollen. Es ist wahr, sie haben den letztern große Verheissungen gegeben, aber die Erfüllung ist ausgeblieben, und sehr häufig ist gerade das Gegentheil von dem geschehen, was mit den feierlichsten Eiden zugesichert worden. Die Herren von Gottes oder des Teufels Gnaden zeigten, besonders in der großen Zeit von 1813 bis 1815 ihren geliebten Unterthanen, wie sie höchst verächtlich uns andere armen Sünder zu nennen geruhen, die Gärten der Hesperiden von ferne; aber sie wollten die goldenen Aepfel für sich behalten, und den Völkern nicht einmal die Träber davon geben. Sie machten es wie der Schiffer, der, während des Sturmes, seinen Göttern ein Wachslicht gelobte, zehmal größer und stärker, als sein Mastbaum, wenn sie aus der Gefahr ihn erretten würden, und der nachher so ruchlos und undankbar war, daß er ihnen nicht einmal eine kleine Kerze von Unschlitt gab. Sie denken und handeln gerade, wie die bösen Advokaten, welche die Austern selbst auffressen und ihre Klienten mit den Schalen werfen.

Ist es nicht zum Erstaunen, wie Fürsten von Wohlthaten reden können, die sie den Völkern erwiesen haben wollen, da sie doch Alles, was sie als Fürsten sind und haben, dem guten

Willen der letztern verdanken. Aber sie sind leider gewohnt, von ihren Schmeichlern und Lobhudlern als Wohlthäter des Menschengeschlechts gepriesen zu werden, wenn sie nur zum Schaden desselben die, ihnen anvertrauete Gewalt nicht allzu furchtbar gemißbraucht haben, und daher sind sie auch höchst selten auf elegt, etwas Gutes und Nützliches zu thun.

Am 20sten September 1819 vollbrachte der undeutsche Bundestag ganz ohne Scheu und mit Verwunderung erregender Dreistigkeit, als knechtisches, verächtliches Werkzeug eines tyrannischen Zwingherrnthums, die ersten Gewaltstreiche gegen die, den deutschen Völkerschaften auf das Heiligste zugesicherten Rechte und Freiheiten, deren Erhalter und Beschirmer er sein sollte. Auf den Befehl des Kongresses zu Carlsbad erließ er drei Beschlüsse, wodurch alle die schönen Verheissungen, welche die deutschen Fürsten in ihrer, auf dem Wiener Kongreß ausgefertigten, Bundesurkunde den deutschen Staatsbürgern gegeben hatte, mit einem Schlage vernichtet wurden. Und das that der undeutsche Bundesteg, der bestimmt war, über die Handhabung und Aufrechthaltung jener Urkunde zu wachen und sie gegen alle innere und äussere Angriffe zu schützen!!!

Durch den ersten dieser Beschlüsse ward die, in der Wiener Kongreßakte zugesicherte Preßfreiheit, durch den zweiten die Lehr- und Denkfreiheit, und durch den dritten Beschluß ward das, den deutschen Bürgern so feierlich versprochene Recht, ihrem natürlichen Richter nicht entzogen zu werden, vernichtet. Die Wiener Bundesurkunde war unstreitig die Grundlage, auf welcher alle Gewalt und alles Ansehen des Bundestages beruhte; ward sie, wie hier geschah, von ihm, der über ihre Vollziehung wachen sollte, in ihren wesentlichsten Punkten aufgehoben und für nichtig erklärt, so hörte auch vernünftiger Weise sein Ansehen und seine Gewalt, welche untertrennlich mit ihrem Fortbestehen und mit ihrer Unverletzbarkeit verbunden waren, auf, und man war nicht mehr schuldig, seinen Verordnungen Gehorsam zu leisten. Er selbst war es, der nicht allein die Urkunde, auf welcher seine ganze Autorität beruhte, sondern auch den Zweck vernichtete, zu dessen Erreichung er ins Daseyn gerufen war.

Er selbst war das erbärmliche Werkzeug, das sich knechtisch von der autokratischen Willkühr gebrauchen ließ, um die Freiheiten und Rechte aufzuheben, zu deren Beschützer und Erhalter er ausdrücklich bestimmt und berufen war. Welcher Mann von Besonnenheit und gesunder Vernunft vermag es zu leugnen, daß der undeutsche Bundestag durch diese Thatsachen seine eigene staatsrechtliche Existenz zerstörte, welche ganz unzertrennlich mit der Wiener Kongreßakte, so wie mit der Aufrechthaltung jener Rechte und Freiheiten verknüpft war, und mit ihnen nothwendig nur stehen und fallen mußte?

Nach dem zweiten Paragraphen der Kongreßakte sollte „Erhaltung der Unabhängigkeit und der Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten Zweck des deutschen Bundes seyn.“ Wo blieb aber Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit einer beträchtlichen Anzahl dieser Staaten, da die von ihnen eingeführten, von der Bundesversammlung selbst feierlich garantirten Verfassungen, auf einseitiges Verlangen einiger mächtiger Bundesglieder aufgehoben wurden? Wo blieb die gesetzgebende Gewalt, das erste und wesentlichste Erforderniß jedes unabhängigen, mindermächtigen Staats, da fremde Mächte sich die Befugniß anmaßen durften, entweder selbst seine Grundgesetze für nichtig zu erklären, oder sie durch das Organ des undeutschen Bundestages, der sie schützen und schirmen sollte, für nichtig erklären zu lassen? Mußte nicht durch ein solches Verfahren alle innere Ordnung, alle Sicherheit des Rechtszustandes und alles Vertrauen der deutschen Völker zu ihren Regierungen aufgelöst werden? Wie kann man die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten wohl stärker angreifen, wie kann man sie tiefer herabwürdigen und tödtlicher verletzen, als wenn man ihnen in ihrem Innern Gesetze vorschreibt, die mit ihren Verfassungen in strengem, diametrischem Widerspruche stehen und die wesentlichsten Bestandtheile derselben zerstören?

Und das geschah von jenem undeutschen Bundestage, der sich zur furchtbaren Posaune gebrauchen ließ, wodurch das tyrannischste Zwingherrnthum den deutschen Völkerschaf-

ten seine Strafgerichte und die gänzliche Vernichtung aller ihrer Rechte und Freiheiten verkündete!

Nach dem ersten Beschluß, wodurch der drückendste Preßzwang eingeführt wurde, sollten weder periodische Schriften, noch andere, die unter zwanzig Druckbögen zählten, ohne vorhergegangene Genehmigung der betreffenden Landesbehörden gedruckt werden. Jeder Bundesstaat sollte für Druckschriften gedachter Art, die unter seiner Oberaufsicht erscheinen würden, dem ganzen Bunde verantwortlich seyn. Auch behielt sich die Bundesversammlung das Recht bevor, über Schriften unter zwanzig Bogen, die nach ihren Ansichten, der Würde und Sicherheit des Bundes und der einzelnen Staaten nachtheilig wären, aus eigener Machtvollkommenheit ihren Bannfluch auszusprechen, und die Regierungen sollten dann verpflichtet seyn, ihn zu vollziehen. Ausserdem wurde verordnet, daß alle Mitglieder des Bundes innerhalb zwei Monaten berichten sollten, durch welche Maßregeln sie den Beschluß in Hinsicht der Zeitungen und der kleinern Druckschriften zur Ausführung bringen wollten. Endlich ward geboten, daß Verleger und Drucker bei allen großen und kleinen Werken ihre Namen angeben sollten, und auf den Fall der Nichtbeachtung dieser Anordnungen wurden Verleger, Drucker und Verbreiter von Druckschriften mit strengen Strafen bedroht.

Die Dauer des eingeführten Preßzwanges ward zwar damals nur auf fünf nach einander folgende Jahre bestimmt; nach Ablauf der ersten fünf Jahre wurden aber jene Verfügungen nicht allein erneuert, sondern in mancher Rücksicht sogar verschärft, und bestehen bekanntlich noch jetzt überall fort.

So freventlich vernichtete der Bundestag die Verheissungen der Wiener Bundesakte, welcher er sein ganzes Ansehen und seine gesetzgebende Gewalt verdankte, und zugleich die Verfassungen der einzelnen Staaten, deren Aufrechthaltung er selbst kurz vorher auf das Feierlichste garantirt hatte!

Durch einen andern Beschluß, den die Bundesversammlung gleichfalls am 20sten September 1819 erließ, ward bestimmt: daß, um dem „Unwesen" der Universitäten zu

steuern, bei jeder derselben ein, mit zweckmäßigen Verwaltungsvorschriften und Vollmachten ausgerüsteter landesherrlicher Bevollmächtigter angestellt werden sollte, um ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und in die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze und Disciplinarverordnungen zu wachen, den Geist der akademischen Lehrer in ihren öffentlichen und Privatvorträgen genau zu beobachten, den studierenden Jünglingen eine auf den Zweck des Staats bezeichnete Richtung zu geben, und Alles zu begünstigen, was zur Beförderung der Sittlichkeit und des äussern Anstandes gereichen könne. Auch ward den Regierungen dringend empfohlen, die Instruktionen dieser Universitätsspione recht bündig, genau und erschöpfend abzufassen.

So wurden nicht bloß die Studierenden, sondern selbst die Professoren auf die unwürdigste Weise unter eine strenge polizeiliche Aufsicht gestellt, und ein Zwangszustand eingeführt, der alle freie, geistige Mittheilung auf den Universitäten hemmte und bei den Professoren, die gewissermaßen wie Verbrecher bewacht und behandelt wurden, die größte Schüchternheit erregen mußte, indem ausdrücklich bestimmt war, „daß die Universitäts- und öffentlichen Lehrer, welche Ansichten vortrügen, wodurch die bestehenden Staatseinrichtungen untergraben werden könnten, von den Hochschulen und andern Lehranstalten entfernt werden sollten. Durch diese drohende Verfügung waren die öffentlichen Lehrer ganz der Willkühr der Universitätsaufseher Preis gegeben, denn da sie immer in Besorgniß seyn müssen, daß ein einziger Ausdruck, dem der Aufpasser aus Misverstand oder gar aus Versatz eine falsche Deutung giebt, sie in den Kerker und um Amt und Brod bringt, so sind sie genöthigt, jedes ihrer Worte auf die Goldwage zu legen, um ja dem Spion, der zu ihrem Wächter bestellt ist, keine Veranlassung zum Argwohn zu geben.

Durch den dritten, am 20sten September 1819 erlassenen Bundestagsbeschluß, in Gemäßheit dessen die Centraluntersuchungskommission in Mainz angeordnet wurde, ward vol-

lende den deutschen Staatsbürgern das heilige Recht geraubt, ihren natürlichen Richtern nicht entzogen zu werden, indem Jeder, der in den Verdacht gerieth, eine Verbesserung des politischen Zustandes seines Vaterlandes zu wünschen, gewärtig seyn mußte, aus den Armen der Seinigen gerissen und viele Meilen weit nach Mainz vor das Inquisitionsgericht geschleppt und Jahre lang mit peinlichen Verhören gemartert zu werden.

So that der undeutsche Bundestag, der knechtisch sich zum Sprachrohr der schrankenlosesten Tyrannei erniedrigte, durch seine Beschlüsse alles Mögliche, um die Unzufriedenheit der deutschen Volksstämme auf den höchsten Gipfel der Erbitterung zu steigern; und dennoch harrte und duldete man in der Hoffnung, die von ihren Ministern und Rathgebern wahrscheinlich bloß irre geleiteten Fürsten würden zur Besinnung zurückkehren, sich der großen blutigen Opfer erinnern, welche die Völker ihnen gebracht hatten, und die antinationalen, jeden Schatten von Freiheit und Wohlstand zerstörenden Maßregeln zurücknehmen! Aber leider, sah man sich in dieser Hoffnung mächtig getäuscht. Die großen Ereignisse, welche seit dem Julius 1830 unsern Welttheil erschütterten, haben auf unsere, bloß nach unbeschränkter Zwingherrschaft lüsternen Regenten bis jetzt keinen Eindruck zu Gunsten der Völker gemacht; selbst das, jedem besonnenen Zuschauer der Zeitbegebenheiten merkwürdige Hambacher Fest hat bei ihnen nichts weiter bewirkt, als das sichtbare Streben, durch gewaltthätige Maßregeln jede kräftige, laute Aeusserung der öffentlichen Meinung zu hindern, und die verwundenden Fesseln noch stärker anzuziehen. Gerade durch Mittel, die, wie die neueste Geschichte durch so viele Beispiele gezeigt hat, bloß geeignet sind, Thronumwälzungen herbei zu führen, wollen sie dieselben verhüten! Welche Verblendung!

Der undeutsche Bundestag handelte und handelt fortwährend überall ganz in dem Sinn seiner Obern von Gottes Gnaden. Er scheint nur dazu eingesetzt, nicht das Wohl der deutschen Völkerschaften zu fördern und ihre heiligsten Rechte zu schützen, sondern dieselben zu vernichten und

unter den äußern Formen von Gesetzmäßigkeit, einem schrankenlosen, alles öffentliche und bürgerliche Glück zerstörenden, mit dem Standpunkte unserer Civilisation im Widerspruch stehenden Despotismus zu begründen. So bereitwillig die Bundesversammlung sich in dieser Hinsicht gegen den Willen der Regierenden bewies; so kalt und gleichgültig zeigte er sich von jeher gegen die dringenden Beschwerden der Regierten. So ward zum Beispiel eine von Arnoldi in Gothe übergebene, von mehr als fünftausend Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern aus Sachsen und Hessen unterzeichnete Bittschrift, um schnelle Herstellung des freien Handels und des innern Verkehrs kaum beachtet; eine andere Beschwerde der, auf der Frankfurter Ostermesse 1819 versammelten Kaufleute über die Menge der, allen Handel im Innern zerstörenden Binnenzölle und Mauthsysteme, hatte das nemliche Schicksal; aber wie schnell ist dagegen nicht der erlauchte undeutsche Bundestag immer bei der Hand, jede Schrift und jede Zeitung, worin die Wünsche und Bedürfnisse des deutschen Volkes mit Ernst und Freimüthigkeit besprochen werden, in allen Gauen unsers deutschen Vaterlandes zu verbieten und zu unterdrücken!

In seinem Eifer für die Aufrechthaltung des Despotismus muß gieng er bereits so weit, daß er sogar christliche Gemeinden verhinderte, eine der ersten und heiligsten Pflichten der Religion, welch: Jesus uns lehrte, zu erfüllen. Als das Konsistorium zu Frankfurt, im Jahr 1822, dem dortigen Magistrat vorschlug, „öffentlich für unsere christlichen Brüder, die unter dem Mörderschwerdt barbarischer Ottomanen bluteten, in den Kirchen beten zu lassen," da durfte der Magistrat in diesen Antrag nicht willigen, weil der heilige Bund und dessen Organ, der undeutsche und unchristliche Bundestag glaubten, ein solches Gebet für christliche Mitbrüder, welche der Kongreß zu Verona als todeswürdige Rebellen verdammt hatte, könnte leicht dem System der Legitimität und Stabilität Abbruch thun. *)

*) Bignon, du Congrès de Troppau, ou examen des prétentions des monarchies absolues, etc. et les cabinets et les peuples; Par. 1822, p. 302, etc.

Selbst das Recht der Völker, ihre Fürsten und Gewalthaber zu bitten, dieses heilige Recht, dessen Ausübung früher in keinem europäischen Staat, und nicht einmal in der Türkei verwehrt wurde, sprach der erlauchte Bundestag im Jahr 1831, den Völkerschaften Deutschlands, die sich in Adressen und Bittschriften, zu Gunsten der unglücklichen Polen an ihn verwandt hatten, feierlich ab, „weil das Petitionsrecht in der Wiener Bundesakte nicht benannt sey!" Wer sollte hiernach nicht glauben, daß der Bundestag befugt sey, den Deutschen Alles, was nicht in jener Urkunde ausdrücklich angeführt ist, zu verbieten, und könnte er ihnen also nicht auch verbieten, zu essen und zu reden? Doch das Essen wird ja schon hinlänglich durch die großen Steuern und Abgaben verhindert, und das Reden ist gleichfalls so gut, wie verboten! Die Fürsten dürfen befehlen, und die servile Bundesversammlung gehorcht, allein die Völker sollen nicht einmal die traurige Freiheit haben, in tiefster Demuth und Ehrfurcht bitten zu dürfen! Wie ist es da wohl ein Wunder, wenn überall laute Stimmen des Zornes und Unwillens sich erheben, und ausrufen, daß dieser Zustand der Erniedrigung länger nicht dauern könne, und daß entweder auf trocknem, oder auf nassem Wege eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt werden müsse!

Daß diese Ansichten oft mit großer Bitterkeit ausgesprochen werden, ist sehr natürlich! Wenn auch die deutschen Fürsten, undankbar genug, die ungeheuern Opfer vergessen haben, welche die Völker ihnen in einer verhängnißvollen Zeit darbrachten; so sind dieselben doch bei den letztern noch in sehr frischem Andenken, und sie glauben sich vollkommen berechtigt, von ihren Regenten die Erfüllung der großen Verheissungen zu fordern, durch deren Verzögerung sie an den Abgrund des Verderbens gerathen sind. Mehr als dreißig Millionen Menschen sind wahrlich nicht von dem beßten und weisesten Wesen ins Daseyn gerufen, um einigen dreißig, größtentheils geistig und sittlich verderbten Fürstenfamilien und einigen bevorzügten Kasten zum Spielwerk zu dienen. Die Deutschen haben einen zu hohen

Grad von Civilisation erlangt, als daß sie noch länger das Joch eines schändlichen Zwingherrnthums, das sie schon so lange zu Boden drückte, ertragen könnten. Es muß und wird anders werden; die öffentliche Stimmung hat sich zu laut, zu kräftig ausgesprochen, und Deutschlands Fürsten thäten wahrlich besser, darauf zu merken, als daß sie durch ein tyrannisches Schreckensystem Schweigen gebieten wollen. Man glaube doch ja nicht, daß ganz Deutschland besiegt ist, wenn man nur Rheinbaiern erst mit Blut und Asche bedeckt hat. Wie man zu Hambach dachte und sprach, so denkt und spricht man in ganz Deutschland, vielleicht das einzige Erzherzogthum Oesterreich ausgenommen, dessen Bewohner noch grösstentheils in rohem Stumpfsinn nur um ihre physischen Bedürfnisse sich kümmern; aber auch sie werden aufgeregt werden, und aus dem lethargischen Schlummer, in welchem sie durch despottische, aristokratische und pfäffische Gewalt eingewiegt sind, erwachen.

Wie wichtig übrigens die Gegenstände sind, mit welchen der Bundestag sich zum Heile des deutschen Vaterlandes beschäftigt, bewies er vor wenigen Monaten, als er durch einen feierlichen Beschluß erklärte, daß die Häupter der mediatisirten Reichsgrafen von ihm künftig mit dem Prädikat Erlaucht beehrt werden sollten. Wahrlich, man möchte sich in fremdem Lande fast schämen ein Deutscher zu seyn, und von dem undeutschen Bundestage auf eine solche Weise dem Gespött anderer Nationen Preis gegeben zu werden! Denn, was müssen diese wohl denken, wenn die höchste Rathsversammlung des hochgebildeten Deutschlands, statt für das Heil ihres Volkes durch weise Gesetze zu sorgen, mit dergleichen albernen Possen ihre Zeit verdirbt?

Wenn der Zorn eines so gutmüthigen Volkes, wie die Deutschen sind, auf einen so hohen Grad gestiegen ist, daß er sogar sich in den bittersten Spottliedern ergießt, wie man dies jetzt in ganz Deutschland, sowohl in den Dörfern als in den Städten auf allen Gassen hört; dann ist es gewiß Zeit darauf zu merken, aber nicht um dergleichen Ausbrüche eines gerechten Mißvergnügens zu strafen, sondern um die drohende Gefahr, welche sowohl den Volksstämmen, als

den Thronen drohet, abzuwenden; denn nicht durch Strafbefehle und Bundestagsbeschlüsse, nicht durch Verbote von Büchern und Volksversammlungen, nicht durch Kerker und Waffengewalt kann die heftige Aufregung der Gemüther beschworen werden, sondern einzig und allein durch vernünftiges Nachgeben und Entgegenkommen. Ist das Schwert einmal gezogen, ist der erste Schlag vollführt; dann läßt sich nicht mehr bestimmen, ob jemals und unter welchen Bedingungen eine Aussöhnung statt finden kann. Schönes, herrliches Deutschland, sollst du vielleicht gleichfalls der blutige Schauplatz gewaltsamer Umwälzungen werden? Wollen deine Fürsten durchaus nicht bedenken und einsehen, daß es ehrenvoller und besser für sie ist, ihren Völkern gutwillig zu gewähren, was sie ohne himmelschreiende Ungerechtigkeit ihnen nicht länger vorenthalten dürfen, und auch mit all' ihrer Macht ihnen nicht vorenthalten können? Wahrlich, sie stehen an einem Vulkan, den trügerische, selbstsüchtige Höflinge und Minister ihnen mit einem Blumenschleier verhüllt haben, und der sie, wenn sie den warnenden Stimmen nicht folgen, die ihnen von allen Seiten so laut und ernstlich zurufen, zuverläßig verschlingen wird, ohne daß an eine Rettung für sie weiter zu denken wäre! Sie verlassen sich wahrscheinlich auf Nickel und seine Kosacken, aber sie sollten doch ja erwägen, daß Deutschland kein Polen ist, daß mehr als dreißig Millionen Menschen, denen es an Hülfsmitteln zum Widerstande keineswegs fehlt, nicht so leicht überwältigt werden können, als eine Volksmenge von drei Millionen, welcher es an Allem gebrach, was zu ihrer Vertheidigung nöthig war, und daß endlich der nordische Tyrann, trotz seiner ungeheuern Uebermacht, auch die heldenmüthigen Polen nimmermehr unter sein Joch hätte beugen können, wenn nicht der schändlichste Verrath ihm die Hand geboten hätte.

Die Geissel.

Von

Hartwig Hundt-Radowsky.

Gott zerschmettere den Kopf der Fürsten die uns feind sind!

Sirach.

Zweites Heft.

(Preis: 1 Franken, oder 30 rhein. Kreuzer.)

Straßburg,
gedruckt bei G. L. Schuler, kleine Gewerbslaube Nr. 5.
1832.

Steine und Kalk

zum

Ehrendenkmal für den Herrn Fürſten v. Metternich;

Oſtereier und Ruthen

für

Fränzchen und Fritzchen;

von

Hartwig Hundt-Radowsky;

und

Berlinchen, von Herold.

Nebſt einem Anhange.

Deutſches Volk, es iſt das Schwert,
Womit die Kraft ſich männlich wehret.
Das Schwerdt nur ſiegt — das weiß ich —
Die Vier und Dreißig.

Harro Harring.

(Preis: 1 Franken, oder 30 rhein. Kreuzer.)

Straßburg,
gedruckt bei G. L. Schuler.
1832.

Steine und Kalk

zum

Ehrendenkmal

für den

Herrn Fürſten von Metternich.

Zwei Männer, die während der verhängnißvollen Zeit von 1812 und 1813 von vielen Millionen Menſchen als die Retter der Freiheit und der Rechte der Völker betrachtet wurden, der Fürſt von Metternich und der Herzog von Wellington ſind jetzt die Gegenſtände des bitterſten Haßes aller Nationen, denn Alle haben in gleichem Grade einſehen gelernt, daß dieſe beiden Männer ſich der heiligſten Güter der Völker als Lockſpeiſe bedienten, um die ganze Menſchheit unter das ſchändliche Joch des entehrendſten Despotismus zu beugen. Das Zauberwort Freiheit, das in unſern Tagen dieſelbe magiſche Kraft beſitzt, wie vor hundert Jahren das Wort Religion, für welches gleichfalls ſo viele Ströme von Blut und Thränen vergoſſen wurden, war das Mittel, deſſen ſich Metternich und Wellington bedienten, um die Völker zu bethören, und ſie an den, allen Wohlſtand, alles bürgerliche und öffentliche Glück und alle Menſchenrechte zermalmenden Siegeswagen des Zwingherrenthums zu ſpannen, zu deſſen oberſten Leitern ſie ſich aufwerfen wollten.

Doch hier ſprechen wir blos von Metternich, von dem diplomatiſchen, herrſchgierigen und ehrgeizigen Major Domus, der unter dem Namen einer alten, ausgemergelten Vogelſcheuche ſo gerne die ganze Welt regieren und ſie in

jene finstern Jahrhunderte schlendern möchte, wo ein, ihm ähnlicher Major Domus für sich und seine Nachkommen einen der mächtigsten Kaiserthrone gründete. Was vor neunhundert Jahren Karls des Großen Vater gethan, das würde Metternich in unsern Tagen wiederholen, wenn sich die Völker auf derselben niedern Stufe geistiger und sittlicher Ausbildung befänden, wie zu den Zeiten Pipins und Karls des Großen; denn mit Fränzchen und seiner Sippschaft würde der schlaue, gewandte Metternich dann gar bald fertig werden.

Ich bin weit davon entfernt, noch bei Lebzeiten dieses so viel besprochenen Mannes seine Biographie schreiben zu wollen; er ist zu jung und ich bin zu alt, als daß ich hoffen dürfte, ein solches Werk vollenden zu können, blos einige Steine und etwas Kalk zu einem Ehrendenkmal oder zu einer Schandsäule für Se. Durchlaucht will ich liefern; vielleicht kann ein künftiger Biograph Gebrauch davon machen.

Von den Ufern des Bosporus bis zu den Gestaden des Tajo und Ebro, von der Ostsee bis zum Fuße des Vesuv und des Aetna, von den Todtengefilden in Hellas bis zu denen in Polen und Belgien, ertönt nur eine Stimme über Metternich, die Stimme des Zornes, des Fluchs und des Abscheues. Um zu entscheiden, ob diese allgemeine Stimme der civilisirten Welt bloß die Aeusserung eines blinden Privathasses ist, oder ob sie wirklich durch Thatsachen gerechtfertigt wird, kömmt es besonders auf die Fragen an: 1) was Metternich als Minister zum Besten Oesterreichs gethan, und 2) was er zum Heil der Menschheit überhaupt gewirkt hat.

Zur Vergrößerung Oesterreichs hat er unläugbar seit dem Jahr 1814 sehr viel beigetragen; allein der Kaiserstaat ist durch die wieder gewonnenen und neu hinzugekommenen Länder um nichts mächtiger, die in demselben wohnenden Völker, die sich durch ihre Sitten, ihre Sprache, den sehr verschiedenen Standpunkt ihrer geistigen Ausbildung, und besonders durch ihre einander widerstrebenden Interessen auf so mannichfache Weise unterscheiden, sind um nichts wohlhabender, glücklicher, zufriedener und aufgeklärter unter

Franzens, oder richtiger, unter Metternichs Regierung geworden. Ein schändliches Mauthsyſtem, das die öſterreichiſchen Staaten nicht allein umgürtet, ſondern ſogar die einzelnen Provinzen durchkreuzt und von einander ſcheidet, hemmt den Handel ſowohl im Innern der Monarchie, als mit dem Auslande, und hat Entſittlichung, Verräthereien, Betrügereien und Schmuggeleien, Haß und Zwieſpalt unter den Einwohnern, Stockung aller Gewerbe, Nahrungsloſigkeit und Verarmung zu ſeinem Gefolge. Eine überall lauernde, argwöhniſche Polizei, ein lebendiger Beweis der Schlechtigkeit und Dummheit der Regierenden, bewacht jeden Blick, jede Miene, jedes Wort, und ſucht die geheimſten Gedanken und Empfindungen zu belauſchen, um ſie als Verbrechen anzugeben, und auf ſolche Weiſe noch den letzten Schatten von Offenheit, von wechſelſeitigem Vertrauen und geſelliger Mittheilung zu verbannen. Eine, jeden freien Geiſtesſchwung erdrückende Cenſur wacht mit ängſtlicher Sorge darüber, daß ja keine Anſichten, die dem Legitimitäts- und Stabilitätsſyſtem und dem monarchiſchen Prinzip Abbruch thun würden, im Lande ſelbſt gedruckt oder über die Gränze eingeführt werden. Dagegen wird es Niemand verwehrt, die ſchmutzigſten Gedichte, die fadeſten, geiſtloſeſten Romane und Luſtſpiele, die abergläubiſchſten Mährchen und Heiligengeſchichten, die albernſten, aller Vernunft Hohn ſprechenden Gebet- und Erbauungsbücher nicht bloß in den öſterreichiſchen Staaten ſelbſt drucken zu laſſen, ſondern auch aus fremden Ländern einzuführen und öffentlich auszubieten und zu verkaufen. Die meiſten Lehr- und Schulanſtalten in dieſer Monarchie ſcheinen einzig dazu beſtimmt, nicht das Volk zu veredeln und auf einen höhern Standpunkt geiſtiger und ſittlicher Ausbildung zu erheben, ſondern es in dem finſterſten Aberglauben, in dem thieriſchſten Stumpfſinn und in der größten Unwiſſenheit zu erhalten, damit es doch ja ſeinen weltlichen und geiſtlichen Leitern in blindem Glauben und unbedingtem Gehorſam ergeben bleibe. Beſonders thut ein Heer bigotter, fanatiſcher, geldgieriger Pfaffen, eine Menge übermüthiger, ehrgeiziger, roher und gebieteriſcher Beamten, und dann die zahlreiche

Brut der erblichen Ariſtokratie, die in den Bürgern und Bauern nur ihr Laſtvieh oder höchſtens ihre Sklaven zu ſehen wähnt, in den meiſten Provinzen alles Mögliche, um die arbeitenden Volksklaſſen vollends zu Boden zu drücken. Dies iſt im Ganzen genommen der herrliche Zuſtand den Oeſterreich der Verwaltung des Fürſten von Metternich verdankt, und den er, nach ſeinem Stabilitätsſyſtem, nicht allein dort aufrecht zu erhalten, ſondern in allen Ländern Europas einzuführen und zu begründen wünſcht. Werfen wir nun noch einige Blicke auf die einzelnen Länder, welche jetzt dem öſterreichiſchen Scepter unterworfen ſind, dann werden wir finden, daß vom Kaiſer Franz und von Metternich wenig Heil für die Menſchheit zu erwarten ſteht, und daß überall Vergrößerung und Befeſtigung des unbeſchränkteſten Zwingherrenthums das Ziel ihres Strebens war, zu deſſen Erreichung gewöhnlich die ſchändlichſten und unredlichſten Mittel gewählt wurden.

Die Tyroler und Vorarlberger, welche 1809 mit ſo großer Hingebung für die lothringiſche Dynaſtie fochten, ſind mit dem ſchnödeſten Undank belohnt worden; ſie bereuen jetzt ihren Irrthum, denn ſtatt der goldenen Berge, die man in Poeſie und Proſa ihnen verheißen hatte, hat man ihre, ohnehin ſchweren Laſten, um das Doppelte vermehrt, durch ein unerträgliches Mauthweſen ihren Verkehr mit dem Auslande faſt ganz getödtet, und es läßt ſich vorausſehen, daß dieſe Bergbewohner bei der erſten günſtigen Gelegenheit den Freiheitsbaum aufpflanzen und den Schild gegen die nämliche Dynaſtie erheben werden, für welche ſie, vor einer kurzen Reihe von Jahren ſo heldenmüthig gekämpft und gerungen haben. Das iſt Metternichs Werk!!!

Ungarn, ein ſchönes, herrliches Land, ein Land voll großer Erinnerungen, hat eine Verfaſſung, die aber bloß zum Beſten des Adels und der Geiſtlichkeit erfunden iſt, und dieſen bevorzügten Klaſſen das Recht giebt, Bürger und Bauern mit Füßen zu treten und in tiefſter Ehrfurcht ihrem Könige Steuern zu bewilligen, welche die arbeitenden Klaſſen bezahlen müſſen. Auſſerdem zerſtört ein drückendes Mauth-

ſyſtem gleichfalls alle Gewerbe und ſowohl den Handel mit den übrigen öſterreichiſchen Staaten, wie mit dem Auslande, und bringt die Bürger und Bauern vollends zur Verzweiflung. „Wenn man Kriege führen will," ſagen die Ungarn, „wenn man Geld und tapfere Soldaten gebraucht, dann kömmt man zu uns. Wenn wir aber die Erzeugniſſe unſers Bodens und unſers Fleißes abſetzen wollen, um das Geld zu erheben, das man von uns begehrt, und wofür wir Soldaten und Pferde erziehen und ſtellen können, dann erſchwert man uns durch unerſchwingliche Abgaben und Zölle die Ausfuhr. Statt daß unſere Magnaten dieſem Unfuge abhelfen ſollten, verpraſſen ſie das Geld in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt und unſere Städte verarmen. Blos Edelleute und Pfaffen haben hier Rechte; Bürger und Bauern haben nur Pflichten, und die erſte der letztern iſt, ſich geduldig und ohne zu ſeufzen von kaiſerlichen Beamten, von Edelleuten und Prieſtern ſchinden und martern zu laſſen. Es iſt kein Wunder, daß wir Ungarn ſo viel von Vampyren zu erzählen wiſſen, haben wir ſie ja doch alle Tage bei und an uns; ſaugen ſie doch täglich das Blut aus unſern Adern, das Mark aus unſern Gebeinen, und der große Gekrönte in der Hofburg und ſein ſcheußlicher Major Domus lachen und ſpotten unſers Jammers!" Das iſt die Sprache, die man gar häufig von den einſichtsvollern Bewohnern des ſchönen, unglücklichen Ungarns hört, über welches ein empörender Despotismus und geiſtliche und weltliche Ariſtokraten, alle Rechte, alle Würde des Menſchen verhöhnend, ihre zerfleiſchenden Geiſſeln ſchwingen. Am ſchlimmſten ſind, wie in allen despotiſchen nicht konſtitutionellen Ländern, die armen Bauern daran. Im Jahr 1791 ward zwar ein ſogenanntes Urbarium errichtet, welches als Norm der Abgaben, Zinſen, Frohndienſte u. ſ. w. gelten ſollte, welche die Landleute ihren Gutsherren zu leiſten hatten; allein die großen und kleinen Edelleute und die begüterten Pfaffen kümmerten ſich nicht um das Urbarium, ſondern verdoppelten willkührlich die Laſten, ſtatt ſie zu mindern. Auf gerichtlichem Wege iſt gegen dergleichen Schändlichkeiten nichts anzufangen, denn gewönne auch, welches unter tauſend Fällen kaum einmal

geſchehen möchte, gewönne auch ein Bauer gegen ſeinen Gutsherrn einen Prozeß, ſo würde er dadurch nur noch unglücklicher und zehnmal größern Mißhandlungen ausgeſetzt werden, als das Unrecht, über welches er Klage führte. Im Jahr 1819 brach auf den Gütern des Grafen Palfy ein Bauernaufſtand wegen der ungeheuern und unerträglichen Bedrückungen aus, die dieſer Magnat ſich erlaubte. Sechstauſend Bauern wollten durch Gewalt erlangen, was ein hochgeborner Schurke ihnen auf die widerrechtlichſte Weiſe verweigerte; allein von Wien ward ſchnell eine beträchtliche Abtheilung von Truppen nach Ungarn geſandt, um den Aufruhr zu unterdrücken. Viele der Theilnehmer wurden nachher auf das Strengſte, und zum Theil mit dem Tode beſtraft, obgleich man ſehr gut einſah und wußte, daß ſie durch die himmelſchreiendſten Ungerechtigkeiten zum Aufſtande gereizt worden waren, indem ſie auf gerichtlichem Wege kein Recht hatten erlangen können. Die Bauern hatten ſelbſt eine Deputation an ihren Kaiſer geſandt, um ihm das Unrecht, welches ihnen geſchah, vorzuſtellen, und ihn um Schutz und Rettung zu bitten; allein dieſe Abgeordneten wurden ſchnöde von Metternich zurückgewieſen und es ward ihnen auf keine Weiſe geſtattet, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Ohne Zweifel war Franz von ſeinem Miniſter ſchon unterrichtet und mit demſelben einverſtanden, denn beide, gleich herzlos und ſchlecht, handeln nach dem ſaubern Grundſatze, daß es beſſer ſey, zehntauſend Bürger und Bauern mit ihren Weibern und Kindern ſterben und verderben zu laſſen, als daß ein Magnat (Standesherr oder Pair), ein Edelmann oder ein Pfaffe auch nur einen Kreuzer verlieren ſollte. Metternich und Franz betrachten eine mächtige, erbliche Ariſtokratie und ein, der unbeſchränkten Herſcherwillkühr treu ergebenes Pfaffenthum als die ſicherſten und zuverläßigſten Krücken des, durch die Stürme der Zeit heftig erſchütterten und kreuzlahm geſchlagenen Despotismus; Bürger und Bauern ſind ihnen nichts weiter, als ſchlechte Erde, als elender Staub, über den man, ohne ihn zu achten, ſtolz mit ſeinen Krücken dahin ſchreiten darf; aber ſie ſollten bedenken, daß wenn dieſe gemeine Erde, dieſer von ihnen

so höhnisch verachtete Staub sie länger nicht tragen will, sondern aus einander weicht, der große kreuzlahme Herr, mit seinen bebänderten Krücken von dem furchtbaren Abgrunde, der sich unter ihm öffnet, unrettbar verschlungen wird.

Als die Ereignisse in Spanien, Neapel und Piemont in den Jahren 1820 bis 1822 den schlauen Metternich etwas ausser Fassung brachten, und selbst in Ungarn überall eine dumpfe Gährung herrschte, rieth er seinem allergnädigsten und allerfolgsamsten Kaiser, der bekanntlich für das Seelenheil seiner geliebten Unterthanen weit eifriger besorgt ist, als für ihr irdisches Wohlsein, durch den Primas von Ungarn ein Nationalkonzilium versammeln zu lassen, um die Ursachen der revolutionären Stimmung der Völker und des immer weiter um sich greifenden Sittenverderbens zu ergründen, und mit geistlicher Weisheit heilsame und kräftige Arzneimittel dagegen vorzuschlagen. Wahrlich, zu diesem Zwecke bedurfte es keines solchen Konziliums! Hätte Herr von Metternich nur die Verwaltungssysteme der Regierungen und besonders sein eigenes ins Auge gefaßt; hätte er beherzigt, welche ungeheure Lasten den armen Völkern überall aufgebürdet werden, und wie dadurch Verarmung, Unzufriedenheit und der lebhafte Wunsch entstehen müssen, selbst durch die gewaltsamsten Mittel einen bessern, weniger entehrenden Zustand herbeizuführen; hätte er ferner bedacht, daß Aberglauben und Dummheit, Unwissenheit und Stumpfsinn, welche er als die sichersten und breitesten Grundlagen der Throne betrachtet, wohl Verbrechen und Laster, aber keine Tugenden erzeugen können; so würde er gefunden haben, daß die Ursachen des Sittenverderbens und der revolutionären Stimmung der Völker blos in der schrankenlosen Willkühr, der Nichtswürdigkeit und Schlechtigkeit der Regierenden, ihrer Minister und anderer Behörden, in dem unerträglichen, jedes menschliche Gefühl empörenden Druck, in den bösen Beispielen der Großen und Gewaltigen, in dem Ehrgeiz, der Geldgier, der Verfinsterungs- und Verfolgungssucht der Pfaffen, und in fast allen Maßregeln zu finden waren, die Herr von Metternich selbst ergriffen und

den Monarchen vorgeſchlagen hatte, um das Heil der Menſchheit und die geſellſchaftliche Ordnung und Ruhe in Europa zu ſichern; daß es alſo ganz in ſeiner Macht ſtand, dieſe Urſachen hinwegzuräumen und einen beſſern, den Bedürfniſſen der Zeit und der Völker angemeſſenen Zuſtand herzuſtellen. Auf dergleichen Betrachtungen wollten aber Se. Durchlaucht ſich nicht einlaſſen, ſondern ein Konzilium von Biſchöfen und Geiſtlichen ſollte über Fragen entſcheiden, die ein einfacher Dorfſchulmeiſter oder Dorfſchultheiß in zehn Minuten beantworten konnte.

Die glorreiche Verſammlung ward zu Preßburg am 8. März 1822 von dem Herrn Fürſten Primas von Ungarn mit den denkwürdigen Worten eröffnet: „Die Freigeiſterei, die fruchtbare Mutter aller ſündlichen Lüſte und Leidenſchaften, aller Entheiligungen, aller Diebſtähle und Räubereien, die Mutter alles Wuchers und der Beſtechlichkeit der Gerichte, die Anſtifterin alles Mordes und aller Empörung, hat öffentlich ihr Haupt erhoben, um alle Ordnung umzuſtürzen, worauf der geiſtliche und der weltliche Staat beruhen, und hat zugleich, um die Throne der Könige deſto heftiger zu erſchüttern, den Heiligen Altären den trotzigſten Krieg angekündet.“

Hier hätte man den Herrn Fürſt Primas fragen ſollen: war die Freigeiſterei oder die Pfafferei die Mutter der Dragonaden, der Bartholomäusnächte, der ſchaudererregenden, mörderiſchen Religionsverfolgungen in Frankreich, in Deutſchland, in England, in ganz Europa? Wurden in Spanien, in Portugall, in Italien die Pfaffen von den Freigeiſtern, oder die Freigeiſter von den Pfaffen, lebendig auf den Scheiterhaufen gebraten? Sind die Pfaffen in Ungarn und Polen von den Freigeiſtern und Ketzern (Diſſidenten) oder ſind die Ketzer und Freigeiſter von den Pfaffen auf Blutgerüſte geſchleppt worden? Waren es Freigeiſter oder waren es Pfaffen und rechtgläubige Pfaffenknechte, welche die Bewohner von Südamerika mit tigermäßiger Grauſamkeit ermordeten, ihrer Schätze beraubten, und in der einen Hand das Schwerdt, in der andern das

Kreuz haltend, ihnen in einer Sprache, die sie nicht verstanden, eine Religion predigten, die sie nothwendig verabscheuen mußten, wenn sie dieselbe nach den Handlungen ihrer Bekenner und Verkündiger beurtheilten. Doch hinweg von diesen und ähnlichen Gräuelthaten aus neuern Zeiten, womit sich die Lehrer und Bekenner des Christenthums schrecklicher, als irgend eine andere Religionsparthei befleckt und gebrandmarkt haben.

Der Herr Fürst Primas grub wahrlich sich selbst eine tiefe Grube, als er den sogenannten Freigeistern oder Philosophen Verbrechen und Missethaten aufbürden wollte, die ihnen durchaus nicht zur Last fallen, und die man überhaupt keiner einzigen Religions- oder Glaubensparthei in so ungeheurem Maße zuschreiben kann, als jener, zu welcher er selbst sich bekannte.

Ferne sey es von mir, hiermit dem ächten Christenthum einen Vorwurf machen zu wollen! Die Lehre Jesu gleicht in ihrer fortlaufenden Geschichte einem Strom, der aus einer sehr reinen, heilbringenden Quelle entspringt; aber so wie er sich nach und nach weiter von seinem Ursprunge entfernt, allmählig sich ausbreitet und fremde Gewässer aufnimmt, immer trüber und dunkler wird, bis er endlich, wie ein großer, Pest und Tod aushauchender Sumpf, still steht und Alles, was seinem Dunstkreise sich nahet, verheert und verwüstet. Nur erst dadurch, daß das Licht der Aufklärung den Schlamm und das faule Gewässer durch Kanäle und Gräben abgeleitet hat, ist dieser Strom etwas heller und reiner geworden; allein es fehlt noch sehr viel, daß er so rein, so heilbringend seyn sollte, wie er seiner ursprünglichen Quelle entsprudelte.

Doch wieder zurück zu dem großen Staatsmann, der von einer Versammlung von Pfaffen vernehmen wollte, was ihm ein Winzer auf dem Johannisberge vielleicht deutlicher und besser hätte sagen können!

Zu dem Brennstoff, der durch weltlichen Druck in Ungarn angehäuft wird, gesellt sich noch ein anderer, den besonders die katholische Geistlichkeit zubereitet und anzuschüren sucht. Ungarn zählt ungefähr zehn Millionen Menschen,

von denen etwa fünf Millionen dem katholischen, beinahe zwei Millionen dem protestantischen, und etwas mehr als zwei Millionen dem griechischen, nicht-unirten Glaubensbekenntnisse huldigen. Josephs II. Toleranzverordnungen, wodurch den Nichtkatholiken vollkommene Freiheit zur Ausübung ihrer Gottesverehrung und zur Unterhaltung von Schulen zugesichert ist, werden an manchen Orten fast gar nicht mehr beachtet, und die katholischen Geistlichen erlauben sich häufig die nichtswürdigsten Hudeleien und Bedrückungen gegen die Nichtkatholiken, wobei sie von manchen bigotten weltlichen Machthabern auf das Eifrigste unterstützt werden. Die Mehrzahl der ungarischen katholischen Geistlichkeit möchte gerne, theils aus Religionseifer, theils aus Selbstsucht und Herrschgier, Alles wieder in einen solchen römisch-katholisch-apostolischen Schafstall, wie Gregor VII. im Sinne hatte, zusammen treiben und einpferchen, und zu diesem Zwecke sind ihr alle gewaltsame und gütliche, alle erlaubte und unerlaubte Mittel gleich willkommen. Dies muß natürlich die Nichtkatholiken im höchsten Grade erbittern; denn was ist dem Menschen wohl heiliger, als seine religiösen Ueberzeugungen und das unveräusserliche Recht, Gott nach seiner Weise und nach seinen Begriffen zu verehren? Allein jede Beschwerde der nichtkatholischen Ungarn über die fanatischen Plackereien der katholischen Geistlichen, Edelleute und Beamten, verhallt an den Stufen des Thrones eines Schwachkopfs und an den tauben Ohren eines Böswichts, der, wie sein ganzer Wandel zeigt, weder Gott noch Teufel glaubt, und deshalb die Nation im finstersten Aberglauben erhalten will, weil er fürchtet, sein läppisches Legitimitäts- und Stabilitätssystem könnte durch irgend einen Christstrahl in Brand gerathen. Schon häufig war diese politisch-religiöse, aller Vernunft, allen Menschenrechten und dem Geiste der Zeit Hohn sprechende Unduldsamkeit, die Ursache und Veranlassung der gräuelvollsten Auftritte, und sie könnte, wenn die Türken noch jetzt wäre, was sie zu Tökeli's und Ragoczy's Zeiten war, leicht für die ganze Monarchie die unglücklichsten Folgen haben.

Die neuesten Auftritte im Jahr 1831, wo die Landleute

und Bauern in dem wirklichen oder vorgeblichen Wahn, daß ihre Magnaten, Geistlichen und Aerzte sie vergiften wollten oder zum Theil schon vergiftet hätten, sich der Einführung aller Sicherheitsanstalten gegen die Cholera gewaltthätig widersetzten, waren die ganz natürlichen Folgen theils der Unwissenheit und Dummheit, worin man, nach Metternichs heilloser Politik, den gemeinen Mann zu erhalten strebt, theils des Mißtrauens und des gerechten Unwillens gegen ihre unwürdige Regierung und deren gleichgesinnte Beamte, so wie gegen die tyrannischen Edelleute und Pfaffen, von denen man sich berechtigt hielt, selbst das Böseste befürchten zu müssen. Unter einer wahrhaft weisen und vernünftigen Regierung, die sich das Vertrauen und die Liebe ihrer Untergebenen zu erwerben weiß, und von welcher man überzeugt seyn darf, daß sie wirklich das Beste derselben zu fördern wünscht, hätten sich dergleichen Scenen nimmermehr zugetragen. Metternich, denn die gekrönte Null mit dem doppelten Gänsekopf, die von jeher nur die Rolle eines Konsonanten oder Mitlauters, niemals die ehrenvollere eines Selbstlauters spielte, kann hier nicht in Betracht kommen; Metternich also sandte Truppen nach Ungarn und ließ die armen, unglücklichen Bauern für Unthaten hinrichten, die einzig und allein die Früchte seines despotischen, so hart auf Ungarn lastenden Verwaltungssystems waren, und für die man ihn selbst von Gottes und Rechtswegen hätte aufknüpfen sollen. Er, als oberster Leiter der österreichischen Staatsmaschine, hatte es schon seit vielen Jahren in seiner Gewalt, durch vernünftige, den physischen und intellektuellen Bedürfnissen der Nation, der Würde und den Rechten des Menschen und dem Geiste der Zeit entsprechende Gesetze und Verordnungen, allen jenen Uebeln zuvor zu kommen und abzuhelfen; aber sein verteufeltes Stabilitäts- und Legitimitätssystem, welches nur mit Stumpfsinn, Dummheit, Aberglauben, Armuth und Knechtschaft der niedern Stände, mit tyrannischer Willkühr der bevorzügten Kasten, welche die Grundsäulen des unbeschränkten, obersten Zwingherrnthrons bilden sollen, bestehen kann, und ohne diese Elemente seines Daseyns fallen

muß, war der Beweggrund, alles neue Gute zu hindern und zu unterdrücken, und alles Alte, so schlecht es auch seyn mochte, auf das Kräftigste zu schützen und aufrecht zu erhalten. Das war und ist das Unglück Ungarns und aller österreichischen Staaten. Allein lange kann und wird dieser Zustand in Ungarn nicht dauern. Das heldenmüthige Beispiel der Polen hat auf die ungarische Nation einen Einfluß gehabt, der gewiß für den Despotismus und Aristokratismus von den verderblichsten Folgen seyn wird. Die Ungarn, ehemals eine Hauptstütze der österreichischen Kaisermacht, werden künftig sich nicht so gutwillig zu Vollstreckern und Schergen der Tyrannei gegen andere, nach Freiheit ringende Völker hingeben, und man wird sogar noch fremder Hülfe bedürfen, ihren eigenen glühenden Freiheitssinn im Zaum zu halten. Die Vorboten hiervon haben sich bereits gezeigt, und es kann leicht geschehen, daß Ungarn sehr bald ein Schauplatz wichtiger und vielleicht für ganz Europa erschütternder Ereignisse seyn wird. Wenn nur dann rechtliche, muthvolle und vernünftige Männer, woran es in Ungarn nicht fehlt, sich an die Spitze stellen, so wird es der Nation nicht schwer werden, das empörende Joch des geistlichen und weltlichen Zwingherrnthums abzuschütteln. Ungarn ist dreimal stärker an Mannszahl, als das unglückliche, russische Polen; es ist nicht so, wie dieses, von drei feindlichen Mächten, die sich zu seiner Unterjochung die Hand bieten können, umringt und eingeklemmt; es hat in seinem Innern eine Menge von Hülfsmitteln zu seiner Befreiung, die den Polen gänzlich fehlten, und überdieß würde es bloß einen Kampf mit einem Gegner zu bestehen haben, der alle seine, ihm zum Theil nicht sehr ergebenen Heere bedarf, um seine übrigen, gleichfalls erbitterten und aufgeregten Völker zu bewachen.

Die Bauern in Böhmen sind zwar nicht, wie in Ungarn, Leibeigene ihrer Herren; sie können sich ohne Einwilligung derselben verheirathen, und dürfen ihre Güter verkaufen und vertauschen; allein sie müssen verhältnißmäßig zweimal mehr Abgaben von jedem Morgen Acker zahlen, als ihre Herren, und ausserdem den letztern und den Geistlichen Zehnten entrichten,

und sechs Tage wöchentlich mit den Ihrigen und ihrem Zugvieh schwere Hand- und Spanndienste leisten, so daß sie häufig gezwungen sind, ihre eigene Saat und Erndte zu versäumen und mit ihren Familien zu darben, während ihre adlichen und geistlichen Despoten in Pracht und Ueppigkeit die Früchte ihres Fleißes verzehren. Daher in vielen Gegenden die große Vernachlässigung des Ackerbaues und die drückende Armuth der niedern Volksklassen! Bis zu Josephs II. Zeiten übte der Adel und die begüterte Geistlichkeit sogar noch das abscheuliche Recht der ersten Nacht, das heißt, die Befugniß, in der Hochzeitnacht die Stelle des Bräutigams bei der Braut zu vertreten. Joseph hob zwar diesen schändlichen Gebrauch auf, allein eine Menge anderer, fast eben so empörender Mißbräuche sind geblieben, und an ihre Abschaffung ist, so lange Metternich das Staatsruder in seinen Klauen hat, gewiß nicht zu denken. Ueberhaupt ist Böhmen unter allen österreichischen Provinzen gewiß am Meisten gedrückt. Die Elbe, der Hauptstrom des Landes, welcher die fruchtbarsten Gegenden durchfließt, bietet das herrlichste Mittel dar, die Landeserzeugnisse zu Schiff nach Hamburg und den andern Nord- und Ostseehäfen abzusetzen, und wirklich hatte man 1815 die Absicht mit den übrigen deutschen Regierungen, deren Länder von der Elbe durchströmt werden wie Sachsen, Preußen, Mecklenburg und Hannover, in dieser Hinsicht einen Vertrag abzuschließen; plötzlich besann sich jedoch Metternich eines Bessern und gab den Vorsatz auf, weil er besorgte, die Einwohner Böhmens und Mährens möchten durch den freien Verkehr mit den Deutschen zu aufgeklärt werden. So muß alles Nützliche unterbleiben, damit das Volk doch ja in Unwissenheit und Aberglauben erhalten werde. Vor zwei hundert Jahren schätzte man die Zahl der Studenten in Prag auf dreitausend, jetzt sind ihrer kaum tausend, und den Professoren ist streng vorgeschrieben, wie und was sie lehren sollen. Im Jahr 1822 war ein Professor Bolzano, ein Mann von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen, als Lehrer der Philosophie in Prag angestellt. Einige Schriften, die er herausgab, zogen ihm jedoch den

Unwillen des Kaisers und seines Großveziers zu; er ward verhaftet und einem geistlichen Gericht überliefert, bei welchem der Erzbischof von Prag den Vorsitz führte. Dieser würdige, allgemein geachtete Geistliche, fand nichts Irreligiöses oder Verbrecherisches in den Schriften des Professors; aber alle seine Verwendungen zu Gunsten desselben waren fruchtlos, denn Franz und Metternich blieben bei ihrer Behauptung, daß Professor Bolzano gefährliche und verderbliche Grundsätze hege.

Selbst Napoleons Despotismus, über den man so viel und laut geklagt hat, ist in der That nichts im Vergleich mit der Tyrannei, die in den österreichischen Staaten herrscht. Die geheime Polizei, welche besonders unter Metternichs Ministerium organisirt worden ist, und sogar ihre Spürhunde in andere Länder absendet, um arglosen Menschen ihre Geheimnisse zu entlocken, hat fast in jedem Hause ihren Spion, der für Geld und andere Belohnungen immer bereit ist, seine nächsten Verwandten zu verrathen. Es ist gewiß, daß der Kaiser Franz von vielen seiner Unterthanen wirklich geliebt wird, denn die Oesterreicher haben eine seltene Anhänglichkeit an ihre Dynastie, die aber zuverläßig ganz ertödtet wird, wenn das gegenwärtige System noch einige Jahre fortdauern sollte. Glaubte man nicht, daß Franz an dem heillosen Druck weit weniger Schuld sey, als sein Minister, so würde jene Anhänglichkeit, womit besonders die Wiener ihm zugethan sind, sich längst in eben so bittern Haß verwandelt haben, wie in den italienischen Provinzen.

Niemand ward von Metternich schlimmer getäuscht, als Napoleon. Als jener 1810 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt ward, gelang es ihm, nach dem Wunsch und Willen seines Gebieters, die Neigung des Kaisers der Franzosen auf die Erzherzogin Marie Luise zu leiten, und auch er war es, der die letztere bewog, Napoleons Antrag anzunehmen. Lächerlich war es also in der That, daß Kaiser Franz im Jahr 1814 in seinen Proklamationen von dem großen Opfer prahlte, das er seinen Völkern durch die Verheirathung seiner Tochter mit Napoleon

gebracht haben wollte. Metternich hatte damals sein Legitimitätssystem noch nicht ausgebrütet, und Fränzchen war gewiß sehr froh, einen so mächtigen Schwiegersohn zu bekommen. Wie konnte folglich von Ostern die Rede seyn, die Franz für das Heil der Menschheit sollte gebracht haben? Als Metternich die Prinzessin nach Paris begleitete, und Napoleon ihm nicht den erwarteten Kupplersold, den er forderte, gab, da erwachte sein Zorn, und er beschloß, sich zu rächen. Napoleons Unglück in Rußland gab ihm hiezu die Mittel an die Hand, denn der schwachsinnige Franz war leicht bewegen, Tochter und Enkel von dem schönsten Thron in Europa stürzen zu helfen. Geldgier und Rachsucht dieses Ministers waren einzig und allein die Ursachen, daß Oesterreich sich dem Bunde gegen Frankreich anschloß, und daß Napoleon seine Krone verlor, denn schwerlich würde das letzte der Fall gewesen seyn, wenn Franz seinem Schwiegersohn treu geblieben wäre.

Der Fürst von Metternich hat zwar seinem Herrn einige Provinzen verschafft, die derselbe theils vorher nicht besessen, theils in seinen unbesonnenen Kriegen mit Frankreich verloren hatte; allein dagegen hat er durch seine heillose Politik Oesterreich in die traurigste Lage versetzt. Die Völker in den italienischen Provinzen sind durch die Macht, womit man alle ihre Rechte und Freiheiten zu unterdrücken und vernichten strebt, auf den Gipfel der Verzweiflung gebracht; dasselbe ist mit Deutschland der Fall, und Jedermann weiß, daß Metternich der Haupturheber dieser Gewaltthaten ist, der ganze Haß wendet sich folglich gegen Oesterreich. Die ständischen Verfassungen werden auf die schändlichste Weise für nichtig erklärt, die heiligsten Verheissungen werden unter den eitelsten Vorwänden zurückgenommen, und Deutschland und Italien sehen mit Schrecken den Abgrund des Verderbens, der sie zu verschlingen drohet, und den Niemand anders als Franz und Metternich vor ihnen geöffnet haben. Auch Oesterreichs Lage in Hinsicht auf Rußland wird mit jedem Tage gefahrvoller. Durch die Vereinigung Polens mit Rußland, dem es jetzt völlig einverleibt ist, und durch die Abhängigkeit,

in welcher sich die Moldau, die Wallachei und Servien von dem russischen Reiche befinden, hat dieses das Uebergewicht in Europa gewonnen. Bloß Frankreich und England sind die Mächte, von denen Hülfe und Beistand für Italien und Deutschland zu hoffen ist; allein das Erstere ist in seinem Innern nicht beruhigt, und England steht als theilnahmloser Zuschauer da, blos mit dem Gedanken beschäftigt, wie es seinen Handel und seine Seemacht erhalten will. Unter Napoleons Gewaltherrschaft, und selbst in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, befand sich Europa, und besonders Deutschland, in keiner so schrecklichen Lage, wie im gegenwärtigen Augenblick. Alle Nationen unsers Welttheils werden von einem barbarischen Despotismus bedroht, oder schmachten bereits in den Ketten der Knechtschaft, und nur von einer allgemeinen Umwälzung aller jetzt bestehenden Verhältnisse in Deutschland ist Rettung zu erwarten. Dieser jammervolle Zustand ist besonders Metternichs Werk. Seine sey es, zu einer solchen Umwälzung aufreizen zu wollen! Frankreich hat sie gehabt und viele Leiden dafür erduldet. In Deutschland, wo alle Interessen noch weit verschlungener sind, als sie 1789 in Frankreich waren, möchte man schwerlich in drei Juliustagen eine bessere Ordnung der Dinge bewirken. Aber um so mehr wäre es jetzt Zeit, daß unsere Fürsten und ihre Rathgeber bedächten, was zu ihrem und ihrer Völker Frieden dient; denn, daß es so nicht bleiben kann, nicht bleiben wird, läßt sich voraussehen.

Daß Rußland, welches immer weiter gegen Süden vorzudringen strebt, die österreichische Monarchie sehr leicht zertrümmern könne, ist nicht zu bezweifeln. Die Monarchen von Rußland und Preußen sind durch die Bande des Bluts verwandt; die Völker in den österreichischen Provinzen sind größtentheils gegen ihre Regierungen auf das Aeusserste erbittert, und ihnen wird jede Veränderung willkommen seyn, weil sie bei jeder endlich gewinnen, und bei keiner verlieren können. Mehrere Millionen Ungarn bekennen sich zur griechischen Kirche, und werden schon aus diesem Grunde sich vielleicht gerne dem russischen Despoten in die Arme

werfen, um nicht länger von den Plackereien der bigotten, katholischen Beamten, Edelleute und Geistlichen dulden zu müssen. Von den übrigen Fürsten Deutschlands könnte Oesterreich in solchem Falle keine Hülfe fordern, und von den italienischen eben so wenig, denn theils sind sie zu schwach, theils auch auf ihren eigenen Thronen nicht sicher.

Welch' eine Verblendung, daß man unter diesen Umständen alle Mittel verschmäht, wodurch die Völker, die unter dem österreichischen Scepter wohnen, mit ihrer Regierung versöhnt werden könnten! Man glaubt sie durch Entsittlichung und Verdummung leichter in den Fesseln der Knechtschaft zu erhalten und besser beherrschen zu können; aber wahrlich man irrt! Das Wort Freiheit hat eine zu magische Zauberkraft, und ist seit einer zu bedeutenden Reihe von Jahren den Völkern zu geläufig geworden, als daß sie den Druck einer despotischen Willkühr länger ertragen könnten.

Nicht an Geist und Talenten, sondern bloß an dem guten Willen, sie zum Heil der Menschheit zu verwenden, fehlt es dem Fürsten Metternich, der auch die, einem Minister nöthige, aber häufig gemißbrauchte Kunst versteht, durch ein angenehmes Betragen für sich zu gewinnen, wobei ihm ein schönes Aeusseres in hohem Grade zu Statten kömmt. Hiedurch und durch die Gefälligkeit, womit er sich von seinen Herren zu allen möglichen Liebes- und andern Diensten gebrauchen ließ, wußte er besonders den Kaiser Alexander zu bethören. Er nimmt an allen Thorheiten und Ausschweifungen Anderer, die gleichen, oder gar höhern Ranges sind als er, Theil, aber immer nur, um für sich Vortheile zu erlangen. Damit Alexander, der auf dem Wiener Kongreß der nächtlichen Trinkgelage endlich überdrüssig war, bei denen man sich die Länder und Seelen theilte, nicht abreisen möchte, besorgte Metternich andere Zeitvertreibe, die dem Geschmack des nordischen Selbstherrschers besser entsprachen. Die Bälle und kostbaren Diners wurden eingestellt und von dem dienstfertigen Minister durch kleine Abendgesellschaften ersetzt, bei denen eine schöne Fürstin von S*** den Vorsitz führte. Die Familie der jungen

Dame wollte jedoch die sanbere Wirthschaft in ihrer Nähe nicht länger dulden, und die Fürstin mußte sich deshalb nach einer andern Stadt begeben, wohin ihr kaiserlicher Verehrer ihr folgte. Metternich wußte unterdessen die Abwesenheit des Czars auf das Beßte für sich und seinen Kaiser zu benutzen, und bediente sich späterhin der Fürstin wieder, als Reizmittel, um den frommen Alexander zu den langweiligen Kongressen von Troppau und Laibach, wo so viel Schönes zum Heil der Menschheit vollbracht ward, zu locken.

Gegen Metternichs Verwaltung hat sich seit mehreren Jahren in Ungarn, besonders unter dem Adel, eine sehr mächtige Opposition gebildet, welche auf eine wirklich drohende Weise die Aufrechthaltung ihrer verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten foderte. *) Es gelang ihr wirklich die Konstitution, die bereits seit geraumer Zeit ausser Gebrauch war, wieder herzustellen, und als dies geschah, versuchten auch die böhmischen Edelleute nach und nach sich zu vereinigen und das Volk durch alle möglichen Mittel aufzuregen, zu welchem Zweck sie Akademien, Museen und Schulen stifteten. Der Kaiser und sein Minister kannten die Absicht dieser sehr ausgezeichneten und Gefahr drohenden Opposition und suchten ihr entgegen zu arbeiten. Der Erzherzog Karl, Franzens Sohn, der mit Ausnahme seiner angenehmern Sitten, vollkommen seinem Vater gleicht, ward daher als Vizekönig nach Böhmen gesandt, um die Zuneigung des Volks zu gewinnen und es zu bewachen. Um noch besser zu wirken, unterhält Metternich in Wien eine Schule, die zur Erziehung oder richtiger zur Entsittlichung der adlichen Jugend bestimmt ist. Was aus dieser Seelenverkrüppelungsanstalt hervorgeht, wird nachher in die Hauptstädte der Provinzen vertheilt, um die moralische Aqua Toffana überall zu verbreiten, und ausserdem werden

*) Bemerkenswerth ist, daß sich in den Pactis conventis, oder der ungarischen Verfassungsurkunde eine Klausel befindet, wodurch der Nation das Recht zugesichert ist, den König zu entthronen, wenn er seine Pflichten nicht gehörig erfüllt. Ein solches Gesetz kann natürlich dem Kaiser Franz und dem Fürsten Metternich nicht gefallen.

in jedem Hauptorte eine oder mehrere Familien vom erſten Range angeſtellt, die ihm als Spione dienen und die Beſtrebungen der Gegenparthei hindern müſſen. Alle dieſe Menſchen werden zu Ausſchweifungen jeglicher Art gewöhnt, um ihre Aufmerkſamkeit von öffentlichen Angelegenheiten und ernſtern Beſchäftigungen abzuleiten.

Auf ſo verruchte Weiſe ſorgt Metternich für das Beſte des öſterreichiſchen Volks und für die Befeſtigung des monarchiſchen Prinzips! Ueberall ſoll die unbeſchränkteſte Willkührherrſchaft eingeführt werden, und kein Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks iſt ihm zu unwürdig, zu widerrechtlich und zu ſchlecht.

Wer kann es unter ſolchen Verhältniſſen den Nationen verdenken, wenn ſie, von gerechtem Zorn entbrannt, ihre Feſſeln zerbrechen? Muß nicht Jeder, der nicht allem Sinn für Menſchenwürde entſagt, nicht alles Gefühl für Recht und Tugend verloren hat, durch ein Verfahren jener Art auf das Aeuſſerſte empört werden, und ſelbſt gewaltſame Revolutionen wünſchen?

Alle Gründe, womit Fürſten und Diplomaten das mitternächtliche Schreckensſyſtem beſchönigen wollen, ſind eben ſo unvernünftig als unhaltbar. Die Menſchheit iſt, gleich dem einzelnen Menſchen nicht, wie Metternich will, zum Stillſtehen, ſondern zum Fortſchreiten und zu höherer Entwickelung und Ausbildung beſtimmt. Nicht in der Stabilität, ſondern in der Bewegung äuſſert ſich das Leben. Mögen die Könige und ihre Miniſter auch alle Länder mit Mauth- und Gendarmenlinien umgürten; mögen ſie den Lauf aller ſchiffbaren Ströme hemmen, alle Straßen und Wege vergittern und verſchließen und jedes laute Wort mit Kanonen- und Musketendonner übertäuben; ſo werden ſie dennoch nie ihre Abſicht erreichen, ein ewiges Fortbeſtehen der augenblicklichen Regierungen zu begründen, ſondern nur den Sturz derſelben beſchleunigen. Sie ſind in der Wahl ihrer Maßregeln immer unglücklich und müſſen es bei all' ihrer hochgeprieſenen Weisheit ſeyn, da ſie durchaus das Unmögliche möglich machen wollen. Die uns bekannte Geſchichte der vergangenen Jahrtauſende könnte ſie

leicht von ihrem Irrthum überzeugen; aber sie wollen auf ihre Lehren nicht merken, weil sie mit ihren vermeintlichen Interessen, oder richtiger, mit ihren Thorheiten und Leidenschaften im Widerspruche stehen. Betrachtet man die ungeheure Laufbahn, welche die Völker seit wenigen Jahrtausenden in geistiger und sittlicher Rücksicht zurückgelegt, und die großen Veränderungen und Umgestaltungen, welche sie erfahren haben; betrachtet man ferner die mächtigen Reiche, welche oft, gleich Pilzen, in einer Nacht entstanden und in eben so kurzer Zeit zertrümmert und vergangen sind; so muß man einsehen, daß Herrn von Metternichs Stabilitätslehre, nach welcher die Häuser Habsburg, Hohenzollern und Holstein ewig den größten Theil unsers Welttheils mit ihren eisernen Sceptern beherrschen sollen, ein elendes Hirngespinnst ist, dessen Urheber eher einen Platz in einem Irrenhause, als eine Stelle in dem Kabinett einer großen Monarchie verdient hätte. Das beste Mittel den regierenden Dynastien ihre Throne zu sichern, besteht unstreitig in gleichzeitigem Fortschreiten mit den Völkern; wollen sie hinter diesen stehen bleiben, und sie gewaltsam zu sich zurückziehen, so werden sie, da die größere Macht doch am Ende auf Seiten der Nationen ist, gewaltsam fortgerissen und zerschmettert werden.

Als im November 1819 Deutschlands Fürsten und deren Gesandte zum zweitenmal in Wien versammelt waren, um das demokratische Unkraut unter dem monarchischen Waizen auszurotten, machte Metternich durch seine Spione die höchst wichtige Entdeckung, daß fünf oder sechs Schweizer *), die in einigen angesehenen Häusern Hofmeister waren, sich revolutionärer Aeusserungen schuldig gemacht hatten. Sogleich wurden die jungen Männer verhaftet, ihre Papiere, aus denen sich aber nichts Nachtheiliges gegen sie ergab, wurden versiegelt, und hierauf schickte man sie, nachdem sie zuvor eidlich angelobt hatten, wegen der erlittenen

*) Einer von diesen jungen Männern hieß von der Weid, und war aus dem Kanton Freiburg, ein anderer hieß Baumgärtner, aus dem Kanton St. Gallen gebürtig: die Namen der übrigen sind mir vergessen.

Mißhandlungen sich an dem deutschen Bunde nicht zu rächen, unter Begleitung von Landjägern über die Gränze. Und was waren es für revolutionäre Aeusserungen, weshalb man diese Leute mißhandelte? Sie hatten, wie Mehrere von ihnen mich wiederholt und einstimmig versicherten, bloß die Verfassungen einiger Schweizerkantone gerühmt, und von den Großthaten ihrer heldenmüthigen Vorfahren Wilhelm Tell, Arnold von Winkelried u. s. w. gesprochen; dies war dem Fürsten Metternich hinterbracht, und er setzte den Kongreß darüber so sehr in Angst und Schrecken, daß man alle Menschen- und Völkerrechte vergessend, die wenigen, einflußlosen, nichts Böses im Schilde führenden Schweizer für immer aus den deutschen Staaten verbannte.

Die Thaten der schweizerischen Freiheitshelden und die Verfassungen der eidgenössischen Kantone sind übrigens in ganz Deutschland aus mehr als tausend vielgelesenen Schriften bekannt; welche Gefahr konnte es also den deutschen Bundesstaaten bringen, wenn Schweizer davon sprachen? Aber man wollte ein warnendes Beispiel aufstellen, und daher wählte man jene unglücklichen Leute zu Opfern, um die deutschen Völkerschaften in Angst und Schrecken zu setzen! Wahrlich eine sehr weise Maaßregel einer Fürsten- und Ministerversammlung, die dem alten Abdera zur Ehre gereichen würde! Man weiß in der That nicht, ob man über Handlungen der Art, deren sich die deutschen Regierungen nur allzu oft schuldig machen, mehr erröthen oder zürnen soll!

Metternichs Politik dreht sich immer um die fixen Ideen von der Legitimität und Stabilität, die er gerne nicht allein in Oesterreich, sondern in allen Ländern der Welt begründen, und allen andern Diplomaten als Norm ihres politischen Betragens aufdringen möchte. Fast alle Kongreßakten sind voll von diesen Chimären, am Zusammenhängendsten hat er sie aber in einem Schreiben an den badenschen Minister von Berstett entwickelt, woraus ich hier einige Stellen anführen will.

„Vor der Gefahr des Umsturzes der gesellschaftlichen Ordnung schreibt Metternich, die noch im gegenwärtigen Augenblicke tödtlich

sey? konnte, beschützte uns die Weisheit des Systems, welches die großen Höfe annehmen."

Der Meister lobt sein eigenes Werk; denn jenes System gieng aus seinem eigenen Gehirn hervor, und wie weise es ist, fühlen die Völker, deren Regierungen es befolgen. Deutschland und Italien sind dadurch in einen heillosen Zustand gestürzt, der eine völlige Auflösung aller bestehenden Verfassungen mit Gewißheit befürchten läßt; Portugal und Spanien sind in das schändlichste Sklavenjoch geschmiedet; Griechenland wurde dem Metternich'schen System zu Ehren von barbarischen Mörder- und Räuberhorden verwüstet, und Polen wird noch jetzt von dem gräßlichsten Ungeheuer der Erde zerfleischt. Das ist die schöne gesellschaftliche Ordnung, die wir der Weisheit des Metternichschen Systems verdanken!

„Welchen Gang, fähret er fort, welchen Gang soll also eine erleuchtete Regierung unter diesen Verhältnissen befolgen? Bei der Aufstellung dieser Frage setzt man wahrscheinlich die Möglichkeit einer Rettung voraus, und zu einer solchen Hoffnung glauben wir uns vollkommen berechtigt. Untersuchen wir die Mittel zur Erreichung eines so erhabenen Zwecks, so sehen wir uns zu demselben Punkte zurückgeführt, von welchem wir ausgegangen sind."

Daß auf dem gegenwärtigen Wege kein Glück für die meisten Länder Europa's zu erlangen ist, haben die Begebenheiten deutlich gezeigt. Hätten die Fürsten gehalten und auch Andere halten lassen, was sie in den Tagen der Noth so heilig gelobten; hätten sie ihre Eide nicht treulos gebrochen, und hiedurch nicht gleichfalls die Völker von ihren Verpflichtungen entbunden; hätten sie die alten Institutionen, welche durch Herrschervillkühr und Anmaßung bevorzugter Kasten eingeführt worden und allen Rechten der Menschen Hohn sprechen, bei Seite geschafft, und gemeinschaftlich mit den Völkern neue, den Zeitverhältnissen gemässe Verfassungen ins Leben gerufen; hätten sie nicht die Auflagen und Abgaben, welche auf allen Erwerbzweigen lasteten, fast überall bis zum Unerträglichen gesteigert; so hätten sie wahrlich nie Ursache gehabt, über einen bösen Zeitgeist und über revolutionäre Stimmung der Völker zu winseln.

„Zur allmähligen und vollständigen Ausbeſſerung eines Gebäudes, welches den Einſturz drohet, fährt Metternich fort, wird vor Allem eine ſichere Grundlage erfordert. Um eine glücklichere Zukunft zu erlangen, muß man ſich der Gegenwart verſichern. Die Aufrechthaltung des Beſtehenden muß folglich unſere erſte und wichtigſte Sorge ſeyn. Hierunter verſtehen wir nicht allein die alte Ordnung der Dinge, die in einigen Ländern geſchont war, ſondern auch alle neuern geſetzlich geſchaffenen Einrichtungen.

„Wie ſchwierig es iſt, dieſe mit Beharrlichkeit und Ausdauer aufrecht zu erhalten, ergiebt ſich aus der Erbitterung, welche ſich gegen die neuern Einrichtungen vielleicht mit noch gröſſerer Heftigkeit äuſſert, als gegen die alten. In den jetzigen Zeiten iſt der Uebergang vom Alten zum Neuen mit eben ſo großer Gefahr verbunden, als die Rückkehr vom Neuern zu dem, was vergangen iſt. Beides kann den Ausbruch von Unruhen verurſachen, und um dieſen Preis iſt es höchſt nöthig, ſie zu vermeiden."

Der Fürſt von Metternich will nicht durchaus alle neuen Einrichtungen abſchaffen; denn es giebt gar viele, die dem unbeſchränkten Deſpotismus und der Miniſterwillkühr ungemein vortheilhaft ſind, zum Beiſpiel, die drückenden Steuern, die Mauth- und Zollſyſteme, die ſtehenden Heere und die Militärkonſcriptionen, die Landwehrmänner und Landſtürmer, die aber gelegentlich leicht ihre Waffen gegen diejenigen kehren können, welche ſie ihnen in die Hände gaben.

„Es iſt die erſte Pflicht einer Regierung, welche dem Unglück des Jahrhunderts Widerſtand leiſten will, auf keine Weiſe von der beſtehenden Ordnung, möge ihr Urſprung auch ſeyn, welcher er wolle, abzuweichen, und nur mit völliger Freiheit und reiflich überdachtem Entſchluß Veränderungen vorzunehmen, die durchaus unentbehrlich ſind.

Der Staat, welcher ſich unter der Leitung eines Miniſters befindet, der weiter nichts verſteht, als die alten ſchlechten Einrichtungen beizubehalten, die ſein Vorgänger ihm überlieferte, iſt in Wahrheit zu beklagen. Herr von Metternich iſt kein Freund von neuen Bauten, ſondern er will nur ſolche Flickereien an ſeinem Staatsgebäude vornehmen und geſtatten, die durchaus unentbehrlich ſind, wenn nicht der Sturm von auſſen durch alle Ritzen und Löcher hineinpfeifen ſoll. Wie aber, wenn der Sturm ſo heftig tobte — und der öſterreichiſchen Monarchie ſcheint ein ſolcher Orkan ſehr nahe bevor zu ſtehen, — daß er trotz alles Flickwerks den alten Rumpelkaſten umſtürzte und den Hausherrn, ſammt

seinem Groß'nechte unter den Trümmern begrübe, dann würde es doch wohl besser gewesen seyn, wenn man früher ein neues, den Bedürfnissen der Zeit und der Bewohner entsprechendes Wohngebäude aufgeführt hätte, zumal da das Flicken mit eben so vielen Kosten und mit weit größern Unannehmlichkeiten verbunden ist, als ein neuer Bau?

„Ein Entschluß der Art (nemlich, keine andere Veränderungen vorzunehmen, als solche, die durchaus unentbehrlich sind) er möge auch noch so natürlich und gerecht seyn, wird freilich schwere Kämpfe verursachen: aber der Vortheil auf eine bekannte und anerkannte Grundlage gestellt zu seyn, ist einleuchtend, indem man von diesem Stützpunkte aus, die unsichern Bewegungen des Feindes nach allen Richtungen hin leicht aufhalten und vereiteln kann. — Jede, auf eine gesetzliche Weise eingeführte Ordnung, trägt das Prinzip eines bessern Systems in sich, woferne sie nicht das Werk der Willkühr oder einer wahnsinnigen Verblendung ist, wie ungefähr die Konstitution der Cortes von 1812."

Wer die Konstitutionsurkunde der Cortes mit den Umständen vergleicht, unter denen sie entworfen und abgefaßt wurde, der wird sich überzeugen, daß sie kein Werk des Wahnsinns und der Verblendung war, und daß nur Verblendung und Wahnsinn oder böser Wille und despotische Herrschgier sie dafür erklären können. Gewiß würden Ungarn, Böhmen, Tyrol und die Lombardei höchlich erfreuet seyn, wenn sie das Tyrannenjoch, unter welchem sie schmachten, gegen die Konstitution der Cortes vertauschen könnten.

„Eine Charte ist noch keine Verfassung; diese bildet sich erst im Laufe der Zeit, und es hängt immer von den Einsichten und dem Willen der Regierungen ab, der Entwickelung der konstitutionellen Regierungsweise die Richtung zu geben, um das Gute von dem Bösen zu trennen, die öffentliche Gewalt zu befestigen, und die Ruhe und das Glück der Masse der Nation gegen jeden feindlichen Anfall zu schirmen."

Herr von Metternich ertheilt seinem Jünger herrliche Lehren! Wenn die Regierung die Befugniß haben soll, die Verfassung nach ihrem Willen zu modeln und umzubilden, das, was ihren Wünschen nicht entspricht, als etwas Böses einseitig und ohne Zuziehung des Volks und seiner Vertreter zu verwerfen und das Uebrige zu behalten;

und wenn die Minister und Regierungsbeamten trotz ihren, auf die Verfassung abgelegten Eiden ein solches Verfahren sich erlauben dürfen; dann hilft keine Konstitutionsurkunde: dann gelten keine Eide weiter, und dann muß die Nation gleichfalls das Recht haben, sich von ihren Verpflichtungen eben so gut loszusagen, wie dies faktisch von Seiten der Regierenden geschieht. Jede Konstitution, sie mag gegeben oder durch eine Vereinbarung zu Stande gekommen seyn, enthält einen Vertrag zwischen Regenten und Volk und der Erstere kann, wofern er nicht ehrlos und unredlich handeln will, weder eine gegebene, noch eine mit dem Volke vereinbarte Verfassung theilweise oder im Ganzen einseitig widerrufen und aufheben.

„Jeder Regierung, die sich nicht selbst zu Grunde richten will, und Gefühl für ihre Würde und ihre Pflicht hat, bieten sich jetzt zwei wichtige Rettungsmittel dar. Das erste beruht nemlich in der trostlichen Ueberzeugung, daß unter den Monarchen Europa's durchaus kein Mißverständniß herrscht, und daß man auch bei den unveränderlichen Grundsätzen derselben keines voraussehen kann."

Herr von Metternich sah 1815 gar Manches nicht voraus, was nachher geschehen ist. Die Ereignisse in Frankreich, in Belgien, in Deutschland, in Polen, in Italien, hat er zuverlässig 1820 nicht geahnet, und er selbst hat doch zu manchen derselben den Hauptkeim gelegt und legen helfen! Auf so falsche Berechnungen leitet das elende Stabilitätssystem, wornach Fürsten und Minister das Schicksal der Menschheit auf ewige Zeiten bestimmen wollen. Es soll darnach immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond, und das ist doch eine Unmöglichkeit.

„Die Befestigung des deutschen Bundes gewährt jetzt allen dazu gehörigen Staaten eine wirkliche Bürgschaft und das ist unter den gegenwärtigen Umständen ein äußerst schätzbarer Gewinn, den man nur dann mit Gewißheit erlangen kann, wenn man auf dem betretenen Pfade fortschreitet. Die Regeln, welche die deutschen Regierungen jetzt zu befolgen haben, lassen sich mit wenigen Worten angeben:

„1) Vertrauen auf die Dauer des in Europa bestehenden Friedens und auf die Uebereinstimmung der Grundsätze, von denen die Großmächte geleitet werden;

„2) Gewissenhafte Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Verwaltungssystem;

„3) Beharrlichkeit in der Aufrechthaltung der legitimen Grundlagen der bestehenden Verfassungen und fester Vorsatz, sie mit Kraft und Behutsamkeit gegen jeden einzelnen Angriff zu beschützen und zu vertheidigen.“

Die schändlichen, empörenden Bundestaatsbeschlüsse, wodurch am 20sten September 1819 nicht allein die Verfassungen einzelner deutscher Bundesstaaten, sondern die allgemeine deutsche Bundesurkunde selbst in ihren Hauptpunkten auf das Frevelhafteste verletzt ward, und die lange Reihe von spätern Gewaltstreichen, wodurch in allen Ländern Deutschlands, auch der letzte Schatten von Freiheit geächtet und verbannt und alle feierlich gegebenen Konstitutionen gänzlich vernichtet sind, müssen also keine Anfälle auf die bestehenden Verfassungen seyn, die Herr von Metternich mit Kraft und Behutsamkeit gegen jeden einzelnen Angriff beschützen wollte; denn er selbst sendet ja österreichische Kriegsheere, um in allen verfassungsmäßigen Staaten Deutschlands eine völlig unbeschränkte Herrschergewalt einzuführen! Aber nein, er hat Recht; er hat sich den Rücken gedeckt; bloß die legitimen Grundlagen, welche nach seinen Begriffen blos diejenigen Bestimmungen der einzelnen Konstitutionen enthalten, welche von den Rechten der Fürsten und Aristokraten und von den Pflichten der Völker reden, die sind es, welche er mit den Worten legitime Grundlagen bezeichnet, die müssen vertheidiget werden; alles Uebrige hingegen, was in den Verfassungsurkunden zum Besten der Bürger und Bauern verheissen und feierlich beschworen worden ist illegitim und muß vernichtet und vertilgt werden. So ist denn die große Masse der Nation, wenn man anders die Deutschen eine Nation nennen darf, durch ein leeres Wortspiel geäfft und um alle so heilig zugesicherten Rechte und Freiheiten betrogen worden, denn was von jenen Verfassungen etwa noch übrig bleibt, wird in nichts Weiterm bestehen, als etwa in solchen Anordnungen, die etwa die Thronfolge und die Erbverträge der Herren von Gottes Gnaden, so wie die Vorrechte einiger Standes- und anderer Herren vom hohen Adel enthalten. Den Völkern bleibt, außer der Knute ihrer Treiber, nichts

als ein rechtloser Zustand und das bittere Gefühl schändlich vereitelter Hoffnungen!

Der vierte Gegenstand, den Metternich in seinem Briefe an den badenschen Minister den deutschen Regenten empfiehlt, ist:

„4. Verbesserung der wesentlichsten Mängel der Verfassungen, die von den Regierungen auszuführen und durch genugende Beweggründe zu unterstützen ist, und endlich

„5) wenn die eigenen Mittel nicht zureichen, die Zuflucht zu dem Beistande des deutschen Bundes; ein Beistand worauf jedes Mitglied das heiligste Recht hat, und der nach den jetzigen Bestimmungen weniger, als jemals verweigert werden kann."

Diese beiden letzten politischen Lebensregeln werden, wenn sie, wie es scheint, wirklich zur Ausführung kommen, allem konstitutionellen Leben und Wirken und allen volksthümlichen Freiheiten in Deutschland den Todesstoß geben, denn, wenn die Regierungen das Recht haben, die Verfassungen nach ihrem Sinn zu verbessern, dann wird weder von ständischen Berathungen, noch von gesetzgebender Gewalt der Landstände, weder von Preßfreiheit, noch von Handelsfreiheit weiter die Rede seyn; die Regierungen werden den Regierten bloß vorschreiben, wie viele Steuern und Abgaben sie zahlen sollen, und unsere Ständeversammlungen werden zu eben so elenden Possenspielen herabsinken, wie die Reichstage in Böhmen, wo die Prälaten, Herren und Ritter in tiefster Ehrfurcht und schweigend anhören, was ihr Kaiser und König oder dessen Stellvertreter ihnen durch einen Sekretär vorlesen läßt, ohne daß jemals Einer von ihnen es wagen sollte, seine Stimme dawider zu erheben.

Der Brief des Fürsten Metternich beweist, wie eifrig er schon vor dreizehn Jahren darauf bedacht war, alle konstitutionellen Staaten Deutschlands wieder unter das schmähliche Joch der Knechtschaft zu beugen und wie schon damals der deutsche Bundestag, welcher die Verfassungen und Rechte der deutschen Völkerschaften beschützen sollte, den Fürsten und Ministern als das Werkzeug angedeutet wurde, durch dessen Hülfe sie dieselben vernichten könnten, im Fall, daß ihre eigene Macht nicht zureichen sollte.

Jetzt sind alle Anstalten getroffen, diese herrlichen Plane zu verwirklichen. Es ist aber zu fürchten, daß die konstitutionellen Fürsten, die aus thörichter Sucht, unumschränkte Selbstherrscher zu werden, immer so sklavisch die Parthei des Absolutismus gegen die Rechte und Freiheiten der Völker ergriffen, bei dieser Gelegenheit dasselbe Schicksal haben werden, welches 1805 mittelst der Mediatisation, die damals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, jetzigen Standesherren traf. Denn warum sollte ein König von Baiern, ein König von Würtemberg oder ein Großherzog von Baden, nicht in einer Monarchie, wie Oesterreich oder Rußland, dieselbe Rolle spielen können, welche die Fürsten von Fürstenberg, von Leiningen, von Hohenlohe jetzt in den Baierschen, Würtembergischen und Badenschen Landen spielen müssen? Diese Gefahr wäre im gegenwärtigen Augenblick für die Fürsten der mindermächtigen konstitutionellen Staaten nicht zu besorgen, wenn sie sich nicht aus Schlechtigkeit, aus Feigheit und aus schändlicher Gier nach unbeschränkter Herrschergewalt so fest an die absoluten Großmächte angeschlossen und nicht bei allen Gelegenheiten darnach gestrebt hätten, die Rechte ihrer Völker zu beeinträchtigen und zu schmälern. Wäre dieß nicht geschehen, so würden jetzt die konstitutionellen Völker Deutschlands, wenn gleich nicht stark an Mannszahl, doch stark an moralischer Kraft, ihre Regenten wie Wälle und Mauern umringen, und nimmermehr würde es der Macht der großen Selbstherrscher oder der List eines Metternich und ähnlichen Buben gelingen, diese Mauern und Wälle zu durchbrechen.

Unter allen Diplomaten der jetzigen Zeit ist Metternich unstreitig der abgesagteste Feind jeder volksthümlichen Freiheit, denn selbst ihre äussern Formen sind diesem Despotenknecht verhaßt. Es geht ihm wie den Eunuchen im Harem des Großherrn, die alle Weiber hassen, weil sie unfähig sind, die Wonnen der Liebe zu kosten. Don Miguel würde vielleicht nicht in Portugal die, seinem Bruder und der Nation geschwornen Eide so treulos gebrochen und nie so viele Gräuel begangen haben, wäre er nicht zu Wien in Metternichs Schule gewesen, denn dort hatte er sich in

dem System der monarchischen Unbeschränktheit auf das Möglichste vervollkommnet. Metternich wünschte voll Ehrgeiz und Selbstsucht ganz Europa nach seinem Willen zu lenken, und daher kam ihm der herrschgierige Infant, der sich ganz der Leitung des schlauen, gewandten Ministers hingab, äusserst gelegen. Der letztere wußte sehr gut, daß Don Miguel's Mutter, die alte Königin Carlotta, einen guten Mammon für sich gesammelt hatte, und daß sie nicht undankbar gegen ihn seyn würde, wenn ihr Liebling, Don Miguel, durch seine Mitwirkung den Thron bestiege. Ausserdem wünschte Metternich die Carta de Ley, oder Verfassungsurkunde, welche Don Pedro den Portugiesen bewilligt hatte, zu verbannen, denn obgleich dieselbe bei weitem nicht so freisinnig war, als die Konstitution der Cortes, so war sie doch dem österreichischen Minister verhaßt, der blos im Schatten des Absolutismus sich glücklich fühlt. Don Miguel erließ daher, von seinen bösen Rathgebern in Wien geleitet, von dort aus eine Proklamation, die mit der größten Schnelligkeit von den Anhängern des Despotismus und Pfaffenthums in ganz Portugal verbreitet ward. In diesem teuflischen Machwerk, dessen Styl schon die Quelle anzeigte, aus welcher es entsprungen war, forderte der Infant die Portugiesen auf, sich mit ihm zu vereinigen, um Ungerechtigkeit und Gesetzlosigkeit zu verbannen. Zugleich ermahnte er sie, keine andere Gottesverehrungen als die römisch-katholische zu dulden, und versicherte sie, daß die großen Mächte die Sache der römisch-katholischen Kirche vertheidigen würden. „Auf, auf, Portugiesen!“ heißt es am Schluß; „laßt uns den portugiesischen Namen verherrlichen! Laßt uns die Sitten unserer Vorfahren befolgen und dadurch das wahre Glück der Nation befestigen. Sie sollen aus unserm Lande entfliehen, die Rebellen der benachbarten Völker. Sie sollen sterben und mit ihnen die Konstitution!“

Auf diesen, von Wien aus nach Portugal geschleuderten Brandbrief, an dessen Phrasen man vollkommen die hohe Schule erkennt, in welcher Don Miguel seine Regierungsgrundsätze ausgebildet hatte, verfehlte nicht seinen Zweck.

Das gemeine, in tiefen Aberglauben, in Rohheit, Unsittlichkeit und Armuth versunkene Volk, ward zum wüthendsten Fanatismus entflammt, wozu sich noch die Rachgier gegen die Engländer gesellte, die als Bedrücker und Ketzer in gleichem Grade verhaßt waren. Das Panier des Aufruhrs, des Raubes, des Mordes und der Verwirrung, welches von Don Miguel und seinen österreichischen Rathgebern in Portugal aufgepflanzt war, wehte bald überall, da es dem Pöbel, der nichts zu verlieren hatte, die Aussicht auf Plünderung und Beute darbot, und sowohl in den Provinzen als in der Hauptstadt tönte das wilde Geschrei: „Hoch lebe der unumschränkte König Don Miguel! Tod den Konstitutionellen! Tod den Engländern! Tod Allen, welche die Verfassungsurkunde beschworen haben!“

Es ist wahr, nicht bloß den portugiesischen Pfaffen und Anhängern des unbeschränkten Königthums, sondern auch allen Beschützern und Freunden des letztern, sowohl am Ebro und an der Seine, als an der Newa, der Donau und der Spree, lag es am Herzen, Don Pedros Konstitution in Portugal zu stürzen; denn so lange diese bestand, war das, durch französische Heere wieder aufgerichtete, weltliche und geistliche Zwingherrnthum in Spanien in größter Gefahr. Man mußte nemlich befürchten, die Portugiesen würden sich schnell aus dem Zustande der Schmach und Erniedrigung erheben, wenn ausser einem milden Himmel und einer schönen fruchtbaren Erde, auch eine vernünftige, freisinnige Regierung sie beglücken würde; und in diesem Falle war voraus zu sehen, daß die Spanier, durch das glänzende Beispiel gelockt, gleichfalls ihre Verfassung wieder herstellen würden. Was nützten aber dann alle die herrlichen Früchte, welche die Abgeordneten Gottes mit so vieler Mühe auf den Kongressen zu Karlsbad, zu Troppau, zu Laibach, zu Verona groß gezogen hatten? Konnte es nicht sogar geschehen, daß die Neapolitaner, die Piemonteser und die übrigen Italiener sich ermuthigten, aufs Neue die Waffen für ihre Freiheit und ihre Menschenrechte zu ergreifen, und daß der Liberalismus, dann selbst die Hofburg in Wien, das königliche Schloß in Berlin,

und die kaiserlichen Paläste in Petersburg erschütterte? Dies ward Alles erwogen und so vielen Unfällen mußte man zuvorkommen. Don Miguel schien überdies gerade der Mann, der die Plane des verhaßten Canning in Hinsicht Portugals vereiteln, die Uebel, womit die Carta de Lei Don Pedro's alle unbeschränkte Monarchien bedrohte, in der Geburt ersticken, und das, was man gesellschaftliche Ordnung und Ruhe im Sinne des heiligen Bundes nennt, in Portugal auf das Glänzendste herstellen konnte. Deshalb war auch Jedermann, und vorzüglich waren Kaiser Franz und Herr von Metternich bereit, den Infanten nach Möglichkeit zu unterstützen.

Trotz der vorhin erwähnten Proklamation leistete Don Miguel, auf den Rath des Kaisers Franz und des Fürsten von Metternich, am 4ten, nach Andern am 27sten Oktober 1826 zu Wien einen unbedingten Eid auf die portugiesische Verfassung. Dies konnte er unbedenklich thun, da, nach den Grundsätzen des Laibacher Kongresses, gekrönte Häupter und große Herren, die im Purpur geboren sind, durch keine Eide gefesselt werden. Nachher mußte Herr von Neumann, österreichischer Gesandter in Brasilien, dem Kaiser Don Pedro zwei Zeugnisse, eins vom Kaiser Franz, das andere vom Fürsten von Metternich überreichen, worin sie versicherten, daß Don Miguel mit den glänzendsten Regentenfähigkeiten und mit allen fürstlichen und menschlichen Tugenden, die er natürlich in Franzens und Metternichs Schule erworben hatte, auf das Reichste geschmückt sey. Don Pedro, hoch erfreut über diese herrlichen Testimonien, erließ sogleich unterm 5ten Julius 1827 ein Dekret, wodurch er Don Miguel zu seinem Stellvertreter ernannte, mit der Verpflichtung, die Königreiche Portugal und Algarbien, der konstitutionellen Charte gemäß, zu regieren.

Es wäre überflüßig, hier noch über Don Miguels Handlungsweise etwas zu sagen. Sie ist allgemein bekannt. Aber mit welchem Namen oder Ehrentitel soll man einen Mann wie Metternich, der blos aus schändlicher Herrschsucht und Geldgier fast alle Nationen eines ganzen Welttheils, in Jammer und Elend gestürzt hat, bezeichnen? Denn,

wahrlich, ich wiederhole es noch einmal, diesen Mann verfluchen und verabscheuen fast alle Völker Europa's! Fragt an den Säulen des Herkules und am Fuße des Vesuv und des Aetna, in Griechenland und in Polen, in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz, überall wird er gehaßt und verwünscht! Durch seine Federstriche ist mehr Blut, sind mehr Thränenströme geflossen, als durch das Schwerdt manches großen Feldherrn. Er ist der Teufel der Mitternacht, der mit tyrannischer Faust jeden Aufschwung des menschlichen Geistes zu hemmen, jedes Streben nach Freiheit und höherer Veredlung zu ersticken sucht. Frech und verwegen greift er in die Plane der Vorsehung, denn er möchte die Menschheit gerne auf ewig mit Ketten der Finsterniß fesseln.

Ostereier und Ruthen für Fränzchen und Fritzchen.

Setzt euch zu mir, meine Kinder, Fränzchen und Fritzchen! Ich will euch recht artige Geschichten erzählen, von zwei großen Herren, die auch Fränzchen und Fritzchen heißen, wie ihr. Wenn ihr recht achtsam und verständig seyd, und nicht so häßlich das Maul aufsperrt, wie Fränzchen, und nicht so finster, so böse und sauer ausseht, wie Fritzchen, dann bekommt ihr Ostereier, sonst aber Ruthen. Da könnt ihr wählen, wie Herkules am Scheidewege, oder wie Adam und Eva zwischen dem guten und bösen Baum, und nun merkt auf, was ich erzähle von dem großen Siegellackfabrikanten Fränzchen und von unserm „juden König," dem Fritzchen!

Fränzchen! schon wieder sperrst du das Maul auf, wie der Siegelwachsmacher Franz, als sollten dir gleich zwölf Dutzend österreichische gebratene Fasanen, hundert ungarische Ortolanen, und zehn Wiener Hähnerl hineinfliegen. Es wird dir gewiß gehen, wie unserm Kaser im Augarten.

— Wie gieng es dem, liebe Mutter?

— Als er noch im Anfange seiner Flegeljahre war, aus denen er aber vor seinem Tode wahrscheinlich nie heraustreten wird, gieng er mit seinem Oberhofmeister, dem Fürsten von Trautmannsdorf, im Augarten spazieren. „Lassen's uns zu Haus fahren; mich gefallt's hier nit!" sprach er, als sie kaum einige Minuten gegangen waren. — „Nun, es ist aber ja ein so herrlicher Abend; warum gefällt es Ihnen denn hier nicht?" sagte Trautmannsdorf. — „Mich fliegen halter die Mucken (Mücken) immer in's Maul!" — „Ei, so machen Sie das Maul zu!" — „Halter, das will ich 'n mal probiren!" Sie setzten jetzt ihren Spaziergang einige Sekunden lang fort; aber da rief Fränzchen plötzlich: „Nein, heiliger Franz von Nepo-

muk! ich kann's Maul nicht so lang zuhalten, und die alten Mucken fliegen mir halter immer wieder hinein. Lassen's uns fahren!" Trautmannsdorf mußte also nachgeben, und mit dem Tölpel aus der schönen Natur in die finstere Hofburg zurückkehren.

Die Lehre des Oberhofmeisters: „Machen Sie das Maul zu, dann können keine Mücken hineinfliegen," ist übrigens nicht ganz verloren gegangen; denn damit ihm keine revolutionäre Mücken in sein weites Reich hineinfliegen, hat er alle Gränzen desselben mit einer zehnfachen Kette von Mauthwächtern, Landjägern, Spionen und ähnlichem Lumpengesindel umgürtet, so daß eine Schnecke leichter über die große chinesische Mauer in das himmlische Reich*) hineinspringen könnte, als daß ein Fremder, unbemerkt und unbelauert, auch nur einen Fuß breit Franzen's Gebiet überschreiten dürfte. Man darf von dieser Monarchie ohne Uebertreibung sagen, daß alle Bäume und Gesträuche Augen und Ohren haben, und daß hinter allen Thüren und Fenstern Horcher und Verräther stehen.

— Horcher und Verräther? Das ist abscheulich, Mutter! riefen Fränzchen und Fritzchen und schauderten.

— Ja wohl, Kinder, ist es abscheulich, wenn der Gatte nicht mehr der Gattin, die in seinen Armen ruht, wenn die Eltern nicht mehr den Kindern, die Kinder nicht mehr den Eltern, der Bruder nicht seiner Schwester und der Freund nicht seinem Freunde mehr trauen darf; wenn Jeder fürchten muß, von dem Andern für eine Hand voll Geld verrathen oder für ein entehrendes Ordensband verkauft zu werden; wenn Argwohn, Mißtrauen, Unmuth und heimlicher Groll alle Freuden des geselligen Lebens verqitten; wenn die freie Geistesmittheilung durch tausend schändliche Ketten gefesselt, und folglich alle höhere Ausbildung unmöglich gemacht wird; wenn Lauscher und Spione unter tausenderlei Gestalten überall umherschleichen, und man immer in Angst seyn muß, von dieser Basiliskenbrut dem Fürsten der Finsterniß verrathen und überliefert zu wer-

*) So nennt nemlich der Kaiser von China sein Land.

den; ach, aus einem solchen Lande entweichen nicht bloß Vertrauen, Wohlstand und bürgerliches Glück, sondern auch wahre Religiösität, Tugend und Sittlichkeit; denn wo der schändlichste Verrath geehrt und belohnt, der finsterste Aberglauben befördert, jeder Aufschwung des Geistes gehemmt, der Mensch bloß zur Befriedigung seiner thierischen Bedürfnisse verdammt, und hierauf, als auf den höchsten Lebensgenuß, verwiesen wird; wo man keine andere Pflichten kennt, als die Pflichten eines blinden Glaubens an die Worte der Pfaffen, einer sklavischen Ehrfurcht und eines unbedingten Gehorsams gegen die Obern; keine andere Rechte, als die Rechte eines kaiserlichen Dummkopfs, seiner Hoflinge und Schergen und der bevorzugten Kasten; keine menschliche Würde, sondern nur Würden, welche durch Fürsten- und Adelsdiplome, durch Bischofsmützen, durch goldne Vließe und Ordensbänder, durch Titel und dergleichen erworben werden; da ersterben Wohlstand und Glück, Tugend und Sitte; denn diese können nur in einem freien Lande und unter den hellen, erwärmenden Strahlen des Lichts und der Aufklärung gedeihen.

— Aber, Mütterchen, sag' uns einmal, wie sieht der Siegelwachsmacher aus? sagte Fritzchen.

— Gerade wie die Vogelscheuche, die ich in unserm Garten auf das Erbsenbeet, hin estellt habe. Er trägt gleichfalls einen weißen Rock, rothe Hosen und einen alten abgetragenen Hut.

— Hat er denn auch solche dürre Storchbeine, wie unser Strohmann, vor dem sich die Vögel gar nicht fürchten wollen?

— Freilich — und vor ihm fürchten sich die losen Vögel, die deutschen liberalen Schriftsteller, Demagogen und Revolutionäre ebenfalls im Mindesten nicht, weil sie wissen, daß er auch nur ein Strohmann ist; aber er hat eine Menge von Schergen und Spitzbuben in seinen Diensten, unter denen sein Großvezier, der Fürst von Metternich, der schlimmste ist, für den Hamans Galgen viel zu ehrenvoll, und der höllische Schwefelpfuhl, der von Ewigkeit zu Ewigkeit flammen soll, noch lange nicht heiß und glühend ge-

nug seyn würde. Indessen machen jene freisinnigen Schriftsteller und die sogenannten Demagogen und Revolutionäre es fast gerade so, wie die Sperlinge, die zwar aus Furcht vor den Katzen, welche ich an die Beine des Strohmanns festgebunden habe, auf die nebenstehenden Bäume fliehen, aber dort desto ärger zwitschern und sich über den Strohmann lustig machen, weil sie wissen und hoffen, daß bald ein Sturm kommen, die alte Vogelscheuche stürzen und die Katzen verjagen wird.

So lange Fränzchen regierte, das heißt, so lange er auf seinem hohen, mit Sammt und Gold geschmückten Lehnstuhle saß, war er immer das Werkzeug in den Händen seiner Höflinge, seiner Schmarotzer, seiner Umgebungen; denn Autokrat und Automat sind in der Regel gleichbedeutende Wörter. Es ist wahr, Fränzchen hat seinen eigenen Willen, den Willen, alles mögliche Böse zu thun, allein er besitzt nicht die Kraft, ihn auszuführen; er hat auch den Willen nichts Gutes zu thun, und dieß ist das Einzige, was ihm gelingt, weil es im Nichtsthun besteht. Noch nie gab es ein menschliches, oder richtiger, ein menschenähnliches Geschöpf, das einen höhern Grad von Trägheit, Gefühllosigkeit und Stumpfsinn besessen hätte, und bei dem Allem doch so fanatisch, so arglistig, so abgefeimt, so bösherzig, so geil und genußsüchtig gewesen wäre, als unser Siegelwachsmacher. In ihm vereinigen sich alle Elemente des Karakters eines Faulthiers, einer Hyäne einer Katze und eines Ziegenbocks.

Unter allen Umständen seines, an Staatsbankerotten, Staatspapieren und Staatsumwälzungen überreichen Lebens bewies Franz ein Phlegma und eine Gefühllosigkeit, die fast an das Unglaubliche gränzen. Der Verlust einer Schlacht, worin viele tausend Menschen nicht für ihr Vaterland, nicht für die heiligen Rechte der Menschheit, sondern bloß für seine und seines Großveziers schrankenlose Willkühr und Herschsucht starben, rührte ihn weniger, als der Tod einer seiner Lieblingstauben, und einige Stangen schlechtes Siegellack, die er favorizirt hat, machen ihm mehr Freude, als der Wohlstand, das Glück und die Zufriedenheit vieler

Millionen ihm gewähren könnten, die unter seinem Scepter in Verzweiflung schmachten. Auf dem Schlachtfelde von Pirmasens ließ er mitten unter den Haufen von Leichen und unter der Menge von Sterbenden und Verwundeten, die mit ihrem Jammergeschrei die Luft erfüllten, für sich und die mit ihm gegen Frankreich verbündeten, deutschen Tyrannen, eine große Tafel decken, und aß und trank mit einem Appetit und einer Gemüthsruhe, als ob er in dem herrlichsten Speisesaal und bei der schönsten Musik sein Mittagmahl einnähme.

Man hat oft behauptet, daß er sich mit nichts weiter beschäftigte, als mit seinem Siegellackmachen, seiner Taubenzucht und seinem Geigenspiel; allein darin thut man ihm wirklich zu nahe. Die oberste Leitung der geheimen Polizei im Innern der österreichischen Staaten befindet sich fast ganz in seinen Händen, und Metternich besorgt die Spionerien im Auslande. Die nichtswürdigsten Schurken, die nicht einmal die Schwelle eines rechtlichen Bürgers überschreiten dürfen, haben freien Zutritt bei Seiner Majestät und werden mit großen Belohnungen entlassen, wenn sie nur eine recht boshafte Anklage gegen irgend einen ehrlichen, des Liberalismus verdächtigen Mann anzubringen wissen; ob dieselbe wahr oder falsch sey, darauf kömmt gar wenig an, denn die österreichischen Richter suchen in der Regel nicht die Unschuld, sondern immer nur die Schuld der Angeklagten auszumitteln, und damit wird man leicht fertig, wenn es nur an falschen Zeugen und Briefschaften nicht fehlt. Dies Spionenwesen verbreitet sich über alle Provinzen der österreichischen Monarchie, und der Bauer, der Edelmann und der Bürger müssen in gleichem Grade auf ihrer Hut seyn, um nicht wegen der unschuldigsten Aeusserungen angegeben und von ihrem allerdurchlauchtigsten Landesvater in das schwarze Register eingetragen zu werden. Wer zu irgend einem geistlichen oder weltlichen Amte befördert seyn will, der muß durchaus dem Monarchen und seinen Lieblingen eine unbegränzte Ergebenheit und einen blinden Gehorsam beweisen; dann ist es vollkommen gleichgültig, ob er Fähigkeit zur Führung des Amtes hat oder nicht. Wirklich sind

auch die meisten Einwohner der alt-österreichischen Erbstaaten, während Franzens vieljähriger Regierung, an eine so knechtische Unterwürfigkeit gegen ihren Kaiser gewöhnt, daß alle edleren Gesinnungen und alles Gefühl für wahre Ehre und Menschenwürde bei ihnen erloschen zu seyn scheinen. Es ist in der That nicht Franzens und Metternichs Schuld, daß die Oesterreicher, die, unter einer weisen und vernünftigen Regierung, in sittlicher und geistiger Rücksicht mit jeder andern Nation wetteifern könnten, nicht schon längst bis zur tiefsten Stufe der Verworfenheit herabgesunken sind; denn bei ihnen findet man Alles, was nöthig ist, um ein Volk zu entsittlichen und in einen Sumpf von Gemeinheit hinabzustürzen. Da seht Ihr nemlich eine verfinsterungssüchtige Brut bigotter und fanatischer Pfaffen, die statt Religion und Tugend, nur Aberglauben und Unsinn lehren; ein Erziehungswesen, das bloß darauf berechnet ist, die Menschen an Leib und Seele zu verkrüppeln und in stumpfsinnige, vernunftlose Bestien zu verwandeln; eine ungeheure Anzahl übermüthiger, herrschsüchtiger Aristokraten und Beamten, die den Bürger- und Bauernstand auf alle mögliche Weise aussaugen, plagen, bedrücken und zu Grunde richten; eine arglistige, schändliche, geheime Polizei, an deren Spitze ein boshafter, herzloser Dummkopf steht; eine Censur, die mit der ängstlichsten Sorge darob wacht, daß ja kein vernünftiger Gedanke über politische und kirchliche Gegenstände gedruckt oder aus dem Auslande über die Gränze gebracht wird; ein Mauth- und Zollsystem, das Handel und Gewerbe, Wohlstand und Bürgerglück zerstört, Treue und Redlichkeit verscheucht, und dem Meineide, dem Betruge, der Schmuggelei, der Armuth und Nahrlosigkeit Thor und Thüre öffnet! Das sind die herrlichen Anstalten, die Franz und Metternich in den österreichischen Staaten eingeführt haben, und die sie jetzt, im Einverständnisse mit den Tyrannen von Rußland und Preussen, über ganz Europa verbreiten wollen! Alles Gute, alles Schöne, alles Herrliche soll verdrängt, alles Böse, alles Schlechte und Schändliche gefördert, und die Menschheit noch unter die Thierwelt herabgewürdigt werden! O Gott, Gott, in

welchen Zeiten leben wir! Du sollst ein gütiges Wesen, Du sollst der Vater Deiner Menschen, und der Zweck ihres irdischen Daseyns soll Glück, Lebensgenuß und höhere Veredlung seyn; aber, o Gott, wie ist das möglich, da Du Satane und Teufel in Menschengestalt zu Deinen Abgeordneten und Stellvertretern auf Erden berufen hast, und da alles Gute und Edle von schurkischen Tyrannen und ihren Knechten und Schergen vernichtet, und Verbrechen und Laster mit Reichthum und Ehre belohnt werden? Wahrlich, man möchte verzweifeln an Gottes Güte und an seiner Gerechtigkeit!

Franz scheint übrigens eine geheime Ahnung zu haben, daß seine Dynastie nicht immer und ewiglich auf dem Stuhl Rudolphs von Habsburg thronen wird, denn jeden seiner Söhne hat er ein Handwerk lernen lassen; der Kronprinz zum Beispiel ist Weber und die andern Erzherzoge sind theils Schreiner, theils Zimmerleute. Mit der größten Sorgfalt wird dagegen besonders der erstere von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften entfernt, und selbst dem Erzherzoge Karl, Franzens Bruder, der doch unstreitig unter allen kaiserlichen Prinzen die größten Verdienste um den Staat hat, ist es nicht erlaubt, sich auf die entfernteste Weise in öffentliche Angelegenheiten zu mischen, deren Leitung ihm nicht ganz besonders übertragen ist. Dies ist die natürliche Folge des argwöhnischen Mißtrauens des Despoten und der ängstlichen Eifersucht seines Großveziers; beide fürchten, daß ihre Macht ihnen entrissen werden möchte, und Metternich weiß sehr gut, daß es mit seiner Herrschaft vorbei seyn wird, sobald Franzens Regierung ein Ende hat; denn obgleich der Kronprinz-Erzherzog nicht klüger und fähiger ist als sein Vater, so ist doch vorauszusehen, daß er, wenn er einmal den Thron besteigen sollte, dem allmächtigen Minister, der ihn so oft gekränkt und beleidigt hat, das Staatsruder nimmermehr lassen würde, und daher kann der Tod des Kaisers Franz, wofern dieser Erdengott anders zu der Zahl der Sterblichen gehört, über kurz oder lang sehr wichtige Folgen für Europa haben.

Für den jungen Herzog von Reichstadt heuchelte Franz

zwar eine ausserordentliche Zärtlichkeit, und manche Leute glaubten, daß er hiedurch die Treulosigkeit, deren er sich gegen Napoleon schuldig gemacht hatte, wieder aussöhnen wollte. Wer aber seine kalte, starre Gefühllosigkeit und seine heimtückische, jesuitische, mit einem bloßen Schein von Gutmüthigkeit gepaarte Arglist kennt, und zugleich erwägt, daß sein Herz allen edlern, menschlichen Gefühlen unzugänglich ist, der wird leichter vermuthen, daß jene großväterliche Zärtlichkeit bloß ein Schleier war, um die wahren Ursachen des schon längst zum voraus beschlossenen Todes des jungen Napoleons zu verhüllen, und jeden Argwohn von sich abzuwälzen; denn wer fähig ist, seine Tochter und seinen Schwiegersohn vom Throne zu stürzen oder stürzen zu helfen, sollte der nicht auch fähig seyn, seinen Enkel vergiften zu lassen? — Doch dafür läßt Kaiser Franz ihn jetzt, laut öffentlicher Nachrichten, mit allen, der Leiche eines Erzherzogs gebührenden Ehrenbezeugungen begraben, und damit ist jedes Unrecht vergütet!

Wir haben bereits der geheimen Polizei erwähnt, die, wie eine giftige Pest, in den sämmtlichen österreichischen Staaten umherschleicht, und Mißtrauen, Argwohn und schändlichen Verrath selbst bis in das Innere der Familien verbreitet. In Wien allein rechnet man fünfzehntausend geheime, männliche und weibliche Spione, die regelmäßig besoldet werden, und hauptsächlich den mittlern und niedern Volksklassen angehören; da giebt es Geistliche, Krämer, Künstler, Handwerker, Dienstboten und — Freudenmädchen, die sämmtlich eine förmliche, eingverbündete Kaste von Spionen bilden, und jeden Blick, jedes Wort, jede Miene belauschen, um sogleich von Allem, was ihnen verdächtig scheint, den Polizeibehörden, und in wichtigen Fällen, unmittelbar dem Kaiser selbst, oder seinem ersten Minister, Bericht zu erstatten. Ausser diesen regelmäßig bezahlten Spürhunden hat man noch eine unzählbare Menge ausserordentlicher Angeber und Spione selbst unter den höhern Ständen, die sich beständig in Kaffe-, Wein- und Schauspielhäusern, im Prater, im Augarten und überall, wo etwas zu erforschen und auszukundschaften ist,

herumtreiben, um für ihre wirklichen oder erlogenen Entdeckungen ein Amt, ein Ehrenzeichen, einen Gnadengehalt oder dergleichen zu erhaschen. Selbst die Bedienten der Fremden und Reisenden werden bestochen und in Verräther ihrer Herren und Wohlthäter umgewandelt. Ein gleiches, weit verzweigtes Spionenwesen herrscht in allen übrigen Provinzen und Städten des österreichischen Kaiserstaats und soll, nach den neuesten Beschlüssen des Bundestags, nun sogar in ganz Deutschland eingeführt werden. Das ist ein Bruchstückchen aus dem goldenen Zeitalter, welches die deutschen Völker in den Jahren 1813 bis 1815 so theuer mit ihrem Blute vorausbezahlt haben!

Franz ist ein eben so abgesagter Feind aller Freiheit und aller Rechte der Menschen und Völker, wie Metternich; ja selbst die bloßen äussern Formen einer Konstitution sind ihm schon verhaßt, denn trotz seiner Unfähigkeit das Staatsruder zu führen, will er doch durchaus unumschränkter Herrscher seyn.

Die armen, durch die glänzendsten Vorspiegelungen von österreichischer Seite schändlich betrogenen Tyroler, brachten im Jahre 1809 bei ihrem Aufstande gegen Baiern dem kaiserlichen Hause bekanntlich sehr große, blutige Opfer, und durften mit Recht bei ihrer nachmaligen Rückkehr unter Franzens Scepter die Erfüllung der frühern Verheissungen und den Lohn der, ihrer Dynastie auf eine so heldenmüthige Weise bewiesenen Anhänglichkeit und Treue erwarten. Allein was ist ihnen zu Theil geworden? Unerschwingliche Auflagen und Steuern, ein, allen Verkehr mit ihren Nachbaren vernichtendes Mauthwesen, wodurch es ihnen unmöglich gemacht wird, ihre Bedürfnisse aus dem Auslande zu beziehen und ihre eigenen Erzeugnisse abzusetzen, und endlich eine drückende Militärkonskription, die sie früher gar nicht gekannt hatten. Sie sandten deshalb eine Deputation, die aus zwei Prälaten, zwei Mitgliedern vom Herrenstande und zwei Bauern bestand, nach Wien an ihren Despoten, um Erleichterung und Wiederherstellung ihrer alten Verfassung von ihm zu erflehen. Die Bauern übten bei dieser Gelegenheit noch ihr altes Vorrecht, den Kaiser zu d u t z e n.

Hiedurch und durch das Wort Verfassung, welches ihm vollends ein Gräuel ist, ward Franz, trotz seines Phlegma, auf das Aeusserste entrüstet. — „Ihr wollt also eine Verfassung?“ rief er zornig. — „Ja, Franz,“ erwiederten die Bauern, und die Prälaten und Herren verneigten sich ehrfurchtsvoll. — „Bedenkt Euch wohl,“ versetzte er; „mir ist das gleichgültig; ich will Euch eine Verfassung geben; allein Ihr müßt wissen, daß die Soldaten mir gehören, und daß ich, wenn ich Geld bedarf, es nicht zweimal von Euch fordern werde. Uebrigens rathe ich Euch, daß Ihr Eure Zungen nicht zu weit ausstreckt, sonst werde ich halter sie Euch herausreissen lassen.“ — „Wenn Du so denkst, Franz,“ antworteten die durch das kaiserliche Witzwort erschreckten Bauern, „dann ist es besser, wenn wir keine Verfassung bekommen!“ — „Das meine ich gleichfalls,“ sprach der Tyrann, und gerade so wie er, denken fast alle konstitutionelle und nicht konstitutionelle Fürsten in Deutschland. Verfassungsurkunden würden sie schon bewilligen und selbst beschwören; aber sie wollen weder die Verfassungen, noch ihre Eide halten. „Die Buben!“ riefen Fränzchen und Fritzchen.

Nach der für Oesterreich so unglücklichen Schlacht von Marengo erhob sich die junge Mannschaft in Oesterreich, Böhmen und Mähren in Masse und erbot sich freiwillig zur Vertheidigung des Reichs an. Der Erzherzog Karl sammelte unter dem Namen: das Aufgebot, ein Heer, bei welchem sich sechshundert Studenten aus Prag befanden, die größtentheils Söhne der ausgezeichnetsten, adligen Familien waren. Franz, der von seinem Bruder Karl aufgefordert war, Heerschau über diese jungen Leute zu halten und ihnen über ihre Anhänglichkeit und Treue etwas Angenehmes zu sagen, that dies zu Budweiß, in Böhmen, mit folgenden Worten: „Ha, ha! Ihr habt eine gute Haltung! Das hätt' ich nicht geglaubt! Aber ich bin halter froh, daß ich Euch nicht weiter nöthig habe! Wir haben Frieden, und Ihr könnt jetzt sämmtlich zu Hause gehen!“ Hierauf ließ er, zum Beweise seiner kaiserlichen Großmuth, Jedem der jungen Männer einen Gulden auszahlen, und Alle,

ohne Ausnahme, warfen, vor Wuth knirschend, das beleidigende Geschenk in den nahe vorüberfließenden Strom.

Da der allerdurchlauchtigste Siegellackmacher alle verfassungsmäßigen Formen, die dem Absolutismus zuwider sind, von Herzen verabscheuet, so ist es natürlich, daß er die Ungarn nicht lieben kann, denn obgleich sie keine volksvertretende, sondern bloß eine feudale, aristokratische Verfassung haben, zufolge welcher Prälaten und Edelleute Alles, die Bürger und Bauern aber nichts sind, so haben doch die ungarischen Stände ihre Konstitution so kräftig und muthvoll gegen die Eingriffe des Absolutismus geschützt, daß der Kaiser von Oesterreich, als König von Ungarn, in diesem Reiche fast noch mehr eingeschränkt ist, als irgend ein deutscher Fürst in einem demokratisch-monarchischen Staate. Die Ungarn lieben den Kaiser und seinen Minister Metternich eben so wenig, wie sie von diesen geliebt werden, und sie sprechen sehr oft ihren Haß, besonders gegen den Letztern, auf eine äusserst kraftvolle und nachdrückliche Weise aus.*) Die rohen, gemeinen, fast an das Tölpelhafte gränzenden Sitten des Kaisers, sein nichts weniger als einnehmendes Aeusseres, und besonders der despotisch gebietende Ton, dessen er sich häufig selbst im Reden bedient, haben die stolzen, freiheitliebenden Magnaten und Edelleute Ungarns mit Verachtung und Unwillen gegen ihn erfüllt. Schon im Jahr 1809 waren sie nur mit großer Mühe zu bewegen, zu dem damaligen Kriege gegen Frankreich eine, ihr bestimmtes Kontigent übersteigende Anzahl von Truppen zu stellen. Des von Allen verabscheueten Metternichs unbeschränkter Einfluß auf den Kaiser, die entehrende Treulosigkeit des Letztern gegen Napoleon, die häufigen Verletzungen der ungarischen Verfassung, die

*) Man erinnere sich nur an die ernsten Verwendungen der Ungarn zu Gunsten der Polen, und vorzüglich an die herrliche Rede, welche der wahrhaft Edle Johannes von Balloah in der Ständeversammlung der Barser Gespannschaft hielt, und worin der Fürst von Metternich, als Mensch und Minister, sehr richtig geschildert wird. Diese Rede findet man schön und treu übersetzt im 76sten Stück der deutschen Tribüne, von Wirth. 1831.

Anmaßung einer fast unumschränkten Gewalt, in deren Besitz sich vorher der Adel und die hohe Geistlichkeit befanden, das Verfahren des Kaisers Franz gegen die Griechen, zu deren Kultus sich eine große Anzahl von Ungarn bekennt, und neuerdings das schändliche Betragen Oesterreichs gegen die polnische Nation, welche die Ungarn als ihr Brudervolk betrachten; das Alles hat die Erbitterung gegen Franz und seinen allmächtigen Großvezier, nicht allein bei den höhern, sondern auch bei den niedrigen Ständen, bei Katholiken, Protestanten und Griechen, auf den höchsten Gipfel gesteigert. Der Kaiser fühlte dagegen seine Würde gar häufig durch die Freiheit der parlamentarischen Verhandlungen auf den ungarischen Reichstagen beleidigt, und dies ist, ausser seiner unbeschränkten Herrschgier, unstreitig eine der wichtigsten Ursachen seines heftigen Zorns gegen alle konstitutionelle Regierungsformen, ja selbst gegen solche, die nicht einmal eine demokratische, sondern blos eine aristokratische Grundlage haben. — Als er sich einmal sehr bitter auf einem Reichstage in Ungarn beklagte, daß man bereits vier Wochen lang Sitzung gehalten habe, ohne etwas zum Besten des Reichs, das heißt, der Regierung, zu beschließen, erhob sich ein Graf Palfy und erwiederte ihm: Ew. Majestät haben bereits länger als dreißig Jahre auf dem Throne von Ungarn gesessen und noch nichts Gutes und Heilsames für uns gethan!

— Das war brav, liebe Mutter! Nicht wahr? fragten Fränzchen und Fritzchen.

— Freilich, Kinder! Hätte es nur immer recht viele muthvolle Männer gegeben, die den Königen und Fürsten die Wahrheit gesagt hätten; dann würden nicht so viele Schurken und Dummköpfe auf den Thronen sitzen, die verdienen gegeißelt, gestäupt und von Mit- und Nachwelt gebrandmarkt zu werden.

Nach der weisen Regel: das Ei muß nicht klüger seyn wollen, als die Henne, wünscht Fränzchen, daß seine geliebten Unterthanen keinen Standpunkt geistiger Ausbildung erreichen mögen, der den seinigen übersteigt, welcher freilich überaus niedrig ist. — Als ihm im Jahr 1821,

bei Gelegenheit des Kongresses zu Laibach, die dortigen Professoren vorgestellt wurden, ermahnte er sie deshalb sehr ernstlich, daß sie den Studenten keine politische und kirchliche Neuerungen vortragen sollten; „denn ich will," fügte er hinzu, „daß sie bei dem bleiben, wobei unsre Vorfahren so lange zufrieden und glücklich waren." — Eine ähnliche Ermahnungsrede hielt er 1825 an die Professoren zu Prag: „Ich will," sprach er, „daß meine Unterthanen bloß dasjenige lernen sollen, was ihnen in ihrem gewöhnlichen Leben nöthig und nützlich seyn, und besonders Alles, was sie an ihre Religion und mich fesseln kann. Aber ich bedarf keiner Professoren, welche den jungen Leuten eine Menge von Narrheiten in den Kopf setzen, die ihnen nur das Gehirn verwirren."

Unter allen Gegenständen des menschlichen Wissens ist dem frommen Kaiser nichts mehr verhaßt, als das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Dichtkunst, weil er glaubt, daß die Jugend dadurch in sittlicher, geistiger und politischer Rücksicht verderbt werde. Also gerade das, was den Geist bilden und das Herz wahrhaft veredeln kann, soll den Bewohnern seiner Staaten ein Geheimniß bleiben! Wenn es übrigens ein österreichischer Schriftsteller wagt, in diesen Fächern etwas herauszugeben, so muß er sich sorgfältig hüten, keine Zeile drucken zu lassen, die dem schwachköpfigen Selbstherrscher oder dem argwöhnischen, überall Aufruhr und Empörung witternden Metternich, anstößig und verdächtig seyn könnte; denn obgleich die Censur es augenblicklich streichen würde, so wird es dennoch den Machthabern berichtet, und der Verfasser hat Ursache zu fürchten, als Hochverräther mit lebenslänglichem Festungsarrest bestraft zu werden. Im Auslande etwas drucken zu lassen, ist für einen Oesterreicher gleichfalls äusserst gefährlich; denn wenn man sich auch nicht nennt, so setzt man sich doch der Gefahr aus, von Franzens und Metternichs Spürhunden, die in allen Gauen Deutschlands umherschleichen, ausgewittert und verrathen zu werden, und wehe dann dem, der eines solchen Verbrechens überführt würde.

„Die Wiedergeburt Europa's findet überall hartnäckigen, tückischen Widerstand," heißt es im Freisinnigen; „aber die Schwierigkeiten, die den Schwachen abschrecken, stählen die Führer, und ihr Muth zieht die Schwachen nach. Und wieder, wie zu Anfang der deutschen Reformation, können wir sagen: Der Fürst dieser Welt, wie sau'r er sich stellt, thut er uns doch nichts; das macht, er ist gereizt, ein Wörtlein kann ihn fällen." Damals hieß das Wörtlein Evangelium, jetzt heißt es Preßfreiheit. Wie die Worte Christi im Sittlichen ein zweischneidig Schwerdt sind, das eindringt in Herzen und Nieren, — so ist die Preßfreiheit das Fälte Schwerdt im Politischen; — es ist ein richtendes Gericht, vor dem sich aber nur die Böcke fürchten. Freilich fehlt es an solchen nicht — citra und ultra — aber dennoch sollen sie auch das neue Befreiungswort „lassen stehen, und keinen Dank dazu haben." Oesterreich hat der Reformation widerstanden, und nicht nur nicht sie rückgängig machen können, sondern zuletzt noch die Kaiserkrone durch sie verloren. Joseph II. hat das Versäumte nachholen wollen; es ist ihm schlecht bekommen, und sein Land hat sich mehr und mehr orientalisirt. Es ist fast unglaublich, in was für Vexationen das von Oben herab aufgestellte Isolirungs- und Monopolisirungssystem sich verläuft. — Ueberall mehr oder weniger sogenannter Wohlstand, überall Hingabe an sinnlichen Sinnengenuß. Dagegen unbedingte Scheu vor Gesprächen über Kirchliches und Politisches, weil überall männliche und weibliche Spione lauern, und auch die unbefangenste Aeußerung, zu Verhaftung, Verweisung, ja wohl nicht selten zu Stockschlägen hinführen kann. Keine geschlossene Gesellschaft oder sonstiger Verein — wie man im übrigen Deutschland sie unter den Namen Casino, Klubb, Kolleg u. s. w. kennt, — wird geduldet; es könnten sich ja sonst einige Ehrenmänner zusammen gesellen, von denen keiner ein Spion seyn möchte." *)

Am Nachtheiligsten hat diese politische und kirchliche Ty-

*) Anmerkung. S. den Freisinnigen.

rannei auf Alles gewirkt, was zur Literatur und zum höhern geistigen Leben gehört. Man hat den Oesterreichern zum Vorwurf gemacht, daß sie wenig ausgezeichnete Schriftsteller haben; aber wo es ein Verbrechen ist, sich in dieser Hinsicht auszuzeichnen, da wird Jeder sich in den Schranken der flachsten Mittelmäßigkeit zu halten suchen, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, daß er zu viel Verstand habe und ein staatsgefährlicher Mensch seyn könne. Dies ist die Ursache, warum die Oesterreicher im Gebiet der schönen Literatur, der Geschichte, der Politik und der Philosophie hinter fast allen übrigen deutschen Völkerschaften so weit zurückstehen. Sie dürfen die Linien nicht überschreiten, die Franz und Metternich ihnen vorzeichnen. Wie Schade, daß ein so bedeutendes, zahlreiches Volk, das unter einer bessern Regierung einen Rang neben den civilisirtesten Nationen einnehmen würde, bloß der absoluten Herrschsucht eines despotischen Dummkopfs wegen so verknechtet wird! Die Oesterreicher haben unter Joseph II. gezeigt, daß es ihnen weder an Talenten, noch an Vervollkommnungsfähigkeit fehlt, und daß sie sich schnell sowohl in sittlicher, als geistiger Rücksicht zu einem höhern Standpunkte erheben könnten, wenn nicht weltliche und geistliche Tyrannen sie mit Ketten der Finsterniß fesselten. Sie haben ihre Alxinger, ihre Blumauer, Retzer, Denis, Sonnenfels u. s. w. gehabt, und würden gewiß noch größere Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens aufstellen können, wenn es ihnen erlaubt wäre, mehr Geist zu zeigen, als ihr schwachsinniger Selbstherrscher, der, wäre er nicht im Purpur geboren, kaum Dorfschultheiß geworden seyn möchte. Und so, geliebte Kinder, so wollen Franz und Friedrich Wilhelm jetzt alle Deutschen herabwürdigen; ihr elender Bundestag, das schändliche Werkzeug der Tyrannenwillkühr muß Beschlüsse über Beschlüße schmieden, um eine der gebildetsten Nationen Europa's in denselben Sumpf von Rohheit, von Knechtschaft, von Aberglauben und Entsittlichung hinab zu stürzen, in welchem sich die Kalmücken, die Baschkiren und Korjäken befinden. Den Handel mit schwarzen heidnischen Sklaven hat man wahrscheinlich bloß deshalb verboten,

damit der Handel mit weißen Christensklaven deſto blühender werden möge. Wie die Negerkönige an den Küſten von Afrika ihre Unterthanen ſchaarenweiſe an die Europäer verkauften, ſo werden, wenn den großen Selbſtherrſchern von Oeſterreich und Preußen ihr Unterjochungsplan gelingt, nach wenigen Jahren die Deutſchen für Gold und Edelſteine wieder an die Negerkönige verſchachert werden, um die Pflanzungen in den afrikaniſchen Wüſten zu beſtellen. Man wird, wie der größte Abſchaum der Menſchheit jezt an der Weichſel den polniſchen, auch den deutſchen Müttern ihre Kinder und den deutſchen Gattinnen ihre Gatten entreiſſen, mit ihnen die Steppenländer des Nordens bevölkern, und von dem Czar Nickel Ruſſen und Koſacken für ſie eintauſchen, die dann in unſern ſchönen Städten und Dörfern wohnen und jedes Andenken an die frühere Civiliſation in Deutſchland vertilgen werden.

— O, die Buben! — Aber, Mütterchen, iſt der Preuſſenkönig denn beſſer, als Franz!

— Etwas klüger, aber nichts beſſer, Kinder! Er hat durch ſeine unſinnigen Kriege gegen Frankreich unſer deutſches Vaterland mehr als einmal in Elend und Jammer geſtürzt. Man erzählt, eine Wahrſagerin habe ihm geweiſſagt, er würde in ſeinem Alter einer der grauſamſten Tyrannen werden, und es ſcheint, er werde dieſe Weiſſagung nach Möglichkeit zu erfüllen ſuchen. Schon in ſeiner Jugend, als Kronprinz, zeigte er eine harte, rohe Gemüthsart; als er aber den Thron beſtieg, wußte er ſein Volk und ganz Deutſchland mächtig zu täuſchen. Er hob nemlich das kirchliche Inquiſitionsgericht, welches allen aufgeklärten Deutſchen zum Aerger gereichte, und die ſtrengen Cenſuranſtalten auf, die ſein ſchlechter Vater Friedrich Wilhelm II. angeordnet hatte; er führte ferner eine beinahe vollkommene Preßfreiheit ein und erließ mehrere ſehr gute Verordnungen. Zugleich zog er durch bedeutende Gehalte und Belohnungen manche Schriftſteller, beſonders Journaliſten und Dichter an ſich, die mit Poſaunenengelton der Welt verkünden mußten, welches Heil ihr in Friedrich Wilhelm wiederfahren ſey. Manche vernünftige Leute, die ihr Urtheil

nicht durch einzelne Handlungen bestimmen ließen, trauete dem Frieden jedoch nicht; denn kaum hatte Friedrich Wilhelm II. die Augen geschlossen, so erschien eine Menge von Schriften, worin sein Andenken auf das Empörendste beschimpft und herabgewürdigt ward, und die Verfasser wurden zum Theil von dem neuen Könige, den sie natürlich bis in den Himmel erhoben, durch Belobungsschreiben und Geschenke aufgemuntert und belohnt. Das konnte man nicht billigen, Kinder, denn kein Sohn sollte die heiligen Pflichten vergessen, die er seinem Vater schuldig ist; kein Sohn sollte die Schande seines Vaters bloß deshalb aufdecken und von Andern enthüllen lassen, um sich in desto höherm Glanze zu zeigen, wer das thut, von dem ist wenig Gutes zu hoffen. Wenn Friedrich Wilhelm III. gleich zufolge der, von ihm damals eingeführten Preßfreiheit, drucken und schreiben ließ, was man wollte, so hätte er doch nicht an den Beschimpfungen, die der noch unbeerdigten Leiche seines Vaters wiederfuhren, geflissentlich Theil nehmen müssen. Das fanden alle rechtliche Menschen sehr unedel! Seine ersten Regierungsjahre schienen indessen doch eine ziemlich gute Zukunft zu verheissen. Er hatte Anfangs das seltene Glück, einsichtsvolle Minister zu wählen, und erndete folglich den Ruhm, der eigentlich ihnen gebührte. Leider wechselte er aber zu oft in seiner Wahl, und wurde bereits im Jahr 1806 durch die schlechten Rathschläge seiner Umgebungen mit Napoleon in den verderblichen Krieg verwickelt, der ihm bald Krone und Scepter gekostet hätte. Friedrich Wilhelm III. bildete sich vielleicht ein, daß, da die Preußen unter Friedrich dem Großen wichtige Schlachten gewonnen hätten, so müßten sie auch unter ihm und dem Herzoge von Braunschweig, der den glänzenden Krebszug aus der Champagne gemacht hatte, wieder obsiegen; allein Friedrich Wilhelm III., der kein großer Friedrich, aber ein großer Geizhals ist, hätte die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen, wenn er auch die besten Generale und Offiziere und ein doppelt so starkes Kriegsheer auf seiner Seite gehabt hätte. Aus weiser Sparsamkeit ließen nemlich Se. Majestät die Lebensmittel, welche für das Heer bestimmt

waren, von den mindestfordernden christlichen und jüdischen Unternehmern liefern, und diese lieferten kaum die Hälfte von dem, was mit ihnen bedungen war. Mit vollem Magen studiert es sich nicht gut; aber mit leerem Magen sicht es sich noch schlechter, und daher war es kein Wunder, daß die hungrigen Preußen, unter Anführung alter, abgelebter Generale, einer großen, sieggewohnten, wohlgekleideten und gutgenährten Armee, welche die größten Feldherren an ihrer Spitze hatte, nicht Stand hielten. Zweitens hatten Se. Majestät gleichfalls aus weiser Sparsamkeit und wie man sagt, auf den Rath des nordischen Salomo Alexander, die Soldaten so schlecht kleiden lassen, daß sie bei der rauhen Witterung, in der Mitte des Oktobers, vor Kälte hätten davon laufen müssen, wenn sie auch vor den Feinden nicht hätten laufen wollen. Statt einer Weste, die unter der Uniform den ganzen Körper umschließt, hatte man den armen Leuten an jede Seite ihrer Montur zwei schmale, etwa drei Finger breite Streifen Leinwand oder dünnes Tuch zum Zuknöpfen annähen lassen, so daß bloß der Schein einer Weste vorhanden war und der Rücken keine weitere Bedeckung hatte, als den elenden dünnen Rock. Als ich im Braunschweigischen mehreren dieser armen Leute begegnete, die vor Hunger und Frost zitterten und von den Franzosen überall rasch verfolgt wurden, da blutete mir wahrlich das Herz, denn wer muß nicht empört werden, wenn man sieht, wie ein filziger Despot viele tausend Menschen, die ihr Leben für seine Herrschgier und seine Tollheiten aufopfern sollen, auf solche Weise behandelt? Das Lieblingsgeschäft dieses großen Monarchen besteht hauptsächlich in der Erfindung neuer Uniformen, Beinkleider und Knöpfe für seine Soldaten. Wenn eine neue Art von Schnitt oder Knopf erfunden ist, oder wenn an den Uniformen eines oder des andern Regiments eine Kleinigkeit geändert werden soll, so werden Kuriere mit der größten Eile von einem Ende des Königreichs bis zum andern gesandt, gleichsam als ob von den wichtigsten Staatsangelegenheiten die Rede wäre! Vom Morgen bis zum Abend sind Friedrich Wilhelm und sein Schwager, der Prinz Karl von Meck-

lenburg, Präsident des Staatsraths und Obergeneral der preußischen Garden, eifrigst beschäftigt, neue Offizier- und Soldaten-Uniformen, Pantalons und neue Formen von Knöpfen zu erfinden, die Modelle derselben zu zeichnen und zu illuminiren. Fast wird man versucht, gegen die Vorsehung zu murren, daß sie das Schicksal von Millionen Menschen in solche Hände niederlegte! Ein Soldatenschneider, ein Lackfabrikant und ein schlechter Versemacher sind jetzt die größten Gewalthaber in Deutschland. O Jammer!

Friedrich Wilhelms erste Gemahlin war eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz und sein Bruder, der Prinz Ludwig war mit ihrer Schwester, der jetzigen Herzogin von Cumberland vermählt. Die Königin galt für eine der schönsten und geistreichsten Frauen in Deutschland; ihre Schwester war noch schöner, aber im höchsten Grade ausschweifend. Der Prinz Ludwig bezahlte seiner Gemahlin mit gleicher Münze und litt daher oft an üblen Krankheiten. Als sich hierüber einmal ein Wortstreit zwischen ihm und seinem Bruder entspann, zog der König den Säbel und der Prinz starb einige Stunden nachher. So ward mir in Berlin von sehr unterrichteten Männern erzählt; es wäre indessen zu wünschen, daß man über diese Thatsache völlig ins Klare gesetzt würde, welches aber wohl für's Erste nicht der Fall seyn wird.

Das ist gräßlich, seinen Bruder zu tödten! sagten Fränzchen und Fritzchen.

Ja Kinder, und wenn man das Aeussere dieses Despoten sieht, so kann man kaum daran zweifeln. So lange seine Gemahlin Luise lebte, die, wie man in Berlin sagt, sein schützender Genius war, waren seine Gesichtszüge freilich schon sehr ernst und finster, aber jetzt hat sich in den großen unverhältnißmäßigen Formen, die nie ein Lächeln erheitert, etwas Gräßliches ausgeprägt, das Jeden, der ihm nahet, zurückstößt, und wirklich seine Handlungen zeigen es auch, daß er allen Gefühlen des Wohlwollens, der Theilnahme an den Schicksalen anderer Menschen und der Dankbarkeit gänzlich entsagt hat. Im Jahr 1818 wagte es ein

eine Soldatenwittwe, deren Mann in der Schlacht bei Waterloo geblieben war, und ihr nichts weiter, als ein halbes Dutzend kleiner Kinder hinterlassen hatte, ihn im Thiergarten, wo er mit einigen Offizieren spatzierte, anzureden, und ihm eine Bittschrift nebst Zeugnissen zu überreichen. Bettlerin, kann sie nicht arbeiten? Ich kann nicht alle Bettler füttern!" war die Antwort des stolzen, filzigen, herzlosen Selbstherrschers. Einer der Offiziere reichte der Unglücklichen verstohlen einen preußischen Thaler hin; vielleicht hätte sie ihn gerne zurückgegeben; allein die Noth war zu groß. Die Frau gieng hierauf zu einem Zeitschriftsteller, der in einem kleinen Aufsatz diesen Beweis königlicher Huld, Milde und Dankbarkeit in sein Blatt aufnehmen wollte; allein der servile Censor strich das Geschichtchen und daher möge es hier wenigstens einen Platz finden. Seht, Ihr preußischen Krieger, so werden Eure Wittwen und Waisen behandelt, wenn Ihr Blut und Leben für Euren König geopfert habt! Aehnliche sehr gegründete Thatsachen könnte man noch Hunderte erzählen. Ein Stelzfuß, der sein Bein bei Leipzig verloren hatte und mit dem elenden eisernen Kreuz, welches mehr ein Zeichen der Schande, als der Ehre ist, umherhumpelte, war glücklicher, als jene Frau; er bekam vierundzwanzig preußische Münzgroschen, etwa einen Franken! Ein wahrhaft königliches Geschenk! Der Stelzfuß ward aber unwillig und warf fluchend und scheltend das Geld dem allerdurchlauchtigsten Geber vor die Füße; aber nun hätte er von dessen Umgebungen bald Schläge bekommen, wenn er sich nicht schleunig entfernt hätte.

Im Jahr 1813 versprach Friedrich Wilhelm III auf das Heiligste, seinen Völkern eine zeitgemäße, ständische Verfassung, Freiheit der Presse, Freiheit des Handels, Erleichterung der Abgaben und Lasten; aber wie schändlich sind sie betrogen worden? Nicht das Mindeste ward gehalten, und sogar noch jetzt in diesem Augenblicke, sollen sie Alles aufbieten, um ihre andern deutschen Mitbürger, denen hin und wieder von ihren Fürsten einige Verheissungen gewähret wurden, in die schändlichste Knechtschaft zurück zu

ſtürzen! Das iſt der Dank der im Purpur gebornen, meineidigen Schurken; das iſt der Dank für die großen Opfer, die wir Deutſchen ihnen gebracht; das iſt die Gewährung jener heiligen Rechte und Güter, die uns in den Zeiten der Noth von unſern verächtlichen Gewalthabern ſo heilig zugeſichert wurden, und die viele Tauſende unſerer deutſchen Mitbrüder mit ihrem edeln Blute und ihrem Leben theuer genug vorausbezahlt haben! Jetzt wollen die großen Buben uns Deutſche in Sklaven verwandeln, und die kleinen Zaunkönige, die Duodezmajeſtäten, die Nachkömmlinge der Könige der Hewiter, der Hethiter, der Jebuſiter und der Pheresiter, von denen einſt Joſua in einem Tage ein halbes Dutzend in ein Mauslech einſperrte, und ſie nachher aufhängen ließ, ſollen unſere Schergen und Büttel, unſere Spione, unſere Horcher an der Wand, unſere Auflaurer und Häſcher werden; und ſie wollen es werden die ſchlechten Zaunkönige, wenigſtens die meiſten unter ihnen, denn ſie haben alles Gefühl für Ehre und Schande, für Tugend und Recht verleugnet und verloren. Wenn ſie nur mit der Knute über Andere herrſchen dürfen, dann bieten ſie mit Freuden ihren eigenen knechtiſchen Rücken der Knute der großen Selbſtherrſcher dar. Dieſe elenden verderbten Geſchlechter, hervorgegangen aus den Ritter- und Räuberburgen des Mittelalters, waren größtentheils nicht werth, Häuptlinge einer Zigeunerhorde oder eines Hottentotenkraals, viel weniger noch werth Vorſteher (Fürſten) von Staaten oder großen unabhängigen Geſellſchaften vernünftiger und gebildeter Menſchen zu ſeyn. Leſet nur die Geſchichte unſers Vaterlandes, dann werdet Ihr finden, daß unter Hunderten der großen und kleinen Machthaber, die als Kaiſer und Könige, als Churfürſten, Erzherzoge, Großherzoge und Herzoge, als Markgrafen, Landgrafen und Fürſten, als Grafen, Reichsfreiherrn und Reichsritter Deutſchland unter ſich getheilt hatten, ſelten ein Einziger war, der auf den Namen eines rechtlichen und vernünftigen Mannes den entfernteſten Anſpruch machen konnte. Manche werden freilich in unſern Chroniken und Geſchichtbüchern als große, als fromme, weiſe und gute Regenten geprieſen! Allein

worin bestand ihre Größe? In nichts Anderm, als daß sie Deutschland und andere Länder in wilden, vieljährigen Kriegen zerfleischten und entvölkerten; daß sie wehrlose Völker unterjochten; daß sie ihre sogenannten Unterthanen aussogen, um große Kriegsheere und einen unnützen kostbaren Hofstaat zu halten, starke Festungen anzulegen, und prachtvolle Schlösser und andere Prunkgebäude zu bauen, daß sie ferner mit verschwenderischen Händen die ungeheuern Abgaben verschleuderten, die ihre verhungernden Unterthanen im Schweiße ihres Angesichts zusammenbringen und sich und den Ihrigen abdarben mußten. Worin bestand ihre Frömmigkeit? In Alfanzereien und Possen, die sie theils aus wirklichem Aberglauben, theils darum mitmachten, um die Völker zu verfinstern und mittelst des Glaubens an die Lügen der Pfaffen im unbedingten Gehorsam und in der Knechtschaft zu erhalten; in den Bisthümern, Klöstern und geistlichen Pfründen, die sie mit dem ungerechten Gute stifteten, das sie den armen Bürgern und Bauern abgeschunden, oder in blutigen Fehden und Kriegen geraubt hatten; in den kostbaren Kapellen, in denen ihre schändlich verstümmelten Unterthanen im Diskant Hymnen zur Ehre Gottes singen mußten, während sie ihren frömmelnden Tyrannen und ihr eigenes Daseyn verfluchten; in der Menge von Fest- und Feiertagen, die sie anordneten, und wodurch sie die Völker entsittlichten; in ihrer Heiligthuerei, ihrer scheinbaren Achtung für die Pfaffen und Geistlichen, die sie doch in ihrem Herzen und bei ihren Saufgelagen verspeieten und verlachten, in ihrer ängstlichen Besorgniß, daß ja kein Strahl von politischer oder kirchlicher Aufklärung die Köpfe ihrer Unterthanen erhellen möge; in ihrem Eifer für die symbolischen Bücher und für die Lehren ihrer Konfessionen; in ihrer Wortbrüchigkeit, da sie die heiligsten Verheissungen, die sie ihren Völkern gegeben, nicht erfüllten; in der Zügellosigkeit, womit sie sich allen Ausschweifungen hingaben, und am Ende wenn es ans Sterben gieng, nichts weiter zu thun wußten, als zu winseln und zu plärren: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid! O göttliche Frömmigkeit! Worin

wollt Ihr die Weisheit der deutschen Fürsten und Machthaber suchen, die als so weise von manchen schmarotzenden Bücherschreibern gerühmt werden? Etwa in den vielen Weibern, mit denen sie sich, nach Salomo's des Weisen Beispiel umgaben, oder in den Kammerherren und Kammerjunkern, den Jägern, Rossen und Hunden, den Pfaffen, Beichtvätern, Jesuiten und Hofjuden, die sie mästeten? Oder in den zahllosen Heeren von faulen Beamten und Schreibern, die sie anstellten? Oder in den glänzenden Opern und Theatern, die zwar den Hofleuten, den Bürgern der Hauptstadt und einigen Fremden Nutzen und Vergnügen gewähren, zu deren Erhaltung aber viele arme Familien manches kleinen Ländchens, die nie eine Oper und Schauspiel sehen, ihren letzten Bissen Brod hergeben müssen, ohne daß diejenigen einen Pfenning dazu steuern, die am meisten Nutzen und Vergnügen davon haben? Oder sucht ihr die Weisheit jener Fürsten in den Universitäten, den Akademien und Schulen, in den Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabineten, die sie für das Geld ihrer geliebten Unterthanen gestiftet und errichtet haben? Da möchte freilich etwas zu finden seyn! Aber das Volk mußte ja die Kosten dazu hergeben, und die erste Idee zu solchen gemeinnützigen Instituten und Anstalten, entsprang gleichfalls höchst selten aus dem Gehirn eines Fürsten, sondern fast immer aus dem allgemein gefühlten Bedürfnisse der Nothwendigkeit dieser Einrichtungen und aus den laut ausgesprochenen Wünschen der Bessern und Einsichtsvollern im Volk. Wahrlich, unsere gegenwärtigen Machthaber in Deutschland würden jetzt mit Freuden alle Bibliotheken, alle Universitäten, alle Akademien und Schulen, kurz Alles vernichten, zerstören und aufheben, wodurch geistige und sittliche Ausbildung begründet und gefördert werden kann, wenn sie nicht fürchteten, im Fall eines so ungeheuern Gewaltstreichs, nicht bloß ihre Kronen, sondern auch ihre Köpfe zu verlieren! Worin endlich, worin besteht die Güte die an einigen deutschen Fürsten von manchen Schriftstellern so mächtig gerühmt wird? Etwa in der unmäßigen Verschwendung, womit sie ihre Kammerherren, Kammerjunker

und Pagen, ihre Lobhudler, ihre Schmarotzer, ihre Mätressen, ihre Hofpoeten und Hofnarren, ihre Beichtväter, ihre Leichenredner, belohnten und zum Theil noch jetzt belohnen, während Hunderttausende von Familien unter der Last der Abgaben und Steuern, welche sie ihren Regenten entrichten mußten, verarmten? Oder soll man diese Güte etwa an einigen Orten auf den erbärmlichen, zum Halsbrechen eingerichteten Landstraßen und Brücken suchen, die angeblich zur Beförderung des Verkehrs, des Handels und der Gewerbe dienen sollen, und zu deren Unterhaltung und Besserung Einheimische und Fremde großes Brücken- und Wegegeld zahlen müssen, welches nachher von den allerdurchlauchtigsten und durchlauchtigsten Landesväterchen wieder auf Bade- und Lustreisen, oder zur Besoldung geheimer Polizeispione und öffentlicher Buhldirnen verwandt wird? Oder fand und findet man die Güte der deutschen Machthaber in der, allen Handel, alle Gewerbe, allen Wohlstand, ja selbst alle Tugend und Sittlichkeit zernichtenden Mauthen, deren Ertrag sie in Glanz, Ueppigkeit und Wohlleben mit den Ihrigen verschwelgen und verprassen, während man den arbeitenden Volksklassen kaum einen Lumpen übrig läßt, um ihren Schweiß und ihre Thränen zu trocknen? Oder soll man endlich die hochgerühmte Güte in der Sorglosigkeit und Dummheit suchen, vermöge welcher sich die Regenten gewöhnlich um nichts bekümmern, als um ihre Vergnügungen, um ihre Buhldirnen, ihre Bälle, ihre Konzerte, ihre Reisen u. s. w., während herrsch- und geldgierige Beamte ihre Untergebenen, ja selbst Wittwen und Waisen aussaugen, berauben und schinden, und Alles, was gethan wird, nur zum Verderben der Völker, nichts aber zu ihrem Besten geschieht? Wozu bedarf man solcher Könige und Fürsten? Sie sind unnütze Möbeln, die man füglich entbehren kann, und nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich sind sie, denn sie kosten dem Volke große Summen Geldes, die es sehr gut zu bessern und edlern Zwecken gebrauchen kann, als fürstliche Taugenichtse mit ihren Familien und ihrem faulen Hofgesindel zu mästen!

Der Uniformschneider an der Spree ist zwar in körper-

licher Rücksicht groß genug, allein in sittlicher und geistiger Rücksicht ist er desto kleiner, und von Frömmigkeit, von Güte und Weisheit kann gar die Rede bei ihm nicht seyn. Indessen nennen die ächten Altpreußen, ich meine nemlich diejenigen, welche von der glorreichen und langen Zopfperiode des alten Friedrich nie, ohne Thränen im Auge, pappeln und dröhnen können, Friedrich Wilhelm III doch immer ihren lieben, gerechten und guten König. Es geht ihnen, wie den Muselmännern, welche die seidene Schnur küssen, mit welcher der stumme Henker des Sultans sie erwürgen soll, und dabei sehr ehrerbietig versichern, es sey ganz gerecht und milde, daß ihr erhabener Gebieter ihnen den Hals zuschnüren lasse. Unter den vornehmern Ständen im Altpreußischen herrscht freilich fast durchgehends ein ziemlich hoher Grad von Aufklärung; aber die niedern Volksklassen werden von Jugend auf zu einem blinden, knechtischen Gehorsam gegen die regierende Dynastie ermahnt, und das ist in einem militärisch despotischen Staat, wie Preußen nothwendig, wenn das ganze morsche, aus so vielen, einander abstoßenden Bestandtheilen zusammengesetzte Gebäude, das weder durch Ein, allen Provinzen eigenthümliches Volksthum, noch durch Eine und dieselbe Sprache, noch durch Eine Nationalreligion zusammengehalten wird, nicht mit Donnergepolter auseinander fallen soll. Die Neu-Preußen, sowohl in Polen, als in Sachsen und am Rhein, sind dagegen desto unwilliger gegen Friedrich Wilhelm und seine Regierung; denn die schändliche Art auf welche sie größtentheils mit Preußen vereinigt wurden, der empörende Druck, der auf ihnen lastet, und endlich die vortrefflichen Einrichtungen, die sie durch jene Vereinigung verloren haben, wie zum Beispiel Rheinpreußen, welches ausserdem noch, durch die Losreissung von Frankreich, den herrlichsten Marktplatz der Welt zum Absatze seiner Natur- und Kunsterzeugnisse einbüßte; dies Alles muß allein schon die Einwohner jener Länder auf das Höchste erbittern, und ausserdem thun Friedrich Wilhelm und seine Minister und Beamten ihr Möglichstes, um durch schmähliche Kränkung aller Freiheiten und Rechte die Er-

bitterung zu steigern. Wegen aller dieser Verhältnisse darf man Preußen mit Recht einer großen Kugel von Quecksilber vergleichen, die durch die leiseste Berührung von aussen oder durch irgend eine Erschütterung im Innern sich auflöst, und nach allen Seiten hin auseinander strömt. Der Kern, die altpreußischen und brandenburgischen Erblande mögen vielleicht zusammenhalten; allein sie sind zu schwach, um dem Angriffe einer, selbst nur mittelmäßigen Macht Widerstand zu leisten. Den Einwohnern dieser Provinzen wird freilich von Jugend auf vorgepredigt und eingebläuet, daß ihr lieber, juder König der allerbeßte und allergnädigste unter allen Monarchen sey, und alle Tugenden eines Titus, eines Trajan, eines Mark-Aurel, eines Antonin in sich vereinige; allein die meisten glauben gewiß eben so wenig an diese Lobreden, wie der Delinquent in Leipzig, an jene, mit welcher der Scharfrichter, der ihm den Kopf abschlagen sollte, ihm auf dem Wege zum Richtplatze die landesväterliche Huld und Milde des Kurfürsten von Sachsen auf folgende Weise pries: Mein Kuter, beruhigen Sie Sich, und gehen Sie hier neben mir auf dem Trottoir, damit Sie Ihre schenen, weißen Strimpfe nicht beschmutzen, und hibsch sauber und zierlich auf dem Hochgericht ankommen. Ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß unser kuter, edler, durchlauchtigster Landesvater, der liebevollste, menschenfreindlichste, huldreichste unter allen deitschen Landesvätern ist; denn bedenken Sie doch, er könnte sie rädern lassen, und zwar von unten auf, weil sie ein Majestätsverbrecher sind und auf ihn geschimpft haben. Aber er hat die Gnade, Sie bloß mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode bringen zu lassen, und zwar durch mich, den allergeschicktesten Scharfrichter im ganzen Kurfirstenthum; denn Sie missen wissen — aber mein Kuter, bespritzen Sie doch Ihre schenen, weissen Strimpfe, und Ihr Todtenhemd nicht mit Koth — Sie missen wissen, ich habe seit dreißig Jahren bereits 10,563 Menschen gebrandmarkt und ausgestellt, 5781 gefoltert, 299 gehangen, 157 von unten auf, und 93 von oben herab gerädert und nachher geviertheilt, 597 geköpft und bei keiner einzigen

Exekution den geringſten Fehler gemacht. Sie ſollen ſehen, es geht ganz raſch und leicht, und iſt in einem Augenblick vorüber; Sie müſſen nur keine Furcht haben und recht herzhaft ſeyn. Es geht ſchneller, als ob man balbiert wirde. Und nun mein Kuter, laſſen Sie Sich nieder; beten Sie hübſch ein recht andächtiges Gebet für unſern allergnädigſten, huldreichſten Kurfirſten und Landesherren. Flehen Sie Gott an, daß er Ihnen Ihre ſchwere Sünde, das Majeſtätsverbrechen, das größte, was ein Menſch auf Erden begehen kann, vergeben und Sie aus Gnaden in ſein himmliſches Freidenreich aufnehmen wolle. Amen. Jetzt halten Sie einen Augenblick ſtill! Huſch, fort iſt der Kopf!

Eben ſo viel Glauben, wie dieſe Lobreden des Leipziger Scharfrichters auf die Milde, die Menſchenfreundlichkeit und Güte ſeines Kurfürſten, verdienen die Schriftſteller, welche die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Menſchenliebe des Königs von Kanonenland und das Glück, den Wohlſtand und den Flor ſeiner Staaten preiſen. Durch dergleichen Lobhudeleien wird die Stimmung der Völker nicht geändert, ihre Leiden werden dadurch nicht in Freuden, ihre Schmerzen nicht in Wonnen verwandelt. War es Gerechtigkeit des juden Königs, daß er ſeinen Völkern eine zeitgemäße, ſtändiſche Verfaſſung verhieß, und ihnen ſtatt deſſen knechtiſche, feudale und ariſtokratiſche Provinzialſtände aufdrang, die weiter nichts zu thun haben, als anzuhören wie viele Steuern, Abgaben und Laſten ihr Tyrann ihnen aufbürden will? War es gerecht von dieſem wortbrüchigen Könige, daß er Freiheit der Preſſe, Freiheit des Handels, perſönliche Freiheit und ſo manches andere laut und öffentlich verhieß, und die Völker dadurch zu den blutigſten Kriegen, zu den größten Aufopferungen und Anſtrengungen entflammte, aber ſobald er ſeinen Kopf und ſeine Krone gerettet ſah, nicht allein den Bewohnern ſeiner Staaten, ſondern auch denen aller übrigen deutſchen Länder die heiligſten, die unveräuſſerlichſten Menſchenrechte zu rauben ſuchte? Iſt es gerecht, daß er jetzt, da ihm Jenes nicht überall durch Liſt, Diplomatenkniffe und durch Bannbullen des knechtiſchen, vaterlandsverrätheriſchen Bundes-

rages gelingen wollte, mit seinen Verbündeten und Mittyrannen, den Selbstherrschern von Oesterreich und Rußland, frech auftritt, und mit den gräuelhaftesten Gewaltstreichen alle heiligbeschwornen Verfassungen vernichten, die Fürsten von ihren Eiden entbinden, und die Völker, die ihm einst mit ihrem Blut Thron und Leben gerettet haben, zur schimpflichsten Sklaverei verdammen will? Die Duodez- und Sedezmonarchen sind freilich bereit sich mit ihren Monarchien in Taschenformat dem, durch jenes schändliche Organ des Despotismus zu Frankfurt verkündeten Willen der drei absoluten Großräuber zu unterwerfen; aber werdet Ihr, Deutschlands Volksstämme, werdet Ihr dazu schweigen? Werdet Ihr die Hände in den Schooß legen, und geruhig zusehen, wie meineidige, schurkische Zaunkönige Euch um die heiligsten Güter der Menschheit betrügen? Sollen die Adler der Tyrannen Euch und Eure Frauen und Kinder zerfleischen; sollen sie Euch hintreiben in die Eisgefilde am Nordpol, um für den schändlichsten Böswicht, der jemals einen Thron entehrte, blaue Füchse und Zobel zu fangen? Sollen sie Eure blühenden Städte und Dörfer verwüsten und Deutschlands herrliche Gauen mit Baschkiren, Korjäken und Kalmücken bevölkern? Wollt Ihr Deutsche, von denen so viel Licht und Aufklärung sich über den ganzen Erdball ergoß, es dulden, daß die Buben im Purpur, Ehre und Tugend, Freiheit und Menschenrecht und die ganze Civilisation aus Europa verbannen? Sollen Franzosen und Britten, Schweden und Dänen, Italiener und Ungarn und alle gebildeten Völker Euch fluchen, sollen Amerika und die Nachwelt mit Verachtung und Hohn auf Euch hinblicken, daß Ihr feige und muthlos den ganzen Welttheil auf dem, doch Ihr in jeder Beziehung eine der ersten und glänzendsten Stellen einnahmt, an den schändlichsten Despotismus verriethet? Wolltet Ihr, zehnmal stärker an Mannszahl und zwanzigmal reicher an Hülfsmitteln, als die Polen, nicht, gleich dieser edeln Heldennation, lieber den letzten Tropfen Eures Blutes verströmen, als Euch unter das empörende Joch der tyrannischen Willkühr beugen, bloß um ein elendes Leben ohne

Ehre und Freiheit zu friſten? Doch alle Deutſche, Greiſe, Männer und Jünglinge, Frauen, Jungfrauen und Kinder, ſind ja mit Freuden bereit, die größten Opfer zu bringen, für Menſchheit, Freiheit und Vaterland; und wer es nicht will, der iſt kein Nachkomme Herrmann's, dem ſchlägt kein deutſches Herz in der kalten, falſchen, entarteten Bruſt! Alle ächte Deutſche, Alle ſind einverſtanden, Tugend und Ehre, Freiheit und Vaterland zu retten! Das zeigt ihr muthvoller Trotz gegen ihre großen und kleinen Despoten und Blutigel; das zeigen ihre Volksfeſte, ihre Vereine, ihre kühne, ſtolze Verachtung des ſchurkiſchen, undeutſchen Bundestages, ihre Lieder, die in allen Städten und Dörfern, in Hütten und Paläſten wiederhallen. —

Ach, riefen Fränzchen und Fritzchen, liebe Mutter, weißt du nicht ein ſolches Lied, das überall in Deutſchland geſungen wird?

Ja, eins der bekannteſten will ich Euch ſagen, und Ihr ſollt es nachher auswendig lernen, damit Ihr auch mitſingen könnt. Es heißt: Das deutſche Treibjagen, und es wird nach der Weiſe geſungen: Ha, bravo Figaro! Alſo:

Das deutſche Treibjagen.

Fürſten, zum Land hinaus,
Jetzt kömmt der Völkerſchmaus,
Luſtig! Juchhei!

Erſt ſchubt den Kaiſer Franz,
Dann den im Siegerkranz,
Schub! Schub! Schub! Schub!

Baierland, in's Gewehr,
Ludwig genirt zu ſehr!
Los! los! los! los!

Sachſen, wo bleibt Ihr dann?
Eu'r Mitregent muß daran!
Auf! Auf! Auf! Auf!

Adlich Hannoverland,
Du wirſt zur Affenſchand',
Pfui! Pfui! Pfui! Pfui!

Der ſchönſte Schwabenſtreich
Iſt: Wilhelm aus dem Reich!
Marſch! Marſch! Marſch! Marſch! *)

Odenwald, ſchleif die Senſ',
Zieh' in die Reſidenz!
Autſch! Autſch! Autſch! Autſch!

Knüpft den vermeintlichen
Bürgerlichfreundlichen
Auf! Auf! Auf! Auf!

Zierlicher Kurfürſtſohn,
Dein Stündlein läutet ſchon
Bim! Bim! Bim! Bim!

Mecklenburgs Friederich Franz,
Schandfleck des Vaterlands,
Vorwärts! Marſch! Marſch!

Oldenburg, deine Friſt
Auch abgelaufen iſt,
Tick, tack! Tack, tack.

Weimar's foux'räne Pupp'
Spielt mit der ganzen Trupp',
Pfeift! Pfeift! Pfeift! Pfeift!

Auch Braunſchweigs Wilhelm muß
Knacken die harte Nuß
Knack, knack, knack, knack!

Jagt über Feld und Au
Naſſau und Deſſau.
Huſſa! Sau! Sau!

Waldeck und Lippe flieht,
Schaumburg und Schwarzburg zieht
Fort! Fort! Fort! Fort!

Hechingen und Sigmaringen
Muß über die Klinge ſpringen,
Hopſa, ſa, ſa!

*) Das wäre immerhin ein recht kluger Schwabenſtreich; denn die Zuſicherungen, welche der König von Würtemberg ſeinem Volke bei Publikation der Bundestagsbeſchlüſſe gab, waren bloß Staub, den er den ehrlichen Schwaben in die Augen zu ſtreuen ſuchte.

Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein
Jagt in ein Mausloch 'nein,
Katz! Katz! Katz! Katz!

Lichtenstein und Baduz,
Ist ja nur lauter Utz,
Etsch! Etsch! Etsch! Etsch!

Die freien Städte auch,
s ist nichts als Bäckerrauch,
Ha, ha, ha, ha!

Metternich, marsch mit dir,
Rothschild und Staatspapier,
Hey, hey, hey, hey!

Dem deutschen Bundestag,
Werft faule Eier nach,
Kikeriki! Kikeriki!

Fußvolk und Reisige,
Jagt alle Dreißige,
Biff, baff, baff, baff!

Nun ist's im Lande Raum,
Pflanzet den Freiheitsbaum
Hoch, hoch, hoch, hoch!

— Aber was thun die deutschen Könige und Zaunkönige, liebe Mutter, wenn man ihnen auf allen Straßen und Plätzen solche Lieder vorsingt?

— Was sie immer thun, Kinder, um die Stimmen der Völker nicht hören zu müssen; sie lassen sich von ihren Ministern, ihren Kammerherren und Schmarotzern, die Ohren voll Baumwolle stopfen, und thun, als ob sie von gar nichts wüßten, und das ist sehr klug, denn wollten sie irgend Jemanden wegen des Singens solcher Lieder auch nur ein Haar krümmen, so würde der Singsang bald eine Wahrheit werden. Sie fühlen übrigens von dem Elende der Völker nichts; ihnen scheint Deutschland ein himmlisches Reich, ein wahres Eldorado, so lange sie, die großen Taschendiebe, die deutschen Könige und Zaunkönige nemlich, noch nicht alle Taschen ihrer sogenannten Unterthanen geleert haben. Da giebt es Gold und Silber und Edelsteine in Menge, und wo es dergleichen nicht mehr giebt,

da muß der Presser den Leuten die letzte Kuh nehmen, deren Milch ihren armen kleinen Kindern Nahrung und den arbeitenden Eltern auch dann und wann einen Labetrunk gewährte; oder er entreißt dem Sterbenden sein letztes Bett unter dem Leibe, damit die Steuern und Abgaben an Landes- und Standesherren bezahlt werden; oder er nimmt das einzige Brod, welches die jammernde Wittwe für sich und ihre Kinder in einem Winkel verbarg, als Abschlagzahlung auf das rückständige Kopfgeld. Nun will ich Euch einmal einen Artikel aus einer deutschen Staatszeitung vorlesen und ihn Euch nachher ins Deutsche übersetzen:

„Gestern Nachmittag um 4 Uhr langten Seine königliche Hoheit, unser allergnädigster Großherzog nebst Ihrer königlichen Hoheit, der regierenden Großherzogin und Ihrer ganzen durchlauchtigsten Familie hier an; die hiesigen Behörden und die ganze Bürgerschaft waren den allerhöchsten Herrschaften zwei Stunden weit entgegen gezogen, und die Heerstraße bis N. N. war mit Blumen bestreut." Das heißt in gutem Deutsch:

„Gestern Nachmittag 4 Uhr kam der verfluchte Spitzbube, unser Blutigel mit seiner ganzen Natternbrut, die wir sämmtlich zum Teufel wünschen, hier an. Der servile Oberamtmann Pappenstiel, der Amtsaktuar Kratzfüßler und der Erzpfaffe Beichtpfenning, welcher gerne Dekan werden will, waren ihm zwei Stunden weit entgegen gefahren. Unsere Straßen und Wege sind überall mit Gras und Blumen überwachsen, denn da Handel und Gewerbe durch Mauthen und Zölle erstickt sind, und man höchst selten einen Frachtwagen oder ein Fuhrwerk sieht, durch dessen Räder die Gänseblümchen verletzt werden könnten, so gedeihen sie auf den Heerstraßen vortrefflich." Weiter im Text:

„Am Thore wurden Ihre königlichen Hoheiten, von dreißig schönen, weißgekleideten, mit Rosen bekränzten Jungfrauen, den Zierden unserer Stadt, und von einer unglaublichen Menge Volks mit dem größten Jubel empfangen. Eine der Jungfrauen überreichte Ihrer königlichen Hoheit, der Großherzogin ein Gedicht, welches einen

unſerer ausgezeichnetſten Dichter, den durch manche ſehr intereſſante Werke bekannten Herrn Amtsaktuar Kratzfüßler, zum Verfaſſer hat, und nächſtens auch in unſerm vielgeleſenen Amtsblatt im Druck erſcheinen wird. Der Herr Oberpfarrer Beichtpfenning bewillkommnete im Namen der übrigen Geiſtlichkeit die höchſten Herrſchaften, und ein Gleiches geſchah, im Namen der weltlichen Behörden und der Bürgerſchaft, von dem Herrn Oberamtmann Pappenſtiel. *) Eine unzählige Menge Volks rief jubelnd und wonnetrunken: Es lebe unſer allergnädigſter Landesvater, der Großherzog! Es lebe unſere allergnädigſte Landesmutter, die Großherzogin! Es lebe das ganze großherzogliche Haus! Um acht Uhr Abends war unſere Stadt auf das Herrlichſte erleuchtet, und in allen Straßen vernahm man Muſik und Geſang zu Ehren des großherzoglichen Hauſes."

Das heißt zu Deutſch:

„Im Thore ward das hochfürſtliche Lumpengeſindel von drei alten, häßlichen, weißgekleideten Jungfern, nemlich von der ſchnurrbärtigen Mamſell Barbara Beichtpfenning, Tochter des Erzpfaffen und bereits ſeit fünfzehn Jahren Braut des Amtsaktuars Kratzfüßler; ferner von der ſchielängigen Mamſell Anna Katharina Pappenſtiel mit dem Katzenbuckel und von der langen, ſäbelbeinigen Mamſell Urſula Kratzfüßler mit der Haſenſcharte, empfangen. Die eben genannten Damen überreichten einer alten Megäre, die ſie allerdurchlauchtigſte und allergnädigſte Landesmutter nannten, einen ganzen Bogen voll alberner Verſe, die wahrlich beinahe eben ſo ſchlecht und holpericht waren, wie die Gedichte des Königs Ludwig von Babern. Mamſell Beichtpfennig bemerkte dabei, daß ihr geliebter Bräutigam, der Herr Amtsaktuar Kratzfüßler, der ſeit zwanzig Jahren eine ungeheure Menge von Zahlungs-, Auspfändungs- und Strafbefehlen, Gant- und Konkursanzeigen, Ediktalladungen, Steckbriefen und andern Werken ähnlicher Art geſchrieben und zum Theil

*) Dieſer Herr Oberamtmann Pappenſtiel ſoll ein naher Verwandter des Herrn Oberamtmanns Hoyer zu Ravensburg im Würtembergiſchen, ſeyn.

auch in Druck gegeben habe, der Konzipient jener Verse sey. Sie bäte unterthänigst, ihm doch zur Belohnung seines vieljährigen Dienstleisters die erledigte Oberamtmannsstelle in Armenhausen zu ertheilen. Bereits seit fünfzehn Jahren wäre sie Braut, und wünsche nichts sehnlicher, als aus dem Vorhofe des Ehestandes in das innere Heiligthum desselben einzutreten, sintemal ihr, als Tochter des Oberpfarrers, es nicht ziemen würde, ausserehelichen Vorwitz zu treiben. Ihre Gesundheit habe leider, durch die allzu große Enthaltsamkeit, zu welcher sie, wegen des Standes ihres Vaters verdammt sey, gar sehr gelitten. Ihr geliebter Kratzfüßler würde, wenn Ihre königlichen Hoheiten in Gnaden geruhen wollten, ihre Bitte zu erhören, gewiß sehr bald bei den Armenhäusern, die sich schon längst durch ihre Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit ausgezeichnet hätten, mittelst strenger und durchgreifender Maßregeln eine bessere Stimmung bewirken, und sie, ihres Orts, würde ihren künftigen Kindern und Enkeln nichts dringender empfehlen, als dem großherzoglichen Hause mit der sklavischsten Treue und liebe ergeben zu bleiben. Diese Bitte ward von Ihren königlichen Hoheiten mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen und augenblicklich huldvollst gewährt. Gar possierlich nahmen sich die Todtenkränze aus, womit die drei Grazien, in Ermangelung natürlicher Blumen, ihre Häupter geschmückt hatten. Man will behaupten, diese Todtenkränze bedeuteten dem großherzoglichen Hause, zu dessen Ehren sie getragen wurden, nicht viel Gutes. Ausser jenen drei holden Jungfrauen sah man noch eine Menge armer, in Lumpen gehüllter Frauen und Kinder, die mit wahrhaft herzzerreißendem Jammergeschrei riefen: Brodt! Brodt! Schafft uns Brodt, oder macht uns todt! Ihr Spitzbubengesindel, lebt täglich im Saus und Braus! Verpraßt und verschwelgt, was wir im Schweiße unsers Antlitzes, mit Kummer und Thränen erarbeiten müssen, und wir und unsere Frauen und Kinder verhungern! Nicht einmal ein Stück Holz gönnt Ihr uns, um uns im Winter zu erwärmen oder im Sommer ein paar Erdäpfel zu kochen! Alles wollt Ihr, verfluchte Nattern-

brut, für Euch behalten! — so riefen mit Donnerstimme eben so lumpig gekleidete Männer darein. Wahrlich, ein herrliches Jubelgeschrei! Aber da kamen der Herr Oberamtmann Pappenstiel und Herr Kratzfüßler an der Spitze von zwanzig Landjägern und andern Schergen und ließen mehrere Schreier, die unbewaffnet waren, verhaften und ins Hundeloch führen. Abends um 8 Uhr ward das Haus des Herrn Oberpfarrers Beichtpfenning, mit zehn großen Altarlichtern erleuchtet, welche zu diesem Zwecke schon am Nachmittag aus der Kirche geholt waren, denn Seine Hochwürden mögen bekanntlich von weltlicher Erleuchtung und Aufklärung nichts wissen, weshalb sie auch hier ganz konsequent sich der kirchlichen Erleuchtung oder der Altarlichter bedienten. Der Herr Oberamtmann Pappenstiel und der Herr Amtsaktuar illuminirten gleichfalls, und werden hoffentlich sich wegen ihrer Auslagen zu decken wissen; aber in den übrigen Häusern sah man, ausser den gewöhnlichen Lichtern, kein einziges; ja es schien an manchen Orten fast noch dunkler und trüber, als gewöhnlich. Viele Gruppen Volks sammelten sich jedoch auf den Straßen und riefen: Fort mit dem Blutigel, dem Tyrannen, der sich unsern Landesvater nennt! Fort mit seiner alten Buhlschwester und mit all dem despotischen Lumpengesindel! — Darauf wurden in den Häusern des Herrn Oberpfarrers, des Herrn Oberamtmanns und des Herrn Amtsaktuars sämmtliche Fenster eingeworfen, wobei man sang:

Umhüllt mit Flor den umgestürzten Becher,
Und trauert um ihn her!
Ihr ganz Germanien, Ihr Herren Zecher,
Herrscht Despotismus schwer!

Er kömmt nicht aus der Schule wahrer Weisen,
Nicht von den Göttern her!
Ihn mögen wohl die Pfaffen heilig preisen,
Wer glaubt den Pfaffen mehr!

Das, liebe Kinder, nennen die Deutschen Staatszeitungen, Musik und Gesang zu Ehren der Despoten.

„Am folgenden Morgen," fährt unser Staatszeitungsschreiber fort, „reisten die allerhöchsten Herrschaften, zum

Leidwesen der ganzen Einwohnerschaft schon wieder ab, um sich in das Bad zu N*** zu begeben, wo Seine königliche Hoheit, der Herzog, eine Zusammenkunft mit Seiner Majestät, dem Könige von Kanonenland haben wird, um sich über die Mittel zu bereden, in ihren Staaten die demagogischen und revolutionären Umtriebe zu unterdrücken, die sich hin und wieder äussernde unzufriedene Stimmung der Völker, welche ihren Grund einzig und allein in den Aufwiegeleien unruhiger Köpfe hat, durch zweckmäßige und durchgreifende Mittel zu verbessern, und der Frechheit der deutschen Schriftsteller Schranken zu setzen."

Was diese Redensarten sagen wollen, weiß Jeder, und ich brauche es also nicht zu verdeutschen; weil aber der Großherzog zum Könige von Kanonenland reist, den wir leider, schon zu lange verlassen haben, so laßt uns gleichfalls einen Abstecher in jenes Bad machen, um Seine Majestät noch etwas genauer zu beleuchten.

Dieser Monarch ist ein ausserordentlicher Freund von Bädern; nicht seiner Gesundheit oder seines Vergnügens wegen, sondern weil er dort immer eine Menge leicht bestechlicher Spione findet, durch die er sowohl aus seinen eigenen, als aus andern Staaten Nachrichten, die für ihn von Wichtigkeit sind, einziehen kann. Menschen dieses Gelichters werden aufgesucht und angeworben, und nach allen Weltgegenden hin versandt, um zu kundschaften und aufzuspüren, ob nicht irgendwo ein junger Studierender sich demagogischer Umtriebe schuldig gemacht, oder ein Professor sich allzu freie politische Aeusserungen erlaubt, oder ein Schriftsteller von ausländischen liberalen Briefe empfangen oder an sie geschrieben hat, und dergleichen Sächelchen mehr. Diese geheime Spionerie ist übrigens, wenn man nur einigermaßen auf seiner Hut ist, selbst in Berlin, bei weitem nicht so gefährlich, wie in dem kleinsten österreichischen Landstädtchen. Im Allgemeinen findet auch der ärmste Preuße es unter seiner Würde, sich zu solchen Niederträchtigkeiten gebrauchen zu lassen; er warnt den unvorsichtigen Fremden lieber, ja er ist ihm im Fall der Noth noch gerne mit eigener Aufopferung zur Flucht behülflich,

als daß er ihn um eine Handvoll elenden Goldes verrathen sollte.*) Dies ist eine ganz natürliche Folge der Civilisation, die in Altpreußen, selbst bei den geringsten Volksklassen, um hundert Stufen höher gestiegen ist, als sie in Oesterreich bei den wohlhabendern Klassen steht. Daher hört man auch zu Berlin in öffentlichen Häusern und in großen Gesellschaften, sogar in Gegenwart von Dienstboten und Aufwärtern, laut und frei über politische Gegenstände sprechen und urtheilen, und man irrt wirklich sehr, wenn man in Süddeutschland und Frankreich glaubt, daß die Mehrzahl der Altpreußen ihrem Könige und ihrer Regierung mit knechtischer Treue anhängen. Wie könnten sie bei dem Standpunkte ihrer Aufklärung und Gesittung, bei den unerhörten Opfern, die sie ihm gebracht, bei dem schlechten Lohn, den sie dafür empfangen, und bei dem tiefen, bittern Gefühl des himmelschreiendsten Unrechts, das ihnen dieser werthbrüchige, treulose, undankbare Despot gethan hat, ihm wirklich ergeben seyn? Unter hundert Preußen (ich spreche hier nemlich immer nur von Altpreußen) sind kaum zwei, die ihm zugethan sind, und diese muß man einzig und allein unter der Beamtenklasse, den Polizei- und Mauthdienern und dergleichen Menschen suchen. Selbst der Adel ist ihm wenig geneigt, denn eine Menge von preußischen Edelleuten sind durch Heirathen und andere Verbindungen und Verhältnisse mit vielen Bürgerlichen theils nahe verwandt, theils befreundet, und die geringen Vorzüge, welche der preußische niedere Adel noch hat, wird jeder vernünftige und aufgeklärte preußische Edelmann mit Freuden für die großen Vortheile hingeben, die aus einem Umschwunge der politischen Verhältnisse für ihn und seine Mitbürger entsprin-

*) Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, denn ich habe beinahe vier Jahre als Fremder in Berlin gelebt. Der Mouchard oder geheime Polizeispion wird dort eben so schnell erkannt und eben so verächtlich von Vornehmen und Geringen behandelt, wie in irgend einem liberalen Lande. In Wien hingegen weiß Niemand, wer geheimer Polizeispion ist, und wenn man auch wirklich Einen oder den Andern als Solchen erkennt, so genießt er doch allgemein dieselbe äußere Achtung, wie der rechtlichste Biedermann; er heißt: „Herr Knoden" und hinter seinem Rücken nennt man ihn zwar, weil gar einen klugen Mann.

gen würden. Daher iſt auch vorauszuſehen, daß ſelbſt Altpreußen im Fall einer, in Deutſchland unvermeidlichen Staatsumwälzung, gewiß nicht das letzte Land ſeyn wird, in welchem Freiheitsbäume aufgepflanzt werden. Ja, ich möchte faſt behaupten, daß dieſe Umwälzung in Berlin und in Altpreußen, ſo wie in den nördlichen Staaten überhaupt, eher oder doch eben ſo ſchnell auf eine kraftvolle Weiſe ins Leben treten wird, als in Süddeutſchland; denn Ihr, meine armen, norddeutſchen Brüder, Ihr ſeyd ja, bei Gott, weit ſchlimmer daran, als die Süddeutſchen; dieſe haben doch einen Schein von Freiheit — wenigſtens gehabt; Ihr habt aber noch nichts gehabt, als das elende Gaukelwerk in Hannover, und einige Schattenſpiele von Konſtitutiönchen in den kleinen ſächſiſchen Staaten, die wie Pilze in einer Nacht aus der Erde entſprangen, und wie Pilze in einem Tage wieder verſchwanden. Friedrich Wilhelm ſollte alſo, ſtatt ſeine Kriegsheere gegen den Rhein zu ſenden, ſie, wenn er klug wäre, lieber in ſeinen alten Erbſtaaten behalten; er hat wahrlich keine Urſache, ſo drohend und gebieteriſch gegen Süddeutſchland, gegen Belgien, gegen die Schweiz, ja ſelbſt gegen Frankreich aufzutreten, und ſich auf die Räuber- und Mörderhorden ſeines, von der ganzen Menſchheit verabſcheuten und verfluchten Schwiegerſohns zu verlaſſen. Ein ſolches Ungeheuer kann, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit giebt, ſich nicht lange auf dem Throne behaupten; die Nemeſis wird ihn, wie ſo manchen andern Tyrannen, ſicher ſehr bald ereilen, und dann wird es eine hohe Frage ſeyn, ob der künftige Beherrſcher von Rußland ein Freund oder ein Feind von Preußen ſeyn, und überhaupt, ob Rußland ſeine abſolut monarchiſche Regierungsform beibehalten, oder ob es ſich nicht zu einem republikaniſchen Staatenbunde geſtalten wird.

Kein Selbſtherrſcher neuerer Zeit hat ſich durch die argliſtige Falſchheit ſeiner Politik verhaßter gemacht und durch ſie mehr Unglück für ſein eigenes und für andere Völker geſtiftet, als der König Friedrich Wilhelm III., denn alles Gute, was ſeine lügneriſchen und reichbezahlten Schmarotzer und Lobredner von ihm ausposaunen, würde, ſelbſt

wenn es wahr wäre, nur ein Tropfen gegen den Ozean des Böſen ſeyn, das er anrichtete und noch ferner anzurichten im Sinne hat. Edel und großmüthig hatte Napoleon ihm im Frieden von Tilſit, wo er kaum hoffen durfte, ein Landgütchen für ſich zu behalten, den größten Theil ſeiner Staaten zurückgegeben; aber Friedrich Wilhelm war der Erſte, der 1812 an ſeinem großen Beſieger zum Verräther ward. Als jedoch Napoleon anfieng, in Frankreich und Deutſchland aufs Neue ein großes Heer zu ſammeln, und als es noch ſehr zu bezweifeln war, daß Franz ſchlecht genug ſeyn würde, ſeinen Schwiegerſohn und ſeine Tochter vom Throne zu ſtürzen, da ſandte Friedrich Wilhelm ſchnell den Fürſten von Hatzfeld, einen Mann, der an Falſchheit ſeines Herrn Ebenbild war, nach Paris, um fußfälligſt wegen Yorks Abfall ihn zu entſchuldigen, und alle Schuld auf York zu wälzen. Wie er nachmals durch die glänzendſten Verheiſſungen von Freiheit und ſtändiſchen Verfaſſungen alle Deutſche zum Kampf gegen Frankreich entflammte, und wie er ſpäterhin keine einzige ſeiner Zuſicherungen erfüllen wollte, und jetzt auch Andere zwingt, die ihren Völkern geſchwornen Eide zu brechen, iſt ſchon geſagt und bekannt und braucht nicht wiederholt zu werden. Zu Anfange des Krieges von 1813 hatten Alexander und Friedrich Wilhelm feierlich ausgeſprochen, dieſer Krieg ſollte kein Eroberungskrieg ſeyn, ſondern er habe bloß den Zweck, Deutſchland vom Joch der Fremden zu befreien. Dennoch ward 1815 das ſchöne Sachſen, dies Land ſo großer und ſo herrlicher Erinnerungen für die ganze gebildete Menſchheit, zerriſſen, und die Hälfte ward dem preußiſchen Despoten zu Theil. Auſſerdem bemächtigte ſich Friedrich Wilhelm einer Menge ſchöner Provinzen am Rhein, auf die er niemals Anſpruch gehabt hatte, und des Großherzogthums Poſen, welches als Theil des Großherzogthums Warſchau, dem Könige von Sachſen durch den Frieden von Tilſit auf das Feierlichſte abgetreten war. Den andern Theil des Großherzogthums Warſchau bekam Alexander unter dem Namen eines Königreichs Polen; jetzt iſt es der Schauplatz des gräßlichſten Elends und Jammers, und wird bald eine Wüſte ſeyn,

in welcher bloß rohe Horden von Kalmücken und Baschkiren umherstreifen. So mußte gerade der beßte aller deutschen Könige 1815 mit dem Verlust und der Zerstückelung seiner Staaten, deren Bewohner ihn als einen Vater und als einen edlen vortrefflichen Regenten liebten und ehrten, das ganze Blutbad bezahlen, und die treulosesten, herrschaftigsten Despoten giengen triumphirend und frohlockend mit der Beute ihrer Herrschgier und Arglist davon!

Wir wollen gar nichts erwähnen von Friedrich Wilhelms ungerechtem und tyrannischem Verfahren gegen Massenbach, Jahn und viele andere hochverdiente Männer; wir bleiben nur im Allgemeinen bei seiner Handlungsweise gegen ganze Nationen stehen. Er war der Hauptstifter der ersten meuchelmörderischen und hochverrätherischen Anfälle auf die, den deutschen Völkern in der Wiener Bundesakte so heilig zugesicherten Rechte und Freiheiten; er war der Anstifter der empörenden Bundestagsbeschlüsse vom 20sten September 1819; er saß in den Blutgerichten zu Troppau, zu Laibach, zu Verona, wo die Tyrannen ihre Todesurtheile über die Nationen fällten, welche zum Theil ihnen ihre Kronen und Köpfe gerettet hatten. Er war einer jener gräßlichen Richter, welche die Neapolitaner, die Piemontesser, die Spanier zu ewiger Knechtschaft, zu ewigem Lazaronismus verdammten; er war einer von denen, welche schon damals die heiligsten Eide und Zusicherungen der Könige für nichtig erklärten, und mit barbarischer Grausamkeit die, um Hülfe flehenden Griechen unter das Mörderschwert ihrer blutdürstigen Würger zurückwiesen. Sein schändliches Betragen gegen Polen und gegen Belgien ist zu bekannt und zu frisch in aller Menschen Erinnerung, als daß es einer Erzählung bedürfte! Mit derselben Tigerwuth, wie der Tyrann Nikol, verfährt er jetzt gegen die unglücklichen Bewohner des Großherzogthums Posen, die an dem Kampfe ihrer Brüder Antheil nahmen. Selbst vornehme Frauen und Jungfrauen, die bloß nach Warschau gereist waren, um ihrer kranken und verwundeten Verwandten und Freunde zu pflegen, werden deshalb ihres Vermögens verlustig erklärt, und zu fünf- bis zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Mit der teuflischsten

Bosheit ließ dieser Tyrann viele der unglücklichen, heldenmüthigen Polen, die auf sein, angeblich neutrales Gebiet geflüchtet waren, und dort Schutz und Gastfreundschaft gesucht hatten, durch seine Schergen gewaltsamer Weise unter die Henkerbeile ihrer bluttriefenden Mörder zurücktreiben, um hierdurch die unersättliche Rachgier seines eben so teuflischen Eidams, des Unthiers Nickel, zu befriedigen. Und diesen Schergendienst leisteten preußische Offiziere und Soldaten, also Preußen, die sich schämen, Deutsche zu seyn. Wahrlich, wenn alle Preußen zu solchen Schändlichkeiten sich von ihrem abscheulichen Despoten gebrauchen lassen, dann hätten wir andern Deutschen wohl Ursache uns zu schämen, daß die Preußen Deutsche sind.

Der jude König will sogar ein Christ seyn! Großer Gott, er ein Christ! Er, der Eide für nichtig, und die feierlichsten Zusicherungen für unverbindlich erklärt! Doch ja, er macht läppische Kirchenagenden, während seine Völker ihn um eine zeitgemäße, ihren Bedürfnissen entsprechende Verfassung anflehen! Er schließt Konkordate mit dem Pabst und setzt reich dotirte Bischöfe und Domkapitel ein, in Provinzen, wo es an Schulen und an Armenhäusern fehlt. Er läßt Staatszeitungen schreiben und drucken, und den Flor und Wohlstand seiner Länder in hochtönenden Phrasen lobpreisen, obgleich die Hälfte seiner unglücklichen Unterthanen kaum ihren Hunger zu stillen, kaum ihre Blöße zu decken vermag. Er, der in den Jahren 1813 bis 1815 so heilig und feierlich seinen Völkern Freiheit der Rede und der Schrift verhieß, verwandelt jetzt durch die Machtsprüche, die er durch sein schändliches Organ, der deutsche Bundestag genannt, in die Welt schleudert, und durch Kanonen, Bajonette und Säbel zur Ausführung bringen will, alle deutsche Fürsten in geheime Polizeikommissäre und in Spione und Büttel, die jedes Murren, jede Thräne, jeden Seufzer, jeden Blick, jede Miene ihrer Untergebenen belauschen, und Jeden, der ihnen im Mindesten verdächtig scheint, fesseln und einkerkern sollen; denn Deutschland soll ein großes Zuchthaus und sie sollen Kerkermeister und Schergen darin seyn. Deutschlands Könige und Fürsten sind durch jene

teuflischen, der Vernunft, der Religion und allen Rechten der Menschen Hohn sprechenden Bundestagsbeschlüsse vom 28sten Junius ihrer Eide und ihrer Verbindlichkeiten gegen die Völker entlassen; und damit sind denn auch die Eide und die Verpflichtungen der letztern gegen ihre Fürsten für nichtig erklärt; denn die Verbindlichkeiten und Eide der Völker können nur so lange Kraft haben, als die Eide und Verpflichtungen der Fürsten bei Kräften bleiben. Es ist durch jene Beschlüsse ein Zustand in Deutschland hervorgerufen, wo weder Recht noch Gesetz, sondern blos Gewalt und Uebermacht entscheiden. So wie die Fürsten sich von Treue und Glauben gegen ihre Völker losgesagt haben, so sind auch diese ihnen weder Gehorsam noch Treue weiter schuldig.

Ich könnte noch viel sagen von jenem verruchten Könige; allein ich will es verschieben bis auf ein ander Mal! Nicht Feigheit, nicht Muthlosigkeit; aber Zorn und Unwille lähmen mir Sprache und Hand!

Nun Fränzchen und Fritzchen, die Andern haben Ruthen und Geissеln bekommen; Ihr sollt die Ostereier haben! Du, Fränzchen, nimm alle, die mit Blau, Weiß und Roth bemalt sind; denn du mußt nicht glauben, weil du Fränzchen heißt, daß der boshafte Dummkopf Franz von der Donau dein Pathe sey! Nein, dein Pathe war kein Dummkopf und kein arglistiger Giftmischer, sondern ein edler, hochherziger, aufgeklärter und vernünftiger Mann. Er hätte seine Tochter nicht aus ihrem Hause gejagt und seinen Enkel nicht mit Gift bei Seite geschafft; man nannte ihn nur den guten, tapfern Francois, und er starb am 28sten Julius 1830 in Paris den Heldentod für Freiheit und Vaterland.

Du, Fritzchen, sollst alle Ostereier haben, die mit Schwarz, Roth und Gold bezeichnet sind; aber bilde dir nicht ein, daß der lange, meineidige Friedrich von der Spree dich aus der Taufe gehoben habe. Nein, dein Pathe war kein Schurke, sondern ein großer, edler und aufgeklärter Deutscher, der Friedrich Schiller hieß, ein Mann, voll von heiligem Enthusiasmus für alles Schöne und

Gute, und voll glühender Liebe für Ehre und Tugend, für Freiheit und Vaterland.

Und jetzt, meine Kinder, reicht euch traulich die Hand, und vertragt euch immer gut mit einander, wie es Zwillingsbrüdern geziemt. Ihr habt ja beide unter einem Herzen geschlummert. Nehme Keiner dem Andern das Mindeste, und wenn es auch nur ein Ostерei wäre; sondern ein Jeder lasse dem Andern das Seine, und trage gern und mit Freuden zu dessen Glückseligkeit bei. Lebet wohl; mich schläfert's! Ich gehe bald um einen langen Schlaf zu thun, aus welchem nur ein schöneres, ein ewiges Morgenroth mich wecken soll!

Mögen auch Franzosen und Deutsche, wie Fränzchen und Fritzchen, traulich, als Zwillingsbrüder, einander die Hand reichen, und aller alten Zwiste vergessen! Diese Zwiste giengen ja nicht aus den Nationen, sondern aus ihren Kabineten hervor, und wurden von der Herrschgier, der Vergrößerungssucht, dem Ehrgeiz und andern bösen Leidenschaften der Machthaber angefacht. Fest, als Freunde und Brüder, zu Schutz und Trutz miteinander vereint, können Franzosen und Deutsche allen Bestrebungen und allen Angriffen der tyrannischen Willkühr des Nordens, des Ostens und Südens, die Spitze bieten, und ganz Europa von den Banden der Knechtschaft befreien! Dies ist ihr hoher, ihr heiliger Beruf, denn von ihnen und den Britten haben sich Gesittung und Aufklärung über den ganzen Erdball verbreitet, und sie und die Britten müssen in Zukunft ein heiliges Kleeblatt bilden, einen heiligen Bund, edler und schöner in seinem Ursprung, in seinem Zweck und seinem Wirken, als das schändliche, höllische Bündniß, welches Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm einst stifteten und mit einem höllischen Stempel von Heiligkeit bezeichneten. Ihr Bund muß nicht auf Unterjochung und Verknechtung der Völker, sondern auf Be-

freiung derſelben und auf Umſturz aller ſchrankenloſen Gewaltherrſchaft, nicht auf Verdummung und Verfinſterung der Nationen, ſondern auf Verbreitung des Lichts und der Aufklärung, und auf Vernichtung aller Prunkgebäude und Tempel des Aberglaubens gerichtet ſeyn! Werden Franzoſen, Deutſche und Britten dieſem hohen Berufe folgen, dann werden nicht allein ſie ſelbſt glücklich ſeyn, ſondern die ganze Menſchheit wird dann auch ſchnell das erhabene Ziel erreichen, welches der große Baumeiſter der Welten ihr beſtimmt hat.

Berlinchen. *)

Unſere Staatslehren und Verfaſſungen machen die Fürſten unverantwortlich für alle Regierungsſünden, und haben ſie dadurch auf eine Höhe geſtellt, die ſie vor allen Angriffen ſchützt. Damit ſie nun aber da droben nicht gar zu winzig und zwerghaft erſcheinen, hat man ſie mit einem Pomp umgeben, um in dem Maße, als die Perſon verſchwindet, den Schein hervortreten zu laſſen. Dem Volke bleibt nun nichts anders mehr übrig, als all dieſe Macht und Herrlichkeit anzuſtaunen und ſich glücklich zu preiſen, daß es ſie bezahlen und den Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten in allerunterthänigſter Ehrfurcht anbeten darf. In einer Stadt des Nordens, die längſt bekannt iſt durch Kamaſchendienſt, Bildung, Spreewaſſer und Charlottenburg, lebt dermalen ein Oberhofgaukler, Doktor Ehrenberg geheißen, welcher ſeiner chriſtlichen Gemeinde allſonntäglich die rührendſten Legitimitätspredigten hält und ſeinen andächtigen Schaafen beweist, wie Gott ſelber den Königen alle Heiligkeit und Majeſtät verliehen, und wie der Wille der Fürſten der Wille Gottes ſey. Von dieſer Silbergroſchenſtadt aus, hat ſich durch die ganze Brandenburger Steppe ein Gefühl

*) Meinen Leſern wird dieſer kleine Aufſatz, den mein Freund Herold mir für meine Geiſſel mitgetheilt hat, wie ich mir ſchmeichle, gewiß ſehr erfreulich ſeyn und ich hoffe, Ihnen in den beiden folgenden Heften, oder in einer andern Sammlung politiſcher Flugſchriften, die ich mit mehreren meiner Freunde herausgeben will, noch Manches von ihm liefern zu können. — Und Dich, lieber Herold, bitte ich ſehr dringend und inſtändig mir doch zu ſchreiben, und Deinen Brief auf eine ſichere Weiſe an mich gelangen zu laſſen. Hoffentlich wirſt du dieſes Heft der Geiſſel ſchon irgendwo leſen. Weiter weiß ich Dir öffentlich nichts zu ſagen, als lebe wohl und ſey glücklich!

Hundt-Radowsky.

verbreitet, das man gar nicht näher beſchreiben kann und welches jetzt unter dem Namen: Das königlich preußiſche Unterthanengefühl, bei jedem Schulmeiſter, Pfaffen und Port-Epee-Fähndrich zu finden iſt. Dem Könige verdankt man in Berlin Alles: Titel, Kittel und Mittel, ja die Lieutenants verdanken ihm ihre Taillen und Hegel ſogar ſeine Philoſophie. Der Staat, das Gemeinweſen, das ganze öffentliche Leben tanzt nur nach der Pfeife der Fürſten, Land und Volk nennen ſie ihr angeerbtes Beſitzthum, und die höchſte Aufgabe der Menſchen iſt, ſich in den Staub zu erniedrigen, und die Fürſten in die Wolken zu erheben. In Berlin und Potsdam iſt dieſe Aufgabe völlig gelöst. Ich habe ſchon manchmal gedacht, das ſey blos eine Falle von den pfiffigen Preußen: Sie wollten nämlich ihren König gern los ſeyn, wüßten ihn aber nicht anders wegzubringen als dadurch, daß ſie ihn verrückt machten. Wenn er erſt recht hoch geſtellt wäre, ſo müſſe ihn ja endlich der Schwindel ergreifen und ſchnell herunterſtürzen. Aber nein, ich irrte mich! Ein Preuße kann ſeine deutſchen Brüder verrathen, wie 1805; kann das große Deutſchland verläugnen und mit Baſchkiren und Kalmücken Brüderſchaft trinken — ein Preuße kann heimlich ein Volk morden helfen und auf Wehrlos — Entwaffnete losſchießen, wie bei Elbing, ein Preuße kann bereit ſeyn, den Gottesgedanken der Freiheit in Frankreich ausrotten zu helfen, und die feigen Kirchengeſpenſter, die modernden Peſtgeſtalten des Jeſuitismus wieder triumphiren zu machen — aber ſeinen König fortjagen — nein — ne, det wäre zu arg? — Woher kömmt das aber? Ich will es Euch ſagen. Hochmuth und Dünkel ſteckt in den Köpfen dieſer Preußen, ſchon ſeit langer Zeit. Sie haben ſich durch allerlei Anmaßungen ein gewiſſes Anſehen erſchwindelt, und durch Windbeuteleien ſuchten ſie es zu erhalten. Durch ein bischen Hochdeutſch, ein bischen Philoſophie, ein paar ganz ſchlechte Juriſten und etliche Hof- und Stallpoeten ſtrebten ſie ſich und Andere von ihrem Glück zu überzeugen. Da erwachten plötzlich zu Paris die edlen Tugenden der Volkestreue und Vaterlandsliebe. Das glühende Blut der Franzoſen färbte die Straßen bei

dem Gedanken an Freiheit und Gleichheit, und wo man von Menſchenrechten und Volksherrlichkeit ſpricht, da werden die Männer allenthalben zu Helden. Jetzt iſt mit einem Mal Berlinchen und die Bildung vergeſſen; die preußiſche Spreu iſt durch einen einzigen Hauch zerſtreut, und das ärgert die eitlen Thoren. Sie wollen gerne die Erſten ſeyn — aber an Freiheitsluſt, an Begeiſterung können ſie ja die übrige Welt nicht erreichen, da wenden ſie ſich um voll Schaam und Bosheit, und wollen nun die Erſten ſeyn an Knechtesſinn und Kriecherei, ausgezeichnet durch Lakaiendienſte und Livreegeſchäfte. Zur Strafe ihres frühern Hochmuthes hat ſie der Vergelter im Himmel in Würmer verwandelt. Laßt ſie am Boden kriechen! Der, dem ſie ſich unter die Füße legen, der ſoll ſie zertreten. In Preußen iſt es nicht ſo, wie in andern Staaten. Hier haben ſie wahre Gottesläſterungen getrieben mit dem Könige, ſie haben eigne Unterthänigkeitslehren erfunden, Knechtſchafftstheorien aufgeſtellt und Demuthspredigten gehalten; recht abſichtlich boshaft und albern haben ſie ſich zu immer ſchimpflichern Kreaturen gemacht. Wenn ſich alle Welt aufrichtet zu ſtolzerer Kraft, wenn der Zeitgeiſt mit friſcherem Flügelſchlag alle Völker anwehte und alle wieder die Natur- und Vernunftrechte reklamiren von den Königen, wenn alle Völker Rache zu nehmen haben an ihren Verderbern — die Preußen freveln freiwillig immer noch den alten Frevel der Sklaverei, und Volk und König verſimpeln ſich gemeinſchaftlich in die alte Simpelei.

Herold.

Anhang.

In den vorhergehenden Aufsätzen ist manches Schlimme über den König von Kanonenland gesagt worden; aber bei weitem nicht so viel, als man mit Wahrheit von diesem gekrönten, meineidigen Hochverräther hätte sagen können, denn dazu war der Raum viel zu beschränkt.

In seinem Aufrufe an sein Volk, vom 17ten März 1813, sagte Friedrich Wilhelm III.: „Sie (die Preußen) wüßten wohl, was sie seit sieben Jahren *) erduldet hätten und welches Loos ihrer warte, wenn sie den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll durchführten. Sie möchten eingedenk seyn des alten Ruhms, eingedenk der Güter, welche ihre Väter blutig erkämpft, der Gewissensfreiheit, der Ehre, der Unabhängigkeit, der Wissenschaft und jedes Kunstfleißes; — auch selbst kleine Völker seyen ja wohl für diese Güter in den Kampf gezogen gegen mächtige Feinde und hätten den Sieg errungen. Große Opfer würden gefordert werden, denn ihr Beginnen sei groß, und nicht gering die Zahl ihrer Feinde; aber wie groß auch jene Opfer seyn möchten, dennoch könnten sie nicht mit den heiligen Gütern verglichen werden, für welche sie streiten und siegen müßten, wollten sie nicht aufhören, Preußen und Deutsche zu seyn. Es sey der letzte entscheidende Kampf für ihr Bestehen, ihre Unabhängigkeit und ihren Wohlstand; nichts bliebe ihnen übrig, als ein ehrenvoller Friede oder ein rühmlicher Untergang. Auch diesem würden sie getrost entgegen gehen, um der Ehre Willen, weil ehrlos der Preuße und

*) Nemlich seit 1806, wo dieser weise Monarch durch seinen unvernünftigen Krieg gegen Frankreich nicht allein Preußen, sondern ganz Norddeutschland in Jammer und Elend stürzte.

der Deutsche*) nicht zu leben vermöge; allein mit Zuversicht dürften sie vertrauen, Gott und ihr fester Wille würden ihrer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm einen rühmlichen, sichern Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit." Unterm 15 25 März 1813 hatten Rußland und Preußen bereits durch den russischen Feldherrn Kutusow einen Aufruf an die deutschen Völker erlassen, worin sie denselben Freiheit und Unabhängigkeit verhießen, mit dem Zusatze, „daß die Gestaltung dieses großen Werks ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben sollte."**)

Wie ganz anders ist es doch jetzt, da Preußen und Rußland den deutschen Fürsten alle Unabhängigkeit, den Völkern alle Freiheit zu entreißen streben! Wo sind die heiligen Güter, für welche die Preußen und Deutschen siegen und sterben sollten, und die sie mit so großen, blutigen Opfern vorausbezahlt haben? Wo ist der rühmliche Friede, wo die glückliche Zeit, welche uns damals verheißen worden? O Fluch, dreimal Fluch, den betrügerischen, meineidigen, schurkischen Tyrannen, die so das Vertrauen der arglosen Völker auf das Schändlichste mißbrauchten, ihnen nun auch die heiligsten, unveräusserlichsten Rechte der Menschen rauben und sie bis zu den verächtlichsten Lastthieren herabwürdigen wollen!

Als die Einwohner der Stadt Koblenz und des Koblenzer Regierungsbezirks am 18. Okt. 1817 den preußischen Selbstherrscher in einer Adresse baten, ihnen die, ihnen verheissene landständische Verfassung zu geben, da erhielten sie unterm 18. März 1818 folgende Antwort:

*) Es ist merkwürdig, daß der Preuße immer dem Deutschen vorangehen muß, als ob der Preuße weit mehr wäre, als der Deutsche! Elender Hochmuth! Wo war denn das erbärmliche Preußen, als Herrmann den Varus schlug? Ja, wo und was war es noch vor hundert und funfzig Jahren? Ein kleines Lehnherzogthum der Republick Polen, welche nachher von ihren treulosen Vasallen auf das Schändlichste zerrissen ward.

**) Man sehe die kleine geist- und gehaltvolle Schrift: „Die Rechte der deutschen Völker, den Ansprüchen des deutschen Bundes gegenüber." Von Georg Friedrich Kolb. Speier 1832.

„Weder in dem Edikte vom 22sten Mai 1815, noch in dem Artikel 13 der Bundesakte iſt eine Zeit bestimmt, wann die landſtändiſche Verfaſſung eintreten ſoll. Nicht jede Zeit iſt die rechte, eine Veränderung in die Verfaſſung des Staats einzuführen. Wer den Landesherrn, der dieſe Zuſicherung aus ganz freier Entſchließung gab, daran erinnert, zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit ſeiner Zuſage, und greift ſeinem Urtheile über die rechte Zeit der Einführung dieſer Verfaſſung vor, das eben ſo frei ſeyn muß, als ſein Entſchluß es war. Jeder Commune, jeder Corporation und jedem Einzelnen ſteht es frei, am Thron, wie bei den Miniſterien und Behörden ſein Geſuch vorſtellig zu machen; das Auffordern zu ſupplíciren, kann aber nicht geſtattet werden und ein ſolches Auffordern liegt augenſcheinlich darin, wenn eine Bittſchrift im Lande umhergeſchickt und nachgefragt wird, wer von der Einwohnerſchaft unterzeichnen will. Die mir vor einigen Tagen zugekommene Vorſtellung mehrerer Stadt- und Dorfgemeinden und Einwohner des Koblenzer Regierungs-Departements, datirt vom 18. Okt. v. J. kann alſo nur mein gerechtes Mißfallen erregen. Ich werde beſtimmen, wann die Zuſage einer landſtändiſchen Verfaſſung in Erfüllung gehen ſoll, und Mich durch unzeitige Vorſtellungen im richtigen Fortſchreiten zu dieſem Ziele, worüber unlängſt Meine Erklärung bei dem Bundesverein abgegeben iſt, und dem gemäß die weitere Vorbereitung erfolgen wird, nicht übereilen laſſen. Der Unterthanen Pflicht iſt es, im Vertrauen auf Meine freie Entſchließung, die jene Zuſicherung gab, und der betreffende Artikel der Bundesakte veranlaßte, den Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Ueberſicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde.

Potsdam, den 22 März 1818.

Friedrich Wilhelm."

So handelte, ſo ſprach; ſo handelt und ſo ſpricht noch jetzt der ſtolze, übermüthige Despot, der das Vertrauen ſeiner und anderer Völker ſo oft auf die himmelſchreiendſte und nichtswürdigſte Weiſe gemißbraucht hat. Wer darf es alſo dereinſt dem künftigen Geſchichtſchreiber unſerer Tage, als eine Partheilichkeit vorwerfen, wenn er Friedrich Wilhelm III., den jerechten, juden König der Preußen als einen der wortbrüchigſten, verächtlichſten und verabſcheuungswürdigſten Tyrannen brandmarken wird?

Hartwig Hundt-Radowsky.

BIBLIOTHEK